Geschichte

des

deutschen Reichs

und des

deutschen Volks

von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Ein Lehr- und Handbuch

von

W. Prisac,

Stiftsherr zu Achen und Ritter des h. Grabes zu Jerusalem, sowie mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied.

Regensburg.

Verlag von G. Joseph Manz.

1857.

Vorrede.

In den Propyläen von St. Peter zu Rom stehen zwei kolossale Reiterstatuen, die ich bei jedem Gange nach diesem berühmtesten Gebäude der Welt stets mit ganz besonderer Theilnahme betrachtet habe, und wenn man sich erzählt, Gibbons antichristliches Werk über den Verfall und Untergang des römischen Reiches sei auf den Ruinen der ewigen Stadt entstanden, so dürften jene Betrachtungen einen langgefaßten Entschluß, ein kurz zusammengedrängtes Buch von etwa vierzig bis fünfzig Druckbogen über die deutsche Geschichte zu schreiben, das wieder einmal ganz aus katholischer Anschauung heraus die Ereignisse des großen Vaterlandes der deutschen Jugend vor Augen führte, endlich zur Reife gebracht haben. Denn das Material ist beinahe seit zwanzig Jahren mit aller Sorgfalt und Opfer gesammelt worden. Jene beiden Statuen aber sind die Konstantins, des ersten christlichen Kaisers der Römer, und Karls des Großen, der, um in dem alten Styl zu reden, das Reich von den Römern auf die Deutschen gebracht; beide Fürsten, welche die Kirche ebenso geehrt haben, wie sie durch die Kirche geehrt, groß und ruhmvoll geworden sind, und ihr Scepter zur Wohlfahrt der Menschheit geführt haben. Ein Handbuch der deutschen Geschichte auf katholischer Grundlage, das heißt, ein solches, worin die Religion wieder eine Stelle, und zwar für Deutschland gewiß eine wichtige,

einnimmt, muß ein doppeltes Interesse haben, einmal ein kirchliches und dann ein politisches. Für kein Volk ist aber die Religion, und hier kann nur von der katholischen Kirche die Rede sein, von der Wichtigkeit und Bedeutung gewesen, von dem Einflusse selbst auf seine politischen Institutionen, als wie für das deutsche. Nur Frankreich macht aus einem ganz natürlichen, ja mit uns übereinstimmenden Grunde in jener Beziehung den Ruhm der ersten Zeit ihm streitig, eben weil seine Herrscher Deutsche waren. Es rechnet Karl, den großen Frankenkönig, zu den Seinen, und so lange es auf diesen Ruhm in Wahrheit etwas gibt, wird es auch jene Stelle einnehmen, welche dem Deutschen eigentlich gebührt, und die er durch einen besondern Beruf der Vorsehung allein wahrhaft und zum Glücke aller Völker ausfüllen kann. Denn wir haben die lebendige Ueberzeugung, daß nur das deutsche Schwert den Frieden in Europa und namentlich auch in Italien und für die Kirche erhalten kann, und wenn wir auch die Verhältnisse nicht verkennen und ihnen Rechnung tragen wollen, so war es mir doch schmerzlich, dasjenige Volk, welches durch Gottes Gnaden, so wie den wahrhaften Ruhm seines Namens zum Schutze der Kirche verbunden, durch eine andere Nation ersetzt zu sehen, die in dem Individuum zwar stets die höchste Empfänglichkeit gezeigt für alle Opfer des Christenthums, deren Regierungen aber, seit mehr als drei Jahrhunderten feindlich gesinnt gegen die Kirche, ihre Heere nicht aus den edelsten Zwecken dorthin gesendet, wo eigentlich der Deutsche seinen Platz haben sollte. — Wahr ist es leider! Der Irrthum der Herrscher und Beherrschten, besonders in religiösen Angelegenheiten, hat Deutschland aus seiner ehrenwerthen Stellung, der Hort der Kirche und der Mittelpunkt der Völker zu sein, verdrängt. Ein Volk, das in allen seinen Einrichtungen, vom Kaiser bis zum niedrigsten Fürsten und Unterthanen hinunter, in seinen Reichs- und Kreistagen, in seiner ganzen Verfassung und politischen Eintheilung, im Geiste aller seiner Gesetze ein Analogon der Kirche, konnte bei dem Abfall von derselben den Ruhm seines Namens, die ihm von der Vorsehung angewiesene Stelle des zweiten Schwertes, nicht mehr behaupten. Aber wir geben deshalb die Hoffnung der Rückkehr nicht auf. Ja es war uns sogar gestattet, vor dem heiligen Vater und Fürsten der Christenheit jene Hoffnung auszusprechen, daß Deutschland, welches nicht zur Ruhe und nicht

zum Frieden gelangen könne, bis es wieder zurückkehre dahin, von wo es sich in unseliger Verblendung getrennt, zu der römisch-katholischen Kirche, der es den Ruhm, die Größe, die Herrlichkeit seines Namens verdanke, und in dem lebhaften Beifalle des Stellvertreters Christi im Voraus eine gute Bedeutung für jene Zuversicht zu erblicken.

Was man aber auch immer denken mag, darin sind gegenwärtig alle Parteien, denen es noch um einige Ordnung in Deutschland Ernst ist, einig, daß das Vaterland einer großen Wiedergeburt bedürfe. Ja selbst die Männer der Unordnung bedienen sich dieses Stichwortes mitunter zur Täuschung nicht übelgesinnter Gemüther. Nur um die Anwendung der Mittel ist der Streit. Die zersetzende protestantische Wissenschaft, ihre Mißgeburten, der rohe Materialismus und der Scheinliberalismus und Pietismus mit allen seinen hohlen Formen und hochklingenden Phrasen haben bereits das Ihrige vergebens zum Aufbau versucht. Es fragt sich, ob die Ereignisse sich nach so mancher traurigen Erfahrung (die vielleicht nicht umsonst dagewesen ist, und den handgreiflichen Beweis geliefert, daß es auf dem Wege nicht geht) in Zukunft günstiger gestalten, und die katholische das wieder herstellen kann, was ursprünglich rein katholisch gewesen, und daher auch nur so gedeihen kann, wie es hervorgerufen. Wenn aber auch vor der Hand die Möglichkeit jener Verwirklichung noch in weiten Fernen zu liegen scheint, so leben wir doch in einer Zeit, welche nicht blos alle Tage, ja fast stündlich Dinge hervorruft, die für den Wenigerdenkenden an's Wunderbare gränzen, worin die Gegensätze ihre äußersten Pole erreicht haben, welche die Wahrheit von der Lüge scheiden und das Trugwerk in seiner ganzen Ohnmacht hinstellen. Und zwar alles dies aus ganz natürlichen Gründen. Das Positive, das der Protestantismus aus der alten Kirche mit hinübergenommen, und wovon er bis dahin noch einigermaßen gelebt, hat sich in den drei Jahrhunderten aufgezehrt, und die Verwirrung der Geister ist auf einen derartigen Standpunkt gebracht, daß man es nicht länger ertragen kann, und entweder den Weg der Barbarei einschlagen oder zur alten Kirche mit allen ihren Institutionen zurückkehren muß. Denn diese alte Kirche, diese alte katholische Wissenschaft war kein Werk der blosen Speculation, in dem Kopfe eines Mannes erfunden, und wie ein philosophischer Satz auf die Schüler weiterverbreitet. Sie

war kein Gebäude in der Luft oder auf vergänglichem Boden. Sie hatte ihren Halt in dem Glauben an eine höhere und ewige Ordnung der Dinge, und dieser Glaube das ganze Staats- und bürgerliche Leben geheiligt. Zwar hat die neuere Philosophie und besonders jene in der Hauptstadt der protestantischen Intelligenz sich auch hier zu helfen gesucht. Sie hat ihre Dogmen denen der alten Kirche entgegengesetzt, gegenwärtig sogar von ihren Disciplinen hie und da etwas angeflickt. Aber die Lehre von der Identität des reinen Seins und des Nichtseins hat keine besondern Früchte gebracht, die Menschen hier in unsägliche Widersprüche verwickelt, dort den festen Boden unter ihren Füßen weggezogen. Dazu kommt nun noch die Macht der Ereignisse oder die der göttlichen Vorsehung und Barmherzigkeit in denselben, welche ebenso leicht Reiche zerstört wie aufbaut. Es ist nicht in unserer Gewalt, diese Ereignisse, wenn sie uns mit gebieterischer Nothwendigkeit in den Weg treten, zurückzudrängen oder ihnen gar keine Rechnung zu tragen. Am wenigsten aber vermag dies der Geschichtschreiber, der Thatsachen zu berichten und die Ursachen, welche sie hervorgebracht haben. Wir werden daher unserer Seits nicht dafür können, wenn wir geradezu, ohne daß wir es beabsichtigen, gewisse Lieblingsneigungen empfindlich berühren sollten, und in dem Verlaufe des Buches selbst, in den Thatsachen zeigen, wie das deutsche Leben, die bürgerliche Verfassung und Größe des Reiches nur mit der Kirche möglich war, indem sie die früher in verschiedene, einander bis auf den Tod bekämpfenden Stämme zerfallende Nation erst zu einem großen, gemeinschaftlichen Ganzen sammelte, die Wilden bezähmte, ihnen Institutionen gab, die bei einer großen Freiheit und Selbstständigkeit des Individuums doch ein großes, starkes Reich zusammenhielten, Kunst und Wissenschaft förderte, die Barbarei verscheuchte. Doch das würde beinahe eine Apologie der katholischen Kirche in der deutschen Geschichte sein, und so würdig diese Aufgabe immer sein mag für die Feder eines gewandten Geschichtschreibers, so will ich das doch nicht. Was ich hier liefere, ist eine Geschichte der Deutschen in Deutschland und dem deutschen Reiche aus katholischem Gesichtspunkte, und wenn ich jene Dinge, die so wesentlich miteinander in Verbindung stehen, nicht unberührt lassen kann, so soll dies nur in großen Zügen und mit einzelnen Strichen geschehen, nach Art der Historienmalerei, wo die

Landschaft blos angedeutet ist, indem ich mein Hauptaugenmerk, die deutsche Geschichte im Ganzen und Großen, festhalte, aber treu und wahr mit stetem Hinblick auf das schöne Gebäude „des heiligen römischen Reiches deutscher Nation", das selbst in seiner Schwäche noch immer voll ehrwürdiger Erinnerungen, und wenn auch mein Werk, was ich gerne gestehen will, noch Manches zu wünschen übrig lassen sollte, so möge man nicht unbillig sein und bedenken, mit welchen eigenthümlichen Schwierigkeiten dasselbe zu kämpfen gehabt, und wie es sich durch den Wust einer fast vierhundertjährigen, verprotestantisirten oder negativen Geschichtschreibung habe Bahn brechen müssen, daß es sich fast zu einem neuen Inhalte auch eine neue Form zu bilden gehabt, und daß erst die Zeit, die, wie zu hoffen steht, bessere Aussichten bietet, den Mängeln abhelfen kann und sicherlich abhelfen wird.

Vielleicht hat meine Schrift einen doppelten Nutzen, einen belehrenden und einen anregenden. Sie wird Beides nicht weniger für die Jugend sein, als für den reifern Mann, und zwar dieses um so mehr, je lebhafter das Bedürfniß der Herstellung der großen, deutschen Nation gefühlt wird, und je mehr man in den Mitteln dazu fehlgegriffen, also daß auch der Bessere fast verzagt. Wir sind aber der Meinung, wenn auch die neuen Churfürsten, deren Dominium in fehlgeschlagenen Hoffnungen und größtentheils in einem verkehrten Leben gelegen, jüngst zu Frankfurt mit der Kaiserwahl nicht durchdringen konnten, daß darum ihre Arbeiten doch nicht geradezu nutzlos gewesen, indem sie wenigstens einen negativen Werth gehabt, und die Welt vollkommen überzeugen mußten von der Verkehrtheit eines Treibens, womit nun beinahe seit sechzig Jahren auch die Bessern genarrt worden sind. Ja, wenn jene genannten Ehrenmänner, die im Gegensatze zu den alten Churfürsten und Ständen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ein Reich ohne Gott gründen wollten, was selbst den blinden Heiden als ein Werk der Unmöglichkeit schien, und wenn sie eine Freiheit ohne Recht zu gründen gedachten, für Jesuiten, „Redemptoristen und Liguorianer" (wir geben die Ausdrücke mit diplomatischer Genauigkeit, wie die hohen Herren sie aufstellten) keinen Platz hatten, sondern diesen Erde und Wasser untersagten; so wies das alte weite Reich, welches von den Küsten des Mittelmeeres bis zum Ausfluß des Rheines hinunterging,

den Boden, wo jetzt Petersburg steht, und jenen etwa zwanzig bis dreißig Stunden diesseits Paris den seinigen nannte, nicht nur diesen, sondern auch einer andern Reihe von Ordensgenossen, berühmten Abteien, Stiftungen und Klöstern eine ehrenwerthe Stelle an. Dafür erkannten aber auch die sonstigen Fürsten der Erde in dem deutschen Kaiser das Oberhaupt der Christenheit, und die alte Freiheit, die weniger nach schwindelnden Worten hascht, dafür aber auf das Wesen und die Sache geht, und sich mit dem trügerischen und gleißnerischen Kram und all dem Gaukelwerk, womit die Gegenwart Alles reformiren oder deformiren will, sich nicht besonders verträgt, läßt Jedem seinen eigenen Gang und das Ausbilden, wozu er die meiste Lust hat, vorausgesetzt, daß er das bestimmte, namentlich ausgesprochene und nicht vage, blos für heute oder morgen geltende, durch sogenannte Majoritäten der Kammern oder die öffentliche Meinung und derartige unsichere Dinge festgesetzte Recht nicht verletzt. Er kann daher in dem alten Deutschland, wenn er sich nicht vergreift an der Ehre, den bestimmten, durch das Gesetz verordneten Standesrechten oder dem Gute des Nächsten, einen Rock anziehen, wie er will, zusammenwohnen und beten, mit wem er will, die Werke der Barmherzigkeit üben an den leidenden Brüdern, wie er will, mit einer Regel oder ohne Regel, für sich allein oder nach der damals auch in allen bürgerlichen Dingen, in Handel und Gewerbe gestatteten Weise, in einer Genossenschaft von Gleichgesinnten. Aber in diesem Falle ist die Regel, welche jene zusammenhält, kein Geheimniß, welches das Tageslicht nicht vertragen kann. Sie ist vor aller Welt offen, und nicht heute so, morgen wieder anders. Das ist überhaupt das Eigenthümliche des alten Deutschlands, wie auch des übrigen gesitteten Europa's, daß die meisten Rechte dingliche, ja auch die persönlichen eine dingliche Hinterlage hatten. Nur so war ein tausendjähriger Bestand möglich, und das Gesetz, von dem man in unsern Tagen so viel reden hört, in der That ein geheiligtes. Man konnte von der Majestät des Gesetzes reden; denn es war nicht jedem politischen Schuhflicker, communistischen Schneider oder sonst bankerotten Menschen, der weder in der Schule, noch später im Amte etwas Rechtes gelernt, und gerade deshalb allen Grund hat, mit der bestehenden Ordnung unzufrieden zu sein, gestattet, das höchste Reichsgesetz mittels eines geltenden Tagesschwindels oder der

falschen Münze von Fortschritt, Zeitgeist, öffentlicher Meinung, Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetze, der sogenannten öffentlichen Wohlfahrt, oder wie die sonstigen Truggespenster und Irrwische heißen, umzustoßen. Nur mit jenen Begriffen von der Majestät des Gesetzes war das Recht der Genossenschaft, eines der wichtigsten und größten Rechte der persönlichen Freiheit, ein sicherer Bestand der Dinge, daher auch vor Allem des Besitzes möglich. Denn das Recht der Genossenschaft gehörte den Geistlichen nicht mehr und nicht weniger als den Weltlichen. Es war nur so lange geheiligt und vor Mißbrauch gewahrt, als die Kirche es billigte und schützte. Erst als die Spaltung der Religion, der Bruch mit der Kirche in's Land kam, da war die sogenannte „deutsche Freiheit", wie dies schon ein bekannter Publizist aus dem vorigen Jahrhundert bemerkte, der Belsthurm, an dem sich die Gemüther verwirrten, und auch die Geschichte unserer Tage hat vollkommen gezeigt, was es mit dem sogenannten Vereins- und Vereinigungsrecht außer, oder wohl gar gegen die Kirche für Bewandtniß hat. Als man sich durch Empörung gegen die Kirche in Deutschland und den sonstigen Ländern auch des Schutzes beraubte, welchen sie allen bürgerlichen Institutionen verliehen, da trat zugleich der Eigennutz, die Raubsucht, Mord und Todtschlag von Groß und Klein desto ungezügelter auf, die Gemüther verwilderten, die Armen hatten keinen Halt, sie erhoben sich zuerst unter dem Namen des Buntschuhes in einem communistischen Bauernkrieg in Schwaben, in dem sie erbarmungslos schlachteten, und ebenso erbarmungslos hingeschlachtet wurden, in dem socialistischen und St. Simonistischen Thomas Münzer in Thüringen, eines Johann von Leiden und Knipperdolling in Westfalen. Die Fürsten, der falsche Moritz von Sachsen, der wollüstige Landgraf Philipp von Hessen und ihre wilden Raubgenossen, trieben unter dem Namen der deutschen Freiheit die Empörung im Großen und gaben ihr einen legalen Anstrich im schmalkaldischen Bündnisse; in dem Vertrage von Chambord begannen sie die Treulosigkeit und den Verrath an Kaiser und Reich, an der deutschen Ehre, denen endlich eine dreißigjährige Verheerung des großen Vaterlandes, eine Zerstückelung seines Bodens und eine mehr als zweihundertjährige Schmach folgte, die fast mit Vernichtung desselben endete. Denn die Fremden, Frankreich und Schweden, kamen im Namen der

deutschen Freiheit in's Land, vernichteten die deutschen Heere mit größtentheils deutschem Blut, sie stahlen die Wehren des Reiches mit Verrath und Arglist, und schrieben da Gesetze vor, wo man bisher wohl Gesetze zu geben, aber keineswegs von fremden Völkern zu nehmen gewohnt war. Sie entfremdeten und raubten den deutschen Elsaß und das mit so vielen Erinnerungen an Deutschland gekettete Straßburg, einst berühmt durch sein großes Wehrhaus, ein ruhmvoller Theil des deutschen Landes und eine Stadt, die bis auf die heutige Stunde ihren deutschen Charakter nicht verläugnen kann, ja troz ihres Kleberplatzes, troz dem Lärmen der französischen Demagogie, der hohlsten von der Welt — wer nach Straßburg kömmt und etwas von deutschem Wesen und deutscher Geschichte versteht, kann sich der Bemerkung nicht entschlagen, daß jene Stadt in ihrem Aeußern und Dinglichen mehr Deutsches bewahre, als so manche deutsche Hauptstadt jenseits des Rheines. Wiederum ein gutes Zeichen für die Zukunft, die aber nur mittels einer soliden Rückkehr zu bessern Grundsätzen erträglich zu machen ist.

Als die materielle Macht der Kronen Frankreich und Schweden, der Bürgen und Geranten „der deutschen Freiheit", seit dem westfälischen Frieden, dem großen Todesurtheil des deutschen Reiches, gebrochen, als sich das Vergeltungsrecht vorbereitete an den Fürsten und Völkern, da suchten beide sich damit vor der Hand wenigstens abzufinden, daß sie als Rettungsanker nach den hohlen Formen und Schatten der Pariser Freiheit griffen, ja Fürsten, denen der Schutz der Kirche oblag, hatten sich schon früher etwas darauf zu Gute gethan, daß sie gegen einen Erzbischof von dem Brode des Volkes redeten, das sie äßen, während sie sich gerade um die wahren Freiheiten dieses Volkes nur dann kümmerten, wenn sie ihren bureaukratischen Ideen entsprachen, oder dieselben wohl schmählich mit Füßen traten. Da brach denn die Revolution wie natürlich in's Land, und sie zu heilen, gedachte man, gäbe es kein anderes Mittel, als das homöopathische der Constitution. Gewiß hatte das alte Deutschland, wenn man mir einen Namen erlauben will, der allerdings wegen seiner unsäglichen Mißverständnisse nicht der rechte ist, eine Constitution. Es hatte eine freie, die freieste von der Welt; es hatte eine Charte, die, ungeachtet sie erst ein halb tausend Jahre später geschrieben wurde, als sie bestanden, und darum in der That

eine Wahrheit war; aber sie sah ganz anders aus, als die moderne französische, die, wenn es hoch kommt, ein Decennium währt, und dann ebenso leichtfertig und leichtsinnig wieder umgeworfen wird, als sie beschworen. Jene alten Reichsgrundgesetze Deutschlands und der deutschen Völkerschaften, welche den höchsten Schutz der bürgerlichen und persönlichen Freiheiten enthielten, auf deren Grund sich Fürsten und Völker anfänglich auf den März- und Maifeldern, dann in Reichs- und Kreistagen versammelten, die zuerst in den Capitularien, den Reichstagsabschieden, der sogenannten goldenen Bulle Karls IV., endlich den Wahlcapitulationen schriftlich niedergelegt wurden, waren nicht in den Köpfen einiger literarischen Pedanten, Gaukler, rabulistischen Advocaten ohne Prozesse, Aerzte ohne Kranke, Kaufleute ohne Kredit heute oder gestern entstanden, die deutschen Völkerstämme hatten sie theils mit aus ihren Ursitzen in die neuen Wohnungen gebracht, dem durch das Christenthum gebildeten neuen Wesen anbequemt und mittels desselben eine Ordnung der Dinge gegründet, die den ganzen Menschen erfaßte und wohl wußte, daß er aus Leib und Seele bestand, daß es außer diesem Vaterlande noch ein anderes gäbe, welches selbst bei der zeitlichen Wohlfahrt nicht unberücksichtigt und aus der Gesetzgebung entfernt werden könne. Man lese so viele Capitularien, Reichstagsverordnungen, selbst nachdem sich der religiöse Spalt schon durch das Vaterland gezogen hatte, man wird immer diese Ansicht festgehalten finden, wie sie denn auch thatsächlich von dem deutschen Reiche unzertrennlich war. Denn das deutsche Reich war ein Analogon der Kirche. Seine Einrichtungen sollten, wie diese, nicht blos für die Gegenwart gelten. Das deutsche Reich, als Vertreter des weltlichen Schwertes, der Kaiser, als Schutzherr der Kirche (noch gegenwärtig sind zu Rom die zum Schutze des heiligen Vaters bestimmten Schweizergarden in die seit dem Jahre 1848 etwas verrufenen Farben gekleidet) mußten sich nicht blos in ihren Verordnungen an diese anlehnen, ihnen Kraft geben, den weltlichen Arm leihen zur Vollstreckung im Falle äußerer Empörung und Widersetzlichkeit, sondern auch diesen hohen Zweck in ihren Gesetzen und im Geiste ihrer ganzen Verwaltung aussprechen. Die Kaiser gelobten dies nicht blos bei der Krönung durch einen feierlichen Eid, die Fürsten des Reiches bei der Belehnung, die Bischöfe

bei der Investitur, sondern auch die vorhandenen Rechtsbücher, die Geschichtswerke der Gelehrten, bekannten sich ausdrücklich zu jenen Grundsätzen, ja die mittelalterlichen wußten nicht anders, und wenn auch die spätern, welche sich der Kirchenspaltung anschloßen, mannigfach über die Anwendung stritten, so ließen jedoch auch diese noch bis gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts wenigstens die Theorie gelten. Von der Zeit an ward es anders. Die Kaiser, die Churfürsten selbst wankten, unterhöhlten ihre eigenen Throne und gruben an ihrem eigenen Grabe. Sie bekannten sich zu den Grundsätzen der Umwälzung, und ihre Schöpfungen waren im Geiste einer hinfälligen, unkirchlichen und gottlosen Tageswissenschaft, der in Allem die höhere Weihe fehlte.

Jene alten Reichsgrundsätze und die darauf basirten Institutionen waren stets berathen nicht von abhängigen Senatoren, wie die neuere Zeit sie schafft, von zusammenintriguirten Kammerhelden des allgemeinen Stimmrechtes, oder einer sonst auf nichts als Willkühr beruhenden Mechanik, oder Beamten, wie die Polizeiwissenschaft sie sendet, sondern nur von denen, welche an ihrer Erhaltung und gesunden Entwicklung außer dem geistigen auch ein materielles Interesse hatten, und für welche der Ruhm ihres Umsturzes keine besondern Reize bot, von den Aebten, Bischöfen, großen Grundbesitzern des Reiches, von den Vorstehern der Gemeinheiten, von denen die Erstern schon vermöge ihrer Herkunft und der Grundsätze der Kirche, welcher sie angehörten, die untern Stände, die zweiten die höhern und die dritten die mittlern und bürgerlichen vertreten konnten. Man werfe nur einen Blick in die Capitularien Karls des Großen, seines Sohnes Ludwig des Frommen, in das schöne, aber wenig gekannte Buch (weil es nicht nach dem Schnitte des Zeitgeistes): „Montags Geschichte der deutschen Freiheit," und man wird sich vollkommen überzeugen, wie selbst mächtige Kaiser, wie Karl der Große, nach der damaligen Reichsverfassung fern von Despotismus in Abfassung der Gesetze waren, die, wie schon der Eingang sagt, stets mit den Besten und Edelsten berathen wurden, und wie er in Handhabung derselben den Mißbrauch der beauftragten Beamten durch die Einrichtung der königlichen Sendgrafen, gewöhnlich Bischöfe, Aebte, sonstige Vertraute oder angesehene Männer, mit außerordentlichen Vollmachten zu hemmen wußte. Wenn jene

letzte Einrichtung aber nicht von langer Dauer gewesen, so lag das in den traurigen Umständen der Zeit, die sämmtlich zu beseitigen damals in keines einzelnen Menschen Macht lag, auch wenn seine nächsten Nachfolger mehr Kraft entwickelt hätten. Doch war das, was Karl gegründet, nicht so ganz verloren für Deutschland. Es hatte noch immer eine Art von Auctorität. Die Thorheit aber, sich irgend einen verkommenen Menschen oder politischen Quacksalber und Marktschreier aus irgend einem Winkel des Vaterlandes oder der Verbannung zu verschreiben, oder von irgend einem Wahlcomité aufdrängen zu lassen, und wohl gar deshalb, weil er irgend einen verdrießlichen Handel mit der Obrigkeit gehabt, und diesem seine heiligsten Interessen anzuvertrauen, die unbedingte Gewalt zu geben, die Bedingungen seiner Existenz festzusetzen, oder jedesmal die höchsten Reichsgrundgesetze nach Launen, Parteizwecken oder auch nach dem blosen Spiele des Zufalles umzuwerfen und umzumodeln, den schlechten Verwaltern ihrer eigenen Kasse die fremde zu öffnen, war wider deutsches Recht und deutsche Sitte. Hätte man irgend eine Erfindung oder ein Mittel ersinnen wollen, jedes Recht, jeden Besitz alle Augenblicke in Frage zu stellen, oder sich das Messer an die Kehle zu setzen, so wäre allerdings jene Thorheit an ihrem Platze gewesen. Der praktische Sinn der deutschen Völkerschaften schützte lange vor jener Verblendung, bis auch sie mit dem religiösen und bürgerlichen Indifferentismus, der ihr Hauptträger ist, in's Land trat, und die betrübenden Erfahrungen die Besitzenden endlich, wenn auch vor der Hand noch nicht grundsätzlich, doch thatsächlich, zu der Ueberzeugung brachte, daß der Belagerungszustand oder der Bonapartismus die beste Constitution sei. Wir halten dies für die natürliche Entwickelung eines Systemes, das von Grund aus auf Täuschung gebaut und dem altdeutschen so geradezu entgegengesetzt war. Soll das constitutionelle System, wie es in Frankreich eingeführt war, und von da auch nach Deutschland kam und seinen bösen Samen auswarf, namentlich in Baden, Sachsen, Baiern und einigen Duodezländchen, noch einen Schein von Wahrheit behalten, so müßte es sich natürlich bis zum allgemeinen Stimmrechte und zur Republik entwickeln. Wenn aber die alten Republiken, die berühmtesten von Rom und Griechenland, zu Ende gingen, dann hatten ihre Bürger das allgemeine Stimmrecht erreicht. Die

Demagogen, deren Wesen uns am besten aus den Komödien des Aristophanes geschildert wird, bekamen alsdann freies Feld, und die Tyrannei des Pöbels, die wir auch in den Jahren 1848 und 1849 so theilweise in Deutschland, bis dahin noch in einer schwachen Probe kennen gelernt, fand nur ihr Ende in der Tyrannei des Einzelnen. Diese hatte dann ihren größten Feind in dem Meuchelmorde oder der Soldatenwillkühr, und dieselben Menschen, welche früher sich heiser nach Freiheit geschrieen, wurden dann die größten Schmeichler des Tyrannen, oder wenn sie sich nicht fügen wollten, widerrechtlich gemordet, ihres Vermögens beraubt oder verjagt, bis eine andere Partei sie zur Zeit wieder hervorrief. Diesen Leidenskelch haben wir Deutsche bis dahin noch nicht bis auf den Boden getrunken, obgleich er uns in dem allgemeinen Stimmrechte und in der sogenannten Kaiserwahl vom März des Jahres 1849 bereits so ziemlich nahe an den Mund gehalten wurde. Wir sind demselben und seinem Wermuthe entgangen, weil Deutschland noch seine angestammten Fürsten, und noch einigen Rest aus dem Alterthum, nebst der Disciplin des Heeres und des Priesterstandes, auch noch das alte Kaiserhaus erhalten, das zwar für eine Zeitlang selbst in den Strudel der falschen Lehren hineingeschleppt und an den Rand des Verderbens gebracht, sich aber bald wie ein Phönix aus der Asche erhob. Das ist überhaupt das Eigenthümliche jenes alten deutschen Kaiserhauses und der Regenten aus der Habsburger Familie, daß sie oft gedemüthigt, von ihren Feinden schon für todt gehalten wurden, aber dann siebenfach verstärkt wieder aufstehen. Der neue Herkules küßt wie Antäus die Mutter Erde und er lebt wieder. Es ist dieses aber der religiöse Segen, der von dem Aeltervater Rudolf und Gründer des Hauses auf seine Nachfolger forterbt.

Ist die Geschichte des Lebens Lehrerin, dann hat sie uns allerdings hart in die Schule genommen. Aber noch ist nicht Alles verloren für Deutschland und die christliche Cultur. Es sind noch Elemente da, die retten können und retten werden, wenn man sie zeitig zu Hilfe nimmt. Es fehlt nicht an Männern, welche mit Begeisterung und wie in den Zeiten der Gründung des großen Vaterlandes mit apostolischem Eifer die Hand bieten. Zu den erstern rechnen wir vor allen Dingen die Rückkehr zu dem alten

Glauben, und zu den vielen Hilfsquellen der alten Kirche, ohne welche Europa und darum auch Deutschland freilich bei den vorhandenen Aussichten verloren wäre. Zu den zweiten die Männer des deutschen Episcopates, welche ihre Stellung, die ihnen die göttliche Vorsehung angewiesen, wohl begriffen, durch ihre vorzüglichen Geistesgaben dem Auslande wie dem Inlande Achtung einflößen, und das wankende und erschütterte Staatsgebäude von Neuem festen. Wir werden aber an dem deutschen Volke und seiner Geschichte zeigen, wie die Kirche das bürgerliche Leben gekräftigt, gehoben, jeden Stand in seinem Besitzthum geschützt, veredelt, wie umgekehrt die Abweichung von derselben Unordnung, Verwirrung, Zerstörung, Auflösung fast auf der That hervorgerufen, und das so mächtige und berühmte Volk der Zwietracht und durch diese dem Verderben übergeben. Doch Alles mehr in blosen Andeutungen, und indem wir blos die Thatsachen reden lassen, damit unser Buch seinen allgemeinen historischen Charakter nicht verliert. Denn wir schreiben keine Moral, sondern eine Geschichte, und wiederum keine Kirchengeschichte, sondern eine Profangeschichte, aber eine Geschichte, worin die christliche Moral und christliche Kirche wieder die Stelle einnehmen, die ihnen gebührt, obgleich dies Manchem ein sehr solides Aergerniß sein wird. Aber es ist auch hier kein gegebenes, sondern ein genommenes. Wir können nicht dafür, wenn wir Thatsachen reden lassen, wie sie waren, sind, sein werden und sein müssen. Wir geben Jedem sein Recht, und müssen darum auch gerade dem, was für den Menschen das Wichtigste ist, Rechnung tragen. Dazu ist manche Hoffnung zum Bessern, selbst protestantischer Seits, rege geworden, ja viele der protestantischen Gelehrten haben sogar nicht wenig dazu beigetragen, auch noch als solche den Schutt und Unrath hinwegzuräumen, der seit den letzten drei Jahrhunderten in die deutsche Geschichte gekommen, obgleich sie als ehrliche Leute nicht länger auf einem Boden verweilen konnten, der so böse Früchte gezeugt. Friedrich von Schlegel, Haller, Hurter, Gfrörer, Barthold haben manchen Stoß in die protestantische Wissenschaft gethan, und obgleich der Letztere bis dahin noch Protestant, ja sogar Professor an einer altlutherischen Universität ist, so sind doch seine Werke, seine Geschichte des großen deutschen Krieges seit dem Tode Gustav Adolphs, der deutschen Protestanten in Frankreich, der Art, daß wir uns gewiß

am Rheine glücklich preisen würden, wenn wir ihn mit dem bekannten Verfassungsmacher und ganz gewöhnlichen Zuschneider der Werke über die englische und französische Revolution vertauschen könnten. Selbst die beiden Menzel gehörten eher an den Rhein, als sonst wohin. Auch die freigewordene Presse wird wenigstens Einiges dazu beitragen, der Wahrheit das Zeugniß zu geben. Denn wir haben eine Zeit durchlebt, wo man auf den Grund einer königlichen Kabinetsordre nicht einmal das Wort „Protestant" drucken konnte, wo man den Katholiken in jeglicher Weise den Kappzaum an den Mund gelegt, und dies nicht blos protestantischerseits, sondern auch anderwärts, und wo man sich aus vielen Gründen damit zufrieden stellen mußte, wenn man auch die deutsche Geschichte aus einem protestantischen Handbuche erlernen konnte, das nur nicht gar zu bitter war oder die Dinge zu gewaltsam auf den Kopf stellte. Aber es ist Zeit, daß wir die Schätze der Väter und des großen deutschen Vaterlandes wieder mit andern Augen ansehen, das Herz wieder erfrischen an dem, was ihm einst eine so bedeutende Stellung eingeräumt in der Reihe der Völker, und daß wir wieder reden können von der

großen deutschen Nation Herrlichkeit.

Inhaltsverzeichniß.

Größe und Bedeutsamkeit des deutschen Reiches und des deutschen Volkes, deutscher Kunstfleiß, Wissenschaft, Universitäten, Verfassung, kirchliche und politische Eintheilung.

Wenn man so unbedingt nach der Größe und dem Umfange Deutschlands und des deutschen Reiches fragte, würde man bei einem Lande, welches so sehr der natürlichen, festen Gränze entbehrt, aber durch seinen Einfluß und Macht so vielseitig eingegriffen in die Schicksale der andern Völker, diese Frage unmöglich so allgemein, wie sie gestellt worden, beantworten können, wenn man nicht dabei auch einen bestimmten Zeitpunkt in's Auge fassen wollte. Zu Julius Cäsars Zeiten und seiner nächsten Nachfolger im Befehle der römischen Heere war Deutschland ein ganz anderes, wie unter Karl dem Großen, den Ottonen, den Hohenstaufen, nach dem westfälischen Frieden. Ja es würde uns, so nahe auch der Zeitpunkt liegt, nicht leicht, anzugeben, wie es in seinen einzelnen Landestheilen von dem Lüneviller Frieden bis zum Wiener in jedem einzelnen Jahre gewesen.

Vor Julius Cäsars Zeiten erstreckte sich das Land der Deutschen, obgleich schon mehrere Stämme nach den Landestheilen hinübergedrungen waren, welche man damals Gallien nannte, den größten Theil von dem spätern Holland und Belgien im Besitze hatten, nach den gangbaren Begriffen nicht über den Rhein, oder das linke Rheinufer. Die deutschen Stämme waren dagegen mehr nach Osten, nach der Donau, dem schwarzen Meere und den Ländern angesiedelt, welche gegenwärtig einen großen Theil von Polen, Ungarn und Südrußland bilden. Aber alles das war

freilich nur vorübergehend. Julius Cäsar und einzelne seiner Nachfolger versetzten deutsche Völkerschaften bleibend auf das linke Rheinufer und wiesen ihnen feste Wohnsitze an, aber sie wurden romanisirt. Unter Konstantin, als dieser die Legionen mit nach dem Oriente nahm, drangen die Franken über den Rhein und bemächtigten sich eines Theiles von dem Lande zwischen Maas, Rhein und Schelde und blieben da. Sie bauten Asciburgum, die Ascen-(Aachen-) Burg an dem linken Ufer des Rheines, in der Nähe von Mörs. In der großen Völkerwanderung zogen andere Stämme nach andern Richtungen. Sie drangen in das östliche Römerreich, in Mösien und Thracien ein, andere nach Italien, dem südwestlichen Frankreich, Spanien und Afrika, und ihre Stellen wurden in Deutschland von nachrückenden slavischen und wendischen Völkerschaften, die man erst nach Jahrhunderten in hartnäckigen Kämpfen besiegen und mit dem Reiche vereinigen konnte, eingenommen. Zu Karls des Großen Zeiten, dem ersten Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, gehörte zu jenem Reiche ein Theil von Spanien bis an den Ebro unter dem Namen der spanischen Mark, ganz Frankreich, Deutschland bis an die Eider, die Länder von den Quellen bis zum Ausflusse des Rheines, ein Theil von Ungarn und ganz Oberitalien, wie es die Lombarden besessen hatten. Zu der Zeit der Ottone bildeten Frankreich, ein Theil der Schweiz mit Burgund, Italien eigene Königreiche. Aber Italien ward durch Heirath und Eroberung mit dem Reiche vereinigt, die deutsche Gränze bis über Schleswig hinausgerückt, Polen, Ungarn, Böhmen lehnbar gemacht, theilweise unterworfen. Unter Kaiser Heinrich II. ward Burgund dem deutschen Reiche unterworfen und unter Lothar und Konrad III. unter dem Namen des arelatischen damit vereint. Die Gränzen des Reiches umfaßten außer dem eigentlichen Deutschland das ganze burgund'sche Land, einen Theil Savoyens, die Schweiz, Province, später Dauphiné, einen langen Strich von etwa 20 — 25 Meilen diesseits Paris, von dem Ausflusse der Rhone aufwärts bis in die Nähe von Lyon und wiederum abwärts bis zum Ausflusse des Rheines in das Meer mit dem ganzen Küstenstriche und dem Scheldegebiete. Später gewann der deutsche Orden Preußen, Lievland und Finnland für das deutsche Reich, ja wenn auch nicht gerade die Stelle, wo gegenwärtig Petersburg, die Hauptstadt des russischen Reiches, steht, doch wenigstens die nächste Nachbarschaft gehörte dem deutschen Reiche. Damals konnte auch von einer deutschen Flotte die Rede sein. Denn wir hatten die Häfen von Flandern und den Niederlanden, an der Ostsee und dem adriatischen Meere, und im Norden wagte es Niemand, uns den Zugang zu sperren. Nur die Flotten der italienischen

Freistädte konnten sich einigermaßen mit denen der deutschen Hansa messen, und wie jene den Handel nach dem Morgenlande zur See, so hatten die Deutschen den ganzen Binnenhandel und ihre Flotten geboten auf der Nord- und Ost-See. Sie geboten in London, Riga und Nowgerod und nach Italien war Deutschland das reichste Land der Erde. Ja noch zur Zeit des Aeneas Sylvius, gegen Ausgang des XV. Jahrhunderts, blühten seine Städte wie in keinem andern Lande, übertrafen die Italiens die deutschen an Macht und Glanz, so hatten diese an solidem Wohlstand und einer festen Ordnung der Dinge das Uebergewicht. Die Tücher und Webereien Flanderns und des Niederrheins gingen nach England, Italien und dem Norden. Der Landtransport aus Indien, dann Vorderasien und die Pelzwerke Rußlands gingen durch Deutschland und deutsche Vermittelung an die Orte ihrer Bestimmung. Die Städte Köln und Lübeck standen an der Spitze des großen Handelsbundes, Hansa genannt, die vom XIII. und XIV. Jahrhundert an bis zur Entdeckung des neuen Handelsweges einen großen Theil des Welthandels in Händen hatte, Städte gründete und über Reiche und Meere gebot. Nürnberg war die Stadt des deutschen Kunstfleißes, seine Uhren (Nürnberger Eier) die berühmtesten der damaligen Welt. Der deutsche Kunstfleiß, das deutsche Handwerk stand während des ganzen Mittelalters in Ehren, und wenn in Italien, namentlich in Florenz, Kaufleute es bis zu Fürsten brachten, so erhoben sich deutsche Arbeiter in den Grafenstand, so die Fugger in Augsburg vom Webstuhle. Ueberhaupt gehörten die solidesten und edelsten Erfindungen damals den Deutschen an. Sie sind die Erfinder der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers, des großen kopernikanischen Planetensystems, des Spinnrades u. s. w. Sie waren von jeher die Tapfersten im Kriege, damals berühmt unter dem Namen der Landsknechte, wohl ironisch der „frommen Landsknechte". Ihrem mit eisernen Ketten an einander geschlossenen Phalanx konnten selbst die Schweizer nicht widerstehen. Das zeigten die Schlachten von Lingano und am Thiergarten von Pavia. Deutsche Baukünstler und Handwerker durchzogen die ganze Welt und waren allenthalben geehrt und bevorzugt. Konnte irgend wo an einer Kirche die Kuppel nicht geschlossen werden, dann war es sicher ein Deutscher, der es vermochte, so in Florenz, so in Mailand. Zwar verrichtet noch gegenwärtig der Deutsche in vielen Ländern die Arbeit, aber Andere nehmen ihm den Vortheil und die Ehre weg. Denn das Verschwinden der deutschen Ehrbarkeit und Ehrenfestigkeit, größtentheils eine Folge der Reformation und deren Entwickelung bis zum Aeußersten in der Revolution, haben ihm augenblicklich mit dem Selbstbewußtsein auch den Namen

geraubt. Das sind theilweise auch die Folgen jenes unglücklichen Krieges, der Deutschland dreißig Jahre verwüstete, spaltete, seine besten Kräfte verzehrte und es zum Sklaven und Affen der Fremden machte. Hatten sich die deutschen Fürsten ihre angeblichen Rechte von den Fremden verbürgen lassen, so gingen diese nicht leer aus. Deutschland und die katholische Kirche mußten die Rechnung bezahlen. Jene nahmen von seinen edelsten Landesgebieten, was ihnen etwa gelegen war. So ging Straßburg, mit so vielen Erinnerungen an Deutschland gekettet und eine Perle des Reiches, der Elsaß verloren, nachdem Metz, Toul, Verdun schon in dem Vertrage von Chambord von den Protestanten an Frankreich abgetreten war. Die Schweiz und Holland rißen sich ebenfalls los. Denn die Protestanten sind nie Mehrer des Reiches gewesen, bis zur heutigen Stunde nicht. Die Holländer sperrten den Rhein und die Schelde, der Verrath der deutschen Ordensritter an ihrer Kirche und ihrem feierlichen Gelübde lähmte die deutsche Stellung im Norden. Lievland, Finnland, selbst Preußen gingen verloren. Den deutschen Seehandel nahmen die Engländer und Holländer. Flandern und die Hansastädte sanken von Tag zu Tag immer mehr herunter. Die deutsche Wissenschaft, die in der Mitte des XIII. Jahrhunderts bis zum Ende des XV. einen so großen Aufschwung genommen und namentlich in Köln an dem berühmten Albert einen so großen Vertreter hatte, die deutsche Kunst, welche in dem Kölner Dome, in der kölnischen Malerschule und endlich an Dürer so ruhmwürdige Meister gezeigt, erfuhren aber gar bald, wie wenig die Kirchenspaltung, die im Namen der Humanität und Wissenschaft begonnen, geeignet war, ihr Pfleger zu sein. Vorzüglich litten die Universitäten. Kaum war die Kirchenspaltung in's Land getreten, so sanken Schulen und Universitäten selbst nach den Zeugnissen der Reformatoren und protestantischer Schriftsteller an Zahl der Schüler, an Zucht und Wissenschaft. Keiner hat dies wohl offener anerkannt, als Luther selber *).

Vor der französischen Revolution hatte Deutschland folgende Universitäten:

1. Trier. Sie war die älteste und suchte ihren Ursprung noch von dem Kaiser Gratian, von dem Jahre 330 nach Christo, abzuleiten.
2. Köln schon unter Albert dem Großen eine berühmte Schule, als Universität gegründet 1338 und von Pabst Urban IV. bestätigt, trat aber erst vollkommen in's Leben 1389.
3. Prag durch den kunstberühmten Karl IV. 1361 gestiftet.

*) Döllinger, die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen.

4. Heidelberg, gegründet 1361.
5. Erfurt. Suchte seine Wiege in den Zeiten König Dagoberts; was allerdings etwas stark sein mochte, besonders da in alten Geographien jene Stadt noch zu des Bonifazius Zeiten eine heidnische Bauernstadt genannt wurde. Ihre Bestätigung erhielt sie durch Bonifaz IX. 1391. Die Bestätigung einer allgemeinen Lehranstalt, mit Rechten für die ganze Christenheit, wie die Universitäten damals hatten, wo es noch keine Landesuniversitäten im Sinne der neuern Zeit gab, durch den Pabst, lag ganz in der Natur der Sache. Aber die Päbste gaben damit zugleich mehr als bloße Bestätigungen. Sie verherrlichten sie auch zur Ehre der Wissenschaft und zur Ermunterung der Jünglinge mit allen nur möglichen Privilegien. Die religiöse Begeisterung schaffte damals Mittel im Ueberfluß, und die Fürsten, wo sie etwas für die Universitäten thaten, folgten nur einem allgemeinen Zuge, dem sie nicht widerstehen konnten. Was waren die Universitäten vor der Kirchenspaltung und was waren sie später? Luther in seinen Tischreden, wenn er von der Herrlichkeit der Universität Erfurt spricht, kann sich nicht enthalten, zu sagen: Ich wünscht', es wäre noch so!
6. Würzburg von Bischof Johann um das Jahr 1403 gegründet.
7. Leipzig, in Meißen, von Churfürst Friedrich I. von Sachsen 1408 gegründet und vom Pabste 1409 bestätigt.
8. Rostock, im Mecklenburgischen, von den Herzogen Johann und Albert 1415 gestiftet. Wie ihr die sogenannte Reformation schadete, darüber ist zu vergleichen Döllinger am angeführten Ort.
9. Freiburg, im Breisgau, von Erzherzog Albert IV. im Jahre 1450 gegründet.
10. Greifswalde, in Pommern, von Herzog Wratislaus IX. gestiftet.
11. Ingolstadt, in Baiern, gestiftet von Ludwig dem Reichen 1472.
12. Tübingen, im Würtenbergischen, gegründet von Herzog Eberhard 1477.
13. Mainz, vom Erzbischofe Dietrich von Isenburg 1482 gestiftet.
14. Basel 1495. Auch an ihr konnte man am besten sehen, wie nachtheilig der Abfall von der Kirche im XVI. Jahrhunderte auf die Wissenschaften wirkte.
15. Wittenberg, in Sachsen, von Churfürst Friedrich III. im Jahre 1502 gestiftet.
16. Frankfurt an der Oder, von dem Churfürsten Joachim I. und Albrecht von Brandenburg 1506 gestiftet.

17. Marburg, in Hessen, von Philipp, Landgrafen von Hessen, im Jahre 1526 gestiftet.
18. Königsberg, in Preußen, von Herzog Albrecht im Jahre 1544 gestiftet.
19. Jena, in Thüringen, von Johann Friedrich, Churfürst von Sachsen, im Jahre 1548 gestiftet.
20. Dillingen, in Schwaben, von Kardinal Otto von Augsburg im Jahre 1564 gestiftet.
21. Straßburg, von dem löblichen Rathe daselbst 1567 gestiftet.
22. Wien, in Oestreich, soll schon unter Kaiser Friedrich II. im Jahre 1237 eine Universitätsstadt gewesen sein. Die jetzige datirt sich von Maximilian II. aus dem Jahre 1571.
23. Helmstädt, im Braunschweigischen, gegründet von Herzog Julius 1576.
24. Altdorf, in Franken, von dem hochlöblichen Rathe zu Nürnberg im Jahre 1578 gegründet und fast nur durch Wallensteins Studien bekannt.
25. Gießen, in Hessen, von Landgraf Ludwig dem Jüngern 1607 gestiftet.
26. Paderborn, die alte Pflanzschule so vieler durch Wissenschaft und Kunst ausgezeichneten Bischöfe und Kirchendiener, als Universität im neuern Sinne von Theodor von Fürstenberg im Jahre 1616 gestiftet.
27. Molsheim, im Elsaß, von Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1618 gestiftet.
28. Salzburg, von Erzbischof Paris im Jahre 1620 gestiftet.
29. Rinteln, in Westfalen, von Ernst Grafen von Holstein-Schaumburg 1621 gestiftet.
30. Bamberg, in Franken, von Bischof Otto Melchior 1649 gestiftet.
31. Duisburg, von Churfürst Friedrich Wilhelm zu Brandenburg 1655 gestiftet.
32. Kiel, in Holstein, von Herzog Christian Albrecht in Schleswig und Holstein im Jahre 1666 gestiftet.
33. Inspruck, in Tyrol, von Kaiser Leopold 1677 gestiftet.
34. Halle, in Sachsen, von Churfürst Friedrich III. zu Brandenburg 1694 gestiftet.
35. Breslau, von Kaiser Leopold 1702 gestiftet. Endlich
36. Bonn, im Erzbisthum, von dem letzten Churfürsten von Köln gegen Ausgang des Jahrhunderts gestiftet.

Man sieht zwar aus dem aufgestellten Verzeichnisse, viele jener Universitäten fallen in die Zeiten der sogenannten Reformation, aber ihre Gründung sollte nur eine kleine, glänzende Entschädigung sein

für die Besitznahme so vieler Kirchengüter, für den Untergang anderweitiger, großartiger Schulen und kirchlicher Institute. —

So lange die deutschen Völkerschaften noch nicht zu Einem Reiche geeinigt waren, hatten sie Herzoge und Könige, welche die einzelnen Stämme selbstständig beherrschten, auch wohl für den Krieg gemeinsam gewählte Führer. Wir werden die vorzüglichsten jener Völkerschaften zu ihrer Zeit namentlich kennen lernen, wie sie in der Geschichte auftreten, vergehen und sich endlich in drei Hauptgruppen auflösen. Am hervorragendsten sind darunter nach der Eintheilung des Tacitus die Ingävonen, Hermionen und Istävonen *), später die beiden großen Stämme der Sachsen und Franken, welche sich mehrere Menschenalter hindurch feindlich bekämpfen und zuletzt durch Besiegung der Erstern und durch einen Vertrag, worin sie das Christenthum annehmen, einigten. Die Friesen waren schon früher unterworfen und eben so wurden die Baiern nach Thassilo's Verrath mit dem Frankenreiche unter Karl dem Großen vereint. Die Deutschen bildeten erst von der Zeit an Ein Königreich, das durch Grafen verwaltet wurde. Nach Karl dem Großen aber kamen die Herzoge wieder auf, und die Stämme der Sachsen, Franken, Baiern sonderten sich wieder selbstständiger. — Die königliche Würde hatte in den ersten Zeiten, namentlich der fränkischen Könige, nur wenig Vorrechte. Allerdings waren sie die Führer im Kriege, hatten die ausübende Gewalt, beriefen die März- und Maifelder, erhielten einen gewissen Tribut unter dem Namen von Geschenken, einen größern Theil des eroberten Landes, aber sonst war ihre Macht doch sehr beschränkt. Die vorzüglichste Auszeichnung, deren die ältern Schriftsteller Erwähnung thun, war der lange Haarwuchs, daher reges crinites, die langbehaarten Könige. Das Abschneiden des Haarwuchses war das symbolische Zeichen der Absetzung. Erst später und wahrscheinlich erst dann, als Karl der Große Kaiser wurde, findet sich auch eine Krone, wiewohl Clodwig und Pipin schon früher Ehrenzeichen aus dem byzantinischen Reiche erhalten hatten. Die Krone war von edlem Metall, mit Inschriften und kostbaren Edelsteinen besetzt, hatte aber im Ganzen die Form eines priesterlichen Birrets, wie denn auch der ganze Reichsornat mit Albe und Stola, Kaisermantel und sonstigen Insignien eine der Kleidung der Fürsten der Kirche analoge und nachgebildete Form hatte. Der Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation erhielt Albe, Stola, Handschuhe u. s. w. wie ein Bischof. Er wurde, wie die Päbste von den Kardinälen nach der goldenen Bulle, von bestimmten Fürsten des Reiches gewählt, vom

*) Deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung von Dr. G. Phillips.

Pabste bestätigt und zu Rom in St. Peter unter bestimmten kirchlichen Ceremonien, wie sie in dem römischen Pontificale vorgeschrieben, gekrönt. Hiervon verschieden war jedoch die Würde eines deutschen, auch römischen Königs, nach der Analogie des ehemaligen Cäsar. Der deutsche König wurde, ehe er sich in Rom die Kaiserkrone holte, von dem Erzbischofe von Mainz, als Kanzler von Deutschland, zuerst in Achen, und weil die Stadt in dem erzbischöflichen Sprengel von Köln lag, zuweilen auch von dem Erzbischofe von Köln, regelmäßig unter dessen Assistenz gekrönt und gesalbt. Dasselbe geschah mit der Königin. Das römische Pontificale *) hat uns die Form und den kirchlichen Ritus bei jener Krönung aufbewahrt und bleibt diese gewiß etwas mehr, als eine merkwürdige Erinnerung für die künftigen Zeiten. Später geschah, sowohl um Competenzconflikte zu vermeiden, als weil der Ort für Wahl und Zusammenkünfte der deutschen Fürsten gelegener schien, die Krönung in Frankfurt. Die Kaiser zogen nicht mehr nach Rom, aber mit der Würde des Reiches war es auch dahin. Der Wahl ging gewöhnlich eine Wahlcapitulation vorher, wie es seit den Zeiten Maximilians I. fast regelmäßig vorkommt. Aber man kann sagen, daß eine besondere Wahlcapitulation schon ein Fehler gegen die Idee des Reiches war.

Wie die römische Kirche und ewige Stadt ursprünglich sieben Diakonien, aus denen sich später die Kardinäle bildeten, so hatte auch Deutschland in karolingischen Zeiten sieben große Provinzen, nämlich die sächsische, schwäbische, fränkische, vindelicische, mährische, bairische, oberrheinische. Später nach den ottonischen Zeiten verschwand zwar diese Eintheilung, aber es blieben in der goldenen Bulle Karls IV. die sieben Churfürsten, welche auf Grund der päbstlichen Constitutionen den Kaiser zu wählen hatten. Sie entsprachen den sieben Diakonen **), diesen ferner wieder die sieben Haupterbämter des heiligen römischen Reiches, als ihre besondern Titel, nämlich jenes eines Truchses (oder Seneschal), eines Marschal, eines Kämmerers und Mundschenkes, nebst den drei Kanzlerwürden von Deutschland, Italien und Arelat. Obertruchses des heiligen römischen Reiches war Churpfalz, Erzmundschenk Böhmen, Reichsoberkämmerer der Churfürst von Brandenburg und des heiligen römischen Reiches Erzmarschal Sachsen.

*) De benedictione et coronatione Regis. De benedictione et coronatione Reginae ut Regni Dominae.

**) Septem candelabra lucentis in unitate spiritus septiformis — columnae, quae sacrum aedificium circumspectae prudentiae pietate sustentant. „Wie die Cardinäle an Rang den Höchsten der Erde gleichen, so werden die Churfürsten dannenhero billich den Königen verglichen." — M. Münchmayers Jus publicum Germano-catholicum. —

Kanzler von Deutschland war der Erzbischof und Churfürst von Mainz, von Arelat jener von Trier und Erzkanzler des heiligen römischen Reiches deutscher Nation in Italien der Erzbischof und Churfürst von Köln.

Im westfälischen Frieden kam erst die achte Churwürde hinzu, welche Baiern erhielt, die Pfalz restituirt wurde, und obgleich diese durch Verbindung beider Häuser wieder einging, so erhielten doch auch Hannover 1692 und endlich Hessen-Kassel die Churwürde. In gleichem Maße hatten sich in der titelsüchtigen Zeit die Erbämter gemehrt, denn des heiligen römischen Reiches Oberjägermeister und Sturmfahnenträger war der Herzog von Würtenberg und jener von Braunschweig Reichspannerherr. Einen bedeutenden Einfluß hatten die Churfürsten von Mainz als Erzkanzler von Deutschland. Sie hatten die Wahl auszuschreiben, den König zu krönen und für die deutsche Kanzlei zu sorgen.

Wie sieben Provinzen, sieben Churfürstenthümer, so hatte Deutschland ursprünglich sieben große Kirchenprovinzen und Erzbisthümer, obgleich sich das alles immer mit der Zeit änderte, nämlich Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Besançon (Cambrai), Magdeburg, Bremen und Hamburg, und zu einer gewissen Zeit in Allem dreimal sieben Bisthümer, nämlich: Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speier, Straßburg, Cosnitz, Augsburg, Hildesheim, Münster, Minden, Paderborn, Osnabrück, Freisingen, Regensburg, Passau, Trient, Brixen, Basel, Lüttich, Chur, was indessen mehr einem Unglücke, als einer bestimmten Absicht zuzuschreiben war; denn die Bisthümer Metz, Toul, Verdun gingen in Folge des unglücklichen Vertrages von Chambord an Frankreich, im westfälischen Frieden dreizehn Bisthümer, darunter Halberstadt, Magdeburg, Lübeck, Camin, Schwerin u. s. w. verloren.

Die Kirchenprovinzen, wie sie vor der Kirchenspaltung und später in Deutschland bestanden, waren folgende:

I. Trier mit den drei Suffraganen, nämlich Metz, Toul, Verdun.

II. Mainz, dessen Suffragane waren Speier, Straßburg, Worms, Augsburg, Constanz, Chur, Würzburg, Eichstädt, Paderborn, Halberstadt, Hildesheim, Verden, Bamberg.

III. Köln, dessen Suffragane waren Lüttich (früher Tungern, Mastricht), Utrecht, Osnabrück, Minden, Münster.

IV. Salzburg, dessen Suffragane waren Regensburg, Freisingen, Passau, Brixen, Gurk, Chiemsee, Seckau, Lavant, Ollmütz.

V. Hamburg und Bremen, dessen Suffragane waren Lübeck, Schwerin, Ratzeburg, Camin.

VI. Magdeburg mit den Suffraganen von Zeitz-Naumburg, Merseburg, Meißen, Brandenburg, Havelberg, Ermeland, Kulm.

VII. Cambrai, Kammerich (früher Besançon), nur Basel als Suffragane.

VIII. Benedikt XII. erhob im Jahre 1341 Prag ebenfalls zu einem Erzbisthume und ertheilte ihm Regensburg, Bamberg, Meißen als Suffragane *).

IX. Das Erzbisthum Wien wurde erst unter Karl VI. gegründet, und 1721 vom Pabste bestätigt.

Gefürstete Pröbste gab es zur Zeit zehn, nämlich die Aebte von Fulda, Kempten, Werden, Murbach, Lüders, Prümm, Stablo, Corvei, der Probst von Ellwangen und Bergtoldsgaden, sowie auch zu einer gewissen Periode von Corneli-Münster. —

Fast das ganze Mittelalter hindurch hatte Deutschland vier große Herzogthümer, nämlich: Baiern, Sachsen, Franken, Schwaben, aus denen entweder die Kaiser gewählt wurden, oder welche diesen doch viel zu schaffen machten. Später änderte sich das Verhältniß, die Churfürstenthümer traten an ihre Stelle und der große Kirchenraub des XVI. und XVII. Jahrhunderts schuf Erzbisthümer in Herzogthümer und Bisthümer in Fürstenthümer um. So geschah es mit Magdeburg, Halberstadt, Minden, und die eingezogenen Klöster und Abteien verwandelten sich in fürstliche Domainen und königliche Schlösser. —

Zu Karls des Großen Zeiten, der die Herzogthümer aufhob, war besonders die alte Einrichtung der Gaueintheilung von Wichtigkeit.

Eine eigenthümliche Schöpfung war die Bildung der Markgrafschaften, Landestheile, deren Vorsteher besonders zum Schutze der Gränze mit Civil- und Militär-Gewalt bekleidet waren und so die Landeshoheit mit dem Schwerte erwarben. Solcher Markgrafschaften waren anfänglich, nachdem die Monarchie Karls des Großen in Deutschland zerfallen, fünf, nämlich: Brandenburg, Mähren, Meißen, Baden, Antwerpen. Später kamen noch andere hinzu. In den hohenstaufischen Zeiten aber thaten sich besonders die Markgrafen von Oestreich hervor.

Unter Maximilian I. erhielt Deutschland eine neue Eintheilung, die von manchen Schriftstellern gepriesen wird, jedoch einigermaßen nach neuerm bureaukratischen Zuschnitte betrachtet werden kann. Wir sagen einigermaßen, denn der Eintheilung, so wie sie wurde, schien keine innere Nothwendigkeit zu Grunde gelegen zu haben, wohl aber eine äußere. Sie brachte, wahrscheinlich aus irgend einem Finanzgrunde und der Reichsmatrikel wegen, die fremdartigsten Landestheile, die unter ganz verschiedenen Gesetzen und Gewohnheiten standen,

*) Binterims deutsche Concilien. I. Band.

zusammen. Demohnerachtet muß die Eintheilung Vortheile geboten haben; denn sie blieb so bis zur französischen Revolution und dem Untergange des deutschen Reiches. Jedem der einzelnen Kreise waren Ein oder mehrere Direktoren vorgesetzt, welche dieses Amt als ein Erbamt besaßen. Nur die Kreisobristenstelle war wählbar und wurde gar häufig auf dem Wege der Bewerbung gesucht. Als fernerer Grund für das Gesagte, daß jene Eintheilung in eine bestimmte Zahl von Kreisen nicht irgend einer Nothwendigkeit, sondern Finanz- und Verwaltungszwecken zu Grunde lag, können wir außer den Aeußerungen anderer Schriftsteller auch noch den Umstand beifügen, daß sie, wie sie zuerst war, sich schon in den ersten sechs Jahren als unhaltbar zeigte, dann aber erweitert ward und erst so eine dreihundertjährige Dauer erlangte, was zum Theil durch die Kraftlosigkeit des deutschen Reiches in jenen Tagen, zum Theil der Anhänglichkeit an dem Alten zugeschrieben werden mochte. Maximilian I. theilte nämlich im Jahre 1505 das damalige Deutschland, oder richtiger deutsche Reich, in sechs Kreise, damit, wie es hieß: „die Kammer ihre Jurisdiktion ruhig und ungehindert exerciren, die Contributiones oder Umlagen bequem exigiren und die kaiserlichen Dekreta leichtlich exequirt werden können."

Im Jahre 1512 schritt Maximilian jedoch zu einer neuen und von der Zeit an bleibenden Eintheilung. Aus den sechs wurden jetzt zehn Kreise. Sie waren folgende:

I. Der östreichische Kreis. Er umfaßte das Erzherzogthum Oestreich, die Herzogthümer Steiermark, Kärnthen, Krain, die gefürstete Grafschaft Tyrol, die Fürsten von Eggenberg, Dietrichstein, Piccolomini und Portia, die Grafen von Trautmannsdorf, von Weißenwolf u. s. w. Die geistlichen Stände waren die Bischöfe von Trient und Brixen. Das ausschreibende Direktorium hatte der Kaiser selbst.

II. Der burgundische Kreis. Er umfaßte das ehemalige Königreich Burgund und Arelat, aber freilich thatsächlich jetzt nur noch stückweise. Es wäre eine ungeheure Landesstrecke gewesen, von der Rhonemündung hinauf über Hochburgund, an Elsaß, Lothringen vorbei, Flandern, Hennegau, Brabant, Holland bis nach Friesland hin. Hätte Karl IV. nicht die Province und später sogenannte Dauphiné leichtsinniger Weise an Frankreich verscherzt, so würde auch damals noch der ganze östliche Theil von Südfrankreich die Städte Arles und Dijon, die ganze französische Schweiz, ein Theil von Savoyen und Piemont in jenen Kreis hineingehört haben, da sie Theile des ehemaligen arelatischen Reiches waren und einstens wirklich zum deutschen Reiche gehört hatten. Jetzt begnügte man sich blos mit Titularansprüchen, worin das heilige römische Reich, so wie seine Kaiser dem damaligen, wie dem spätern Europa keineswegs

nachstanden. Jetzt gehörten noch wirklich in jenen Kreis die Herzogthümer Brabant, Limburg, Geldern, die Grafschaften Holland, Seeland, Flandern, Artois, Hennegau, Zütphen, Namür, die Markgrafschaft Antwerpen, die Grafschaft Mecheln. Dieser Kreis hatte wohl die meisten Schwierigkeiten; denn er erstreckte sich über Länder, die später Deutschland theils faktisch nicht mehr besaß, theils von Andern beansprucht wurden. Die Herzoge von Burgund aber, denen nach natürlichem Rechte das Direktorium gehört hätte, waren schon zu Maximilians Zeiten ausgestorben. Er selbst ihr Erbe, doch nicht ohne Gegenansprüche von Seiten Frankreichs. Nach Maximilians Tode gingen jene Lande an Spanien über, und sie wurden bis zum spanischen Erbfolgekrieg von den Königen von Spanien, als treuen Verbündeten des Hauses Oestreich, vertreten. Frankreich riß jedoch einen großen und bedeutenden Theil davon ab, und Holland und die vereinigten Niederlande gingen sogar dem Reiche ganz verloren, ehe das Haus Oestreich wieder zu seinem Erbe kam.

III. Der niederrheinische Kreis. Er umfaßte die Erzstifter Mainz, Trier und einen Theil von Köln, die Probstei Selz, die Landcomthurei zu Coblenz, das Churfürstenthum Pfalz, das Fürstenthum Aremberg, die Grafschaften Schleiden, Manderscheid, Birnenburg, Rheineck, Nassau-Beilstein, Nieder-Isenburg. Ausschreibende Direktoren waren Churmainz und Churpfalz.

IV. Der bairische Kreis. Es gehörten dazu die geistlichen Stände: der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freisingen, Passau, Regensburg, der Probst von Berchtoldsgaden, die Aebte zu Waldsachsen, Rode, Kaisersheim, St. Emmeran, Nieder- und Ober-Münster in Regensburg. Die weltlichen Stände waren das spätere Churfürstenthum Baiern, die obere Pfalz, Leuchtenberg, das Herzogthum Neuburg, das Fürstenthum Sulzbach, die Grafschaften Sternstein, Haag, Ortenburg, Wollfstein, Hohenwaldeck und Maxelrein, die Grafschaften Breiteneck, Heideck, Ehrenfels, Stadt Regensburg. Ausschreibende Fürsten waren Churbaiern und der Erzbischof von Salzburg.

V. Der Obersächsische Kreis. Er umfaßte das Herzogthum Sachsen, das Markgrafenthum Meißen, die Landgrafschaft Thüringen, das Fürstenthum Koburg, die Stifter Meißen, Merseburg, Naumburg. Die Fürstenthümer Anhalt, Weißenfels, Querfurt, das Voigtland, die Abteien Quedlinburg, Gernrode, Walkenried, die Grafschaften Schwarzburg, Barbi, Mannsfeld, Reuß, Gleichen, Beichlingen, Hohenstein, Wernigerode, Stollberg, Schomburg, wie auch die ganze Markgrafschaft Brandenburg, das Herzogthum Vor- und Hinterpommern, das Bisthum Camin. Ausschrei-

bende Fürsten waren der Churfürst zu Sachsen und der Churfürst von Brandenburg, später König von Preußen.

VI. Der fränkische Kreis. Zu ihm gehörten die Bisthümer Bamberg, Würzburg, Eichstädt, das Teutschmeisterthum Mergentheim. Die weltlichen Stände waren das Markgrafenthum Baireuth, Culmbach, Onolzbach, das Fürstenthum Hennenberg, Castell, Werthheim und Löwenstein, Hohenlohe, Erbach, Rheineck, Dernbach, Limburg, Geier, die Grafschaften Rießelheim und Senßheim, die Städte Nürnberg, Rothenburg, Schweinfurt, Weissenburg und Windsheim, ferner die freie Reichsritterschaft von sechs Orten, nämlich Odenwald, Altmühl, Steigerwald, Geburg, Braunach, Röhr und Wehra. — Ausschreibende Fürsten waren der Bischof zu Bamberg und der Markgraf zu Baireuth-Culmbach.

VII. Der schwäbische Kreis. Er umschloß als geistliche Stände die Bisthümer Augsburg, Cosnitz, Chur, die gefürsteten Abteien Kempten, die gefürstete Probstei Ellwangen, die Prälaten von Salmannsweiler, Marchthal, Weingarten, Ochsenhausen, Irsingen, Ursperg, Münchherten, Elchingen, Roggenburg, Hegenbach, St. Georgi in Eisenach, St. Ulrich in Augsburg, Ottobeuren, Schussenried, Weissenau, Petershausen, Wettenhausen. Die Abtissinnen zu Gutenzell, Hegenbach, Buchau, Baindt, Rotenmünster und Lindau, Als weltliche Fürsten die Herzoge von Oestreich, von Würtenberg, die Markgrafen von Baden, die Fürsten von Hohenzollern, die Fürsten und Grafen von Oettingen, die Fürsten und Grafen von Fürstenberg, die Fürsten und Grafen von Mindelheim-Churbaiern, die Grafen von Pappenheim, die Freiherrn von Rehberg, die Grafen von Sintzendorf, Fugger, die Freiherrn von Friedberg, der Truchseß von Waldburg, die Grafen von Königseck, von Montfort, von Hohenems, Geroldseck, Grafeneck, Justingen, Sülz, Zeil. Ferner zweiunddreißig Reichsstädte, darunter: Augsburg, Ulm, Memmingen, Kempten, Lindau, Ueberlingen, Rothweil, Eßlingen, Heilbronn, Nördlingen, Dinkelsbühl, Leutkirchen, Donauwörth, Kaufbeuren, Eisenach (Ißny), Wangen, Buchhorn, Hegenbach, Wimpfen, Ahlen, Bopfingen, Reutlingen, Gingen, Weil, Offenburg, Zell am Hammerbach u. s. w. Die freie Reichsritterschaft im Hegau, an der Donau, am Kocher, Schwarzwald, im Craichgau, am Neckar und Ortenau. Ausschreibende Fürsten sind der Bischof von Cosnitz und der Herzog von Würtenberg.

VIII. Der oberrheinische Kreis. Hiezu gehören an geistlichen Ständen die Bischöfe zu Worms, Speier, Straßburg, Basel, das Johannitermeisterthum, die gefürstete Abtei Fulda, Hirschfeld, Prümm, Murbach und Lüders, Münster im St. Georgienthal, Weissenburg. Die weltlichen Stände waren die Pfalzgrafen von Zweibrücken,

Birkenfeld, Veldenz, die Landgrafschaft Hessen, die Fürstenthümer und Herrschaften Nassau, Hanau, Leiningen, die Wild- und Pfalzgrafen von Falkenstein, Oberstein, Hatzfeld, Sain-Wittgenstein, Isenburg, Waldeck, Cronberg, Wied, Rheingrafenstein, Salm, Bieftringen, Saarbrück und Saarwerden, die Grafschaften Crichingen, Ruttlingen und Pleß, die Städte Worms, Speier, Frankfurt, Wetzlar, Friedberg, Gelnhausen und Landau, der ganze Elsaß, Straßburg, Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weissenburg, Oberehenheim u. s. w., endlich Savoyen und Lothringen. Ausschreibende Fürsten waren der Bischof von Worms und der Landgraf von Hessen-Kassel.

IX. Der westfälische Kreis. Die geistlichen Stände desselben waren die Bischöfe von Lüttich, Paderborn, Osnabrück, Münster, die gefürsteten Abteien Corvei, Corneli-Münster, Malmedi und Stablo, Burtsheid, Werden, die Abteien von Essen und Herford. Als weltliche Stände die Herzogthümer Jülich-Cleve-Berg, das Herzogthum Westfalen, das Fürstenthum Verden, Minden, Ostfriesland, die Grafschaften Oldenburg, Delmenhorst, Mark, Ravensberg, Lippe, Schaumburg, Spiegelberg, Pyrmond, Rietberg, Sternberg, Hoya, Diepold, Bentheim, Steinfurt, Tecklenburg, Lingen, Reckheim, Stehlen, Cronsfeld, Styrum, Holzapfel, Winnenberg und Wied, die Städte Köln, Achen, Dortmund. Ausschreibende Fürsten der Bischof von Münster und wechselweise Churbrandenburg mit Churpfalz.

X. Der niedersächsische Kreis umfaßte das Herzogthum Braunschweig, Lüneburg, Bremen, Magdeburg, Mecklenburg, Schleswig, Halberstadt, die Stifter Lübeck, Ratzeburg, Sachsen-Lauenburg, Hildesheim, die Grafschaft Ranzau, Reinstein, die Städte Hamburg, Lübeck, Bremen, Goslar, Mühlhausen, Nordhausen. Ausschreibende Fürsten waren abwechselnd die Könige von Schweden, von Preußen, Churhannover. —

Alle diese Kreise ordneten ihre eigenen Angelegenheiten, Kriegs- und Friedenssachen, Polizei, Münz- und Kreiscontingente nach der festgesetzten Reichsmatrikel in Particularversammlungen zunächst unter sich, dann aber in allgemeinen Reichssachen durch die stimmberechtigten Fürsten, Stände und Reichsglieder, die zur Zeit neunzig Stimmen hatten, in den großen Reichsversammlungen unter dem Vorsitze des Kaisers. Für die gemeinsamen hohen Justizsachen gab es zwei Gerichtshöfe, nämlich das Reichskammergericht zu Speier und, als diese Stadt von den Franzosen ausgebrannt und zerstört worden, zu Wetzlar, wo es blieb bis zum Untergang des deutschen Reiches, und sich noch gegenwärtig das Archiv desselben befindet.

Ein zweites Gericht der höchsten Instanz war der kaiserliche Reichshofrath. Er hatte seinen naturgemäßen Sitz zuerst auf den

Reichstagen, endlich zu Wien am Hoflager des Kaisers. Dieses Institut wurde gegründet unter Maximilian II. und von Ferdinand III. verbessert. Es hatte mit dem Kammergerichte gleiche Jurisdiktion, und konnte von keinem an das andere appellirt werden. Letzteres war jedoch für gewisse Angelegenheiten, besonders diejenigen, welche die Landeshoheit, Lehns- und unmittelbar fürstliche Angelegenheiten betrafen, die einzige Behörde, oder wie es hieß: „in dem Reichshof- „gericht werden alle und jede Sachen, so das heilige Römische Reich, „dessen Hoheit, Recht, Herrlichkeit, Gerechtigkeit, Pfandschaft, Lösung, „Regalien, hohe und niedere Lehn, Privilegien, Indult, Confirmation „und anderes, wie es Namen haben mag, und in Summa, was „nach den unfehlbaren Instituten dirigirt und Rechtsgewohnheit, „Connexität und Consequens halber für unser Kaiserliches Gericht ge- „hören, oder in den ersten Instanzien durch Mittel der Appellation „dahin fundirt und gehörig sein, angenommen, gerechtfertigt, darüber „erkannt und das Nothwendige ausgefertigt werde" *).

Der Friede von Lüneville im Jahre 1801 und der darauf begründete Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg 1803 machten einen bedeutenden Riß durch die alte Kreiseintheilung Maximilians, die sich trotz des westfälischen Friedens und so mancher, dem deutschen Reiche aufgedrungener, nachtheiliger Verträge, immer noch bis in die Zeiten der großen französischen Umwälzung erhalten hatte. In jenem Frieden mußte aber zunächst Alles, was dem deutschen Reiche auf dem linken Rheinufer und vermittels des sogenannten burgundischen Kreises verbunden war, an Frankreich abgetreten werden. In Regensburg handelte es sich blos um die Theilung der Beute, und wir werden noch hören, wie die Löwen zu theilen wußten. Die sämmtlichen Kosten hatte die katholische Kirche zu tragen. Denn darin war man schon früher zwischen Frankreich und Rußland, welche den Regensburger Hauptschluß diktirten, übereingekommen. Die katholische Kirche verlor aber nicht blos eine Reihe von Erzbisthümern, Bisthümern, gefürsteten Abteien, ein Besitzthum von vielleicht mehr als zehntausend Millionen Gulden an Kirchen- und Armen-Gut (das kleine Würtenberg allein bekam einen Erwerb von zweihundert Millionen Gulden an Grundbesitz), sondern auch all ihr Gewicht auf den Kreis- und Reichs-Tagen, das in gleichem Maße den protestantischen, d. i. den auflösenden Interessen, zufiel. Unmöglich konnte sich das deutsche Reich lange in einer solchen Gestalt halten, und als sich im Jahre 1806, auf Verlangen Napoleons, der sogenannte Rheinbund bildete, und dieser den französischen Kaiser zu seinem Protektor, oder was dasselbe sagen wollte, zu seinem Herrn

---

*) Mich. Münchmayers Jus public. Germ.

ernannte, da legte Franz II. die Krone Karls des Großen und die Würde eines Kaisers des heiligen römischen Reiches, deutscher Nation, nieder. Von nun an gab es keinen deutschen Kaiser und darum auch kein deutsches Reich mehr. Die deutschen Fürsten verschafften sich mit ihren neuen Königs- und Herzogs-Namen, die sie nicht von ihrem Kaiser und Herrn, sondern einem fremden Eroberer erhielten, die volle Souverainität dem Namen nach, aber so lange die napoleonische Herrschaft bestand, einen höhern Grad von Knechtschaft, wofür sie sich hinwiederum durch Aufhebung der alten Verfassungen entschädigten. Es entstanden nun in Deutschland mehrere neue Königreiche, Großherzogthümer, Herzogthümer, welche theilweise aber auch eben so leicht wieder verschwanden, oder sich umgestalteten, als wie sie in's Leben gerufen waren. Denn der fremde Mann, den die Vorsehung eine Zeit lang den Völkern zur Zuchtruthe gesetzt, schaltete nach Laune in Deutschland. Deutschlands Gränzen blieben daher auch nicht so, wie sie im Frieden von Lüneville abgesteckt waren. Sie wurden bis zur Elbe hin verkürzt, Deutschland endlich ganz von der Verbindung mit dem Meere abgeschnitten und von ihm getrennt. Man sah mitten in Deutschland ein neues Königreich, Westfalen unter einem Franzosen, Regensburg und Frankfurt unter einem französischen Vasallen und französischer Nachfolge. Das Land der alten Brukterer war in ein französisches Großherzogthum umgeschaffen, und mehr als die Hälfte Deutschlands von französischen Beamten verwaltet. Italienische und niederländische Fürsten, die zu Hause ihr Erbtheil verloren, waren mit deutschen Landestheilen entschädigt worden. Es ging wie umgekehrt in der großen Völkerwanderung, wo sich die deutschen Völkerschaften im Süden und Westen festsetzten. Aber auch darin hatte jene Zeit Aehnlichkeit mit der großen Völkerwanderung, daß sie Manches aufräumte, tausendjährige Einrichtungen des Vaterlandes zertrümmerte, ohne daß die neuen Schöpfungen auch nur den mindesten Bestand gewinnen konnten, was umgekehrt damals durch die Kirche bewirkt wurde, mit der man allerdings jetzt gebrochen.

Erst der Wiener Friede schuf wiederum eine einigermaßen dauernde Ordnung der Dinge. Aber vergebens bemühte sich der apostolische Stuhl für die Herstellung des deutschen Reiches und der Churerzbisthümer. Der Grundsatz der materiellen Macht, wie ihn die Revolution geschaffen, hatte dafür keine Empfänglichkeit, obgleich es nicht an großen Geistern fehlte *), welche selbst protestantischer Seits die Herstellung des deutschen Reiches rein aus Anhänglichkeit gegen das Vaterland und seine großartigen Institutionen zu wünschen schienen,

*) Leben des Ministers Freiherrn von Stein, von Pertz, Band III.

wenigstens als das einzige Mittel einer kräftigen Einheit. Um eine solche in dem deutschen Volke doch einigermaßen zu bewerkstelligen, wurde dem Wiener Frieden die sogenannte deutsche Bundesakte einverleibt, gemäß welcher Deutschland vorzüglich zur größeren Sicherheit gegen den äußern Feind aus einer Reihe verbündeter, souveräner Staaten innerhalb der Gränzen desselben bestehen sollte. Zu diesem deutschen Bunde, der seine Tagsatzung in Frankfurt unter dem Vorsitze von Oestreich halten sollte, gehörten, außer Oestreich mit seinen deutschen Landestheilen, die Königreiche Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Würtenberg, das Großherzogthum Baden, das Churfürstenthum Hessen, die Großherzogthümer Hessendarmstadt, Luxenburg, Oldenburg, Sachsen-Weimar, Altenburg, Koburg, Meiningen, das Großherzogthum Nassau, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Holstein, Anhalt-Köthen, Anhalt-Bernburg, Dessau, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Waldeck, Lippe-Schaumburg, Reuß, Schleitz, Gera, Lichtenstein, die freien Städte Frankfurt, Hamburg, Lübeck, Bremen. In allem achtunddreißig Mitglieder, denen sich später Hessen-Homburg als neununddreißigstes beigesellte *).

*) J. L. Klüber's öffentliches Recht des deutschen Bundes.

I.

Deutschland während der Herrschaft der Römer.

Die ersten Nachrichten, die wir von den Deutschen besitzen, haben uns ihre ursprünglichen Feinde, die Römer, überliefert. Diese Nachrichten gehen jetzt an 2000 Jahre hinauf, und wenn wir das Unternehmen der Cimbern und Teutonen, die doch wenigstens zum Theile zu den deutschen Völkerschaften gerechnet werden müssen, und sich den Römern so furchtbar machten, unberücksichtiget lassen könnten, so wäre Julius Cäsar der Erste, der sie näher kennen gelernt, als Sieger zweimal ihr Land sah, und von ihnen in seinen Denkschriften *) ausführlich berichtete, so wie denselben auch, was wir durch Andere wissen, einen großen Theil des Sieges bei Pharsalus und der Weltherrschaft verdankte. Ja selbst in Gallien hatte er oft Deutsche durch Deutsche geschlagen. Julius Cäsar nannte die deutschen Völkerschaften nach dem damaligen Sprachgebrauche, dessen sich nicht blos die Römer, sondern auch die griechischen Schriftsteller und namentlich Strabo bedienten, Germanen. Es war dies der gemeinsame Name für die verschiedenen, unter sich keineswegs geeinten Stämme, und eigentlich die lateinische und griechische Uebersetzung für: Dietschen, Tiudischen, Deutschen, Volks- und Stammgenossen. Denn schon gleich anfangs treten sie als verschiedene Stämme, nicht als gesammtes Volk auf. Die einzelnen Stämme hatten jeder ihre besondere Namen, die aber mit der Zeit wechselten und von denen

*) C. J. Caesaris Commentaria de bello gallico, lib. IV.

einige zugleich mit ihren Trägern eben so verschwinden, wie sie auftauchen. Der gemeinsame Name aber blieb immer fort die Deutschen, Dietschen, von Diet, Volk, wie schon Strabo den Begriff richtig faßt. Ein Analogon findet sich noch gegenwärtig in der Schweiz. Die einzelnen Cantone, welche die Freiheit, den neuen Staat, gründeten, oder sich später daran anschloßen, behielten jeder ihre Namen, aber das Ganze hieß die Eidgenossenschaft und nach ihrem damals vorzüglichsten Canton: Schweiz. Sieht man davon ab, was der Sage angehört, und was Tacitus von einem gewissen Teut, Tuisco, dem Sohne Manns, als Stammvater der Deutschen, erzählt (offenbar einem abstrahirten Begriffe), so scheint auch Tacitus in seiner Germania der Ansicht zu sein, daß der Name Germanen ein gemeinschaftlicher Name für das ganze Volk und das Wort selbst römischen Ursprunges. Einige haben nun zwar versucht, dieses Wort aus dem Keltischen, Andere aus dem Deutschen herzuleiten, und dasselbe bald mit Ehrenmänner, bald als Gehr- (Speer-) Männer oder Wehrmänner erklärt *). Aber was läßt sich nicht Alles mit Worten machen? Wäre das Wort Germanen deutsch, so ließe es sich vielleicht noch am leichtesten als Speermänner (Gehr heißt im Altdeutschen Speer) denken. Aber wir haben erstens gar keinen Grund, zu glauben, daß das Wort ursprünglich deutsch ist, und zweitens stimmt die lateinische Bedeutung desselben vollkommen mit dem Begriffe des Tacitus und Strabo als Volksgenossen, d. i. Deutschen.

Nach der Angabe des Tacitus leiteten die Deutschen ihre Herkunft von dem erdgebornen Gotte Tuisto, oder Thuisco und dessen Sohne Mann. Dieser hätte wiederum drei Söhne gehabt, nach welchen sich die drei großen Hauptstämme: Ingävonen, Hermionen, Istävonen in das Land theilten. Die Erstern wohnten an der nördlichen Küste von Deutschland, die Letztern im südlichen und mittlern, die Hermionen am Rheine. Da haben wir schon in den ersten Anfängen eine Theilung, die durch die ganze deutsche Geschichte geht, und die sich nicht vernichten läßt. Die Dreitheiligkeit des deutschen Volkes kommt, freilich unter veränderten Namen und Umständen, in allen Perioden vor. Bei Tacitus in den grauen Anfängen unserer Geschichte hießen sie Ingävonen, Istävonen, Hermionen. Später in der ganzen mittlern Zeit Sachsen, Franken, Schwaben, in der neuern Zeit Preußen, Oestreich, die Mittelstaaten. Selbst die große Kirchentrennung bildete strenge genommen drei Lager. Das, was von Anfang gewesen, und wenn auch unter andern Namen, immer wiederkommt, muß in der Natur der Sache gegründet sein, und es heißt

*) Man vergleiche Phillip's deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung.

diese gänzlich verkennen, wenn man jenes läugnen, oder vernichten will. Wir werden aber später hören, wie ein verbindendes Mittelglied unter jene verschiedenen Stämme trat, und einen engern Verband, ohne Auflösung ihres ganzen Wesens, möglich machte. Das war die Kirche und ihr Werk: die Herstellung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Franken und Sachsen ließen sich hier ehrenwerth nebeneinander stellen. Sie haben mit den Schwaben die Rolle getheilt, dem deutschen Volke und Reiche ruhmvolle Kaiser zu geben, und selbst die Eifersucht zwischen Welfen und Ghibellinen, Süd und Nord, konnte, so lange die Einheit der Religion waltete, keinen bleibenden Riß hervorbringen.

Die Cimbern und Teutonen.

Die allgemeine Meinung der Geschichtforscher geht dahin, daß wenigstens ein Theil der großen Heeresmassen der Cimbern und Teutonen, welche gegen das Jahr 113 Rom in Schrecken setzten, Deutsche waren. Sie kamen angeblich von den Ufern des Meeres, von wo sie die Fluten verdrängt, und suchten Land. Nach Einigen kamen sie von dem Ausflusse der Donau und den Küsten des schwarzen Meeres, oder von der fabrica gentium des Jornandes, von dem Chersonesus Cimbricus, nach Andern von den Küsten der Ostsee. Sie erschienen unter dem Consulate des Metellus und Carbo auf römischem Boden, an den Gränzen der Noriker, in ihrem Heere, außer den germanischen, Völkerschaften aus dem damaligen Gallien, der spätern Schweiz. Der Schrecken und die Kunde von ihren ungeheuern und gewaltigen Massen verbreiteten sich vor ihnen her. Die Römer unter dem Consul Papirius Carbo zogen ihnen mit einem Heere entgegen, und griffen nach dem Zeugnisse des Appian die Teutonen, die sich dessen nicht versahen, an. Dennoch erlitten jene eine schwere Niederlage für ihre Treulosigkeit, und nur Finsterniß, Regen und Unwetter entzogen sie an dem Tage einem größern Verderben. Die Teutonen gingen darauf nach Gallien. Strabo dagegen schreibt jene Schlacht den Cimbern zu und nennt sie unentschieden. Soviel ist gewiß, sie blieben einstweilen von den römischen Gränzen fern. Den neuerdings andringenden Horden schloßen sich an die Tiguriner (Zürcher) und Tugener (Zuger), und zum zweitenmale standen die fremden Völkerschaften an den Gränzen des römischen Reiches. Der damalige Consul Marius Sulanus trat ihnen entgegen. Aber sein Heer ward vernichtet. Die Cimbern und Teutonen schickten indeß zu verschiedenen Malen Gesandte nach Rom und baten um Land, welches die Römer weder geben wollten, noch konnten. Da versuchte der Consul Lucius

Cassius an ihnen das Kriegsglück, aber sein Heer ward theils getödtet, theils suchte er dasselbe durch einen schimpflichen Vertrag zu retten. Auch der Legat Marcus Aurelius Scaurus hatte kein besseres Schicksal gegen die Cimbern und ward von ihnen sogar gefangen genommen. Als er aber den Cimbern das Ueberschreiten der Alpen, wie etwas Verderbliches, widerrieth, wurde er deshalb von ihrem Könige Bojorix getödtet. Jetzt schloßen sich die Tektosagen an sie an. Ihnen entgegen standen im südlichen Frankreich der Consul C. Manlius und der Proconsul C. Cäpio. Die Uneinigkeit, die zwischen beiden Heerführern bestand, lähmte aber gleich anfangs ihre Wirksamkeit. Sie wurden daher bald in einer Schlacht, in der Nähe der Rhone, überwunden. Von den Söhnen des Consuls blieben zwei und wie es gewiß übertrieben heißt, achtzigtausend Römer und Bundesgenossen. Dazu vierzigtausend Knechte. Nur zehn sollen sich gerettet haben, um die Unglücksbotschaft nach Rom zu bringen. Das ganze Lager mit seiner reichen Beute gerieth in die Hände der Feinde. In Rom hörte man die Botschaft mit Entsetzen, und der Haß entlud sich zuerst gegen Cäpio. Man erinnerte sich wiederum der Eroberung Roms durch die Gallier und des Verderbens, welches Hannibal von den Alpen aus über Italien gebracht, und nun stand dieser Weg zum drittenmale offen. Nach dem aber, was einzelne Schriftsteller über die Kriegsweise der heranziehenden Völkerschaften berichten *), sollte man mehr an einen Rache- als einen Eroberungskrieg denken; „denn sie hatten allen Gewinn der letzten Schlacht der Vernichtung ge„weiht. Das Gold und Silber ward in die Rhone gesenkt, die Panzer „und Waffen in Stücke zerhauen, die Pferde ersäuft, die Menschen an „Bäumen aufgeknüpft. Ueberhaupt war in dem ganzen Treiben „etwas Fanatisches. In der Schlacht jubelten sie vor Freude, daß „ihnen ein ruhmvolles und glückliches Ende beschieden sei; den Tod „durch Krankheit herbeigeführt, hielten sie für elend und schimpflich: „ein Muth, der schwerlich außer Verbindung mit der Aussicht auf „ein künftiges Leben und eine künftige Vergeltung stand. Unter den „Weibern, die mit ihnen zu Felde lagen, befanden sich alte Prieste„rinnen, welche zugleich die Zukunft verkündeten. Diese führten die „Gefangenen durch das Lager an einen ungeheuren Kessel, betraten „eine Erhöhung und durchschnitten den bis über den Rand empor„gehobenen Opfern die Gurgel. Aus dem strömenden Blute weis„sagten sie, während Andere in den Eingeweiden der so Ermordeten, „nach Anzeichen des Sieges forschten. Nichts wußte der Sieger von „Beute, nichts der Besiegte von Erbarmen.“ Rom nahm seine

*) Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, herausgegeben von Pertz, Grimm, Bachmann, Ranke, Ritter.

Zuflucht zu den Göttern und die Vorsehung half. Denn die Cimbern wandten sich statt nach Italien auf Spanien zu. Das gab den Römern Zeit, sich nach einem Manne umzusehen, der retten konnte. Es war dies C. Marius aus Arpinum, eine außerordentliche Natur, wie sie die Vorsehung stets schuf, wenn sie derselben zu ihren Absichten bedarf. Marius hatte sich von der untersten Stufe des Volkes, von einem einfachen Bürger eines armen Landstädtchens zu den höchsten Ehren erhoben. Als Jüngling hatte er bei Numantia gedient und sich unter Scipio zum Krieger gebildet. In Afrika machte er sich als Ueberwinder des Jugurtha einen Namen, und es blieb ihm noch zur Vollendung seines Ruhmes die Errettung seines Vaterlandes von der Noth der Cimbern und Teutonen, nach deren Vernichtung er gleichsam als der dritte Gründer von Rom betrachtet wurde. Er hatte im afrikanischen Kriege gegen Jugurtha das erste Consulat erhalten. Nach Beendigung jenes Krieges, ward er beneidet und zurückgesetzt. Aber die allgemeine Noth hob ihn wieder hervor. Er ward zum zweitenmale Consul. Während der Zeit dieses Consulates übte er das Heer von Neuem in der Mannszucht, und da der Krieg gegen die Cimbern und Teutonen sich in die Länge zog, ward er zum drittenmale Consul. Die gefürchteten Feinde kamen aber immer noch nicht. Denn sie hatten in Spanien mit den Celtiberen zu schaffen. Da ging Marius nach Rom und ward abermals Consul. Auf die Botschaft, daß der Feind endlich heranrücke, überschritt Marius die Alpen und schlug an der Loire ein verschanztes Lager auf. Die Cimbern und Teutonen aber hatten sich in zwei große Heerhaufen getheilt. Der Erstere davon zog durch Norikum auf den Mitconsul Lutatius Catulus los. Die Teutonen und Amburonen aber durch das Land an der Loire gegen Marius. Plutarch, im Leben des Marius, schildert sie unermeßlich an Zahl, grauenvoll von Ansehen, ein Volk mit Lärmen und Toben, wie kein anderes. Sie schlugen in der großen Ebene ein Lager auf, und forderten den Marius zum Kampfe heraus. Dieser aber blieb hinter seinem Walle, gewöhnte seine Krieger an den Anblick und das Lärmen der Feinde, und als diese endlich, zu sicher, alle Vorsicht vergaßen, fiel er über sie her und vernichtete sie. Die Teutonen hatten es nämlich in ihrem Uebermuth versucht, das Lager des Marius zu stürmen, und als ihnen dies nicht gelang, zogen sie unvorsichtiger Weise vorbei. Ihre Anzahl aber soll so bedeutend gewesen sein, daß sie von den Ersten bis zu den Letzten sechs Tage brauchten. Sie kamen endlich nach Aquä, Sextä (Aix), Marius folgte. Er hatte absichtlich das Heer ohne Wasser gelassen, und man mußte sich schlagen, um es zu bekommen. Die Amburonen, der Kern des Heeres der Teutonen, liefen ordnungslos herbei. Ein wildes Geschrei ertönte von beiden Seiten. Die

Amburonen mußten durch die Loire. Die Römer stiegen von einer Anhöhe herunter und trieben dieselben in die Flucht bis zum Lager hin. Hier kam es zwischen ihnen und den Weibern der Flüchtenden, die sie mit Beilen und Schwertern von ihren Wagen zurückdrängten, zu einem fürchterlichen Kampfe, den nur die Nacht trennte, diese war aber schrecklich für beide Theile. Denn noch stand die größte Macht der Teutonen unbesiegt im Lager, und Wehgeschrei und Geheul erfüllten die Gebirge und das Flußthal. Marius selbst war voll Entsetzen. Denn er erwartete einen ordnungslosen und stürmischen Kampf noch während der Nacht. Die Römer blieben daher unter den Waffen, und weil die Stellung der Teutonen oberhalb eingesenkte Waldschluchten und Hohlwege hatte, sandte Marius den Claudius Marcellus mit dreitausend Schwerbewaffneten ab, den Feinden in den Rücken. Er selbst stand an einem Abhange, vor ihm her die Reiterei, welche in die Ebene rücken sollte. Als die Teutonen das sahen, wollten sie die Römer nicht abziehen lassen. Sie stürmten in wildem Zorn den Hügel hinan. Das war gerade, was Marius wollte. Ruhig vertheilte er die Seinigen an ihre Posten und gebot, die Feinde, welche, durch den Sturm selbst müde, herankämen und wegen des abschüssigen Bodens keinen festen Stand und Hieb hätten, bis auf Wurfspießweite ruhig zu erwarten und dann das Schwert zu gebrauchen. So kam es zum Handgemenge, worin die Teutonen unterlagen. Die vordere Linie ward zuerst zurückgetrieben, und von hinten meldete sich plötzlich das Heer des Marcellus. Da ward die Flucht und Auflösung der Teutonen allgemein. Die Römer erschlugen ihrer, nach dem wahrscheinlich übertriebenen Berichte Plutarchs, hunderttausend.

Marius ward jetzt zum fünftenmale Consul. Unterdeß war aber Catulus, der den Cimbern gegenüberstand, über die Alpen gegangen. Er hatte sich an der Etsch aufgestellt, in der Hoffnung, hier den Feind zurückzudrängen. „Die Cimbern aber gingen in ihrer Zuversichtlich„keit und Verachtung gegen Alles, was ihnen in den Weg trat, so „weit, daß sie, mehr bedacht, ihre Kraft und Verwegenheit sehen zu „lassen, als das zu thun, was nöthig war, sich nackt beschienen „ließen, über Eis und tiefen Schnee auf die Höhen stiegen, sich dann „auf ihre breiten Schilde setzten, abstießen, und so die Abhänge her„unterrutschten, unbekümmert um die furchtbar abschüssigen Stellen. „Als sie sich in der Nähe gelagert und das Flußbett untersucht „hatten, begannen sie, einen Damm anzulegen. Wie Giganten rissen „sie die Höhen ringsum nieder, entwurzelten Bäume, Felsblöcke, ja „ganze Erdhügel schleppten sie zugleich in den Fluß und drängten „das Wasser über die Ufer. Gegen Pfeiler, welche die Brückenjoche „stützten, warfen sie schwere Lasten in den Fluß, die, von der Strömung

„fortgerissen, durch ihre Stöße die Brücke erschütterten.“ Das setzte die Soldaten der Römer in Schrecken. Voll Angst entwich die Mehrzahl aus dem Lager. Catulus, um die Ehre des Heeres zu retten, wußte sich nicht besser zu helfen, als daß er die Adler nahm und sie den Flüchtigen vorantrug, damit es schien als folgten sie seinem Befehle.

Marius aber traf bald darauf mit Catulus in Rom zusammen. Er beruhigte ihn und ging wieder nach Gallien, von da mit seinem Heere über die Alpen an den Po. Die Cimbern, die auffallender Weise nichts von dem Schicksale der Teutonen gehört, oder nicht daran glauben wollten, erwarteten indeß, bevor sie weiter nach Mittelitalien zogen, die zurückgebliebenen Schaaren derselben, und baten in einer besondern Gesandtschaft an Marius um Land für sich und ihre Brüder. Marius antwortete höhnisch: „Laßt eure Brüder aus dem Spiele. Denn die haben Land und haben es in alle Ewigkeit. Dafür haben wir gesorgt.“ Die Gesandten aber entgegneten, der Spott würde ihm schon vergolten werden von den Cimbern alsobald, von den Teutonen, wenn sie erst da wären. „Die sind da,“ erwiederte Marius, „und es schickt sich nicht für euch, fortzugehen, „bevor ihr eure Brüder begrüßt habt.“ Er befahl, ihnen die Könige der Teutonen in Ketten vorzuführen, die in den Alpen von den Sequanern gefangen genommen worden. Jetzt entzündete sich die Schlacht in der Ebene von Vercellä. Es mochten ungefähr zweiundfünfzigtausend Mann sein, welche sich unter Marius und Catulus versammelt fanden. Die unter Marius standen auf beiden Flügeln. Die Truppen des Catulus in der Mitte. Die Cimbern rückten langsam aus ihren Schanzen, die Reiterei, fünfzehntausend Mann, voran. Sie hatte stattliche Helme mit Federbüschen und Thierköpfen, eherne Panzer, und hell leuchteten die weißen Schilde. Als Wurfgeschoß führten sie einen Speer mit doppelter Spitze. Im Handgemenge brauchten sie schwere Schwerter. Das Fußvolk rückte wie ein brausendes, wogendes Meer heran. Da wusch Marius seine Hände, hob sie zum Himmel und gelobte eine Hekatombe. Desgleichen that Catulus und das Gelübde, er wolle dem Glücke einen Tempel weihen. Den Cimbern aber schien die Sonne in die Augen und eisenfest, wie sie waren, wo es galt, Frost zu ertragen, erlagen sie hier der Hitze und der Sonne. Der größte Theil derselben ward auf dem Schlachtfelde niedergehauen. Die Niederlage war aber eine so große, weil sich die Vordermänner mit einer Kette aneinandergeschient, damit ihre Linie nicht gesprengt werden könne. Aber die Römer drängten sie zurück bis zu ihrem Lager, und hier erhob sich abermals eine gräßliche Scene, wie bei den Teutonen. Denn die Weiber tödteten die Fliehenden von ihren Wagen aus, erwürgten ihre Kinder, warfen

sie unter die Räder, ließen sie von den Pferden zertreten und tödteten sich selbst. Aber dennoch wurden ihrer über sechzigtausend gefangen. Die Zahl der Gefallenen soll an hundertzwanzigtausend betragen.

Marius triumphirte und Rom war einstweilen von den germanischen Drängern, wenigstens nach Außen, befreit, obgleich eine große Zahl derselben in dem Sklavenkriege unter Spartacus, und in dem mithridatischen der ewigen Stadt manche Sorge machten.

Die Deutschen in den Kriegen Julius Cäsars.

Die nächste Gelegenheit zu einem Zusammentreffen der Römer und deutschen Völkerschaften gab der gallische Eroberungskrieg der Römer. Wir haben von diesem Kriege genauere Nachrichten von der Meisterhand eines Mannes, der eben so bedeutend als Schriftsteller, wie als Feldherr, nämlich von Julius Cäsar, der, während er in Gallien, dem jetzigen Frankreich, stand, und das ganze Land durch Krieg und Bündniß bis an den Rhein für die Römer zu gewinnen suchte, auch mit den verschiedenen deutschen Völkerstämmen, welche das linke Rheinufer überschritten, sich bei der Zwietracht der herrschenden Parteien Galliens in diesem Lande festsetzen konnten, in mannigfache Berührung kam. Hier waren nämlich zwei Parteien, welche nach der Herrschaft strebten: die Aeduer und Arverner. Beide hatten sich längst bekämpft, und als die Letzten kein anderes Mittel mehr sahen, die Oberhand zu behaupten, riefen sie in Verbindung mit den Sequanern die Deutschen als Söldner zu sich herüber. Diese kamen, unterwarfen die Aeduer, aber auch zu gleicher Zeit die Arverner und Sequaner und theilten ihr Land, das sie unter harter Botmäßigkeit hielten. Das ward Cäsar, dem römischen Befehlshaber in jenen Gegenden, auf dem Landtage vom Jahr 58 v. Chr. geklagt, und er versprach dagegen Abhilfe. Aber auch sonst schien ihm der Umstand, daß so viele deutsche Völkerstämme den Rhein überschritten, gefährlich für das römische Volk. Es konnte ihnen leicht einfallen, nachdem sie das diesseitige Gallien überschwemmt, nach dem Beispiele der Cimbern und Teutonen einen Zug nach Italien zu unternehmen. Die deutschen Völkerschaften aber, welche von den Arvernern und Sequanern herbeigerufen worden, hießen Sueven, und ihr König Ariovist. Ariovist war nicht ganz ohne Bildung. Er war schon früher in Rom gewesen, Julius Cäsar persönlich bekannt, und von dem römischen Volke mit dem Titel Freund beehrt worden. Jetzt aber durchkreuzten sich ihre Plane. Cäsar sandte daher Abgeordnete an Ariovist und ließ ihn um eine Unterredung ersuchen. Ariovist antwortete, wenn er etwas von Cäsar brauchte, würde er zu ihm hinübergekommen

sein, wenn nun dieser etwas wolle, so müsse er zu ihm kommen. Dazu wage er selbst es nicht, ohne Heer zu erscheinen, und dieses könne er nicht ohne bedeutende Umstände zusammenziehen. Zudem wundere es ihn, was Cäsar, oder überhaupt das römische Volk in seinem Gallien zu schaffen habe. Cäsar beruhigte sich nicht mit dieser Antwort. Er schickte abermals Gesandte, welche dem Ariovist seine Undankbarkeit gegen das römische Volk vorhalten sollten und verlangte, daß er weiter keine Deutschen über den Rhein führe, die gallischen Gäste zurückgehen lasse in die Heimat und überhaupt weder die Aeduer drücke, noch sonst einen Anlaß zum Kriege gäbe. In diesem Falle würde er auch ferner die Freundschaft des römischen Volkes erfahren, wo nicht, so werde Cäsar sowohl die Aeduer, als übrigen Freunde des römischen Volkes zu vertheidigen wissen. Ariovist dagegen berief sich auf das Kriegsrecht und darauf, daß sich bis jetzt Niemand mit ihm ohne sein eigenes Verderben gemessen. Wenn er wollte, möge Cäsar nur herausrücken, er werde alsdann merken, was unbesiegte Deutsche, geübt in Waffen, wie keiner, und binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen, vermöchten.

Neuerdings schickten die Aeduer und Trevirer Abgeordnete an Cäsar, um zu klagen, daß abermals hundert Gaue von Sueven an den Rhein gerückt wären und in Bereitschaft ständen, denselben zu überschreiten. Da mußte Cäsar eilen, und er war noch nicht drei Tage vorgerückt, als ihm gemeldet wurde, Ariovist schreite zum Sturm auf Besançon. Cäsar kam jedoch dem Unternehmen zuvor und legte eine Besatzung in die Stadt. Aber während er hier wegen Proviantirung einige Tage verweilte, ergriff das Heer ein panischer Schrecken. Kaufleute und gallische Feiglinge hatten die Deutschen als Menschen von ungeheurer Körperkraft geschildert, von unglaublicher Tapferkeit und Uebung in den Waffen, ja sie hätten, obwohl sie öfters mit ihnen zusammengekommen, nicht einmal ihre Blicke ertragen können. Diese Furcht verbreitete sich bei den Obristen, Präfekten und sonstigen angesehenen Leuten, welche dem Heere von Rom aus gefolgt waren. Sie suchten nun einen Vorwand zur Flucht, beklagten unter Thränen ihr Geschick, oder jammerten mit ihren Freunden über die gemeinsame Gefahr, die so groß schien, daß man allgemein die Testamente versiegelte. Da ergriff auch die sonstigen Krieger Furcht. Sie sagten aber, nicht den Feind fürchteten sie, sondern die Wälder und Schluchten, welche zwischen ihnen und Ariovist gelegen, und es schien bereits, als wäre der Gehorsam aus dem römischen Heere gewichen. Cäsar aber schlug die Muthlosigkeit nieder, erinnerte an die Niederlage der Cimbern und Teutonen und so manchen Sieg, den sie bereits auch über die Deutschen davongetragen, und um zu zeigen, wie wenig furchtbar ein Feind, wie Ariovist, sei,

wolle er schon in der nächsten Nacht gegen ihn aufbrechen, und wenn Niemand folge, so würde doch die X. Legion, an welcher er nicht zweifle, sicher nicht fehlen. Das wirkte. Als Ariovist aber das Anrücken Cäsars vernahm, bat er um eine Unterredung. Cäsar war nicht abgeneigt dazu. Die Unterredung kam zu Stande, hatte aber keinen Erfolg. Denn Ariovist erwiederte unter Anderm auf den ihm gemachten Vorwurf, daß er eine Masse Deutsche nach Gallien übersiedle, das thue er, um sich zu sichern, nicht um Gallien zu bekämpfen. Dafür sei auch das ein Zeugniß, daß er nur gerufen, gekommen sei, den Krieg nicht angefangen, sondern sich blos vertheidigt habe. Er sei übrigens früher nach Gallien gekommen, als das römische Volk. Was Cäsar denn von ihm wolle und weshalb er in seine Provinz käme? Es sei eben so unbillig, wenn Cäsar in seiner Provinz erschiene, als wenn Ariovist in jener des römischen Volkes. Die Unterredung ward nach Cäsars Bericht durch einen Anfall von Seiten der Reiterei des Ariovist unterbrochen, und zu einer zweiten hatte der römische Oberfeldherr nicht Lust. Er schickte aber den Valerius Flaccus seiner Kenntniß der gallischen Sprache wegen, die Ariovist bei seinem langen Aufenthalt in Gallien vollkommen verstand, und M. Mettius, einen Gastfreund des Ariovist. Diese wären jedoch, wenn man Cäsar glauben will, als Späher festgehalten worden. Es kam daher noch an demselben Tage zur Schlacht, die jedoch nicht von Entscheidung war. Ariovist rückte an Cäsars Lager vorbei. Er wußte es aber so einzurichten, daß nur Reitergefechte geliefert wurden, worin die Deutschen vermöge ihrer eigenthümlichen Kampfesart die meiste Uebung hatten. Sie führten sechstausend Reiter in's Feld, und eben so viel Mann zu Fuß, welche ihnen aus dem ganzen Heere beigesellt waren, zu ihnen zogen sich die Reiter zurück, wenn es scharf herging. Wurden sie auch dann noch gedrängt und zur Flucht genöthigt, so hielten sich die Fliehenden an den Mähnen der Pferde fest und mit diesen im Laufe gleichen Schritt. Ariovist suchte aber einstweilen eine Hauptschlacht zu vermeiden und zwar, wie Cäsar erfuhr, deshalb, weil die Frauen, die darüber befragt worden, durch Loos und Weissagung erklärt hatten, es sei nicht der Wille der Götter, daß die Deutschen Sieger bleiben, wenn sie vor dem Neumond eine Schlacht lieferten. Gerade das trieb aber Cäsar dazu an. Er rückte in dreifacher Schlachtordnung vor gegen die Deutschen, und diese mußten endlich schlagen. Sie stellten sich nach Stämmen auf, nämlich: Haruder, Marcomannen, Tribocer, Vangionen, Veneter, Sedusier, Sueven. Die ganze Schlachtreihe umgaben sie mit Wagen und Karren, damit keine Hoffnung auf die Flucht bliebe. Die Weiber setzten sie auf die Wagen, welche die zur Schlacht Ausziehenden mit ausgebreiteten Armen anflehten, sie möchten sie nicht den Römern

als Sklaven überantworten. Die Schlacht war hartnäckig, Mann an Mann, aber die Deutschen wurden geschlagen und nach dem Rheine hingedrängt, in welchem viele noch ihr Leben verloren. Ariovist rettete sich in einem Kahne. Seine beiden Frauen kamen auf der Flucht um, und von seinen zwei Töchtern wurde die Eine getödtet, die andere gefangen genommen. Die Römer hatten für diesmal ihre Nebenbuhler, die Deutschen, aus Gallien verdrängt, aber Cäsar wollte es nicht dabei bewenden lassen, sondern sie in ihrem eigenen Lande aufsuchen. Nach Dio Cassius waren die Römer so heftig und plötzlich in der erwähnten Schlacht mit den Deutschen zusammengestoßen, daß diese nicht einmal von ihren Lanzen und langen Schwertern Gebrauch machen konnten. Sie drängten sich Mann an Mann und kämpften mehr mit den Leibern, als mit den Waffen. Die Entgegenkommenden zurückzudrängen, die Standhaltenden niederzuwerfen, das war ihr Kampf. Viele, denen der Gebrauch der kurzen Schwerter benommen war, stritten mit den Händen und mit den Zähnen, indem sie ihre Gegner niederzogen, zerrißen und in den Haaren rauften, denn an Körperkräften überragten die Deutschen die Römer bei weitem. Dennoch fügten sie ihnen dadurch keinen besondern Schaden zu. Denn im Handgemenge konnten die Römer vermöge besserer Bewaffnung und Kriegskunst gegen sie Stand halten und gewannen endlich, nachdem der Kampf sich auf diese Weise endlos hingezogen hatte, die Uebermacht. Von größerm Nutzen waren ihnen nämlich ihre kurzen Schwerter, kleiner als die gallischen und mit Spitzen von Stahl. Auch konnten sie die anhaltende Mühe und Anstrengungen besser ertragen, als die Deutschen, bei denen Ausdauer mit dem Feuer, das sie beim Angriffe zeigen, keineswegs in Verhältniß steht. Dies war der Grund, weshalb die Deutschen unterlagen. Dennoch kam es nicht sofort zur Flucht, nicht als ob sie keine Lust dazu gehabt hätten. Sie konnten nicht fliehen vor Rathlosigkeit und Erschöpfung. Sie traten immer ihrer an dreihundert (bald einige mehr, bald weniger) enge zusammen und hielten sich auf allen Seiten die Schilde vor in fester Stellung. Die Haufen waren zu fest geschlossen, um in sie einzudringen, zu dicht und stark, um sie auf einmal zurückzudrängen. Sie thaten nichts, aber litten auch nichts. Da nun jene weder angriffen, noch flohen, sondern fest auf einem Punkte, wie auf einem Thurme standen, legten die Römer zunächst die Speere als völlig unnütz bei Seite. Auch mit den Schwertern in regelrechtem Kampfe, Mann an Mann, war nichts auszurichten, und an die Köpfe, wo sie, weil sie keine Helme trugen, allein verwundbar waren, konnte man ihnen nicht kommen. Daher legten die Römer die Schilde ab, liefen auf sie los und drängten und stießen gar Manchen nieder, theils im

Anlaufe, theils Fuß an Fuß mit ihnen. Viele wurden auf einmal mit dem ersten Stoße niedergeworfen; Viele starben auch, bevor sie fielen. Denn sie standen so eng und dicht, daß auch die Todten in gerader Stellung blieben. Von der Mannschaft zu Fuß wurden die Meisten auf diese Weise theils dort, theils — so viele ihrer dahingedrängt waren, bei ihren Wagen mit Weibern und Kindern getödtet.

Im Winter (57 v. Chr.) sammelte Cäsar zwei neue Legionen im jenseitigen Gallien und schickte sie hinüber. Er selbst erfuhr, wie die auf dem linken Rheinufer wohnenden Deutschen, nämlich Condrusen, Eburonen, Cäräser, Cämaner, etwa vierzigtausend Mann, sich in Verbindung mit den Belgiern gesetzt, ein Volk, das ebenfalls früher auf dem rechten Rheinufer gewohnt und deutscher Abkunft, und zu einem Kriege gegen die Römer rüsteten. Sie wurden jedoch niedergehalten. Nur die Nervier leisteten einigen Widerstand. Sie erwarteten nämlich Hilfe von den Aduatucern, dem letzten Reste der Cimbern und Teutonen. Sie brachten die Römer in große Verlegenheiten. Es kam an der Sambre zu einer Schlacht, die anfangs zum Nachtheil und mit einer Niederlage der Römer zu enden schien, später jedoch durch die Entschlossenheit Cäsars, der einen Schild nahm und selbst mitkämpfte, eine andere Wendung erhielt und mit einem grauenvollen Morden unter dem tapfern Feinde, der noch von den Leichenhügeln herab den Kampf fortsetzte, schloß. Von sechzigtausend Waffenfähigen blieben kaum noch fünfhundert übrig.

In dem Winter 55 v. Chr. waren die Usipeter und Tenchterer in der Nähe der Mündung des Rheines nach Belgien übergesetzt. Sie waren von den Sueven gedrängt, und hatten sich neue Wohnsitze gesucht. Cäsar beschreibt uns bei der Gelegenheit, wo er gegen jene anrückte, die politische Verfassung der Sueven. Der Stamm der Sueven, sagt er, ist bei weitem der größte und kriegerischste von allen Deutschen. Sie haben hundert Gaue; aus jedem lassen sie alljährlich tausend Mann Bewaffnete, um Krieg zu führen, aus ihrem Gebiete ausziehen. Die übrigen, welche zu Hause geblieben sind, ernähren sich und jene. Die, welche zurückgeblieben, stehen wiederum zur Abwechselung das Jahr darnach unter den Waffen, und alsdann bleiben die andern zu Hause. So wird weder der Ackerbau, noch Geschick und Uebung im Kriege außer Acht gelassen. Privatländereien und gesonderte Aecker aber gibt es bei ihnen nicht, und es ist nicht erlaubt, länger als ein Jahr auf einer und derselben Stelle behufs ihres Anbaues zu bleiben. Auch bildet das Getraide keinen großen Theil ihrer Nahrung. Den größten bildet Milch und Fleisch. Denn sie sind viel auf der Jagd. Dies nährt die Kräfte, so wie auch die Ungebundenheit des Lebens (indem sie von Kind auf an keine Pflicht

und Zucht gewöhnt) und macht sie zu Menschen von ungeheurer Körpergröße. Sie tragen in dem kalten Lande gar keine Kleidung außer Fellen, deren Kleinheit einen großen Theil des Körpers bloß läßt, und baden sich in den Flüssen. Kaufleuten verstatten sie mehr den Zugang, um Gelegenheit zu haben, was sie im Kriege erbeutet, zu verkaufen, als daß sie nach der Einfuhr von irgend etwas verlangen. In dem Reitertreffen springen sie oft vom Pferde herunter und kämpfen zu Fuß. Nichts gilt nach ihren Sitten für schimpflicher und mattherziger, als Sättel zu gebrauchen. Wein lassen sie durchaus nicht einführen, weil sie meinen, daß dadurch die Leute zur Ertragung von Anstrengungen zu weichlich und weibisch gemacht werden. Für das Gemeinwesen, glauben sie, sei es der höchste Ruhm, wenn von ihren Gränzen ab möglichst weit das Ackerland brach liege. Dadurch werde angedeutet, daß eine große Anzahl von Gemeinden gegen ihre Gewalt nicht Stand halten möge. Daher liegen an der Suevengränze ungefähr sechzigtausend Schritte Ackerland brach. Auf der andern Seite, nördlich, schließen sich die Ubier an, eine einst, nach deutschen Begriffen, umfangreiche und blühende Gemeinde und etwas menschlicher, als die übrigen desselben Völkerstammes, deshalb, weil sie an den Rhein stoßen und Kaufleute viel bei ihnen aus- und eingehen und sie sich auch selbst wegen der Nachbarschaft der gallischen Völker an deren Sitten gewöhnt. Obwohl die Sueven, die sich in vielen Kriegen mit ihnen gemessen, sie wegen der Größe und Bedeutsamkeit der Gemeinde nicht aus ihrem Landesgebiete verdrängen konnten, haben sie sich dieselben doch zinsbar gemacht und ihre Stellung gebrochen. Dasselbe geschah mit den Usipetern und Tenchteren, welche jetzt in das Land der Menapier eingefallen waren. Dazu konnten noch leicht andere Stämme herübergelockt werden. Cäsar suchte daher das Ansehen des römischen Namens zu behaupten und die Deutschen in ihrem Lande zu halten. Er vernichtete aber die Usipeter und Tenchterer durch eine Art und Weise, die ihm von seinem Gegner Cato als eine Treulosigkeit und Verletzung wider das Völkerrecht und die Götter schwer zu Last gelegt wird. Es hatte sich nämlich ein großer Theil der Führer der Usipeter und Tenchterer in Cäsars Lager begeben, um sich wegen einiger unverschuldeter Angriffe zu rechtfertigen. Dieser aber ließ sie festnehmen und darauf eine Schlacht beginnen, die natürlicher Weise für die Römer gewonnen werden mußte, weil die Deutschen ihrer Führer beraubt waren. Der römische Feldherr hielt es jetzt an der Zeit, die Deutschen in ihrem eigenen Lande aufzusuchen, und sich auf das rechte Rheinufer zu begeben. Er schlug deshalb eine Brücke über den Rhein, die er an beiden Enden mit einer Besatzung schützte. Die Stelle, wo er jene Brücke über den Rhein schlug, wird von den

Gelehrten verschieden angegeben. Die meisten Stimmen vereinigen sich darin, daß sie in der Nähe von Bonn zu suchen. Die zerstreuten Schaaren der Usipeter und Tenchterer hatten sich nämlich in das Land der Sicamberer geflüchtet. Diese sollten daher zunächst gezüchtigt werden. Zu gleicher Zeit wollte er aber den bedrängten Ubiern, welche sich bereits an die Römer angeschlossen, zu Hilfe ziehen. Die Brücke ward binnen zehn Tagen vollendet und als Cäsar mit seinem Heere über den Rhein ging, fand er das Land weit und breit verlassen. Die Deutschen hatten sich in ihre Waldungen zurückgezogen und überließen dem Römer die kurze Freude eines unblutigen Triumphes, wohl wissend, daß er sich nicht lange aufhalten könne in ihrem Lande, oder wohl gar mit der Absicht, ihn, wie dies später mit einem andern römischen Feldherrn geschah, weiter in's Land hineinzulocken und dann zu vernichten. Cäsar aber war ein zu großer Feldherr, um sich in eine derartige Falle locken zu lassen. Er begnügte sich daher, Dörfer und Saaten zu verwüsten, und ging nach achtzehn Tagen über den Rhein zurück. Er hatte aber im Ganzen durch den Zug wenig erreicht. Die Deutschen waren nicht entmuthigt. Sie hatten ihn vielmehr an einem Orte, den sie für günstig hielten, erwartet, und als Cäsar es nicht wagte, sie dort aufzusuchen, waren sie ihm auf dem Fuße nach dem Rhein zu gefolgt. Im Jahr 53 v. Chr. ging Cäsar nochmals über den Rhein, um die Sueven zu züchtigen, welche den Trierern gegen seinen Legaten Hilfe gesendet hatten. Die Sueven aber zogen sich bis zu den Gränzen ihres Reiches zurück. Dort war nämlich ein Wald von endlosem Umfange. Wie eine natürliche Mauer vorgezogen, stellte er die Sueven vor den Cheruskern, diese vor den Sueven sicher. Am Anfange dieses Waldes wollten nun die Sueven die Römer erwarten. Cäsar aber fand nicht für gut, sie dort aufzusuchen, oder auch länger auf deutschem Boden zu verweilen, angeblich aus Furcht vor Getraidemangel, da die Deutschen den Ackerbau ihre geringste Sorge sein ließen. Er stellte sich indessen, als wolle er bald wiederkehren, denn er brach die Brücke nur zum Theile ab und versah sie mit einer Schutzwache von zwölf Cohorten und Befestigungen.

Wichtiger als jener im Ganzen bedeutungslose Feldzug ist das, was uns der römische Feldherr bei der Gelegenheit von den deutschen Sitten und ihrem Culturzustande meldet. Die Deutschen, sagt er, haben, im Gegensatz zu den gallischen Völkerschaften, weder Druiden, um dem Gottesdienste vorzustehen, noch kümmern sie sich viel um Opfer. Zur Zahl der Götter rechnen sie nur diejenigen, welche sie sehen, und durch deren Segnungen sie offenbar gefördert werden. Sol, Vulkan, Luna (Sonne, Feuer, Mond). Von den Uebrigen haben sie nicht einmal durch Hörensagen vernommen. Ihr ganzes

Leben dreht sich um Jagden und Uebungen zum Kriege. Von kleinauf gehen sie auf Arbeit und Abhärtung aus. Die, welche am längsten geschlechtlich unentwickelt bleiben, finden das größte Lob bei den Ihrigen. Das, meinen sie, nähre stattlichen Wuchs, die Kräfte und stähle die Muskeln. Vor dem zwanzigsten Jahre aber von einem Weibe gewußt zu haben, das zählen sie unter die schimpflichsten Dinge, dergleichen läßt sich jedoch nicht geheim halten, da sie einerseits gemeinschaftlich in den Flüssen baden, andererseits Felle, oder kleine Schurzleder zur Körperbedeckung brauchen, von denen ein großer Theil des Leibes nackt bleibt. Julius Cäsar gibt also den Deutschen, seinen Feinden, ein glänzendes Zeugniß ihrer Keuschheit und unverdorbenen Naturkraft. Um Ackerbau, sagt er dann ferner, kümmern sie sich nicht. Der größte Theil ihrer Nahrung besteht in Milch, Käse und Fleisch. Auch hat keiner ein bestimmtes Maß von Ackerland, oder eigenen Grundbesitz, sondern die Obrigkeit und die Fürsten weisen immer auf ein Jahr den Stämmen und den Sippschaften, die unter sich zusammengetreten sind, Ackerland an, so viel und wo es ihnen gutdünkt, und zwingen sie, das Jahr darnach anderswohin überzusiedeln. Für dies Verfahren bringen sie viele Gründe bei, damit sie nicht, durch stete Gewohnheit befangen, den Kriegsdienst gegen den Ackerbau vertauschen, damit sie nicht weitern Grundbesitz zu erwerben trachteten und die Mächtigern die Niedern aus ihren Besitzungen verdrängten, damit sie sich nicht mit zu großer Sorglichkeit gegen Kälte und Hitze rüsteten, damit nicht etwa Geldgier aufkäme, woraus Parteiung und Zwietracht entstehe, damit sie das niedere Volk in guter Stimmung erhielten, wenn jeder sähe, daß sein Besitz mit dem Mächtigsten gleich stände. Wenn eine Gemeinde Krieg, den man mit ihr angefangen hat, abwehrt, oder selbst Krieg anfängt, so wird zur Leitung des Krieges eine Obrigkeit gewählt mit dem Rechte über Leben und Tod. Im Frieden gibt es keine gemeinsame Obrigkeit, sondern die Fürsten der Landschaften und Gauen sprechen unter den Ihrigen Recht und legen die Zwiste bei. Auf Räubereien steht keine Schande, wenn sie außerhalb des Gebietes der betreffenden Gemeinde vorfallen; ja sie sprechen es ohne Hehl aus, sie wurden unternommen, um die Jugend zu üben und die Trägheit zu meiden. Und hat einer der Fürsten in der Rathsversammlung erklärt: er wolle Führer sein, wer folgen wolle, möge sich melden; so stehen die auf, welche die Sache und den Mann gut heißen, versprechen ihren Beistand und werden von der Menge gelobt. Die von ihnen, welche dann nicht gefolgt sind, werden als Ausreißer und Verräther betrachtet, und in allen Dingen wird ihnen nachher das Zutrauen verweigert. Gastfreunde verletzen, halten sie für sündlich. Wer aus irgend einem Grunde zu ihnen kommt, den schützen sie vor Unbilde und halten ihn

heilig: ihnen sind Aller Häuser geöffnet und man theilt mit ihnen die Nahrung. Es gab vordem eine Zeit, wo die Gallier den Deutschen an Tapferkeit überlegen waren, aus freien Stücken Krieg mit ihnen anfingen und wegen der Menschenmenge und Mangels an Ackerland Colonien über den Rhein führten. So nahmen den Strich Deutschlands, welcher der fruchtbarste ist, rings um den herkynischen Wald die Volcer-Tektosagen in Beschlag und siedelten sich dort an. Dieser Stamm hielt sich bis heute in seinen Wohnsitzen und steht im höchsten Ansehen als gerecht und ruhmvoll im Kriege; jetzt leben auch sie in gleichem Mangel, in gleicher Dürftigkeit und Geduld dahin, wie die Deutschen, und haben gleiche Lebensart und Tracht. Der herkynische Wald hat eine Breite, eine Ausdehnung von acht Tagereisen für einen leichten Fußgänger. Denn anders läßt er sich nicht bestimmen. Auch kennen die Deutschen kein Maß der Wege. Jener Wald beginnt in dem Gebiete der Helvetier, Nemeter, Rauraker, und zieht sich immer dem Donaustrom entlang, in das Gebiet der Dacer und Anarten, von da wendet er sich nach links in einer von dem Flusse völlig abweichenden Richtung, und berührt seiner Größe wegen vieler Stämme Gebiet; auch findet sich in dem uns bekannten Deutschland Niemand, der behauptete, er sei — wäre er auch sechzig Tagereisen weit vorgedrungen — bis an den Anfang des Waldes angelangt; Niemand, der auch nur vernommen hätte, an welcher Stelle er anhebt. Sicher ist, daß viele Arten von Thieren in ihm vorkommen, die in dem übrigen Deutschland und sonst nie gesehen sind. Der römische Feldherr nennt darunter ein Thier in der Gestalt eines Hirsches, auf dessen Stirn in der Mitte zwischen den Ohren sich ein Geweihe erhebt, von dessen Spitze sich ungemein breite Zweige nach Art einer Palme verbreiten. Ferner Alcen, eine Art von Reh, mit stumpfem Horne und Beinen ohne Gelenkknochen in den Gliedern, die stehend schlafen, indem sie sich an einen Baum anlehnen, und die man daher mittelst eines durchgesägten Baumes fängt, da sie nicht aufstehen können, wenn sie beim Anlehnen umfallen. Auerochsen dem Ansehen und der Farbe nach Stiere, aber an Größe nur etwas unter dem Elephanten, von ungemeiner Kraft und Schnelligkeit. Sie werden in Gruben gefangen, und bilden einen vorzüglichen Bestandtheil der Jagd deutscher Jünglinge.

Wenn wir nun von einigen Dingen Abstand nehmen wollen, die Mißverständnisse und Fabel in jene Angaben gebracht, so werden die übrigen Berichte im Allgemeinen von dem etwa 100 Jahre später lebenden Geschichtschreiber Tacitus und zu einer Zeit, wo man mit deutschem Wesen mehr vertraut war, bestätigt, und zwar in einem eigenen Buche, welches dieser ausgezeichnete Mann über Deutschland geschrieben, über dessen besondern Zweck sich aber bis dahin die

Kritiker vergebens zu einen versucht. Einige betrachten nämlich des Tacitus Werk über Deutschland wegen seiner fragmentarischen Natur als die Episode eines größern Ganzen, andere nur als ein Ideal, welches er seinen Zeitgenossen und Landsleuten vorgehalten, wiederum wohl gar andere als eine feine Satyre auf deren Sitten. Wir unserer Seits nehmen dasselbe wie es ist, als eine Beschreibung Deutschlands zur Zeit des Kaisers Trajan, und wir nehmen es um so williger hin, als wir darin schon die großen Tugenden, wie auch die Laster und Gebrechen unseres Volkes so scharf ausgeprägt sehen, wie dies je in spätern Tagen geschehen ist. Mögen aber immer Einige in jener Schilderung den ältesten Adelsbrief des deutschen Volkes erblicken, so sind doch auch von der andern Seite Deutschlands Schattenseiten so bestimmt gezeichnet, daß man dieselben noch heutiges Tages wieder erkennt und sich nicht wundern darf, wenn das Land zerrissen und die Oberherrschaft der Fremden mitunter gefördert ward. So sagt also Tacitus: Gleich nach dem Schlafe, den sie meistens bis an den Tag ausdehnen, baden sie sich. Nach dem Bade nehmen sie Speise zu sich. Dann gehen sie an die Geschäfte und nicht minder oft zum Gelage, immer bewaffnet. Tag und Nacht hintereinander fortzutrinken, ist für keinen ein Vorwurf. Zwistigkeiten, die bei ihrer Neigung zum Trunke natürlich häufig sind, verlaufen nicht selten in Schimpfreden, öfter in Mord und Wunden. An einer andern Stelle heißt es: Wenn man ihrer Trunksucht nachgibt und ihnen vorsetzt, soviel sie verlangen, werden sie nicht minder leicht durch Laster, als durch Waffen zu besiegen sein.

Eine fernere schlimme Eigenschaft war das Spiel. Würfelspiel, meldet der römische Geschichtschreiber, treiben sie wunderbarer Weise nüchtern, als ernsthafte Angelegenheit, so tollkühn im Gewinnen und Verlieren, daß sie, wenn Alles dahin ist, auf den letzten verzweifelten Wurf ihre persönliche Freiheit setzen. Der Unterliegende tritt in freiwillige Sklaverei; sei er der Jüngere, sei er der Stärkere, binden läßt er sich und verkaufen. So groß ist ihre Beharrlichkeit in einer schlechten Sache; sie selbst nennen es Treue. Sklaven aus diesem Verhältniß schaffen sie durch den Handel fort, um auch sich selbst von der Scham über den Sieg loszumachen.

Von den Brukteren berichtet er: Neben den Tenchteren begegnete man einst den Brukteren. Jetzt, wird erzählt, seien die Chamaver und Angrivarier eingewandert, nachdem die Brukterer vertrieben und durch Zusammenhalten der benachbarten Völkerschaften von Grund aus vernichtet worden: sei nun Haß wegen ihres Hochmuths, sei die Wonne des Beutemachens, sei gewissermaßen die Huld der Götter gegen die Römer Ursache davon gewesen. Denn selbst das Schauspiel einer Schlacht haben sie uns nicht mißgönnt. Mehr denn sechzigtausend sind

nicht vor den Waffen und Geschoßen, sondern — was glänzender ist — zu ihrer Ergötzung und Augenweide gefallen. Bleiben — das ist mein Wunsch — und dauern möge bei diesen Stämmen, wenn nicht Liebe zu Uns, doch wenigstens Haß unter sich: „denn da des Reiches Stunde herannaht, kann uns das Glück schon nichts Größeres mehr gewähren, als der Feinde Zwietracht.“ So spricht ein Römer, der sonst noch einigen Ruhm hat wegen seiner Achtung für Sittlichkeit und Recht. Aber leider zu oft haben nach ihm falsche Politiker und Feinde Deutschlands jenen Wunsch des Römers kräftig in's Leben gefördert. Tacitus selbst hatte ihn aus dem Leben an der arglistigen Politik des Kaisers Tiberius erlernt, der durch einen neunmaligen Aufenthalt in Deutschland das Volk genau kannte und sich rühmte, mehr durch schlaue Unterhandlungen, als durch den gefahrvollen Zufall der Waffen erreicht zu haben. Als er aber den Germanicus aus Mißtrauen und Neid aus Deutschland abrief, äußerte er ein merkwürdiges Wort *), dessen sich die fremden Tyrannen, freilich nach Bewandtniß der Umstände, leider zu häufig bedient: die Cherusker und die übrigen Stämme könne man, nachdem man genugsam bedacht gewesen, Rom zu rächen, ihren eigenen Streitigkeiten überlassen. Diesen Fehlern stellt nun Tacitus von der andern Seite auch ehrenvolle Tugenden entgegen, welche allerdings eben so gemacht schienen, das Glück und die Wohlfahrt der Staaten zu fördern, wie deren Mangel, es zu untergraben. So der Schlafsucht und Indolenz eine große Thätigkeit und Frische, der Liebe zum Trunke die Genügsamkeit und Einfachheit im Essen, und was in Bezug auf das römische Leben gewiß nicht wenig bedeuten wollte und auch schon von Cäsar angedeutet worden, die Tugend der Keuschheit und Heiligkeit der Ehe. „Strenge sind jedoch die Ehen,“ so berichtet der römische Schriftsteller, „und von keiner Seite möchte man ihre Sitten mehr loben. Denn fast allein von den Barbaren begnügen sie sich mit Einer Frau, ausgenommen sehr Wenige, die nicht aus Wollust, sondern ihres Adels wegen mehrere Frauen nehmen.“ Nicht wenig lobt er die Enthaltsamkeit der Jünglinge und Jungfrauen, und mit welcher Strenge man in diesem Punkte auf die Sittenreinheit wacht. Von den Weibern sagt er: Sie leben in unantastbarer Keuschheit, durch keine Lockung des Schauspiels, keine Reizung des Gastmahls verführt. Sehr selten kommt bei dem so zahlreichen Volke der Ehebruch vor und merkwürdiger Weise gibt er als Grund an: Die Geheimnisse der Schrift sind Männern wie Frauen unbekannt.

Auch für die verlorne Unschuld gibt es keine Verzeihung, nicht

*) Annalen II. 26.

Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichthum vermöchte der Gefallenen einen Mann zuzuführen. Denn Niemand lacht dort über Laster und nicht wird Verführen und Verführtwerden Modeton genannt. Ueberhaupt ist die Ehrfurcht, welche die Deutschen den Frauen erwiesen, ein schönes Element in ihrer Geschichte und mit ein Keim des spätern Ritterthums. Sie betrachteten Einzelne derselben als höhere Wesen, so die Aurinia, Velleda bei Tacitus, die chattische Weissagerin bei Sueton, die Gama bei Diocassius.

Vellejus, der vorzüglich die Deutschen wegen ihrer Leichtfertigkeit im Spiel, die so weit geht, daß sie sogar ihre Freiheit dransetzen, hart tadelt, stimmt freilich nicht so ganz ein mit dem Zeugnisse des Tacitus über die Treue derselben. Er nennt die Deutschen (Buch II, 118) ein Geschlecht, wie geschaffen zu lügen. Aber er hatte etwas Anderes im Auge, und wir werden dies später noch hören, wenn von der Niederlage des Varus die Rede ist.

Wie zu Julius Cäsars Zeiten, waren auch noch in den Tagen des Tacitus der bedeutendste Völkerstamm Deutschlands die Sueven. Sie theilten sich in mehrere Nebenzweige, darunter die Sennonen, Hermundurer, Marcomannen und Quaden. Am wichtigsten werden für uns die Longobarden. Die Sennonen bewohnten hundert Gaue, und sie hatten das Bewußtsein einer großen Körperschaft. Aber im Gegensatz dazu, sagt Tacitus, adelt die Longobarden ihre kleine Zahl. Von vielen und vorzüglich starken Völkerschaften rings umgeben, sichern sie sich durch Schlachten und Gefahr. Die Reudinger, Avionen, Anglier, Pariner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen sind durch Flüsse oder Wälder geschützt. Bemerkenswerthes findet sich bei ihnen im Einzelnen nicht, außer daß sie gemeinschaftlich die Nerthus, das ist die Mutter Erde, verehren und glauben, sie schreite ein in die menschlichen Angelegenheiten und durchziehe zu Wagen die Völker. Es ist auf einer Insel des Ocean ein heiliger Hain und in ihm ein geweihter Wagen mit Tüchern überdeckt. Ihn anzurühren ist allein dem Priester verstattet. Er merkt es, wenn die Göttin im Heiligthum gegenwärtig ist und geleitet sie, von Kühen gezogen, mit tiefer Ehrfurcht. Dann gibt es frohe Tage und festlich geschmückt sind alle Stätten, welche die Göttin nur immer ihres Besuches und Aufenthaltes würdigt. Sie gehen nicht in den Krieg, sie greifen nicht zu den Waffen. Frieden und Ruhe sind ihnen nur dann willkommen, wenn derselbe Priester die Göttin in's Heiligthum zurückführt. Dann werden der Wagen, die Tücher und die Gottheit selbst in einem geheimen See gewaschen. Die Dienstleistenden sind Sklaven, welche sogleich der See verschlingt. Daher stammt das geheime Entsetzen und die heilige Unkunde, was das sei, welches nur dem Tode

Geweihte schauen. Man sieht aus Tacitus sowohl, als sonstigen Berichten, daß das religiöse Leben nicht bei allen Stämmen gleich war, und daß Cäsar nur bedingt Recht haben konnte, wenn er behauptete, die alten Deutschen hätten keine Opfer gehabt. Diese waren zuweilen, wie wir dies schon im cimbrischen Kriege gehört, der schrecklichsten Art. Je wilder und abergläubischer aber ein Volk, desto schrecklicher sind auch seine religiösen Gebräuche. Das konnte besonders von den Longobarden gelten, von denen Vellejus sagt, daß sie wilder als die germanische Wildheit selbst, und die auch nachdem sie Christen geworden, so wenig gebeugt, daß sie sich nicht blos lange als Dränger der Kirche gezeigt, sondern auch von dieser als Ketzer bezeichnet worden.

Der Geograph Pomponius Mela, wiewohl er viele Dinge, welche Cäsar und Tacitus über Deutschland melden, dem Wesen nach bestätigt, sieht doch Manches mit ganz andern Augen an, als der Letztere. Er sagt: Deutschland wird auf der einen Seite durch das Rheinufer bis zu den Alpen, südwärts durch die Alpen selbst, östlich durch die Nachbarschaft sarmatischer Stämme, an der Nordseite durch die Gestade des Oceans begränzt. Seine Bewohner sind Riesen an Muth und Gestalt und steigern durch Uebung ihre angeborne Wildheit. Den Muth stählen sie durch steten Krieg, den Körper durch Gewöhnung an alle Mühsal, hauptsächlich an Kälte. Unbekleidet leben sie bis zur Zeit der Reife und sehr lange dauert bei ihnen das Knabenalter. Die Männer hüllen sich in kurze Gewänder, oder in Baumbast, mag der Winter auch noch so strenge sein. Die Schwimmkunst üben sie nicht allein, sondern setzen auch darein den größten Eifer. Den Anlaß zu Kriegen mit ihren Nachbarn entnehmen sie nach Willkühr, auch kämpfen sie nicht, um zu herrschen oder ihren Besitz zu erweitern — bestellen sie ja doch selbst ihr Eigenthum nicht mit Sorgfalt — sondern damit das Land rings herum wüste liege. Ihr Recht beruht in der Gewalt, scheuen sie doch selbst die Räuberei nicht. Nur gegen ihre Gastfreunde sind sie gütig, nur gegen Schutzflehende milde. Ihre Lebensart ist so rauh und ungesittet, daß sie sogar rohes Fleisch genießen, entweder frisch, oder — wenn es in den Fellen der zahmen und wilden Thiere eingetrocknet ist, nachdem sie es durch Reiten und Treten aufgefrischt haben. In dem Lande selbst hemmen viele Flüsse den Verkehr, zahlreiche Berge machen es rauh, und zum großen Theil ist es unwegsam durch Wälder und Sümpfe. Da haben wir nun keineswegs ein erquickliches, vielleicht in manchen Dingen zu treues Bild von unserm großen und schönen Vaterlande, zum Schutz der Freiheit gegen die Anmaßungen der damaligen Römer ganz wie geeignet; aber zur Zeit werden unter dem Einflusse des christlichen Roms andere Männer kommen, die das kräftige, wenn

auch noch rohe Naturvolk cultiviren und seinem Boden die herrlichsten Erzeugnisse abgewinnen.

Die Deutschen gegen Agrippa, Augustus und dessen Feldherrn Drusus und Tiberius.

Es zeigte sich bald, wie wenig Julius Cäsar den Zweck seines zweimaligen Einfallens in das diesseitige Deutschland erreicht hatte. Die Deutschen wurden weder für ihre frühern Züge nach Gallien gezüchtigt, noch für die folgenden abgeschreckt. Sie hatten vielmehr den römischen Feldherrn mit seinem Heere ruhig in ihren Wäldern abgewartet und Cäsar fand Mittel, sich mit ihnen abzufinden. Er nahm einen großen Theil derselben in Sold. Auch wohnten bereits viele deutsche, oder doch verwandte Stämme auf dem linken Rheinufer. Die Trevirer, ein großer Theil der Belgier, der Bewohner zwischen Maas und Schelde, waren entweder verwandt, verbündet den deutschen Völkerschaften, oder geradezu ihnen angehörig. Die Gallier waren, wenn nur Gelegenheit dazu vorhanden, zum Freiheitskampfe gegen die Römer aufgelegt. Sie riefen die Deutschen hinüber. Beide, Gallier und Römer, warben um sie, und es war nicht ungewöhnlich, wenn damals schon Deutsche gegen Deutsche in fremdem Solde gegen einander kämpften, und bei ihrem unruhigen Sinn, der den Krieg des Krieges oder der Beute wegen liebte, mit einander fochten. Der römische Kaiser Augustus und seine nächsten Nachfolger nahmen sie sogar unter ihre Leibwache. Sie schützten und rächten den Galba gegen seine Mörder. Sie wählten den Vitellius zum Kaiser und führten ihn siegreich nach Rom. In den Bürgerkriegen zwischen Cäsar und Pompejus hatten sie eine bedeutende Rolle gespielt, und wenn auch die größten Kräfte des Vitellius gegen Otho auf den Deutschen beruhten, so kämpften doch wieder für diesen Deutsche.

Die Bürgerkriege nach Cäsars Tode schafften den Deutschen eine Zeitlang Ruhe und endlich ist es Marcus Agrippa, der sich durch seine Züge an den Rhein bemerklich macht. Er ging nach dem Zeugnisse Dio's gegen das Jahr 37 v. Chr. über diesen Fluß, und es ist das, was er erreichte, schon deshalb nicht von besonderer Bedeutung gewesen, weil er die Ubier, die alten Bundesgenossen der Römer, um sie vor ihren Feinden zu schützen, auf das linke Rheinufer verpflanzte. Die Bürgerkriege hatten den Römern anderweitige Beschäftigung gegeben, und wenn wir auch gerade deshalb von den Deutschen weiter nichts hörten, so läßt sich doch erwarten, daß sie eben nicht müßig gewesen und die Gelegenheit zu ihren gewohnten Ein-

fällen nach Gallien oder wohl gar nach Oberitalien benutzt. Wirklich erwähnt auch Dio, daß Oktavian in dem Triumphe, den er 29 v. Chr. nach Beendigung des Bürgerkrieges über Pannonien und Dacien nebst deren Gränznachbarn hielt, auch der Besiegung einiger germanischen und gallischen Völkerschaften gedachte. Die Sueven waren über den Rhein gedrungen und mußten wieder zurückgeworfen werden. Andere waren zur Zeit nach Thracien gewandert und kommen unter dem Namen der Bastarner gegen M. Crassus in Griechenland und Macedonien vor. Sie wurden von diesem in die Flucht geschlagen, aber die Art und Weise, wie er hiebei verfuhr, ist nicht besonders ehrenwerth für den Römer.

Augustus hatte sich gegen das Jahr 27 v. Chr. mit dem Senate über die verschiedenen Provinzen des Reiches geeinigt, so daß er sich die Verwaltung derjenigen besonders vorbehielt, worin es noch etwas Vorzügliches zu thun gab. Das war allein Gallien und die angränzenden Landestheile, welche damals schon zu Deutschland gerechnet wurden, und von denen der Eine Germania prima, das obere Deutschland, von den Quellen des Rheines bis Mainz, der andere Germania secunda, das untere, von Mainz bis zum Ausflusse des Rheines, hieß. Der größte Theil dieses Landes lag auf dem linken Rheinufer, von dem rechten besaßen die Römer damals so gut, als gar nichts, und auch die Landesstrecken auf dem linken Rheinufer vermochten sie nur durch fortwährende Kriege und den Belagerungsstand zu schützen. Aber bei allem dem setzten die Sigamberer, Usipeter, Tenchterer, über den Rhein, schlugen die römische Reiterei und brachten dem Lolleus eine solche Niederlage bei, daß Augustus selbst, der gerade in Gallien stand, beschloß, gegen sie zu Felde zu ziehen. Die Deutschen aber, als sie sahen, daß sie ihm nicht gewachsen sein würden, griffen zu ihrer in solchen Fällen gewöhnlichen Kampfesweise, nämlich sie wichen aus, und August fand nicht Gelegenheit, etwas gegen sie zu thun.

Im Jahre 15 v. Chr. schickte Augustus seinen Stiefsohn Drusus nach Deutschland. Dieser gründete hier seinen Ruhm. Er war Deutschlands größter Feind, drang zu wiederholten Malen siegreich gegen die Schaaren desselben vor, und doch ist er gewissermaßen durch die Gründung so vieler Städte und befestigten Lager sein Wohlthäter. Drusus schlug zuerst die Sigamberer in Gallien, und dann rückte er nach der Insel der Bataver (Betuve) gegen die Usipeter, von da in das Land der Sigamberer, fuhr wieder hinunter dem Rheine nach zu den Friesen, machte diese zu Verbündeten, in das Land der Chauker, wo er wegen der Ebbe in große Gefahr kam. Daraus gerettet, begab er sich nach Rom.

Im Jahre 11 v. Chr. ging er über den Rhein, schlug eine

Brücke über die Lippe, unterwarf die Usipeter und zog abermals gegen die Sigamberer und Cherusker nach der Weser hin. Weiter wagte er es nicht vorzudringen, ja der Rückzug selbst brachte Gefahr, und es hätte wenig gefehlt, so wäre er dessen Opfer geworden. In dem Jahre darauf bekriegte er die Chatten, gewiß ohne bedeutenden Erfolg. Die Sueven und Cherusker aber standen im Jahr 9 v. Chr. wieder da, und wenn auch Drusus bis zur Elbe vordrang, so vermochte er es doch nicht, sich zu halten. Denn, nach Dio, trat ihm ein Weib von mehr als menschlicher Größe entgegen und sprach: „Wohin eilst du, unersättlicher Drusus? Das Geschick hat dir nicht „bestimmt, alles dieses zu schauen. Ziehe hin, denn deiner Thaten „und deines Lebens Ende ist nahe herbeigekommen." Drusus kehrte um und starb auf dem Wege. Seine siegreichen Züge durch Deutschland verschafften ihm von Augustus den Beinamen des Deutschen, und wir könnten ihn einigermaßen als Städtegründer und Vermittler der Cultur den Unsrigen nennen. Denn er errichtete nach dem Zeugnisse des Florus am Rheine mehr als fünfzig Castelle, welche nach und nach die ersten Städte bildeten, den Andrang der Barbaren abhielten und von denen späterhin Christenthum und christliche Bildung durch ganz Deutschland ging, oder welche doch in ihnen den vorzüglichsten Halt fand. Aber auch manche sonstige Werke, von denen Sueton in dem Leben des Claudius spricht, haben sich bis in die spätern Zeiten erhalten, namentlich Gräben und Canäle. Denn eine Merkwürdigkeit ist es, daß der damalige Krieg gegen die Deutschen häufig nicht blos zu Lande, oder auf der See, dem Rheine, sondern auch auf den kleinern Flüssen, Ems und Lippe, geführt wurde. Das Land war unwegsam wegen seiner Wälder und Sümpfe, die Transporte und großen Heereszüge unsicher. Drusus suchte daher mittels der Schiffe, die Alles bei sich führten, weiter vorzudringen. Die Deutschen stellten sich aber auch auf diesem Wege entgegen, wie denn die Brukterer auf der Ems von ihm besiegt wurden. Zu solchen Wasserunternehmungen nun diente auch der Canal, welcher den Rhein mit der Zuydersee verbinden sollte und der noch unter dem Namen des Drusus-Canales bekannt ist. Er wurde etwa dreiundsechzig Jahre später beendet, unter den Legaten Pompejus Paulinus und Vitus mit neuen Anlagen versehen, welcher Letztere zu gleicher Zeit die Mosel mit der Saone verband, und so den Rhein mit der Rhone, um, wie es hieß, von da in den Ocean einlaufen zu können.

Nach Drusus Tode folgte ihm sein keineswegs so edel gesinnter Bruder, Tiberius, im Commando. Dieser rühmte sich mehr durch geschickte Unterhandlungen, als durch Krieg gegen die Deutschen ausgerichtet zu haben. In Folge jener Unterhandlungen führte er nach dem Zeugnisse des Vellejus an vierzigtausend Deutsche nach Gallien

hinüber und wies ihnen dort Wohnungen an. Hört man die römischen Schriftsteller, so sollte man denken, Deutschland wäre ganz unterworfen gewesen. Denn nach Vellejus drang Domitius Ahenobardus, der dem Tiberius als Oberfeldherr folgte, bis an die Elbe vor. Später kam Tiberius zurück nach Deutschland, und die Römer besetzten das Land der Caninefaten, Attuarier, Brukterer, gewannen die Cherusker, und gingen über die Weser. Im folgenden Jahre hielt man das ganze Land für unterworfen. Vellejus sagt: Durch ganz Deutschland haben sich unsere Waffen den Weg gebahnt; besiegt wurden Völkerschaften, deren Name fast unbekannt war; auch die Stämme der Chauker wurden gewonnen. Ihre gesammte junge Mannschaft, unermeßlich an Zahl, riesenhaft an Gestalt, sicher vor jeder Gefahr durch die Lage ihrer Wohnsitze, beugte sich vor dem Tribunal des Imperators, rings umgeben von der Schaar unserer Soldaten im hellen Waffenglanze. Gebrochen ward auch die Gewalt der Longobarden, eines Volkes, wilder als die germanische Wildheit selbst. Endlich — was kein Gedanke zu hoffen, geschweige denn die That zu verwirklichen gewagt hatte — vierhundert Meilen weit vom Rheine bis an die Elbe, welche das Land der Sennonen und Hermunduren bespült, ward ein römisches Heer unter seinen Fahnen geführt. Gleich wunderbarem Glücke, gleicher Sorgfalt des Anführers, auch der klugen Berechnung des rechten Augenblickes dankte man es, daß die Flotte, welche die Buchten des Oceans umschiffte, aus dem Meere, von dem man vorher nichts gehört und nichts gewußt hatte, in die Elbe einlief, und sich mit dem Heere, das so manchen Volkes Besieger, reichlichen Ueberflusses an Allem froh war, und mit Cäsar vereinte. Der Sieg, setzt dann Vellejus weiter hinzu, konnte schon keine Arbeit mehr finden in Deutschland, außer bei dem Stamme der Marcomannen, die, von Marbod geführt, aus ihren Wohnsitzen aufgebrochen waren und in das Innere des Landes sich zurückziehend, die Fluren, welche der herkynische Wald in sich schließt, bebauten. Diesen Mann wollte Tiberius im nächsten Jahre bekriegen. Er ließ dazu alle Anstalten treffen, die Wälder lichten, die Wege bereiten, als der Oberfeldherr nach Pannonien abberufen wurde, wo sich ein Aufstand erhoben. Während jener Zeit nun trug sich ein Ereigniß zu, welches die römische Macht in dem diesseitigen Deutschlande fast für immer vernichtete. Es war dies:

Die Vernichtung der römischen Legionen unter Varus, durch die Deutschen unter Arminius (Herrmann) im Jahre 9 n. Chr.

Tiberius hatte während seiner Abwesenheit in dem diesseitigen Deutschlande das Obercommando über das dort stehende Heer dem Varus übertragen. Varus Quintilius stammte nach Vellejus aus „einer Familie, die mehr durch ihr Geschlecht, als durch Verdienste „geadelt war: ein Mann von milder Natur, ruhigem Charakter, „körperlich wie geistig etwas unbeweglich, mehr an die Muße des „Lagerlebens, als an den Felddienst gewöhnt. Wie wenig er Ver„ächter des Geldes war, bezeugte Syrien, das er verwaltet hatte. „Arm war er in das reiche Land gekommen, reich verließ er ein armes „Land. Als er das Heer, welches in Deutschland stand, befehligte, „kam er auf den Gedanken, es gäbe Menschen, die außer der Sprache „und den Gliedmaßen nichts von einem Menschen hätten, und wer „sich mit dem Schwerte nicht bewältigen lasse, dem könne man mit „dem Rechte beikommen. Mit solchen Vorsätzen rückte er bis in die „Mitte von Deutschland und verbrachte die Sommerzeit mit Recht„sprechen und ordnungsmäßigen Verhandlungen vor seinem Richter„stuhle, als wäre er unter Menschen, die sich der Süßigkeiten des „Friedens erfreuten. Doch jene — was, wer es nicht selbst erfahren „hat, kaum glauben wird — bei der höchsten Wildheit durch und „durch verschlagene Köpfe und ein Geschlecht, wie geschaffen zum „Lügen, spiegelten ihm ganze Reihen von ersonnenen Rechtshändeln „vor. Bald belangte Einer den Andern ohne Grund, bald sagten sie „ihm Dank, daß er Alles mit römischer Gerechtigkeit entscheide, daß „ihre Wildheit jetzt durch die neue, unbekannte Zucht und Ordnung „schon nachzulassen anfinge, und daß, was sonst mit den Waffen „ausgemacht zu werden pflege, nunmehr nach Recht und Billigkeit „auseinandergesetzt würde. So verführten sie Quintilius zu der „höchsten Sorglosigkeit so sehr, daß er glaubte, als Stadtprätor auf „dem Forum Recht zu sprechen, nicht mitten in deutschen Landen ein „Heer zu befehligen." Dieser Wahn bestrafte sich bald. Die Deutschen, welche der Ueberlegenheit römischer Waffen gewichen, oder sich nur widerstrebend unterworfen, nahmen ihren Zeitpunkt wahr, List und Gewalt in derselben Weise zu bekämpfen. Ein Jüngling, sagt Vellejus, von edlem Geschlechte, tapferer Hand, schnellen Sinnes, gewandt im Geiste, mehr noch als sonst Barbaren es hier sind, Namens Arminius (Herrmann), Sohn des Sigemer, Fürsten der Cherusker, ein Jüngling, aus dessen Antlitz und Augen geistiges Feuer leuchtete, der unser

steter Begleiter auf den frühern Feldzügen gewesen war, und neben dem römischen Bürgerrechte den Rang eines römischen Ritters inne hatte, benutzte des Feldherrn Schläfrigkeit im Sinne des Römers zu einer Frevelthat, im Sinne Deutschlands zu seiner Rettung. Er dachte nicht unweise, Niemand sei leichter zu bewältigen, als wer nichts fürchte, und nichts sei öfter der Anfang des Elendes gewesen, als das Gefühl der Sicherheit. Zuerst also weihte er Wenige, bald Mehrere in seine Plane ein. Daß es möglich sei, die Römer zu überwältigen, behauptete er mit Zuversicht und überzeugte auch davon seine Gefährten. Unmittelbar an den Beschluß knüpft er die That und bestimmt die Zeit zum Ueberfalle. Varus ward gewarnt. Hermanns eigener Schwiegervater hatte Grund, mit diesem unzufrieden zu sein, weil er die mit einem Andern verlobte Tochter entführt. Jener war daher unter den Verräthern. Aber der Römer ging seinem Verhängniß entgegen. Nach Dio's Bericht hatte dieser nicht einmal seine Leute beisammen, als die Verschwornen ihren Plan zur Ausführung brachten, sondern jene waren schaarenweise auf das Land zerstreut. Da erscholl plötzlich die Nachricht von dem Aufstande eines entfernten Volkes. Varus zog hin zur Dämpfung, aber ohne alle kriegerische Vorsicht, wie in Freundes Land. Arminius und die Verschworenen blieben unter dem Vorwande, mehr Bundesgenossen zu sammeln, zurück. Sie tödteten indeß die bei ihnen befindlichen römischen Soldaten und fielen sodann, als die Truppen des Varus mitten im Walde waren, wovon sie keinen Ausweg hatten, über dieselben her. Die Berge waren schluchtenreich und zerklüftet, die Waldungen dicht und voll riesiger Stämme, so daß die Römer, bevor noch die Feinde auf sie stürzten, Noth genug hatten, sie zu fällen, Wege zu bahnen, Brücken zu bauen. Sie führten aber auch viele Wagen, Lastthiere, Weiber und Kinder mit sich, so daß die Ordnung sich nicht mehr halten ließ, wegen des großen Trosses. Dazu kam nun noch Regen, Wind, unsicherer, schlüpfriger Boden, in dem man über Wurzeln und Baumstümpfen fiel. Während die Römer sich nun in dieser hilflosen Lage befanden, stürmten die Deutschen von allen Seiten heran und schloßen sie immer enger ein. Die Römer schlugen endlich im Walde an einer geeigneten Stelle, so gut es ging, am Abend ein Lager auf. Sie verbrannten von den Wagen und was sie sonst nicht nöthig hatten, um am andern Tage desto besser fortziehen zu können. Wirklich erreichten sie eine lichtere Stelle, doch hatten sie Manches gelitten. Als sie aber weiter mußten, da geriethen sie wieder in die Waldungen, und die Noth begann bei aller Tapferkeit, womit man sich wehrte, von Neuem. Denn man konnte sich nicht entwickeln. Fußvolk und Reiterei hatten außer mit den Feinden, auch mit den Bäumen zu kämpfen. Dazu wieder starker Wind und

Regen. Die Waffen wurden durchnäßt, Bogen, Pfeile, Wurfspeere, Schilde unbrauchbar. Die angreifenden Deutschen dagegen waren leicht bewaffnet, sie konnten ohne Gefahr angreifen und sich zurückziehen. Die Römer, welche kein Durchkommen sahen, wurden größtentheils vernichtet. Varus und mehrere andere der angesehensten Männer, welche sich nicht wollten gefangen nehmen lassen, tödteten sich selbst. Drei Legionen, ungefähr vierzigtausend Mann, wurden größtentheils vernichtet, zwei Adler erbeutet, und der eine konnte nur dadurch gerettet werden, daß sein Träger denselben im Sumpfe verbarg. Die Schlacht geschah in dem Jahr 9 nach Christus, in dem Teutoburger Walde und aller Wahrscheinlichkeit nach im Monat September. Sie war für die ganze deutsche Geschichte von der größten Wichtigkeit und die Botschaft derselben erregte bei dem Kaiser Augustus, nach dem Zeugnisse des Sueton, solchen Schrecken, daß er seine deutsche Leibwache entließ, weil er einen Ueberfall auf die Stadt fürchtete, die Thore zu schließen befahl und sich in dem größten Anfall des Schmerzes mit dem Kopfe an die Wand stieß, indem er rief: Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! In Rom dachte man wieder an die Zeit der Cimbern und Teutonen. In dem diesseitigen Deutschland aber gingen alle feste Plätze für die Römer verloren. Blos Lucius Asprenas, welcher als Legat unter seinem Oheime Varus stand, hatte zwei Legionen dadurch gerettet, daß er sich frühzeitig in südlich gelegenere Gegenden in das Winterlager gezogen und Lucius Cäcidius sich nach einer tapfern Abwehr aus der Feste Aliso mit dem Schwerte einen Weg gebahnt. Augustus aber, der vor Trauer ganze Monate Haar und Bart wachsen ließ, konnte sich erst allmälig von seinem Schrecken erholen. Der römische Geschichtschreiber Florus berichtet (Buch IV, 12): Nichts Blutigeres gab es je, als das Schlachten dort in den Sümpfen und Wäldern, nichts Unerträglicheres, als den Hohn der Barbaren. Vorzugsweise hatten sie es auf die Sachwalter abgesehen. Einigen stachen sie die Augen aus, Andern schnitten sie die Hände ab, Einem nähten sie den Mund zu, nachdem sie ihm die Zunge ausgerissen hatten. Diese nahm nun der Barbar in die Hand und sprach: „Nun endlich höre auf zu zischen, du Natter!"

August aber hatte in Rom, wie es in Zeiten der großen Gefahren, im cimbrischen und marsischen Kriege geschehen war, dem Jupiter feierliche Spiele gelobt, und da die in Rom veranstaltete Aushebung nicht ausreichend schien, sogar freigelassene Sklaven bewaffnet und zur Deckung des Rheinstromes abgesendet. Als Feldherrn aber konnte er wohl füglich keinen andern schicken, als Tiberius. Dieser war, sobald er von dem Unglücke gehört, zu seinem Vater geeilt und von da nach Gallien und Deutschland. Er verstärkte die festen Plätze und rückte gegen die siegestrunkenen Heere, die schon mit

einem cimbrischen Zuge Italien bedroht hatten, über den Rhein. Aber Alles, was Vellejus von seinen zweijährigen Feldzügen sagen kann, ist, daß er Gränzwälle durchbrochen, Häuser niedergebrannt und zurückgeworfen, was sich ihm entgegengestellt, ohne bedeutende Fortschritte im Innern von Deutschland gemacht zu haben. Wahrscheinlich behauptete aber auch Tiberius in diesem Kriege seine Art. Er benahm sich sehr vorsichtig, suchte mehr durch List und Schlauheit zu erreichen, ließ sich Geiseln stellen, und da er die Männer nicht für so sicher hielt, wie die Frauen, welche bei den Deutschen so sehr in Achtung standen, daß sie dieselben fast vergötterten, Frauen. Tiberius theilte übrigens auf diesem Zuge alle Beschwernisse der Soldaten. Er nahm seine Mahlzeit blos auf einem Rasen sitzend, übernachtete oft ohne Zelt, ertheilte seine Vorschriften sowohl für den folgenden Tag, als wenn eine schleunige Anordnung zu treffen war, schriftlich mit der Aufforderung: Wem etwas unklar wäre, der sollte es sich allein von ihm und keinem Andern erklären lassen, zu jeder Stunde, selbst bei der Nacht. Die Zucht, die er gegen sich übte, handhabte er mit derselben Schärfe gegen Andere. Aber bei aller Vorsicht und Anstrengung wäre er doch beinahe einmal von einem Brukterer, der sich in sein Lager geschlichen, ermordet worden.

Germanicus und Arminius (Herrmann).

Nach einem zweijährigen Sommerfeldzuge kehrte Tiberius nach Italien zurück. Ihm folgte gegen das Jahr 14 sein Neffe Germanicus, im Commando des Heeres in Deutschland. Hier gab es aber viel zu thun. Dem Germanicus standen zwei Heere zu Gebote. Das eine stand unter dem Legaten C. Silius, das andere unter A. Cäcina. Aber sie waren demoralisirt, bestanden wohl zum Theil aus deutschen Parteigängern. Doch so beliebt auch Germanicus war beim Heere, so sehr mißtraute man seinem Oheim, der nach August Kaiser geworden. Man wußte, wie beide miteinander standen, und wiederholt versuchten es die Legionen am Rheine, was ihnen später bei Vitellius gelang und die Verwirrung noch vermehrte, den Germanicus zum Kaiser zu machen und mit ihm gen Rom zu ziehen. Germanicus hielt sie von einem solchen Unternehmen zurück. Er konnte jedoch die Empörung nicht ganz bewältigen. Augustus hatte in dem ersten Schrecken über die Niederlage des Varus genommen, was er eben haben konnte, in das Heer gesteckt und nach dem Rheine gesendet. Diese waren aber jetzt des Kampfes müde und wie Tacitus in seinen Annalen (I.) sagt, gewöhnt an Uebermuth und unfähig, Mühsal zu ertragen, stürmte der Stadtpöbel, der kurz zuvor

aus Rom ausgehoben, auf den geraden Sinn der Uebrigen ein, verlangte Entlassung, reichlichern Sold u. s. w. Das geschah besonders im Lande der Ubier, wo die XXI. und V. Legion unter Cäcina stand. Die Empörung wuchs und die Soldaten drangen schon mit gezückten Schwertern auf ihre Hauptleute ein, von denen sie sechzig niedermetzelten und die Leichen in den Rhein warfen. Kein Tribun, kein Lagerpräfekt blieb in seinem Rechte, die Wachen, die Posten und was sonst nöthig war, vertheilten sie unter sich selbst. Germanicus war unterdessen in Gallien beschäftigt. Er kam nach Deutschland und stellte die Ordnung in dem zerrütteten Heere wieder her. Als er aber die Empörung berührte und fragte, wo die Bescheidenheit des Soldaten, wo die Ehre der alten Mannszucht geblieben sei, wo die Hauptleute, da entblößten sich alle und rückten ihm ihre vernarbten Wunden und die Spuren von Schlägen vor. Einstimmig klagten sie, wie die Dienstentlassung verschachert würde, wie schmal ihr Sold, wie hart die Arbeit sei und namentlich über das Schanzen und Graben, das Heranfahren von Proviant, Balken und Brettern und was sonst entweder nothwendig im Kriege, oder als Mittel gegen die Trägheit des Lagerlebens ersonnen wird. Das entsetzlichste Geschrei erhoben die Veteranen, die dreißig oder mehr Dienstjahre aufzählten und ihn baten, er möchte der Tröster der Müden sein, daß sie nicht unter gleichen Mühen den Tod, sondern das Ende eines Dienstes fänden, der so voll Prüfung wäre, und Trost im Alter. Als sie aber Geld forderten, da sprang Germanicus von seinem Tribunal und wollte fort. Die Soldaten aber stellten sich in den Weg und zwangen ihn wieder hinauf. Da riß Germanicus das Schwert von der Seite und wollte es eher in die Brust stoßen, als der Treue entsagen. Während die Umstehenden seine Hand packten und ihn zurückhielten, riefen Andere, er möge nur zustoßen, ja ein Entfernterer reichte ihm sogar sein Schwert hin mit den spöttischen Worten: Nimm meines, es ist schärfer! Germanicus beschwichtigte die aufgebrachten Krieger so gut er konnte, jedoch nicht so, wie es die strenge Kriegszucht erfordert hätte, und reiste dann zu dem obern Heere, welches ohne große Schwierigkeit den Eid der Treue leistete. Bei den Chauken dagegen gab es ebenfalls Empörung im Heere.

Germanicus war indessen wieder zu dem untern Heere zurückgekehrt und er verweilte an dem Altare der Ubier. Hier empfing er Gesandte von dem Senate. Es ist nicht gewiß, was unter dem Worte ara Ubiorum, dem Altare der Ubier, zu denken ist. Sicherlich war es ein National-Heiligthum der Ubier, aber worin dies bestanden, das läßt sich nicht ermitteln, ebenso wenig der Ort, wo es sich befand. Einige nennen Köln, die Meisten Bonn. Für beide

Städte lassen sich Gründe auffinden, wiewohl wir unserer Seits Köln für den wahrscheinlichsten halten. Die Gesandtschaft gab durch falsches Mißtrauen, welches gegen sie verbreitet worden, neue Veranlassung zur Empörung, die sogar des Germanicus nicht schonte. Man drang zur Nachtszeit in sein Haus, schleppte ihn aus den Schlafkammern und zwang ihn zur Herausgabe der Fahne, ja es fehlte wenig, so hätte man sich an den Gesandten vergriffen und diese gemordet. Auf Zureden bewog Germanicus seine Gattin Agrippina, sich zu den Trierern zu flüchten. Darauf hielt Germanicus den Aufrührern eine harte Strafrede. Sie gingen in sich, verlangten, gegen den Feind geführt zu werden und so die Scharte auszuwetzen. Zunächst übten sie Rache an den Aufwieglern. Sie begannen mit einer Gräuelthat, welche von jetzt an nicht selten vorkommt bei den römischen Heeren am Rheine, und die gewiß nicht ohne deutschen Einfluß ist, nämlich daß die Soldaten in blinder Wuth Rache übten an sich selbst, unter dem Vorwande, Schuldige zu strafen, sich einander mordeten, wobei mitunter die blinde Wuth und die Finsterniß den Unschuldigen ebenso traf, wie den Schuldigen. Die Ordnung ward indessen einigermaßen wieder hergestellt. Die Veteranen, welche sich am meisten bei der Empörung betheiligt, wurden nach Rhätien geschickt und Germanicus ging nach Xanten, wo das Uebel bei der XX. und V. Legion begonnen und am schrecklichsten gehaust. Hier mußte man auf einen offenen Kampf bedacht sein, und es wurde wie zum Kriege gerüstet. Die Soldaten mordeten wie in einer feindlichen Schlacht. Germanicus selbst kam unter Thränen hinzu, indem er bedeutete, das sei keine Heilung des Uebels, das sei eine Niederlage. Die Soldaten aber gingen wieder in sich und glaubten, die Schatten ihrer Kameraden könnten nicht anders versöhnt werden, als wenn sie auf ihrer gottvergessenen Brust ehrenvolle Wunden empfingen. Germanicus ließ darauf eine Brücke über den Rhein schlagen und rückte mit einem Theil seines Heeres über den Fluß. Die Deutschen erwarteten sie, wie Tacitus meldet, mit Freude und Lust und siegestrunken, während die Römer erst die Landestrauer über den Tod des Augustus und dann die Zwietracht lähmte. Germanicus aber zog schnell durch den cäsischen Wald und auf den von Tiberius begonnenen Damm. Hier wurde ein Lager aufgeschlagen. Wo dieser cäsische Wald gelegen, darüber läßt sich ebenfalls nichts Bestimmtes ermitteln. Die zuverläßigsten Schriftsteller, sowie auch die Herausgeber der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit behaupten, er habe in der Nähe von Coesfeld gelegen. Der erwähnte Damm konnte nicht weit davon landeinwärts liegen. Nun ging's durch dunkle Waldung, um die Deutschen bei einem feierlichen und frohen Mahle zu überraschen. Die Nacht war günstig und sternen-

hell und die Römer kamen an den Weiler der Marser (im Osnabrückischen) und umstellten ihn mit Wachen. Die Bewohner wurden in ihrer Sorglosigkeit, wohl gar im Schlafe überwunden. Kein Geschlecht, kein Alter fand Erbarmen und das Land wurde auf eine Strecke von fünfzig Meilen (sind wohl römische Miglien) verwüstet und niedergebrannt. Selbst die Heiligthümer und Tempel wurden nicht geschont. Unter den letztern ward auch der Tempel der Tamfana dem Boden gleichgemacht. Diese Niederlage aber machte die Brukterer, Tubanten, Usipeter vorsichtig. Sie besetzten die Waldhöhen, durch welche der Rückzug führte, und griffen den Nachtrab an. Dieser gerieth in Unordnung, und es würde vielleicht zu einer Niederlage gekommen sein, wenn nicht Germanicus zeitig aufmerksam gemacht worden wäre. Er ritt nun an die XX. Legion heran und rief ihr zu: dies sei der Augenblick, wo sie die Scharte der Empörung auswetzen könnten! Die Römer drangen nun auf die Deutschen ein und warfen sie zurück, so daß das ganze Heer ruhig seinen Marsch fortsetzte und in die Winterquartiere ziehen konnte.

Uneinigkeit unter den Deutschen und Krieg des Germanicus mit Herrmann (Arminius).

Im Anfange des folgenden Jahres (15 n. Chr.) wollte Germanicus gegen die Chatten ziehen. Er eröffnete den Feldzug schon im Frühjahre und rechnete hiebei besonders auf den Zwist der Deutschen selbst, nämlich unter Arminius und Segest. Der römische Feldherr theilte das Heer in zwei Abtheilungen. Vier Legionen und fünftausend Mann Hilfstruppen nebst den deutschen Freischaaren übergab er an Cäcina. Er selbst behielt eben so viel Legionen und doppelt so viel an Hilfstruppen bei sich, und nachdem er ein Castell angelegt auf den Resten der Verschanzung, die einst sein Vater auf dem Taunusgebirge aufgeworfen hatte, eilte er mit seinem Heere ohne alles Gepäck gegen die Chatten. Diese wurden ebenfalls überrumpelt, viele gefangen und getödtet und baten um Frieden, oder zerstreuten sich in die Wälder. Mattium (Wiesbaden), der Hauptort der Chatten, wurde in Brand gesteckt. Die Cherusker wurden indeß durch Cäcina im Schach gehalten und Segest, der Schwiegervater des Arminius, bat die Römer um Hilfe gegen sein eigenes Volk. Mit den Gesandten schickte er seinen Sohn Segimund. Dieser war schon früher bei dem Altare der Ubier als Priester angestellt gewesen, aber später zu den Deutschen geflüchtet. Er ward indeß wieder zu Gnaden aufgenommen und nach Gallien gesendet. Germanicus zog dem Segest zu Hilfe, sein Land ward von den Römern besetzt, bei

welcher Gelegenheit auch Thusnelda, die Gemahlin des Arminius, gefangen mit fortgeführt wurde. Sie war, sagt Tacitus, mehr dem Gatten, als dem Vater gleich gesinnt. Keine Thräne entrang sich ihr, kein bitteres Wort. Ihre Hände über die Brust gefaltet, schaute sie auf ihren schwangern Leib. Herbeigebracht ward auch die Beute aus Varus Niederlage. Zugleich erschien Segest selbst, eine ungeheure Gestalt, ohne Furcht, im Bewußtsein treuer Genossenschaft. Er rühmte sich seiner Treue und Anhänglichkeit an das römische Volk, und beklagte sich heftig über Arminius, der ihm die Tochter geraubt. Sodann bot er sich als Vermittler an zwischen den Römern und den Deutschen. Arminius aber, theils von Rache, theils aus Liebe zur Freiheit getrieben, spornte zum Krieg. Er eilte durch das Cheruskerland und mahnte die Deutschen an seine Thaten, diejenigen aber, welche auf Frieden und Unterwerfung sannen, an jene des Segest und der Römer. „Das sei ein vortrefflicher Feldherr," sagte er in bitterm Zorn, „ein tapferes Heer, die mit zahllosen Armen ein schwaches „Weib fortgeschleppt hätten. Ihm seien drei Legionen, eben so viel „Legaten unterlegen. Denn nicht mit Verrath, noch gegen schwangere „Frauen, sondern in offenem Kampfe gegen Bewaffnete führe er „Krieg. Noch seien in den deutschen Hainen die römischen Feldzeichen „zu sehen, die er zu Ehren der einheimischen Götter dort aufgehängt „habe. Möchte immer Segest das in Knechtschaft gebrachte Ufer be„wohnen, möchte er immerhin dem Sohne zum Priesterthum ver„helfen: das Eine würden die Deutschen nimmer entschuldigen „können, daß sie zwischen Elbe und Rhein Ruthen und Beile und „die Toga gesehen. Andere Stämme, welche die römische Herrschaft „nicht kännten, hätten römische Strafen nie gefühlt, wüßten nichts „von Abgaben, da sie das alles von sich abgeschüttelt. Da unver„richteter Sache jener den Göttern zugesellte August, jener vor Allen „auserkorene Tiberius abgezogen sei, möchten sie jetzt nicht vor einem „unerfahrenen Jünglinge, vor einem auffätzigen Heere beben. Wenn „sie das Vaterland, die Väter, die alten Satzungen mehr liebten, „als Zwingherren und neue Colonien, möchten sie sich lieber von „Arminius zu Ehre und Freiheit, als von Segest zu schmählicher „Knechtschaft führen lassen." Das reizte. Der Krieg entbrannte von Neuem. Auch Inguiomer, früher Bundesgenosse der Römer, ward von Arminius gewonnen. Sie zogen die andern Völkerschaften mit in den Kampf hinein, und Germanicus fürchtete bereits, von allen Seiten angefallen zu werden. Er sandte daher den Cäcina mit vierzig römischen Cohorten durch das Bruktererland an den Fluß Ems. Er selbst fuhr mit der IV. Legion zu Schiffe über die Zuydersee, und zu gleicher Zeit trat auch das sonstige Heer, Fußvolk und Reiterei an der Mündung jenes Flusses zusammen. Die Chauker

schloßen sich an ihn an. Die Brukterer wurden von L. Stertinius geschlagen und bei der Gelegenheit auch der unter Varus verloren gegangene Adler der XIX. Legion wiedergefunden, und alles Land zwischen der Ems und Lippe verwüstet. Jetzt war man aber in der Gegend des Teutoburger Waldes, wo Varus seinem Geschick erlegen und wo die Reste der römischen Legionen noch unbestattet lagen. Germanicus konnte daher dem Verlangen nicht widerstehen, den gefallenen Soldaten die letzte Ehre zu erweisen, ja das ganze Heer ward durch die Erinnerung an Verwandte, Freunde und des menschlichen Looses zur Wehmuth gestimmt. Cäcina ging voraus, um das Dunkel der Waldgebirge zu erforschen, Brücken und Dämme zu schlagen in dem feuchten Sumpflande, und endlich betraten die Krieger die Stätte der Trauer, „finster dem Auge, wie der Erinnerung." Man sah noch deutlich die Spuren des ersten Lagers des Varus mit wohlabgesteckten Quartieren für drei Legionen, einen eingestürzten Wall und Graben, in der Ebene die gebleichten Gebeine, und wie sich die Krieger geflüchtet hatten, und wie sie Widerstand geleistet, daneben Bruchstücke von Waffen, Gliedmassen von Pferden, an Baumstämmen angeheftete Köpfe, die barbarischen Altäre in den nahen Hainen, an welchen Obristen und Hauptleute hingeschlachtet worden. Die noch übrig geblieben von der Niederlage, oder welche der Gefangenschaft entkommen, erzählten: Hier seien die Legaten gefallen, dort die Adler ihnen entrissen, wo Varus die erste Wunde bekommen und wo er seinen Tod fand. Sie zeigten die Anhöhe, von welcher Arminius sein Heer anredete; sie erzählten, wie viele Galgen für die Gefangenen errichtet wurden, wie viele Gruben, und wie er die Feldzeichen und Adler verspottete. — Die römischen Soldaten brachten also nach sechs Jahren die Gebeine der Erschlagenen, Freund und Feind, da man keinen erkennen konnte, zur Ruhe. Germanicus selbst legte den ersten Rasen. Er zog darauf dem Arminius, welcher in unwegsame Gegenden entwich, nach. Endlich ward er seiner habhaft und befahl, der Reiterei vorzugehen in die Ebene. Arminius aber wandte sich um und ging wieder in die Wälder. Von da brach er plötzlich hervor und verbreitete Bestürzung unter das römische Heer und deren Hilfsvölker. Diese waren nahe daran, in den Sumpf gedrängt zu werden, wenn sie nicht durch die Legionen gerettet worden wären. Die Deutschen ließen aber ab von der Verfolgung der Römer, und diese gelangten wieder an die Ems, von wo die Legionen wiederum zu Schiffe hinuntergebracht wurden. Ein Theil davon blieb am Meere stehen, ein anderer aber erhielt Befehl, an den Rhein zu ziehen. Cäcina sollte den Landweg gehen und die lange Brücke so zeitig als möglich überschreiten. Diese lange Brücke war von L. Domitius aufgedämmt durch das morastige Land,

ringsum von Waldungen umgeben, die Arminius besetzt, weil es ihm wegen der Leichtigkeit seiner Truppen und Kunde der Gegend möglich war, dem Cäcina zuvorzukommen. Die Brücke war aber zum Theil eingesunken. Cäcina mußte ein Lager schlagen, zu gleicher Zeit den Kampf und die Arbeit beginnen. Die Deutschen ließen ihm hiebei keine Ruhe und Alles schien sich gegen die Römer verschworen zu haben. Der Boden war sumpfig, die Soldaten blieben mit ihren schweren Rüstungen im Schlamme stecken, oder konnten sich im Wasser nicht bewegen. Die Deutschen hatten dagegen eben so viele Vortheile. Sie waren leichter gerüstet, ihre langen und schlanken Gestalten fanden sich im Wasser zurecht und sie wußten mit ihren ungeheuren Lanzen auch aus der Ferne manche Wunde beizubringen. Erst die Nacht entzog die ermatteten Legionen dem ungleichen Kampfe. Die Deutschen ließen ihnen aber auch während der Nacht keine Ruhe. Sie leiteten das Wasser in die Niederung und in die Gräben der Verschanzung, und es stand den Römern fast ein zweites Schicksal wie im Teutoburger Walde bevor. Cäcina aber war ein in Gefahren ergrauter Krieger. Er diente vierzig Jahre und war unverzagt. Er schickte den unbeweglichen Theil seines Heeres voraus und gab ihm eine hinreichende Deckung in der V. und XX. Legion. Darauf folgte eine unruhige Nacht. Die Deutschen ließen beim frohen Mahle Siegesgesänge und wildes Getöse erschallen. Die Römer waren in Angst und Verwirrung. Man hörte nur verworrene Laute, und irrte schlaflos umher. Den Feldherrn selbst schreckten böse Träume. Er glaubte, den Quintilius Varus mit Blut bespritzt aus den Sümpfen aufsteigen zu sehen, und zu hören, wie er ihn gleichsam zu sich rief; doch habe er ihm nicht Folge geleistet, und die Hand, die er ihm entgegenstreckte, zurückgewiesen. Als der Tag graute, besetzten die Legionen schnell die Ebene jenseits der Sümpfe. Arminius brach indessen noch nicht hervor. Als aber das Gepäck in Schlamm und Gräben stecken blieb, die Krieger in Unordnung geriethen, da hieß er die Deutschen losbrechen mit dem Rufe: „Seht da! Varus und „die Legionen zum zweitenmale von demselben Geschicke umstrickt!" Dem Cäcina ward das Pferd unter dem Leibe getödtet, und er wäre sicher in Gefangenschaft gerathen, hätte ihn nicht die erste Legion gerettet. So schlug man sich bis zum Abend, wo man einen freien, sichern Platz zum Lager, aber doch nicht des Jammers Ende fand. Die Römer mußten einen Wall aufwerfen, Dammerde herbeischaffen, aber die Werkzeuge fehlten, die Zelte fehlten. Die Verwundeten hatten keinen Verband. Die Speise selbst war mit Schlamm und Blut bedeckt. Alles wehklagte und jammerte. Dazu kam nun noch die Dunkelheit der Nacht und der Schrecken, welchen ein wild herumlaufendes Pferd verbreitete. Die Römer glaubten, die Deutschen

seien in's Lager gebrochen, und suchten ihnen zu entfliehen, das hintere Thor zu erreichen, welches von ihnen abwärts lag. Cäcina überzeugte sich indeß von der Grundlosigkeit dieser Furcht, warf sich den Kriegern auf der Thorschwelle entgegen, und sperrte ihnen dadurch den Weg, daß sie sich über des Legaten Leib selbst fortbewegen mußten. Endlich ward die Ordnung wieder hergestellt. Der Feldherr zeigte ihnen, das einzige Heil beruhe in den Waffen, und diese müsse Klugheit regieren. Man müsse innerhalb des Walles bleiben und die Feinde heranrücken lassen, sodann von allen Seiten losbrechen und mittels Ausfalles den Rhein erreichen. Der Erfolg zeigte die Richtigkeit dieser Ansicht, welcher die Meinungsverschiedenheit der deutschen Anführer den größten Vorschub leistete. Arminius nämlich war der Ansicht, man müsse die Römer ausrücken lassen und sie auf schwierigem, feuchtem Boden umzingeln. Inguiomer aber wollte mit Gewalt den Wall und das Lager erstürmen. Es würde so die Zahl der Gefangenen größer und die Beute unverkürzt. Dieser Vorschlag ging durch und die Römer waren gerettet. Denn die Deutschen wurden bei ihrem Sturm auf das römische Lager zurückgetrieben. Sie erlitten einen großen Verlust. Arminius selbst kam zwar unversehrt davon, aber Inguiomer wurde schwer verwundet. Dennoch hatte sich das Gerücht von der Niederlage der Römer und dem Vorrücken der Deutschen am Rheine verbreitet, und hätte nicht Agrippina mehr männlichen Muth gezeigt, so würde man die Rheinbrücke abgebrochen und das Heer dadurch in neue Gefahren versetzt haben. Sie eilte als eine hochherzige Frau den Kriegern entgegen, spendete Trost, Kleidung und Verband an die siegreich Zurückkehrenden.

Während dies nun an der einen Seite vorfiel, übergab Germanicus zwei von den Legionen, die II. und XIV., an Vitellius, mit dem Auftrage, sie den Landweg zu führen, damit die Flotte, weniger beladen, über das seichte Meer fortgleiten, oder wenn es zurückträte, gefahrlos bleiben könne. Vitellius aber hatte kein Glück auf dem Zuge. Eine Ueberschwemmung brachte sein Heer in Gefahr, und Viele verunglückten. Endlich kam man wieder an festes Land, an den Ausfluß der Weser, wo Germanicus mit der Flotte stand. Die Legionen wurden von Neuem eingeschifft. Jetzt ergab sich auch Regemer, der Bruder des Segest. Er ward in Freundschaft aufgenommen und in das Gebiet der Ubier geleitet. Das römische Heer hatte aber nicht wenig gelitten, und mußte an Mannschaft, Waffen, Pferden, Geld aus Gallien, Spanien, Italien u. s. w. ergänzt werden. Tiberius war daher nicht ganz zufrieden, und suchte die Gelegenheit zu benützen, besonders als auch die Sachen im Morgenlande schlecht gingen, den Germanicus aus Deutschland ab- und dorthin zu rufen. Germanicus aber dachte nichts desto weniger an

den endlichen Sieg in Deutschland, und er gewann auch hiefür immer mehr an Erfahrung. Geschlagen würden die Deutschen in offener Feldschlacht, wo das Terrain keine Schwierigkeiten böte. Hilfreich wären ihnen ihre Wälder und Sümpfe, der kurze Sommer und frühe Winter. Seine Krieger litten nicht so sehr durch Wunden, als durch endlose Märsche und Mangel an Vorräthen. Der bessere Weg wäre über das Meer, unermüdet, mit Vorrath versehen, würden Reiter und Rosse durch die Mündungen der Flüsse und dann ihrem Laufe nach auf einmal mitten in Deutschland sein. Er ließ daher eilig Schiffe bauen. Tausend schienen hinreichend, und waren bald fertig, ein Theil kurz, mit schmalem Hinter- und Vordertheil, weitem Bauche, einige mit flachen Kielen, auf beiden Enden mit einem Steuerruder versehen, viele mit Verdecken, um darauf Wurfgeschütze fortzuschaffen, zum Segeln und zum Rudern. Als Sammelplatz dieser Flotte war die Insel der Bataver (Betuve) bestimmt. Er schickte indessen den Legaten Silius mit ausgewählter Mannschaft in das Land der Chatten, welche Aliso (Else) an der Lippe belagert hatten. Dieser brachte aber nur eine mäßige Beute und die Gattin und Tochter des Chattenfürsten Arpus mit, und fand sonst nichts weiteres zu thun, da die Belagerer auseinandergegangen waren, als daß er den Altar und Grabhügel des Drusus, welchen die Chatten zerstört hatten, wieder herstellte.

Die Flotte ging indessen durch den sogenannten Drusus-Canal in die See, von da in die Ems, rückte aber nicht weit vor. Das Landheer erlitt daher allerlei Gefahr, unter Andern empörten sich die Angrivarier hinter seinem Rücken. Das Hauptheer stand an der Weser, als Arminius sich nahte und seinen Bruder, der bei den Römern stand, zu einer Unterredung aufforderte. Jene Unterredung aber hatte keinen Erfolg, als daß beide sich erbitterten, und als es am folgenden Tage zur Schlacht kam, drangen zuerst die Cherusker ohne Widerstand gegen den Feind, unter denen sich auch wieder Deutsche, namentlich Bataver, befanden. Aber das Glück wendete sich gegen die Deutschen auf den Ebenen von Idiaviso (Feenwiese), und die Cherusker wurden geschlagen. Sie erholten sich aber bald wieder und erneuten das Treffen. Die Römer sahen sich bald rund umher von Feinden umgeben. Jung und Alt, Reich und Arm, Alles stürzte auf ihren Zug, um sie endlich auf einem günstigen Platze, von Sümpfen und Wäldern umgeben, zu einem neuen Kampfe zu zwingen. Germanicus aber beachtete Alles genau, und der ganze Plan schlug zum Verderben aus für die Deutschen. Sie wurden auseinandergesprengt, und Arminius, dessen Thatkraft an Wunden und Gefahren gelähmt war, vermochte nicht mehr zu widerstehen. Inguiomer ritt hin und her durch die Schlachtreihen und ermunterte

zur Tapferkeit. Aber dasselbe that auch von der andern Seite Germanicus. Um besser gekannt zu werden, nahm er den Helm ab und bat, sie möchten immerfort morden, zu nichts seien Gefangene nütze, nur die völlige Vernichtung des Stammes werde dem Kriege ein Ende machen. Schon war es spät geworden, als er eine Legion aus der Schlacht zieht, um das Lager aufzuschlagen, die Andern tranken bis spät in die Nacht hinein sich satt an der Deutschen Blut. Aber aus diesem Berichte geht doch schon ziemlich genügend hervor, daß die Schlacht nicht entscheidend war. Die Reiterei kämpfte selbst nach Aussage des Tacitus mit zweifelhaftem Erfolg. Zwar richtete Germanicus nach der Schlacht einen Berg von Waffen auf mit der Ueberschrift: „Nach Besiegung der Völker zwischen Rhein und Elbe habe „das Heer des Tiberius Cäsar dieses Denkmal dem Mars, dem Jupiter und Augustus geweiht;" die Deutschen wurden aber doch mit Ausnahme der Angrivarier, die sich im Rücken empört hatten, nicht weiter verfolgt, und da der Sommer bereits vorgerückt war, zogen die Römer in die Winterquartiere, theils zu Wasser, theils zu Lande. Die zu Wasser zogen, wurden von einem Sturm befallen, und erlitten großen Verlust. Das ermuthigte die Deutschen, den Kampf mit neuen Hoffnungen fortzusetzen. Der Legat Caj. Silius wurde gegen die Chatten beordert. Germanicus selbst zog in das Land der Marser. Ihr Anführer Mallovendus, der sich vor Kurzem unterworfen, machte die Anzeige, in einem nahen Haine sei einer der Adler der Legionen des Varus begraben, und werde von einem nicht starken Posten bewacht. Es wurde augenblicklich Mannschaft abgesendet, um die Feinde von vorne herauszulocken, während Andere von hinten heranziehen und den Boden aufgraben sollten. Das Glück war den Römern günstig. Sie erhielten, was sie wünschten. Germanicus verheerte darauf das Land, ohne irgendwo Widerstand zu finden, und nie waren, wie die alten Schriftsteller berichten, die Römer mehr gefürchtet. Sie hatten sich selbst durch das große Unglück zur See nicht entmuthigen lassen, sondern ungebrochenen Muthes die Unwiderstehlichkeit ihrer Waffen bewiesen. Sie dachten daher, die Deutschen würden Frieden begehren, und auf jeden Fall der Krieg mit dem nächsten Sommer zu Ende gehen.

Die Römer zogen nun in die Winterquartiere (16 n. Chr.); Tiberius aber mahnte den Germanicus, nach Rom zurückzukehren und die Cherusker ihren eigenen Streitigkeiten zu überlassen. Germanicus gedachte jedoch, den Krieg mit allem Ernste innerhalb eines Jahres zu beenden, und erbat sich, noch längere Zeit in Deutschland zu bleiben. Er mußte aber nach Rom zurück. Hier feierte er im Jahre 17 seinen Triumph über die Cherusker, Chatten, Angrivarier und sonstigen Stämme bis an die Elbe. In dem Zuge waren die

Gefangenen, Abbildungen der Flüsse und Schlachten in Deutschland. Der Krieg wurde als beendet angesehen. Nach Strabo (Buch VII.) wurden die namhaftesten Feinde, Männer wie Weiber, in dem Triumphzuge herumgeführt, darunter Segimund, der Sohn des Segest, und seine Schwester Thusnelda, Gemahlin des Arminius, ihr dreijähriger, in Ravenna geborner Sohn Thunelicus; außerdem Schithac, Sohn des Cheruskerfürsten Segimer, und sein Weib Rhamis, Tochter des Chattenfürsten Ucromir, und der Sigamber Deudorix, Sohn des Bätorix und Melas Brudersſohn. (Der Verräther) Segest aber, Arminius Schwiegervater, der von Anfang an nicht seine Gesinnung theilte, sah selbst hochgeehrt mit an, wie die, welche ihm die Theuersten waren, den Triumphzug schmückten. Libes, Priester der Chatten, zog ebenfalls mit auf, auch andere Personen aus den zu Grunde gerichteten Völkerschaften, den Kathylkern, Ampsanern, Brukteren, Musipiern, Cherusken, Chatten, Chattuariern, Landern, Sebattionen. Es war aber doch mehr Schein, als Wahrheit bei dem Züge, und Tiberius hatte den Krieg in Deutschland, der nur Mühen und Sorgen schaffte, zuletzt ungerne gesehen. Er fürchtete den Germanicus, er fürchtete Agrippina, fürchtete die germanischen Legionen, die, des Krieges gewohnt oder überdrüssig, sich zuletzt wohl an den römischen Thron machen würden. So wurde der Krieg in Deutschland nicht mehr mit dem Nachdrucke geführt, und was Tiberius sicher voraussah, daß in diesem Falle die Zwietracht und die Kriegslust der Deutschen selbst gegen einander wüthen würden, ging nur zu bald in Erfüllung.

Marbod, der Markomannenfürst, des Arminius (Herrmann's) Tod. 21 n. Chr.

Wir lesen in den alten Schriftstellern, daß die Deutschen nach der Schlacht im Teutoburger Walde das Haupt des Varus an Marbod, König der Markomannen, abgesendet. Das war wohl ein bitterer Hohn für seine Theilnahmlosigkeit an dem Befreiungskriege und zu gleicher Zeit auch eine Drohung, daß es ihm nicht besser gehen würde. Es standen aber nicht blos zwei Völkerschaften, sondern auch zwei Parteihäupter gegen einander, welche ihren Zweck auf ganz entgegengesetzte Weise zu erreichen suchten, und von denen der Eine so weit ging, daß er sich mit den Feinden des Vaterlandes verband. Marbod schloß sich an die Römer an, die er früher selbst bekämpft, oder spielte doch wenigstens eine zweideutige, höchst verdächtige Rolle. Arminius oder Herrmann sah nur in Bekämpfung der Römer Heil, oder doch das Ziel seiner Wünsche. Von Marbod sagt Vellejus (Buch II.): von edlem Geschlechte, kraftvollem Körper,

wildem Sinne, mehr seiner Abstammung als seiner Natur nach ein Barbar, hatte er nicht im Sturme und wie durch einen Zufall einen wankenden und nur auf den Willen der Untergebenen gestützten Thron bestiegen, sondern den Gedanken auf ein festbegründetes Reich und die Königsgewalt gerichtet. Er hatte seinen Stamm groß gemacht und römische Kriegszucht eingeführt. Mit den Römern aber hielt er es so, daß er nicht zum Kriege reizte, aber merken ließ, es fehle ihm nicht an der Kraft. Er selbst hatte ein Heer von siebenzigtausend Mann. Diese zweideutige Stellung schien er auch, eifersüchtig auf Arminius, gegen die Cherusker behaupten zu wollen. Es kam indessen zum Krieg. Denn (sagt Strabo II, 44.) als die Römer abgezogen und nach Außen frei waren, hatten die Deutschen nach alter Stammessitte die Waffen gegen sich selbst gekehrt. Nach Strabo wäre die Macht der Völkerschaften und die Tüchtigkeit der Anführer, die gegeneinander standen, so ziemlich gleich gewesen, nicht so die Gunst, welche letztere bei ihren Völkern genoßen. Denn Marbod, der den Königstitel hatte, kämpfte für sein Interesse, Arminius für die Freiheit. Die deutschen Völkerschaften durchschauten seine Absichten, und von seinen Bundestruppen fielen die Sennonen, Longobarden von ihm ab. Doch auch im entgegengesetzten Lager war Hader, und Inguiomer, welcher als Oheim dem Neffen nicht gehorchen wollte, ging mit den Seinen zu Marbod über. Aber auch so konnte Marbod nicht widerstehen, er wurde von den Seinigen verlassen und suchte bei den Römern eine Zuflucht. Als Marbod gefallen war, ließ die Eifersucht der Stammgenossen auch Arminius nicht länger seines Sieges genießen. Er verschwindet aus der Geschichte, wahrscheinlich von den Seinigen, die in ihm einen Tyrannen fürchteten, aus dem Wege geräumt. Er war erst siebenunddreißig Jahre alt geworden und hatte an zwölf Jahre sein Ansehen behauptet, und sein Andenken blieb noch lange in Liedern bewahrt.

Die deutsche Leibwache des Kaisers Caligula in Rom rächt dessen Ermordung.

Nach der Entfernung und dem Tode des Germanicus stellten sich die Angelegenheiten der Römer in Deutschland immer schlechter. Die Legionen wurden schlecht geführt und vermochten daher um so weniger dem Andrange der Deutschen zu widerstehen. In ihrem Lager erzogen war der spätere Kaiser C. Caligula. Dieser kämpfte in Deutschland mit Bäumen, ließ in Britannien Muscheln als Siegeszeichen aufheben und sprang jenseits des Rheines bei dem blosen Gedanken an den Feind aus dem Wagen und ergriff die Flucht. Er ließ sich

Imperator nennen, so oft es ihm einfiel. Aber aller seiner Nichtswürdigkeit ungeachtet zeigten sich doch die Deutschen, welche seine Leibwache als Kaiser bildeten, als seine treuen Anhänger. Denn sie eilten auf die Nachricht von seiner Ermordung herbei und suchten ihn an seinen Mördern zu rächen. Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus erzählt nämlich in seinen Alterthümern (Buch XIX. K. I. §. 15, 17, 18.): Die Deutschen waren die Ersten, zu denen die Kunde von Cajus Ende gelangte. Dies waren Leibwächter, die, den Namen des Volkes tragend, aus dem sie gehoben sind, celtisches Corps heißen. Dem Zorn unbedingt zu folgen, ist ihnen Landessitte, weil sie nicht daran denken, was sie thun, erst in Ueberlegung zu nehmen. Körperlich sind sie stark, und wenn sie im ersten Sturme auf den Feind stoßen, so thun sie große Dinge, wo sie auch einstürmen. Als diese nun von Cajus Ermordung hörten, schmerzte es sie sehr, weil sie nicht die Tugend als Maßstab anlegten, sondern ihren eigenen Vortheil, und Cajus war sehr beliebt bei ihnen, da er sich ihr Wohlwollen durch Geldgeschenke erkaufte. So zückten sie denn ihre Schwerter und durchzogen den Palast, um die Mörder des Cäsars aufzusuchen. Zuerst hieben sie den Asprenas nieder. Der zweite war Norban, einer der vornehmsten unter den Bürgern. Der dritte war Antejus, den blos Schaulust in's Verderben führte. Die Deutschen drangen dann mit gezückten Schwertern in das Theater zu Rom und setzten alle Zuschauer in Schrecken. Da sie endlich sahen, daß das Morden von keinem Nutzen sein könne, weil Caligula doch todt wäre, ließen sie ab von ihrer Rachelust.

Fernere Kriege der Römer gegen die Deutschen.

Obgleich nun genauere Nachrichten darüber fehlen, so scheinen die Römer späterhin doch nicht ohne einige Vortheile gegen die Deutschen gekämpft zu haben. So wird unter Andern von Sulpicius Galba gemeldet, daß er in dem Jahre 40 n. Chr. die Chatten, P. Gabinius andere Stämme schlug, und den vom Heere des Varus noch fehlenden dritten Adler wiedergewann. Auch die Chauker wurden von ihm geschlagen, wahrscheinlich mit deutschen Hilfsvölkern. Wir finden deren wenigstens später im Heere Vespasians in Britannien. Die Sachen in Deutschland schienen wirklich schlimm zu stehen. Die Cherusker selbst waren, wie Tiberius es schon vorhergesehen, durch innere Kriege aufgerieben, und keiner mehr aus königlichem Stamme übrig, mit Ausnahme eines Sohnes von Flaves, einem Bruder des Arminius, der Italicus hieß. Seine Mutter war eine Tochter des Chattenfürsten Catumer und er selbst stattlich von Gestalt, mit Rossen

nach heimischem wie nach römischem Brauche umzugehen gewohnt. Die Römer beschenkten ihn mit Geld und sandten ihn mit einer Leibwache in sein Land, wo er wohl aufgenommen ward. Dennoch erhob sich eine Partei gegen ihn. Er blieb zwar Sieger, wurde aber durch das Glück zum Uebermuthe verleitet, und mußte abermals flüchten. Die Longobarden aber setzten ihn wieder ein. Die Chauker hatten unterdessen einen Streifzug in das untere Deutschland unternommen. Es führte sie ein gewisser Hannascus, ein Caninefate. Er wurde jedoch von den Römern zurückgetrieben und ebenso die Friesen zum Gehorsam gebracht. Die Chatten waren während der Zeit plündernd in das obere Deutschland vorgedrungen. Sie wurden überwunden und stellten Geiseln.

Gegen das Jahr 59 führten die Legaten Paulinius Pompejus und L. Vetus das Commando in Deutschland. Sie hatten besonders mit den Friesen zu schaffen, welche das Rheinufer besetzten und wie einheimisches Land bebauten. Der Nachfolger des Legaten Paulinius brachte die Sache zur Unterhandlung. Die friesischen Wortführer Verritus und Malorix gingen nach Rom, wo sie Nero ehrenvoll aufnahm. Dies gab Gelegenheit zu einer höchst interessanten Scene. Sie wurden nämlich zur Bewunderung römischer Größe unter Andern auch in das Theater des Pompejus geführt. Als sie dort zum Zeitvertreib (Tacit. Annal. XIII.) — denn das Schauspiel, das sie nicht verstanden, ergötzte sie nicht — sich nach dem Publikum in den untern Räumen erkundigten, nach dem Unterschiede der Plätze, wo die Ritter, wo der Senat seien, bemerkten sie Einige in fremder Tracht unter den Senatoren. Da sie neugierig fragten, wer die wären, und vernahmen: den Gesandten der Völkerschaften, welche sich durch Tapferkeit und Treue gegen Rom hervorthäten, würde solche Ehre gewährt, riefen sie aus: „Kein Sterblicher stehe, wenn es Waffen oder Treue gelte, den Deutschen voran!“ Und sie stiegen hinab und setzten sich zwischen die Senatoren. Dies edle Selbstvertrauen, wie es den Deutschen noch bei andern Gelegenheiten zu wünschen gewesen wäre, wirkte nicht ungünstig auf Nero. Er beschenkte sie und gab ihnen die gewünschten Länder, die er indeß nicht in seiner Gewalt hatte. Denn sie waren von den Ampsivariern in Besitz genommen, welche die Brukterer und Tenchterer zu Hilfe riefen, aber endlich weichen mußten, erst zu den Chatten, dann zu den Cheruskern ihre Zuflucht nahmen, bis sie verschwanden. Auch die Hermundurer (Thüringer) und Chatten (Hessen) lieferten sich eine Schlacht, worin die letzteren geschlagen wurden.

Meuterei im römischen Heere am Rhein und Aufstand des Batavers Civilis.

Nach Nero's Ermordung war Galba Kaiser geworden. Das war aber den Legionen, die in Deutschland standen, nicht recht. Sie wollten den Vitellius. Die Meuterei brach endlich offen hervor. Aber auch in Rom wurde es unruhig auf diese Nachricht, Galba wurde ermordet und an seine Stelle Otho zum Kaiser ausgerufen. Doch auch er genoß die Herrschaft nicht lange. Denn der Sturm brach los unter den Legionen in Deutschland, und diese sprachen sich offen für Vitellius aus. Dieser hatte in dem untern Deutschlande gedient, die Krieger für sich gewonnen, war aber sonst ein unwürdiger Mensch. Die Soldaten hatten gleich anfangs, ehe noch Galba todt war, dessen Bildnisse niedergerissen, und dem Vitellius wurde gemeldet, die IV. und XX. Legion hätten Rom und dem Senate Treue geschworen, das obere Heer sei von Galba abgefallen. Man müsse unter solchen Umständen entweder mit den Abtrünnigen Krieg führen, oder einen neuen Kaiser wählen. Das bewerkstelligte denn auch Fabius Valens, der entschlossenste der Legaten, der in Köln erschien und den Vitellius als Kaiser begrüßte. Das ganze Heer in Ober- und Niederdeutschland trat der Erklärung bei. Die Kölner, Trierer, Lingonen stellten Hilfsmannschaft, Pferde, Waffen und Geld. Aber in dem Heere war Zwietracht und Auflösung. Vitellius, der Schwelgerei und den Gelagen ergeben, erhielt nichts desto weniger den Titel: „des Deutschen." Aber statt gegen die Deutschen zog man nach Italien. Hier kam es zwischen Vitellius und dem Nachfolger des Galba, Otho, zu mehreren Schlachten, worin wiederum deutsche Hilfsvölker gegen deutsche Hilfsvölker fochten, aber doch zuletzt Vitellius die Oberhand behielt gegen Otho, der sich selbst entleibte. Aber auch damit war für den Trunkenbold Vitellius die Sache nicht ganz gewonnen. Er fand einen andern Gegner an Vespasian und den syrischen Legionen, welche nach Deutschland versetzt zu werden fürchteten, und die Unordnung brach erst recht los unter Herdonius Flaccus in den Legionen am Rheine. Unterdessen war Vitellius mit seinem Heere nach Rom gekommen. Hier aber war Alles in Angst und Schrecken. Als die Vorläufer des siegreichen Heeres in der Stadt anlangten, eilten sie gleich nach dem Forum, aus Begierde, die Stätte zu sehen, wo Galba's Leiche gelegen. Nicht minder furchtbar war der Anblick, den sie selbst boten. Mit Grauen sah man die Thierfelle, die sie trugen, und die ungeheuren Lanzen. Auch mieden sie [sagt Tacitus *)]

*) Geschichten II.

in ihrer Plumpheit das Gedränge des Volkes wenig, und wenn sie auf den schlüpfrigen Straßen hinfielen, oder von Jemand umgelaufen wurden, so gab es erst Schimpfworte, dann Faustschläge und Säbelhiebe. Da jedoch das Lager voll war und die Menschenmasse keinen Platz fand, trieb sich der Soldat in den Säulenhallen, in den Tempeln, in der ganzen Stadt herum, kümmerte sich um keine Nachtwachen, und kräftigte sich nicht durch Arbeit. Hingegeben den Verführungen der Stadt und den Freuden, die man nicht nennen mag, schwächten sie ihren Körper durch träge Muße, ihren Muth durch Lüste. Endlich nicht einmal um die Gesundheit waren sie besorgt, und nahm ein großer Theil in der verrufenen Gegend des Vatican Quartier. Daher wüthete der Tod unter der Masse. Da überdieß die Tiber nahe war, raffte unmäßige Begierde nach dem Flußbade und Unvermögen, die Hitze zu ertragen, viele der Deutschen und Gallier hin, deren Körper der Krankheit sehr ausgesetzt war. Es ging alle Soldatenzucht in Schlechtigkeit und Eifersucht unter, und als das römisch-deutsche Heer aus Rom zog, da hatte es keine Kraft im Leibe, keine Begeisterung im Herzen. Es war ein langsamer, undichter Zug; die Waffen hingen, als wollten sie abfallen, matt schlichen die Pferde; der Soldat unfähig, Sonne, Staub und Unwetter zu ertragen, und je schlaffer zur Arbeit, desto mehr aufgelegt zu Zank und Zwietracht. So zog man (im Jahr 70) über die Alpen gegen Deutschland, nicht um hier die deutschen Völkerschaften zu bekriegen, sondern sich mittels der Deutschen gegen das aus Syrien herankommende Heer zu verstärken.

In Deutschland wuchs unterdessen die Unordnung mit jedem Tage, und wenn Vitellius von den deutschen Legionen und den ihnen verbündeten Völkern Hilfe erwartete, so nahm ein Anderer die Verwirrung wahr, sich im Namen Vespasians der Truppen zu bemächtigen und Deutschland und Gallien die Freiheit zu verheißen. Das war der Bataver Claudius Civilis. Die Bataver waren ein deutscher Völkerstamm, von dem rechten Ufer des Rheines auf das linke übergesiedelt, und dehnten sich von der Waal bis an's Meer aus. Sie waren Männer des Krieges, gute Reiter, seit lange den Römern verbündet, und hatten besonders im britannischen Kriege treffliche Dienste geleistet. Auch das Schwimmen verstanden sie und in Waffen und geordneten Schaaren über den Rhein zu setzen. Sie hatten damals zwei ausgezeichnete Führer. Der eine war Julius Paulus, der auf eine falsche Anklage wegen Empörung von den Römern getödtet wurde, der andere bedeutendere Claudius Civilis. Auch er war in Ketten gelegt worden und nur mit Mühe gerettet. Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern und hatte wie Sertorius und Hannibal nur Ein Auge. Er versteckte seinen Abfall unter dem

Vorwande, die Sache Vespasians zu fördern. Wirklich wußte er auch dessen Feldherren Antonius Primus und Herdonius Flaccus eine Zeit lang zu täuschen. Die Bataver waren aber noch unwillig über eine von Vitellius veranstaltete Aushebung, worin nicht nur Erwachsene, sondern auch unreife Jünglinge mit fortgenommen wurden. Civilis hatte sie bewogen, sich dieser Aushebung zu widersetzen. Er berief zu jenem Zwecke die Ersten seines Stammes, die Entschlossensten seines Volkes unter dem Scheine eines Gelages in einen heiligen Hain. Wie sie dort in Nacht und Lust hitzig geworden, hielt er ihnen die Ehre und den Ruhm ihres Namens vor, die Beleidigungen, Räubereien und sonstigen Leiden der Knechtschaft. Denn nicht wie Bundesgenossen, wie Sklaven würden sie behandelt, und wären noch dazu allerlei Räubereien der Legaten ausgesetzt. Jetzt stehe wieder eine neue Aushebung bevor, durch welche die Kinder von ihren Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig getrennt würden. Es sei aber auch eine gelegene Zeit, sich zu wehren. Denn nie habe die römische Macht mehr darniedergelegen, und nichts sei in den Winterlagern, als Beute und Greise. Sie dagegen hätten kräftige Männer zu Fuß und zu Roß. Die deutschen Hilfsvölker wären ihnen verwandt, und Gallien könnte nichts Anderes wünschen, als wie sie. Ja selbst den Römern wäre der Krieg nicht unwillkommen. Im Falle die Sache schief ginge, würde sie dem Vespasian zur Last gelegt, und wenn sie siegten, bedürften sie keiner Rechenschaft. Diese Rede wurde mit Beifall gehört und Boten zu den Caninefaten gesendet, welche einen Theil der Insel Betuve bewohnten und an Sprache, Abstammung und Tapferkeit den Batavern gleich waren. Die Hilfscohorten, die zu dem britannischen Heere gehörten und damals in Mainz standen, wurden durch heimliche Boten zum Abfalle verlockt, und der Aufstand, an welchen sich auch die Friesen anschloßen, war bald in vollem Gange. Letztere überfielen das Winterlager zweier Cohorten in ihrer Nähe, und die Soldaten, die sich dessen nicht versahen, waren bald überwunden. Das Lager ward genommen und geplündert. Dann machten sie sich an die römischen Marketender und Kaufleute, welche in Sicherheit das Land durchstreiften, und drohten allenthalben mit Zerstörung der Castelle, die in der Voraussetzung, daß man sich doch nicht halten könne, von ihren Besatzungen verlassen wurden. Civilis setzte indessen die Rolle, die er einmal angenommen, eine Zeit lang fort, und erst, als er sah, daß er doch verrathen wurde, griff er mit seinen Batavern, Caninefaten, Friesen zu offener Gewalt. Da gingen in einer Schlacht auch die Tungerer zu ihm über, und die römischen Soldaten wurden zugleich von ihm und ihren eigenen Bundesgenossen niedergehauen. Ebenso ging es auf den Schiffen. Die Bataver, welche die Ruder bedienten, hinderten,

wie aus Ungeschicklichkeit, den Dienst und mordeten zuletzt die eigenen Steuer- und Hauptleute. So ging die ganze, aus vierundzwanzig Schiffen bestehende Flotte verloren. Die Bataver erhielten Waffen und Schiffe, und was nicht weniger bedeutete, der Ruf ihres Sieges verbreitete sich auch auf dem diesseitigen Ufer des Rheines, und man pries sie in Gallien als Begründer der Freiheit. Die Deutschen schickten Abgeordnete und ließen Hilfe anbieten, und um Galliens Beitritt bewarb sich Civilis mit Klugheit und Geschenken. Er schickte die gefangenen Präfekten der Cohorten in ihre Heimat zurück, stellte es aber den Cohorten selbst frei, ob sie lieber gehen, oder bei ihm bleiben wollten. Denen, welche bleiben wollten, bot er eine ehrenwerthe Stellung an, den Abziehenden schenkte er die den Römern weggenommene Beute. Zugleich stachelte er sie in jeder Weise zum Kriege. Herdonius Flaccus selbst diente ihm aus Fahrlosigkeit oder aus Verstellung. Er ließ endlich ausrücken, aber seine Cohorten wurden von Civilis geschlagen und durchirrten flüchtig die Ebene. Die Legionen zogen nach Xanten. Civilis sandte darauf Boten an die deutschen Cohorten, welche auf Vitellius Geheiß nach Rom kommen sollten, mit dem Auftrage, diese zur Rückkehr zu bewegen. Sie ließen sich verleiten, verlangten anfangs zum Scheine Geld und allerlei Dinge von den Römern, wurden aber immer leidenschaftlicher, und es kam endlich heraus, was sie wollten. Sie marschirten nach dem untern Deutschland, um sich mit Civilis zu vereinigen. Flaccus, in dessen Heere sie waren, mußte sie ziehen lassen, obgleich er später Boten an den Herennius Gallus sandte, welcher in Bonn commandirte, er möchte die Bataver zurückhalten. Diese aber schlugen sich durch und die Römer, welche sich bei Bonn entgegenstellten, wurden mit schwerem Verluste zurückgetrieben. Die Bataver zogen darauf, um nicht weiter mehr angefallen zu werden, um Köln herum und vereinigten sich mit Civilis. Dieser hatte bereits ein mächtiges Heer. Er scheute aber noch immer, mit den Römern offen zu brechen, und ließ alle seine Truppen dem Vespasian vereiden. Er schickte sogar Abgeordnete nach Xanten, um die zwei Legionen, welche sich dorthin zurückgezogen, zu einem Gleichen zu bewegen. Die aber wollten darauf nicht eingehen und bekannten Vitellius zu ihrem Fürsten, für ihn würden sie Eid und Waffen behaupten. Die batavischen Ueberläufer möchten sich nicht als Schiedsrichter in römische Angelegenheiten mischen, sondern die gerechte Strafe erwarten.

Civilis aber rief ganz Batavien unter Waffen. Die Brukterer und Tenchterer schloßen sich an ihn an und auch an die übrigen Völkerschaften Deutschlands wurden Boten gesendet. Die Legionen in Xanten hatten daher einen harten Stand. Sie suchten auf jegliche Weise das Lager zu sichern. Die Gebäude, welche im Frieden

errichtet worden und welche, vom Lager entfernt, ein Städtchen bildeten, wurden niedergerissen, damit sie nicht dem Feinde zu Nutze kämen. Leider war aber wenig für Mundvorrath gesorgt. Civilis hatte indessen beide Rheinufer mit dem Kern seines Heeres besetzt und das Lager zu Wasser und zu Land eingeschlossen. Flaccus sendete den Vocula mit erlesener Mannschaft zum Entsatze herbei. Die Soldaten waren aber unzufrieden und murrten über Verrath. Die Erbitterung stieg immer mehr, je näher man an den Feind heranrückte, und die Empörung erreichte endlich einen Grad, der alle Ordnung und Disciplin unmöglich machte; dazu kam noch Mangel an Sold und Getraide. In Bonn hörte man, was früher geschehen war, in Neuß verband sich mit ihnen die XVI. Legion und zu Vocula stieß der Legat Herennius Gallus. Die Römer wagten aber nicht, den Feind anzugreifen, sondern schlugen in Gelb (Kaiserswerth gegenüber) ihr Lager auf. Hier suchten sie die Soldaten von Neuem zu üben, an Disciplin zu gewöhnen, zu gleicher Zeit durch einen Ueberfall in das jenseitige Gebiet der Gugerner zu ermuthigen. Ein Theil des Heeres war indessen mit Herennius Gallus im Lager zurückgeblieben. Der Zufall brachte es hier zu einer Schlacht. Es war nämlich ein mit Getraide beladenes Schiff gestrandet. Die Deutschen suchten es zu nehmen. Gallus wehrte sich. Von beiden Seiten eilten immer Mehrere heran und es kam endlich zu einer heißen Schlacht, worin die Deutschen zwar viel litten, aber doch insofern Sieger blieben, daß sie das Schiff behaupteten und mit fortschleppten. Das gab wiederum neuen Zwiespalt im Lager. Die Soldaten beschuldigten den Legaten des Verrathes. Sie schleppten ihn mit sich herum, rissen ihm die Kleider vom Leibe und verlangten den Preis seines Verrathes und die Mitschuldigen zu wissen. Auf Herdonius warf sich ebenfalls der Unwille. Er ward gebunden und erst Vocula konnte ihn befreien. Unter solchen Umständen aber mußte die Macht des Civilis von Tag zu Tag wachsen. Ganz Deutschland schickte Verstärkung. Seine Schaaren rückten bereits bis Trier und die Maas hinauf, und besonders feindselig war er den Kölnern, die bei Düren von ihm geschlagen und niedergehauen wurden. Civilis selbst betrieb unterdessen die Belagerung von Xanten mit allem Eifer. Er stürmte Tag und Nacht. Aber die Römer standen fest, mancher Deutsche fand seinen Tod und Civilis mußte endlich abstehen. Unterdeß erfuhr man in Deutschland den Ausgang der Schlacht von Cremona und den Tod des Vitellius. Civilis wurde daher von den Feldherren des Vespasian gemahnt, vom Kriege abzustehen. Er antwortete schlau mit Aufzählung der Gefahren, Undankbarkeit, die er für seine fünfundzwanzigjährigen Dienste erfahren, bezog sich auf den Tod seines Bruders, seine eigenen Fesseln, und verlangte Genugthuung. Dem

Vocula aber sandte er einen Theil seines Heeres, die Schlagfertigsten unter den Cohorten, entgegen. Diese zerstörten Asciburgum und bestürmten Vocula so unerwartet in seinem Lager, daß er nicht einmal eine Anrede halten konnte. Aber dennoch siegten anfänglich die Römer, dann wiederum die Deutschen und endlich durch zufälliges Eintreffen frischer Truppen die Römer, obgleich sie die verlornen Feldzeichen nicht wiedererhielten. Da wagte Civilis noch einmal, bevor Vocula zum Entsatze herbeikam, die Gesinnung der Belagerten auf die Probe zu stellen. Die Römer aber hielten Stich und Vocula schlug bei Xanten sein Lager auf. Augenblicklich kam es zur Schlacht. Der Zufall wollte, daß Civilis mit dem Pferde stürzte und für todt gehalten wurde. Das verbreitete Bestürzung unter den Batavern und Deutschen. Sie zogen sich zurück, und Vocula wagte es nicht, sie mit einem ermatteten Heere zu verfolgen. Aber nun zeigte sich bald Mangel an Lebensmitteln. Vocula mußte einen Theil seiner Mannschaft zum Fouragiren ausschicken, das Gepäcke und den Troß nach Neuß. Civilis ließ sie verfolgen, jedoch ohne erheblichen Vortheil. Vocula dagegen, sei es, weil er sich nicht stark genug glaubte, oder aus Mangel an Lebensmitteln, zog sich von Xanten zurück, zuerst nach Gelduba (Gelb), dann nach Neuß. Denn Gelduba mußte verlassen werden, aber bei Neuß bestand er ein glückliches Reitertreffen. Es war aber auch wieder neue Empörung und Aufruhr im Heere. Die Soldaten forderten Geld und verpraßten es. Sie tödteten den Herdonius und würden dies auch Vocula gethan haben, wenn er ihnen nicht entkommen wäre. Bei der Nachricht von dem Anrücken des Civilis aber wendeten sie sich zur Flucht.

Währenddeß war auch Mainz von den Chatten, Usipiern, Mattiacern belagert gewesen. Sie wurden zwar zurückgetrieben, aber nicht ohne blutige Thaten. Civilis gab alle Verstellung auf und nahm sich offen das römische Volk zum Ziele. Die römischen Soldaten waren unzufrieden. Die Gallier wankten, aus den sonstigen Gegenden wurden schlimme Nachrichten verbreitet, ja selbst der Brand des Capitols wurde als ein Zeichen des Unterganges der römischen Herrschaft gedeutet. Civilis aber gewann im Triererlande zwei Bundesgenossen von edlem Stamme, Classicus und Tutor, dazu noch Sabinius, ein Lingone. Sie hielten geheime Zusammenkünfte in Köln, in welchen auch die Tungerer zugegen. Sie ermunterten sich sämmtlich bei dem schlechten Zustande der Legionen zum Aufstande. Vocula ward immer mehr umstrickt und mußte, da er Xanten zu Hilfe geeilt war, wiederum nach Neuß zurück. Hier war wiederum Empörung. Die Soldaten mordeten den Legaten und leisteten den Deutschen den Eid der Treue. Da mußte auch Köln sich an Tutor

ergeben. In Mainz wurden die Obristen von den Römern ermordet und die Soldaten des obern Heeres leisteten Gallien den Eid der Treue. Die Legionen in Xanten mußten sich endlich, nachdem sie das Aeußerste erduldet hatten, aus Mangel an Lebensmitteln dem Civilis ergeben und, was wunderbar ist, Gallien den Eid der Treue leisten. Wahrscheinlich ward dies auf der Zusammenkunft in Köln verabredet. Die Ausziehenden erhielten zwar freien Abzug, wurden aber später von den Deutschen niedergehauen. Jetzt erst legte Civilis sein langes röthliches Haar ab, einem Gelübde gemäß. Er hatte das Abschlachten der Legionen vollbracht. Die Velleda, eine wahrsagende Jungfrau aus dem Stamme der Brukterer, erhielt Geschenke, weil sie den glücklichen Ausgang des Unternehmens vorhergesagt hatte. Köln war mit der Plünderung, wo nicht mit der gänzlichen Zerstörung bedroht. Die Kölner wußten sich indeß noch zu retten. Sie schloßen sich an Civilis an, der unaufhaltsam an die Maas vorrückte, die Nervier und Batasier mit sich vereinte. In Rom gerieth man in Schrecken. Aber man hatte bereits den Mann abgehen lassen, der im Stande war, zu retten. Es war Petilius Cerealis. Classicus und Tutor wurden überwunden und zurückgedrängt, Trier erobert, die Bataver und ihre Verbündeten an der Maas geschlagen, die zerstreuten Legionen um Neuß und Bonn gesammelt, Köln von den Deutschen, die hier Nachts in ihren Häusern ermordet wurden, gesäubert. In der Gegend von Zülpich sollte es noch einmal zwischen Civilis und seinen Verbündeten einerseits und den Römern andererseits zur Schlacht kommen. Hier aber hörte er die Ermordung der von Wein und Mahl berauschten Deutschen in Köln, und Civilis zog sich daher zurück, aus Furcht, umgangen und von der römischen Flotte und Reiterei im Rücken angegriffen zu werden. Classicus dagegen lieferte ein glückliches Reitergefecht bei Neuß. Doch fand Civilis weiter keinen Halt mehr. Er vertheidigte sich noch einmal bei Xanten mittels eines in den Rhein schief hineingelegten Dammes, konnte aber keinen Stand halten, sondern zog sich auf die Betuve zurück. Er versuchte es noch einmal mit einem Schiffstreffen und mußte sich dann den Römern unterwerfen.

Fortgesetzte Kriege der Deutschen mit den Römern, Markomannen und Quaden.

Die Nachrichten, die wir seit der Unterwerfung des Civilis über Deutschland und die Deutschen besitzen, fangen an, dürftiger zu werden. Tacitus berichtet in dem Leben des Agrikola, daß Domitian einen Zug gegen die Chatten unternommen und deshalb triumphirt habe.

Es sei aber mehr ein Spott gewesen. Denn er habe zur Ausstattung des Triumphes Leute zusammengekauft, deren Haar gefärbt, und sie wie Gefangene ausgestattet. Wir finden aber in derselben Zeit, wo die Römer von ihnen abließen, die Deutschen unter sich beschäftigt. Denn Charomer, der Cheruskerkönig, ward von den Chatten verjagt. Dieser kam als Flehender zu Domitian, konnte aber nichts erhalten, als Geld. Ebenso kamen Masydes, König der Semnonen, und Ganna, die jungfräuliche Wahrsagerin, zu Domitian und, von demselben ehrenvoll aufgenommen, nach Rom *).

Die Sueven, welche Krieg mit den Jazygen führten, baten ebenfalls um Hilfe. Waren nun auch die Völkerschaften, welche bis dahin von den Deutschen am meisten den Römern zu schaffen gemacht, ermattet, so traten dafür andere desto kräftiger auf. Waren früher die nördlichen mehr auf dem Kampfplatze erschienen, so waren es jetzt die südlichen, und unter diesen besonders die Markomannen und Quaden. Domitian kündigte ihnen den Krieg an, weil sie dem Könige Decebalus von Pannonien Hilfe geleistet. Er ward aber geschlagen. (Dio.)

Glücklicher war sein Nachfolger Nerva (96 n. Chr.). Dieser besiegte die Deutschen, und erwarb sich den Beinamen des Deutschen **). Ebenso wurden seinem Feldherrn Vestricius Spurinna die Triumphalehre zuerkannt, weil er den König der Brukterer mit Gewalt der Waffen in sein Reich zurückgeworfen hatte. Besiegt jedoch wurden sie vollends durch die Chamaver und Angrivarier, und es kamen ihrer an sechzigtausend um.

Dem Nerva folgte gegen das Jahr 98 Trajan in der Regierung des römischen Reiches, von welchem er zu Köln am Rhein Besitz ergriff ***). Er hatte aber hier viel zu schaffen. Die Städte waren verheert, die Legionen demoralisirt und die Vertheidigungsmaßregeln gegen den Andrang immer neuer deutschen Völkerschaften in schlechtem Zustande. Er stellte aber Manches durch das Ansehen seines Namens und das Gewicht seiner Person wieder her. Die Städte auf dem linken Rheinufer und in dem übrigen Deutschland, insofern es die Römer in Besitz hatten, blühten von Neuem auf. Sie waren in Allem nach dem Muster römischer Colonial-Städte gebildet, hatten Municipalrechte, ihr Capitol (wie das sich namentlich in Köln bis auf den heutigen Tag erhalten hat), an der Stelle des Senates ein Collegium von Decurionen †), römische Sitten und Bildung, daher

*) Dio, Excerpt. 761.

**) Plinius, Panegyr. de Nerva. IX.

***) Aurelius Victor., Aelius Spartianus.

†) Leo, Geschichte des Mittelalters.

Theater, Tempel u. s. w. Römische Beamten und Soldaten waren mit den einheimischen Familien verwandt und verschwägert, römische Sachwalter, wie wir dies bei Varus gehört, entschieden nach römischem Rechte, römische Kaufleute hatten sich theils niedergelassen, theils machten sie Geschäfte in den Lagern. Ja es fehlte auch an solchen nicht, welche sich einen Beruf daraus machten, römische Sprache und Beredsamkeit zu lehren, und es darf uns gar kein Wunder nehmen, wenn eine spätere Tradition Trier als die älteste Hochschule von Deutschland bezeichnet, und wenn der Redner Eumenius in Cleve berühmt ist. —

Fanden nun auch die Römer noch immerhin am Niederrhein volle Beschäftigung, so war der vorzüglichste Schauplatz des Krieges doch von nun an der Oberrhein und die Donau. Zwar besiegte Marc Aurel durch seinen Feldherrn Aufidius Victorinus die Chatten, welche in Rhätien eingefallen waren *), die Chauker durch Didius Julianus, sein vorzüglichster Krieg aber war mit den Markomannen, welche nach der Angabe der römischen Schriftsteller von der Gränze Illyriens bis nach Gallien hin Verbindungen hatten mit den Nariskern, Hermundurern, Quaden, und gegen das römische Reich conspirirten. Sie waren im Jahre 166 n. Chr. bis Aquileja vorgedrungen. Als ihnen aber Marc Aurel entgegenging, zogen sie sich in Verwirrung zurück. Ja die Quaden verloren sogar ihren König, und nachdem sie einen neuen gewählt, gelobten sie, diesen nicht eher feierlichst anzuerkennen, bis ihn die Römer bestätigt. So erzählt Julius Capitolinus. Wir glauben aber, daß es mit dieser Bestätigung gewiß nicht viel zu bedeuten hatte. Denn die deutschen Völkerschaften waren so stark, daß sie von Neuem die Gränze bedrohten. Zwar wurden sie zurückgedrängt, man machte aber, als man auf dem Schlachtfelde die Leichen sonderte, eine Entdeckung, die man schon früher hätte machen können, daß in dem deutschen Heere auch Frauen mitgekämpft hatten.

Marc Aurel erwarb sich wegen seiner Siege den bereits lange stehend gewordenen Namen des „Deutschen", der aber gerade deshalb nicht besonders bedeutend war. Denn der Krieg war damit nicht geendet. Die Deutschen hatten sich immer von Neuem und immer mächtiger erhoben, und so mußte auch jetzt im Jahre 174 der Krieg mit den Markomannen und Quaden fortgesetzt werden. Ja Marc Aurel gerieth sogar einmal in nicht geringe Gefahr, aus der er nur auf wunderbare Weise gerettet ward. Die Quaden hatten den Kaiser verlockt und ihn vollkommen eingeschlossen. Sie begnügten sich daher, ihn blos zu bewachen, ihm das Wasser abzuschneiden, in der

---

*) Julius Capitolinus.

Hoffnung, er würde durch Hitze und Durst umkommen. Die Römer waren in der schrecklichsten Verlegenheit. Sie waren von Krankheit, Hitze und Durst gequält, so daß sie weder kämpfen, noch sich zurückziehen konnten. Demohnerachtet rüsteten sie sich zur Schlacht, und wie sie so dastanden, zog sich der Himmel plötzlich in dichten Wolken zusammen, ein gewaltiger Regen fiel herunter, und Blitz und Donner fuhren durch die Luft. Die Römer, welche durch den Regen erquickt waren, stritten mit neuem Muthe, und Marc Aurel erkämpfte einen glänzenden Sieg über die Quaden, welcher auch die Markomannen zur Unterwerfung zwang. Sie schickten Pferde und Rindvieh, gaben dreizehntausend Gefangene und noch mehr heraus, welche durch diesen Sieg die Freiheit erhielten. Marc Aurel wies ihnen dagegen Land in der Nähe der Donau an. Dann legte er zur Bändigung der Quaden zwanzigtausend Mann in die benachbarten Festungen. Das war aber den Quaden lästig. Sie versuchten es daher, zu den Sennonen auszuwandern, wurden aber von Marc Aurel daran gehindert, und mußten im Lande bleiben.

Erste Spuren des Christenthumes in Deutschland, der heilige Maternus. Christliche Märtyrer in Deutschland.

Das Andenken jener Thaten Marc Aurels in Deutschland ward zu Rom auf einer Säule verewigt, und gewiß nicht ohne besondern Wink der göttlichen Vorsehung hat sich die Säule bis auf den heutigen Tag, gegenwärtig mit dem Bildnisse des Apostelfürsten geschmückt, erhalten. Marc Aurel ward zum zehnten Male als Imperator ausgerufen, und starb im Jahre 180 zu Wien. Für unsern Zweck ist aber das letztere Ereigniß, die Quadenschlacht, und die wunderbare Errettung des Kaisers aus der Hand dieser Feinde des römischen Reiches von besonderer Wichtigkeit. Es konnte nicht anders sein, ein Ereigniß, wie das obengenannte, mußte nach damaligen Zeitansichten verschieden beurtheilt werden. Julius Capitolinus und die heidnischen Schriftsteller berichten, der für die Römer rettende, für die Deutschen verderbliche Regen, Donner und Blitz sei auf die Gebete Marc Aurels hervorgerufen worden, Andere wohl gar durch die Zauberkunst eines ägyptischen Magiers. Genug, auch die Heiden betrachteten die Rettung als eine übernatürliche und wunderbare. Die christlichen Schriftsteller dagegen, Tertullian, Orosius, Tillemont, die ganze christliche Tradition, schreiben die wunderbare Rettung des römischen Heeres dem Gebete der Christen im römischen Heere und namentlich jener Legion zu, welche von der Zeit an die legio fulminatrix, „die blitzende“, hieß. Nun gab es zwar auch früher, schon

in den Tagen des August, eine Legion, welche einen solchen Namen trug; es ist aber gewiß, daß jenes Ereigniß denselben erneute. Daß schon damals Christen im römischen Heere waren, diese eine ganze Legion bilden konnten, darf uns nicht wundern. Unter Nero waren die christlichen Bekenner bereits in den Palast gedrungen, unter diesem und Domitian hunderttausende als Märtyrer gefallen. Man hatte sie endlich aus Noth geduldet, sich für eine Zeit lang mit ihnen abgefunden. Bei den deutschen Legionen kann dies am wenigsten bezweifelt werden. Was mußte sich hier der Feldherr nicht Alles von den ruchlosen Soldaten gefallen lassen, und wenn sie auch die Christen selbst als Empörer betrachteten, so waren sie doch gehorsamere Soldaten, als Jene, deren Unthaten wir bereits früher erzählt haben. Sie quälten nicht um Geld, mordeten ihre Führer nicht, versagten keinen Gehorsam im Dienste. Die Bildung einer eigenen Legion unter Umständen, wie die früher berichteten, ist sogar leicht erklärlich, so wie auch, daß ihr Vertrauen und ihre Disciplin am meisten zur Rettung des bedrängten Heeres beitrug, und ihr unter den vorhandenen Umständen wohl schwerlich ein mehr geeigneter Name gegeben werden konnte.

Daß übrigens das Christenthum auch in Gallien und am Rheine im zweiten Jahrhunderte bekannt war, wissen wir aus dem Zeugnisse des Irenäus. Nach der Tradition und den Auszügen des Magnum chronic. belgicum aus frühern Kirchenschriftstellern hätte aber schon der Apostel Petrus im zehnten Jahre seines Pontifikates den heiligen Euchar, aus der Zahl der zweiundsiebenzig Jünger, mit zweien Gefährten, Valerius und Maternus, nach Deutschland zur Verkündigung des Christenthumes gesendet, und Ersterer in Trier seinen bischöflichen Stuhl aufgeschlagen. Als dieser nun im Jahre 77 gestorben, sei Valerius sein Nachfolger geworden, und habe während seiner fünfzehnjährigen Amtsführung das Wort Gottes mit solchem Erfolge verkündet, daß ein großer Theil von Gallien und Deutschland sich zum Christenthume bekehrt. Ihm folgte Maternus im zehnten Jahre der Regierung Domitians. Er bekehrte die Tungerer und Kölner zum Christenthume, und hatte an dem heiligen Nazarius zu Trier einen Gehilfen, der aber von einem der dortigen Vornehmen bei Domitian verklagt und hingerichtet ward. Die Bekehrung Kölns wird in das Jahr 94 gesetzt, und zwar ebenfalls mit der Sendung des Maternus durch den heiligen Petrus in Verbindung gebracht, da unter dem Ausdrucke Gallien nach dem damaligen Sprachgebrauche das Land der Trierer und Kölner ebenfalls verstanden werden konnte. Die Sage berichtet nun, als die oben erwähnten drei Männer nach Gallien kamen, sei Maternus plötzlich gestorben. Die andern Beiden wären, über seinen Tod betrübt und entmuthigt, zu

dem heiligen Petrus zurückgegangen. Dieser habe sie getröstet, und ihnen seinen Pastoralstab mitgegeben, um mit demselben den Verstorbenen wieder in's Leben zu erwecken. Sie thaten, wie ihnen gesagt worden, und erweckten den Maternus wieder in's Leben. Dieser widmete von da an seine ganze Kraft der Bekehrung der Kölner. Nach dem Tode des Eucharius und Valerius aber war er auch Bischof zu Trier, und starb 131 zu Köln. Der Stab des heiligen Petrus aber wurde zwischen den Kirchen von Trier und Köln getheilt *), und dies ist nach Durandus der Grund, warum die Päpste noch gegenwärtig zu Rom keinen Hirtenstab tragen **).

Späterhin scheint das Christenthum am Rhein besonders wegen der fortwährenden Einfälle deutscher und barbarischer Völkerschaften, die sich einander gegenseitig aufrieben, fast verschwunden zu sein, und erst unter Konstantin und besonders seiner Mutter Helena konnte es sich bleibend festsetzen. Aber wenn auch die Verhältnisse der Art waren, daß sich die Christen verborgen halten mußten, ja Maternus selbst gewissermaßen einen dreifachen Bischofssitz hatte, nämlich Köln, Trier, Tungern, so war die christliche Lehre doch nicht ganz aufgegeben. Sie war in den römisch gebildeten Städten, sie war bei den römischen Beamten, sie war im Heere bei den Soldaten und Obristen, wie sie sich selbst zur Zeit Nero's und Domitians nicht aus dem kaiserlichen Palaste hatte verdrängen lassen, und wie sich die römische Erde mit dem Blute der Märtyrer düngte, die Tiber mit ihren Leichnamen gesättigt ward, damit die neue Saat aufsproßte, und der ganzen Welt das Heil brachte, so hatte auch Deutschland seine zahllosen Märtyrer, Trier seine Katakomben, die Mosel nahm die Leichname der Erschlagenen auf, wie zu Rom die Tiber. Der Boden von Bonn, Köln, Xanten trank das Blut der decimirten christlichen Legionen, am ersten Orte geführt von Cassius und Florentius, am zweiten von Gereon, am dritten von Victor. Wie zu Rom, suchte man die heiligen Stellen der Bluthat in frommem Andenken zu bewahren, und was erst im Stillen verehrt ward, erhielt in der Zeit des erlangten Friedens hier, wie dort, glänzende Tempel, deren Erinnerung nimmer verschwinden wird, so lange das Christenthum dauert.

---

*) Magnum chronicum belgicum.

**) Rationale divinorum officiorum.

Allemannen, Franken, Sachsen.

Dem Marc Aurel folgte sein Sohn Commodus (180); dieser war dem Vater ganz ungleich. Dennoch scheint er nicht immer unglücklich gekämpft zu haben. Er machte Frieden mit den Markomannen und Quaden, unter der Bedingung, daß sie ihm die Gefangenen zurückgaben, ein bestimmtes Maß Getreide lieferten, welches ihnen später erlassen wurde, sich nicht oft und zahlreich auf römischem Gebiete erblicken ließen, die Jazygen, Burien und Vandalen nicht weiter beunruhigten, und in ihren Städten und Ortschaften blieben. Sein Nachfolger Caracalla focht mit den Chatten, die er wie die Allemannen überwand, deren Weiber sich aber lieber tödteten, als verkaufen ließen. Der Römer nahm nun den Namen des Allemannischen an. Aber dennoch suchte er die Freundschaft der Deutschen. Er nahm sie unter seine Leibwache, kleidete sich wie ein Deutscher, und suchte sie durch Geld zu gewinnen. Das mußte die Deutschen noch übermüthiger machen. Sie zogen über den Rhein, bildeten als Allemannen und Franken Bündnisse, verheerten Gallien, wo man sich den Namen der Allemannen so einprägte, daß man bis heutiges Tags das ganze Volk darnach benannte, ja sie bedrohten sogar Italien, und setzten den Fuß auf den Nacken des römischen Reiches, während von der andern Seite Sachsen und Friesen als kühne Seefahrer die Sicherheit des unermessenen Kaiserstaates gefährdeten. Jetzt erschien Alexander Severus als Retter gegen die drängenden Schaaren. Er hatte ein bedeutendes Heer und Erfahrung im Kriege. Er mußte aber bald erfahren, wie sehr die Zucht in den gegen die Deutschen kämpfenden Legionen gesunken war. Der Versuch, sie wiederherzustellen, kostete ihm das Leben. Alexander fiel durch die Mörderhand der Soldaten. Ihm folgte Maximin im Commando am Rhein, und von ihm erzählen die Schriftsteller, daß er über den Rhein ging, und auf drei- bis vierhundert Millien weit das Land verwüstete, die Heerden forttrieb, viele Menschen tödtete und die Soldaten mit Beute bereicherte, noch mehr gefangen genommen und ganz Deutschland unterworfen haben würde, wenn sich die Bewohner nicht durch Sümpfe und Wälder gedeckt und geflüchtet hätten. Aber im Ganzen hatte auch er wenig ausgerichtet. Denn die Deutschen waren blos seiner Uebermacht für einen Augenblick gewichen. Sie waren immer wieder da, wenn der Zeitpunkt günstig schien, drangen über den Rhein, und thaten den Römern allerlei Schaden an. Es gab keinen Kaiser in der damals verwirrten Zeit, der nicht gegen sie zu kämpfen hatte, und das blutige Schauspiel begann immer von Neuem. So erschien Gordian, auch er heißt Sieger der Deutschen. Er lernte ein

deutsches Volk kennen, welches sich später bemerklicher machte, und dessen Namen wohl nicht leicht verschwinden wird aus der Geschichte. Das waren die Franken. Sie wurden für jetzt unterworfen, aber um bald wieder, und desto stärker zu erscheinen, während die Römer immer schwächer wurden, und immer mehr Blößen zeigten. Die Deutschen machten daher einen neuen Einfall in das römische Gebiet, drangen in Italien bis Ravenna, in Spanien bis Tarragona vor, verheerten das Land der Römer. Unter dem Kaiser Gallienus wußte man sich nicht besser zu sichern, als durch Unterhandlung und durch Bündnisse mit andern Völkerschaften die Gefahren abzuhalten.

Der römische Imperator Claudius focht zwar siegreich gegen die Allemannen, die in Italien eingefallen waren, er vernichtete sie bis auf die Hälfte, aber es war eigenthümlich, immer rückten eben so viele nach, und der Kaiser Aurelian mußte (270) Pannonien verlassen, um die Allemannen aus Italien abzuhalten. Er kam und trieb sie zurück. Aber nun erschienen die Markomannen, welche bis in die Gegend von Mailand vordrangen, das Land verheerten, den Kaiser selbst bei Piacenza schlugen. Sie wurden aber bei Pavia zurückgetrieben, und nun konnten sich auch die Vandalen nicht halten. Der Name Germanicus für die Kaiser hatte längst seine Bedeutung verloren. Aurelian erhielt daher noch den Zunamen Maximus, des Größten, das half aber ebenso wenig. Denn unter dem Nachfolger Aurelians fielen die Deutschen, wahrscheinlich Allemannen, in Gallien ein, und nahmen davon Besitz. Nur Probus (276) war ihnen einigermaßen gewachsen. Er eroberte ganz Gallien wieder zurück, schlug die Deutschen in blutiger Schlacht, und zwang sie zum Frieden, der ihnen unter der Bedingung gewährt wurde, daß sie Beute und Gefangene zurückgeben mußten. Als sie aber nicht Alles, was gefordert wurde, zurückerstatteten, nahm der Kaiser an ihnen eine härtere Rache. Er nahm ihren Führer Igillus gefangen, und was sonst lebend in seine Gewalt gerieth; davon siedelte er die Einen nach Britannien über, die dort den Römern gute Dienste leisteten, die Andern schickte er über die Elbe. An den Gränzen des Reiches aber errichtete er Wälle und feste Lager, versah sie mit hinreichender Besatzung, und hielt die Deutschen so in Furcht, daß neun Fürsten derselben nichts übrig blieb, als sich zu unterwerfen. Probus war aber nicht blos gefürchtet bei den Deutschen. Er war auch geachtet und geliebt, und als sie von Proculus und Bonosus zu Hilfe gerufen wurden, wollten sie lieber Probus, als diesen dienen. Proculus wurde bei Köln erschlagen. Probus aber war wie Drusus und Germanicus zugleich ein Wohlthäter Deutschlands, und machte sich besonders um die Cultur des Landes verdient. Er schützte nicht blos die Städte am Rhein und an der Donau gegen Ueberfall und Zerstörung, beschäftigte

die Soldaten in müßigen Tagen mit Ackerbau, sondern suchte den Bergen selbst den Zoll ihrer Veredlung abzuringen. Er pflanzte die ersten Reben an den Rhein und die Donau. Aber dennoch war die schlechte Zeit seiner nicht werth, und Probus unterlag den Mördern.

Maximianus Herkuleus, Nachfolger des Probus, besiegte die Burgundionen, Allemannen, Charibonen, Heruler. Aber die Deutschen schienen bei dem allem eher zu gewinnen, als zu verlieren, und mit jedem neuen Kampfe, ja selbst mit jedem Verluste zu erstarken. Unter Drusus, Germanicus und dessen nächsten Nachfolgern hatten sie es blos vermocht, sich auf dem Lande, und zwar meist durch Ueberfälle zu halten. Auf die See hatten sie sich nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Tacitus und der sonstigen Schriftsteller nicht einmal gewagt. Jetzt aber kämpften sie auch auf dem Meere. Cerausius säuberte das Meer, welches Franken und Sachsen beunruhigt hatten. Dafür aber drangen die Allemannen und ihre Bundesgenossen zu Lande wieder vor, und wenn auch von Diocletian berichtet wird, daß er ihrer sechzigtausend tödtete, so hatte er doch Mühe, sie vom Rheine zu wehren.

Konstantinus Chlorus gelangte mit Hilfe der Allemannen auf den Kaiserthron. Aber sein Sohn Konstantin schlug die Franken und die mit ihnen verbündeten Allemannen, und nahm ihre Könige Ascarich und Ragais gefangen. Sie mußten zur Ergötzung des Volkes zu Rom im Amphitheater mit den Thieren kämpfen, wie der Sieger dann zum Andenken dieses Sieges die sogenannten fränkischen Spiele anordnete. Auch die Brukterer, Chamaver, Cherusker, Vangionen, Tubanten (wahrscheinlich sämmtlich fränkische Völkerschaften) wurden überwunden, ihre Dörfer in Brand gesteckt, viele derselben gefangen genommen, und zu Thierkämpfen und Thierhetzen aufbewahrt. Um festen Fuß zu fassen auf dem rechten Rheinufer, erbaute Konstantin eine steinerne Brücke bei Köln über den Rhein, und versah sie an dem rechten Ufer mit der Veste Deutz als Schutzwehr. Als aber die Franken von Neuem in das Reich einfielen, warf er sie zurück. Auch sein Sohn Crispus schlug die Franken. Sie kamen aber in andern Schwärmen wieder, und als Konstantins Sohn, Konstanz, im Jahre 350 ermordet worden, halfen sie sogar dem Magnentius auf den Thron. Dieser konnte sich allerdings nicht lange behaupten, und die Franken mußten noch einmal aus Gallien hinaus, verheerten aber unter Anführung Gadumads und Vadomars durch häufige Einfälle die gallischen Gränzen, während die Römer sich kaum der Allemannen erwehren konnten. Der römische Feldherr Sylvanus, wiewohl er die Franken früher aus Gallien herausgetrieben, ward dennoch bei seinem Kaiser als des Einverständnisses mit ihnen verklagt, und da er fürchtete, oder sich nicht anders helfen konnte, nahm er

mit Hilfe der Franken in Köln den kaiserlichen Purpur. Er wurde aber bald unterdrückt. Konstantius schickte darauf den Julian nach Gallien. Als er hörte, daß die Allemannen alle Rheinstädte von Straßburg bis Mainz besetzt hatten, eilte er ihnen an den Rhein entgegen, und trieb die Deutschen, die eine Schlacht versuchten, zurück. Köln nahm er ohne Schwertstreich, und hielt dort mit den Fürsten der Franken eine Zusammenkunft, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Dann schlug er im Jahre 357 die Sueven und Quaden, welche das römische Reich, wahrscheinlich Italien, angefallen, zurück. Aber an einer Stelle fortgedrängt, waren sie an einer andern wieder da. Die Allemannen standen von Neuem in Gallien, und Julian mußte herbeiziehen, sie dort zu vertreiben. Das gab denn wieder andern Luft. Die Allemannen wurden indeß geschlagen, oder wichen zurück, um eine bessere Gelegenheit wahrzunehmen. Diese fand sich bald. Sie warfen sich auf den Barbation, der den Rhein mit Schiffen bis Basel decken sollte. Sie schlugen ihn, drängten ihn bis in das Baseler Gebiet. Da kam Julian, und die Führer der Allemannen, Chnodomar und Serapion, zogen diesem entgegen, wurden aber in einem blutigen Treffen bei Straßburg geschlagen, worin sogar ihr Führer Chnodomar gefangen ward. Julian fiel darauf in ihr Land ein, und zwang sie zu einem Waffenstillstand von zehn Monaten.

Jetzt konnte Julian mit den Franken fertig werden. Salier und Chamaver wurden geschlagen, und die Fürsten der Allemannen, Suomar und Hortar, welche in ihrem Heere waren, mußten um Frieden bitten. Das war eine günstige Zeit, die verfallenen Festungen der Römer am Rheine wiederherzustellen. Dann zog Julian wieder über den Fluß in das Gebiet der Allemannen und Burgundionen, zwang den Macrian und Gariobaudus, zwei Brüder und Fürsten der Allemannen, den Badiomar, Ursich und Vestralp nebst Andern zum Frieden. Soviel geht aus dem Ganzen hervor, was die Römer vernichteten, oder womit sie Frieden schloßen, waren blos einzelne Stämme, einzelne Führer, die immer wieder andere, zahlreichere und mächtigere im Rückhalte hatten. Jetzt sind es die attuarischen Franken, welche besiegt wurden.

Im Jahre 365 stand der Kaiser Valentinian am Rheine. Die Allemannen hatten seinen Feldherrn geschlagen, und waren in Gallien eingefallen. Sie wurden indeß durch den General der Reiterei, Jovinus, zurückgedrängt. Ihr König wurde bei Chalons gefangen genommen, und an's Kreuz geschlagen. Aber die Franken waren von Neuem in Gallien, die Sachsen in Britannien eingefallen. Sie mußten indeß weichen, ebenso die Allemannen, welche unter ihrem Führer an einem Feiertage Mainz genommen. Dann wurde von Seiten der

Römer, um sich der immer erneuten Ueberfälle zu erwehren, der ganze Rhein von seinen Quellen bis zu seinem Ausflusse in das Meer mit großen Befestigungswerken, Thürmen, Castellen und sonstigen Werken versehen, und zu größerer Sicherheit die deutsche Gränze verwüstet. Ein besonders wichtiges Werk wurde am Neckar errichtet, und mit großer Mühe vollendet. Während man aber im Gebiete der Allemannen auf einem Berge ein Castell errichtete, tödteten diese die Römer, welche man den Arbeitern als Schutzsoldaten beigegeben hatte.

Auch die Sachsen fielen an einer andern Stelle in das römische Gebiet. Sie baten aber um Frieden, der ihnen unter der Bedingung, daß sie eine Anzahl junger Leute zum Kriegsdienste stellten, gewährt wurde.

Die Allemannen wurden nun durch die Burgundionen zurückgetrieben. Aber während Valentinian schon daran dachte, ihren König Macrianus gefangen zu nehmen, erhoben sich die Quaden, und zwangen ihn zum Frieden. So theilte sich also immer Gewinn und Verlust bei Deutschen und den Römern, aber es war doch schon jetzt leicht abzusehen, wer am Ende den vollständigen Sieg davontragen würde. Es war ein fortwährendes Hin- und Herdrängen, wie die Wogen des Meeres verdrängte eine die andere, aber die Römer waren nicht mehr im Stande, ihre Gränzen vor den Einfällen der Deutschen zu schützen. Waren sie auch an einer Stelle, wo sie die ganze Kraft ihres Heeres zusammengenommen, mächtig genug, die Deutschen zu überwältigen, so füllten diese doch alsbald die offene Lücke, fanden keinen Widerstand, raubten und plünderten, oder setzten sich wohl am Ende ganz fest auf dem römischen Boden. Wir werden bald hören, wer dies mit dem besten Erfolge that. Daß die Römer dann und wann bis an die Elbe vordrangen, das Land verheerten, konnte unmöglich bei der Beschaffenheit des Bodens in die Wagschale fallen. Die Deutschen konnten ihre leichten Wohnungen ebenso leicht verlassen, wie die Römer ein uncultivirtes Land behaupten, und es will eben nicht viel sagen, wenn sie von Unterwerfung und von Frieden sprechen. Beides war unmöglich. Denn wie die Römer von den Deutschen, die ihre nächsten Nachbarn waren, so wurden diese wieder von Andern gedrängt, die hinter ihnen herzogen, von Osten nach Westen, und welche endlich das römische Reich, das sich längst überlebt, oder noch durch die Macht seines Ansehens hielt, über den Haufen warfen, und sich in seinen Trümmern festsetzten. Aber auch viele von den Stämmen Deutschlands verschwinden in diesem steten Drängen hin und her bis auf den Namen, und nur wenige von ächtem Kern konnten sich halten, indem sie sich in großen Gruppen zusammendrängten, ja selbst das mächtige Volk der Lombarden vermochte es nicht, ein dauerndes Reich zu gründen,

entweder weil die Wildheit nicht geschaffen ist zum Bau und zur Erhaltung der Staaten, oder weil sie sich nicht zu dem erhaltenden Elemente der wahren Kirche bekannten, wie wir später hören werden, und in demselben Strudel, worin Alanen, Vandalen, Gothen, Heruler, Gepiden verfielen, untergingen.

Das bedeutendste Volk, welches uns nun am Rheine bemerkbar wird, sind die Franken, von denen wir aber, ihrer ganzen weltgeschichtlichen Bedeutung wegen, weiter unten im Zusammenhange reden müssen. Für jetzt nur Folgendes. Unter Valentinian II. hatte Arbogast den von den Frankenfürsten Marcomer und Sunno geschlossenen Waffenstillstand verlängert. Aber dennoch fiel er, weil er den fränkischen Unterkönigen feind war, mitten im strengen Winter Köln an, was diese behaupteten. Er dachte dann, mit aller Sicherheit in alle Zufluchtsorte der Franken einzudringen, und sie zu verbrennen. Er sammelte ein Heer, und ging damit über den Rhein in das Land der Brukterer, verheerte auch den Gau, welchen die Chamaver bewohnten, ohne daß ihm irgendwer entgegentrat, wenn nicht einige von den Ampsivariern und Chatten unter Anführung des Marcomer auf dem Rücken der benachbarten Gebirge erschienen wären.

Der Nachfolger Valentinians suchte sich durch Bündniß mit den allemannischen und fränkischen Königen in seiner Bedrängniß zu halten. Er ward jedoch von den Gothen gefangen und getödtet. Die Gothen waren ein deutsches Volk. Ihre Wohnsitze schienen früher an der Küste des baltischen Meeres gewesen zu sein. Sie zogen sich aber nach der Donau hin, theilten sich in Ost- und Westgothen, und machten dem oströmischen Reiche viel zu schaffen. Sie drangen in Thracien ein, und wie Allemannen und Franken nach Gallien und Italien, so richteten sie ihren Zug auf Konstantinopel hin, wovon sie nur theils durch die List der dortigen Kaiser, theils durch eine andere mächtige Gegenströmung, welche sie mit fortriß, abgeleitet wurden. Dieses Ereigniß ist uns bekannt unter dem Namen der großen Völkerwanderung, weil sie fast ganz Europa in Bewegung setzte, und mit neuen Völkern versah, welche das römische Reich umstürzten, in Gallien, Italien, Spanien, selbst Afrika neue Reiche gründeten, und zwar durch Völkerschaften von dem großen, gemeinsamen Stamme der Deutschen.

Die Völkerwanderung.

Wiewohl sich die große Völkerwanderung, durch welche Europa eine andere Gestalt erhielt, schwer unter ein festes Datum bringen läßt (sie wälzte sich langsam und unscheinbar aus den fernen asiatischen

Steppen einher), so haben die Geschichtschreiber doch ein solches angenommen, und zwar dasjenige, in welchem die Hunnen über den Don gingen, sich auf die Alanen und Gothen warfen, und dadurch jene großartige Bewegung im römischen Reiche wie in Deutschland veranlaßten, wodurch das alte Rom erlag, die Völker in großen Massen aufstehen und vergehen, und eine neue Welt geschaffen wurde. Jener Uebergang erfolgte im Jahre 375. Die neue Ordnung der Dinge bildete sich aber nur langsam unter dem Einflusse des Christenthumes und nur bleibend unter jenem der katholischen Kirche. Es mochte denjenigen, welche damals lebten, und sich mit freiem Sinn über dem Strudel ihrer Verkehrtheit emporhielten, seltsam zu Muthe sein und wohl schwer auf's Herz fallen, den Untergang der alten Welt, ihrer Literatur und Kunst mit durchzuleben. Wir können uns darüber eine kleine Vorstellung machen aus dem Leben und den Schriften des heiligen Augustin. Viele von den edlen Römern flüchteten nach Afrika, einer damals blühenden römischen Provinz, aber sie waren auch hier nicht sicher. Es wurde selbst hier klar, daß die alte Welt sich überlebt. Sie war in ihren eigenen Schandthaten untergegangen. Die neue Religion, die Erkenntniß des wahren Gottes und des menschlichen Heiles im Kreuze, die unter den verfolgenden und blutbefleckten Kaisern so riesenhafte Fortschritte gemacht, und seit Konstantin, dem Gründer einer neuen Hauptstadt des römischen Reiches, seit dem Edikte von Mailand ihre Anerkennung gefunden, hielt ihren Siegeszug in wenigen Jahren durch die ganze römische Welt, und nur ein abtrünniger, halb wahnwitziger Monarch hatte es vergebens versucht, die gestürzten Götzenbilder und gefallenen Tempel wieder aufzurichten. Ein bedeutender Zweig der Literatur fand gar keinen Halt mehr, die Kunst keine Unterstützung. Die Sitten waren schon in den bessern Tagen der Republik in den Bürgerkriegen des Marius und Sulla, des Cäsar und Pompejus untergegangen, die Macht der Kaiser erschüttert, und das ganze Familienleben in seiner Grundlage zerrüttet. Zwar gab es noch edle Römer zu Tausenden, in denen die alte Kraft und der Heldenmuth noch nicht erloschen war, das bewiesen jene Märtyrer, welche, durch die Kraft des Glaubens gestärkt, die furchtbarsten Qualen ertrugen, und standhaft blieben, aber die Masse war faul und nicht zu halten. Es bedurfte neuer Formen, nach dem Spruche des Evangeliums, wornach man keinen neuen Wein in alte Schläuche thut. Von den deutschen Völkerschaften aber, welche das römische Reich zusammenbrachen, das sie an vierhundert Jahre bekämpft, ohne sie unterjochen zu können, hatten indeß ebenfalls viele den Stoff einer erquicklichen Verjüngung und einer wohlthätigen Erhaltung nicht in sich. Wir haben schon aus Tacitus gehört, wie auch sie von mächtigen, einander

zerstörenden Leidenschaften umhergetrieben wurden, aber es war noch ein frischer Kern in der rohen Naturkraft, mancher Stamm noch gesund. Er bedurfte nur noch der Veredlung durch das Christenthum, und zwar, damit es rein blieb in seinen Säften, oder es nicht austrocknete in den Gemüthern, des wohlthätigen Einflusses der katholischen Kirche. Nur so konnte er gedeihen unter Sturm und Wetter. Denn die milde Frühlingssonne konnte nicht immer scheinen. Es kam Nacht und Winter. Und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn viele Völkerschaften, die in den Tagen Cäsars und des Tacitus berühmte Namen gehabt, später gar nicht mehr genannt werden, andere, die mächtig aufschießen, im Sturm daherschreiten, spurlos verschwinden, weil sie zu leicht befunden werden auf der Wage der göttlichen Vorsehung, oder sich durch Rohheit und Barbarei ihr eigenes Grab aufwerfen, andere in verderblichem Glaubensspalt und in dem faulen Sumpf der Ketzerei vergehen, oder aufgezehrt werden in mephitischen Dünsten, und Alles verderben, was sie berühren. So die Alanen, Vandalen, ja selbst die Gothen sind nicht glücklich. Das Volk aber, welches sich am meisten auszeichnet durch praktischen Takt, Organisationstalent und Glück, ist jenes der Franken. Es rettet Deutschland und die europäische Cultur, die Kirche vor der Unterdrückung durch die Lombarden, Europa vor dem sittlichen Sumpf des Mohammedanismus in den Tagen von Poitiers und Tours. Seine Geschichte greift aber nicht weniger in das Gebiet der Romantik, als der ernsten Wirklichkeit. Denn es nennt sich die Abkömmlinge Troja's und die Verwandten Roms, deren Erbe es geworden in der Weltherrschaft und dem Reiche, das sie in der Idee veredelt, in dem praktischen Leben durch Talent und Freiheitssinn, in seinen Institutionen fast durch einen tausendjährigen Bestand geführt. Leider entarteten schon in der ersten Generation die, welche des Reiches höchste Zierde und Bürde getragen, und wie das Reich von den Römern auf die Deutschen, und namentlich die Franken, übergegangen, so ging es später von den Franken auf die Sachsen über. Dasjenige Volk, welches aber von den Deutschen zunächst den Anstoß zum Umsturze des römischen Reiches und dadurch zum Aufbau so vieles Neuen gegeben, waren die

Gothen.

Ueber den Ursprung dieses Volkes herrscht nicht weniger Dunkel, als über den Ursprung so vieler alten Völkerschaften, die in mythische Zeiten fallen. Einige halten sie mit den Geten für dasselbe Volk, wofür nichts spricht, als Aehnlichkeit des Namens. Die Geten sind

ein sarmatisches, die Gothen ein deutsches Volk. Das beweist seine Sprache, deren Ueberbleibsel uns noch in einem merkwürdigen Denkmale, nämlich der Bibelübersetzung des Ulfilas, enthalten sind. Im Anfange des I. Jahrhunderts, zur Zeit Marbods, waren sie Nachbaren der Markomannen, und Tacitus setzt die Gothonen *), wahrscheinlich dasselbe Volk jenseits der cygischen Sueven, in den Nordosten von Deutschland. Nach Jornandes sind die Gothen aus der fabrica Gentium, aus Scandinavien, gekommen, und haben sich von da bis zum schwarzen Meere ausgebreitet. Die Gothen waren schon frühe Christen. Sie hatten das Christenthum von Byzanz überkommen. Aber unglücklicher Weise waren sie Arianer. Als erste Bekehrer werden unter ihnen genannt Sunia und Fretulla. Ulfilas, ihr erster Bischof, übersetzte die heiligen Schriften in die Landessprache, und lieferte uns so das älteste deutsche Sprachdenkmal. Die Gothen waren eines der gebildetsten der deutschen Völker, und der Sinn für Gelehrsamkeit, Bildung und Kunst hat sich bei ihnen bis zum Tage ihres Unterganges erhalten. Ihr König Theodorich in Ravenna förderte Wissenschaft und Kunst, aber der gefeierte Mann verdarb Alles in den Tagen seines Alters, und daran hatte die Sektirerei keinen geringen Theil der Schuld. Unglücklicher Weise hatte früher schon die Nähe von Byzanz den Charakter der Gothen verdorben, und sie in eine schiefe Richtung gebracht, wo die Wissenschaft nicht mehr nützlich, sondern verderblich wird, weil sie sich von der Nährwurzel der Wahrheit entfernt, und als Häresie wie ein dürrer Zweig, dem die belebende Nahrung fehlt, vertrocknet. Ihre Bekehrung selbst hing nicht mit dem Centrum katholischer Einheit zusammen. Sie war das Werk des arglistigen Valens, der sie nur aus Politik durch byzantinische Priester bewerkstelligen ließ **). Die Gothen kamen nach Spanien, nach Italien. Ihr Schwert bahnte sich einen ehrenvollen Weg. Aber im südlichen Gallien unterlagen sie doch zuletzt den Franken, in Spanien ihren religiösen Parteiungen, und in Ravenna nahm selbst ihr größter und geistreichster König, Theodorich, kein sonderliches Ende. Unter ihm warf die römische Cultur noch einmal einen matten Schimmer auf die alten Denkmale. Die deutsche Poesie und Kunst knüpfte an ihn an unter dem Namen des großen Diedrich von Bern, und an die berühmten Denkmale S. Vitale und die Kapelle, die sein Grab einschließt. Aber dennoch haftet etwas Unerquickliches, etwas Tragisches an seinem Namen, und es ist wohl mehr, als das Unglück des Symmachus und Boetius, was sein Andenken trübt. In trauriger Stimmung endet er sein Leben, von den

*) Pfister, Geschichte der Deutschen.

**) Rühs, Geschichte des Mittelalters.

Qualen des Gewissens verfolgt, und der Mann, früher ein Liebling des Volkes, wird ein Tyrann von der Zeit an, wo er die Kirche verfolgt. — Die Gothen zerfallen schon frühe in zwei Hauptstämme, nämlich in Ostgothen, an der Küste des schwarzen Meeres, und Westgothen in Pannonien und Dacien. Die Ostgothen hatten Könige aus dem Geschlechte der Amaler, die Westgothen aus dem Geschlechte der Balten oder Kühnen.

Unter Konstantin hatten die Gothen sich unterwerfen müssen, die Donau als Gränze anerkennen und Tribut zahlen. Hiezu schienen sich dieselben aber nicht lange bequemt zu haben. Hermanrich, der Ostgothe aus dem Geschlechte der Amaler, gründete sogar ein mächtiges Reich. Er konnte jedoch dem Andrange der Hunnen nicht widerstehen, mußte sich unterwerfen und Heerfolge leisten. Erst der Untergang der Hunnen gab ihnen die Freiheit wieder und einen Theil von Pannonien, wo sie bald Lehensleute, bald Dränger des byzantinischen Reiches waren. Die Westgothen dagegen waren dem Sturm der Hunnen ausgewichen. Sie hatten sich in die Gebirge geflüchtet, und baten um Wohnung in Thracien. Sie wurden aufgenommen, aber die Bedrückung der oströmischen Beamten brachte sie zur Verzweiflung. Es kam zu einer Schlacht (378), worin Kaiser Valens und sein Heer geschlagen und er selbst in einer Strohhütte verbrannt wurde. Die Gothen verheerten nun weit und breit das Land. Von den Mauern Adrianopels sah man die Feuersäule aufsteigen, und man mußte sie, um größeres Unglück abzuwenden, als Bundesgenossen annehmen. Sie bildeten nun den Kern der römischen Heere, und ihre Anführer genoßen großes Ansehen. Aber der Hof von Byzanz lenkte ihre Blicke auf Italien. Alarich, ihr König, zog dorthin, eroberte und plünderte Rom mit allen Schrecken (410), und suchte sich in Italien ein eigenes Reich zu gründen. Das hatte aber keinen Stand. Denn er wurde von Stilicho, dem Feldherrn des weströmischen Kaisers, zurückgetrieben. Dennoch gab er seine Pläne nicht auf. Er kam wieder, und erst der Tod hemmte seine weitern Unternehmungen. Sein Schwager Athaulf aber suchte sich ein anderes Reich. Er ging nach Gallien und von da nach Spanien, wo er gegen das Jahr 415 ermordet ward. Erst sein Nachfolger Wallia schloß einen Vertrag mit dem weströmischen Kaiser, der ihm Ländereien im südlichen Frankreich anwies, mit der Verpflichtung, die Gränzen des römischen Reiches zu vertheidigen.

Das war die Gründung des westgothischen Reiches in Frankreich, das sich später über die Pyrenäen ausdehnte. Hier aber stießen sie gleich anfangs auf einen andern deutschen Stamm, der sich bereits früher, nämlich im Jahre 407, dort niedergelassen. Es waren die Vandalen, die in Verbindung mit den Alanen und Sueven dort hingezogen.

Die Vandalen.

Die Vandalen kommen schon frühe vor in der deutschen Geschichte. Sie waren ein mächtiges, unruhiges, aber barbarisches Volk. Von ihrer Unruhe, womit sie von einem Lande zum andern zogen, nennen sie Einige Wandeler, Wanderer, Andere dagegen von dem altdeutschen Worte: Vand, oder Band (Wasserbewohner), während wieder Andere ihre ursprünglichen Wohnungen in der Lausitz, Siebenbürgen, dem Banat suchen. Ihre nächsten Nachbarn waren aber auch in Deutschland für eine Zeit lang die Gothen. Mit ihnen lagen sie fortwährend im Kriege. Endlich wurden sie entweder verjagt, oder ihre unruhige Natur trieb sie mit den Alanen und Sueven nach Gallien. Hier schlugen sie die Franken, welche vor ihnen das Land besetzt, und ergoßen sich bis zu den Pyrenäen und nach Spanien hinüber (409). Sie mußten jedoch den Westgothen Platz machen, und nur in einer Provinz, Andalusien (Vandalusien), gelang es ihnen, sich dauernd festzusetzen. Es fand sich indeß später Gelegenheit zu einer anderweitigen Thätigkeit. Der römische Statthalter in Afrika, Bonifaz, hatte Händel mit dem Hofe bekommen. Er war in Ungnade gefallen, und suchte sich zu rächen. Die Vandalen sollten ihm hiezu als Mittel dienen. Er lud sie in seine Provinz ein. Sie kamen (429), unter Anführung ihres Königes Genserich, oder Geiserich, und hatten in zwei Jahren das ganze Land erobert. Die so blühende Kirchenprovinz, die besonders durch Augustin, der die Ankunft der Vandalen noch sah, und während ihrer Belagerung von Hippo starb, ein so glänzendes Licht verbreitet in der Christenheit, ward unter den Händen der wilden arianischen Horden vernichtet. Aber auch ihr Reich war nur von kurzer Dauer. Sie mußten indeß noch einmal als Werkzeuge der Rache dienen. Im Jahre 455 kamen sie hinüber nach Rom, eroberten und plünderten die Stadt, und verheerten sie in einer solchen Weise, daß von der Zeit an jede schreckliche und wilde Zerstörung ehrwürdiger Werke der Kunst und des Alterthumes oder religiöser Weihe den Namen des Vandalismus erhielt. Sie plünderten zu Rom nicht blos das goldene Dach des Capitols, sondern nahmen auch die von Titus nach Rom gebrachten Tempelschätze und heiligen Gefäße von Jerusalem mit sich auf die Schiffe, einen Raub, von dem sie indessen keinen Genuß hatten, den sie in einem Sturme bei ihrer Rückfahrt dem Meere lassen mußten. Doch kaum achtzig Jahre später kam auch für die Vandalen der Tag der Abrechnung. Kaiser Justinian, groß durch seine Feldherren, Rechtsgelehrten, wie sein Glück, hielt bei seinem Gedanken für die Herstellung des altrömischen Reiches auch die Küste von Afrika im Auge. Es

war offenbar, die Vandalen, die unter dem Einflusse des Klimas, der Sitten entnervt, in Ausschweifungen versunken, würden dem Angriffe eines geordneten Heeres und einem geschickten und thatkräftigen Feldherrn nicht lange Widerstand leisten können. Belisar, Justinians Feldherr, ging daher im Jahre 533 mit nur 15,000 Mann nach Afrika, schlug die Vandalen mit Hilfe der Römer, und machte ihrem Reiche ein Ende. Ihr König Gelimer wurde gefangen mit fortgeführt, und die Vandalen, welche der Gefangenschaft entgingen, verloren sich in Noth und Elend.

Die Burgunder.

Gleichzeitig mit Alanen und Vandalen waren die Burier, Burgundionen, Burgunder von der Weichsel nach dem südlichen Frankreich gedrungen. Denn die große Völkerbewegung konnte sie nicht unberührt lassen. Sie wurden entweder von ihren Sitzen aufgestört, oder drangen, der allgemeinen Bewegung folgend, über den Rhein. Aetius, der römische Feldherr, der sich nicht anders zu helfen wußte, gewährte ihnen Land im südlichen Gallien, wo sie das burgundische Reich gründeten, das aber, weniger selbstständig, bald Deutschland, bald Frankreich anheimfiel. Zu ihrem Lande gehörten später Bourgogne (Hochburgund), das Delphinat, ein Theil der Schweiz, Savoyen, das Land um die Mündung der Rhone, und der ganze Strich, der das sogenannte arelatische, mit Deutschland vereinte Reich bildete. Die Burgunder waren schon Christen, als sie sich hier niederließen, aber Arianer (ein Beweis von ihrer Verbindung mit dem oströmischen Reiche und den Alanen, Vandalen, oder auch Gothen). Doch fand auch die katholische Lehre, wie wir dies in dem Leben der heiligen Chrotilde sehen, schon früh Eingang am Hofe. Sie war die Haupttriebfeder der Bekehrung Chlodwigs zum Christenthum und zur katholischen Kirche. Wir haben indeß, bevor wir zur Geschichte des merkwürdigen Volkes der Franken übergehen, nothwendig noch Einiges nachzuholen, welches wir, sowohl der Zeitfolge, als seines innern Zusammenhanges wegen, wohl am füglichsten jetzt anbringen können. Wir haben schon gehört, wie die Ostgothen von einem wilden Volke (den Hunnen), das den ersten Anstoß zu jenen gewaltigen Bewegungen gegeben, die unter dem Namen der Völkerwanderung bekannt sind, gedrängt wurden, und sich diesem so anschließen mußten, daß sie erst nach dessen Untergang wieder ein eigenes, selbstständiges Reich bilden konnten. Wir werden daher jetzt, wiewohl die Hunnen keineswegs zu den deutschen Völkerschaften gehörten, doch wegen ihrer Verbindung mit denselben und ihres Einflusses auf die ganze deutsche

Geschichte, ehe wir zu der Geschichte der andern Stämme übergehen können, etwas Genaueres von diesen sagen müssen.

Die Hunnen.

Die Hunnen waren ein mongolisches Volk. Sie kamen, von einem andern gedrängt, aus Asien im Jahre 374 über die Wolga, und verbreiteten Schrecken durch das ganze römische Reich. An Wildheit übertrafen sie alle Völker, von denen man bis dahin gehört, und sie wußten sich nach ächt asiatischer Weise, wie sie auch später den Türken einheimisch war, dadurch zu stärken, daß sie die Völker, welche von ihnen überwunden wurden, entweder vollends ausrotteten, oder mit ihren wilden Zügen vereinten und forttrieben *). So wuchs ihr Heer aus allen Nationen, und es darf uns nicht wundern, wenn wir später auch Deutsche darunter finden, und in der entscheidenden Völkerschlacht, auf den catalaunischen Gefilden, Deutsche gegen Deutsche kämpfen sehen. Denn das ist fast immer ihr Schicksal gewesen, wenn das Land, das so gewaltige aufbauende, wie zerstörende Kräfte hat, nicht unter einem gewaltigen, kräftigen Manne vereint und nach Grundsätzen regiert werden kann, welche allen Hauptstämmen desselben den ihnen gebührenden Antheil an Ehren und Wohlfahrt verleihen. Die Türken hatten zur schrecklichen Zeit ihres, die Civilisation bedrohenden Fanatismus einen Spruch: „Das Heer der Gläubigen wird genährt mit dem Herzblute der Ungläubigen" **), in derselben Weise mußte auch den Hunnen Alles folgen, ihre zerstörende Kraft vermehren, und dies ist fast in allen Kriegen der Fall, worin Deutsche gegen Deutsche als Vasallen der Arglist und Treulosigkeit oder der rohen Gewalt kämpften.

Die Hunnen erschienen unter der Regierung des Kaisers Theodosius am Don, unterjochten die dort wohnenden Völkerschaften, und das byzantinische Reich konnte sie nur durch Tribut abhalten. Als erster König, der von den Hunnen bekannt geworden, wird Ruja genannt. Ihm folgte Bleda und der gefürchtete Attila. Das Hoflager Attila's, von dem wir genauere Nachrichten haben aus den griechischen Schriftstellern, und von den Botschaftern, die an ihn abgingen, gleicht ganz den Schilderungen, wie wir sie später von den Gesandten hören, die an Timurs Hofe erschienen.

Die Alanen hatten es zuerst versucht, den wilden Schaaren abzuwehren. Allein hier half keine persönliche Tapferkeit. Sie wurden

*) Rühs, Geschichte des Mittelalters.

**) Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches.

geschlagen und unterworfen, oder zurückgedrängt. Dann ging es gegen die Gothen. Herrmanrich, der alte, einhundertundzehnjährige Ostgothenkönig, überlebte das Unglück nicht mehr. Sein Nachfolger Ritsimer leistete den Alanen, die sich nun auf die Gothen warfen, kräftigen Widerstand. Aber vergebens. Er fiel in der Schlacht, und sein Sohn suchte bei den Westgothen Hilfe. Ihr König Athanarich rüstete. Aber er ward am Dniester umgangen, und lief Gefahr, eingeschlossen zu werden. Man mußte zurück. Athanarich suchte sich einstweilen in den Karpathen zu halten. Aber Olav und Fredigern unterhandelten mit Valens, und erhielten Wohnung in dem verödeten Thracien. Sie nannten sich Therviinger. Aber nun kamen auch die Ostgothen nachgerückt. Sie nannten sich Gunthringer. Die Hunnen blieben einstweilen. Sie durchschwärmten mit ihren Pferden die Steppen, welche gegenwärtig das südliche Rußland bilden, und ließen sich von den morgenländischen Kaisern Jahrgelder zahlen. Zuweilen streiften einzelne wilde Horden auch wohl die Donau hinauf, und dienten bald den Römern, bald den Deutschen als Hilfsvölker. So standen sie auch Valentinian III., Sohn des Kaisers Honorius, im weströmischen Reiche bei. Er wußte sie jedoch zur Rückkehr zu bewegen. Sie wurden aber später von Aetius gegen die Westgothen, welche Thracien verlassen und nach dem südlichen Gallien gezogen, gebraucht. Das Hauptheer der Hunnen fiel im Jahr 442 in Thracien ein, und bedrohte Illyrien. Attila war bereits ein gewaltiger Herrscher. Die oströmischen Kaiser mußten ihn zunächst fürchten. Honoria, die Schwester Valentinians, des weströmischen Kaisers, unzufrieden, daß dieser auf keine anständige Vermählung für sie Bedacht nahm, soll ihm in's Geheim ihre Hand geboten und ihn nach Italien gelockt haben. Attila richtete seinen ersten Blick auf die Westgothen. Er suchte sie mit den Römern zu entzweien, ja ließ ihnen sogar Theilungsvorschläge machen. Den Römern meldete er, er wolle als Freund und Bundesgenosse die Westgothen aus Gallien und Spanien vertreiben und die ehemaligen Gränzen des römischen Reiches wieder herstellen. Derartige Zweideutigkeiten und Treulosigkeiten waren aber in der damaligen Zeit ganz gewöhnlich. Die Höfe von Ravenna und Konstantinopel übten sie nicht minder, und so wurde auch Attila leicht errathen, und man kannte seine wahre Absicht, noch ehe er seinen Zug die Donau aufwärts durch Deutschland gegen das weströmische Reich unternahm. Auf beiden Seiten hatte man gerüstet, und Attila es vergebens versucht, den damaligen Westgothenkönig, Theodorich, für sich zu gewinnen. Dieser hatte, wie auch die übrigen deutschen Völkerschaften, welche sich später dem Zuge Attila's entgegenstellten, entweder nicht Lust, mit dem fremden Herrscher die Beute zu theilen, die wohl sehr schwach ausgefallen wäre, oder Dankbarkeit und

sonstige Verpflichtungen verbanden sie mit dem römischen Reiche. Glücklicher Weise hatte dieses damals einen Mann, der noch einmal im Stande war, das Verderben abzuhalten. Das war der römische Feldherr Aetius.

Attila rückte mit einem Heere von siebenhunderttausend streitbaren Männern von allerlei Nationen, jeder Stamm unter seinem Fürsten, alle unter seinem Oberbefehl und seines Winkes gewärtig, heran. Von den deutschen Völkerstämmen waren mit ihm die Ostgothen unter ihren Fürsten Walamir, Theudomir, Widimir; die Gepiden unter Artarich, die Rugier und Scyrren, die Thüringer, Brukterer und auch ein Theil der Franken. Denn zwei fränkische Fürsten stritten damals um die Herrschaft. Der eine suchte Beistand bei Aetius zu Rom, der andere bei Attila. Ja gerade dieses soll die Hauptveranlassung des großen Zusammentreffens gewesen sein, in welchem Attila unterlag. Attila drang in das Land der Franken und Belgien ein. Er schlug den Burgunderkönig Gundichar, der ihm entgegentrat, und rückte dann in das Land der Westgothen in dem südlichen Frankreich. Auf seinem Zuge erwartete ihn nun Aetius mit den Westgothen und seinen Hilfsvölkern, die er aus Frankreich, Deutschland und den sonstigen Ländern zusammengezogen. Auf den catalaunischen Gefilden (bei Chalons sur Marne) kam es im Jahre 451 zur Schlacht, die das Schicksal des damaligen Europa's entschied. Attila mit dem Kerne seines Heeres stellte sich in die Mitte, die Ostgothen auf den einen, die Gepiden und sonstigen Völkerschaften auf den andern Flügel. Aetius und Theodorich aber stellten den Alanenkönig in's Centrum, weil sie ihm nicht recht trauten. Den linken Flügel commandirte Aetius, den rechten Theodorich. Der größte Theil der damaligen europäischen Völkerschaften stand sich also hier gegenüber, und sollte sich entscheiden, ob Barbarei oder Civilisation die Oberhand behielt. Attila ließ vorzüglich auf die Gothen und Alanen, als den Kern des Heeres, das ihm gegenüberstand, losgehen. Aber Theodorich und die Seinigen leisteten tapfern Widerstand. Von seinen Söhnen wurde der eine von dem Ostgothenkönige Andagis getödtet. Aber das Heer wich nicht. Man kämpfte und würgte bis in die Nacht, ohne daß sich der Sieg auf der einen oder andern Seite entschied. Attila fürchtete während derselben einen Ueberfall, und er war entschlossen, wenn Gefahr nahte, die er nicht mehr abwehren könnte, sich auf angezündeten Sätteln den Tod zu geben. Theodorich selbst war gefallen, und die Westgothen brannten vor Begier, ihren König zu rächen. Da fürchtete Thorismund, der älteste von Theodorichs Söhnen, die Brüder möchten, wenn er mit Verfolgung des Feindes beschäftigt wäre, sich der Regierung bemächtigen. Er kehrte heim mit dem Heere. Aetius mußte den Attila ziehen

lassen, ohne ihn zu vernichten. Das sollte Italien entgelten. Denn durch den Kampf mit Attila, der alle Krieger in Anspruch nahm, waren zwei Stellen bloß geworden, an welchen deutsche oder barbarische Völkerstämme leicht zu einem anderweitigen Einbruche in das römische Reich veranlaßt werden konnten. Es waren dies die Pässe der Alpen nach Italien und der Rhein. Aetius hatte aber, was er von Legionen haben konnte, zusammengezogen, ja selbst Britannien entblößt. Das gab wieder eine neue Wendung der Dinge. Attila brach nun auf einmal in Italien ein, zerstörte Aquileja, plünderte und verheerte die Städte Oberitaliens, und zog auf Rom los, das ganz sicher in seine Hand gefallen, wäre ihm nicht der damalige Pabst Leo entgegengegangen, und hätte ihn theils durch Geschenke, theils durch Vorstellungen, vor Allem aber durch das Ansehen seiner Person und das Andenken an die Macht des heiligen Petrus zum Rückzuge bewogen. Attila wandte sich nun nochmals nach Gallien, und zwar zuerst gegen die Alanen. Aber der Westgothenkönig Thorismund zog ihnen zu Hilfe, die Hunnen wurden geschlagen und nahmen ihren Rückzug durch das südöstliche Gallien, den Hundsrücken, das mittlere Deutschland nach der Donau zurück, wo sie allmählig verschwanden, aber noch im IX. Jahrhunderte von den Geschichtschreibern der damaligen Zeit gar häufig mit den Magyaren verwechselt werden.

Die große Hunnenschlacht auf den catalaunischen Feldern hatte für Deutschland und einzelne der angränzenden Länder wenigstens die Folge, daß sich die Stämme mehr consolidirten und in großen Massen verbanden. Die einzelnen Gaue verschwinden in dem gewaltigen Heere, und das zueinander Gehörige tritt mehr zusammen. Die geographische Uebersicht in Deutschland wird leichter, und die Dinge consolidiren sich immer mehr und mehr.

Die Sachsen.

Unter den deutschen Stämmen hatten sich die Sachsen an dem Hunnenkriege weniger betheiligt. Zwar nennt Jornandes ein Hilfscorps, das bei den Römern stand; es kann aber keineswegs bedeutend sein. Sie waren im Jahre 449 und 450 in Verbindung mit den Angeln und Jüten unter Anführung von Hengist und Horsa von den dortigen Einwohnern nach Britannien hinübergerufen worden, um sich mittels derselben gegen die fortwährenden Einfälle der Picten und Scoten zu vertheidigen. Die Angeln und Sachsen kamen, warfen die Picten zurück. Aber sie gründeten zu gleicher Zeit auch neue Reiche für sich, und blieben im Lande. Hengist stiftete Kent, Ella,

ein anderer Führer, Süssex (Südsachsen), Cerdic Westsex (Westsachsen), Erkenwein Ossex (Ostsachsen), Ida Nordhumberland, Olla Deira und Offa, Ostangeln, Crida Mercien. Es kostete aber viel Blut, ehe jene Reiche gegründet waren. Denn die Britten wehrten sich tapfer gegen die Eindringlinge. Horsa blieb gleich anfangs in der Schlacht, Hengist mußte sich zurückziehen, und wäre ebenfalls erlegen, wenn ihm nicht neue deutsche Völkerschaften als Hilfstruppen nachgesendet worden wären.

Heruler und Rugier zerstören das weströmische Reich.

Nach Attila's Tode (453) fielen die deutschen Völkerschaften, welche ihm die Heerfolge geleistet, nicht blos von den Hunnen ab, sie wagten es auch, diese offenbar zu bekämpfen. Die Gepiden, Ostgothen, Sueven, Heruler suchten sich eigene, selbstständige Sitze zu gründen und nach Volkssitte einzurichten. So schlug Artarich, König der Gepiden, die Hunnen, und nahm seinen Sitz in dem alten Dacien. Die Hunnen zogen weiter hinaus nach dem schwarzen Meere, und drängten die Ostgothen, die von allen am schlimmsten weggekommen waren. Sie baten daher den morgenländischen Kaiser um Land, und erhielten Ungarn bis Wien. Scyrren, ein Theil der Alanen, setzten sich in Mösien fest, denn der andere Theil war bei den Westgothen in Spanien. Aber auch ein Theil der Westgothen schien an der Donau geblieben zu sein. Die Rugier wußten sich ebenfalls an der Donau zu behaupten. Die Sueven und Allemannen blieben im südlichen Deutschlande und in Rhätien.

Wiewohl nun das oströmische Reich ringsum mit diesen Feinden umgeben war, die ihm nicht blos stets auf den Fersen, sondern auch jeden Augenblick sein Herz und Haupt bedrohten, so wußte dieses sich bei dem Allem doch noch besser zu halten durch Geld und Intriguen, als das weströmische, das seinen Drängern nicht weniger bloßgegeben, aber doch durch Entfernung, Berge und Pässe geschützt wurde. Freilich waren jene unbesetzt. So drangen die Allemannen über den Rhein. Rom erschrack und wußte sich nicht besser zu helfen, als mit deutschen und hunnischen Hilfsvölkern. Ricimer, ein Sueve, hatte bereits thatsächlich alle Gewalt im römischen Reiche in Händen. Unmöglich konnten den Deutschen diese Schwächen entgehen. Sie brauchten nur zu wollen, und die ganze römische Herrschaft war zerfallen. Zwar gelang es den Ostgothen vor der Hand noch nicht, sich in Italien festzusetzen, aber desto besser den Herulern und Rugiern. Ihr Führer, Odoaker, war Obrister in der kaiserlichen Leibwache und mit dem Stande der Parteien vollkommen bekannt.

Diese hatten aber, wie auch im oströmischen Reiche, durch Intriguen zu ersetzen gesucht, was ihnen an eigentlicher Kraft mangelte. Orestes, ein Pannonier, der früher in Attila's Diensten gestanden, war Oberfeldherr des römischen Heeres. Er hatte den Julinus Nepos verjagt und seinen Sohn Romulus, wegen seiner Jugend Augustulus genannt, zum Kaiser ausgerufen. Den deutschen Soldaten im römischen Heere aber war das nicht recht. Sie verlangten durch Odoaker den dritten Theil des Bodens, und als Orestes dieses abschlug, brach die Empörung offen aus. Odoaker stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen und nahm Pavia ein, wo Orestes getödtet wurde. Augustulus wurde wegen seiner Jugend verschont. Er mußte aber mit dem Senate Gesandte nach Konstantinopel schicken, welche anzeigen sollten, daß Rom keinen Kaiser mehr bedürfe (476), und so waren die Deutschen endlich vollständige Herren von Rom, Odoaker, obgleich er es anfänglich ablehnte, König von Italien zu heißen, doch der That nach Herr des Reiches. Er wurde zum Könige ausgerufen, aber er mußte die Rugier, die unzufrieden waren, bekämpfen. Was ihm durch diese Trennung an Macht abging, suchte er anderweitig zu ersetzen. Er strebte sich nun mittels der Römer zu halten. Aber das gelang nicht.

Sturz des Odoaker und ostgothisches Reich in Italien.

Die Ostgothen hatten damals einen berühmten Führer und König, Theodorich. Der morgenländische Kaiser Zeno verdankte ihm die Krone. Aber er fürchtete ihn und suchte ihn anderweitig zu beschäftigen. Er veranlaßte ihn daher zu einer Unternehmung gegen Italien. Theodorich zog im Jahre 488 dort hin, schlug den Odoaker, oder vielmehr dessen Feldherrn Tufa in zwei Schlachten und zum dritten Male an der Adda. Aber Odoaker hielt sich noch drei Jahre in Ravenna, wo er sich endlich im Februar 493 ergeben mußte. Ungeachtet ihm das Leben gesichert war, fiel er doch wenige Tage durch Meuchelmord, mit ihm sein ganzes Haus, angeblich wegen Verrath.

Theodorich war nun allein König in Italien, und er regierte das Land anfangs wie ein weiser und kräftiger Herrscher. Von dem morgenländischen Kaiser anerkannt, erhielt er von Zeno die Reichsinsignien, welche Odoaker dort hingesendet. Theodorich war Arianer. Er übte anfangs Duldung und Gerechtigkeit gegen die Katholiken. Er schätzte die Römer und suchte sie mittels Auszeichnung an seinen Hof nach Ravenna zu ziehen. Er hatte aber auch in Verona eine Burg, und ein Theil des südlichen Deutschlands gehörte zu seinem

Reiche. Wegen seines Sitzes zu Verona hieß er in den deutschen Liedern und Sagen Dietrich von Bern. Er selbst schützte Kunst und Wissenschaft, sorgte für das Reich, dessen Land- und Seemacht, und regierte an sechsunddreißig Jahre. Aber in späten Tagen gerieth er auf Abwege, wurde ein Tyrann, mißtrauisch, und befleckte den Ruhm seiner Regierung durch den Mord des Symmachus, durch die Verfolgung ausgezeichneter Männer aus der katholischen Kirche. Die ganze Schöpfung fiel daher nach seinem Tode (526) zusammen. Denn seine Nachfolger schwächten sich durch innere und äußere Kriege, und Justinian ließ endlich dem ostgothischen Reiche in Italien den Untergang bereiten. Belisar, sein Feldherr, hatte schon im Jahre 536 einen großen Theil des Landes besetzt, und obgleich der ostgothische König Totilas tapfern Widerstand leistete, in Corfu und Epirus einfiel, so besiegte doch ein zweiter glücklicher Eroberer Justinians, Narses, im Jahre 552 die Gothen in einer blutigen Schlacht, in der Totilas blieb, in deren Folgen Rom erobert und geplündert ward, und mit dem ostgothischen Reiche eine Menge der in der ehemaligen Weltstadt angehäuften Kunstschätze, deren sich die Gothen zur Vertheidigung bedienten, und womit sie auf die Andringenden warfen, den Untergang fanden.

Die Longobarden.

Wir haben der Longobarden schon häufig in Deutschland erwähnt. Aber sie haben ihre alte Heimat verlassen, und wenn auch ein Theil davon noch blieb, so können wir ihrer hier nur in Italien erwähnen. Die Longobarden haben das Glück gehabt, einen trefflichen Schriftsteller aus ihrer Mitte zu finden, der ihre Thaten mit geistreicher Feder und mit einem Schwunge der Romantik geschildert, die ganz abstechend ist von dem Zeugnisse des Vellejus. Paul Warnefried, als Geschichtschreiber der Lombarden bekannt unter dem Namen Paulus Diakonus, war Diakonus zu Friaul, lebte aber nachher, nach Zerstörung des lombardischen Reiches, am Hofe Karls, des Großen, in Ehren und Ansehen. Es hatte nicht an solchen gefehlt, die seinen Tod gefordert, der Kaiser aber achtete den geistreichen Mann und berühmten Schriftsteller in ihm, und erwiederte, wo er dann einen Menschen hernehmen solle, der es vermöchte, so schön die Geschichte seines Volkes zu schreiben.

Die Longobarden kamen nach Italien, als die oströmische Herrschaft daselbst bereits schwankte. Ihr König Alloni, ein roher Krieger, soll durch Narses, der mit dem Hofe von Konstantinopel zerfallen war, und an der Kaiserin Irene, die ihm zum Spott, als einem

Verschnittenen, Spindel und Rocken übersendet hatte, Rache nehmen wollte, gegen das Jahr 568 dort hinberufen worden sein. Die Longobarden fanden überall, wo sie hinkamen, nur geringen Widerstand, unterwarfen sich ganz Oberitalien und gründeten so gegen das Jahr 572 das lombardische Reich, das sich auch über Mittelitalien, ja Rom selbst auszudehnen suchte. Hier aber leisteten nur die Päbste Widerstand, da die Griechen nichts vermochten. Die Hauptstadt des lombardischen Reiches war Pavia. Es fanden sich bald zwei Feinde, mit denen die Lombarden fortwährend zu kämpfen hatten, nämlich im Norden die Franken, denen sie endlich erlagen, und im Süden die Griechen. Mit den Griechen konnten sie, ungeachtet der Flotte, die diesen zu Gebote stand und in Ravenna ihre Station hatte, leicht fertig werden. Als die Longobarden nach Italien kamen, waren sie noch Heiden. Sie nahmen daher auch viele Kirchengüter in Besitz, bis Agilulf (616) sie wiederherstellte. König Arivald aber bekannte sich zum Arianismus (636), und das Volk war so getheilt, daß in allen Städten ein arianischer und ein katholischer Bischof war. Schon das konnte als ein Unglück betrachtet werden. Es kam aber noch die Unbändigkeit und Treulosigkeit der longobardischen Fürsten hinzu. Sie verfuhren gegen die Eingebornen mit größerer Strenge, als dies die sonstigen Deutschen je gethan hatten. Um sich des Eigenthumes derselben zu bemächtigen, erschlugen sie viele. Rühs in seiner Geschichte des Mittelalters erklärt sich dies wilde Verfahren zum Theil auch aus der geringen Macht der Könige. Denn da fast das ganze Reich in eine Menge kleiner Staaten zerfiel, hing Vieles von den individuellen Umständen ab. Die Longobarden hatten, wie wir aus der lex Rotharis ersehen, schon frühe schriftliche Gesetze, und aus diesen lernen wir, daß die Römer, deren Land die Longobarden in Besitz nahmen, doch nicht ganz ausgerottet wurden. Auch waren, wie das in den damaligen Zeiten so häufig, nicht blos Longobarden, welche sich an der Einwanderung betheiligt, sondern auch Sueven, Sachsen und andere hatten sich angeschlossen. Diese trachteten ebenfalls, wie dies den Einwohnern, die man vorfand, so häufig gestattet war, nach ihrem Gesetze zu leben. Das wurde aber den Sachsen nicht eingeräumt, sowie früher es auch Odoaker den Herulern verweigert hatte. Die Sachsen wollten daher wieder nach Haus zurückkehren. Als sie aber hörten, daß ihre Plätze dort besetzt, mußten sie sich fügen.

Ebenso schwierig war die Stellung der Longobarden zu den römischen Päbsten, denen sie auch zuletzt, wenigstens indirekt, ihren Untergang dankten. Aber es war eigene Verschuldung. Die Päbste hätten, der fortwährenden Zwiste und Bedrückungen müde, sich gerne in Frieden mit ihnen abgefunden, da sie aber bei dem byzantinischen

Hofe, welchem damals das sogenannte Exarchat gehörte, keine Hilfe fanden, wegen Entfernung und Schwäche dieses Hofes auch unmöglich finden konnten, so wandten sie sich endlich an das Volk der Franken, welche den Willen und die Kraft hatten, nicht blos die Päpste vor ihren ungerechten Feinden zu schützen, sondern auch selbst eine neue Ordnung der Dinge zu gründen, die bei allen ihren Mängeln und Gebrechen doch in ihren vorzüglichsten Einrichtungen fast einen tausendjährigen Bestand hatte. Wir müssen daher dem Volke der Franken eine besondere Aufmerksamkeit und einen besondern Zeitabschnitt widmen. Denn war auch die Herrschaft des römischen Weltreiches schon früher noch gebrochen, ehe sie der Führer eines kleinen Volkes, ja fast ein Abenteurer, Odoaker, stürzte, die Ostgothen die Herren des verlassenen Roms wurden, und ein byzantinischer Feldherr auf den Trümmern der zerstörten Stadt seinen Einzug hielt, so beginnt doch mit der Herstellung dieses Reiches durch die Franken eine neue Aera für ganz Europa und eine Weltmonarchie, die, wenn auch nicht immer stark an materiellen Mitteln, doch mächtig war durch die Ideen, die sie in Bewegung setzte, also daß sie mit Recht nach theologischer und geschichtlicher Ansicht aller christlichen Forscher zu den vier Weltmonarchien gerechnet wurde, die schon ein gottbegeisterter Seher, der Prophet Daniel, beinahe vor fünfzehnhundert Jahren vorherverkündet.

II.

Deutschland unter den Franken.

---

1. Merovinger. Die Major Domus: Karl Martell, Pipin von Heristal. Verbreitung des Christenthumes.

In der grauen Vorzeit wohnte an den Ufern des Rheines, von dem Ausflusse der Lippe, der Sieg, und weiter südwärts hinauf bis an den Main, landeinwärts in Mitteldeutschland bis zur Saale hin, in Norddeutschland bis zur Weser hin, aber immer mehr und mehr zurückgedrängt bis an den Rhein, ein Volk, das kriegerischer Natur, seinen Nachbarn viel zu schaffen machte, aber von der göttlichen Vorsehung zu großen Dingen berufen schien. Es nannte sich das Volk der Franken, war in verschiedene Stämme getheilt, und erschien bald unter dem Namen der Brukterer, Usipeter, Tenchterer, Chamaver, Attuarier, Chatten, Marsen, Tubanten, Sigambern, Salier, bald wieder unter andern. Alle diese Völker haben wir bereits erwähnt, als in steten Kämpfen mit den Römern begriffen. Sie vereinten sich endlich nach dem großen Hunnenzuge, um ihren Feinden besser widerstehen zu können, in größern Massen, und erleichterten so die Gründung eines einzigen, mächtigen Reiches. Das Losungswort, dem sie dienten, war die Freiheit, und Franko hieß ein freier Mann. Ihren Ursprung leiteten sie, nachdem sie römische Bildung kennen gelernt, von den Trojanern her, die nach dem Zeugnisse Fredegars unter Anführung eines gewissen Franko an den Rhein gekommen, sich dort

eine Stadt, Troja (Xanten), gebaut und häuslich niedergelassen. Anders aber erzählt Siegebert von Gemblours. Wie dem auch sein mag, sie waren ein ursprünglich deutsches Volk, und haben lange, ehe sie noch über den Rhein kamen, in der Gegend von Duisburg (Dispargum) gewohnt. Könige hatten sie anfangs nicht, sondern Führer im Kriege. Später aber wählten sie sich, nach dem Beispiele der übrigen Völker, Pharamund, Wahrmund, zum Könige. Wie die sonstigen Deutschen, so fühlten aber auch die Franken einen Zug nach Westen. Ihre ersten Versuche, in das römische Reich einzudringen, geschahen unter Valerian. Sie wurden indeß abgeschlagen, doch machte der römische Kaiser Gallien Friede mit ihnen. Da legten die Franken sich auf Seeräuberei und verheerten Gallien und Spanien. Aurelian und Probus schlugen sie, und der letzte wies ihnen Sitze am schwarzen Meere an. Da durchstreiften sie Asien und Griechenland, wurden endlich nach Sicilien verschlagen und nahmen Syrakus. Dann gingen sie nach Afrika, und zuletzt, wahrscheinlich an eigenen Kräften geschwächt, durch neue, fremde gestärkt, nach Hause. Unter der Regierung Diocletians raubten und plünderten sie in Gemeinschaft mit Sachsen in Belgien und Armorika. Zwar wurden sie verschiedene Male besiegt und einen Augenblick zur Ruhe gebracht, doch das war nie von Dauer. So überwand sie der römische Kaiser Maximianus Herkulus, und wies ihnen Sitze in Belgien an. Konstantius Chlorus tödtete ihrer die Menge, und Konstantin, der Große, besiegte sie zu verschiedenen Malen. Er nahm sogar ihre Fürsten Askar und Ragais gefangen, die er den wilden Thieren vorwarf. Auch sein Nachfolger Konstanz bezwang sie und schloß dann ein Bündniß mit ihnen. Aber mit allen diesen Siegen der Römer hatte es doch am Ende nicht viel zu bedeuten. Die Franken kamen immer wieder und mit jedem Tage mächtiger. Im Jahre 350 wurde sogar ein Franke, Magnentius, auf den römischen Kaiserthron erhoben. Dieser tödtete den Konstanz in dem Lager bei den Pyrenäen, ward aber später überwunden. Da setzten die Franken den Sylvanus in Köln auf den kaiserlichen Thron. Der römische Kaiser Konstantius schickte darauf den Julian nach Gallien und Deutschland. Dieser trieb zunächst die Allemannen in dem obern Deutschland zurück, kam dann nach Köln, schlug die salischen Franken, Chamaver, Atturier, welche jene Gegenden besetzt hatten. Währenddeß waren aber die Allemannen wieder in Gallien eingefallen, und als Julian zu ihrer Bekämpfung heranrückte, zogen die Franken von Neuem über den Rhein, nahmen Köln und die übrigen Städte am linken Rheinufer. Julian schlug die Allemannen bei Straßburg, und zwang sie zu einem Waffenstillstande. Nun war aber die Reihe wieder an den Franken. Sie wurden geschlagen. Die von ihnen besetzten Städte Neuß, Köln,

Bonn, Andernach, Bingen wurden von Neuem verloren, von den Römern befestigt und deren Mauern wiederhergestellt *). Unter Gratian kommen die Franken und Sachsen wieder als Seeräuber vor. Dieser wußte sich aber nicht besser zu helfen, als daß er Frieden mit ihnen schloß und sie gegen die Gothen gebrauchte. Auch die Allemannen wurden von ihm mit Hilfe des fränkischen Heerführers Mallabaudes geschlagen.

Während Kaiser Valentinian II. regierte, fielen die Franken unter ihren Anführern Genobald, Markomer und Sunno in das jenseitige Deutschland ein, und verheerten die fruchtbarsten Gegenden. Auch Köln ward von ihnen bedroht. Als diese Nachricht nach Trier kam, zogen die römischen Feldherren Nannius und Quintinus, denen die Vertheidigung Galliens anvertraut war, mit einem Heere gegen Köln. Aber die Franken wendeten sich um, kehrten, mit Beute beladen und die besten Gegenden verheerend, über den Rhein zurück. Sie ließen jedoch noch einige ihrer Mannschaften auf dem Boden des römischen Reiches, die ebenso bereit waren, sich mit ihren Feinden zu messen, als das Land zu plündern. Doch kamen die Franken übel weg. Aber sie wetzten die Scharte bald wieder aus. Als man nämlich von Seiten der Römer Kriegsrath hielt, und in Erwägung zog, ob man weiter vordringen, oder nach Gallien zurückkehren sollte, war Nannius der Meinung, man müsse zurückgehen, da die Franken in ihrem eigenen Lande stärker wären. Er ging nach Mainz zurück. Anderer Meinung war Quintinus. Dieser ging mit seinem Heere bei Neuß über den Rhein. Als er zwei Märsche vorgerückt war, traf er viele von ihren Bewohnern verlassene Dörfer und Hütten. Denn die Franken waren in verstellter Flucht in die Wälder geflohen. Sie lockten die Römer immer tiefer hinein. Diese fanden sich bald umzingelt, in Sümpfen und Wäldern und von dem Schwerte der Franken ihren Untergang. Nur wenige konnten sich retten **). Die Franken drangen darauf von Neuem über den Rhein, und verheerten das römische Gebiet. Da ward Valentinian gezwungen, Frieden zu machen.

Arbogast, ein Franke und Feldherr Valentinians, den er ganz nach Willkühr behandelte, endlich sogar ermordete ***), beschloß aus Feindschaft gegen Sunno und Markomer, zwei fränkischen Führern, einen Zug in ihr Land zu machen. Er hielt dafür die Winterzeit am geeignetsten, weil alsdann die Sümpfe trocken und die Bäume ihr Laub verloren, und es nicht leicht sei, sich in einen Hinterhalt zu legen. Er setzte bei Köln über den Rhein, zog in das Land der

*) Ammianus Marcellinus.

**) Gregor von Tours.

***) Sigonius, de occidentali imperio.

Brukterer, verheerte dasselbe, und ging wiederum zurück, ohne auch nur einen Feind gesehen zu haben. Weil er aber nach Ermordung des Valentinian den Eugenius auf den kaiserlichen Thron zu heben suchte und Hilfe bedurfte, schloß er mit den Allemannen und Franken Freundschaft, er ward aber von Theodosius überwunden.

Die Franken erlitten unter Honorius und Stilicho eine bedeutende Niederlage, und hielten es, nachdem auch Sunno und Markomer gefallen waren, für rathsam, sich unter Einem Haupte zu vereinigen. Sie wählten daher den Pharamund zu ihrem ersten Könige (420). Als besonderes Vorrecht der königlichen Würde ließen er und seine Nachfolger das Haar lang herunterwallen (daher reges crinites), und das Abschneiden des Haares ward das symbolische Zeichen der Absetzung fränkischer Könige.

Als die Franken einen König hatten, gewannen die Plane derselben auf das gallische Gebiet mehr Festigkeit. Pharamunds Nachfolger waren Theodomer und dessen Sohn Clodio. Dieser versuchte es, bei Duisburg über den Rhein zu dringen, und sich in dem Lande der Ubier, Gugerner, Attrebaten festzusetzen. Aber Aetius wußte dies zu verhindern. Er ward unvermuthet überfallen und getödtet *).

Nach Clodio's Tode entstand ein Streit zwischen seinen Söhnen. Der ältere rief den Hunnenkönig Attila zu Hilfe, der jüngere den römischen Feldherrn Aetius **). Als daher Attila seinen bekannten Zug nach Gallien that, stand ein Theil der Franken auf einer Seite, ein Theil aber unter Merovävs (Mervich) ihm gegenüber ***). Attila ward geschlagen, er zog sich verheerend nach dem Rheine zurück.

Dem Meroväus folgte Childerich, und diesem Clodwig in der Beherrschung der Franken. Das ist ein wichtiger Mann. Er ist gleichsam der Gründer der fränkischen Monarchie. Clodwig schlug den römischen Feldherrn Syagrius und vertrieb die Römer aus ganz Gallien. Fünf Jahre darauf brachte er die Thüringer zur Unterwerfung. Da er aber in der Schlacht bei Zülpich 496 in's Gedränge kam, so rief er den Namen Christi an, von dem er bereits durch seine Gemahlin Clothilde gehört, und gelobte als ein zweiter Konstantin, Christ zu werden, wenn er siegen würde. Die Allemannen wurden geschlagen. Clodwig hielt sein Wort, und wurde mit fünftausend seiner Franken von dem heiligen Remigius, Bischof von Rheims, getauft †). Das war ein höchst wichtiges Ereigniß in der Geschichte des fränkischen Reiches sowohl, als der übrigen deutschen

---

*) Sigonius.

**) Du Chesne ex Prisci Rh. et Soph.

***) Sidonius Apollinaris.

†) Gregor. Turon.

Völkerschaften. Weil aber Clodwig der erste der deutschen Könige war, die sich zur katholischen Kirche bekannten, so erhielt er und seine Nachfolger von dem Oberhaupte der Kirche den Titel eines allerchristlichsten Königes und des erstgebornen Sohnes der Kirche. Nach Unterwerfung der Allemannen zog Clodwig dem Burgunderkönig Godegisel gegen seinen Bruder Gundebald zu Hilfe. Auch dieser ward überwunden, und Burgund dem fränkischen Reiche abhängig gemacht. Dann ging's gegen die Westgothen. Alarich, ihr König, ward bei Poitiers geschlagen, und die Gränzen des fränkischen Reiches wurden bis an die Pyrenäen ausgedehnt. Auch Toulouse unterwarf sich. Da schickte der morgenländische Kaiser Anastasius ein Handschreiben an Clodwig, worin er zum Consul und römischen Imperator ernannt wurde. Clodwig ließ sich daher von nun an Consul und Augustus nennen. Den Sitz seines Reiches aber schlug er in Paris auf. Doch begnügte er sich nicht mehr damit, Krieg zu führen gegen die Fremden. Er wandte sich auch gegen seine eigenen Verwandten, welche bis dahin noch als selbstständige Fürsten bestanden hatten. So besiegte er den Siegebert und Chararich, Beherrscher der Landestheile zwischen Rhein und Maas. Aber dieser Sieg machte seinem Charakter wegen Falschheit und Verrath keine Ehre. Auch Ragnacher und Rignomer wurden überwunden, und ihre Besitzungen dem Reiche Clodwigs einverleibt. Da starb endlich der Franken mächtiger Fürst, und sie begruben ihn in St. Denys bei Paris 509.

Nach Clodwigs Tode theilte sich das große Reich unter seine vier Söhne in vier Herrschaften, also daß Theodorich in Rheims, Chlodomir in Orleans, Childebert in Paris, Chlotar in Soissons ihren Sitz hatten. Sein Reich erstreckte sich bis an den Rhein und darüber hinaus, und hieß nach Einigen schon damals Lotharingien. Unter ihm nahmen die nachher so oft erwähnten Sachsenkriege ihren Anfang. Die Sachsen wurden indeß überwunden und zinsbar gemacht (555). So viel ist gewiß, daß Chlotar, wenn man auch damals den Namen noch nicht kannte, im Besitze des ganzen Landes war, welches später allgemein unter dem Namen Lotharingien vorkommt, Herr von Ripuarien, das heißt des fränkischen Theiles, welcher dem Rheine zunächst lag. Die Ausdehnung des Reiches unter Clodwig hatte aber Veranlassung gegeben zu einer andern bekannten Eintheilung, nämlich jener von Francia orientalis, das war der vorzüglich deutsche Theil, dessen Ueberbleibsel sich noch gegenwärtig in Franken erhalten hat, und Francia occidentalis, das gallische Franken, später Frankreich. Die damaligen Schriftsteller nennen aber jene Landestheile mit einem volksthümlichen Namen Austrasien und Neustrien (Ostreich, Neuwestreich). Die Nachkommen Clodwigs hatten wohl Manches von seiner Gewaltthätigkeit, aber nichts von

seinem großen, unternehmenden Geiste geerbt. Sie versanken in Lüsten und Parteiungen, unterlagen den Hofintriguen, den Ränken der Weiber, und ließen das Reich durch Andere verwalten. Fürchterlich ist das, was uns die damaligen Schriftsteller, Gregor von Tours, Fredegar, über die Anschläge und Grausamkeiten zweier Königinnen, Fredegunde und Brunehilde, melden, so wie die Rache, welche wiederum an ihnen genommen ward.

Unter den blutigen Rachekriegen aber, womit sich an ihren verschiedenen Höfen und in den gegenseitigen Landen die fränkischen Brüderkönige verfolgten, bildete sich allmälig eine Würde aus, die denjenigen, die damit betraut waren, zuletzt alle Macht überlieferte. Die Könige behielten blos den Namen, bis auch dieser ihnen genommen ward. Diese neue Würde war die eines Major Domus, Haushofmeisters, welcher die Regierung ganz in seinen Händen hatte, während die Könige sich blos ein- oder zweimal jährlich auf den März- und Mai-Feldern, jenen großen Volks- und National-Versammlungen, sehen ließen, die Geschenke annahmen und sie dann dem Haushofmeister überreichten, und das bestätigten, was dieser gethan hatte. Unter diesen Haushofmeistern erlangte zuerst Pipin von Heristal einen bedeutenden Namen. Heristal war ein Gut in der Nähe von Lüttich, nach den bewährtesten Schriftstellern Jupille, wo auch Karl der Große geboren ward.

Pipin von Heristal, welcher im December 714 gestorben, hinterließ seinem Sohne Karl das Andenken seiner Macht und seines Namens, und jener zeigte sich bald desselben werth. In der Geschichte ist er bekannt unter dem Namen Karl Martell, weil er wie ein Hammer (Marteau) auf die Araber und Feinde des christlichen Namens schlug. Trotz seiner großen Fehler war Karl doch ein um Europa und die europäische Cultur verdienter Mann. Im Westen schlug er die Araber und setzte den Eroberungen derselben einen unübersteiglichen Damm entgegen, im Osten die Sachsen und Friesen. Letztere kamen unter Anführung Radbods den Rhein hinauf, und waren ebenso große Feinde des christlichen Namens, wie die Erstern. Karl schlug sie in der Gegend von Köln und Neuß *).

Nach Karl Martells Tode 741 erlangte sein Sohn Pipin mit dem Beinamen des Kleinen die Würde eines Major Domus. Dieser hielt es endlich an der Zeit, daß derjenige, der die Lasten und Sorgen des Königthumes trage, auch den Namen desselben führe. Dennoch schien es ihm bedenklich, die Krone aus eigener Machtfülle auf's Haupt zu setzen. Er glaubte, einer höhern Weihe zu bedürfen. Er wandte sich an den damaligen Pabst Zacharias, einen heiligen Mann,

*) Annales Francorum Fuldens.

und legte ihm eine Frage vor, die allerdings, so wie sie gestellt war, kaum anders, als im Sinne Pipins beantwortet werden konnte. Er fragte nämlich, ob derjenige, der von den königlichen Sorgen nichts trage, als sich einmal jährlich dem Volke auf dem Märzfelde zu zeigen, die Geschenke anzunehmen, und dann durch seinen Haushofmeister erklären zu lassen, was zu thun sei, oder jener, auf dem wirklich die ganze Last der Regierung beruhe, auch den königlichen Namen verdiene. Der Pabst, der die Unmöglichkeit der Merovinger kannte, sich auf dem Throne zu behaupten, von der einen Seite die Verdienste Pipins und seines Hauses, von der andern Seite die Verderbtheit der Merovinger, und von den fränkischen Rechten und Sitten wohl unterrichtet war, konnte, ohne die Gerechtigkeit zu verletzen, vollkommen so antworten, wie Pipin es erwartete. Darauf setzte sich Pipin mit Genehmigung der fränkischen Großen und unter dem Beifalle des Volkes die Krone auf (752). Das Geschlecht aber, das er gründete, hieß, besonders von seinem großen Nachfolger Karl, das der Karolinger. Pipin war dankbar gegen das Oberhaupt der Kirche. Er schützte den Pabst Stephan gegen die räuberischen Lombarden, und vermehrte das sogenannte Patrimonium S. Petri durch das im lombardischen Kriege eroberte Exarchat.

Verbreitung des Christenthumes in Deutschland.

Columban, Suitbert, Willibrord, Bonifaz.

Wir haben über die Verbreitung des Christenthumes in Deutschland ein sehr schönes Buch, worauf wir die Leser hier verweisen müssen *). Die Geschichte der Einführung des Christenthumes in Deutschland hat, wie wir bereits oben erwähnt, allerdings einige Schwierigkeiten. Sie ging in den Gegenden des Niederrheines offenbar von den römischen Standlagern Trier, Mainz, Köln aus, wie denn jene Bischofssitze ihren Rang auch bis in die letzten Zeiten behauptet haben. Die ganze kölnische Tradition, die kölnische, selbst römische Liturgie stimmen mit der Angabe der kölnischen Chronik, van der Hagens Reimchronik und den sonstigen zahlreichen ältern Schriftstellern, deren Auszüge sich im Magnum chronic. belgic. finden, für die Sendung des heiligen Maternus durch den Apostel Petrus.

Nach Mörkens conatus chronologicus aber hätte auch schon der Apostel Paulus seinen Schüler Crescentius nach Gallien gesendet.

*) Begründung des Christenthumes in Deutschland. Aus dem Französischen des A. S. Ozanam. München 1845.

Dieser habe die Gallier bekehrt, und sei durch das Land der Ubier nach Mainz gekommen. Bei den Ubiern habe er sich jedoch nicht lange aufgehalten. Denn hier hätten, wie Baronius bezeugt, schon zur Zeit des Claudius und der Agrippina Aegidius und Martianus die ersten Anfänge des Christenthumes verkündet. Vierzig Jahre später erst sei Maternus, der Schüler des Apostels Petrus, nach Köln gekommen, habe die zerstreute Gemeinde gesammelt, eine Kirche gebaut, und diese der allerseligsten Jungfrau gewidmet.

Es gibt Schriftsteller, welche jene Angaben gänzlich verwerfen und das Christenthum erst mit Konstantin in Deutschland aufkommen lassen. Aber dem widersprechen viele Thatsachen. Auch entdeckten die Missionare, von denen wir hier zu reden haben, und welche allerdings die Ersten waren, welche in den betreffenden Gegenden dem Christenthume einen bleibenden Halt zu verschaffen wußten, doch überall, selbst in dem Innern von Deutschland, Spuren einer frühern Anwesenheit, so Suitbert, Bonifaz, Ludger. Dagegen mag es wahr sein, daß bei den fortwährenden Unruhen in jenen Landestheilen, die immer neue Legionäre, endlich sogar immer neue Völkerschaften brachten, ganz besonders, so lange die römischen Kaiser selbst noch Heiden waren, die christliche Lehre keine feste Begründung finden konnte, diese wohl hie und da gänzlich verloren ging, bis sie nicht mit den Waffen, nicht mit den Grundsätzen weltlicher Politik, sondern durch die Macht des Evangeliums, durch die Kraft des göttlichen Wortes, welches gottbegeisterte Männer verkündeten, sich einen bleibenden Sitz eroberte. Jene Männer kamen in derselben Richtung, wie jene, welche ein Jahrhundert später erschienen, um den göttlichen Samen wieder auszurotten, über Meer, den Rhein hinauf, und drangen von da in das Innere von Deutschland. In den Gegenden jedoch, wo die Franken herrschten, hatte sich das Christenthum in anderer Weise, nämlich durch Bekehrung ihres Königes, den Weg gebahnt, bei den Einwohnern, die sie vorfanden, war es aber in den ersten Jahrhunderten vorhanden gewesen. Leider waren diese entnervt, und auch bei den Deutschen, die sich in dem alten Gallien oder am Rheine niedergelassen, die schönen Früchte des Christenthums nicht so, wie es hätte sein müssen, vorhanden, und daran war Vieles schuld. Die angeborne Wildheit und die gewaltigen Leidenschaften ließen sich nicht auf einmal bändigen. Dazu war Alles noch unsicher und ohne feste Begründung. Selbst vom deutschen Klerus durfte man nnter den damaligen Umständen keine besondere Heiligkeit erwarten. Bonifaz berichtet darüber erstaunliche Dinge, die er in Thüringen fand, und andere können wir im Gregor von Tours lesen. Zwar widmeten sich auch aus den Franken manche dem Dienste des Altares, aber mehr an Hunde, Jagden, das Geräusch der Waffen gewöhnt,

erfüllten sie nicht die Pflichten ihres hohen Berufes. Dazu kam noch, daß die Deutschen durch ihre Einwanderung in die entarteten Länder, durch unerwarteten Reichthum und Ueberfluß Vieles von ihren alten, ehrwürdigen Sitten verloren, und sie, die einst durch Keuschheit und Enthaltsamkeit berühmt, konnten in dem neuen Frankenreiche während Jahrhunderten in diesem Punkte nicht einmal durch die Zucht des Christenthumes gebändigt werden. Doch gab es freilich auch manche schöne Züge von weiblicher Reinheit und männlicher Tugend, und die christlichen Sagen und Legenden fanden auch damals unter dem Volke der Franken manchen schönen Stoff. Die Königinnen Chrotilde, Bathilde sind Muster weiblicher Tugenden, und wer kennt nicht die Geschichte der rheinischen Pfalzgräfin Genoveva? Auch an ausgezeichneten Bischöfen, welche ihre Stellung vollkommen erkannten, und mit dem Reiche Gottes, das sie verkündeten, auch die zeitliche Wohlfahrt der Völker förderten, fehlt es nicht, selbst in den Zeiten der Merovinger. Da sind außer Remigius von Rheims, Kunibert von Köln, Arnulf von Metz, Emmeran von Poitiers, Corbinian, Ruprecht von Worms, Amandus von Mastricht, Lambert, Hubert von Lüttich, und besonders ist es der Stuhl von Köln, welcher eine Reihe der heiligsten und trefflichsten Bischöfe aufzuweisen hat, also daß die Stadt, wenn sonst noch in andern Beziehungen, auch in dieser mit Recht die heilige genannt werden kann. —

Dennoch reichten alle diese Kräfte zur Bekehrung Deutschlands nicht aus. Aber die Hilfe ward ihm anderweitig, von England gebracht. In keinem Lande hatte das Christenthum so schnelle und ausgezeichnete Früchte gereift, wie in England. Denn kaum wenige Jahrzehnte später, als Gregor der Große aus Mitleiden für die schönen und prächtigen Gestalten, die er aus jenem Volke zu Rom als Sklaven erblickte, einen Bekehrer, Augustin, dahin gesendet, hatte die Lehre Christi daselbst festen Fuß gefaßt, Schulen und Anstalten gegründet, die ihren Ueberfluß nach dem Auslande abgeben konnten, und mit seltener Liebe und Aufopferung verwendeten. Denn man wußte Beides zu verbinden, die Wissenschaft und die That, und so blieben die Schulen in York und Canterbury, das Kloster zu Bangor nicht blos Lehranstalten, aus denen sich die Priester Frankreichs die erforderliche Bildung holten, sondern auch die Glaubensboten für Deutschland kamen, welche ihm das Heil verkündeten, seine Wälder lichteten, viele seiner ersten Städte gründeten und die neue Saat theilweise mit ihrem Blute düngten. Es kamen aber freilich auch in Deutschland Hilfsanstalten hinzu. Es waren die Klöster aus dem Orden des heiligen Benedikt, von denen einzelne bereits um diese Zeit nicht blos in dem alten Gallien, sondern auch in dem deutschen Theile Franciens bestanden. Von den Missionarien aber nennen wir

hier zuerst den heiligen Columban. Er kam gegen das Jahr 591 an den Hof des fränkischen Königes Guntram. Hier war Alles voll Frevel und Gewaltthat. Columban zog sich daher mit zwölf Geistlichen in die Vogesen zurück und gründete Luxovium, wo in den benachbarten Wäldern die alten Götzenbilder noch standen. Hier verbrachte er zwanzig Jahre in emsiger Arbeit, in Studiren und Gebet. Aber die Zahl seiner Schüler vermehrte sich täglich. Er gab ihnen Regeln, vor deren Härte die geistige Verweichlichung unserer Tage zurückbeben würde, die aber damals unmöglich ihren Zweck verfehlen konnten. Es war noch in den schrecklichen Tagen Brunehildens. Columban konnte daher der Verfolgung nicht entgehen. Er suchte sich einen andern Zufluchtsort in dem Lande der Allemannen. Er ging an die Gestade des Konstanzer See's, zerstörte die Götzenbilder von Bregenz, und überschritt endlich die Alpen, wo er das berühmte Kloster von Bobbio gründete. Er hatte einen Gefährten, den heiligen Gallus. Dieser mußte wegen Fieber auf der Reise zurückbleiben, und gründete die für die deutsche Bildung und Kunst so wichtige Abtei St. Gallen.

Ein anderer Missionar, der aus dem Norden kam; war der heilige Suitbert. Er war aus Nordhumberland von vornehmer Herkunft, und suchte mit Willibrord und zehn andern Gefährten aus England gegen das Jahr 680 das Christenthum in Friesland zu verbreiten. Dann wandte er sich zu den Brukterern hin, oder dem Volke, das um die Lippe herum wohnte, auch nach Münster, dem damaligen Mimigardefurt, kam er, nach Einigen sogar bis Braunschweig, und erhielt endlich auf einer Rheininsel unter dem Schutze des Major Domus einen bleibenden Wohnsitz. Die Insel selbst aber erhielt später den Namen Caesaris Werda, Kaiserswerth, und Suitbert, der Bischof auf dem Werth, wurde später irrthümlich als Bischof von Verden an der Aller betrachtet, während er blos ein Bischof in partibus war. Er starb im Jahre 717 *).

Die Geschichte des heiligen Willibrord ist schon klarer. Er war ebenfalls aus Nordhumberland und im Jahre 658 geboren. Er verkündete vorzüglich den Friesen das Evangelium, ist aber auch für die rheinische Bildung wichtig, gründete das Bisthum Utrecht und konnte bereits einen Klerus aus Landeskindern um sich herum sammeln. Er starb 730.

Kurz vor dem Tode des heiligen Suitbert, 715, bestieg Gregor II. den päbstlichen Stuhl. Die Drangsale, die er von den Longobarden zu erdulden hatte, und die Hilfe, die er von den Franken erwartete, richteten sein Augenmerk vorzüglich auf die Deutschen. Er sandte

---

*) Vita S. Suitbert. bei Leibnitz, script. Rer. brunswic. Tom. II.

einen Legaten zur Herstellung der kirchlichen Disciplin nach Baiern, den Corbinian, Bischof von Freisingen. Aber in Deutschland konnte nur durch außerordentliche Mittel und durch ein besonderes Werkzeug der göttlichen Vorsehung durchgreifend geholfen werden, und dies fehlte auch nicht. Es erschien nämlich ein englischer Mönch mit einem verschlossenen Briefe zu Rom, der die Weisung hatte, dem päbstlichen Befehle zu folgen. Der Mönch war zu Koton, im Königreiche Wessex, geboren, damals fünfundzwanzig Jahre alt, und hatte in den Klöstern von Exter und Rutscell einen mehr als erforderlichen Unterricht genossen, so daß man ihn bereits zur Uebernahme von mehreren Lehrstühlen ausersehen. Er hatte aber den festen Entschluß gefaßt, nach dem Lande der Friesen zu ziehen, und sich dort unter den Bischöfen Willibrord und Wulfram zum Apostel zu bilden. Dieser Mann hieß Winfried, später als Erzbischof von Mainz, Primas von Deutschland und apostolischer Legat bekannter unter dem Namen Bonifaz, eines ächten Wohlthäters von Deutschland. Er gab dem Christenthum in dem Innern von Deutschland, in Hessen und Thüringen, in Baiern und Allemannien, seine feste Begründung, lichtete die Wälder, erbaute das später so berühmte Kloster zu Fulda, die Städte Fritzlar, Amöneburg, stiftete die Bisthümer von Salzburg, Regensburg, Würzburg, Eichstädt, Büraburg, Passau, hielt Concilien und wachte über die Reinheit der Lehre und der kirchlichen Disciplin. Im Jahre 722 kam er zuerst als Glaubensbote nach Hessen. Hier in der Dunkelheit der Wälder schien er selbst vor seinem Unternehmen Angst zu haben. Er schrieb in der Bekümmerniß seines Herzens nach England und suchte Trost. Die Briefe des heiligen Bonifaz nach England und nach Rom, sowie die jedesmaligen Antworten und Belehrungen des Oberhauptes der Kirche an ihn, in den Briefen des Gregor und Zacharias, sind höchst wichtige Beiträge für die Culturgeschichte Deutschlands und den Charakter des frommen Mannes. Bonifaz verfuhr aber bei seinem großen Werke mit eben so viel Liebe und Schonung, als mit apostolischem Eifer. Die Deutschen kamen aus ihren Wäldern, aus ihren hölzernen Hütten hervor, und hörten den bewunderten Fremdling. Viele verließen den heidnischen und abergläubischen Gottesdienst, und bekannten sich zur Verherrlichung des wahren Gottes und seines eingebornen Sohnes. Der Bekehrer Deutschlands aber erstattet fortwährend Bericht an den Pabst, von dem er sich seine Sendung geholt, und dem die Deutschen das Heil zu danken. Später ging Bonifaz selbst nach Rom. Hier hörte ihn der heilige Vater mit Interesse an, und weihte ihn, nachdem er vorher das Glaubensbekenntniß abgelegt, am Tage des heiligen Andreas 723 zum allgemeinen Landesbischof ohne besondern Sitz, in ähnlicher Weise, wie es früher Suitbert gewesen war. Bei der Gelegenheit

aber erhielt er gleichsam prophetisch den Namen Bonifaz. Wir haben noch den Eid, den er dem Pabste leistete, und womit er sich und sein Werk unter die Obhut des apostolischen Stuhles stellte. (Man sieht aber auch schon daraus, was die Deutschen nicht alles den Päbsten zu danken haben.) Bonifaz ging darauf nach Deutschland zurück mit einem Briefe an Karl Martell, an die Bischöfe, an das christliche Volk, an die thüringischen und sächsischen Götzendiener. Jetzt erschien er zum zweitenmale in Hessen. Hier sah er, wie die deutschen Völkerschaften Bäumen und Quellen göttliche Ehre erwiesen, sich mit Zaubereien beschäftigten, und von den Vögeln Rathes erholten. In der Gegend von Geismar aber stand eine Eiche, gegen welche das dortige Volk eine vorzüglich abgöttische Verehrung hatte. Bonifaz, den Beweis zu geben, wie wenig man von daher Hilfe erwarten könne, nahm eine Axt und hieb sie mit ihren ungeheuren Zweigen in den ersten Schlägen nieder. Die bestürzte Menge, die das sah, bekehrte sich zum Christenthume. Aus dem Holze der gefallenen Eiche baute Bonifaz eine Kapelle zu Ehren des heiligen Petrus. Andere Kirchen entstanden darauf in Altenberg, in Ohrduff, und Bonifaz schrieb nach England um Hilfe an Priestern, Kirchenschmuck und sonstige Dinge, darunter auch Bücher, die er nach Deutschland bringen ließ. Dann ward das Kloster in Fritzlar gegründet und auch Baiern bedacht. Selbst fromme Frauen kamen aus England und stifteten Klöster. In wenigen Jahren waren Hunderttausende in Deutschland durch Bonifaz bekehrt. Ihnen ein eigenes, christliches Gesetzbuch zu hinterlassen, machte Bonifaz verschiedene Anfragen an den Pabst.

Karl Martell, der damalige Major Domus, hatte große Eigenschaften, aber auch manche Fehler, die viel schadeten. Er war nicht blos treulos gegen seine Gemahlin Plektrude, welche ein abgeschiedenes, klösterliches Leben in Köln führte, sondern hatte sich auch manche harte Bedrückungen gegen die Kirchen zu Schulden kommen lassen. Er besetzte Abteien und Bisthümer mit Soldaten, deren Dienste er so zu belohnen suchte. So hatte er auch zweimal nacheinander den bischöflichen Stuhl von Mainz mit Kriegern besetzt, und dadurch dem Heile der Gläubigen unnennbaren Schaden zugefügt. Der Eine jener Krieger fiel im Kampfe gegen die Sachsen, der andere tödtete den Mörder seines Vaters im Zweikampfe, und blieb, mit Blut befleckt, noch immer im Besitze der bischöflichen Würde gegen die gesetzlichen Bestimmungen im kirchlichen Dienste. Das gab Anlaß zu allerlei Unordnung. Die Sitten verwilderten, die Lehre artete aus, und vom Christenthume blieb in jenen Gegenden kaum noch eine Spur. Arianismus und manichäische Lehren suchten sich im Frankenreiche festzusetzen. Einige tauften, opferten aber zu gleicher

Zeit den Götzen. Mit unsäglicher Mühe stellte Bonifaz die Reinheit der christlichen Lehre, Zucht und Ordnung wieder her. Er ging an die Ufer der Donau, und sah auch hier das Ungemach, das ihm tief zu Herzen ging. Er wandte sich zum Pabste, bat um Hilfe, und ging endlich im Jahre 738 zum drittenmale nach Rom, wo er eine glänzende Aufnahme fand. Er besuchte die Gräber der Heiligen, und ging mit Geschenken für die neuen Kirchen, die er theils gegründet, theils noch zu gründen gedachte, nach Deutschland zurück. Er war jetzt päbstlicher Legat, mit Vollmachten, bischöfliche Sitze zu errichten, und das anzuordnen, was er für nothwendig hielt. Eine Synode schien ihm vor Allem Bedürfniß. Er versammelte daher die Bischöfe von Salzburg, Freisingen, Regensburg, Passau, um so vereint für die Erhaltung der Lehre und Disciplin zu wirken. Später hielt er eine zweite, in welcher er zugleich drei neue Diözesen gründete, nämlich Würzburg, Büraburg und Eichstädt. Im Jahre 743 präsidirte er als apostolischer Legat der Synode von Leptines, in der Nähe von Cambray, welche sich ebenfalls mit Herstellung der Zucht unter dem Klerus beschäftigte. Auch ward hier die Abschwörungsformel festgesetzt, welche den Deutschen, die sich zum Christenthum bekannten, vorgelegt werden sollte, und die sie zu beantworten hatten. Sie ist ein ehrwürdiges Sprachdenkmal, und lautete folgender Art:

> „Frage: Forsachis tu Diabolae? Antwort: Ec forsacho Diabolae. Fr.: End allum diabolgelde? Antw.: Ec forsacho allum diabolgelde. Fr.: End diaboles werkum? Antw.: End ec forsacho allum diaboles werkum en wordum, Thunaer, ende woden, ende saxnote, ende allem them unholdum the hira genotes sint. Fr.: Gelobis tu in Got alamechtigen Fadaer? Antw.: Ec gelobo in Got alamechtigen Fadaer. Fr.: Gelobis tu in Christ godes suno? Antw.: Ec gelobo in Christ godes suno. Fr.: Gelobis tu in Halogan gast? Antw.: Ec gelobo in Halogan gast."

Im Jahre 744 beschloß Bonifaz, weiter nach Sachsen vorzurücken, und er gründete mit sieben seiner Mönche in der Mitte eines ungeheuren Buchenwaldes die Abtei Fulda, als eine Pflanzschule für seine Missionare. Denn er selbst hatte Mainz zu seiner Metropole gewählt. Es gehörten damals unter seine erzbischöfliche Provinz die bereits früher vorhandenen Bisthümer Tongern, Köln, Worms, Speier *), Utrecht und die von ihm neu gegründeten Salzburg, Passau, Würzburg, Eichstädt, Freisingen, Regensburg, Büraburg.

Als die Franken im Jahre 752 Pipin den Kleinen in Soissons

---

*) Die Bisthümer Worms und Speier waren schon in den Zeiten König Dagoberts vorhanden. Geissel, der Kaiser-Dom zu Speier.

zum Könige erhoben hatten, und der Pabst Zacharias keinen ungünstigen Bescheid ertheilt auf die ihm gestellte Frage, vollzog Bonifaz in dessen Namen als apostolischer Legat die heilige Salbung. Im Jahre 755 jedoch erhielt er eine betrübte Nachricht. Friesland war nach dem Tode Willibrords vom Glauben abgefallen, und hatte von Neuem den Göttern geopfert, da eilte Bonifaz im fünfundachtzigsten Jahre seines Alters dorthin. Gleich dem Hirten im Evangelium, der die neunundneunzig Schafe verläßt, um das hundertste aufzusuchen, übertrug er seinem Schüler Lullus die erzbischöfliche Würde, legte ihm die Pflicht auf, den begonnenen Bau der Kirchen in Thüringen und Fulda zu vollenden, und ging so dem Martyrtode entgegen. In seinem Geleite waren der Bischof Erbanus, die Priester Walther, Wintrig, die Diakone Hamund, Skirbald, Bosa, die Mönche Waccar, Gundwaccar, Illescher und Basowulf. Mit diesem christlichen Heere kam er nach Utrecht, wo man eine Zeit lang ruhte. Dann ging's zu den Heiden. Es war am 5. Juni, als sie in der Nähe von Dokkum, an der Gränze von Ostfriesland, das Lager aufschlugen, zunächst in der Absicht, das allerheiligste Meßopfer zu feiern. Der Altar war bereitet, die heiligen Gefäße zurechtgestellt, das Volk zum Opfern herbeigerufen. Da drang eine wilde Masse heran, die Diener suchten sich zu wehren, aber Bonifaz hielt sie zurück, und fiel als Martyrer unter den feindlichen Streichen.

Nach seinem Tode setzte Gregor, Bischof von Utrecht und Schüler des Bonifaz, das unterbrochene Werk von Neuem fort. Von nun an wurde Utrecht eine besondere Missionsschule für Sachsen und einen großen Theil Franciens.

2. Karl der Große und die Karolinger.

Nach Pipins des Kleinen Tode (September 768) folgte in der Regierung des fränkischen Reiches ein Mann, der in jeder Beziehung außerordentlich war und den Beinamen des Großen in dem ganzen Sinne des Wortes verdiente. Denn er war groß in den Angelegenheiten des Friedens und des Krieges, groß in Beherrschung seiner selbst und in der Uebung der christlichen Tugenden, ja damit es an nichts fehle, was den Menschen groß machen könnte, groß und stark an Körper. Wegen seiner Tugenden, die freilich nicht stets ohne alle Flecken waren, liebte ihn Gott, und erhöhte ihn und machte ihn zu einem Fürsten, der beliebt war vor allem Volk in der Christenheit und der ganzen Welt *). Viele durch ihre Talente am meisten hervor-

*) Vita Caroli Magni a monacho, quodam Coenobii Egolismensis.

ragende Männer rechneten es sich zur Ehre, ihn zum Muster ihres Lebens zu nehmen, und sie würden gewiß ebenso glücklich als Fürsten regiert und ruhmvoll geendet haben, wenn sie in demselben Maße auch die Eigenschaften besessen, die zwar weniger glänzend, aber dennoch zum Glücke und zur Wohlfahrt der Völker nicht minder wesentlich sind, als Tapferkeit im Kriege, gute Anordnung in der Verwaltung und in den Finanzen — wir meinen jene Beherrschung ihrer selbst, Achtung gegen die Religion und deren Diener *). Friedrich Barbarossa konnte gewiß als ein ausgezeichneter Mann gelten. Er strebte darnach, jenes erhabene Vorbild der Regententugend, von dem wir jetzt zu reden haben, zu erreichen, indeß er vergriff sich an den Rechten der Kirche, und sein Glück, die Ruhe seines Lebens waren dahin. Napoleon wollte es häufig jenem großen Manne, dessen Thron er in Anspruch genommen, gleich thun. Er sprach viel davon. Er erreichte auch dessen Ruhm im Kriege, seinen Glanz in der Verwaltung. Die Fürsten Europa's sah er als Vasallen in seiner Umgebung, oder Gesandte schicken, aber er besaß nicht die Milde, nicht den Rechts- und Freiheitssinn des Vorbildes, nicht die Ehrfurcht gegen das Bestehende, gegen die Religion und deren Diener. Er betrachtete die Religion als eine Sklavin des Staates, und was noch mehr, als ein Mittel zur Förderung seiner unermessenen, selbstsüchtigen Entwürfe. Er wollte, wie er sich selbst noch am Abende seines Lebens ausdrückte, den Pabst zum zweiten Mann in der Welt machen, wenn er nur der Erste gewesen. Er selbst war ja Alles, je nachdem es ihm paßte, in Frankreich Christ, in Aegypten Mohammedaner, und er konnte in seiner überklugen Einfalt nicht begreifen, daß ein so kleiner Fürst, wie der Pabst, sich ihm zu widersetzen wagte, nachdem der mächtigste Kaiser das Haupt gebeugt. Er vergriff sich an dem Oberhaupte der Kirche, und der Segen des Himmels wich von seinen Fahnen **). Der Mann aber, von dem wir gegenwärtig reden, war in Allem der Gegensatz. Er war Beschützer der Kirche, wie der bürgerlichen Freiheit ***). Europa verdankt ihm einen großen Theil seiner Bildung und eine beinahe tausendjährige Ordnung und Wohlfahrt.

Pipin, der erste König aus dem Geschlechte der Karolinger, wandelte im Jahre 768 den Weg des Fleisches, und sie begruben ihn in

---

*) Non Decii, non Scipiadae, non ipse Camillus,
Non Cato, nec Caesar major eo fuit,
Non Pompejus huic merito, vel gens Fabiorum,
Praefertur . . . .

sagt ein poetischer Anonymus in den Gestis Carol. M.

**) Denkwürdigkeiten des Cardinals Pacca.

***) Montags Geschichte der deutschen Freiheit.

der Kirche des heiligen Dionys bei Paris *). Da bestiegen seine beiden Söhne, Karl und Karlomann, den väterlichen Thron. Sie waren noch zu des Vaters Lebzeiten von dem Pabste Stephan zu Königen gesalbt. Aber leider waltete kein Einverständniß unter beiden, obgleich sie mit dem Willen der Franken der Eine in Soissons, der andere in Neumagen ihren Sitz haben sollten. Gleich nach seiner Thronbesteigung reiste Karl nach Achen, und feierte hier das Weihnachtsfest. Karlomann fürchtete seinen Bruder, und ergriff die Flucht. Er starb aber im Jahre 771. Da war Karl allein König. Er unternahm einen Zug gegen die Sachsen, eroberte die Eresburg und zerstörte das Nationalheiligthum der Sachsen, die Irminsäule (772). In Rom war dem Pabste Stephan, welcher Karl zum Könige gesalbt, ein neuer gefolgt. Er bestieg unter dem Namen Adrian I. den päbstlichen Stuhl, hielt Freundschaft mit dem Könige der Franken, und begehrte dessen Hilfe. Denn er wurde von den Longobarden bedrängt. Ihr König Desiderius machte Angriffe auf die römische Kirche, und der Pabst wußte sich nur durch den Frankenkönig zu helfen. Dieser erwog sorgfältig, wie die Sache stand, und beschloß, den Pabst zu retten (773). Er zog daher nach Italien, schlug den Longobarden Desiderius, und nahm ihn selbst gefangen. Karl ging darauf nach Rom, nahm den Titel eines Patrizius an, welcher damals so viel als Schutzherr bedeutete, bestätigte dann dem Pabste Adrian die früher durch seinen Vater Pipin gemachte Schenkung des sogenannten Patrimonium S. Petri. Aber während Karl in Italien beschäftigt war, gedachten die Sachsen, einen günstigen Zeitpunkt gefunden zu haben zum Aufstande. Und sie erhoben sich, wie die Annales Francorum sagen, und bedrängten die Franken. Da kam der König aus Italien zurück, und er trieb sie vor sich her, und beschloß, sie entweder zu Christen zu machen, oder auszurotten. Denn sie waren treulos (774). Er hielt einen Reichstag auf der königlichen Villa zu Düren, und ging dann mit seinem Heere über den Rhein (775). Da fiel Hohensieburg, das von den Sachsen besetzt war, in seine Hände, Eresburg befestigte er von Neuem. Und er schlug die Sachsen mit Gottes Beistand also, daß sich die Ostfalen und Engern unterwarfen und den Eid der Treue leisteten. Ein Theil des Heeres aber, der nicht vorsichtig war, erlitt eine vollständige Niederlage. Denn er wurde überrumpelt und von den Sachsen niedergehauen. Doch erhielt der König noch zeitig Kunde. Er fiel über die Sachsen, die sich bereits zurückgezogen, unvermuthet her, und tödtete ihrer eine Menge. Da mußten sich auch die Westfalen ergeben.

Karl ging nach Hause, aber Ratgund in Italien erregte daselbst

---

*) Nithard.

neue Unruhen. Der König zog dorthin, er schlug den Ratgund, und brachte Italien zur Ruhe. Indeß waren die Sachsen wieder in voller Empörung. Sie überfielen Eresburg, trieben die fränkische Besatzung hinaus und belagerten Sieburg. Karl hielt zunächst einen Reichstag zu Worms, dann zog er gegen die Sachsen, und trieb sie vor sich her bis zu den Quellen der Lippe. Er tödtete ihrer eine große Zahl, und schonte nur derer, welche sich zum Christenthum bekehren wollten (776). Darauf hielt er einen Reichstag in Paderborn, und beschied die Vornehmsten des Sachsenlandes dorthin. Alle kamen und gelobten Unterwerfung, nur Wittekind aus Westfalen nicht. Der flüchtete zu Siegfried, König von Dänemark. Von denen aber, die sich unterwarfen, wurden eine Menge getauft. Und sieh! es erschienen, als Karl sich in Paderborn mit den Angelegenheiten des Sachsenlandes beschäftigte, Gesandte der Saracenen aus Spanien. An ihrer Spitze stand Ibin al Rabbi, und er gab die Städte, worüber er den Befehl hatte, in die Gewalt des Königs. Karl sammelte nun (778) ein Heer und zog über die Pyrenäen. Sie eroberten Pampelona und kamen bis an den Ebro. Hier nahmen sie Geiseln von Ibin al Rabbi. Darauf zogen sie zurück bis Pampelona und rissen seine Mauern nieder. Denn sie fürchteten Verrath und Ueberwältigung. Als sie aber nach Hause gehen wollten, wurden sie überfallen und erlitten eine schreckliche Niederlage. Da blieben die angesehensten Krieger von des Königs Heer in den Thälern von Roncevaux. Da fiel Roland, Karls rechte Hand, der Franken Zier, wie Simson, Saul und Jonathan, und der König beweinte ihn mehrere Tage lang *).

Karls Fortschritte in Ueberwältigung seiner Feinde bekamen durch das Unglück in den baskischen Gebirgen ein trauriges Hemmniß. Die Sachsen aber hatten die Gelegenheit, als des Königs Heer in Spanien stand, benützt, sie drangen bis zum Rheine vor, und da sie es nicht wagten, hinüberzugehen, so verheerten sie alles Land von Deutz bis an den Ausfluß der Mosel, Dörfer und Städte, und sie verschonten kein Geschlecht, noch Alter, ja selbst die Mönche von Fulda flüchteten mit den Reliquien des heiligen Bonifaz. Da rückten die östlichen Franken und Allemannen wider sie an, schlugen die Sachsen und tödteten ihrer die Menge. Denn der Herr war mit den Franken und der Segen des Himmels bei ihren Waffen.

Karl feierte im Jahre 779 das Weihnachtsfest und die darauf folgende Ostern in Heristal. Gegen Anfang des Frühlings aber kam er nach Düren, hielt hier einen Reichstag, ging mit seinem Heere über den Rhein und drang bis an die Lippe vor. In der Nähe von

*) Turpinus, de Gestis Caroli. M.

Bocholt *) kam es zur Schlacht, und sie schlugen die Sachsen und unterwarfen sie. Da ging Karl mit seinem Heere wieder über den Rhein zurück nach Worms in die Winterquartiere. Im Frühling aber zog das Heer von Neuem gegen die Sachsen, und sie kamen über Eresburg bis zu den Quellen der Lippe, schlugen ein Lager auf und verweilten hier einige Tage. Dann aber zogen sie etwas weiter ostwärts bis zum Flusse Obacker, wo ein großer Theil der Sachsen sich versammelte und sich taufen ließ. Hierauf wandten sich die Franken zur Elbe, und als der König die Angelegenheiten der Sachsen geordnet, begab er sich mit Weib und Kind auf die Reise gen Rom. Im Jahre 781 kam er dort an, und ward vom Pabste Adrian höchst ehrenvoll empfangen. Der König und die Königin hielten in Rom das Osterfest. Der Pabst aber taufte seinen Sohn Pipin und dessen Bruder Ludwig, und salbte sie zu Königen. Während aber Karl zu Rom die Ostern feierte, entspann sich zwischen den Sängern der Franken und Römer ein sonderbarer Streit. Die Franken sagten, sie sängen besser und schöner, als die Römer. Die Römer aber behaupteten, sie wären in kirchlichen Gesängen durchaus geübt, und trügen sie vor, wie sie vom Pabste Gregor gelehrt worden, die Franken aber sängen corrupt, und hätten die rechten Weisen verdorben. Die Angelegenheit kam vor den König. Denn die Franken waren ihrer Sache zu sicher wegen des Königs, ihres Herrn, und sie spotteten über die römischen Sänger. Die Römer aber hatten das Gewicht eines gründlichen Unterrichtes für sich, und nannten jene Narren, Bauern, ungehobelte Menschen, die wie Bestien schreien. Als nun der Streit so hin- und hergeführt wurde, und nicht zu Ende gebracht werden konnte, da sprach Karl zu seinen Sängern: Wohlan, sagt mir, welches Wasser ist reiner, das lebendige Quellwasser, oder dasjenige, welches man erst durch Ableitung erhält? Da sprachen alle, wie aus Einem Munde: Das Quellwasser. Und Karl erwiederte: Also geht auch ihr zu den Quellen des heiligen Gregor zurück. Denn ihr habt offenbar die kirchlichen Weisen verdorben. Und Karl erbat sich alsbald Sänger vom Pabste Adrian, „die Francien verbesserten von wegen des Gesanges.“ Dieser gab ihnen den Theodor und Benedikt, die in der Weise Gregors wohl unterrichtet waren. Auch erhielten sie die Antiphonarien des heiligen Gregor, wie er sie selbst mit römischen Noten bezeichnet hatte. Karl aber schickte den einen der beiden Sänger nach Metz, den andern nach Soissons, und er befahl, daß aus ganz Frankreich die Meister des Gesanges zu ihnen kommen und von ihnen lernen sollten. Also wurden die Antiphonarien der Franken verbessert, die ein jeder nach seiner Willkühr

---

*) Die Annales Francorum haben: Hochholtz.

verdorben hatte, indem er hinzugethan, oder davon genommen, und alle Sänger Franciens lernten die römischen Noten, wiewohl sie später die fränkischen hießen. Jedoch konnten die Franken mit ihren natürlich barbarischen Kehlen die Triller, das Weiche, das Binden und Schwellen der Töne nie vollkommen ausdrücken. Es war eher, wie der Annalist sagt, ein Radbrechen im Halse, als ein Singen. Ebenso unterrichteten die römischen Sänger auch die Franken im Orgelspielen *). Auch nahm König Karl Grammatiker und Rechenmeister von Rom nach Francien, und hieß sie allenthalben unterrichten. Denn vor Karl war's nichts mit dem Studium der freien Künste in Frankreich." So der Mönch von Egolisne. Karl hatte den Pabst Adrian als Fürsten der Christenheit geehrt. Dieser aber bedachte hinwiederum, was seines Amtes war, und trat als Vermittler auf zwischen dem Könige und dem Baiernherzoge Thassilo. In Gemeinschaft mit Karl schickte er Gesandte an ihn ab, und ließ ihn an seine Eide erinnern. Als diese mit dem Herzoge zusammentrafen, ward er gerührt, versprach, persönlich bei Karl zu erscheinen und Geiseln zu stellen, so daß weiter an seiner Treue kein Zweifel sein könnte. Leider hielt er nicht Wort.

Karl aber kehrte über Mailand nach Deutschland zurück, ging 782 nach Köln, dort über den Rhein, und kam mit seinem Heere bis zu den Quellen der Lippe. Da erschienen Gesandte des Königs Siegfried von Dänemark und der Könige Gaganus und Jujurrus aus Ungarn. Sie brachten Frieden und Freundschaft von ihren Herren.

Wittekind war indeß von den Normannen zu den Seinigen zurückgekehrt. Die Sachsen überfielen die Franken und thaten ihnen großen Schaden an. Da berief Karl die Edelsten der Sachsen, und verlangte von ihnen, daß sie den Wittekind auslieferten. Dieser war wieder entflohen. Die Uebrigen aber, welche an jenem Ueberfalle mit theilgenommen, wurden alle an Einem Tage niedergemacht. Deren aber, die damals durch das Schwert fielen, waren fünftausend und vierhundert. Das war der schreckliche Tag an der Aller, der Karl nie viel Segen gebracht, wiewohl er Manches zu seiner Entschuldigung sagen konnte und die Sachsen wegen ihrer Treulosigkeit den Tod verdient hatten. Karl wollte schrecken, vor größerm und weiterm Blutvergießen schützen.

Im Jahre 783 starb Hildegardis, Karls geliebte Gemahlin. Die Sachsen aber rüsteten sich bei Detmold zu einem neuen Kampfe. Der König rückte daher so schnell als möglich gegen sie, und schlug sie, daß nur wenige entkamen. Da hörte er in Paderborn, daß sie

---

*) Eine Orgel hatte schon Pipin von dem griechischen Kaiser Konstantin zum Geschenk bekommen. Böhmer, Urkunden der Karolinger.

sich jenseits der Hase von Neuem sammelten und eine Schlacht zu liefern gedachten. Er ging also dorthin und erschlug eine große Anzahl. Darauf kehrte er nach Frankreich zurück, wo unterdessen auch seine Mutter Bertrada gestorben war.

In dem Jahre 785 standen Wittekind und Alboin in den Gegenden jenseits der Elbe. Karl ließ ihnen den Rath ertheilen, sich zu unterwerfen. Sie trugen aber Bedenken. Da erhielten sie Bürgschaft und ließen sich taufen.

Im Jahre 786 dachte Karl an einen Heerzug nach Britannien, doch wurde hier Alles nach seinem Wunsche geordnet, und er ging statt dessen nach Italien. Mit Thassilo aber, dem Baiernherzoge, stand es wieder schlimm. Er hatte zwar Abgeordnete an den Pabst Adrian gesendet, um den Frieden zwischen ihm und dem Könige zu ermitteln, aber der Pabst erkannte des Herzogs wankelmüthigen Sinn, seine Wortbrüchigkeit und Hinterlist, und bestrafte ihn mit dem Banne. Karl verrichtete seine Andacht an den Schwellen der heiligen Apostel, empfing den apostolischen Segen und ging dann wieder nach Francien zurück. Jetzt galt es dem Thassilo. Als dieser sich aber von Truppen umringt sah, ja selbst den Baiern nicht traute, ergab er sich und bat um Gnade. Der König, mildthätig, wie er war, ließ sie ihm zu Theil werden, nahm Geiseln und feierte in Ingelheim das Weihnachtsfest und die Ostern. Während der König aber hier lebte, einen Reichstag hielt, wobei auch Thassilo erschien, erhoben sich gegen diesen schwere Beschuldigungen. Es hieß, er habe auf Anrathen seiner Gattin Luitburga, die eine Tochter des Longobardenkönigs Desiderius und den Franken sehr feind war, die Ungarn in's Reich gerufen und sie zu einem Kriege gegen die Franken gereizt. Diese und noch mehrere Klagen derart wurden gegen ihn vorgebracht. Thassilo ward überführt und zum Tode verurtheilt. Doch schenkte ihm der König das Leben, und er büßte sein Vergehen in einem Kloster (zu Lorsch). Baiern aber ward mit dem großen Reiche der Franken vereint (788).

Auch die Slaven mußten sich unterwerfen (789).

Das Jahr 790 ging indessen ohne Krieg vorüber. Da beschäftigte sich der König mit den Angelegenheiten des Friedens. Er fuhr über den Main bis an die Saale, und von da wiederum abwärts den Main hinunter nach Worms. Als er aber hier überwinterte, brach Feuer aus und verzehrte den Palast. Im folgenden Jahre zog Karl gegen die Ungarn und verheerte ihr Land. Denn der Herr hatte ihm die Ungarn in seine Hand gegeben, und er schlug sie, ohne auch nur einen erheblichen Verlust erlitten zu haben. Er feierte darauf das Weihnachtsfest und die Ostern in Regensburg. Hier aber entspann sich eine furchtbare Verschwörung gegen den König und sein

Leben. Sein ältester Sohn, Pipin, und viele der vornehmsten Franken klagten über Fastrada, Karls Gemahlin, und deren Gewaltthätigkeit. Sie dachten daher, den König zu tödten, bei dem sie viel galt, und sich alsdann der Regierung zu bemächtigen. Gott aber vereitelte ihr Unternehmen, und die Verräther erhielten den verdienten Lohn.

Im Jahre 793 rüstete sich der König zur Beendigung seines Feldzuges gegen die Ungarn (Avaren). Da hieß es, die Truppen, welche Theodorich, Herzog der Ripuarier, gegen die Friesen geführt, seien in der Nähe der Weser von den Sachsen angegriffen und aufgerieben worden. Als Karl diese Niederlage erfuhr, verbarg er die Größe seines Schadens, und setzte den Zug nach Ungarn aus. Er beschäftigte sich aber während der Zeit mit einer Verbindung zwischen Rhein und Donau zu militärischen Zwecken, und grub einen Kanal, der an zweitausend Schritte lang und hundert Fuß breit war. Aber Regengüsse, Schwierigkeiten des Bodens, der Abfall der Sachsen und ein Einfall der Saracenen hinderten das begonnene Werk.

Im Jahre 794 ging Karl bei Köln über den Rhein, und die Sachsen unterwarfen sich, ohne daß es zur Schlacht kam. Dennoch empörten sie sich im folgenden Jahre von Neuem, und er sah sich genöthigt, sie abermals zu bekämpfen.

Pabst Adrian, der mit Karl in so freundlichem Verkehr gestanden, war im Jahre 796 gestorben; da schickte Leo, sein Nachfolger, Abgeordnete an Karl, den Frankenkönig. Sie brachten die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus und die Fahne der ewigen Stadt, und ersuchten ihn, einen seiner Großen nach Rom zu senden, das Volk in der Treue zu befestigen. Karl sandte den Engelbert, Abt von St. Richard. Dieser kam, und mit ihm ein großer Theil der Beute, welche man Erich, König von Ungarn, genommen, und machte sie dem heiligen Petrus zum Geschenke. Karl selbst ging nach Sachsen und verheerte ihr Land. Den Winter brachte er in Achen zu. Hieher kehrte auch sein Sohn Pipin zurück, der die Ungarn (Avaren) in die Flucht gejagt. Sein Sohn Ludwig kämpfte indeß 797 in Spanien, Karl selbst das folgende Jahr wieder in Sachsen. Die Bewohner hatten sich an des Königs Abgeordneten (vielleicht Beamten, die das Land im Namen des Königs zu verwalten suchten) vergriffen, und dieselben getödtet. Das brachte Karl auf. Er zog mit einem Heere über die Weser, und verwüstete alles Land zwischen diesem Flusse und der Elbe. Darauf kehrte er wiederum nach Achen zurück. Jetzt kamen aber Gesandte von der Kaiserin Irene von Konstantinopel. Sie boten Frieden und Freundschaft an, und hatten prächtige Geschenke. Auch kamen Gesandte des Königes Hadefons (Alfons) von Spanien. Sie hießen Basiliscus und Froja, und überbrachten Geschenke von der Beute, welche der siegreiche König

bei der Eroberung der Stadt Olisipona (Lisabona) gemacht hatte: es waren sieben Mauren mit eben so vielen Maulthieren und Panzern, die, obwohl als Geschenke dargebracht, doch mehr Siegeszeichen zu sein schienen *).

Wiederherstellung des römischen Reiches durch Karl, König der Franken.

Pabst Leo, der Nachfolger Hadrians I., ein Mann von trefflichen Sitten, voll Charakter und Standhaftigkeit, und von der Kirche unter die Heiligen versetzt, hatte doch, damit er in Allem bewährt würde, zu Rom eine mächtige Partei gegen sich, die ihn blutig verfolgte. Als er nun im Jahre 799 am Tage des heiligen Marcus zu der Kirche, die St. Laurentius in craticula heißt, zur Litanie gehen wollte, ward er, von seinen Feinden überfallen, bis auf den Tod mißhandelt. Ein treuer Diener ließ ihn jedoch bei Nacht über die Mauer herunter. Er flüchtete zunächst nach Spoleto und dann zu Karl nach Deutschland. Karl hörte von dem Frevel und befahl, den Pabst wohl aufzunehmen, und zog dann, nachdem er in Lippeham einen Reichstag gehalten, mit seinem Heere nach Paderborn. Hier traf ihn der Pabst, der dort mit großen Ehren aufgenommen ward, und nachdem man das für die Sicherheit des päbstlichen Stuhles Erforderliche verabredet, durch zwei Gesandte des Königes wieder an seinen Sitz zurückgeführt wurde. Karl unternahm in Folge dessen einen Zug nach Italien. Als er nun am Weihnachtsfeste des Jahres 800 zu Rom in St. Peter der heiligen Messe beiwohnte, da erhob sich Pabst Leo von seinem Sitze, setzte ihm die bereit gehaltene Krone auf, und rief mit lauter Stimme: Karl, dem großen, friedeliebenden Kaiser der Römer, Heil und Segen! oder nach den Worten Eginhards: Dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg! Die darauf vorbereiteten Römer stimmten in den Ruf mit ein, und leisteten dem neuen Kaiser, theils aus freien Stücken, theils der Macht Karls nachgebend, die Huldigung, und so war denn die Würde des weströmischen Kaiserreiches, welche seit den Tagen des Romulus Augustulus erledigt gewesen, von Neuem hergestellt. Aber freilich das Reich (imperium, die Herrschaft) war von den Römern auf die Franken übergegangen, und wenn sich auch die Bedeutung desselben, als Schirm der Kirche (als weltliches Schwert, brachium seculare), gegen

*) Eginhards Jahrbücher.

die Bösewichte und Unterdrücker derselben theoretisch nicht so klar aussprach, wie dies unter spätern Päbsten geschah, so lag doch die Veranlassung und Ursache jener Herstellung so offen am Tage, daß auch damals schon über den wahren Charakter jener Würde kaum ein Zweifel obwalten konnte. Es kam aber noch etwas Anderes dazu, was jene Ansicht über das neue Kaiserthum, als Schirm des Pabstes und der Christenheit, vollkommen bestätigte. Denn an dem Tage, wo Leo sich von den falschen Beschuldigungen, die seine Feinde gegen ihn erhoben hatten, reinigte, kam der Priester Zacharias, den der König nach Jerusalem geschickt hatte, mit zwei Mönchen, die der Patriarch an den König sandte, nach Rom. Sie brachten anstatt des Segens die Schlüssel zum Grab des Herrn und zum Ort Calvaria nebst einer Fahne mit *). Beides waren Symbole der Gewalt und der Schutzherrlichkeit, und noch gegenwärtig finden wir an dem sogenannten Triclinium in Rom eine bildliche Darstellung in Mosaik aus jener Zeit, worin die Idee des römisch-deutschen Reiches, wie sie sich später ausführlicher entwickelte, klar ausgesprochen ist. Wir sehen nämlich Christus in der Mitte der Apostel, denen er ihre geistliche Sendung gibt; ihnen zur Seite rechts empfängt Konstantin die Fahne als Zeichen der weltlichen Gewalt, und Petrus die Schlüssel als Zeichen der geistlichen vom Heilande; links empfängt der Pabst Leo durch Petrus das Pallium und Karl die Fahne. Der Kaiser ordnete nun die Angelegenheiten Italiens und kehrte wieder nach Deutschland zurück. Da begegneten ihm die Gesandten Harun al Raschids (Aarons, des Gerechten), Königs von Persien. Sie berichteten, daß der Jude Isaac, den der Kaiser vor vier Jahren an den König der Perser abgeschickt habe, mit großen Geschenken auf der Rückreise begriffen. Seine Mitgesandten aber, Lantfrid und Sigimund, waren auf der Rückreise gestorben. Karl rüstete nun eine Flotte aus, um den Elephanten und was sonst gesendet wurde, in Empfang zu nehmen. Dieser kam im folgenden Jahre in dem Palaste zu Achen an. Der Elephant trug den Namen Abulabaz.

Im Jahre 804 hatte Karl den Winter in Achen zugebracht. Mit dem Anfange des Frühjahres aber zog er nach Sachsen. Er nahm eine Menge der dortigen Bewohner, und versetzte sie als Colonisten nach Frankreich. Karl verweilte nun eine Zeit lang in den Vogesen, mit der Jagd beschäftigt. Im Jahre 807 schiffte er moselabwärts in den Rhein, und von da nach Nymwegen. Als er 807 wieder in Achen war, kam Radbod, sein Gesandter, aus dem Morgenlande zurück, und mit ihm Abdalla, der Abgeordnete des Königs von Persien, und Mönche von Jerusalem als Vertreter des Patriarchen

*) Eginhards Jahrbücher.

Thomas. Jene brachten ein kostbares Zelt von seltener Schönheit und Größe. Alles war von Byssus, Zelt und Stricke, und von mannichfachem Gewebe. Außerdem hatten sie Mäntel von Seide und allerlei Kostbarkeiten, Wohlgerüche, Salben, Balsam, eine Uhr von Erz, die war wundersam gearbeitet. Zwölf Kügelchen, die auf eine Glocke fielen, zeigten die verschiedenen Stunden an, und zwölf Pferde kamen mit dem zwölften Schlage aus Einem Fenster heraus und gingen ebenso wieder zurück. Auch eherne Candelaber von wunderbarer Größe und Gestalt boten sie zu Geschenken, welches Alles in dem Palaste zu Achen aufgestellt ward.

Der Winter des Jahres 808 war ungemein milde, aber den Menschen verderblich. Mit dem Beginne des Frühjahres reiste der Kaiser nach Neumagen, wo er die Ostern feierte. Von seinen Söhnen stand Karl mit einem Heere an der Elbe, Gottfried, den König der Dänen, zu bekämpfen, Ludwig in Spanien. Als nun Karl auf einen Hauptschlag gegen Dänemark Bedacht nahm, erhielt er die Nachricht, wie die Normannen eine Flotte von zweihundert Schiffen bemannt und Friesland überfallen. Aber sie wurden für diesmal geschlagen, und Gottfried und der größte Theil seiner Mannen blieben. Der Kaiser stand noch im Lager an der Elbe, da hörte er, wie sein Sohn Pipin gestorben. Auch kamen Gesandte von Cordova und Konstantinopel. Karl kehrte nun nach Achen zurück. Aber auch hier gab es keine erfreuliche Nachrichten. Denn Abulabaz, der Elephant, den ihm einstens Aaron geschenkt, war gestorben, und eine solche Krankheit unter dem Vieh, daß nur weniges übrigblieb. Auch noch sonstige Dinge, welche man auf den nahen Tod des gewaltigen Herrschers zu deuten schien, brachten Niedergeschlagenheit unter die Gemüther.

In den letzten Jahren seiner Regierung beschäftigte sich Karl vorzüglich mit Befestigung des Friedens zwischen ihm und dem byzantinischen Reiche. Er sah wohl ein, daß die Kräfte des Reiches bald durch anderweitige Kriege in Anspruch genommen würden, und von welcher Seite die meiste Gefahr drohte. Er rüstete daher vorzüglich gegen die Dänen, Ungarn, Bretonen. Da fühlte er schon im Jahre 813 sein Ende herannahen. Er ermahnte daher seinen Sohn Ludwig zu Weisheit und Tugend, und setzte ihm, als seinem Nachfolger, die Krone auf. Die schöne Rede, womit er dies that, ist uns noch aufbehalten. Endlich (im Januar 814) rief ihn der Herr zu sich, alt und lebenssatt. Und sie begruben ihn zu Achen in der von ihm erbauten Begräbniß- und Krönungs-Kirche. Aber es war große Trauer im Lande, und Alle beweinten den Kaiser viele

Tage lang. Denn man liebte ihn wie einen Vater, und betrachtete seinen Tod als ein großes Unglück *).

Karl hatte einen festen und starken Körperbau, eine erhabene Statur, ein sehr lebhaftes Auge, schönes Haar, einen heitern Blick, festen Gang **). Seine Gesundheit wurde nur in den letzten vier Jahren seiner Regierung etwas gestört. Er hatte Freude an der Jagd und am Reiten, und badete gerne in natürlich warmem Wasser, weshalb ihm auch der Aufenthalt zu Achen so werth war. Er baute daher auch hier seinen kaiserlichen Palast mit seiner Begräbnißstätte. Im Umgang war Karl leutselig, in seiner Unterhaltung geistreich, und bei aller seiner Macht konnte man ihm doch nie eigentlich Grausamkeit vorwerfen ***). Er achtete die Fremden und nahm sie wohl auf, obgleich er selbst in Speise und Trank sehr mäßig war. Selten und nur an Festtagen hielt er Gastmähler, aber alsdann vor einer großen Versammlung. Sein Mittagsmahl bestand blos aus vier Gerichten, außer Braten von Wildprett, den er sehr liebte. Während des Essens aber mußte man ihm vorlesen, entweder aus der Geschichte, oder aus den Büchern alter Könige. Auch hörte er gerne des Augustinus Schrift von der Stadt Gottes. Wein genoß er nur äußerst mäßig. Er trank selten mehr, als dreimal. Im Sommer nahm er nach dem Mittagsessen etwas Obst, trank einmal, zog Schuhe und Kleider aus, und legte sich ein paar Stunden schlafen. Des Nachts aber stand er drei- bis viermal auf. Während des Ankleidens jedoch wurden nicht blos Fremde vorgelassen, sondern der Pfalzgraf mußte ihm auch bei einem Streite, den dieser selbst nicht entscheiden konnte, die Parteien vorführen. Der Kaiser hörte sie und sprach Recht. Er war aber sehr beredsam und wußte viel, wie er auch immer unterrichtete Männer um sich hatte, mit denen er eine Art Akademie bildete, in der sich alle, wenn auch der Kaiser zugegen war, mit Anstand, doch ziemlich frei gehen ließen. Um ihn waren Alkuin, der gelehrte Schriftforscher und Erzieher seines Sohnes Ludwig, aus England, Paul Warnefried (Diakonus), der geistreiche und romantische Geschichtschreiber der Longobarden, Eginhard, sein Tochtermann und Geheimschreiber. Mit diesen und durch Herbeiziehung anderer frommer und erfahrener Männer, die er als außerordentliche Bevollmächtigte zur Untersuchung der verschiedenen Grafschaften, als Missi regii gebrauchte †), berieth und berichtigte er die Gesetze, die erst auf dem

*) Annales Regum Francorum. Annales Regum Francor. Fuldens. Vita Caroli M. a Monacho Egolis.

**) Eginhard, vita Carol. M.

***) Monachus Sangallensis.

†) Montags Geschichte der deutschen Freiheit.

Reichstage, worunter man aber gar keine Kammer oder ein Parlament nach neuem Sinne zu denken hat, ihre volle Sanktion erhielten. Außerdem ließ Karl die alten Gesetze, vaterländischen Lieder, Gedichte sammeln, und widmete besonders auch der Ausbildung der deutschen Sprache alle seine Sorgfalt. Er verlieh den Monaten, den Winden deutsche Namen, und man kann nicht läugnen, zweckmäßigere, mit ihrer Natur mehr übereinstimmendere, als gegenwärtig unsere römischen Monatsnamen. Da er selbst nicht schreiben konnte, beschäftigte sich die des Schwertes mehr als der Feder gewohnte Hand noch im hohen Alter mit Erlernung desselben, was indeß nicht leicht von Statten ging.

Wir haben schon gehört, wie ihm die Förderung der Religion über Alles galt, und wir werden weiter noch im Zusammenhange berichten, was er für das Wohl derselben alles gethan hat. Denn er betrachtete die katholische Kirche als den höchsten Schutz und die Ehre seines Thrones. Er übte daher auch die Pflichten derselben mit Treue und Gewissenhaftigkeit, vergab die Beleidigungen, war gut gegen die Armen und schaltete nach Recht und Gerechtigkeit auf Erden. Nur Eines konnte man ihm vorwerfen, was schon einmal das Glück seines Lebens getrübt und später zum Falle seines Hauses nicht wenig beitrug. Er war zu nachsichtig gegen die Frauen. Die Frauen waren es besonders, welche Zwietracht in seinem Hause säten, und welche auch, wie wir hören werden, die Regierung seines Sohnes Ludwig unglücklich machten. Bevor wir indessen zur Geschichte seines Nachfolgers übergehen, müssen wir hier noch von einigen geistigen Schöpfungen sprechen, welche Karl dem Großen ihr Dasein verdankten, und in ihrem tausendjährigen Bestande keinen geringen Theil an der Bildung und Wohlfahrt Deutschlands haben. Wir meinen die durch Karl selbst, oder doch durch seinen Einfluß größtentheils hervorgerufenen Bisthümer und Klöster. Die Bekehrung der Sachsen zum Christenthume konnte nur dann von Dauer sein, wenn zu gleicher Zeit auch für Bischofssitze und Schulen der Bildung gesorgt wurde. Die erste Stiftung derart war das Bisthum Osnabrück im Jahre 776. Dem Bisthum ward zugleich eine Schule beigegeben und dotirt, die noch bis auf den heutigen Tag unter dem Namen des Carolinum besteht, mit der ausdrücklichen Weisung, das Studium des Griechischen so eifrig zu betreiben, daß es nie an einer geeigneten Persönlichkeit mangele, welche man als Gesandten an den byzantinischen Hof schicken könne *).

Die zweite Stiftung war Osterwyk oder Seligenstadt, welche später nach Halberstadt verlegt wurde. Die Tradition nennt den

*) Chronica Osnaburgensium. Bei Meibom, script. rer. Germ. Tom. II.

Eginhard, Karls Geheimschreiber, dabei thätig, und die Gründung des Bisthumes fällt in das Jahr 777. Der erste Bischof war Hildegrim, ein Bruder des heiligen Ludger, ein Friese von Geburt *).

Das dritte Bisthum war Minden, gegründet 780 mit Hilfe des bekehrten Wittekind, der sogar seine Burg an der Weser dazu hergab **).

Die vierte Stiftung, die Karl im Jahre 784 in's Werk zu setzen gedachte, und wofür die Annalisten verschiedene Orte, bald Scidern, bald Vollersleben, endlich Vorse nennen. Sie gelangte aber erst unter Otto zur Reife, nämlich Magdeburg.

Die fünfte Stiftung war Münster, mit welcher auch das Frauenstift Hervord seinen Halt bekam. Die Gründung von Münster wird von dem Chronicum Mindense in das Jahr 784 gesetzt.

Die sechste Stiftung war Verden an der Aller. Der Stiftungsbrief ist vom 29. Juni 786.

Die siebente Stiftung war Hamburg, welches später mit Bremen vereinigt worden.

Die achte Stiftung war Paderborn. Ursprünglich der Kirche von Würzburg untergeordnet, wurde sie später, wahrscheinlich bei der Gelegenheit, wo Pabst Leo III. (799) nach Paderborn kam, zum Bischofssitze erhoben.

Die Klöster.

Wir haben oben gemeldet, wie die edlen Männer, welche, aus Liebe zu Gott und dem Erlöser, sowie dem Heile ihrer Mitmenschen getrieben, zu Hause eine angesehene und angenehme Stellung verließen, über das Meer nach Deutschland kamen, dort die Wälder lichteten, die Sitten veredelten, Städte gründeten, nicht so ganz allein erschienen. Sie waren entweder selbst in Klöstern gebildet, oder brachten Mönche mit, welche, in christlicher Schule erzogen, das beschauliche Leben mit dem thätigen verbanden, an Entsagung und allerlei Anstrengung gewohnt, in ihrem Innern köstliche Schätze der Bildung bewahrten, die sie nun mit milder und freigebiger Hand an die Deutschen ausspendeten. Denn glücklicher Weise hatte sich, kaum einige Zeit nachher, als die Völkerwanderung die bisherige Cultur, mit Ausnahme derjenigen, welche sich in das Christenthum geflüchtet, vertilgt, ein Institut gefunden, das zur Verbreitung der neuen nicht weniger, als zum Schutze desjenigen, was an der alten zur Aufbewahrung werth schien, besonders geeignet. Jenes Institut war nämlich der Orden

*) Schaten, hist. Westph.

**) Chronicum Mindense. Bei Meibom loc. cit. Tom. I.

des heiligen Benedikt, der, in einem unzugänglichen Felsenneste Italiens entstanden, in Monte Cassino bald aufblühte, Bischöfe und Päbste als seine Schüler zählte, sich über Frankreich und England schnell verbreitete und endlich auch bei der Cultur Deutschlands die erheblichsten Dienste leistete. Schon in den Zeiten der Merovinger vorhanden, waren die Klöster Malmedie und Stablo im Jahre 650 von dem Bischofe Remaclus von Mastricht und König Sigebert II. gestiftet. Epternach im Jahre 698 durch Irmina, eine fränkische Königstochter, gegründet. Vorhanden waren in den ersten Zeiten der Karolinger das Kloster St. Michael auf der Rheininsel, des St. Gorgonius bei Metz, Maximin bei Trier, Münster im Georgenthal im Elsaß, Ebersheim, Prüm, von Pipin und seiner Gemahlin Bertrada gestiftet; vorhanden in dem südlichen Deutschlande waren Lorsch, Kremsmünster. Wir haben schon gehört, wie Columban sich in den Vogesen niedergelassen, sein Gefährte, der heilige Gallus, St. Gallen gegründet, Bonifaz Fulda. Jetzt entstehen unter Karl dem Großen Neustadt im Spessart (786), Werden und Helmstädt u. a. An ihnen sind Schulen, die theilweise, wie jene zu Werden, noch bis auf den heutigen Tag bestehen. Denn die Klöster, welche in der damaligen Zeit eine so erhabene Bestimmung gehabt, und deren Verdienste kaum hinlänglich gewürdigt werden können, weil es an der erforderlichen Anschauung fehlt, hatten einen dreifachen, ja man kann sagen, einen dreifach nothwendigen Zweck. Sie waren erstens die Pflanzschulen, zweitens die Haltpunkte der Glaubensboten und drittens die Verbreiter der Cultur. Denn diejenigen, welche das Evangelium in Deutschland als Bischöfe und Missionare verkündeten und die ausgestreute Saat pflegten, waren entweder Mönche, oder bei ihnen erzogen. Suitbert, Bonifaz, Ludger haben bei den Benediktinern die Wissenschaften erlernt und die christliche Zucht. Sie zogen sich hier in die Einsamkeit zurück, und sammelten sich für ihren Beruf. Wo hätten auch damals die Wissenschaften die mindeste Pflege finden können? Wer hätte sich ihrer annehmen sollen? Der Staat? Ach, wie sah es damals aus! Nur die Klöster hatten die erforderlichen Kenntnisse, sie hatten sich mittels ihrer eigenen Arbeiten die Bibliotheken verschafft, worin sie die Schätze der Wissenschaften bewahrten. Sie hatten, von dem weltlichen Treiben entfernt, allein die erforderliche Ruhe und in ihrer Gesammtheit und ihrem gemeinschaftlichen Zusammenwirken die erforderliche Ausdauer und Kraft. Ihre Mitglieder ermunterten sich gegenseitig in Ertragung der Beschwerden, sprachen einander Trost und Belehrung zu, und endlich genoßen sie auch das erforderliche Ansehen, das nicht selten gegen die Macht und Gewaltthat der Großen nothwendig war. Um die Klöster sammelte sich das Handwerk, von ihren eigenen Mitgliedern geübt, der

Handel und die Kaufleute, angetrieben von der Menge der Fremden, die zur Messe gingen, die sich bei den Festen der Schutzheiligen, Kirchweihen und sonstigen Feierlichkeiten hier zusammenfanden, und unter dem Frieden des Klosters ihren Verkehr eröffneten. Mönche waren die ersten Aerzte, Mönche schlichteten den Rechtshandel, Mönche waren die Notarien, bei ihnen wurden die öffentlichen und Privat-Urkunden unter den Schutz ihrer besondern Sicherheit niedergelegt, endlich Mönche waren es, die den Bedrängten aller Art die Mauern ihres Klosters öffneten, durch Rath und That an die Hand gingen, und die Gewaltthätigkeiten abhielten. Sie waren die ersten Vermittler des deutschen Mittelstandes und der deutschen Freiheit. Keiner konnte die Schroffheit der Gesetze, den Unterschied der Stände mehr ausgleichen, als wie die Klöster. Ihre Mitglieder gehörten sehr häufig den untern Ständen an, aber, als Vorsteher gewählt, bekleideten sie bald angesehene Stellen, wurden Fürsten und Herren. Ihre Untergebenen hatten nur die allgemeine Heerfolge zu leisten, und es insoferne besser, als Andere, welche sich in jede Fehde einlassen mußten. Sie bildeten mit dem Kloster ein Familienleben, und selbst die Hörigkeit war derart, daß schon damals das Sprichwort sich bilden konnte: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen," und sich später Alles dorthin flüchtete. Karl der Große, die edelsten und besten seiner Nachfolger wußten die Verdienste der Klöster und Mönche um das kirchliche und bürgerliche Leben nicht weniger zu schätzen, als die Bischöfe und der Pabst, und es ist merkwürdig, daß es in alten wie in neuen Tagen gerade häufig die kräftigsten und edelsten Fürsten sind, welche sich als Gönner derselben zeigen, während die Schwächlinge, die Sklaven ihrer Bureaukratie und Schreiber sind, fast stets ebenso feindlich. Auch die Schwindler in politischen Dingen, in Geld- wie in Oeconomie-Sachen haben sich stets und werden sich stets als Feinde jener Institute zeigen, welche die natürlichen Bollwerke gegen ihre Gaukeleien, Ränke und Arglist sind. Karl, der größte Fürst, den es je gegeben, schenkte den Klöstern Land, das ihr Fleiß bebaute und mehrte, und ihm folgten die Angesehensten des Reiches, sie fanden ihren Trost darin für sich und ihre Nachkommen. Und so lesen wir denn in der Geschichte des Pabstes Innocenz von Hurter, wie ein edler Graf auf dem stürmischen Meere bis in die zwölfte Stunde unschlüssig schwankt und an der Rettung verzweifelt, aber dann sich erhebt und muthig das Ruder ergreift: „Denn diejenigen, „welche seine Ahnen durch fromme Stiftung zum Dienste des Herrn „berufen, sind nun in den Chor getreten und beten für das Wohl der „Nachkommen." Wie seltsam erquickend mag es geschallt haben dem Wanderer in damaligen Tagen, wenn er durch das Dickicht des Waldes, am Abhange eines Gebirges, oder an einem sprudelnden

Bache, nachdem er bis dahin vergebens ein Unterkommen gesucht, mit Mühe den Gefahren von Seiten wilder Thiere oder verwilderter Menschen entgangen, durch die mächtige Stimme des „Deus in adjutorium meum intende“ in kühler Nacht aus einem benachbarten Kloster überrascht wurde!

Die Zeit hat uns trotz ihrer Verheerungen doch noch manche jener Urkunden erhalten, in denen die Privilegien, womit Karl der Große die Klöster bedacht hat, niedergelegt sind oder bestätigt wurden. Von einzelnen wird allerdings, wie bei jener von Werden, die formelle Aechtheit bestritten, aber die materielle kann gar nicht bezweifelt werden. Und was wir von Karl dem Großen nicht notorisch besitzen, das haben seine nächsten Nachfolger in Hülle und Fülle geleistet. Sie alle erkannten die Wichtigkeit der klösterlichen Institute, stellten sie und ihre Besitzungen nicht blos unter ihren besondern königlichen Schutz, sondern gewährten ihnen auch die Freiheit, ihren Abt zu wählen, und manche Ehrenrechte, welche die kurzsichtige Nachwelt blos deshalb nicht versteht, weil sie es in der Verkehrtheit ihres Herzens nicht will. So bestätigte Karl die Immunität des Klosters Murbach im Elsaß 775, von Prüm 779. Er verlieh die Immunität an das Kloster Lorsch 772, dem Abte Sturm zu Fulda 774, dem Erzbischofe Lullus von Mainz für das Kloster Hersfeld 774, der Marienkirche zu Achen 779, und beschenkt wird von ihm außer vielen andern, die er auch in seinem Testamente bedachte, im Jahre 811 Niederaltaich in Ungarn.

Wir haben aber hier, bevor wir zu den Nachfolgern Karls des Großen übergehen, von einem Namen zu reden, der zu wichtig ist in der Geschichte des deutschen Vaterlandes, als daß wir ihn übergehen könnten, und den wir hier blos deshalb etwas weitläufiger behandeln, weil er vielleicht nicht so bekannt ist, als er es verdient. Es ist

Ludger.

Ludger, Lüdiger, Liudger, erster Bischof von Münster in Westfalen, Apostel von Sachsen, Brabant und Friesland und Gründer der berühmten Benediktinerabtei zu Werden an der Ruhr, war ein Friese von Geburt. Seine Voreltern gehörten zu den angesehensten Familien des Landes, mußten aber fliehen und im fränkischen Reiche Schutz suchen. Als Grund ihrer Flucht wird uns vorzüglich das Bekenntniß des Christenthumes bezeichnet, das sie angenommen hatten und in aller Treue übten. So leisteten sie unter Andern auch den Bemühungen des heiligen Willibrord, mit dem sie in engem Freundschaftsverhältnisse standen, allen Vorschub. Die Friesen aber waren feindlich gesinnt gegen die Lehre Christi, und die steten Kriege, welche

sie mit ihren Nachbarn, den Franken, führten, die schon längst Christen waren, mochten nicht dazu beitragen, mildere Gesinnungen einzuflößen. Doch mußten die Friesen endlich den mächtigern Franken unterliegen, und Brisingus, der Großvater Ludgers, konnte, nachdem seine Landsleute durch Karl Martell besiegt waren, in sein Vaterland zurückkehren, wo er eine Präfektur erhielt. Brisingus wird uns geschildert als ein Mann von Gerechtigkeit und Heiligkeit des Wandels. Er hinterließ zwei Söhne, Nothgrim und Theatgrim, außerdem neun Töchter, von denen sich sechs dem Dienste des Herrn widmeten, die übrigen drei aber in angesehenen Familien verheirathet wurden. Nothgrim verehelichte sich noch bei seines Vaters Lebzeiten, Theatgrim aber nahm nach seines Vaters Tode Liafburga, eine vornehme Friesin, zur Frau, die Mutter Ludgers, die schon früh mit schweren Leiden zu kämpfen hatte. Sie war nämlich die Tochter Nothards und Adelburgens, deren Familien zu dem mächtigsten Adel gehörten, aber noch nicht Christen waren. Nothard und Adelburga hatten die Lehre des Heiles von Willibrord angenommen, ihre Tochter Liafburga aber schon in der ersten Stunde ihrer Geburt eine Gefahr zu bestehen, aus der sie nur durch göttliche Fügung gerettet wurde. Da sie eine der jüngern Töchter Nothards und Adelburgens war, und diesem keine männlichen Erben geboren wurden, so ergrimmte die Großmutter derart, daß sie in ihrem Zorne das neugeborne Kind ersäufen lassen wollte. Sie übergab es zu dem Zwecke an gewisse Diener, und diese warfen das Mägdlein in's Wasser. Das Kind aber sprang muthig hinaus und reckte die Händchen nach Erbarmung. Das sah ein Weib aus der Nachbarschaft. Sie eilte herbei, nahm das Kind mit sich nach Hause, das sie bis zum Tode der Großmutter ernährte und dann seinen Eltern zurückgab. Es war dies aber nicht das einzige Schicksal, womit Liafburga zu kämpfen hatte. Zu der Zeit, wo sie den heiligen Ludger unter ihrem Herzen trug, und die Tage ihrer Niederkunft schon nahe waren, hatte sie durch einen unglücklichen Fall eine schwere Verletzung in der Seite erhalten. Die Wunde schien so schwer und gefährlich, daß Jeder an dem Leben der Mutter und des Kindes verzweifelte. Dennoch genas die Mutter, und Ludger kam gesund zur Welt. Sein Geburtsjahr läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. So viel ist gewiß, Ludger hat den Bonifaz, der im Jahre 754 ermordet wurde, noch gesehen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sein Geburtsjahr zwischen 744 — 749 fällt.

Die erste Zeit seiner Jugend brachte Ludger bei seinen Eltern zu, und er gab bald Zeichen seines vortrefflichen Geistes und hohen Berufes. Er konnte nämlich kaum sprechen und gehen, so sammelte er schon Baumrinden, formte sie zu einem Buche, und versuchte es, die Buchstaben hineinzumalen. Bald kannte er keine andere Beschäf-

tigung, als Lesen und Schreiben, und wenn er darüber befragt wurde, wer ihn denn unterrichtet habe, so gab er zur Antwort: „Gott, der mich von Geburt an zum Werkzeuge des Evangeliums erkoren hat." Bei vorgerücktem Alter kam Ludger in den Unterricht Gregors. Dieser war Bischof von Utrecht und Nachfolger des heiligen Bonifaz, jener Ort aber im Mittelpunkt und eine Pflanzschule für alle edlen Männer jener Gegenden, deren vorzüglichstes Bestreben dahin zielte, die Lehre Christi und das Heil der Welt unter unsern deutschen Vorfahren zu verbreiten. Schon unter Willibrord und Suitbert hatte jene Pflanzschule ihren Anfang genommen, unter Bonifaz vorzüglich geblüht. Von hier aus war Suitbert bis Münster und Braunschweig vorgedrungen, Bonifaz in das übrige Deutschland und Friesland hinein. Jetzt war sie Gregors und Alberichs vorzüglichster Mittelpunkt. Aber ungeachtet alle diese Männer Viele für das Heil ihrer Seelen gewannen, so waren doch auch Manche in jenen Gegenden, welche sich nicht verständigen konnten mit der Lehre vom Kreuze. Auch waren die Zeiten zu bewegt und unruhig, als daß sämmtliche Anstalten der gottbegeisterten Lehrer von Dauer sein konnten. Unter Andern hatte die Kirche zu Deventer gelitten, und Ludger ward noch als Diakon zu ihrer Wiederherstellung abgesandt. (Das geschah gegen das Jahr 768.) Er leistete hier außerordentliche Dienste, und als er sein Geschäft glücklich vollendet, glaubte er, seine Zeit nicht besser benützen zu können, als wenn er nach England, wo er früher schon ein Jahr studiert, zurückreiste, und sich dort unter Leitung des berühmten Alkuin in den Wissenschaften weiter ausbildete. Gregor, sein Lehrer, suchte ihn zwar von diesem Gedanken abzubringen. Da er es aber nicht vermochte, den Lernbegierigen zurückzuhalten, so willigte er endlich ein. Ludger konnte jetzt eine längere Zeit ungestört den Studien obliegen. Alsbald zeichnete er sich unter den übrigen Schülern des berühmten Meisters zu York besonders aus, und erregte sowohl seiner Gelehrsamkeit wegen, als seiner Geschicklichkeit in der Führung der Geschäfte halber besondere Hoffnungen. Gegen das Jahr 774 kehrte er in sein Vaterland zurück, und suchte den erregten Hoffnungen auf jegliche Weise zu entsprechen. Zwei Jahre später verschied sein würdiger Lehrer Gregor, und die Kirche zu Deventer gerieth ebenfalls in neue Noth. Da sandte Alberich, Gregors Nachfolger, den Ludger zu ihrer abermaligen Herstellung. Ludger sammelte die zerstreute Heerde, und der Ruf seiner Thaten erscholl weit und breit. Dann ging er mit Alberich nach Köln, wo dieser zum Bischofe, er selbst aber zum Priester geweiht wurde (778). Nach Utrecht zurückgekehrt, fest entschlossen, alle seine Sorgfalt zur Verbreitung des Reiches Gottes unter den Friesen zu verdoppeln, wandte er sich mit Alberich in jene

Gegend von Friesland, welche das Ostergau genannt wurde, und zwar an seinen Geburtsort Dokkum, als Mittelpunkt seines Pfarrsprengels, wo Bonifaz die Martyrkrone errungen hatte, den Ludger aber mächtige Verwandte unterstützen konnten. Hier lehrte er vor dem Volke, und weil er sah, das Christenthum würde bessere und sicherere Fortschritte machen, wenn man die bisher zerstreuten Gemeindeglieder sammelte und an die Cultur des Bodens gewöhne, so betrieb er dieses Geschäft mit besonderer Sorgfalt. Seine Verwandten aber unterstützten ihn um so kräftiger, je angesehener sie bei ihren Landsleuten und je einflußreicher bei den fränkischen Königen und Herzogen von Austrasien waren. Friesland erhielt auf diese Weise Cultur und Befestigung in der Lehre des Heiles. In dieser Stellung blieb Ludger bis zum siebenten Jahre, ein zweiter Bonifaz, dem ersten gleich an Arbeit und Fülle des Segens. Doch waren auch ihm schwere Prüfungen vorbehalten. Während Karl in Spanien war, erhob sich Wittekind, der furchtbare Sachsenführer, und benutzte die Zeit der Abwesenheit des mächtigen Frankenkönigs zu einem Einfalle in das Land der Friesen. Unaufhaltsam drang er vor, und Alles, was sich nicht flüchtete oder der christlichen Religion entsagte, ward niedergemacht. Alberich starb vor Schmerz ob dieser traurigen Begebenheit, und Ludger hielt ein längeres Bleiben nicht für rathsam. Er zog sich zurück, und begab sich mit seinem Bruder Hildegrim nach Rom (784). Auf dieser Reise sah er Pipin, Karls Sohn, und den Pabst Adrian. Der Letztere gab die Sache in Friesland keineswegs verloren, sondern tröstete ihn mit der Hoffnung einer schnellen Aenderung und einem glücklichen Ausgange der Dinge. Ludger aber zog sich indessen nach Monte Cassino zurück, wo er zwei und ein halbes Jahr verweilte, und sich mit dem Studium der Regel des heiligen Benedikt beschäftigte. Während dieser Zeit aber ward Wittekind geschlagen, und Ludger konnte wieder nach Deutschland zurückkehren. Karl, der Friesland wieder erobert hatte, wünschte dies, und leistete ihm allen Vorschub. Der apostolische Mann wirkte nun wieder in der Heimat, und nachdem bald darauf (gegen das Jahr 789) Bernhard, Vorsteher der Kirche zu Münster, gestorben, fand Karl keinen mehr geeignet, die erledigte Stelle zu übernehmen, als Ludger. Er ließ ihn deshalb zu sich kommen, und weil nun auch Othegrim, Bischof von Trier, mit Tode abgegangen, so bot er ihm das Bisthum Trier an. Ludger aber, demüthig, wie er war, wollte ein so ausgezeichnetes Amt nicht übernehmen, und behauptete, es seien andere Männer, die gelehrter und geschickter wären, als er, und wegen ihres Lebenswandels mehr Berücksichtigung verdienten. Auch wünsche er seiner Seits lieber, wenn es der König genehmige, die Sachsen zu bekehren. Dies war Karl eben recht, und er freute sich über die Antwort,

wodurch Ludger die Arbeit den Ehrenstellen vorzog. Er wählte ihn also zum Vorsteher der Kirche zu Münster. Gott aber segnete die Arbeiten des frommen Mannes also, daß er sich nach einiger Zeit auch der Friesen wieder annehmen konnte. Außerdem aber beschäftigte ihn noch ein Gedanke, dessen Ausführung für die Erreichung seines Zweckes, die Verbreitung christlicher Lehre und Sitte unter den Friesen und Sachsen, von höchster Wichtigkeit sein mußte. Es war dies die Gründung eines Klosters. Es sollten darin gottbegeisterte Männer gesammelt, in den christlichen Wissenschaften erzogen und gebildet werden. Zugleich konnte dieses eine Zuflucht sein für Unglückliche und ein Mittelpunkt der Cultur. Wo dies Kloster am zweckmäßigsten errichtet werden könnte, darüber war Ludger mit sich selbst lange uneinig. Er sammelte indeß fromme Geschenke in Friesland, im Kölnischen, im Münsterlande. Auch hatte er sich von Rom aus kostbare Schätze mitgebracht, nämlich eine Menge Reliquien der angesehensten Heiligen, die, ursprünglich für das neu gegründete Kloster und die Missionen bestimmt, in Withmund niedergesetzt wurden, und bald einen bedeutenden Ruf und Ansehen erlangten, so daß zahllose Geschenke bei ihnen zusammenfloßen.

Ludger aber beschäftigte sich indessen nicht blos mit den Sachsen und Friesen, sondern er dachte auch bereits daran, den Dänen und Norwegern das Evangelium zu verkünden. Da Karl dies Unternehmen nicht billigte, so wandte er desto größere Sorgfalt auf die Verwaltung seiner Diöcese. Denn wiewohl nicht zum Bischof geweiht — welche Ehre er zwölf Jahre hindurch beständig ablehnte — so hatte er dennoch die ganze Jurisdiktion eines solchen, und so groß war das Zutrauen des Königs, der ihn höchst verehrte, und Wittekinds, der ihn nach seiner Bekehrung zum Rathgeber und Freund erkor, daß ihn beide reichlich bedachten. Unter Andern erhielt er auch Helmstädt zum Geschenke. Ludger erbaute nun zu Münster eine Kirche, theilte das Land in verschiedene Pfarrsprengel und sammelte einen Klerus um sich herum. Außerdem aber durchwanderte er das Land, belehrte das Volk und stürzte die Götzentempel. An die Stelle derselben errichtete er christliche. Da hatte er denn bald durch seine Weisheit, Sanftmuth und Geschicklichkeit, durch den Ruf seiner Thaten die ganze Diöcese zum Christenthum gebracht. Dabei machte er noch Excursionen nach Friesland, befestigte die Bewohner von fünf Ortschaften im Glauben und verband sie mit seiner Diöcese. Auch auf die bürgerliche Verfassung des Münsterlandes hatte Ludger einen großen Einfluß. Er sammelte die zerstreuten Höfe unter Ein Oberhaupt, und mehrere derselben zu einer größern Genossenschaft. Er sorgte für Arme und Reisende, und bestimmte zu diesem Zwecke einen Theil der Zehenten. Um diese Zeit aber griff Ludger den

Gedanken von der Gründung eines Klosters von Neuem auf. Auch scheint er jetzt über den Ort mit sich in's Reine gekommen zu sein. Anfangs hatten ihm zwei Stellen dazu am geeignetsten geschienen, nämlich jene in Withmund an der Issel, wo er seine Reliquien niedergesetzt, und dann die an der Erft in der Nähe von Neuß, wo er ein Kreuz errichtet hatte. Ungewiß, welchen Ort von beiden er wählen sollte, bat er die göttliche Vorsehung um Aufklärung, und als er einstens in stiller Einsamkeit und tiefem Schnee und Frost die Nacht an jenem Kreuze im Gebete zugebracht, da erhielt er die Weisung, jener Ort sei nicht geeignet zum Kloster, sondern eine Stelle im Walde am Ruhrflusse. Kaum war es Morgen, so eilte er hin nach jener Gegend des Ruhrflusses, die Weneswald hieß und noch ungefähr sechs Stunden entfernt lag, um von den Bewohnern die zu jenem Zwecke erforderlichen Grundstücke aus väterlichen Mitteln anzukaufen. Doch schien ihm, ehe er noch weiter Hand an's Werk legte, die Genehmigung des Pabstes dazu vonnöthen, und er machte deshalb, wie eine von Schaten angeführte Urkunde berichtet, eine abermalige Reise nach Rom. Da der erwählte Ort indeß außerhalb seines bischöflichen Sprengels, nämlich in dem Bisthume Köln lag, so mußte er auch mit Erzbischof Hildebold von Köln in Unterhandlung treten. Karl aber sprach er um Schutz und Sicherung des klösterlichen Eigenthums an. Der Kaiser gewährte den Schutz in einer Urkunde, die oft bestritten, aber siegreich vertheidigt worden, und gleichsam als der Stiftungsbrief der später so berühmten Reichsabtei Werden und Helmstädt betrachtet werden darf.

Nach diesen Einleitungen konnte endlich Ludger, der sich unterdessen zum Bischofe hatte weihen lassen, mit Sicherheit sein Vorhaben ausführen. Zum Bauplatze erwählte er einen Ort, welchen er von einem gewissen Folkbert gegen einen Hof zu Fischlaken, den er aus eigenen Mitteln gekauft, eingetauscht. Aber als der Bau in's Werk gesetzt werden sollte, da zeigten sich unendliche Schwierigkeiten. Die Baustelle lag zwischen dem Tiefenbach und dem Bornbache, übrigens ein undurchdringlicher Wald, den man zu lichten für unmöglich hielt. Alle zagten ob der begonnenen Arbeit, Alle verzweifelten an ihrer Ausführbarkeit. Nur Einer blieb fest und unerschütterlich in seinem Vorsatze, und das war Ludger. In stiller Nacht verließ er sein Lager, ging hinaus und wandte sich zum Gebete. Doch er fühlte sich beobachtet, und trat noch einmal zurück. Dann ging er abermals und betete, und siehe da! es erhob sich ein gewaltiger Sturm, der den ganzen Wald, mit Ausnahme des Baumes, unter welchem der fromme Bischof gebetet hatte, vernichtete. Jetzt wurde der Bau des Klosters und der Kirche mit erneutem Muthe fortgesetzt, die Kirche selbst aber, nachdem sie vollendet, dem Erlöser, der seligsten

Jungfrau und dem Andenken der zwölf Apostel geweiht, die Reliquien, welche Ludger von Rom mitgebracht, und die in den alten Urkunden eine so bedeutende Rolle spielen, in ihr niedergesetzt.

Ludger hatte, als er sich gegen das Jahr 801 zum Bischofe weihen ließ, mehr den Vorstellungen Karls nachgegeben, als eigenem Antriebe gefolgt. Doch war die heilige Handlung für ihn ein neuer Sporn in seinem lobenswerthen Bestreben. Indeß sollte sein Kampf für das Gute nicht lange mehr dauern. Er starb auf einer Rundreise zu Billerbeck in Westfalen, nachdem er noch kurz vorher gepredigt (809). Bei Lebzeiten hatte er den Wunsch geäußert, man möge ihn in Werden begraben. Die Bewohner hätten ihn indeß gerne bei sich gehabt, und sie ließen ihn nach seinem Tode von Billerbeck nach ihrer Stadt bringen. Dem Kaiser aber war der Wille des Verstorbenen heilig, und er befahl, ihn nach Werden zu bringen, wo er an jenem Orte beerdigt wurde, an welchem er damals, als der Sturm den Wald lichtete, gebetet hatte.

Ludger hinterließ bei seinem Tode ein wohlgeordnetes Bisthum, das er von der falschen Lehre des Götzenthumes zur ächten Lehre des ewigen Lebens zurückgeführt. Hatte er aber durch sein öffentliches Leben Ruhm geärntet, so war sein Privatleben nicht weniger lobenswerth. Strenge gegen sich selbst, zeigte er in seinem Betragen gegen Andere jene Leutseligkeit, welche die Herzen gewinnt und mit sich fortreißt. Wiewohl von vornehmer Herkunft, machte er doch keinen Unterschied der Person. Reiche und Arme lud er zur Tafel. Nach aufgehobener Tafel, die immer sehr kurz war, zog er sich zum Gebete oder zum Lesen zurück. Gedrückte und Dürftige fanden leicht Zugang zu ihm. Weniger rücksichtsvoll war er mit üppigen Reichen, doch furchtbar denen, welche in Worten oder Thaten Frömmigkeit heuchelten. Immer anständig gekleidet, vermied er eben so sehr den Schmutz, als die Eleganz. In seinem ganzen Leben war er äußerst mäßig. Er entzog sich Manches, um es den Armen zu geben. Wollte er eine Sache von Wichtigkeit beginnen, so empfahl er sie dem Gebete und Opfer der Priester, sowie der sonstigen Frommen. Sein ganzes Einkommen, sowohl aus väterlichem Vermögen, als seinem Bisthume, verwendete er, mit Ausnahme des Wenigen, was er zu seinem Lebensunterhalte bedurfte, zum Besten der Armen und zu sonst wohlthätigen Zwecken. Er bewohnte kein glänzendes Haus, hatte keine kostspielige Dienerschaft, theuren Gefäße. Selbst bei Kirchengefäßen war er mit Messing zufrieden. Nichts desto weniger gab es doch Einige, welche ihn nicht recht leiden mochten. Vielleicht, weil er ihre Ränke offenbarte, oder aus sonstigen Gründen. Sie suchten daher irgend einen Vorwand, ihn beim Kaiser zu verklagen oder herabzusetzen. Einen solchen Vorwand fanden die Heuchler nun

auch leicht. Sie wußten es dem Kaiser beizubringen, Ludger sei ein Verschwender, der nie etwas habe, und noch leichtsinnig obendrein, wisse er das Heilige nicht zu achten. Er mußte deshalb vor den Kaiser nach Achen kommen und sich rechtfertigen. Wie nun eines Morgens der Kaiser seinen Diener zu ihm schickt, ihn rufen läßt, war Ludger gerade im Gebete begriffen. Er hieß daher den Diener etwas verziehen, er werde bald kommen. Vielleicht daß dieses den Kaiser verdroß, oder daß Ludger wirklich lange blieb. Der Kaiser sandte einen zweiten Boten. Aber Ludger fertigte ihn ab, wie den ersten. Der Kaiser ward endlich ungeduldig und schickte den dritten. Ludger aber hieß auch diesen gehen. Endlich kam er. Da machte ihm der Kaiser Vorwürfe, und fragte: Weshalb bist du so schwierig in Befolgung meiner Befehle, und dreimal gerufen, kaum erschienen? Ludger erwiederte ganz einfach: Ich war der Meinung, ich müsse Gott sowohl dir, als allen übrigen Menschen vorziehen. So hast du mir auch befohlen damals, als du mir das Bisthum zugedachtest. Ich mußte daher meinem Gotte eher dienen, als dir. Aber jetzt bin ich fertig, und zwar um so geschickter. „Gott sei Dank," erwiederte der Kaiser, „daß du dich nur als einen solchen bewährt hast, wofür ich „dich gehalten. Aber es waren Einige bei mir, die haben dich bös-„williger Weise verläumdet. Ich will ihnen in Zukunft nicht mehr „glauben. Du jedoch fahre fort, wie du begonnen, sei nur treu „und gedenke meiner im Gebete und beim Meßopfer." Ludger wird von der Kirche als Heiliger verehrt. Aber auch als Schriftsteller hat er sich ausgezeichnet. Besonders liebte er die Schriftkunde, und er hinterließ gemeinschaftlich mit seinem Bruder Hildegrim, Bischof von Halberstadt, eine Erklärung der Briefe des Apostels Paulus, eine Schrift über das Leben und Wirken seiner ehrwürdigen Lehrer Gregor und Alberich, über die Erstlinge von Bonifazens Wirksamkeit und einen Bericht über die Erhebung der Reliquien des heiligen Suitbert zu Kaiserswerth.

Ludger war, wiewohl ihn die Menologien der Benediktiner, Mabillon und Trithem, so nennen, dennoch nach dem ausdrücklichen Zeugnisse seines Lebensbeschreibers und Vetters Altfred kein Benediktiner, doch hatte er diese Regel in Monte Cassino studiert und in Werden begünstigt.

Ludwig der Fromme und sein Nachfolger.

Ludwig der Fromme hatte den Ruhm und den Glanz seines Vaters ererbt, doch weder dessen Eigenschaften, noch sein Glück *).

*) Annales Francorum sub Pipino, Carolo et Ludovico.

Man kann nicht von ihm sagen, daß er ohne Anlagen gewesen *). Er war stark an Körperbau, thätig und gewandt, langsam zum Zorn und leicht zum Mitleiden bewegt. Er besorgte Alles mit Klugheit und Vorsicht, nur daß er zuweilen seinen Rathgebern mehr traute, als nothwendig war. Sein Vater gab ihm noch vor seinem Hinscheiden in feierlicher Versammlung der Fürsten und Bischöfe die Mahnung, Gott zu scheuen, seine Kirche gegen schlechte Menschen zu vertheidigen, seine Geschwister und Verwandten zu schützen, die Priester wie Väter zu ehren, das Volk wie Söhne zu lieben, stolze und böse Menschen auf den Weg des Rechtes zurückzuführen, ein Tröster und Vater der Armen und Klöster zu sein, nur Solche anzustellen, welche Gott liebten und Geschenke verachteten, keinen vom Amte zu entfernen ohne hinreichenden Grund, und sich selbst untadelhaft vor Gott und allem Volke zu zeigen. Ludwig versprach, Alles, was ihm der Vater sagte, in seinem Herzen zu bewahren und mit Hilfe Gottes zu beobachten. Aber bald zeigte sich das Unglück, und daran waren zum großen Theil Frauen schuld. Ludwig war zweimal verheirathet. Seine erste Gemahlin hieß Irmengard. Mit dieser hatte er drei Söhne: Lothar, Pipin, Ludwig. Als Irmengard starb, heirathete er Judith, eine Tochter des Herzogs Welf. Sie gebar ihm einen Sohn mit Namen Karl. Judith war schön, und hatte viel Einfluß am Hofe. Das verdroß die Uebrigen, und gab den ersten Vorwand zu Klagen. Einen andern aber bot Ludwig selbst, und der lastet schwer auf ihm. Im Jahre 817 hatte er das Reich also unter seine Söhne vertheilt: Lothar ward Kaiser, erhielt Italien und den Strich Landes zwischen Rhein und Maas, nebst den angränzenden Ländern, welche später unter dem Namen Lotharingien vorkommen, die übrigen Söhne sollten blos Könige heißen, von ihnen erhielt Pipin Aquitanien, Ludwig Baiern. Diese Theilung wurde auf dem Reichstage zu Nymwegen 821 von den versammelten Fürsten feierlichst anerkannt und beschworen. Das war der erste politische Fehler, den Ludwig beging. Daß er aber später, nach der Geburt seines Sohnes Karl, diesen so feierlich geschlossenen Vertrag umwarf, der zweite. Lothar, der am meisten dabei litt, hatte zwar seinem Vater versprochen, er werde nichts dagegen haben, wenn er seinem Stiefbruder Karl den Landestheil gäbe, welchen er wolle, doch ward er unzufrieden, als er Allemannien, Rhätien und einen Theil von Burgund zu Gunsten Karls abtreten sollte, und es kam zu einem förmlichen Bruche zwischen ihm und seinem Vater. Auch Pipin war heftig aufgebracht gegen Judith, und die Sache ging so weit, daß diese den Hof verlassen mußte, der Kaiser aber abgesetzt wurde. Doch gereute es Pipin und

---

*) Theganus, de gestis Ludovici Imperatoris.

seinen Bruder Ludwig, daß sie ihren Vater abgesetzt hatten. Sie verwendeten sich für ihn, und er kam wieder auf den Thron. Auch Judith wurde zurückgerufen. Aber nun fing das alte Wesen wieder an, und als Ludwig zu einer abermaligen Theilung schreiten wollte zwischen Lothar und Karl, da fand sich ein neuer Anlaß zur Empörung. Die Söhne aber hatten das Volk für sich, und da es in der Gegend zwischen Basel und Straßburg auf einer weiten Ebene zur Schlacht kommen sollte, verließen alle Anhänger den Kaiser, und gaben ihn in die Gewalt seiner Söhne (833). Es war dasselbe Feld, worauf sie ihm Treue geschworen, und weil sie dieselbe so schmählich brachen, bekam es den Namen des Lügenfeldes. Lothar aber und Ludwig führten den Vater mit sich hinweg über Metz, Soissons nach Compygni. Hier sprachen die Bischöfe über ihn das Urtheil, er solle in ein Kloster gehen, und da er dieses nicht wollte, so wurde er gezwungen, die Waffen niederzulegen und auf den Knieen in bloßem Hemde Buße zu thun. Darauf entsetzten sie ihn seiner Würde. Lothar gedachte, ihn sogar zu tödten. Doch hintertrieb dies sein Bruder Ludwig.

Lothar handelte jetzt nach Willkühr. Er maßte sich das große Reich an, vernachläßigte aber die Angelegenheiten der Regierung, und sorgte blos für seinen eigenen Vortheil. Das verdroß Pipin und seine Brüder. Sie gingen damit um, ihren Vater wieder auf den Thron zu setzen. Sie sammelten ein Heer, und schlugen Lothar in die Flucht. Dieser schleppte indeß seinen Vater nach Paris. Aber auch dahin kamen die Sieger, und Ludwig der Fromme ward nun von den in St. Denis versammelten Bischöfen freigesprochen, mit dem Schwerte umgürtet und in sein Reich wieder eingesetzt. Er söhnte sich mit seinem Sohne Ludwig aus, und führte ihn nach Achen. Lothar kam, und bat ebenfalls um Verzeihung. Er erhielt sie, und Ludwig schritt nun 837 zu einer neuen Theilung. Nach dieser sollte Lothar, als der Aelteste, die Kaiserwürde erhalten, Italien und den Theil von Francien, der zwischen Rhein und Maas liegt, Ludwig Baiern, Sachsen und die angränzenden Länder, Pipin Aquitanien, Gasconien und den Landstrich, der an der Gränze von Spanien lag, Karl, der Jüngste, aber Frankreich, Burgund, Neustrien. Lothar war dieses recht, aber keineswegs Ludwig dem Deutschen. Er hätte auch noch gerne das Land jenseits des Rheines gehabt. Pipin war unterdessen im Jahr 838 gestorben. Judith fürchtete den Tod des Kaisers, und für den Fall Gefahr für sich und ihren Sohn. Sie suchte daher Eines von ihren Stiefkindern zu gewinnen. Lothar schien ihr dazu am geeignetsten. Sie beredete daher ihren Gemahl, diesem Versöhnungsvorschläge zu machen, nach welchen Alles verziehen sein sollte, wenn er nur den Willen des Vaters in Bezug auf die Karl

angewiesenen Länder unterstützen wollte, nebst dem sollte das ganze fränkische Reich, nur Baiern ausgenommen, das Ludwig erhielt, zwischen ihm und Karl getheilt werden. Als Ludwig dies im Jahre 840 vernahm, sammelte er ein Heer, und fiel in Allemannien ein. Da ward der Kaiser aufgebracht. Er ging über den Rhein, und kam nach Thüringen. Ludwig suchte sein Heil in der Flucht. Der Kaiser aber hielt in Worms einen Reichstag. Indessen schwanden seine Kräfte immer mehr dahin. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich auf eine Insel im Rheine nahe bei Mainz bringen, wo er bald darauf starb im vierundsechzigsten Jahre seines Alters. Ludwig führt in der Geschichte wegen seiner Mildthätigkeit den Namen des Frommen, er hat auch wirkliches Verdienst um die Kirche, wie aus den Capitularien hervorgeht, es wäre ihm aber mehr Energie in seinem Hause zu wünschen gewesen.

Nach des Vaters Tode begann Lothar sein altes Spiel. Er suchte sich des ganzen Reiches zu bemächtigen, schmeichelte den Fürsten und besonders seinem Bruder Karl, und versprach ihm, gegen Ludwig zu Felde zu ziehen. Doch schloß er bald Frieden mit diesem, und suchte seinen Bruder Karl zu unterdrücken. Da erinnerte ihn dieser an seine Eide, an die Bande der Freundschaft, des Vaters Willen, und versprach Unterwerfung, wofern er in seinem Erbtheile belassen würde. Lothar stellte sich, als nähme er die Anerbietungen wohl auf, fiel aber dennoch in seines Bruders Länder ein, und brachte die Völker theils durch Versprechen, theils durch Drohungen zur Unterwerfung. Da mußte Karl, der von der einen Seite durch Lothar, von der andern Seite durch Pipin, seines verstorbenen Bruders Sohn, sich bedroht sah, Frieden schließen, und trat Aquitanien, Septimanien, Province und zehn Grafschaften zwischen der Loire und der Seine an Lothar ab. Ludwig besetzte indessen den Rhein. Lothar suchte ihn durch List und Gewalt zu verdrängen. Er zog mit einem Heere bei Worms über den Rhein, und zwang Ludwig, der verrathen war, nach Baiern zurückzugehen. Nun wandte er sich wieder gegen Karl. Da benutzte Ludwig die Gelegenheit, und schloß mit diesem ein Bündniß. Siegreich drang er über den Rhein, und machte billige Vorschläge an Lothar. Dieser aber nahm dieselben gar nicht an, und es kam zu einer blutigen Schlacht. Lothar zog sich, geschlagen, nach Mainz zurück, und so schlecht war der Mensch, daß er sogar dadurch, daß er den Sachsen den Götzendienst wieder erlaubte, diese für sich zu gewinnen suchte. Er machte einen Einfall in Franken, wurde zurückgeschlagen, und begab sich nach Achen. Da drängte ihn aber Ludwig. Lothar floh über Chalons nach Lyon, nachdem er vorher den Kirchenschatz geplündert hatte. Jetzt rief er die Normannen zur Hilfe, gab ihnen einen Theil der Christen zum Eigenthum, und

gestattete, daß sie die übrigen plünderten. Doch konnte er mit allem dem nichts ausrichten. Denn Ludwig besetzte die Städte auf dem linken Rheinufer, und schloß mit Karl zu Straßburg ein Freundschaftsbündniß. Lothar war indeß wiederum vorgerückt. Er verweilte in Sinzig, doch schien er zum Frieden geneigt. Auch die Verbündeten wünschten nichts sehnlicher, als diesen. Es wurde deshalb in Koblenz eine Zusammenkunft gehalten, und endlich kam der berühmte Theilungsvertrag von Verdun zu Stande, wodurch die karolingischen Länder eine bleibende staats- und völkerrechtliche Scheidung erhielten, die zwar die Grundlage der Selbstständigkeit von Deutschland und Frankreich blieb, jedoch nicht immer unverrückt in ihren Gränzen.

Theilungsvertrag von Verdun 843, und Schlechtigkeit der damaligen Zeit.

Gemäß dem Theilungsvertrage von Verdun bekam Lothar, als der Aelteste, die kaiserliche Würde, Italien, Rom, die Lombardei, Lothringen, Burgund; Ludwig, seines Beinamens der Deutsche, erhielt Deutschland rechts des Rheines mit einigen Städten links, nämlich Worms, Mainz, Speier, des Weinwuchses wegen, Karl das übrige Frankreich. So war endlich das Uebel, welches Ludwig des Frommen Regierung so unheilvoll gemacht, gehoben. Aber die fortwährenden Kriege und Intriguen hatten die Menschen außerordentlich verschlechtert. Es ist schrecklich, einen Blick auf den damaligen Sittenzustand zu werfen, besonders aber zu der Zeit, wo Ludwigs Söhne sich wider ihren Vater empört hatten und einander bekämpften. In diesen Kriegen, welche der Schandthaten so voll sind, ward der bildende Einfluß des Christenthumes gänzlich gelähmt, dieses sogar in einzelnen Gegenden von Deutschland durch die sogenannte Stellinga ausgerottet, und das, was Regino, Abt von Prüm, fast ein Zeitgenosse jener Begebenheiten, in seinem, vielleicht noch nicht gehörig gewürdigten Werke „von der christlichen Zucht“ aufführt, liefert einen furchtbaren Beitrag zur Verwilderung der damaligen Zeiten *). Das Christenthum bekam in Sachsen neue Märtyrer. Daß sich die Söhne wider ihre Väter empörten, waren gewöhnliche Dinge **). Diese zeigten sich indeß ungerecht und hart gegen ihre Kinder. So verfügte Ludwig zum Nachtheile seiner ersten Kinder, stieß einen feierlich beschwornen Vertrag um, und ließ sich von seiner zweiten Gemahlin

*) Regino de disciplina ecclesiastica.

**) Annales regum Francorum.

zu Dingen bewegen, welche das ganze Reich in Verwirrung setzten. Unbeschreiblich hart war man in der Bestrafung der Empörungen, und diese wurden darum nicht seltener. Ludwig selbst hatte nicht blos mit seinen Söhnen, er hatte auch mit seinen sonstigen Verwandten, die sich ihm widersetzten, zu kämpfen, und er ließ einen derselben blenden *). Man schonte aber weder Wittwen, noch Waisen, plünderte die Kirchen, schaltete willkührlich mit den Aemtern, und für Geld war Alles feil. So lange Ludwig noch einige Macht hatte, wurde der Schlechtigkeit gewehrt, aber er stand unter dem Einflusse seiner Frau, deren Verwandten und der Höflinge. Von diesen gingen einige zuerst damit um, die Söhne gegen ihn aufzuhetzen. Sie brachten es endlich durch langes Zureden so weit, daß sie sich wider ihren Vater auflehnten **). So etwas konnte der Himmel nicht ungeahndet lassen. Es geschahen Zeichen am Himmel, und eine schreckliche Hungersnoth wüthete gegen das Jahr 850 in den Rheinlanden. Als sich im Jahre 857 die Bischöfe auf der Synode zu Mainz versammelten, um allda über kirchliche Angelegenheiten zu berathen, da ward ein Brief des Erzbischofes Gunther von Köln an Altfred, Bischof zu Hildesheim, verlesen, worin dieser von einer furchtbaren Erscheinung Meldung that, welche sich in Köln gezeigt hatte. Man spürte gewaltiges Erdbeben, die Nächte waren blutroth, und die Winter so strenge, daß Thiere und Bäume darunter litten und zu Grunde gingen. Die Quellen und Flüsse schwollen über die Massen, und sie ergoßen sich über das Land. Dazu kam eine Sterblichkeit über Deutschland und Frankreich, und Viele wurden hinweggerafft. Die Vasallen machten die Unordnung voll, empörten sich wider ihre Herren, und Treu und Glauben schienen von der Erde verschwunden. Der allerschlechteste der damaligen Fürsten war Lothar. Er war aufrührerisch gegen seinen Vater, ränkevoll gegen seine Brüder, treulos und grausam gegen seine Gattin. Auch der damalige Erzbischof Gunther von Köln hatte sich Vieles zu Schulden kommen lassen. Der Pabst entsetzte ihn seiner Würden, und nahm ihn nie mehr in Gnaden auf. Dem Kaiser Lothar aber gebot der Pabst, seine Gattin wieder zu sich zu nehmen, die unrechtmäßige Waldrada zu entlassen, und vermittelte den Frieden unter den Fürsten. Der beste unter den damaligen Fürsten war noch Ludwig der Deutsche, sein Vater indessen nicht zufrieden mit ihm, und der Verfasser der Annales regum Francorum zieht scharf gegen ihn los. Wahrscheinlich war er kein Freund der Höflinge, die ihm deshalb jeden, nur möglichen Verdruß bereiteten, ihn beim Vater verkleinerten. Nach Regino

*) Chronicum Reginonis. Theganus.

**) Annales regum Francorum.

aber achtete er die Vorschriften der katholischen Religion, und war nicht blos in weltlichen, sondern auch in kirchlichen Angelegenheiten wohl unterrichtet, liebte den Frieden und Gerechtigkeit. Er hatte einen scharfen Verstand, und war, so heißt es, stets wohl berathen. Bei Verleihung der Aemter verfuhr er nicht mit Leidenschaft, noch so gewinnsüchtig, wie es damals Brauch war *), sondern mit der größten Geschicklichkeit und Sorgfalt. In Schlachten war er gewöhnlich siegreich, liebte den Schmuck der Waffen, Pracht beim festlichen Mahle, doch vergaß er des Krieges nie, Eisen hatte bei ihm mehr Gewicht, als Gold. Denn er war unbestechlich, und Keiner ihm zu geringe. Aber Alle galten ihm nur, insofern sie den Ruf der Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit hatten. Das war auch die einzige Rücksicht, die er bei Verleihung geistlicher und weltlicher Aemter kannte. Sein Andenken blieb daher stets gesegnet **).

Ludwig der Deutsche starb 886 zu Frankfurt. So lange er lebte, hatte er sein Reich gegen die Ränke Lothars und Karls des Kahlen geschützt, die Normannen zurückgetrieben, die Stellinga unterdrückt. Als er aber gestorben war, da glaubte Karl, seiner Eide uneingedenk, eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, sich eines Theiles von seinem Reiche zu bemächtigen. Die schändliche Weise, wie er dabei verfuhr, übertrifft alle Vorstellung. Der Erzbischof Willibert von Köln rettete jedoch den jüngern Ludwig, und Karl selbst ward mit einem großen Verluste in der Nähe von Andernach geschlagen ***).

Ludwig der Deutsche hatte drei Söhne, Karlmann war der ältere, Ludwig der jüngere, Karl, mit dem Beinamen der Dicke, war der dritte. Der erste erhielt bei seines Vaters Tode Italien und Baiern, der zweite das übrige Germanien, und Karl der Dicke Lotharingien. Da dieser aber alle seine nächsten Anverwandten überlebte, erbte er die sämmtlichen Besitzungen seines Großvaters Ludwigs des Frommen und Karls des Großen. Allein seine Regierung war nicht glücklich. Er wurde abgesetzt (887), und es folgten ihm in den verschiedenen Landestheilen seines Reiches verschiedene Fürsten. In Italien hatte man sogar zwei Könige, Berengar von Friaul und Guido von Spoleto, im westlichen Frankreich Graf Robert von Paris. Boso riß die Province an sich, und Rudolf Burgund. Den übrigen Theil des karolingischen Reiches jedoch behauptete Arnulf. Er war König von Deutschland und später römischer Kaiser. Arnulf war der natürliche Sohn Karlmanns, und sein ganzes Recht auf das Erbe seines Vaters bestand in der Wahl der Fürsten und in der Gewalt

---

*) Annales regum Francorum Fuldens.

**) Chronicum Reginonis.

***) Annales Francorum Fuldens.

der Waffen. Nachdem er sich in dem Besitze seines Reiches festgesetzt, unternahm er einen Zug gegen die Obotriten. Allein dieser fiel unglücklich aus. Er unterwarf den König Zundebold von Mähren, aber mit Hilfe der Ungarn, die jetzt des Reiches Schwächen kennen lernten, und dasselbe schwer heimsuchten. Er begann somit ein höchst verderbliches Unternehmen. Arnulf starb endlich nach einem dritten Zuge nach Italien (899). Er hatte mit seiner rechtmäßigen Gattin nur Einen Sohn, nämlich Ludwig, und außerdem noch zwei natürliche Kinder, nämlich Zwentebold und Radold. Der Erste folgte seinem Vater in der Regierung von Deutschland, und hieß, da er noch nicht mehr als sieben Jahre alt war, das Kind. Zwentebold war König des Landstriches, der damals Lotharingien genannt wurde. Da er aber bei den Fürsten verhaßt war, so entsetzten sie ihn, und wandten sich zu dem jungen Ludwig. Groß waren jedoch die Leiden, womit Deutschland, sowie die angränzenden Länder damals heimgesucht wurden, Feinde von Außen und Parteien im Lande, so daß damals ganz besonders von Deutschland gesagt werden konnte: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!" Die Völker aber, die sich damals unter der Regierung Arnulfs und Ludwigs des Kindes im Norden von Deutschland, sowie in Frankreich und Italien einen Namen machten, waren die Normannen, im Süden die Ungarn. Bevor wir indessen zu ihrer Geschichte übergehen, müssen wir etwas nachholen, was die damalige Bildungs- und Cultur-Geschichte betrifft.

Kirchliche Institute.

Die Bisthümer, welche jener Zeit ihren Ursprung verdankten, sind: Erstens Hildesheim, gleich in den ersten Regierungsjahren Ludwigs des Frommen gestiftet *), eine berühmte Bildungsschule für Wissenschaft und Kunst. Zweitens das mit Hamburg vereinigte Bremen **).

Von den Klöstern finden wir in jener Zeit Kempten schon im Jahre 814 in einem Immunitätsbriefe erwähnt, dann Hornbach, die Abtei Stablo-Malmedi erhält in demselben Jahre die Zollfreiheit, Ebersheim die Bestätigung seiner Besitzungen und Rechte. In dem folgenden Jahre finden wir Briefe für die Abteien Görz, Bland bei Gent, Berg im Donaugau. Im Jahre 818 St. Bavo bei Gent; später das Kloster Buchau am Federsee, Hornbach, Corneli-Münster, St. Amand, Ahausen im Nordgau, Maßmünster, Lindau, Reichenau,

*) Chronicon Episcop. Hildeshem. Bei Leibnitz, scriptores rerum Brunsw. Tom. I.

**) Adam von Bremen, erstes Buch.

Altötting, St. Apern bei Toul, St. Michel bei Verdun, Metten, Metden, gestiftet 889, u. m. a. Vor Allem aber gilt uns hier die Gründung von Neu-Corvei *) an der Weser. Der Bestätigungsbrief ist vom 27. Juli 828, und die Stiftung besonders zur Erhaltung des Christenthumes in Sachsen von Ludwig dem Frommen begünstigt. Auch an berühmten Männern fehlt es in jener Zeit nicht, da ist vor allen der gelehrte Bischof Rhabanus Maurus von Mainz. Etwas später, gegen Ende dieser Periode, Haimo, Bischof von Halberstadt. Endlich ist auch die Zeit gekommen, wo die deutsche Sprache eine Art von Ausbildung erlangt hat. Wir besitzen aus jener Periode interessante Bruchstücke. Wir haben die Eidesformel, welche die Fürsten in dem Theilungsvertrage zu Verdun in den betreffenden Sprachen hersagten. Wir haben die Werke von Otfried und des im Kirchenliede besonders so berühmten Notger oder Notker.

Aber Alles, was für die deutsche Bildung in sonstiger Weise geschehen, wird übertroffen von der Gesetzgebung, die wir in den Capitularien Ludwigs des Frommen und seiner nächsten Nachfolger niedergelegt finden. Sie sind für das kirchliche Leben, für die Sitten- und Cultur-Geschichte äußerst wichtig. Es waren Verordnungen der Landesfürsten, die auf dem Reichstage berathen oder bestätigt wurden, und wie an den Reichstagen die Bischöfe einen so großen Antheil hatten, so war kein Reichstag ohne zu gleicher Zeit eine Provinzialsynode, die sich mit der ganzen Seite von kirchlicher Gesetzgebung beschäftigte, welcher man durch landesherrliche Bestätigung einen größern Nachdruck geben wollte. Was möchte es aber geworden sein in den damaligen wilden Zeiten, wenn die Kirche nicht eingeschritten wäre zur Zügelung unbändiger Leidenschaften und des Despotismus, wie roher Gewaltthat? Die Kirche hat sie freilich nicht immer zwingen können, sie hat Manches nachsehen müssen, aber dabei bleibt es doch gewiß, sie hat Manches verhindert, Manches gemildert, Manches in eine bessere Form gebracht und geheiligt. Wir sehen in jenen Verordnungen, wie der milde Sinn der Kirche sich derselben zu bemächtigen gesucht. Daher die Seltenheit der Todesstrafe, manche Begnadigung, welche die spätere Zeit leider aus ganz andern Gesichtspunkten, als den christlichen, woraus sie doch eigentlich allein aufgefaßt werden mußte, aufgefaßt und zu einer unbegründeten Klage gemacht hat. Dahin gehört erstens das Asylrecht der Kirchen und Klöster, wodurch manches Uebel der Uebereilung und Roheit, besonders bei der mangelhaften Rechtspflege, vermieden ward; zweitens die Begnadigung überwundener, heidnischer Feinde, so denn auch früher namentlich der Sachsen, wenn sie Christen wurden. Man sah die Taufe nach

---

*) Annales Corbeienses. Bei Leibnitz, script. rerum Brunswic. Tom. II.

damaligen Begriffen nicht blos als eine Erneuerung des innern Menschen, sondern auch des äußern an, und wie nach christlichen Begriffen durch die Taufe alle Sündenschuld getilgt wird, so hielt man es damals verwerflich, diejenigen mit dem Tode zu bestrafen, welche durch die Taufe auch die Schuld der Empörung, der Treulosigkeit und des Verrathes von sich abgewaschen hatten. Mißbraucht konnte allerdings auch diese schöne Idee werden, und es läßt sich nicht läugnen, daß die Worte der Annalisten und Chronisten, die unmöglich daran denken konnten, daß später eine so unterrichtete und kritische Zeit den Sinn derselben so wenig fassen würde, weil sie den christlichen Gesichtspunkt verloren, zu so manchen Mißverständnissen Veranlassung gegeben. Und dahin gehört auch wohl das ganze Benehmen Karls gegen die Sachsen in einem Kriege auf Leben und Tod, den er bereits von seinem Großvater erbte, worin entweder Franken oder Sachsen nothwendiger Weise unterliegen mußten, und dann ausgerottet worden wären, wenn sie das Christenthum nicht rettete.

Eine zweite Beschuldigung, wenn auch nicht so oft wiederholt, trifft die Kirche wegen des Antheiles, den sie an den sogenannten Ordalien oder Gottesurtheilen genommen. Diese waren in der Regel, besonders was Zweikämpfe betrifft, wider ihren Sinn, und sie hat sie manchfach und ernstlich verboten, erst als sie das Uebel nicht heben konnte, und zur Vermeidung größeren Ungemachs hat sie dieselben geregelt und vor größeren Mißbräuchen geschützt. Die in dem frühen Mittelalter bereits vorkommenden Gottesurtheile sind: der Zweikampf, die Feuerprobe (man ging über glühende Pflugscharen), die Probe in warmem Wasser, die Probe in kaltem Wasser (besonders bei der Klage der Zauberei, worüber sich schon im römischen Rechte [de mathematicis] Strafbestimmungen finden), die Kreuzesprobe, die Probe des geweihten Bissens (der heiligen Hostie). Letztere konnte man aber auch als eine canonische Eidesreinigung betrachten, und war insofern auch außer allem Tadel. So reinigte sich Pabst Leo III. gegen die falschen Beschuldigungen der Römer, Gregor VII. gegen Heinrich IV. — Der Einfluß der Kirche machte sich aber nicht blos bei gerichtlichen Verhandlungen, er machte sich auch durch die Hemmung der Blutrache besonders verdient, und wir werden später hören, welchen Schutz die sogenannte Treuga Dei, der Gottesfriede, dem Landmanne und der bürgerlichen Ordnung gewährte.

Einfluß der Hierarchie im Mittelalter.

Ein protestantischer Schriftsteller, dem man sicherlich eine hohe Nüchternheit der Ansichten bei einer sehr umsichtigen und allseitigen Geschichtskunde nicht absprechen kann, es ist dies der bekannte

Geschichtschreiber Rühs, schildert den Einfluß des Klerus und der Hierarchie im Mittelalter unter andern mit folgenden Worten: Die Theilnahme des Klerus an weltlichen Geschäften ist zwar den ursprünglichen Kirchensatzungen durchaus entgegen: was er auf der einen Seite scheinbar gewann, verlor er auf der andern durch diese Vermischung mit dem Rohen und Gemeinen; sie war aber nothwendig, da der Klerus allein im Besitze der Kenntnisse war, die zu einer ordentlichen Regierung erfordert werden: selbst Laien, deren bürgerliche Verhältnisse einigermaßen verwickelt waren, bedurften bald der Hilfe eines Geistlichen, der ihre Geschäfte besorgte. Die Vervielfältigung der Mönche, Geistlichen, war für das Mittelalter um so weniger nachtheilig, da sie den Staaten das ganze Heer unsrer Secretäre, Notarien, Canzellisten, Expedienten, und wie die Schreiber in den Bureaux weiter heißen, ersetzten. Durch die Geistlichen ward in alle Zweige der Verwaltung eine größere Ordnung und Förmlichkeit eingeführt, wodurch der Willkühr und dem Einfluß individueller Rücksichten immer mehr Abbruch geschah; es war nicht so sehr Folge der neuen Religion, als vielmehr der Ansicht von der Verfassung, die sich in ihr gebildet hatte. Die Theilnahme der Bischöfe an den Volksversammlungen und Landtagen ward Veranlassung, daß die Form derselben sich mehr ausbildete, und daß von ihnen eine zweckmäßigere Organisation überhaupt ausging. Prälaturen und Klöster boten bald ein ehrenvolles Mittel dar, um mindergeborne Fürsten zu versorgen; besonders in Deutschland ward dadurch der übermäßigen Zerstücklung einzelner Landschaften vorgebeugt.

Die Geistlichen wurden als heilige Personen betrachtet: in mehreren Ländern ward ihnen die Aufsicht über die Justiz ausdrücklich anvertraut; es folgte von selbst aus den Grundsätzen, die der Klerus über seine Verpflichtung aufgestellt hatte, er sah die Sorge für die Gerechtigkeitspflege und die Erhaltung der Ordnung als seine nothwendige Obliegenheit an; dieser Einfluß der Geistlichkeit auf die Justiz war bei der Lage der Welt auch höchst wohlthätig. Die geistlichen Gerichte zeichneten sich durch größere Unparteilichkeit, eine vorzüglichere Einrichtung, einen schnellern Gang des Prozesses aus; aus diesen Ursachen wurden sie, als die theologischen Gründe ihre Kraft verloren hatten, von den weltlichen vorgezogen. Noch wichtiger waren die Visitationen, die der Bischof einmal im Jahre an jedem Ort seiner Diöcese halten mußte; es sollten hier alle vorgefallenen Verbrechen und Unordnungen angezeigt werden, besonders Vergehungen, für die das bürgerliche Gesetz keine Strafe bestimmte. So fiel also die Kirche hier mit der bürgerlichen Gesetzgebung zusammen, und diente zu ihrer Ergänzung. Die Armen fanden in den geistlichen Richtern

natürliche Vorsprecher, die dazu verpflichtet waren, sich ihrer anzunehmen. Der Klerus suchte der Blutrache und der Selbsthilfe Einhalt zu thun, und den Gesetzen Ansehen und Achtung zu verschaffen; es wurden daher von ihm manche heilsame Einrichtungen angeordnet: Erstens das Recht der Freistätte, jus asyli, das seit 633 durch Bonifaz V. in Nachahmung jüdischer und heidnischer Einrichtungen eingeführt ward, wodurch jeder Verfolgte in einer Kirche, bei einem Heiligenbilde, zu den Füßen eines Priesters, der das Allerheiligste trug, Sicherheit fand; wie leicht mußte es nicht in diesen Zeiten bei der mangelhaften Art der Untersuchung sein, daß ein Unschuldiger verfolgt ward, und wie wichtig für Schwächere, einem mächtigen Verfolger zu entgehen, da die Stärke, von keiner Sittenverfeinerung gemildert, sich Alles erlaubt hielt! Zweitens der Gottesfriede, Treuga Dei, der zuerst in Frankreich entstand, und sich nach allen andern christlichen Ländern verbreitete; nicht nur ward gewissen Personen und Dingen (z. B. den Mühlen) ein beständiger Friede ausbedungen, sondern es wurden gewisse Tage festgesetzt, die immer vermehrt wurden, an denen alle Fehden ruhen sollten; alle Christen, in einigen Ländern vom siebenten, in andern vom zwölften Jahre an, mußten schwören, daß sie den Gottesfrieden halten und die Uebertreter desselben verfolgen wollten. — Die Bischöfe gaben vor, daß ihnen durch Briefe vom Himmel befohlen sei, den Frieden herzustellen und zu erhalten.

Oft hat man aus den großen Reichthümern der Geistlichkeit die vermeintliche Schwäche des Mittelalters abgeleitet, allein man vergißt, daß sie den Staatszwecken auf manchfaltige Weise zu Hilfe kamen; von seinen Ländereien leistete der Klerus eben so gut Lohndienste, wie die übrigen Vasallen; der Staat erhielt also von ihm dasselbe, wie von seinen übrigen Mitgliedern: nicht nur ergriffen die Geistlichen bisweilen selbst die Waffen, sondern ihre Afterlehenleute und Schirmvögte bestanden aus Edelleuten, die den Heerdienst leisteten. Alle geistlichen Stifter und Klöster hatten die Verpflichtung, Wagen und anderes Geräthe anzuschaffen, Pferde und Knechte bereit zu halten. Die Geistlichen waren auch zu andern Diensten und Leistungen verpflichtet, z. B. zu dem höchst lästigen Ablager, das von habsüchtigen Fürsten nur zu gern gemißbraucht ward. Freilich suchten die Päbste seit Gregor VII. eine völlige Immunität der geistlichen Güter herbeizuführen, aber umsonst: selbst die Bischöfe widersetzten sich. Die Fürsten wandten sich in ihren Geldnöthen gewöhnlich zuerst an den Klerus, und man kann es demselben unmöglich verdenken, daß er sich diesen willkührlichen Besteuerungen zu entziehen suchte; dies war es auch allein, was die spätern päbstlichen Verfügungen beabsichtigten: es ward beständig erklärt, daß die Kirchen ihren

außerordentlichen Beitrag zu den Staatsbedürfnissen leisten sollen, nur müsse die Nothwendigkeit vorher erwiesen und vom Pabste geprüft sein; selbst Bonifaz VIII. erklärte, er werde in einem solchen Falle den Bischöfen erlauben, sogar die heiligen Gefäße zu verkaufen oder zu verpfänden. Die Geistlichkeit hatte überdies einen großen Theil der Gerichtspflege und den ganzen Unterricht über sich genommen. Daß sie in vielen Ländern mit einem wirklich großen Eifer den Wissenschaften oblag, und sie auszubreiten suchte, geht aus der oberflächlichsten Bekanntschaft mit diesem Zeitalter hervor; die Klöster ersetzten die hohen Schulen und Gymnasien, wo auch Laien am Unterrichte Theil nahmen, ja sie waren zugleich Volksschulen. Ueberdies ward durch die Geistlichkeit eine Menge frommer und wohlthätiger Zwecke erreicht, oder doch befördert, wie z. B. die Verpflegung der Kranken, die Erziehung ausgesetzter Kinder, die Unterstützung von Pilgern und Reisenden u. dgl. Höchst vortheilhaft war es, daß bedrängte Herzen in den Klöstern eine Aufnahme fanden, daß Andere, die sonst hätten verhungern müssen, hier ernährt wurden; wer wird nicht lieber einem Lande dreitausend Nonnen, als eben so viele schlechte Mädchen wünschen? Endlich unterlasse man auch nicht, die Art, wie der Klerus einen großen Theil seiner Güter erworben hatte, in Anschlag zu bringen: sie waren ihm zum Theil für große und wichtige Dienste gegeben, zum Theil bestanden sie in Ländereien, die Mönche und Geistliche durch Fleiß, Geschicklichkeit und vermittelst ihrer Capitalien in wilden Ländern angebaut hatten; wer ein Vermächtniß an die Kirche hinterließ, glaubte zunächst für das Heil seiner Seele zu sorgen, und wenn ein Theil des Kirchengutes auch auf minder redlichem Wege erworben ward, so war es doch gewiß der minder bedeutende Theil. Die engherzige kameralistische Rücksicht auf ewigen Erwerb und Verdienst, wodurch der Staat zu einem großen Handelscomptoir umgebildet wird, hat die Gemüther und Sitten verdorben: und am Ende möchte die Thätigkeit selbst des faulsten Mönches noch immer manchen Beschäftigungen, die in den neuern Staatsverhältnissen nöthig sind, und im Grunde unmittelbar an Müßiggang gränzen, die Wage halten. Bei der Zersplitterung Europa's in unzählige unabhängige Staaten war es äußerst wichtig, daß durch die gemeinsame Religion wieder eine Vereinigung bewirkt ward, die, ungeachtet aller Verschiedenheit im Einzelnen, doch zu etwas Allgemeinem werden mußte, die eine Empfänglichkeit hervorbrachte, gegenseitig etwas von einander anzunehmen, und einigermaßen den Nationalhaß zwischen den Völkern milderte. Die Geistlichkeit suchte überall die Zucht, die Sitten, überhaupt die stillern Tugenden zu befördern, und setzte sie, wie man nicht ohne Verehrung in den

Bemühungen der Missionarien erkennt, mit der Religion in Verbindung; ihr und zunächst der leitenden Hierarchie, deren Grund doch schon vorhanden war, als das römische Reich die Beute der Barbaren ward, verdankt die neue Welt ihre ganze Bildung. Die Geistlichen stiegen zu den rohen Völkern hinab, und suchten mit weiser Sorgfalt in ihrer Individualität die Punkte auf, wo das Bessere und Höhere angeknüpft werden konnte. Freilich war die Vorstellungsart höchst sinnlich, wie die schauderhaften Erzählungen vom Geist des Guido, von den Reisen des Tundelus durch die Hölle u. s. w. beweisen; aber eben diese Darstellungen waren ganz geeignet, einen tiefen Eindruck zu machen; es wurden bisweilen aus schlechter, öfter aber aus guter Absicht Meinungen in Umlauf gesetzt, die die Gemüther irre leiteten, und zum Aberglauben verführten; allein manche Päbste haben gegen diese frommen Betrügereien laut geeifert. Schon in den Capitularien Karls des Großen wurden Amulette, falsche Erzählungen u. s. w. verboten. Am wirksamsten für die Veredlung und höhere Ausbildung der Völker war die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift, die, auch ohne die andern Kenntnisse, die aus dieser Quelle hervorgingen, oder damit im nothwendigen Zusammenhange standen, in Anschlag zu bringen, doch auf mannigfaltige Weise ihren Einfluß auf die Gemüther äußern mußte. Es gab schon sehr früh Uebersetzungen der Bibel in den germanischen und slavischen Dialekten, entweder der ganzen Bibel, oder der Bearbeitung, die Petrus Comestor im XII. Jahrhundert in der historia scholastica gemacht hatte. Der feierliche Gottesdienst ward freilich nur in lateinischer Sprache gehalten: offenbar, um die Einheit und Gleichförmigkeit desselben streng zu erhalten; auch war diese Einrichtung im Anfang für die Ausbreitung des Christenthumes höchst nothwendig, da nicht immer Priester genug vorhanden sein mochten, die der Landessprache kundig waren; sie konnten aber überall das Aeußere des Cultus verrichten, der in gewisser Beziehung das Wesentliche war; die Priester waren dadurch keineswegs der Pflicht überhoben, die Landessprache zu lernen und in ihr zu lehren, schon ihr eigener Vortheil mußte sie dazu antreiben. Bereits Bonifazius, der Bekehrer der Deutschen, verlangt ausdrücklich, daß die Priester in der Sprache, worin die Neubekehrten geboren waren, ihre Geschäfte verrichten sollten. Beständig haben die Päbste darauf gedrungen, auch in der Landessprache zu predigen, weil alle Völker Gott den Herrn loben sollen. *Wie ungerecht die gewöhnliche Ansicht über diese Gegenstände ist, beweist endlich der Umstand, daß ja fast in allen Ländern die Landessprachen zuerst und am meisten von Geistlichen bearbeitet sind.*

Wie der Klerus auf die Völker wirkte, beweist die hohe Begeisterung,

womit die Religion geehrt und vertheidigt ward: wir dürfen uns nicht blos der Kreuzzüge erinnern, sondern ohne einen religiösen Enthusiasmus würden die Franken schwerlich mit so großer Kühnheit den Arabern widerstanden haben; ein gleicher Heroismus, der durch das Christenthum erzeugt ward, bewährte sich auch in vielen andern Fällen, so widerstanden die Angelsachsen, die Franzosen unter dem Panier des Heilandes mit geringerer Anzahl den Angriffen der wilden Normänner. In der geistlichen Macht fanden die Schwächern einen bessern Schutz gegen die Versuche der Stärkern, als späterhin in der Idee des Gleichgewichts, die als eine reine Idee ohne alle äußere Haltung bald ihre Kraft verlieren mußte. Die Wirksamkeit der Päbste sollte immer eine vermittelnde sein, darauf gerichtet, die Kriege zwischen den christlichen Völkern beizulegen, die Fürsten von Ungerechtigkeiten und Bedrückungen abzuhalten. Der Klerus stand daher überall der königlichen Gewalt entgegen, sobald sie sich unumschränkt zu machen suchte; nicht unterdrücken, nur in gesetzlichen Schranken wollte er sie halten. Die Geistlichen waren dagegen immer auf Seiten der Fürsten, sobald die weltlichen Vasallen ihnen wirklich zu nahe traten; die Hierarchie mußte ihrem Wesen nach stets für die Freiheit und die gesetzmäßigen Gerechtsame der Stände sein. Die weltliche Macht war übrigens immer noch groß genug, um unstatthaften Eingriffen und Anmaßungen Einhalt zu thun; sobald die Päbste über die Gränze hinausstrebten, die ihnen durch die Natur der Verhältnisse vorgeschrieben war, nahten sie sich ihrem Verfall: hätten sie ihren Beruf immer klar aufgefaßt, und ihre Wirksamkeit auf die großen und heiligen Zwecke der Vermittlung zwischen rohen und streitenden Kräften, zur Erhaltung der Freiheit, der Anregung und Belebung beschränkt, nie würde ihnen der freiwillige Gehorsam der Bessern, ihrer Sache nie eine hinreichende Vertheidigung gefehlt haben. Der Kreis der Ideen ward durch das Christenthum ungemein erweitert: es erhob die Gemüther zu etwas Geistigem und Unsichtbarem, und religiöse Beziehungen mischten sich in alle Erscheinungen des Lebens. Diese Verschmelzung des Religiösen mit den alltäglichen Verhältnissen ward zunächst durch die geistlichen Ritterorden und die Bettelmönche vermittelt: jene wirkten insonderheit auf die höhern Stände der Gesellschaft, denen sie angehörten; die Bettelmönche wirkten insonderheit auf den großen Haufen, aus dem sie hervorgegangen waren; sie regten hier Kräfte an, die lange gleichsam begraben waren.

Die Geistlichkeit beförderte überall den Ackerbau der Länder: sie trug die Cultur des Südens nach dem rauhen Norden, und öde Gegenden wurden durch ihren Fleiß und ihre Beharrlichkeit gezwungen, Erzeugnisse hervorzubringen, die ihnen die Natur verweigert hatte.

Die Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens wurden vervielfältigt, und dem Dasein selbst ward dadurch ein höherer Reiz gegeben. Die Geistlichen waren bestimmt, Muster eines bescheidenen und anständigen Genusses zu geben, worüber sehr sorgfältige Vorschriften ertheilt wurden. Die Religion und das Beispiel der geistlichen Orden veranlaßten ähnliche Brüderschaften mit religiöser Tendenz, wie z. B. die Gilden, Kalande, Brüderschaften u. dgl., die bald die Träger des ganzen geselligen Lebens im Mittelalter wurden. Keine wichtige Begebenheit trat ein, ohne daß nicht die Religion ihr einen höhern Charakter zu geben suchte, und die vielen allgemeinen und besondern Kirchenfeste, die Processionen, die Kirchmessen waren beständige Gelegenheiten zur Freude und zu einer allgemeinen Erweiterung und Nährung der Gemüther."

Die Normannen.

Die Normannen waren nach Depping *) Enkel jener Männer aus dem fernen Norden, die meist unter dem Namen der Cimbern die skandinavische Insel bewohnten, und ihre Söhne häufig nach dem Süden sandten. Ihre Väter hatten ein Jahrhundert vor Christi Geburt Verwüstung und Verderben über das römische Reich gebracht, die Nachkommen derselben sich jenen Horden und Völkern angeschlossen, welche die römische Macht stürzten, und was Alles seit der Zeit und früher noch das gebildete Europa beunruhigte, kam aus dem Norden, der Werkstätte der Völker, wie Jornandes sagt. Wild und stark bewahrten die Abkömmlinge der Cimbern noch lange ihre eigenthümliche Natur. Sie hatten noch Menschenopfer für einen fürchterlichen Zerstörungsgott, welcher Jenem den höchsten Lohn aufbewahrte, der die meisten Feinde erschlug. Der Preis aber, nach dem Jeder eifrig rang, bestand darin, daß in Walhalla in Gesellschaft der Götter gekämpft, und das Bier, wie wir dies auch bei den Longobarden sehen, aus feindlichen Schädeln getrunken wurde. Die Stärke galt für das höchste Recht, der Kampf für die höchste Wonne, wie wir dies auch aus Tacitus von den bereits erwähnten deutschen Stämmen wissen. Selbst das Weib war wild und kampfbegierig, verachtete den Tod. Marius hatte die Vorfahren bei Vercelli und Verona geschlagen, aber ihren Nachkommen, den Normannen, war ebenso keine Küste zu steil, keine Flußmündung zu reißend. Karl der Große hielt seine Länder noch durch den Schrecken seines Namens vor jenen Horden in Sicherheit, aber ihm entging die Gefahr nicht. Der schwache Ludwig bei seinen

*) Heerfahrten der Normannen.

häuslichen Kriegen war ihr nicht mehr gewachsen. Zwar zog er ein Heer gegen sie zusammen, aber die Beschaffenheit desselben war nicht besonders geeignet, Scheu zu erwecken. Es waren keine Einheit, kein tüchtiger Geist im Ganzen, weder regelmäßige Truppen, noch Geld, um sie zu erhalten. Jeder Gutsherr war Gebieter über seine Landsassen, und zog mit ihnen in den Krieg des Kaisers auf eine bestimmte, aber kurze Zeit des Jahres, und sonst hing der Felddienst von seinem guten Willen ab. Nach jedem Feldzuge ging die Armee auseinander. Das warteten die Normannen ab. Karl der Einfältige machte Frieden mit den Barbaren, und nahm sie in seine Dienste. Er mußte ihnen aber einen großen Theil seines Landes abtreten. Doch die Normannen verloren mit dem Besitze eines neuen Landes die Liebe zu Kampf und Abenteuern nicht. Als sie Christen geworden, wanderten sie nach Rom zu St. Peters und nach Jerusalem zu des Heilandes Grab. Aber das Gewand des Pilgers war oft nur die Hülle des blanken Waffenschmuckes. Sie waren auch wohl verschlagen (und das erinnert wieder ganz an das, was wir oben von den Deutschen bei der Niederlage des Varus gehört), und was ihnen durch Gewalt nicht in die Hände fiel, das erreichten sie nicht selten durch List. Wetter und Mühseligkeiten hatten keinen Einfluß auf die rauhen Krieger. Aber sie prunkten mit schönen Pferden, Waffen und Kleidern, und sie selbst trugen nicht weniger zur Verbreitung des Ritterwesens bei, als die Saracenen wider ihren Willen. Denn sie hatten bald nach der Niederlassung in fremden Ländern die Sitten und Gebräuche ihres Vaterlandes vergessen, und die Landstriche, welche sie einstens als Barbaren verwüsteten, bedeckten sie mit Städten, Dörfern, Kirchen, Klöstern, ja sie selbst waren die berühmtesten Kirchenbauer, und sind die vorzüglichsten Beförderer des christlich-germanischen Kirchenbaues. Ihre Seekönige, wie dereinst jene der Franken, stürmten mitten durch Klippen, trotzten dem wüthenden Meere, und griffen die feindlichen Schiffe an. Sie selbst zogen auf kleinen Nachen in die Mündungen der Ströme, fuhren aufwärts, zogen die Nachen an's Land, streiften dann umher, und kehrten, meistens mit Beute beladen, wieder zurück in's Meer hinein, um an einer andern Stelle wieder zu landen. Die Kämpen bildeten, wie das schon zu Tacitus Zeiten bei den Deutschen der Fall war, große Gesellschaften, die man mit dem Blute bekräftigte, und die nur der Tod löste. Half, der Sohn eines norwegischen Königs und berühmter Seeräuber, hatte eine erlesene Schaar gebildet. Um in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden, mußte man einen Stein aufheben können, der im Hofraum von Halfs Burg lag, und den, wie es heißt, nur zwölf gewöhnliche Leute heben konnten. Diese Kämpen durften keine Frauen, noch Kinder rauben, während des Sturmes

kein Obdach suchen, noch vor dem Ende des Kampfes ihre Wunden verbinden. Achtzehn Jahre kreuzte diese Schaar auf dem Meere, und war furchtbar durch ihre Seeräuberei. Als das mit Beute beladene Schiff untergehen wollte, beschloß man, zu losen, wer sich in das Meer stürzen sollte, um den Anführer und die Ladung zu retten. Da stürzten sich Alle hinein, und retteten sich durch Schwimmen. Einzelne dieser Kämpen erlangten einen besondern Ruf dadurch, daß sie von Zeit zu Zeit Anfälle von Raserei hatten, Folgen überspannten Muthes und des Genusses hitziger Getränke. In solchen Anfällen schäumten sie, erkannten nichts mehr um sich her, ohne Unterschied fiel ihr Schwert auf Freund und Feind, lebende Wesen, Bäume oder Steine. Sie vernichteten ihre eigenen Sachen, und umgaben sich mit den Opfern ihrer Wildheit. Diese nannte man Beserker. Ein solcher Beserker und furchtbarer Seeräuber war Hartben. Er hatte zwölf Kämpen um sich. Während seiner Anfälle von Wuth konnten alle diese ihn nur mit Mühe hindern, daß er nicht Alles zerstörte, was um ihn war. Hafdan, der König, erbot sich, gegen die ganze Schaar aufzutreten. Darüber ward Hartben dermaßen aufgebracht, daß er in der Raserei seiner Getreuen sechs niederschlug, mit den sechs andern zog er gegen Hafdan, der Einen nach dem andern mit Hammerschlägen zurücktrieb. Früh auf das Meer gewiesen, waren sie mit den Gefahren desselben vertraut, und die Seeräuberei nach ihren Begriffen eine ehrenvolle Handlung. Der Kern der Nation fand sich fortwährend auf dem Meere. Es ist nicht ganz ausgemacht, welche Veranlassung die Normannen zuerst nach fremden Ländern getrieben. Die Rauhheit des Klima's, die Ungewißheit und Kargheit der Ernten, und das Schwierige, sich in jenen Gegenden Lebensmittel zu verschaffen, mußte zu allen Zeiten die Völker des Nordens geneigt machen, ihr Vaterland mit andern Gegenden zu vertauschen. Die Noth wüthete oft furchtbar im Lande. Einmal, in König Snio's von Jütland Zeit, wurde der Thing berufen und beschlossen, Greise und Kinder und Alle zu tödten, welche weder in den Krieg ziehen, noch das Land bebauen konnten. Die Verzweiflung, welche diesen entsetzlichen Beschluß gefaßt, würde ihn auch ausgeführt haben, wenn das Herz einer Mutter mehrerer Kinder nicht eine andere Entscheidung veranlaßt hätte, nämlich daß diejenigen, welche das Loos traf, ihr Vaterland verlassen sollten. Nun spielte aber der Zufall ein seltenes Spiel. Diejenigen, auf welche das Loos der Auswanderung fiel, waren fast lauter bejahrte Männer. Aber die Jüngern erboten sich statt ihrer. Sie verließen das Land, um sich andere Wohnsitze zu suchen. Die Lust zur Auswanderung hatte jedoch außer der Noth noch andere Quellen, und fand in dem Hange der Bewohner zum Abenteuerlichen besondere Nahrung. Odin, ihr Gesetzgeber, hatte die

Tapferkeit zu einem religiösen Princip erhoben. Sie schaffte Ehre, Beute, sonstige Genüsse und endlich nach dem Tode einen Platz in der Walhalla. So kamen sie denn in kleinen, etwa mit vierzehn bis zwanzig Mann besetzten Nachen über Meer. Wo sie erschienen, mordeten und plünderten sie, steckten die Gebäude in Brand, und schleppten hinter sich her, was sie nur fortbringen konnten. Das nannten sie Handel treiben. Meistens fielen sie in unbewehrte Gegenden, und wo sie Widerstand fanden, da ward er gewöhnlich vernichtet. Hatten sie genug geplündert, oder schien ihnen das weitere Vordringen bedenklich, so zogen sie sich auf ihre Schiffe, mit diesen nach Hause, oder an einen andern Ort zurück, um bald wieder und zwar in größerer Anzahl zu erscheinen. Zuweilen erlitten sie auch Niederlagen, aber das schreckte sie nicht ab, ihr Glück an einem andern Orte zu versuchen. Ihre Verwegenheit brachte sie nicht selten dem Untergange nahe, aber die Schwachheit und Unschlüssigkeit ihrer Gegner, List und angewohnte Kühnheit rettete sie fast jedesmal. Einem regelmäßigen Heere, mit einem guten Führer versehen, waren die Normannen nicht gewachsen. Sie überraschten durch ihre Kühnheit, jagten das Volk durch Raubsucht in Schrecken, und erschienen gewöhnlich an solchen Stellen, wo man auf ihre Ankunft nicht vorbereitet war. Frankreich hatte besonders viel von ihnen zu leiden, weil die Fürsten mit ihren Großen entzweit und diese nicht selten mit den Normannen in geheimem oder offenem Einverständnisse lebten. Die Könige von Frankreich suchten sich daher dieser ungebetenen Gäste durch einen Tribut zu entledigen. Die Geistlichkeit mußte denselben gewöhnlich hergeben, da die ungeheuren Summen, welche diese Räuberhorden verschlangen, sonst nicht beizubringen waren. Doch konnte man damit das Uebel keineswegs heben. Denn hatte man auch mit Einer Horde Frieden gemacht, dann war die andere wieder da, die ebenfalls befriedigt sein wollte, und wenn sie dem Buchstaben des Vertrages gemäß die Loire verließen, dann geschah dies blos, um auf der Seine oder einem andern Strome wieder vorwärts zu dringen, ihre Plünderungen und Räubereien zu wiederholen. Auf dem platten Lande war gar nichts zu machen. Sie überfielen daher vorzüglich Klöster und Städte. Diese aber leisteten selten Widerstand, fanden sich entweder ab, oder wurden geplündert und in Brand gesteckt. Vorzüglich ließen die Räuber ihre Wuth gegen Kirchen und Klöster, Mönche und Bischöfe aus, theils aus Haß gegen die christliche Lehre, theils aber auch, um dadurch desto mehr an Brandschatzung einzutreiben.

Die Furcht vor diesen Abenteurern war im IX. Jahrhundert so allgemein, daß man Wachen ausstellte, und bei ihrer Annäherung Alles in wilder Flucht davonlief. Die Mönche verbargen sich und

ihre Reliquien, oder nahmen sie, wie wir dies von Xanten lesen, mit sich auf's Pferd, und flohen davon *). Einzelne Bischöfe suchten zu unterhandeln, und da man sonst kein Mittel hatte, die ungeheuren Summen, die man opfern mußte, zusammen zu bringen, so wurden nicht selten die Kirchenschätze geleert, die kostbarsten Kelche und Gefäße zu diesem Zwecke verwendet. Aber bei allem dem hätte man der Schmach und unzähligen Bedrückungen dieser Räuber entgehen können, wenn nur noch einige Kraft bei dem damaligen Volk und seinen Fürsten gewesen wäre. Allein die Regierungen waren schwach, die Großen niederträchtig, das Volk sklavisch.

In Deutschland, wo noch einige Thätigkeit und Kraft, waren der Einfälle weniger, ja selbst nicht so drückend und bleibend, wie in Frankreich, welches Land sie beinahe ein ganzes Menschenalter hindurch an allen Seiten verheert, als sie sich erst nach Deutschland wagten. Denn der deutsche Ludwig vermochte sie noch einigermaßen in Furcht zu halten. Als aber dieser mit Tode abgegangen war, da nahmen sie auch Deutschland zum Ziele ihrer Fahrten. Sie kamen sogar zwei Jahre, 881 und 882, den Rhein hinauf bis Coblenz und weiter in das Land hinein, verheerten Achen, plünderten Prüm, und griffen die Ardennen an. Die Bewohner von Bingen, die sich nicht in die Wälder geflüchtet, wurden niedergemacht, die Mönche von St. Maximin bei Trier wurden nicht geschont. Worms, Mainz, Bonn, Achen gänzlich zerstört. Die normannischen Helden, die uns bei der Gelegenheit genannt werden, sind Gottfried und Siegfried, gewiß schon Christen, wie aus dem Namen Gottfried und einigen sonstigen Umständen hervorgeht. Aber das Christenthum hatte bei ihnen keine besondere Wurzel geschlagen, wie dies noch sonst manchmal bei den Normannen vorkommt, die sich taufen ließen, um bei der Gelegenheit, wie es damals noch üblich war, mit neuen weißen Kleidern beschenkt zu werden, und sich später oder an einem andern Orte von Neuem wieder dazu meldeten. Gottfried und Siegfried waren Lehenträger der fränkischen Krone, und Gottfried hatte sogar Gisela, eine Tochter Kaiser Karls des Dicken, zur Frau und ein schönes Lehen in Friesland. Aber damit nicht zufrieden, trachtete er nach Höherm, ging über den Rhein, befestigte sich in Duisburg, wovon ihn endlich Graf Heinrich von Thüringen zurücktrieb. Aber auch der Burg von Kaiserswerth, wohin sich die Mönche des heiligen Suitbert flüchteten, konnten sie nichts anhaben. Gottfried und seine Gefährten trieben vor wie nach nicht blos das Räuberhandwerk fort, sondern er war auch im Verdachte einer Intrigue gegen seinen Lehensherrn. Dieser lockte ihn in eine Falle, und ließ ihn tödten.

*) Annales Santenses.

Er bediente sich dazu eines Grafen Eberhard von Cleve, indem er den Normannen zu einer Unterredung lockte, wobei auch der Graf Eberhard, der sich ebenfalls zu beklagen hatte, erschien. In der Hitze des Gespräches kam es zu einem Handgemenge, worin Eberhard seinen Gegner tödtete.

Die Ungarn.

Es waren nicht blos die Normannen, welche damals Deutschland in den westlichen und nördlichen Gegenden verheerten; im Süden und Osten machte sich ein anderes Volk furchtbar, das waren die Magyaren (Madgaren) oder Ungarn, ein Volk, schwer zu regieren, das, ungeachtet seiner großen Männer und kriegerischen Natur, doch nie im Stande gewesen, seine Unabhängigkeit mit eigenen Kräften zu behaupten, aber immer in verhängnißvollen Zeiten, wenn Deutschland in Gefahr ist oder einem harten Schicksale unterliegt, vom Parteigeist oder sonstigen Lüsten getrieben, als böser Dämon seines treuesten Nachbarn auftritt. So war es im IX. Jahrhundert, so war's beim Beginne der Kirchentrennung, so war's im dreißigjährigen Kriege, so war's im Jahre 1848, und wenn auch Ungarn in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts vielleicht wie wenige Völker seine Ehre bewahrt, und die östreichische Regierung unter Maria Theresia gerettet, so sollte es doch nie vergessen, daß es längst türkisch gewesen und der mohammedanischen Barbarei verfallen, wenn nicht Oestreich, die Mauern Wiens, die großen Anstrengungen der östreichischen Kaiser, die Tapferkeit der deutschen Feldherren es vor dem wilden Andrange geschützt, das türkische Heer vernichtet, die „Renner und Brenner" niedergehauen *). Das gegenwärtige Ungarn ist alles durch Deutschland und das Haus Oestreich, und das Land ist verloren, sinkt in Auflösung, Barbarei zurück, wenn es diese wohlthätige Verbindung verkennt, und sich den Ränken der Intriguanten in die Arme wirft, aber auch Deutschland hat alsdann eines seiner Hauptbollwerke eingebüßt.

Die Magyaren, Ungarn, von den damaligen Schriftstellern häufig Hunnen genannt, waren ein asiatisches Volk; zu welchem Stamme sie indessen gehörten, darüber ist bis heutiges Tages nichts entschieden. Einige nennen sie Nachkommen der alten Hunnen, wie sie auch von den Schriftstellern des IX. und X. Jahrhunderts genannt werden, Andere Avaren (Geizhälse, die auf ihren Schätzen saßen, von denen Karl der Große, der mit ihnen Krieg führte, nach

*) v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches.

ihrer Bezwingung einen Theil nach Rom sendete). Nach Rühs Geschichte des Mittelalters ist das Urland der Ungarn das alte Land der Jugrien, das heißt das Land vom sechsundfünfzigsten bis siebenundsechzigsten Grade der Breite, östlich vom Ural, Theile der jetzigen Statthalterschaft Tobolsk und Perm. Von diesem Lande soll das Volk bei den Russen den Namen Ugri erhalten haben, und daraus Ungri, bei den Mönchen des Mittelalters Hungari entstanden sein. Sie rückten allmählig weiter, kamen nach dem Don, an den Dnepr, in Verbindung mit andern tatarischen Völkerschaften am Ende des IX. Jahrhunderts in das alte Pannonien, wo sich Wlachen und Slaven, und seit Karl dem Großen auch Deutsche niedergelassen hatten. Die Magyaren waren Nomaden, trieben vorzüglich Pferdezucht, und lebten von Pferdefleisch und Stutenmilch. Ihre Wohnungen waren Zelte. Die bekanntesten von ihren Häuptern waren Almus und sein Sohn Arpad. Sie gehörten aber noch dem Heidenthume an, und auch in ihren neuen Wohnungen, in Pannonien, trieben sie das alte Geschäft des Herumziehens und Beutemachens fort. Sie machten Streifzüge nach allen Seiten, die wegen der Schnelligkeit, womit sie sich sehen ließen und wieder verschwanden, so gefährlich waren. Sie streiften nicht blos durch Deutschland, welches sie sich besonders in den Tagen Ludwigs des Kindes zinsbar machten, sondern auch nach Italien und dem südlichen Frankreich hin. Kein Land jammerte aber so sehr unter ihren Plünderungen und Verheerungen wie Deutschland. Hier erschienen sie regelmäßig alle Jahre, raubten und mordeten *). Endlich kam ihr Tag zu Merseburg unter König Heinrich I. von Deutschland und unter dessen Sohn Otto auf dem Lechfelde bei Augsburg, 10. August 955. Wir werden aber in der Geschichte beider Männer, welche dem sächsischen Kaiserhause angehörten, jener blutigen und vernichtenden Kämpfe, welche sie mit den Ungarn führten, weiter erwähnen.

*) Ranke's Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause. 1. Band.

III.

Konrad I. und die sächsischen Kaiser.

König Heinrich I., der Finkler; Otto I., Kaiser und Wiederhersteller des römischen Reiches deutscher Nation; Otto II.; Otto III.; Heinrich II., der Heilige.

Mit dem Tode Ludwigs des Kindes (911) war der karolingische Stamm in Deutschland erloschen. Da traten die Fürsten, des Reiches wohl besorgend, zusammen, und wählten Otto den Erlauchten, Herzog von Sachsen, zum Könige von Deutschland, das kaum noch Ein Reich mehr zu nennen war. Otto aber fühlte sich zu schwach, eine so drückende Bürde zu tragen, und er schlug ihnen den Herzog Konrad von Franken vor. Konrad nahm die Wahl an. Er war tapfer im Kriege, mächtig im Frieden, leutselig, in vieler Tugenden Besitz, aber dennoch fand er harten Widerstand, den er nicht bewältigen konnte. Sein vorzüglichster Gegner war Heinrich, Herzog von Sachsen, Sohn Otto's des Erlauchten. Denn der junge Mann hatte damals, wie einige Schriftsteller berichten (obgleich Wittekind ihm ein anderes Zeugniß gibt), seinen Sinn nicht immer auf das Gute gerichtet. Konrad trug daher Bedenken, ihn mit den sämmtlichen Gütern seines Vaters zu belehnen. Das beleidigte aber die Gemüther der Sachsen, und wiewohl der König sie durch Versprechen zu beschwichtigen suchte, so konnte er dieselben doch keineswegs gewinnen, und Heinrich wehrte sich tapfer. Konrads Regierung war daher nicht glücklich. Er verlor Lothringen (wozu damals auch ein großer Theil von Deutschland bis

an den Rhein, die spätern Erzstifte Trier und Köln gehörten), und die Ungarn machten ihre gräßlichen Züge durch's Land. Das gab viel Elend. Denn der König, ungeachtet er ein edler, wackerer und für das Wohl Deutschlands bedachter Mann war, fand sich doch so mächtigen Feinden nicht gewachsen, und als er im Jahre 919 seinen Tod herannahen fühlte, wußte er (was wiederum für die Größe seines Herzens zeugte) nichts Besseres zu thun, als die Fürsten des Reiches zu berufen, und ihnen seinen bisherigen Gegner Heinrich, Herzog von Sachsen, zum Nachfolger zu empfehlen, dem er auch durch seinen Bruder Eberhard die Reichsinsignien überbringen ließ. Der König aber starb, von allen Franken beweint und eines bessern Glückes würdig. Sein Nachfolger:

Heinrich I.,

mit dem Beinamen des Vogelers, Vogelstellers, Finklers, Sohn Otto's des Erlauchten und Herzog von Sachsen, war im Jahre 876 geboren. Schon in früher Jugend hatte er bei mannichfachen Verirrungen doch eine entschiedene Neigung gezeigt, sein Volk zu verherrlichen. Wie aber durch körperliche Eigenschaften, so zeichnete er sich ebenfalls durch Verstand und Weisheit aus, und er hatte jetzt einen guten Schutzgeist um sich, Mathilde. Er übertraf an Gewandtheit der Leibesübungen Alle. Heiter beim festlichen Mahle, liebte er die Krieger, und ward wiederum von diesen außerordentlich geschätzt. Vor Allem war er ein Freund der Jagd, und erhielt von der Liebhaberei des Vogelstellens, oder weil ihn, wie besonders spätere Chroniken berichten, die jedoch von neuern Schriftstellern bekämpft werden *), die Botschaft von seiner Königswahl gerade auf dem Vogelherde überraschte, den Beinamen des Vogelkönigs, Finklers. Er zeigte aber bald, daß er auch noch andere, solidere Eigenschaften hatte, sich der Wahl und des ihm geschenkten Vertrauens vollkommen würdig. Denn er ordnete mit Thätigkeit und Geschick die Angelegenheiten des Reiches, brachte die unzufriedenen Großen zur Ruhe, erwarb Lothringen wieder, kämpfte mit Glück gegen den König Karl von Frankreich, gegen Boso von Burgund, gegen Rudolf, König vom Juragebirge, drang in Frankreich ein, bezwang Slaven, Wenden, Obotriten, Dalaminzier, Dänen, Ungarn. Ungestraft hatte dieses wilde Volk Deutschland lange Zeit hindurch nach allen Seiten verheert und verwüstet, gemordet und gebrannt, ihre Ankunft durch Feuersäulen, die zum Himmel aufstiegen, verkündet. Auf schnellen Pferden überfielen sie

*) Ranke's Jahrbücher.

das Land, das ihnen selten Widerstand leisten konnte, und wo sie sich nicht einmal mit dem ihnen gespendeten Tribut begnügten. Heinrich selbst mußte sich mit ihnen abfinden, und konnte so wenigstens Sachsen retten. Auch hatte sich ihm dazu eine günstige Gelegenheit geboten. Auf einem Raubzuge nach Sachsen war ein angesehener Führer der Ungarn in Gefangenschaft gerathen. Die Ungarn kauften ihn los gegen einen neunjährigen Waffenstillstand, wofür sie einen jährlichen Tribut erhielten. Heinrich aber wußte diese Zeit wohl zu benützen. Mit der Kriegsführung der Ungarn bereits vertraut, konnten ihm die Mittel nicht entgehen, welche zu Deutschlands Rettung angewendet werden mußten. Die Einfälle der Ungarn waren nämlich durch die Beschaffenheit des Landes, durch den Mangel an Städten, welche die Deutschen nicht liebten, durch den Mangel an festen Plätzen und das Ungewohnte der Kriegsführung mit dem wilden tatarischen Volke, durch den Mangel an geschickten Reitern und eines kriegsgeübten Heeres nicht wenig begünstigt worden. Heinrich legte deshalb feste Plätze an, in welchen sich das Heer sammeln konnte, er baute Städte zum Schutze und zur Zuflucht, und wenn Letzteres auch mancherseits zu übertriebenen Vorstellungen Anlaß gegeben, so sind doch die Worte Wittekinds zu bestimmt, die Natur der Sache und endlich die Geschichte spricht zu sehr dafür, als daß König Heinrich nicht mit einigem Rechte als der Städtebegründer im Innern, namentlich dem nördlichen und mittlern Deutschland, betrachtet werden könnte. Nach Wittekind zog er allemal den neunten Mann vom Lande in die Stadt, wohin er Vorräthe sammelte und die öffentlichen Geschäfte verlegte. Dazu übte er die Bürger in Waffen, Kriegsspiel und Reitergefechten. Den ritterlichen Sinn des Adels zu heben, wird er als der Gründer der Tourniere in Deutschland betrachtet. Auch das kann mit demselben Rechte bestritten und vertheidigt werden, je nachdem man sich übertriebenen Vorstellungen hingibt, oder ganz einfach an der Thatsache und der Natur der Dinge hält. Das Heer aber übte Heinrich in Disciplin, geschickten Deckungen, Angriffen und Wendungen. Die Bewachung der Gränzen gegen Wenden, Milzen, Sorben, sonstige slavische Völker, sowie gegen die Dänen suchte er durch besondere Markgrafschaften zu sichern. So gründete er im Jahre 929 die Markgrafschaft Meißen gegen die Daleminzier, 930 Nordsachsen gegen die Slaven, 931 Schleswig gegen die Normannen und Dänen.

Die Wenden und Sorben, welche die Deutschen im Osten zu verdrängen suchten, und sich oft die ausgesuchtesten Grausamkeiten gegen dieselben erlaubten, wurden von Heinrich geschlagen. Zwar hatten sie das Verdienst der Gründung von Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zwickau, aber sie waren höchst gefährliche und verderbliche

Nachbarn. Sie konnten nur durch einen Kampf auf Leben und Tod zum Frieden gezwungen werden. Da war nun auch der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn abgelaufen. Als sie nun Abgeordnete sendeten, den ferneren Tribut zu holen, berieth sich Heinrich mit den Großen des Reiches, und stellte ihnen vor, wie alle Mittel des Landes erschöpft seien, wie man blos noch die Güter der Kirche angreifen könne, die Feinde des christlichen Namens zu beschwichtigen. Er halte es aber für besser und ehrenvoller, mit ihnen einen Kampf auf Leben und Tod zu führen. Im schlimmsten Falle seien sie Christen, und wüßten, was ihrer nach dem Tode wartete, Jene aber seien Heiden, die keine Hoffnung hätten; im besten Falle jedoch gäbe es Ehre und Befreiung von unsäglichen Leiden. Die Ungarn erhielten nun statt des Tributes einen räudigen Hund, und es kam zum Kriege. Jene erschienen gegen das Jahr 933 in zwei Heerhaufen in Deutschland, wurden aber mit großem Verluste zurückgetrieben. Die Berichte über die Niederlage der Ungarn sind indeß bei den gleichzeitigen Schriftstellern verschieden angegeben und dunkel. Die meisten halten Merseburg für den Ort der Hauptschlacht. Wie man aber den Krieg ansah, das geht nicht blos aus der Anrede Heinrichs an die versammelten Großen und das Heer, sondern auch, bei aller Verschiedenheit der Angaben, aus den Berichten Wittekinds und Luitprands hervor. Nach Wittekind führte der König das Feldzeichen des Erzengels Michael voran, nach Luitprand erscholl es gleich anfangs in Heinrichs Heer als Schlachtruf: Kyrie, Kyrie! im Heere der Ungarn dagegen ein widriges: Hui, Hui! Ebenso sind die Angaben über den Verlust der Ungarn verschieden, nach Frodoard sollen ihrer an sechsunddreißigtausend Mann umgekommen sein. Der Tribut aber, den man bisher den Ungarn gezahlt, wurde dem Dienste der Kirche und zu milden Gaben für die Armen geweiht.

Heinrich, nachdem er mit König Rudolf einen Waffenstillstand geschlossen, rückte nun zu einem Zuge gegen die Dänen. Er besiegte sie, und machte viele derselben zu Christen.

Im Herbste des Jahres 935 befiel den König, der, nach Angabe Wittekinds, jetzt, da alle Völker bezwungen waren, zu einem Zuge nach Rom rüstete, eine Krankheit. Jener Zug nach Rom wird von vielen Seiten, als gar nicht in Heinrichs Sinn, bezweifelt, und wir glauben ebenfalls, daß ein Mann, wie Heinrich, der es aus Demuth verschmähte, sich salben zu lassen, der, nach dem Berichte vieler Schriftsteller, sich nicht einmal die Krone Konrads aufsetzen, sondern bei Feierlichkeiten stets nur vortragen ließ, sich kaum dazu entschließen konnte, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen, es sei denn, daß ihn religiöse Gründe bewogen hätten, dorthin zu ziehen, und religiös war Heinrich allerdings, wie seine ganze Nachkommenschaft. Dazu

war er jetzt nahe an sechzig Jahre alt, und er schien sein nahes Ende geahnt zu haben.

Er erholte sich indeß noch einmal, und ging nach Erfurt, wo er auch bei einer Synode anwesend war. Als er aber auf der Rückreise in Memleben ankam, wiederholte sich die Krankheit, ein Schlaganfall, und weil er sein Ende herannahen fühlte, rief er Mathilde, seine Gattin, zu sich, unterhielt sich lange mit ihr im Stillen, und schloß seine Rede mit folgenden Worten: O Trauteste du und mit Recht Geliebte, ich danke Christus, daß ich dich lebend hinterlasse. Keiner gewann je ein treueres, ein in jedem Guten erprobteres Weib. Darum habe Dank, daß du im Zorn mich eifrig besänftigtest, daß du in Allem mir nützlichen Rath gabst, oft mich von Unbilligkeit zur Gerechtigkeit führtest, und fleißig ermahntest, der mit Gewalt Unterdrückten mich zu erbarmen; jetzt empfehle ich dem allmächtigen Gott und der Fürbitte der Erwählten Gottes dich und unsere Kinder sammt meiner Seele, die ihren Körper zu verlassen im Begriffe ist. — Nach diesen Worten ging die Königin in die Kirche, um für das Seelenheil des sterbenden Gatten zu beten. In der Zwischenzeit starb Heinrich in Gegenwart seiner Söhne und der Fürsten des Landes. Sie umstanden weinend das Lager; nachdem der Priester Adaldag die erste Messe für die Seele des Verstorbenen gesungen hatte, trat die Königin in's Gemach; sie trug den Schmerz der Ergebung. O theure Söhne, sprach sie, dies merkt euch im Herzen, Gott zu fürchten, und in Allem ihn stets zu ehren, der mächtig ist, Solches zu thun *).

Es war ein Sonntag, da der König starb, der 2. Juli des Jahres 936. Der Tod erschien als ein Unglück für das Reich und das ganze Volk. Denn Heinrich hatte nicht nur mit Weisheit, Mäßigung und Tüchtigkeit das Reich von vielen Gefahren befreit. Er war auch ein frommer und christlicher Fürst. Er übte Recht und Gerechtigkeit im Lande, und gründete in Allem an zwanzig Kirchen, von denen uns einige ihrer Pracht wegen als merkwürdig genannt werden. Als er zum Erstenmale vom Schlage ergriffen wurde, war er gerade mit seiner Gemahlin Mathilde beschäftigt gewesen, ein Kloster zu gründen zum Andenken an die Väter und an die Nachkommen. Wahrscheinlich war dieses Quedlinburg. Denn hieher ward seine Leiche von seinen Söhnen zur Beerdigung gebracht, wo sie in der Krypte der dortigen Stiftskirche ihren Ruheplatz fand. Hieher zog zuletzt sich auch Mathilde zurück, um sich daselbst den Tröstungen der Religion zu überlassen, und später ebenfalls an der Seite ihres

*) Ranke's Jahrbücher. I.

geliebten Gatten ihren Ruheplatz und das Ende ihrer Leiden zu finden. Denn es kamen trübevolle Tage für sie.

Heinrich hatte mit Mathilde drei Söhne. Sie waren: Otto, der älteste, und sein Nachfolger, Heinrich, der Jüngere, und zu der Zeit geboren, wo der Vater schon König war, endlich Bruno, Erzbischof von Köln, im Rufe der Heiligkeit gestorben, und ebenso tüchtig in Verwaltung der Geschäfte des Reiches, wie der Kirche *).

Otto I., Kaiser und Wiederhersteller des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

Otto, seines Namens der Erste, der Große, Wiederhersteller des deutschen Kaiserreiches, war einer der ausgezeichnetsten und in seinen Resultaten glücklichsten Fürsten, die Deutschland gehabt hat. Er war ebenso fromm, als thätig, von hochherzigem Sinn, in guten Werken beharrlich, seiner Würde zwar wenig vergebend, dennoch immer angenehm, immer heiter, freigebig, nur mit dem Schlafe karg, durch und durch getreu. Nur sein Verhältniß zu seiner Mutter wirft dann und wann einen trüben Schlagschatten auf sein Leben, welches für ihn, ungeachtet seiner Größe, doch zuweilen voll Demüthigungen und nicht ohne Bitterkeit war. Ja er wäre beinahe einmal das Opfer der Treulosigkeit und Empörung von Seiten seiner nächsten Verwandten geworden. Die göttliche Vorsehung aber rettete ihn jedesmal, und hielt ihn aufrecht zu tüchtigen Werken.

Otto hatte einen scharfen Verstand. Er sprach lateinisch, slavisch, aber doch nur selten, und wenn es noth. Wie Karl, war er nicht blos groß an Geist, sondern auch groß an Statur, und die ganze Haltung seines Körpers zeigte Anstand und Würde. Sein Haar war grau und spärlich, aber die Augen rollten ihm im Kopfe, und sprühten verzehrendes Feuer. Sein Gesicht hatte eine röthliche Farbe, und der Bart hing ihm, wider die Sitten seiner Vorfahren, ziemlich lang herab. Nie bediente er sich eines andern Anzuges, als des vaterländischen.

Otto ward noch in demselben Jahre, worin sein Vater gestorben (936), in Achen zum Könige gekrönt. Er hatte aber in seinen Tagen viel zu kämpfen mit den Großen des Reiches, mit seinen eigenen Brüdern, mit seinen eigenen Söhnen, mit mächtigen innern und auswärtigen Feinden, und es war ein großes Unglück für ihn, freilich ein Unrecht von Seiten seiner Mutter, aber gewiß die Quelle großer Trübsal für beide, daß diese sich gegen Otto und für den jüngern

*) Bruno's Leben von Ruotger.

Bruder Heinrich aussprach. Doch Otto ging aus allen diesen Kämpfen, wenn auch nach manchen Prüfungen, als Sieger hervor. Zuerst wurden die Böhmen überwunden, und dann ging's nach Baiern, die sich ebenfalls unterwerfen mußten. Aber damit beschwichtigte sich nicht der Haß und die Feindschaft in Otto's Hause. Der Geist der Empörung waltete überall. Ja Otto selbst kam in große Noth. Der Herzog Eberhard von Franken sprach sich wider ihn aus. Der Herzog von Lothringen, Heinrich, Otto's Bruder, standen in offenem Kriege wider ihren König, und suchten ihm die Krone zu rauben. In diesem Kriege ging der König mit einer kleinen Schaar unvorsichtig über den Rhein. Nach menschlicher Ansicht war er verloren und bereits ein Gefangener seines Bruders. Aber, als der König die Gefahr erkannte, warf er sich nieder vor seiner ganzen Begleitung und diese mit ihm, und rief: „Herr, hilf mir aus dieser Noth, blick auf dein „Volk, zu dessen König du mich gemacht hast, und errette es von „seinen Leiden, auf daß das Volk erkenne, daß kein Sterblicher „deinem Willen widersteht!" Otto's Begleiter rüsteten nun zu einem tapfern Widerstand, und der König entkam mit Glück der Gefahr. Er ging darauf nach Sachsen, und sein Bruder Heinrich mußte sich zur Aussöhnung bequemen. Otto eilte nun zurück zu seinem Heere an die Maas gegen den Herzog von Lothringen und dessen Verbündeten, den König von Frankreich. Aber vor ihm und hinter ihm waren Feinde, in seinem Rücken neue Empörung, Otto gerieth in große Bedrängniß, jedoch nochmals war er Sieger über die Meuterer. Jetzt ging es gegen die Slaven, welche allenthalben in Aufstand, und gegen welche der Markgraf Gero einen harten Stand hatte. Die Slaven wurden unterworfen, aber sieh da, eine neue Verschwörung gegen ihn im Reiche! Otto hielt nun seine Heeresfahrt gegen Lothringen und Frankreich 941 — 950.

Auch die Böhmen mußten von Neuem unterworfen werden. Aber des Königs Muth war gestählt, er blieb in Allem Sieger. Der Ruhm seines Namens verbreitete sich nach andern Ländern weit umher. Man mochte ihn hassen von Seiten seiner nächsten Umgebung, die nach der Krone strebte, von Seiten der deutschen Fürsten, die eifersüchtig waren; aber das Ausland achtete ihn. Die Zerrüttung Italiens gab ihm Gelegenheit, auch auf dieses Land seinen Blick zu richten. Hier hatten Berengar und Lothar zuletzt um die Oberhand gestritten. Lothar war gestorben, und hatte eine junge und mit glänzenden Eigenschaften ausgerüstete Wittwe, Adelheid, hinterlassen. Sie wurde von Berengar gefangen gehalten, und Otto zu ihrer Befreiung nach Italien gerufen. Otto kam hinüber, besetzte Oberitalien (951), und Adelheid bot dem deutschen Könige, der nach dem Tode Editha's, einer Tochter des Königs von England, Wittwer war, die

Hand. Otto, wenn er sonst keine gehabt hatte, erhielt durch die Heirath mit Adelheid neue und solidere Ansprüche auf Italien *). Aber das machte ihm in Deutschland, obgleich er den Ruhm des Reiches dadurch erhöhte, doch bei seinen Söhnen und Verwandten keine besondern Freunde. Das Zerwürfniß brach wieder los, die Herzoge Ludolf, sein Sohn, Konrad, sein Schwiegersohn, standen wider ihn auf 952 — 958, und Otto gerieth in neue Noth. Auch Baiern fiel wieder ab, die Ungarn rüsteten zu neuen Einfällen in Deutschland, und Alles war in Empörung; da erschienen im Jahre 955 die Ungarn zum Letztenmale. Sie hatten Baiern überschwemmt und auf gräßliche Weise gehaust. Aber jetzt kam es zu der berühmten Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg. Die Ungarn waren in drei Haufen getheilt, zwei hatten sich vor Augsburg gelagert, der dritte sich längs der Donau fortgezogen. Der König stand auf der westlichen Seite des Lech, bereit zum Kampfe. Als aber Herzog Konrad mit der fränkischen Schaar und einer bedeutenden Reiterei erschien, erhob sich ein großes Freudengeschrei, das Heer verlangte, augenblicklich in die Schlacht geführt zu werden. Otto, besonnen die Gefahr erwägend, wollte zuvor des Himmels Segen erflehen **), und als dies von Seiten des ganzen Heeres geschehen, begann die Schlacht. Es war am 10. August, am Feste des heiligen Laurentius. Die Schlacht war blutig und mörderisch, aber die Ungarn konnten nicht widerstehen, sie erlitten einen unersetzlichen Verlust. Otto selbst, die heilige Lanze in der Hand haltend, ermunterte zur Verfolgung des Sieges. Die Ungarn geriethen in die wildeste Flucht, aber diese war ihnen durch den Lech erschwert, Viele wurden niedergehauen, Viele fanden ihren Tod in den Wellen des Flusses, Andere in den Flammen der angezündeten Dörfer, worin sie sich zu verbergen suchten, und die Niederlage war so vollständig, daß sie von der Zeit an nie mehr nach Deutschland kamen, vielmehr eine Zeit lang hier zu Lehen gehen mußten. Der Sieg war freudig, doch nicht ohne allen Schmerz. Denn Konrad war unter den Todten. Er hatte dadurch die Schmach seiner Verbindung mit den Ungarn abgewaschen. Von der Hitze des gräßlichen Kampfes ermattet, hatte er einen Augenblick seinen Harnisch geöffnet, da traf ihn ein tödtlicher Pfeil der Ungarn. Der König aber ließ nicht nur zur Danksagung für den gewonnenen Sieg in allen Kirchen einen feierlichen Gottesdienst ansagen, sondern auch das für die ganze Christenheit so erfreuliche Ereigniß dem allgemeinen Vater derselben zu Rom besonders melden. Otto fand bald darauf Gelegenheit zu einem andern Dienste,

*) Hroswitha panegyris Othonum. Bei Reuber, script. rer. germanic.

**) Luden, Geschichte des deutschen Volkes.

den er der Christenheit leisten sollte. Denn Berengar, der ehemalige Dränger der Adelheid und Schutzgenosse Otto's, zeigte sich nicht blos als der Dränger Italiens, sondern auch des apostolischen Stuhles, und sowohl die italienischen Großen, als der damalige Pabst Johann XII. riefen den deutschen König zur Befreiung über die Alpen. Otto sagte einen Reichstag nach Worms an, ließ seinen Sohn zum Könige wählen, und zog nach Italien 961. Er kam glücklich mit seinem Heere über die Alpen, und hielt seinen Einzug in Pavia. Da versammelten sich die Fürsten und Herren des Landes, Geistliche und Weltliche in Mailand. Sie setzten Berengar und sein ganzes Geschlecht wegen unerträglicher Tyrannei ab vom Reiche Italien, und versprachen, Otto den Eid der Treue zu leisten. Otto kam im December nach Mailand, und empfing die eiserne Krone des lombardischen Reiches *). Die Feier geschah mit ungemeiner Pracht in der Kirche St. Ambrosio.

Im Februar des folgenden Jahres war Otto in Rom. Leider waren hier die Verhältnisse sehr traurig. Der apostolische Stuhl war nicht blos von äußern und innern Feinden bedrängt, sondern auch von der schrecklichen Prüfung heimgesucht, daß er damals unwürdig vertreten war. Otto hatte anfangs mit dem Pabste, der ihn gerufen, einen freundlichen Verkehr. Er machte dem heiligen Stuhle große und ansehnliche Geschenke an Gold und Silber und sonstigen Kostbarkeiten, auch bestätigte er sicherlich seine sonstigen weltlichen Besitzungen und Rechte; Luden vermuthet sogar, daß er sie vermehrt habe, wenn er gleich die darüber ausgefertigte Urkunde bezweifelt. Aus Dankbarkeit für die wichtigen Dienste, welche Otto der Kirche geleistet, setzte nun der Pabst dem deutschen Könige die Kaiserkrone auf. Somit war also nach langer Zeit das heilige römische Reich deutscher Nation, das man unter Karl dem Großen mit so großen Hoffnungen begrüßt, unter Otto wieder hergestellt, und das Reich war, wie die mittelalterlichen Schriftsteller sich ausdrücken, von den Franken zu den Sachsen übergegangen. Aber Otto fand doch keine besondere Freude in Rom, es entstanden bald Reibungen zwischen seinen Deutschen und den Römern. Er verließ die Stadt, die damals einen Hirten hatte, der nicht durch die rechte Thür in den Schafstall gekommen, und ein Eindringling war. Dazu hatte Otto die Hände noch voll in dem übrigen Italien, so daß er erst gegen das Jahr 966 nach Deutschland zurückkehren konnte. Aber noch in demselben Jahre kam er wieder, ließ seinen Sohn Otto, da Ludolf gestorben war, 967 zum Kaiser krönen, und zog dann nach Deutschland zurück. Auf jener Reise begegneten ihm die Gesandten des

---

*) Luden, Geschichte des deutschen Volkes.

Kaisers Nicephorus von Konstantinopel in Ravenna. Sie brachten Geschenke und Freundschaftsbezeugungen. Otto dachte bei der Gelegenheit an eine günstige Verbindung für seinen Sohn und den Nachfolger seines Reiches. Er schickte deshalb eine Gesandtschaft an den Hof von Konstantinopel. Dieser aber verspottete die ungebildeten Deutschen, die jedoch bald Gelegenheit fanden, sich zu rächen. Luden schiebt die ganze Schuld des Mißlingens auf das anmaßende und treulose Benehmen des Bischofes und Geschichtschreibers Luitprand, eines Italieners, den Otto unglücklicher Weise in dieser Angelegenheit zu seinem Gesandten erwählte. Aber wie die Sache immer sein mag, auch die Griechen waren mit ihrem Kaiser Nicephorus nicht zufrieden, sie setzten ihn ab, und sein Nachfolger Johann Tzimisces leistete nicht nur die volle Genugthuung für die zugefügte Unbilde, sondern übersandte auch seine Nichte Theophania (Theophano) dem jungen Otto zur Gemahlin. Die Vermählung selbst wurde in Rom 972 gefeiert.

Otto der Große hatte jetzt nur noch Ein Jahr zu leben. Er starb, wie sein Vater, zu Memleben an der Unstrutt am 7. Mai 973.

Neue Bisthümer.

Otto's Gebeine wurden nach Magdeburg gebracht, und in dem dortigen Dome begraben. Er hatte hier ein eigenes Erzbisthum gegründet. Diese Gründung war ein Lieblingsgedanke von ihm, den er mit aller Aufopferung verfolgte. Als Suffragane des neuen Erzbisthumes, dessen Oberhirt den Titel eines Primas von Deutschland erhielt, wurden Brandenburg, Meißen, Merseburg, Zeitz, Havelberg, Schwerin, Ratzeburg zu Bischofssitzen erhoben. Die Stiftung von Merseburg, Zeitz, Meißen geschah 968, und die neuerwählten Bischöfe wurden sämmtlich an Einem Tage zu Magdeburg mit großer Pracht geweiht. Von jenen Bisthümern aber hatte Merseburg das traurige Schicksal, daß es gleich nach dem Tode Otto's wieder einging, und mit Magdeburg vereint wurde *). Erst später konnte es wieder zur Restitution gelangen. Das Bisthum Zeitz ward nach Naumburg **) an der Saale verlegt. Sämmtliche Bisthümer aber erlagen im XVI. und XVII. Jahrhundert den ungerechten Schlägen der sogenannten Reformation.

Aber auch nach Norden hin hatte Otto neue Bisthümer gegründet, und das Erzbisthum Hamburg durch die Bisthümer Oldenburg, Schleswig, Ripen, Aarhus erweitert.

---

*) Ueber die Vernichtung des Bisthumes Merseburg ist zu vergleichen der Geschichtschreiber und Bischof Tietmar von Merseburg, drittes Buch.

**) Chronic. Citiense.

Deutschland hatte in jener Zeit einen ausgezeichneten Episcopat; da war Bruno, Erzbischof von Köln, Ulrich von Augsburg, Bernward von Hildesheim, sämmtlich als Heilige verehrt, oder doch im Rufe der Heiligkeit gestorben, da waren Mehrere, die des päbstlichen Stuhles gewürdigt wurden, und das gesunkene Ansehen desselben von Neuem hoben, wie Gregor V., Sohn des Herzogs Otto von Franken, und Andere, die wir freilich noch später nennen müssen. Ulrich war Bischof zu Augsburg, als die Ungarn jene Stadt im Jahre 955 belagerten, und auf dem Lechfelde geschlagen wurden. Er stellte sich ihren Pfeilen, angethan mit der Pontificalstole, ohne Waffen, bloß. Als die einbrechende Nacht dem Streite ein Ende machte, gab der heilige Bischof den Soldaten Verhaltungsbefehle für die Nacht, ließ einen Theil des frommen Geschlechtes in der Stadt herumgehen, und Gott um seinen Beistand anrufen, den andern Theil schickte er aber in die Kirche der heiligen Jungfrau, um durch ihre Fürbitte den Segen des Himmels zu erwirken. Auch die Kinder wurden in die Kirche gebracht, um durch das Geschrei der Unschuldigen die Wolken durchdringen zu lassen. Der heilige Bischof selbst lag auf dem Boden ausgestreckt, und flehte zu dem Allmächtigen: er wolle doch auf die Unschuldigen, reinen Opfer mit Wohlgefallen herabsehen, auf die reinen Opfer, die noch ganz vom Blute Jesu träuften, welches sie seit der Taufe noch nicht verwischt hatten. Beim Anbruche des Tages verrichtete Ulrich das heilige Meßopfer, und reichte den Gegenwärtigen die heilige Communion mit der Ermahnung zum Vertrauen auf Gott. Die Ungarn standen schon zum Sturme bereit, aber die Hilfe Gottes war nahe. Otto eilte herbei zur Rettung *).

Otto II.

Otto's des Großen Nachfolger war sein und der Adelheid Sohn, Otto II. Wie sein Vater, so hatte auch er seine nächsten Kämpfe mit den deutschen Großen, dann mit Harold von Dänemark, mit den Slaven und Wenden, aber in allen diesen Kriegen war er siegreich. Für Deutschland war es bei der damaligen Verfassung und der verwirrten Lage der Dinge, bei dem jedesmaligen Regentenwechsel ein großes Unglück, daß so viele von den Einrichtungen, die Karl der Große geschaffen, gleich unter seinem Nachfolger zu Grunde gingen. Jener hatte nämlich, um die königliche Macht zu stärken, die Herzogthümer aufgelöst. Sie kamen aber unter seinem Nachfolger bald wieder empor, und es war nicht selten, daß mehrere der

*) Chronologische Reihenfolge der Päbste. Würzburg 1831.

bedeutendsten, wie Baiern und Sachsen, in Einer Hand waren, und so schon allein ein großes Reich bildeten. Und doch war dies vielleicht das geringste von den Uebeln. Denn was hätte, da Deutschland ein Wahlreich war, ein Mann mit einer geringern Hausmacht damals vermocht? So konnte den Unzufriedenen, wenn auch das königliche Ansehen nicht galt, oder Manche sich schwer fügen wollten, doch wenigstens mit einer gleichen Macht begegnet werden. Aber auch in Italien fand Otto II. mächtige Gegenparteien. Sie mußten sich indeß fügen. Als der Franzosenkönig, die Abwesenheit und anderweitige Beschäftigung Otto's benützend, bis nach Achen vorgedrungen war, und dort den Adler auf der kaiserlichen Pfalz nach Frankreich hingewendet, kam Otto herbei, schlug die Franzosen, und drang bis in die Nähe von Paris vor, konnte aber wegen vorgerückter Jahreszeit die Stadt nicht nehmen. Im Jahre 980 kam es zum Frieden, und Otto ging nach Italien, um dort die Griechen und Saracenen gänzlich zu vertreiben. Seine Mutter Adelheid traf mit ihm in Pavia zusammen, und begleitete ihn, ebenso Theophania. In den ersten Wochen des Jahres 981 war Otto in Rom, wo damals große Verwirrung herrschte. Im Herbste rückte Otto nach Unteritalien, und da er keinen Widerstand fand, bis Salerno vor. Im folgenden Jahre trafen unter dem Herzoge Otto von Schwaben und Baiern neue Verstärkungen ein. Tarent wurde genommen. Nun blieben die Saracenen noch übrig. Mit ihnen kam es zur Schlacht bei Basantello (am 13. Juli); die Schlacht war sehr blutig, und der Sieg schien schon für die Deutschen entschieden. Da wendete sich das Glück, entweder weil neue Truppen kamen, oder weil die Deutschen in einen Hinterhalt geriethen, und sich des Sieges und der Theilung der Beute zu früh gefreut hatten. Da fand der größte Theil der kaiserlichen Krieger entweder seinen Tod, oder gerieth in Gefangenschaft. Der Kaiser rettete sich nur dadurch, daß er in's Meer sprang, wo er zwei große Schiffe erblickte, die von Konstantinopel abgeschickt waren, den jährlichen Zins zu holen. Sie waren aber in die Gewalt Otto's gefallen, und jetzt abgeschickt worden, um die saracenischen Schiffe zu verbrennen. Er erreichte eines dieser Schiffe; da er jedoch erkannt wurde, und Gefahr lief, nach Konstantinopel ausgeliefert zu werden, bediente er sich einer List, womit er seine Freunde an das Meeresufer versammelte, sprang dann von Neuem in die Fluten, und erreichte glücklich das Ufer. Aber das Unglück hatte sein Herz angegriffen, und ehe noch die zu Rächung seiner Schmach aus Deutschland heranrückende Hilfe bei ihm ankommen konnte, starb er am 7. December des Jahres 983 zu Rom, wo er auch in St. Peter begraben wurde, und man noch gegenwärtig in der dortigen Krypte seinen Grabstein zeigt.

Ihm folgte sein Sohn

Otto III.

Otto III. wurde wegen seiner Gelehrsamkeit und sorgfältigen Erziehung das Wunder und die Gerechtigkeit der Welt genannt. Er war in dem Ketilwalde (in der Gegend von Duisburg) geboren, und wurde von seiner Mutter, die griechische Bildung mit an den sächsischen Hof gebracht, und seiner Großmutter Adelheid, eine geistreiche Italienerin (erstere starb im Jahre 991, und wurde in Köln in der Pantaleonskirche begraben), schon in früher Jugend in allen Künsten und Wissenschaften Griechenlands und Italiens unterrichtet. Später, bei vorgerücktem Alter, leiteten der berühmte Gerbert, nachheriger Pabst Sylvester II. und der Graf Gaiko, endlich Meinwerk, der kunstverständige und so geschickte Bernward von Hildesheim seine Erziehung. Noch als Knabe von drei Jahren ward er von dem Erzbischofe Willigis und Johann von Ravenna aus Italien herübergebracht, und zu Achen zum deutschen Könige gekrönt. Man hatte sich vorsehen wollen, denn Otto II. war damals noch nicht todt. Die Feinde des Reiches suchten das Unglück und den Tod seines Vaters, sowie die Jugend des Königes zu benützen. Zuerst erhoben sich die Slaven, die fortwährenden Feinde des deutschen Namens. Sie richteten viele Verwüstungen an, besonders wurden die Priester und Diener der Kirche mißhandelt. Sie setzten über die Elbe, erlitten aber eine furchtbare Niederlage, und es wurden ihrer mehr als dreißigtausend getödtet. Dann spielte der Herzog Heinrich von Baiern seine alten Ränke wieder, und die Slaven empörten sich von Neuem; auch die Dänen kamen, und fielen in's Reich ein, und es kam großes Unglück über Sachsen *). Auch im sonstigen Reiche sah es traurig aus. Zwar führten die Großmutter des Königs, Adelheid, und seine Mutter Theophania unter dem Einflusse des Erzbischofes Willigis von Mainz die Vormundschaft, aber der königlichen Macht fehlte es doch an gehöriger Kraft. Bei dem Allem wurden die Kriege nach Außen doch ziemlich glücklich geführt. Das erfuhr auch der König Lothar von Frankreich, der sich gerne Lothringens bemächtigt hätte.

Im Jahre 996 trat Otto seinen Zug nach Italien an, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Er war damals ein Jüngling von fünfzehn Jahren, und man hatte in Italien seit zwölf Jahren keinen Kaiser gesehen. In Rom war Alles in Verwirrung. Otto sandte seinen Vetter Bruno, nachmaligen Pabst, den Erzbischof Willigis von

*) Luden, Geschichte des deutschen Volkes.

Mainz und den Bischof Adalbold von Utrecht mit einigen weltlichen Großen voraus. Diese bewirkten zunächst die Erhebung Bruno's auf den apostolischen Stuhl. Er nannte sich Gregor V., und nun hielt auch Otto III. seinen Einzug in die ewige Stadt, und empfing am 21. Mai die Kaiserkrone. . Er blieb aber nicht lange in Rom, im August war er schon in Pavia und im Herbste in Deutschland, wo er in Köln das Weihnachtsfest feierte. Er rüstete jedoch bald wieder zu einer neuen Fahrt nach Italien. Er ernannte seines Vaters Schwester Mathilde zur Reichsverweserin, und trat im Herbste des Jahres 997 seine zweite Fahrt nach Italien an. Es begleiteten ihn der Herzog Heinrich von Baiern, Herzog Otto, des Pabstes Vater, mit einem großen Heere, Gerbert, der vertriebene Erzbischof von Rheims und sein Erzieher, und viele andere angesehene Männer. Im Februar des Jahres 998 war er in Rom. Hier wurden Crescentius, der Urheber so vieler Gräuel in Rom, der Gegenpabst Johann und seine Anhänger mit furchtbarer Grausamkeit bestraft. Bald darauf war Gregor V. im Februar 999 eines plötzlichen Todes noch in der Blüthe seiner Jahre gestorben; da ward, vorzüglich durch den Einfluß des Kaisers, Gerbert unter dem Namen Sylvester II. auf den päbstlichen Stuhl erhoben. Der Tod seines Vetters aber hatte Otto sehr ergriffen, auch Mathilde, Abtissin von Quedlinburg, seine Tante und Reichsverweserin, eine edle Frau, war gestorben. Seine Großmutter Adelheid war betagt; doch noch immer weilte der Kaiser in Italien. Endlich im Frühlinge des Jahres 1000 erschien er in Deutschland. Er begab sich über Zeitz, Meißen nach Gnesen in Polen zur Verehrung des Grabes des heiligen Adalbert, und von da zurück nach Magdeburg. Hier hielt er das Osterfest, und war ungemein gnädig und freigebig. Am Pfingstfeste aber war der Kaiser zu Achen. Hier wünschte er das Grab Karls des Großen zu sehen. Er ließ sich dasselbe in's Geheim öffnen, ohne die kirchliche Erlaubniß, nahm einen Zahn und ein paar Kleinigkeiten mit. Das setzte ihn in Unruhe, weil er den Frieden der Todten gestört, und in der Verwirrung seines Herzens eilte er nach Italien. Fast das ganze Jahr 1001 blieb er in Rom. Aber seine Stimmung war sehr aufgeregt, und der Kaiser widmete fast seine ganze Zeit dem Beten, Fasten, der Kasteiung des Körpers. Nur die Freundschaft mit dem Pabste konnte ihn einigermaßen trösten. Mit den Römern aber wollte es durchaus nicht gehen. Es kam sogar nach der Einnahme von Tivoli zu einem offenen Bruche. Sie sperrten dem Kaiser, als er von Tivoli nach Rom zurückkehren wollte, die Thore, und ermordeten seine Freunde in der Stadt. Aber Bernward von Hildesheim vermittelte, und die Römer versprachen von Neuem Ergebenheit und Treue, Genugthuung für den begangenen Frevel. Während Otto nun mit dem Hofe von Kon-

stantinopel wegen einer Gemahlin unterhandelte, ward er am 23. Januar 1002 zu Paterno plötzlich vom Tode überrascht in dem Alter von einundzwanzig Jahren. Die Ursache seines Todes wird verschieden angegeben; Einige sprechen von Gift, was wohl Fabel ist, Thietmar läßt ihn an den Blattern sterben, aber so viel ist gewiß, daß er schon seit mehreren Jahren kränkelte. Die deutschen Fürsten, welche um ihn waren, und einen Aufstand fürchteten, suchten den Tod zu verheimlichen. Sie zogen sich aus den verschiedenen Städten zu Einer Macht zusammen, und bahnten sich, den theuren Leichnam mit sich führend, mit dem Schwerte den Weg nach Deutschland. Otto III. ward zu Achen in der dortigen Krönungskirche begraben.

Die Zeit der Ottone, ungeachtet sie der Trübsale so voll, ist dennoch eine der glänzendsten in der deutschen Geschichte. Man kann sagen, heißt es bei Ranke, es sei vielleicht nie eine Zeit gewesen, wo ein König von Deutschland eine so gewaltige und feste Herrschaft ausgeübt hat, als Otto I. vom Jahr 959 an bis zu seinem Tode. Deutschland, das noch bei seinem Regierungsantritt in verschiedenen Stämmen feindlich gegen einander stand, war wieder ein Ganzes geworden, und der deutsche Name war geehrt und geachtet, kein Land hatte eine solche Menge von ausgezeichneten Männern, besonders aber waren die bischöflichen Stühle wohl besetzt. Die griechische Bildung, die Verbindung mit Italien hatten gewirkt, wenn auch jene im Ganzen nicht von der Bedeutsamkeit war, als es so häufig behauptet worden. Die Herstellung des weströmischen Reiches, die mannichfachen Züge nach Italien und Rom hatten die Ideen von Neuem geweckt, und die kühnen Kämpfe den Sieg an den deutschen Namen geknüpft. Traurig war freilich der Zwiespalt im Innern zu Anfang jener Periode, und es ist fast unmöglich, den Wechsel des Glückes, das den Ottonen so oft gedroht, so oft gelächelt, zu begreifen, wenn man nicht bedenken wollte, daß doch in Allem etwas vorhanden war, was sie oft hob, tröstete, aus sichtbarer Noth errettete. Das war ihr lebendiger Glaube, und ihre solide, von der Stammmutter Mathilde ererbte Frömmigkeit, die fast dem ganzen Geschlechte verblieb. Otto I., der große und mächtige Fürst, setzte nie seine Krone auf, ohne vorher gefastet zu haben, ein Beweis, wie er seine Sendung betrachtete. Aus demselben Gesichtspunkte sah er auch seine Kämpfe, seine Siege an. Er ist ein Streiter Christi. Es ist überhaupt, sagt Ranke, ein Schriftsteller, der gewiß kein besonderer Freund der katholischen Kirche ist, das religiöse Leben der damaligen germanischen Christen so eigenthümlich phantastisch, so demüthig und die äußere Welt aus den Augen setzend, daß man überzeugt sein muß, die Ausbreitung der Religion sei ihrer selbst willen mit solchem Eifer betrieben worden. Die Verkündigung des Christen-

thumes in Ungarn, Polen, Rußland, Norwegen, Island, Grönland, Schweden, Dänemark gab auch dem deutschen Reiche neuen Glanz. Denn alle jene Könige betrachteten sich wie Planeten um die Sonne, als Vasallen um das deutsche Kaiserthum, und die Gränzen des deutschen Reiches dehnten sich damals bis über die Eider aus nach Jütland hin. Otto war, wie Ranke sagt, gleichsam der große Familienvater, der durch die Glieder seines Geschlechtes fast das ganze germanische Europa beherrschte. Das galt besonders von Frankreich, mit dessen Herrschern er nicht nur durch die innigsten Familienbande verbunden war, sondern die auch unter seinem und seines Bruders Bruno Einfluß standen. Freilich konnten sich die Slaven nicht leicht fügen in die christliche Cultur und Civilisation. Sie mordeten die ihnen geschickten Priester und vertrieben die Deutschen, fielen verheerend in die angränzenden Marken, aber sie wurden doch endlich nach langem Kampfe überwunden. Unter den frommen Glaubensboten, welche damals ihr Leben opferten für die Ehre des Heilandes, und bald ein Gegenstand besonderer Verehrung wurden, zeichnete sich besonders aus der heilige Adalbert von Prag, der im Jahre 996 von den heidnischen Preußen erschlagen ward.

Seit den Tagen Karls des Großen war für die deutsche Kunst und Wissenschaft das nicht geschehen, was unter den Ottonen geschah; sie entwickelte sich noch reichhaltiger, freier und selbstständiger. In Hildesheim stand Bernward an der Spitze. Er war Baumeister, Bildner, Drechsler, Bronzearbeiter, Goldschmied, Juwelier, Chemiker. Noch gegenwärtig erregen seine Werke Bewunderung. Vor Allem aber blühte die Schule in Paderborn unter Meinwerk. In Corvei blühte der Geschichtschreiber Wittekind, in Merseburg Ditmar. Köln hatte einen erleuchteten Mann an dem Erzbischofe Heribert und Mainz an Willigis, dem Gründer der dortigen Domkirche. Selbst die Frauen blieben nicht zurück hinter Adelheid und Theophania; wir erinnern uns an Hroswitha, Nonne zu Gandersheim. Sie verherrlichte die ottonische Zeit in einem lateinischen Panegyricus. So war eine reiche Saat gesät, und sie trug ihre Früchte. Man kann sagen, ihre guten wie ihre bösen. In der Kunst machte vor Allem der Kirchenbau große Fortschritte, besonders nachdem man die ersten Decennien des Jahres 1000 überlebt, und der erste Schrecken über den Untergang der Welt, den man nach einer falschen Vorstellung des Chiliasmus erwartet hatte, vorüber war. Ueberall entstanden neue, in ihrer Art gewiß prachtvolle Kirchen, von denen mehrere noch bis zur heutigen Stunde vorhanden sind, und die gerechte Bewunderung der Betrachtenden erregen, so St. Michael und Godehard in Hildesheim, Maria-Capitol in Köln, die prächtige Kirche zu Gernrode im Harz, ein Theil der Abteikirche in Quedlinburg, die Bartholomäus-

kirche in Paderborn, St. Patroclus in Soest. Aber auch das bürgerliche Leben pflegte sich in den Städten zu regen. Der Boden der neuen Freiheit und eines von Heinrich geschaffenen Mittelstandes erweiterte sich, und wir werden bald sehen, wie schnell dessen Ansprüche gewachsen sind.

Heinrich II.

Otto III. war, wie er nach der, der damaligen Sitte gemäß für frevelhaft gehaltenen, Eröffnung des Grabes Karls des Großen gefürchtet, und wie ihm der große Kaiser im Traume gedroht hatte, ohne Erben gestorben. Er hatte in Vorahnung seines Todes die Reichsinsignien an den Erzbischof Heribert von Köln übergeben. Es fehlte nicht an Bewerbern um die deutsche Krone, aber Heinrich, der Enkel jenes Heinrich, der schon mit Otto I. um die Herrschaft gerungen, behielt die Oberhand, blos an Heribert fand er seinen härtesten Gegner. Heinrich erwarb sich wegen seiner Frömmigkeit den Namen des Heiligen. Er war allerdings mildthätig gegen Kirchen und Klöster, was ihm vielfach zum Vorwurf gemacht worden, aber man kann gewiß nicht sagen, daß er unglücklich regierte, oder das Scepter kraftlos führte. Er hatte bei seinem Regierungsantritt viele Gegner, aber sie wurden alle besiegt, dazu noch die Böhmen, die Wenden, die Polen, die Italiener, die Griechen, die Saracenen, sie wurden mit einem Glück bekämpft, wie es nur wenigen Fürsten zu Theil geworden. Ja die Frömmigkeit machte ihn stark, und bei aller Demuth seines Geistes äußerte er doch bei verschiedenen Gelegenheiten eine Beharrlichkeit und Kraft, die nicht nur geeignet waren, ihn in Ansehen zu setzen, sondern auch immer mit den glänzendsten Erfolgen gekrönt wurden. So schlug er Harduin in Italien, die Horden der damals noch furchtbaren Saracenen, welche in jenes Land eingefallen waren, dermaßen, daß nach den Berichten der Schriftsteller auch nicht Einer entkam, und eine unermessene Beute in seinen Händen blieb. Burgund, jenes schöne Land von dem Ausflusse der Rhone bis nach der Maas hin, erhielt er durch Schenkung, Ungarn ward ein Lehen des deutschen Reiches. Außerdem gewann er Apulien von den Griechen, und bei aller Milde, die er besaß, züchtigte er dennoch die Aufrührer, die er stets, wenn sie auch anderweitig die größte Hilfe erhielten, überwältigte. Heinrich war im Juni zu Mainz durch Willigis zum deutschen Könige gekrönt. Dennoch fand er manchen Widerstand. Er wußte sich aber die Anerkennung in Sachsen und Thüringen zu verschaffen, auch Herrmann von Schwaben mußte ihn anerkennen. Im Jahre 1002 ging er nach Italien. Er drang bis

Pavia vor, ließ sich dort zum Könige der Lombardei krönen. Es kam aber zu Mißverständnissen, welche die Zerstörung von Pavia zur Folge hatten, und Heinrich ging wieder zurück nach Deutschland. Außer der Bekämpfung der Böhmen hatte Heinrich jetzt eine besondere Herzensangelegenheit, nämlich die Gründung des Bisthumes Bamberg. Diese wurde ihm gar nicht leicht gemacht, und hat ihm manche Thräne gekostet. Denn der Bischof von Würzburg wollte von seinem Rechte nicht abstehen. Da warf sich der Kaiser den versammelten Bischöfen zu Füßen und flehte, und jetzt erst konnte er seinen Zweck erreichen. Er rüstete die Kirche, die er sich zu seiner Grabstätte ersehen, gar reichlich aus, und noch gegenwärtig haben wir den kaiserlichen Bau zu unserer Bewunderung vor uns.

Heinrich II. starb im zweiundfünfzigsten Jahre seines Alters, im zweiundzwanzigsten seiner Regierung und im zehnten nach seiner Krönung zu Rom 1024. Der Pabst Eugen III. erhob ihn gegen das Jahr 1051 in die Reihe der Heiligen. Protestantische Schriftsteller melden, er sei deshalb vorzüglich der Heilige genannt worden, weil er den Kaisertitel vom Pabste abhängig, die Pabstwahl dagegen unabhängig gemacht. Diese Leute haben so Manches entstellt und verdreht, oder doch wenigstens nicht begriffen, was einmal in ihre Vorstellungen nicht paßt. Wer das Leben Heinrichs II. kennt, weiß, daß darin nach katholischen Begriffen so viele Gründe zu seiner Heiligsprechung vorhanden waren, daß es einer solchen Nachgiebigkeit, wie die obige, wenn sie wirklich eine neue gewesen, gar nicht bedurfte. Was erstens den Kaisertitel anbetrifft, so erhoben sich darüber allerdings in der Folge manche subtile Fragen, aber offenbar hatte derjenige damals weder kaiserliche Rechte, noch den kaiserlichen Titel, der nicht zu Rom gekrönt war und zwar vom Pabste. Das Reich wurde ein heiliges genannt, und die heilige Weihe kam nur vom Pabste, dem Urheber der Herstellung des römischen Reiches zum Schutz der Kirche. Was nun zweitens die freie Pabstwahl anbetrifft, so haben wir schon früher Privilegien erwähnt, gemäß welchen den mit königlichen Mitteln gegründeten oder ausgestatteten Klöstern die Freiheit gestattet wurde, ihren Abt zu wählen, sollte dies nun bei der Pabstwahl, die schon beinahe ein Jahrtausend ohne fränkische Könige, ohne sächsische Kaiser bestanden, weniger der Fall sein?

Allerdings war Heinrich II. ein gegen die Kirche, Klöster und Stiftungen milder und freigebiger Fürst. Aber er hatte, da er mit seiner Gemahlin, der ebenfalls von der Kirche heiliggesprochenen Kunigunde, nur in einem brüderlichen Verhältnisse lebte, keine Nachkommen, und sowohl ein derartiger Entschluß, als manche Einzelnheiten seines Lebens zeigen uns doch einen Mann von Charakter, in dem übrigens nichts weniger als Kopfhängerei und Menschenscheu

vorherrschte. So viel ist gewiß, daß er nicht blos manche Dinge glücklich und kräftig durchführte, die er begonnen, sondern auch gerade wegen seines Verhältnisses zur Kirche manche Klippe glücklich vermied, woran andere, sonst mächtigere Kaiser scheiterten.

Mit Heinrich II. erlosch der Stamm der sächsischen Kaiser. Deutschland hatte ihnen Vieles zu danken. Die Befreiung von äußern Feinden, Sicherheit im Innern, Beförderung der Künste, Gründung neuer Bisthümer, Verbreitung der christlichen Lehre, und damit auch zu gleicher Zeit Verherrlichung des deutschen Namens in entfernten Gegenden, Gründung neuer Städte und des bürgerlichen Lebens, alles Dinge, weshalb sie in der Geschichte des Vaterlandes unsterblich sind. Auch hatte ihr Geschlecht das Glück, daß es nicht, wie jenes der Karolinger, in Ohnmacht und Verachtung erlosch. Will man auch sagen, Otto II. und III. hätten den Erwartungen, die man an sie zu machen berechtigt war, nicht in allen Dingen entsprochen, so vergißt man dabei die Zeitumstände und Schwierigkeiten, womit sie zu kämpfen hatten, und die selbst einen Otto I., den großen und mächtigen Kaiser, manchmal zu bewältigen drohten. Von allen Seiten war das Reich in Gefahr, im Innern Ansprüche, die schwerlich ebenso zu befriedigen, wie zu vermeiden waren, im Aeußern wilde Horden, hartnäckige Feinde, im Westen drohte Frankreich, das sich an die Empörung anschloß, im Osten die Slaven, immer wieder bereit zum Aufstande, und einen Kampf auf Leben und Tod führend, im Süden tatarische Stämme. Für die Kirche war die Anwesenheit der sächsischen Kaiser in Italien und Rom von vielfachem Nutzen. Sie schützten den päbstlichen Stuhl vor der Bedrängniß italienischer Freibeuter und römischem Parteiwesen, und in der That, sie haben ihre Aufgabe in der Beziehung besser erkannt, als später die Hohenstaufen, und deshalb auch glücklicher geendet, oder als ihre nächsten Nachfolger, die fränkischen Kaiser, denen der Erste derselben eine ebenso glänzende Laufbahn eröffnet, wenn sie nur auf derselben ruhmvoll vorwärts gegangen wären, und sich nicht selbst, wie ihren Völkern, unnennbare Drangsale bereitet, wozu vielleicht beide gleiche Veranlassung gegeben. Denn wenn der Herr ein Volk strafen will, sendet er ihm schlechte Fürsten.

IV.

Die fränkischen Kaiser.

Konrad II., der Salier; Heinrich III.; Heinrich IV.; Heinrich V.

Nach Heinrichs II. Tode entstand eine Art von Anarchie in Deutschland, und jeder der deutschen Fürsten suchte, so gut er konnte, die Oberhand zu gewinnen. Acht Wochen hatte man keinen König. Endlich traten die Fürsten an einem Orte zwischen Mainz und Worms, Kamba genannt, zur Wahl eines neuen zusammen. Es gab damals zwei Konrade, die vor allen die meisten Ansprüche zu haben schienen. Der eine hatte den Beinamen der Salier, und war der Aeltere, der andere besaß das Herzogthum Franken, und hieß Kuno oder Konrad der Jüngere. Beide waren Bruderskinder, überaus mächtig, der Aeltere, sonst ausgezeichnet durch Rechtschaffenheit, lebte aber in einer damals noch nicht kirchlich gebilligten Ehe, und hatte deshalb anfangs die Geistlichkeit gegen sich. Dazu kam noch, daß der verstorbene König Heinrich den Jüngern zu seinem Nachfolger auserfehen hatte. Die beiden Bewerber sahen aber, daß Feindschaft unter sich nur schaden würde, und sie hatten in dem Edelmuthe ihres Herzens die Uebereinkunft getroffen, wen der größte Theil der Fürsten von ihnen zum Könige wähle, den wollten sie ebenfalls anerkennen. Der Aeltere aber erhielt die meisten Stimmen, vorzüglich auf Aribos, Erzbischofes von Mainz, und Eberhards, Bischofes von Bamberg, Bemühen.

Konrad II.

ward 1024 in Mainz gekrönt. Hierauf kam er nach Achen, und ordnete die Angelegenheiten des Reiches. Die Italiener aber bemühten sich, einen Andern zum Könige zu wählen, und schwankten bald zwischen Robert und Hugo, König von Frankreich, und Wilhelm, Herzog von Aquitanien. Aber Heribert, Erzbischof von Mailand, gewann die Lombarden, und er leistete mit den übrigen Großen im Jahre 1025 auf dem Reichstage zu Konstanz den Eid der Treue. Konrad brachte zuerst die widerspenstigen Fürsten in Deutschland, dann Polen zur Ruhe, und ging im Jahre 1026 nach Italien. Am Osterfeste 1027 ward er zu Rom gekrönt. Der König wurde, wie es Sitte war, von den Kardinälen in der Vorhalle von St. Peter empfangen, wo ein Altar stand. Hier wurde er consecrirt, und dann in die Kirche selbst hineingeführt, wo ihn der heilige Vater erwartete, und ihm dann mit großer Feierlichkeit die Krone aufsetzte.

In der fränkischen Könige Zeiten war es sogar gebräuchlich, die Krönung selbst an dem jedesmaligen Osterfeste, wenn sie in Rom waren, zu wiederholen.

Konrad hielt damals seinen berühmten Reichstag auf den roncalischen Feldern, wo die italienischen Angelegenheiten zuerst eine feste Gestalt gewannen. Denn Konrad war ein mächtiger Fürst, gewaltig in Rath und That. Burgund, worauf schon sein Vorgänger Heinrich gerechte Ansprüche gehabt, welche aber nahe daran waren, verloren zu gehen, ward unter ihm mit dem Reiche vereint; mit dem Könige von Ungarn, der auf Baiern Ansprüche machte, schloß er einen günstigen Frieden, und mit dem großen Könige von Dänemark, Kanut, hielt er Freundschaft; aber auch um die innern Angelegenheiten des Reiches, um die Gesetzgebung und Verwaltung, machte er sich verdient. Viele Bestimmungen über das Lehenwesen, über den Landfrieden, über die Sicherung des Handels und des kirchlichen Eigenthumes verdanken ihm seinen Ursprung. Besonders aber wirkte er fördernd für die innere Ruhe, die Wohlfahrt des Bürgers und des Landmannes durch den Schutz, den er der Treuga Dei *), dem sogenannten Gottesfrieden, widerfahren ließ. Dieser Gottesfriede war ein ursprünglich kirchliches Institut, womit man sowohl der Verunehrung kirchlicher Festtage, als auch den Verheerungen der Fehden, des Faustrechtes und den Bedrückungen der Ungerechtigkeit einigermaßen Einhalt thun wollte. Die Treuga Dei untersagte alle Fehden und Kriege an den Sonn- und Fest-Tagen, an allen Vigilien, oder den

---

*) Nach Du Cange, Glossarium medii aevi, hieß Treuga ein königliches Rescript.

Tagen, welche den Festen vorhergingen, einem großen Theile der Woche von der Vesper Mittwochs bis Montags, endlich während ganzer Zeiträume, welche, wie die Fastenzeit, von Ostern bis Pfingsten durch besondere Erinnerungen an das Erlösungswerk geweiht oder kirchlich geheiligt waren. Wer die Treuga Dei brach, sollte ausgeschlossen sein aus der Christenheit, nach seinem Tode kein kirchliches Begräbniß erhalten. Konrad, der wohl einsah, wie heilsam diese Bestimmungen in der damaligen Zeit waren, unterstützte sie mit der ganzen Macht seines Ansehens. Der Bruch des Gottesfriedens wurde in dem lombardischen Rechte auch mit zeitlichen Strafen gerächt, ja nach einigen Gesetzen sogar der Frevler des Landes verwiesen, oder mit dem Tode bestraft.

Endlich wandelte auch Konrad den Weg des Fleisches. Er starb zu Utrecht 1039. Seine Gebeine wurden von da feierlich über Köln nach Speier gebracht, wo sie nach dreißig Tagen ankamen und ihren Ruheplatz fanden, bis die neuen Vandalen der Revolution und des Absolutismus sich daran vergriffen. Der Zug war aber deshalb so langsam gegangen, weil man die theuren Ueberreste überall in den bedeutendern Klöstern und Städten eine Zeit lang niedersetzte, und für die Seele des Verstorbenen betete.

Auf Konrad II. folgte sein Sohn

Heinrich III.

mit dem Beinamen des Starken oder des Schwarzen. Er war im Jahre 1017 am Tage Simon Juda geboren. Der Vater wollte ihn noch als Knaben mitnehmen nach Italien. Er ließ sich daher von den Fürsten das Versprechen geben, ihn zu seinem Nachfolger zu ernennen. Das geschah auch, und Heinrich ward bei der Rückkehr des Vaters aus Italien 1028 in Achen gekrönt, und dem Bischofe Bruno von Augsburg zur Aufsicht anvertraut, nach dessen Tode aber dem Bischof Engelbert von Freisingen. Er war von seinem Vater zum Herzoge von Baiern, und 1038 zum Herzoge von Allemannien ernannt. In demselben Jahre wurde er auch König des arelatischen Reiches. Als aber sein Vater gestorben, übernahm er selbstständig die Regierung des deutschen Reiches, und zeigte sich darin sehr kräftig. Denn in den meisten Tugenden war er seinem Vater gleich, besonders im Anfange seiner Regierung, in andern übertraf er ihn noch sogar. Vorzüglich aber lobte man seine Gerechtigkeit, und er ward deshalb des Rechtes Richtscheid genannt. Unglücklicher Weise erlahmte er aber später in etwas, und es traten bei ihm Eigenschaften hervor, welche den Glanz seines Namens bedeutend verdunkelten. Er soll in der

letzten Zeit etwas gewinnsüchtig und fahrläßig in der Leitung des Reiches gewesen sein, so daß er für seinen Namen zeitig genug, aber für seinen Sohn und die Wohlfahrt des Reiches zu früh starb.

Heinrichs erstes Unternehmen galt den Böhmen, da Bretislaus, ihr König, das von Deutschland abhängige Königreich Polen verheert hatte. Sein Zug war nicht glücklich. Doch unternahm er einen zweiten, durch welchen er den aufrührerischen Herzog zur Unterwerfung brachte. Die Ungarn hatten ihren König vertrieben, der bei den Deutschen Hilfe suchte. Heinrich zog zweimal dorthin, und sie mußten sich unterwerfen. Darauf ging er nach Italien, wo besonders in Rom Dinge vorgingen, welche das Herz der Christenheit betrüben mußten. Er schlichtete die streitige Pabstwahl, und ließ sich dann mit seiner Gemahlin 1046 zum römischen Kaiser krönen. Groß war damals der Einfluß, den die deutschen Könige und Kaiser des heiligen römischen Reiches, als Schutzherren der Kirche, auf die Pabstwahl, und man kann bei der traurigen Lage der Dinge nicht anders sagen, zum Vortheil der ganzen Christenheit übten. So kam endlich nach dem Tode des Pabstes Gregor VI. zunächst wieder ein Deutscher unter dem Namen Clemens II., ein Sachse, früher Bischof zu Bamberg, Suidger, auf den päbstlichen Thron, den er jedoch nur neun Monate und fünfzehn Tage behauptete. Nach seinem Tode folgte Damasus II., ein Baier und früher Bischof von Brixen. Er regierte aber die Kirche nur dreiundzwanzig Tage. Während nun der Kaiser im Jahre 1049 das Weihnachtsfest feierte, da kamen römische Abgeordnete zu ihm nach Deutschland, und forderten von ihm, er möge ihnen ein Oberhaupt geben. Der Kaiser sendete ihnen Bruno, Bischof von Toul *). Dieser war von einem vornehmen Geschlechte der Franken entsprossen und von königlichem Ansehen **). Bruno, der die angetragene Ehre weder suchte, noch vermuthete, hielt die ihm aufgelegte Bürde für zu schwer, und weigerte sich lange, sie aufzunehmen. Da er aber sah, daß er mit seiner Weigerung nichts ausrichten konnte, so erbat er sich drei Tage Bedenkzeit, und gab endlich zu verstehen, er würde die ihm angetragene Stelle annehmen, sobald er sich davon persönlich überzeuge, daß es der unzweideutige Wille der gesammten Geistlichkeit und des römischen Volkes wäre ***). Bruno reiste daher als Privatmann ab nach Rom, und ward von der römischen Kirche als rechtmäßiges Oberhaupt anerkannt †) und unter dem Namen Leo IX. als Heiliger verehrt.

---

*) Lambert von Aschaffenburg.

**) Otto von Freisingen.

***) Wibert, im Leben des heiligen Leo.

†) Otto von Freisingen.

Heinrich III. starb im Oktober des Jahres 1056 im neununddreißigsten seines Alters und im achtzehnten seiner Regierung. Er schien seinen frühen Tod geahnt zu haben, und hatte drei Jahre vor demselben seinen Sohn Heinrich auf der Versammlung zu Tribur von den Fürsten zu seinem Nachfolger ernennen lassen.

Heinrich IV.

Mit Heinrich IV. beginnt eine höchst unglückliche Zeitperiode für Deutschland. Zwar waren die äußern Feinde gedemüthigt, Ungarn, Polen unterworfen, Frankreich schwach und matt; aber nun erhob sich der Krieg im Innern, der dreißig Jahre hindurch Deutschland auf das Schrecklichste verheerte, die Sitten verwilderte. Allerdings waren die Keime jenes Zerwürfnisses zwischen Kirche und Staat schon früher vorhanden. Sie kamen aber jetzt zur Reife. Heinrich IV. war noch ein Kind, als er im Jahre 1054 in Achen gekrönt wurde. Er war im November 1050 in Goslar geboren, Sohn der zweiten Gemahlin Heinrichs III., nämlich der Agnes, und beim Tode seines Vaters noch nicht ganz sechs Jahre alt. Der Fürst war nicht ohne Anlagen, aber er wurde, wie fast alle gleichzeitigen und spätern Chronikenschreiber, Berthold von Konstanz, Konrad von Ursperg, Albert von Stade, der Verfasser des Lebens Heinrichs IV., melden, in seiner Erziehung verdorben, und zu jedem Laster und zu jeder Tyrannei erzogen. Zuerst leitete seine Mutter Agnes die Erziehung und die Angelegenheiten des Reiches. Aber die Fürsten wurden unzufrieden, und es hieß, bei Bruno in der Geschichte des Sachsenkrieges, daß Heinrich zunahm an Jahren, aber nicht an Gnade bei Gott und den Menschen. Ueber die Mutter, obgleich sie entweder ganz unschuldig gewesen, oder doch nachher wirklich Buße that, und eine fromme Wittwe war, verbreiteten sich allerlei nachtheilige Gerüchte, die vielleicht nur der Parteihaß erfunden. Von Heinrich selbst war es offenbar, daß er einen unbeugsamen Willen hatte, seinen Leidenschaften nachhing und den Samen zu arger Zwietracht legte. Da sahen sich die Fürsten genöthigt, dem jungen Könige eine andere Erziehung zu geben, und einen Andern auszusuchen, der sie leitete. Sie glaubten diesen aber in Anno II. von Köln gefunden zu haben *). Dieser war wenigstens der angesehenste Mann seiner Zeit, am Hofe Heinrichs III. bekannt, und ließ sich aus höhern Rücksichten von den Fürsten gewinnen. Anno war in Oberdeutschland geboren. Sein Vater hieß Walter, seine Mutter Angela. Er hatte einen Onkel, der

*) Herrmann der Lahme. Sigebert von Gemblours. Chronicum laurishamense.

Canonicus in Bamberg war, und ihn in den ersten Unterricht nahm. Später kam er in die Schule Meinwerks von Paderborn, und von da an den Hof Heinrichs III. Hier zeichnete er sich bald aus. Denn er war ebenso enthaltsam, als beredt, hielt fest an dem Rechte, schmeichelte Niemanden, fürchtete Gott und war freigebig gegen die Armen. Aber ebenso sehr war er der Schrecken aller Bösen. Der Kaiser Heinrich III. hatte ihn als Abgeordneten an Herrmann II., Erzbischof von Köln, geschickt. Dieser war krank, und als er die Fähigkeiten Anno's bemerkte, glaubte er für sein Bisthum nicht besser sorgen zu können, als wenn er ihn zu seinem Nachfolger empfehlen würde. So bestieg er im März des Jahres 1055 den erzbischöflichen Stuhl von Köln. Er erschien darauf auf dem Reichstage zu Goslar, mahnte den Kaiser, dessen Sitten ihm nicht gefielen, an seinen nahen Tod, und übernahm bei der Gelegenheit auch die Sorge für die Erziehung des jungen Fürsten, der nach des Vaters Tode zunächst unter der Leitung seiner Mutter Agnes verblieb, aber schon manche Veranlassung zu Klagen gegeben. Die Fürsten beschloßen, ihn der Mutter zu entziehen. Er wurde daher mit seiner Mutter auf die Burg nach Kaiserswerth eingeladen. Hier sollte er den Rhein besteigen, angeblich um ein neues Schiff zu sehen. Dies stieß indeß bei der Aufnahme des jungen Fürsten vom Lande, und fuhr stromaufwärts gegen Köln. Heinrich fürchtete einen Anschlag auf sein Leben, oder sprang vor Wuth in den Rhein, und konnte nur mit Gefahr gerettet werden. Anno nahm ihn nun unter seine Hut. Aber Heinrich hatte kein besonderes Wohlbehagen an dem strengen Mann und seiner Zucht. Er fand bald Gelegenheit, zu entschlüpfen, und zu einem andern Mann zu fliehen, der zwar nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, des berühmten Adam von Bremen, viele gute Eigenschaften an sich hatte, und besonders durch seine Sorge für die Kirche von Bremen ausgezeichnet war, keusch und freigebig, aber dennoch eitel und mit Fehlern behaftet, die ihm, dem Erzbisthum Bremen und den sächsischen Gegenden großes Unglück bereiteten. Das war der Erzbischof Adalbert von Bremen. Adalbert war, wie der junge Kaiser, ein Feind der Sachsen. Diese klagten über mannichfache Bedrückungen, über des Königes leichtfertiges Leben, und als ihre Beschwerden kein Gehör fanden, griffen sie zu offener Empörung. An ihrer Spitze standen Otto von Nordheim und Magnus, Herzog von Sachsen. Die Sachsen mußten sich unterwerfen, wurden hart gedrückt, und ihr Herzog Magnus gefangen gehalten. Sie erblickten überall Zwingburgen auf ihren Bergen, ihre Fürsten wurden willkührlich angeklagt und mißhandelt, und besonders verdroß sie die Errichtung der Harzburg. Der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Halberstadt, Minden, Münster stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen, während der Erzbischof Anno sich ganz

von dem Könige zurückzog, der sonst wohl gesinnte Bischof Benno von Osnabrück ein Anhänger des Kaisers blieb. Im Jahre 1073 kam es zu einem neuen Aufstande. An der Spitze der Sachsen standen der Erzbischof Wezel von Magdeburg, Burchard von Halberstadt, Hezilo von Hildesheim, Wernher von Merseburg, Ecbert von Minden, Imad von Paderborn, Friedrich von Münster, Benno von Meißen, Otto von Nordheim, die Markgrafen Udo, Dedi, Ekbert, der Pfalzgraf Friedrich und die Grafen Diedrich, Otto, Konrad und Heinrich. Sie brachten sechzigtausend Mann gegen den König zusammen. Da gab Heinrich den Herzog Magnus frei. Das schwächte für einen Augenblick den Eifer der Verschwornen, und Heinrich schrieb einen Heerzug wider die Polen aus. Aber bald erhoben sich die Sachsen wieder mit ihren Beschwerden. Es kam zu einem allgemeinen Aufstande. Die Sachsen belagerten die Harzburg und bedrohten Goslar. Heinrich, der ihnen für den Augenblick nicht gewachsen war, suchte zu unterhandeln. Er entfloh indeß, und brachte endlich mit den Sachsen einen Vertrag in Gerstungen zu Stande. Unglücklicher Weise wurde jener Vertrag, obgleich ohne Schuld der sächsischen Fürsten, von den Unzufriedenen dadurch gebrochen, daß sie die Harzburg, deren Schleifung ihnen zugesagt, vollends zerstörten, und die Kirche mit Gräbern von Heinrichs Bruder und dessen Sohne verbrannten und entweihten. Das reizte Heinrichs Zorn. Er verklagte die Frevler zu Rom beim Pabste, sammelte ein Heer, und schlug die Sachsen im Juni 1075 an der Unstrutt in einer blutigen Schlacht, die ihm ganz Sachsenland öffnete, wo er nun wilde Rache übte. Da wurden weder göttliche, noch menschliche Rechte geachtet. Die Sachsen suchten in ihrer Noth Hilfe beim Pabste. Damals saß Gregor VII. auf dem päbstlichen Stuhle, ein Mann, den der protestantische Geschichtschreiber Leo *) als den genialsten Staatsmann des Mittelalters bezeichnet, dem Luden, Voigt fast nur Lob gespendet, den der hohle Liberalismus und die falsche Geschichtschreibung stets mit allem möglichen Geifer besudeln werden, der aber hoch steht in der katholischen Kirche und in der Geschichte der Menschheit, so daß Leo sagt: Seine Worte: dilexi justitiam et odi iniquitatem propterea morior in exilio — „sind ein herrlicher Spruch über sein Leben, und eine passende Grabschrift für fast alle Heroen der Weltgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.“ Es war ganz im Sinne der Zeit, wenn die Sachsen den Pabst, der noch dazu mit deutschen Verhältnissen bekannt und einen ausgezeichneten Ruf hatte, zum Vermittler anriefen. Der Pabst war Heinrich anfangs gar nicht abgeneigt. Er suchte zu vermitteln, und den Streit mit den Sachsen in Güte

*) Geschichte des Mittelalters.

beizulegen. Aber es fanden sich bald triftige Gründe, mit dem deutschen Könige unzufrieden zu sein, oder doch über schreiende Mißbräuche Klage zu führen. Der Pabst lud daher Heinrich vor die heilige Synode zu Rom, um sich daselbst über die gegen ihn erhobenen Klagen zu vertheidigen. Man hat von Seiten der falschen Geschichtschreibung den Pabst hierüber hart getadelt, aber es ist wunderbar, daß sich gerade der Liberalismus darüber am heftigsten auslassen konnte, wenn der Pabst sich auf Seiten der Unterdrückten stellte und deren Rechte ohne Blutvergießen zu wahren suchte. Wer mit dem damaligen deutschen Staatsrechte nur einigermaßen bekannt ist, wer die Eide kennt, welche die deutschen Kaiser bei ihrer Krönung zu leisten pflegten, wird in jener Einladung gar nichts Außerordentliches finden, wenn er auch den Muth und hohen Sinn Gregors bewundern muß, womit er die Angelegenheit der Menschheit und der Kirche verfocht, und kein Ansehen der Person gelten ließ. Der schamlose Verkauf der Bisthümer und Abteien am Hofe Heinrichs IV., manche schwere Beschuldigung über das eheliche Leben des Königes griffen direkt in die Angelegenheit der Kirche ein, und es ist wunderbar, wie die liberale Zeit etwas dagegen einzuwenden haben sollte, wenn Gregor verlangte, daß die höchsten kirchlichen Würden nicht mehr für Geld an Unwürdige, sondern ohne Geld an den Würdigsten übertragen werden sollten. Das Uebel hatte aber darin seinen vorzüglichsten Grund, weil sich die weltliche Macht etwas angemaßt, was ihr nicht gebührte. Der Pabst forderte es nun vermöge seines Amtes zurück, und weil man als Sinnbild dazu die Ueberreichung von Ring und Stab betrachtete, so nahm er diese einzig für das Oberhaupt der Kirche in Anspruch. Es kam aber noch etwas Anderes dazu, was ein Hauptübel der Zeit war, und was mit der Simonie, der Unterdrückung der Armen, der Verschleuderung der Güter der Kirche Hand in Hand ging, das war die sogenannte Priesterehe, die in der lateinischen Kirche zwar nie gesetzmäßig gewesen, sich aber doch als ein Mißbrauch vielfach, besonders in Deutschland und Oberitalien, eingeschlichen, und dessen Abstellung Gregor, wiewohl er nichts Neues einführte, sondern nur das, was bereits mehrere Päbste vor ihm gethan, die meiste Feindseligkeit zuzog. Denn Gregor fand nicht blos in Deutschland harten Widerstand, sondern auch in Italien, ja nicht einmal Rom und die Engelsburg boten ihm einen sichern Aufenthalt. Aber die göttliche Vorsehung hatte ihm zwei Beschützer erweckt, auf deren Hilfe er sich verlassen konnte, nämlich die Markgräfin Mathilde von Toskana, eine große Frau, von seltener Kraft des Geistes, und die Normannen.

Heinrich fuhr indessen fort, sich um die ernsten Mahnungen des Pabstes nicht zu kümmern, ja er ließ diesen sogar zu Worms, wo

das Oberhaupt der Kirche unglaublicher Verbrechen beschuldigt wurde, absetzen, und dieses Gregor in einem Schreiben melden, worin er ihn nicht den apostolischen, sondern Hildebrand, den falschen Mönch nannte. Da sah sich nun Gregor zur Gegenwehr genöthigt. Er hielt eine feierliche Synode zu Rom 1076, und that Heinrich vor den zahlreich versammelten Bischöfen feierlichst in Bann, schloß ihn als ungehorsamen Sohn von der Gemeinschaft der Kirche aus. Er konnte als solcher keine Sacramente empfangen. An Krönung zum Kaiser war gar nicht zu denken, die Fürsten konnten mit ihm, der als ein zu Meidender gebannt war, keine Gemeinschaft haben, und sein ganzes Verhältniß zu den Unterthanen mußte nach den damaligen Begriffen ein unmögliches werden. Es war daher ganz consequent, wenn der Pabst die Unterthanen von dem Eide der Treue entband. Da bekamen die Sachsen wieder neuen Muth. Die Herzoge Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern, Berthold von Zähringen, die Bischöfe Adalbert von Würzburg, Herrmann von Metz traten zu einer Berathung zusammen, was wohl zu thun wäre, wenn der König nicht von seiner Grausamkeit, Leichtfertigkeit und dem Umgange mit verruchten Menschen ablassen wollte. Heinrich aber schrieb darauf einen Reichstag aus nach Worms, das ihm treu anhing. Der Tag erschien, aber von den obengenannten Fürsten Niemand. Dasselbe war der Fall mit einem andern nach Mainz. Der König sah sich bald von Allen verlassen, und es wurde ihm eine Frist gesetzt, worin er sich von dem Banne loszumachen hätte. Der Pabst selbst wollte nach Deutschland kommen, um an Ort und Stelle über die vorgebrachten Beschuldigungen zu richten. Das fürchtete Heinrich. Er ging in strengem Winter mit seiner Gemahlin über die Alpen, und traf mit dem Pabste, der bereits auf der Reise war, in Canossa, einer festen Burg Mathildens, zusammen. Hier suchte er durch Vermittlung des Abtes von Clügny und Mathildens die Lossprechung vom Banne. Der Pabst wollte ihn anfangs nicht hören, sondern seine Reise nach Deutschland fortsetzen. Drei Tage aber hatte Heinrich im innern Hofraume der Burg, ohne allen königlichen Schmuck, mit nackten Füßen, im Bußgewande von Linnen, ohne Speise vom Morgen bis zum Abend gestanden, drei Tage wurde unterhandelt. Gregor verlangte Bürgschaft; Heinrich flehte den Abt Hugo an, für ihn Bürgschaft zu leisten. Dieser aber erwiederte: Das kann ich nicht. Auch zu Mathilde flehte der König. Der Pabst ließ sich endlich bewegen. Er verlangte, Heinrich solle Treue schwören gegen den apostolischen Stuhl, und als der König dies versprochen, löste der Pabst am folgenden Tage den Bann unter der Bedingung, daß Heinrich sich an einem bestimmten Tage einem Fürstengerichte stellen und auf die ihm angebrachten Beschuldigungen antworten sollte. Der Pabst selbst

wolle Richter sein, könne der König sich dann von den Vorwürfen reinigen, so würde er nach des Pabstes Spruch das Königthum ferner behalten. Bis dahin solle er sich aller Insignien und Herrschaft enthalten. Heinrich nahm diese Bedingungen an. Aber kaum hatte sich die Nachricht unter den Italienern, die sich um Heinrich, der mit seiner Gattin allein über die Alpen gestiegen, zu einem zahlreichen Heere versammelt, verbreitet, als sich allenthalben Unzufriedenheit darüber äußerte. Heinrich selbst ließ sich reizen, und wurde wankelmüthig. Er zog mit seinem Heere durch Italien, und kam nach Rheggio. Ueberall fand er Zeichen des Zornes und des Unwillens, überall empfing man ihn mit Spott und Verachtung. Da vergaß er Alles, was er in Canossa versprochen. Er dachte nur auf Rache, suchte den Pabst gefangen zu nehmen, und einen andern an seine Stelle zu setzen.

In Deutschland hatte man unterdessen Rudolf von Schwaben zum Gegenkönige gewählt. Er wurde am 26. März 1077 zu Mainz gekrönt. Aber hier kam es zu einer unglücklichen Vorbedeutung, zu Auflauf und Todtschlag. Denn die Parteiung hatte ganz Deutschland ergriffen, nirgends war Treue. Selbst das Heiligste, die heiligen Stätten blieben von Zank und Zwietracht nicht frei. Die innigsten Bande wurden zerrissen. Väter standen gegen Kinder. Alles ward verheert, und das Land glich einer Wüste, wo jene Züge durchgegangen. Vor Allem litt jetzt Schwaben an Verwüstung, wie früher Sachsen gelitten. Rudolf konnte nicht widerstehen, und flüchtete zu den Sachsen. Diese nahmen ihn wohl auf, aber dennoch ward Rudolfs Lage immer schrecklicher. Sein Land gerieth in Heinrichs Gewalt, und seine Vasallen gingen Einer nach dem andern über. Endlich kam es zu einer blutigen Schlacht bei Melrichstadt in Franken, Rudolf und sein Verbündeter Otto von Nordheim kämpften wie Helden, aber dennoch wurden sie hart gedrängt, der Erzbischof Werner von Magdeburg, Werner, Bischof von Merseburg, Bernhard, Archidiaconus der römischen Kirche und päbstlicher Legat, Siegfried, Erzbischof von Mainz, Adalbert von Worms geriethen sogar für einen Augenblick in Gefangenschaft; endlich gewann Rudolf doch den Sieg, aber die Schlacht, die so viele der Edlen von Sachsen hinweggerafft, hatte keine Entscheidung. Gregor sagte im Jahre 1080 eine Synode zu Rom an, wo auch über die deutschen Reichsangelegenheiten entschieden werden sollte, und ebenfalls Gesandte von Rudolf anwesend waren. Heinrich wurde hier förmlich abgesetzt, und er und alle seine Gönner von Neuem mit dem Banne belegt, Rudolf aber in seiner Würde bestätigt.

Heinrich versammelte nun seiner Seits die ihm ergebenen Bischöfe, ließ durch dieselben den Pabst absetzen, und statt dessen den

vor drei Jahren von Gregor excommunicirten Erzbischof Guibert von Ravenna wählen.

In Deutschland standen jetzt die Parteien zu einem Hauptschlage bereit. Im Oktober 1080 kam es zu einer Schlacht zwischen Heinrich und seinem Gegenkönige Rudolf an der Elster. Heinrich wurde geschlagen, aber dem Rudolf durch Gottfried von Bouillon die Hand abgehauen, und eine schwere Wunde beigebracht, woran er bald darauf verschied.

Heinrich, von seinem Gegner befreit, rüstete nun im Jahre 1081 zu einem Zuge nach Italien, wo er seinem Hasse, besonders an den Mathilde'schen Gütern, freien Lauf ließ. Im Jahre 1082 lag er vor Rom, welches er jedoch für jetzt vergeblich zu nehmen suchte. Er kam aber wieder, und es gelang ihm 1083, die Stadt Leos zu besetzen, und seinen Gegenpabst unter dem Namen Clemens III. in St. Peter zu führen, während Gregor die Engelsburg und die sonstigen festen Plätze der Stadt behauptete. Am Weihnachtstage ließ sich Heinrich mit seiner Gemahlin Bertha zum Kaiser krönen. Bald darauf kam Robert Guiscard, Fürst der Normannen, und Heinrich mußte sich aus Rom zurückziehen. Denn er wurde nun von zwei Seiten bedrängt, im Norden von den Mathilde'schen Truppen, im Süden von den Normannen. Diese eroberten Rom, führten den Pabst wieder in den Lateran zurück, und weil dieser den Römern nicht mehr traute, nach Salerno, wo er starb im Juni 1085.

Während dies in Italien vorging, hatten die deutschen Fürsten einen zweiten Gegenkönig, nämlich Herrmann von Luxenburg, gewählt. Er kam nach Goslar, empfing von dem Erzbischofe Siegfried von Mainz, in Gegenwart der Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt, Merseburg und der Fürsten Otto von Nordheim, Friedrich von Sommerseburg und einigen andern, die Salbung und Krone. Aber Heinrich eilte im Jahre 1084 nach Deutschland zurück. Dieses unglückliche Land war der Schauplatz der unseligsten Parteiungen, und obgleich der neue Gegenkönig kein besseres Glück hatte, als der Verschiedene, war darum die Ruhe doch nicht hergestellt. Selbst der Tod Gregors VII. stellte die Sache für Heinrich nicht besser. Denn dessen Nachfolger Viktor III. und Urban II. bestätigten das Urtheil Gregors gegen Heinrich und seine Anhänger. Doch schien sich endlich die Sache etwas günstiger zu gestalten. Selbst die Sachsen waren Herrmanns müde, und trieben ihn aus dem Lande. Dieser selbst legte den Königstitel ab. Aber auf Heinrichs Sache ruhte doch der Fluch. Im Jahre 1091 war er in Italien, er eroberte Mantua, verheerte die Mathilde-schen Güter und die Besitzungen des Herzogs Welf, da erhob sich jedoch sein eigener Sohn Konrad gegen den Vater. Dieser hatte ihn zu seinem Nachfolger bestimmt und in Achen krönen lassen. Aber der

Sohn ließ sich von den Feinden des Vaters gewinnen. Heinrich nahm ihn gefangen. Er gab ihm die Freiheit, aber dennoch ließ sich Konrad zu Mailand zum Könige krönen. Das schmerzte Heinrich derart, daß er sich den Tod geben wollte. Er ward jedoch von den Seinigen daran gehindert, und Heinrich fand sogar Mittel, zu neuen Kräften zu kommen. Denn im Jahre 1095 hatte er Welf, seinen mächtigsten Feind, wieder gewonnen, und dieser suchte sogar seine Herstellung bei den Fürsten zu bewirken. Es ward aber im Ganzen damit wenig erreicht, und in Italien stand die Sache schlecht für Heinrich. Zwar starb sein Sohn Konrad im Jahre 1099, und Heinrich hatte dessen jüngern Bruder in Achen zum Könige krönen lassen. Aber auch dieser empörte sich später gegen den Vater. Er nahm ihn verrätherischer Weise gefangen, beraubte ihn der Zeichen seiner königlichen Würde, und zwang ihn zur Abdankung. Der abgesetzte König fürchtete sogar für sein Leben. Er floh, von Allen verlassen, nach Köln, und von da nach Lüttich, wo er im August des Jahres 1106 starb. Seine Leiche wurde nach Speier gebracht, blieb aber fünf Jahre in der Capelle der heiligen Afra über der Erde stehen, bis Heinrich, vom Banne freigesprochen, im Jahre 1111 feierlichst im dortigen Dome bestattet wurde.

Die Schicksale Heinrichs IV. waren hart, aber sie waren nicht unverdient. Daß er große Eigenschaften hatte, daß er manchmal Mitleiden verdiente, konnte nicht geläugnet werden. Auch das ist eigenthümlich an ihm, daß seine Feinde im Reiche meist eines unglücklichen Todes starben, daß die Sachsen und ihre Fürsten, welche sich zuerst gegen ihn empörten, im Ganzen unterlagen, manche Feinde sogar als Freunde zu ihm zurückkehrten, ein lebendiger Beweis von der Drangsal damaliger Zeiten und der Verwirrung der Gemüther. Es waren nicht blos schlechte Menschen, welche anfangs mit Heinrich IV. hielten, oder ihm treu blieben bis zum Tode, nicht blos Simonisten und solche, die im Concubinate lebten. Auch schien Heinrich mitunter richtige Blicke zu haben, wo er das Rechte wohl ahnte, dann wandte er sich, so lange dieser noch lebte, an Anno, und bat um Rath. So oft er in Noth war, hörte er auf den Rath des ausgezeichneten Erzbischofes *), aber unbeständig, wie Berthold von Konstanz **), Konrad von Ursperg, die Annalen von Hildesheim ***) sagen, „nicht bös und nicht gut," wie Stenzel †) ihn bezeichnet, wilden Leidenschaften ergeben, verfiel er bald wieder seinem bösen

*) Lambertus Schafnaburgensis.

**) Bertold. Constantiensis, appendix ad Herrmann.

***) Annales Hildesienses.

†) Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern.

Dämon, der ihn von einem Uebel zum andern trieb. In früher Jugend wilden Ausschweifungen ergeben, war er nur gewohnt, seinen Leidenschaften zu fröhnen und jeden Widerstand zu verachten. So bildete er sich zum Tyrannen, der kein Gesetz achtete. Aber bei allem dem wußte er auch wiederum Feinde zu versöhnen, und bei seinem Wankelmuthe entwickelte er auch wieder zuweilen eine große Kraft und Ausdauer im Widerstande. Dazu war er erfinderisch und nichts scheuend in den Mitteln desselben. Daß daher manche Bischöfe in dem unseligen Spalte zwischen Kirche und Staat, Kaiser und Pabst großes Unglück sahen, ließ sich wohl erklären, aber daß sie mitunter dem Kaiser Hilfe leisteten in einer Angelegenheit, die offenbar vom Mißbrauch war, und deren Beseitigung ein Gewinn für die ganze christliche Bildung, das läßt sich nur theilweise aus der Verwirrung des Standpunktes, theilweise nur durch die Stärke menschlicher Leidenschaften begreifen. Die Zeit hat hierüber auch manches Urtheil geläutert, Voigt *) in seinem Hildebrand, Leo in seiner Geschichte des Mittelalters, Luden in seiner Geschichte des deutschen Volkes, ja, kann man wohl sagen, außer Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, haben sich die besten der protestantischen Schriftsteller in ihrem Urtheile über den Streit zwischen Pabst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV. offenbar auf Seiten des Erstern gestellt. Wir geben hier blos das, was Luden sagt:

Gregor VII. hielt fest. Wohl mag die Gewalt des Sturmes, der von allen Seiten her losbrauste, ihn oftmals erschüttert haben, aber zum Wanken ward er nicht gebracht. Die Ehelosigkeit der Geistlichen war ihm eine Angelegenheit des Herzens und des Verstandes zugleich: des Herzens, weil er den festen Glauben hegte, daß die Kirche Jesu Christi nach Gottes Willen frei sein und die Welt beherrschen solle; des Verstandes, weil er überzeugt war, daß die Kirche nicht frei und nicht zur Herrschaft gelangen könne, so lange ihre Diener, die Geistlichen, durch das Band der Ehe abhängig bleiben von den Angelegenheiten der Welt und von der Gunst der Großen dieser Erde. Er hielt die Sache für gerecht, weil er sie für nothwendig hielt; er achtete das Gegenwärtige gering, weil er die Zukunft im Auge hatte; er zweifelte nicht an dem Siege, weil ihm eine Niederlage unmöglich zu sein schien. Und wie hart auch der Kampf gewesen, und wie lange er unentschieden geblieben sein mag: der Ausgang hat für Gregor gezeugt, und hat bewiesen, daß seine Forderung dem Zustande seiner Zeit angemessen gewesen, deren Bedürfniß durch sein Wort klar geworden ist, deren Geist sein Wort in's Werk gerichtet hat. Eben deswegen darf auch die Sache selbst nicht nach den

*) Hildebrand als Pabst Gregorius VII. und sein Zeitalter.

Ansichten, den Sitten und Verhältnissen späterer Tage beurtheilt werden. Die Ehelosigkeit der Geistlichen hat gewiß in jener Zeit, in welcher sie begehrt und erzwungen ward, unermeßliches Unglück über viele tausend Menschen gebracht; sie mag auch, als sie durchgesetzt war, viele einzelne Geistliche zu argen Sünden und selbst zu schweren Verbrechen verleitet haben: aber jene Geschlechter, die das Unglück duldeten, sind von der Erde verschwunden, und mit ihnen ihre Leiden; den Sünden haben sich Tugenden, den Verbrechen Aufopferungen entgegengestellt, welche wie jene jeglichen Lobes würdig waren, und im Ganzen hat durch die Ehelosigkeit der Geistlichen Das gewonnen, warum wir leben und sind, der Geist, die Pflege des Geistes, die Bildung des Menschengeschlechtes. Sie hat wesentlich mitgewirkt, der Kirche die Einheit und in der Einheit die Macht zu verschaffen, die ihr nöthig war, um sich der rohen Gewalt des Schwertes entgegenzustellen, und um den erstickenden Druck zu mildern, den das Lehenwesen auf das Leben gebracht hatte. Auch ist vielleicht die germanische Welt durch die Ehelosigkeit der Geistlichen vor einem erblichen Priesterthume bewahrt worden. Da in dieser Welt Alles, was ursprünglich auf Widerruf oder lebenslänglich verliehen ward, erblich geworden ist, Ehren und Besitzungen, Würden und Rechte, Throne und Gewalten, so ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß auch bei der bestehenden Investitur und der herrschenden Simonie die Kirchenämter und Kirchenbesitzungen im Verlaufe der Zeit erblich geworden sein würden, wenn die Geistlichen Väter von Kindern gewesen wären, die ihnen zu folgen vermocht hätten. Ein Anfang war schon gemacht. Man findet Beispiele, daß eine geistliche Stelle vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel übergegangen; ja man findet Beispiele, daß Kirchen den Töchtern von Geistlichen, welche dieselben verwaltet hatten, zur Ausstattung verliehen worden sind. Da nun in den weltlichen Verhältnissen zuerst die Lehen der gemeinen Vasallen erblich geworden sind, und alsdann die Lehen Ehren und Würden der Höhern bis zum Höchsten hinauf: so ist nicht unmöglich, daß auch die Bisthümer, die Erzbisthümer und zuletzt selbst der apostolische Stuhl erblich geworden wären. Ein erbliches Priesterthum aber neben einem erblichen Adelthume das ist ein Kastenwesen, welches ebenso schwer auf dem Geiste lastet, als es schwer zu zerstören ist. Und was endlich die Jungfrauen betrifft, welche auf die Erfüllung ihrer schönsten Hoffnungen Verzicht thun mußten, so standen denselben nicht nur die Pforten der Klöster offen, in welchen sie geschützt wurden, wie vor den Reizungen, so vor dem Gespötte der Welt, sondern sie und das ganze weibliche Geschlecht mochten auch wohl einigen Ersatz darin finden, daß die Männer, gleichsam wie zum Troste, jene Achtung, welche die Frauen und Jungfrauen schon in den ältesten Tagen in

Deutschland gefunden hatten, und welche noch gesteigert war durch die Verehrung der heiligen Jungfrau, der Mutter Gottes, von dieser Zeit an auf das Zarteste auszubilden, und hier und dort sogar auf Grundsätze zurückzubringen begannen, nach welchen den Frauen ein großer Einfluß auf das Leben zu Theil werden mußte, so daß sie als Herrinnen der Männer erschienen, die sich ihrem Dienste widmeten *).

Heinrich V.

Kaiser Heinrich IV. hatte im Jahre 1103 seinen zweiten Sohn, Heinrich, von den Fürsten zu seinem Nachfolger wählen lassen, nachdem dieser vorher geschworen, nie von seinem Vater, der unterdessen einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande unternehmen wollte, abzufallen. Dennoch konnte er den Tod seines Vaters nicht abwarten, sondern ergriff schon im Jahr 1105 die Zügel der Regierung. Er belagerte Köln, das noch eifrig an seinem Vater hing, sich aber dennoch unterwerfen mußte. Denn er war tapfer und von vielem Scharfsinn. Uebrigens aber kümmerte er sich weniger um das Recht, und suchte eine Masse Geld zusammenzubringen. Gegen Anfang seiner Regierung feierte er das Weihnachtsfest in Regensburg, die Ostern 1107 in Mainz, und als er darauf in Goslar einen Reichstag hielt, und über Recht und Gerechtigkeit ganz eigenmächtig schaltete, da entstand plötzlich ein so furchtbares Wetter, daß Volk und König erzitterten. Es blitzte und donnerte gewaltig, und ein Strahl fuhr an dem königlichen Schwerte vorbei, also daß er einen nicht unbeträchtlichen Theil desselben zugleich mit der innern Fläche des königlichen Schildes hinwegnahm. Das schreckte, wenn es auch nicht ganz besser machte. Denn Heinrich war ein gar schlimmer Herr, der es ebenso wenig mit dem Reiche, der Kirche gut meinte, wie er es mit seinem Vater wohl gemeint hatte. Doch fürchtete er gleiches Schicksal, und er versuchte es, sich mit dem Pabste in Bezug auf die vorhandenen Fragen des Investiturstreites zu versöhnen. Der damalige Pabst Paschalis II. gab hiezu alle Hoffnung. Heinrich lud ihn ein, nach Deutschland zu kommen. Da aber der Pabst aus gerechten Ursachen nicht traute, so rüstete Heinrich selbst zu einem Zuge nach Italien. Im August des Jahres 1110 zog das deutsche Heer in zwei Abtheilungen über die Alpen. Sie vereinigten sich in der roncalischen Ebene bei Piacenza **). Die Vasallen eilten von allen Seiten herbei. Nur Mathilde, die große Markgräfin, erschien nicht.

*) Luden, Geschichte des deutschen Volkes. VIII.
**) Ebend.

Es kam indessen zwischen ihr und dem deutschen Könige zu einem Vertrage. Heinrich zog darauf nach Rom. Von Aquapendente aus suchte der König mit dem Pabste zu unterhandeln. Dieser aber erklärte, daß er auf keine Weise die Investitur durch Laien, als Quelle der Simonie, dulden könne, und verlangte vom Könige, daß er, bevor von der Krönung Rede sein dürfe, von der Investitur abstehen möge. Das weigerte Heinrich, angeblich als ein Unrecht gegen das Reich. Es kam indessen unter Vermittlung Pier Leonis zu einem Vergleiche, worin der Pabst versprach, die Regalien und Alles zurückzugeben, was dem Reiche gehöre, und der Kaiser von der Investitur Abstand nahm. Das war mehr, als Beide halten konnten. Der König zog nun mit seinem Heere nach Rom, und hielt daselbst am Sonntage Estomihi 1111 seinen Einzug. Aber ganz Rom war in Bewegung und voll Mißtrauen. Es kam sogar zu offener Gewalt. Dennoch hielten der König und der Pabst einstweilen Frieden. Sie umarmten sich, und der König, welcher dem Pabste den Fuß geküßt, den Steigbügel gehalten, faßte die rechte Hand desselben, und ging so bis zur silbernen Thüre. Hier schwur er, der Vertheidiger und Beschützer der Kirche zu sein, und empfing von Neuem den Kuß des Friedens. Aber bald darauf erhob sich ein Streit im Innern der Kirche zwischen Pabst und König, und der Pabst, der behauptete, die Krönung nicht vollziehen zu können, wurde von den Deutschen gefangen genommen. Das war die Veranlassung zu großer Unordnung in der Stadt, worin der König selbst verwundet vom Pferde hinuntergeworfen wurde, und nur mit Mühe durch die Entschlossenheit eines mailändischen Grafen Otto gerettet werden konnte. Heinrich zog nun mit seinem Heere die Tiber hinauf, den Pabst führte er gefangen mit sich. Er hielt aber am Berge Sorakte, und schloß endlich mit dem Pabste einen neuen Vertrag, wozu sich dieser nur gezwungen bekannte. In jenem Vertrage räumte der Pabst dem Könige die Investitur der frei und ohne Simonie gewählten Bischöfe und Aebte ein. Der Pabst wurde nun freigegeben, und Heinrich von demselben feierlichst in St. Peter gekrönt. Heinrich ging darauf nach Deutschland zurück, und ließ seinen Vater, der in dem obigen Vertrage ebenfalls die Lossprechung erhalten, feierlichst begraben. In Rom aber fand der Pabst gewaltigen Widerstand. Seine Nachgiebigkeit wurde allgemein getadelt, und der Pabst mußte den Vertrag, da er keinen Bischof als Beirath gehabt, und für die Kirche so verderblich war, zurücknehmen. Auf einer Synode im Lateran waren mehr als hundert Bischöfe und Kardinäle erschienen. Der Pabst legte Rechenschaft ab über sein Verfahren, erklärte, bei den Grundsätzen seiner Vorfahren beharren zu wollen, und die Urkunde, welche dem Pabste Paschal durch Heinrich mit Gewalt erzwungen, wurde für nichtig erklärt,

Heinrich selbst aufgefordert, auf die Investitur zu verzichten, und endlich, als der Kaiser nicht davon ablassen und wegen der in Rom verübten Gewaltthat Genugthuung nicht leisten wollte, wurde der Bann gegen ihn ausgesprochen. Das bereitete neue Verlegenheiten in Deutschland. Heinrich verfuhr aber hart und willkührlich gegen die Fürsten, und diese ergriffen die Waffen (1112). Der Krieg des Kaisers gegen Köln und am Rhein hatte für ihn keinen besondern Erfolg. Er wandte sich gegen die Sachsen, und am 11. Februar 1115 kam es zu der Schlacht am Wolfesholze, wo das kaiserliche Heer gänzlich geschlagen wurde. Dieser Sieg war das Zeichen des allgemeinen Aufstandes. Der Kaiser sah sich genöthigt, mit den Sachsen zu unterhandeln. Denn auch in Italien war seine Anwesenheit vonnöthen. Hier war Mathilde am 24. Juli gestorben. Der Kaiser zog daher im Februar 1116 wieder über die Alpen. Er wurde in Italien wohl empfangen, und hatte bald ein großes Heer um sich. Zuerst ging es nach Venedig, dann suchte er seinen Ansprüchen auf die Mathilde'schen Güter Geltung zu verschaffen. Mit dem Pabste bemühte sich Heinrich wieder zu unterhandeln. Heinrich zog in Rom ein, aber der Pabst war entflohen, und der Kaiser mußte selbst wegen der Hitze abziehen. Er kam aber bald wieder, und Gelasius II., der Nachfolger Paschalis, entzog sich ebenfalls durch die Flucht. Da begannen wieder neue Unterhandlungen, und als der Kaiser damit nicht vorwärts kommen konnte, so drang er den Römern den Mauritius Burdinus unter dem Namen Gregor VIII. zum Gegenpabste auf. In Deutschland jedoch war wieder neues Elend. Jeder that, was ihm gelüstete. Der Kaiser ging wieder dahin zurück, aber er fand allenthalben Unordnung. Unterdeß war Gelasius gestorben. Sein Nachfolger Calixt II. sprach zwar von Neuem den Bann über den Kaiser aus, es kam indeß zu neuen Unterhandlungen, und diese hatten endlich den gewünschten Erfolg im September 1122. Sie sind bekannt unter dem Namen des Wormser oder Calixtinischen Concordates, und dauerten etwa acht Tage lang. Der Kaiser erklärte in der darüber aufgenommenen Urkunde aus Liebe zu Gott und dem heiligen römischen Reiche, zum Herrn Pabst Calixt und zum Heile seiner Seele, jede Investitur durch Ring und Stab an Gott, an die heiligen Apostel Petrus und Paulus und die heilige katholische Kirche zurückzugeben, und daß er in allen Kirchen seines Reiches und seines Kaiserthumes die kirchenrechtliche Wahl und freie Weihe zugestehe. Der Pabst dagegen: Die Wahlen der Bischöfe und Aebte des deutschen Reiches sollen nach den Satzungen der Kirche ohne Simonie und Gewalt in Gegenwart des Kaisers Statt finden. Sollte eine Zwietracht entstehen, so soll der Kaiser nach dem Beirathe und der Entscheidung des Erzbischofes und der Bischöfe des Landes der ver-

ständigern Partei Zustimmung und Hilfe gewähren. Der Erwählte soll die Regalien, mit Ausnahme alles dessen, was anerkannt der römischen Kirche gehört, von dem Kaiser mit einem Scepter empfangen, und dem Kaiser leisten, was er nach dem Rechte zu leisten schuldig ist. Der Geweihte soll binnen sechs Monaten die Regalien durch das Scepter von dem Kaiser empfangen.

So war also ein Streit geschlichtet, den man leider allzu lange, bald mit Gewalt der Waffen, bald auf dem Wege der Unterhandlungen zu schlichten versucht, bis er zu einem Ende kam, worin zwar nicht Jeder das ganz erhielt, was er anfänglich gefordert, aber doch beide Theile wohl zufrieden sein konnten. Im Ganzen blieb die Kirche Siegerin, und erst die Zeit und manchfache Erörterung konnte das von einander sondern, was eigentlich gesondert werden mußte. Das Wesen des Streites beruhte auf folgenden Punkten. Die Bisthümer, Prälaturen und sonstigen kirchlichen Aemter sind geistlichen Ursprunges und Rechtes; es darf daher nicht gestattet werden, daß ihre Empfänger sie aus der Hand irgend eines weltlichen Fürsten oder Herrn nehmen. Ring und Stab sind wesentliche Zeichen der geistlichen Würde, und es kann nur offenbarer Mißbrauch sein, wenn jene durch irgend einen weltlichen Herrn übergeben werden. In jenem Mißbrauche liegt aber auch zugleich die Quelle eines verabscheuungswürdigen Lasters der Simonie. Denn es war offenbar, daß die geistlichen Würden, deren Verleihung sich damals die weltlichen Herren fast allein angemaßt hatten, gar häufig den Meistbietenden, oder nach Gunst ertheilt wurden. Dazu war es ein Eingriff in die von der Kirche von Anfang an für sich in Anspruch genommene freie Wahl. Dagegen behaupteten die Kaiser, die Bischöfe und Aebte seien auch vor Allem dem Kaiser und Reiche als Lehensleute verpflichtet. Von dem Kaiser allein könnten sie die Regalien erhalten. Das schien so richtig, wie das Erste, aber offenbar war es dem Wohle des Staates nicht weniger förderlich, als jenem der Kirche, wenn das richtige Verhältniß nicht umgekehrt wurde, und die Bedeutung der in Frage stehenden Würden nicht ganz verloren ging. Es dauerte indeß lange, ehe der richtige Weg zur Ausgleichung gefunden war. Denn da beide, Kirche und Staat, auf ihre Rechte nicht verzichten wollten und konnten, und ein anderer Weg, nämlich jener der Entsagung aller Regalien, sich ganz unpraktisch zeigte, und für Kirche wie für Staat die größten Nachtheile gebracht hätte, reifte erst die Zeit einen andern Weg, auf dem Gott erhielt, was Gottes ist, und der Kaiser, was des Kaisers. Der Pabst selbst gewann direkt für sich nichts, und ich weiß nicht, ob es den Deutschen je eingefallen ist, sich der Freiheiten ihrer Kirche zu rühmen, wie die Franzosen von der sogenannten gallikanischen sprechen,

das aber ist gewiß, daß sie nach dem Wormser und Calixtinischen Concordate, welches bis zum Ende des deutschen Reiches in Gültigkeit und noch gegenwärtig größtentheils den Bestand der Verträge über die Besetzung der Bischofsstühle in Deutschland bildet, es sich durchaus nicht gefallen mußten, ihre Oberhirten blos auf die Vorschläge des Königes, Präsidenten oder sonstigen Staatsoberhauptes von dem Pabste zu empfangen.

Mit Recht konnte Deutschland sich über die Beendigung eines Streites freuen, der eine so große Lebensfrage für Kirche und Staat geworden, und der bei allem Unglücke im Ganzen doch einen so ehrenvollen und gerechten Ausgang genommen. Heinrich aber überlebte denselben nur wenige Jahre. Denn er starb am 23. Mai 1125 in Utrecht. Die Leiche wurde in ähnlicher Weise, wie einstens jene Konrads des Saliers, nach Speier gebracht, und in dem dortigen Dome, wie Luden bemerkt, mit kalter Pracht beigesetzt. Denn Heinrich hatte wenig Freunde, er war von Vielen gehaßt, von Wenigen betrauert, von Einigen vielleicht beweint, gewiß von Niemanden zurückersehnt.

Lothar von Sachsen.

Nach Heinrichs Tode berief der Erzbischof Albrecht von Mainz, als Kanzler des Reiches, die Fürsten und angesehensten Herren von Deutschland zur Wahl eines neuen Königs zusammen. So kamen die Fürsten, Erzbischöfe, Aebte, geistliche und weltliche Herren, Markgrafen und Grafen mit ihren Leuten, in Allem mehr als sechzigtausend, in Mainz zusammen. Die sächsischen Fürsten blieben rechts des Rheines, über ihnen lagerte sich der Markgraf von Oestreich, Leopold, mit dem Baiernherzoge und einer erlesenen Schaar, am linken Rheinufer der Herzog Friedrich von Schwaben, der Bischof von Basel und die übrigen Fürsten. Man sang den Hymnus: „Veni sancte spiritus," und ernannte zuerst aus den Baiern, Schwaben, Franken, Sachsen einen engern Ausschuß. Diese erwählten drei, aus deren Mitte man den neuen König zu nehmen gedachte, nämlich den Herzog Friedrich von Schwaben, Leopold, Markgrafen von Oestreich, und Lothar, Herzog von Sachsen. Friedrich von Schwaben war gerade nicht anwesend, die beiden andern warfen sich auf die Kniee, und verbaten sich die Würde mit aller Bescheidenheit und Thränen. Schon konnte Friedrich seine Wahl für gesichert halten, da erhob sich der Erzbischof von Mainz, und fragte einen jeden der bezeichneten Fürsten, ob sie ohne Widerspruch und Widerwillen dem gehorchen wollten, den die übrigen zum Könige wählten. Lothar erwiederte:

Man möge ihn auf keinen Fall wählen, er selbst wolle jedem Andern als seinem Herrn und Kaiser Gehorsam leisten. Dasselbe that Leopold, Markgraf von Oestreich. Da fragte der Erzbischof auch Friedrich von Schwaben, ob er zu Ehren der Kirche und des Reiches Wohlfahrt gleicher Gesinnung sei? Dieser aber entgegnete: er wolle und könne darauf nicht antworten, ohne sich vorher mit seinen Freunden berathen zu haben. Das entfremdete ihm die Gemüther, und als am folgenden Tage die Fürsten zur Wahl eines neuen Herrschers (30. August 1125) wieder versammelt waren, da entstand auf einmal ein Geschrei unter dem Volke, und man begehrte Lothar zum Könige. Man riß ihn mit sich fort, trug ihn auf den Schultern, und erhob ihn wider seinen Willen zur höchsten Würde. Wegen dieses stürmischen Verfahrens entstand aber Unzufriedenheit unter den versammelten Fürsten, und man war nahe daran, auseinanderzugehen, und zwar unverrichteter Sache. Da legten sich indeß der Erzbischof von Mainz und der päbstliche Legat in's Mittel, und Lothar ward König.

Die Wahl war aber eine sehr glückliche zu nennen. Denn Lothar war ein guter und kräftiger Fürst, der das Reich wieder zu Ordnung und Ansehen brachte. Bei seiner Wahl hatte er geschworen, die Rechte des Reiches zu achten, die Freiheit der Kirche und der bischöflichen Wahlen zu ehren *), und er hielt Wort.

Lothar beendigte zuerst den Krieg, freilich nicht ganz glücklich, in Böhmen. Dann zog er gegen die Herzoge Friedrich von Schwaben, Neffen und Erben Heinrichs V., und Konrad von Schwaben zu Felde. Diese verfielen als Empörer gegen die Ruhe des Reiches in die Excommunication, welche Pabst Honorius am Osterfeste feierlichst nach ausgelöschten Lichtern über sie aussprach. Friedrich, von den Seinigen verlassen, mußte sich ergeben, und Konrad, der sich unterdessen zum Könige von Italien hatte ernennen lassen, die Aussöhnung nachsuchen.

Ueber fünf Jahre blieb Lothar in Deutschland. Es fand sich aber jetzt keine Gelegenheit, seine Blicke nach Rom zu lenken. Honorius II., der mit Lothar befreundete Pabst, war im Jahre 1130 gestorben. Nach dem Tode des Honorius entstand ein Schisma in Rom. Einige wählten, oder hatten vielmehr noch zu Honorius Lebzeiten, weil sie die Partei des Arnold von Brescia, eines Unruhestifters und Demagogen im Sinne der neuern Zeit, fürchteten, den Georg von St. Angeli zum Pabste erwählt, Andere dagegen den Pier Leoni, einen Frangipani. Ersterer nannte sich Innocenz II., Letzterer Anaklet II. Anaklet stützte sich auf das Volk, das er durch Geld zu gewinnen suchte. Innocenz dagegen mußte die Flucht ergreifen. Durch den heiligen Bernhard und die Pisaner gerettet, suchte

---

*) Narratio de Lotharii electione. Bei Reuber, script. rer. germanic.

er zunächst Hilfe bei König Ludwig dem Dicken von Frankreich, der sich auch durch Verwendung Bernhards bereitwillig erklärte. Innocenz, der zuerst nach Frankreich gekommen, erschien dann in Lüttich vor Lothar, um ebenfalls seine Hilfe anzusprechen. Lothar ging dem Pabste mit dem Klerus ehrenvoll entgegen, und Innocenz nahm nicht blos die Hilfe des deutschen Königes und gebornen Patriziers der römischen Kirche in Anspruch, sondern krönte ihn auch in St. Lambert zum Könige, indem er ihn zugleich an die Erfüllung der damit verbundenen Pflichten mahnte. Da zeigte sich aber wieder, wie leicht die Gemüther, wenn sie einmal für etwas eingenommen gewesen sind, in Verwirrung gebracht werden können. Lothar, sonst ein guter und christlich gesinnter König, erwiederte, er würde seiner Seits nichts fehlen lassen, wenn ihm nur die jüngst den Königen genommene Investitur zurückgegeben würde. Der Pabst, und die mit ihm waren, erschracken, aber der heilige Bernhard legte sich in's Mittel. Er zeigte, daß die Forderung des Kaisers eine ungerechte sei, und als eine solche auch jetzt, nachdem die Frage durch einen so feierlichen Vertrag erledigt sei, allgemein betrachtet würde. Lothar nahm daher auch Abstand von seiner Forderung, und versprach, den Innocenz mit einem Heere nach Rom zu führen, und den Anaklet zu vertreiben. Demohnerachtet waren die Mißverhältnisse zwischen ihm und dem Pabste von ernstlicher Natur gewesen. Aber Lothar söhnte sich vollkommen aus mit dem Pabste, dem er durch den heiligen Norbert von Magdeburg vollkommenen Gehorsam melden ließ. Obgleich es nun in Deutschland noch nicht ganz ruhig war, und namentlich Friedrich von Schwaben Ränke schmiedete wider den König und das Reich, ging Lothar doch im Jahre 1132 nach Italien. Er nahm seinen Zug durch das Thal von Trient, und hielt am 29. April 1133 seinen Einzug in Rom. Anaklet hatte die Engelsburg und den Vatican besetzt. Innocenz aber nahm seine Wohnung im Lateran. Hier ließ sich Lothar mit seiner Gemahlin zum Kaiser krönen, nachdem er versprochen hatte, die Rechte der Kirche zu schützen. Aber er befand sich doch übrigens in einer schlimmen Lage, als er Rom und Italien verließ. Dennoch hatte er Ansehen im Reich und bei frommen Völkern gewonnen. Er brachte die Dänen zur Unterwerfung, und Friedrich und Konrad von Schwaben mußten sich mit ihm aussöhnen. Jetzt rüstete er zu einem neuen Zuge nach Italien. Im Jahre 1137 rückte er in Apulien ein, aber Roger zog sich vor ihm zurück, und ließ sich in kein Haupttreffen ein, und der Kaiser bedurfte Unterstützung. Da rückte der Herzog Heinrich von Baiern heran. Das schreckte den Roger, den Beschützer Anaklets, er bot dem Kaiser große Summen Geldes an, aber dieser ließ sich nicht darauf ein. Er nahm Monte Cassino und Capua, belagerte Salerno.

Hier aber kam es zur Zwietracht zwischen dem Kaiser und seinen Bundesgenossen, den Pisanern. Das hatte einen nachtheiligen Einfluß auf die ganze Lage der Dinge; zwischen ihm und dem Pabste gab es Schwierigkeiten wegen Apulien, und der Kaiser entschloß sich endlich zur Rückkehr nach Deutschland. Er starb auf der Reise in einer elenden Hütte in den Alpen an einem Orte, der Breduvan genannt wird, den 3. December 1137.

Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt von ihm im Leben des heiligen Norbert: Er war ein tapferer Kriegsmann, wußte mit den Waffen umzugehen, er war vorsichtig im Entschluß, schrecklich den Feinden Gottes und der Kirche, ein Freund der Wahrheit, hielt am Rechte und war ein Feind des Unrechtes.

Der heilige Norbert.

Der heilige Norbert war in Xanten von vornehmen Eltern geboren. Bekannt wurde er zuerst gegen das Jahr 1115 unter der Regierung des Pabstes Paschalis. Seine glänzenden Gaben des Körpers und des Geistes, die hohe Wissenschaft und Bildung, wodurch er sich auszeichnete, das Ansehen seiner Eltern bahnten ihm den Weg zu dem Hofe des Kaisers und zu einer glänzenden Stellung. Aber der Welt überdrüssig, zog er die Einsamkeit des Klosters vor. Er verließ den Hof, und ging nach Siegburg zu den dortigen Benediktinern, wo die damals durch den Erzbischof Anno II. von Köln eingeführte Zucht noch blühte, und dem Kloster einen berühmten Namen verschaffte. Zum Priester geweiht, ging er nach Xanten zurück, wo er bald durch die Macht seines Wortes großes Aufsehen erregte. Doch hatte er hier das Schicksal aller Liebhaber des Kreuzes: er zog sich Verfolgung zu, der er den Schild der Geduld entgegensetzte. Er wurde beschuldigt, zu predigen ohne besondere Sendung, und das Ordenskleid zu tragen, ohne Mönch zu sein. Da gab Norbert Alles, was er hatte, daran, selbst sein Benefizium legte er in die Hände des Erzbischofes, und ging davon. Er begab sich zunächst nach einem Gebirge an der Maas, wo er ein strenges Leben führte, und von da nach St. Gilles, wo ihn der Pabst Gelasius fand. Der Pabst wollte ihn bei sich behalten, was aber Norbert in seiner Bescheidenheit verbat. Er erreichte jedoch so viel, daß ihm der Pabst das Predigen gestattete. Er predigte in Valenciennes, Cambrai, und zwar mit solcher Auszeichnung, daß er gewiß dort Bischof geworden wäre, wenn er dies nicht abgelehnt hätte. Besonders aber hielt er die Stiftung des Friedens für ein Hauptwerk seiner Bemühungen. Dennoch war er nicht ohne Feinde. Der Bischof von Laon hätte ihn gerne in seiner

Diöcese gehalten; er bot ihm ein Canonicat an, welches Norbert, wie früher, ablehnte. Es fand sich bald eine andere Stelle, die sich Norbert zum Aufenthalte erwählte. Es war eine verlassene und wüste Einöde, welche von den dortigen Einwohnern Prämonstratum genannt wurde. Hier gründete er eine eigene Genossenschaft, welche bald unter dem Namen des Prämonstratenser-Ordens eine Berühmtheit erlangte, und sich auch nach Deutschland verbreitete. Als Norbert das Kloster gründen wollte, kam er selbst nach Köln, und erbat sich von dem dortigen Bischofe Friedrich Reliquien aus der an Heiligthümern so reichen Stadt. Er war aber anfangs nicht entschieden, ob er für das zu gründende Kloster, worin er Gefährten und Mitarbeiter um sich herumsammelte, einen neuen oder einen schon vorhandenen alten Orden, und in letzterm Falle, welchen für sich wählen sollte. Er hielt sich am meisten an die Regel des heiligen Augustin, und als er auch den materiellen Bau seines Klosters und seiner Kirche mit kölnischen Bauleuten vollendet, ging er nach Rom, um dem neuen Institute die apostolische Bestätigung und den Segen des heiligen Vaters zu verschaffen (1125). Er wurde hier von dem Pabste Honorius II. freundlich aufgenommen, und erhielt leicht, was er wünschte. Auf der Rückreise aber hielt ihn das Volk in Würzburg, das gerade seinen Bischof verloren, fest, um dort die Ostern zu feiern. Hier drängte sich Alles um ihn herum, und Gott verherrlichte seine Anwesenheit durch Wunder. Nach Prämonstratum zurückgekehrt, ging er bald darauf nach Antwerpen, um die dortige Kirche von den Nachstellungen der Irrgläubigen, wahrscheinlich Patarener, Katharer, zu retten. Auch nach Speier kam er und nach Sachsen, wo der Klerus mit der Wahl eines neuen Erzbischofes von Magdeburg beschäftigt war. Als sie hörten, daß ein so frommer Mann, der allenthalben so viel Gutes gestiftet, angekommen, ließen sie ihn predigen, und baten um seinen Rath. Es war aber auch damals gerade der Kardinal-Legat von Rom anwesend. Dieser schlug ohne weiteres den Norbert zum Bischofe vor. Norbert fügte sich, und ward im Jahre 1127 zum Vorsteher einer Kirche ernannt, die allerdings einen bedeutenden Namen hatte, aber damals sich in einer keineswegs beneidenswerthen Lage befand. Denn die Einkünfte der einst so reichen Kirche waren geplündert, Norbert mit dem dortigen Volke unbekannt, ja er selbst wegen seiner Einfachheit und apostolischen Strenge mannigfach angefeindet. Er war sogar dem Dolche der Meuchelmörder und Schlägen ausgesetzt. Es kam zu einem Auflauf, worin Alle ihn verließen. Aber er ertrug Alles mit Standhaftigkeit, und übte die Pflichten seines bischöflichen Amtes mit himmlischer Geduld. Im Jahre 1133 ging er jedoch mit Lothar nach Italien, um dem Pabste Innocenz seine Treue zu bezeigen. Gleich nach seiner Rückkehr

wurde er von einer Krankheit ergriffen und starb. Aber den man im Leben verkannt, ward im Tode desto mehr verherrlicht.

Die Kreuzzüge.

Zu allen Zeiten sind den Christen die heiligen Orte, welche durch besondere Erinnerung an den Heiland und das große Werk der Erlösung geweiht, auch ein besonderer Gegenstand der Andacht und Verehrung gewesen. Die heilige Helena, die große Mutter Konstantins, hatte, nachdem sie sich zum Christenthume bekannte, die heiligen Orte und Leidenswerkzeuge mit besonderer Verehrung aufgesucht, erstere von der Verunstaltung der Gottlosigkeit gereinigt, und mit prächtigen Tempeln geschmückt. Die ausgezeichnetsten Männer waren dorthin gewallfahrtet, oder hatten, wie der heilige Hieronymus, an der Krippe des Heilandes ihr Leben hier beschlossen. Die frommen Wallfahrten hörten nicht auf, auch nachdem das heilige Land an die Ungläubigen verloren ging. Die Araber, welche das Land zuerst besetzten, hatten diese Wanderungen nicht gestört, die Pilger mit Schonung behandelt, die heiligen Orte selbst geehrt, und den christlichen Fürsten durch freundschaftliche Unterhandlungen manche Rechte gestattet. Wir haben schon oben berichtet, wie sogar der Schlüssel zum heiligen Grabe an Karl, den mächtigen Frankenkönig und Wiederhersteller der weströmischen Kaiserwürde, gesendet werden konnte. Alles das änderte sich, als die Araber von den seldschuckischen Türken in jenen Gegenden verdrängt wurden. Diese waren ein rohes, dämonisches Volk, und suchten die Christen, sowohl die Einwohner des heiligen Landes, als diejenigen, welche nach den heiligen Orten wanderten, um allda ihre Andacht zu verrichten, in jeglicher Weise zu bedrücken und zu mißhandeln. Die Klagen von da wurden immer lauter und lauter. Schon Gregor VII. hatte in der Großartigkeit seiner Gesinnung den Gedanken einer Eroberung des heiligen Landes durch die christlichen Heere gefaßt, den er auch ausgeführt haben würde, wäre er nicht anderweitig durch den Investiturstreit, durch seine Kämpfe gegen Simonie und Priesterehe fast übermenschlich beschäftigt gewesen. Selbst Heinrich IV. hatte, wiewohl die allgemeine Begeisterung für die Wiedereroberung des heiligen Landes Deutschland damals noch weniger berührte, als die sonstigen Länder, doch gegen Ende seines Lebens den Gedanken gefaßt, mit einem Heere nach dem heiligen Lande zu ziehen. In den Jahren 1093 und 1094 hatte ein Mann von seltener Begeisterung, Peter von Amiens, oder der Einsiedler genannt, das heilige Land gesehen. Er war Zeuge der Bedrückung der dortigen Christen, und konnte als Pilger von

eigenen Leiden erzählen. Er brachte Briefe und Hilferufe von den dortigen Patriarchen mit, und wenn er noch etwas zur Bestätigung seiner Aussagen bedurft hatte, so waren es die Leidenszüge, die sich an ihm selbst offenbarten. Die Wirkung seiner Predigten war außerordentlich. Sie riß Alle mit sich fort, und der Pabst Urban II. hielt es endlich für geeignet, die Sache auf einer großen Kirchenversammlung, zunächst zu Piacenza, dann zu Clermont (1095), zu einer allgemeinen Berathung der Christenheit zu bringen. Hier erscholl es, wie aus Einem Munde: Gott will es! Gott will es! Eine allgemeine Begeisterung bemächtigte sich der Gemüther, Laien und Priester, Jünglinge und Greise, Alle entschloßen sich zu einem Zuge für die Ehre des Kreuzes gegen die Schmach der Ungläubigen, und zum Zeichen ihres Gelübdes hefteten sie sich ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter. Der Gedanke eines gemeinsamen Zuges für die christliche Ehre war in den damaligen Zeiten um so natürlicher, als man noch eine lebhafte Anschauung von der kirchlichen Einheit, eine gemeinsame Sprache, ja in dem Kaiserthum auch gewissermaßen nur Ein Reich hatte. Bei aller Rohheit der Zeit, bei der Stärke der Leidenschaften, von denen sie bewegt wurde, war dennoch der Glaube lebendig und zu jedem Opfer bereit. Manche hatten für ihre Sünden zu büßen. Sie hielten die Fahrt nach dem heiligen Lande für das beste Bußwerk, Andere sagten aus blos ritterlichem Sinn, aus Drang nach Thaten ihre Theilnahme zu, wieder Andere aus Unmuth über die damalige Lage der Dinge, die innern Kriege und Verheerungen, den Zwiespalt im Reiche. Wenn aber bei allem dem die großen Absichten der Kirche und die nächste Bestimmung jener Züge, und mitunter großen Opfer, nicht erreicht wurden, so war Ersteres nicht ihre Schuld, sondern die Leidenschaften der Menschen, und Letztere für Europa und die Christenheit nicht ohne allen Nutzen. Denn jene Züge, deren man außer einigen Nebenzügen vorzüglich sieben zählt, leiteten, abgesehen von der großartigen Idee, die ihnen zu Grunde lag, und auch gewiß nicht Wenige erfaßte, manche verkehrten Säfte nach einem fernen Lande, wo sie weniger nachtheilig sein konnten; sie erweiterten die christliche Bildung, den Verkehr, stärkten das königliche Ansehen, und wer weiß, welchen Damm sie dennoch der asiatischen Barbarei entgegengesetzt haben? Wer die Geschichte jener großartigen Züge genauer kennt, die unter dem Namen der Kreuzzüge von Europa nach Asien gingen, und die großen Folgen derselben für Europa, darf sich doch wohl trösten, wenn auch der Zweck nicht vollends erreicht wurde.

Erster Kreuzzug.

Es war im Jahre 1096, als sich der erste Hauptzug in Bewegung setzte. Man hatte zwei Wege, die man gewöhnlich einschlug, entweder den Landweg durch Deutschland, Ungarn, das byzantinische Reich, über den Bosporus, oder den Seeweg aus irgend einem der italienischen Häfen nach der Levante. Zuletzt versuchte man auch über Aegypten nach dem heiligen Lande zu gelangen. Das Unglück aber der meisten jener Züge war der Mangel an Disciplin, der Zwiespalt und Zank der Fürsten unter sich, der Verrath und die Falschheit der Griechen. Peter von Amiens hatte das Hauptheer, das sich mit Umsicht unter den französischen und lothringischen Fürsten rüstete, nicht abwarten können. Er zog mit einem ungeordneten Haufen und einem gewissen Abenteurer Walther von Pexejo, oder ohne Habe, voraus, aber die Schaar wurde größtentheils in Ungarn und der Bulgarei aufgerieben und erschlagen, weil sie sich Unordnungen erlaubte. Das Hauptheer unter Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen, Robert von der Normandie, Robert von Flandern, Hugo dem Großen, Bruder König Philipps von Frankreich, Raimund von Toulouse erreichte unter mancherlei Beschwerden, Drangsalen und Treulosigkeiten von Seiten des byzantinischen Hofes Konstantinopel, ging über den Bosporus, und drang unter beständigen Kämpfen mit den Seldschucken, die den Kreuzfahrern ein verwüstetes Land ohne Lebensmittel hinterließen, nach Syrien. Sie hatten Nicäa erobert, aber dennoch litten sie durch Mangel und das Schwert der Türken. Antiochia fiel im Jahre 1098, aber auch jetzt gab es wiederum neue Kämpfe und Gefahren, die nur durch die größte Tapferkeit, den unerschrockenen Muth und die zäheste Ausdauer der abendländischen Krieger zu überwinden waren. Endlich zeigte sich der Lohn so vieler Anstrengungen, denen so Manche erlegen waren. Von einem Hügel herab sahen die Kreuzfahrer die heilige Stadt. Ein andächtiger Schauer durchfuhr das ganze Heer. Es fiel nieder auf die Kniee, küßte den heiligen Boden, und flehte inbrünstig zu Gott um seinen fernern Beistand. Viele Ritter stiegen von ihren Pferden, viele entblößten ihre Füße. So näherte sich das ganze Heer mit lautem Singen und Beten den Mauern der heiligen Stadt. Nach vielen Berathungen ward endlich beschlossen, dieselbe an der nördlichen Seite, an jenem Thore, welches das Thor des heiligen Stephanus heißt *), bis zur Burg Davids zu belagern, weil an dieser

*) Die Schriftsteller sind nicht einig in jener Benennung; das, was man gegenwärtig Stephansthor nennt, liegt eigentlich östlich, das nördliche ist das Damaskusthor, das aber auch Stephansthor genannt wurde.

Seite der wenigste Widerstand zu fürchten war. Hier stellte sich Gottfried von Bouillon, den wir bereits aus dem Kriege zwischen Heinrich IV. und seinen Gegnern kennen, auf. Neben ihm stand Raimund mit den Provinzalen und Tancred. Die Stadt ward endlich nach verschiedenen Stürmen und einer für die Christen beschwerlichen Belagerung am 15. Juli 1099 gestürmt. Da begann ein schreckliches Blutbad unter den Heiden und Juden. Aber Gottfried von Bouillon, wie er einer der Ersten auf der Mauer gewesen, war auch jetzt einer der Ersten, welche dem Morden Einhalt thaten. Im wollenen Pilgerhemde, mit entblößten Füßen ging er, von drei Rittern geleitet, nach der Kirche des heiligen Grabes, und überließ sich der Andacht. Da reinigtem auch die Andern ihre Schwerter, und eilten mit entblößtem Haupt und Füßen zu den noch von Blut rauchenden heiligen Orten. Die Stadt, in welcher noch kurz vorher nur das wilde Geschrei der Würger und das Gewinsel der Sterbenden gehört wurde, erschallte jetzt von den Lobgesängen zur Ehre Gottes und den Gebeten der zum Grabe des Heilandes wallenden grausamen Krieger, deren Gemüth jeder milden Empfindung noch eben verschlossen war. Sie beugten demüthig ihre Kniee, und vergoßen Thränen der Andacht. Viele, die mit grimmiger Habsucht geraubt, opferten jetzt mit ausschweifender Freigebigkeit ihren Raub dem Herrn, oder brachten ihn als Almosen den Altären, den Armen und den Kranken, Andere bekannten laut ihre Sünden, und gelobten Besserung. So schnell war ihre Umwandlung *). Aber bald zeigte sich doch die Schwäche des menschlichen Herzens und die Größe seiner Leidenschaften in anderer Weise. Es erhob sich nämlich die Frage, wer unter so vielen ausgezeichneten Männern der Herrscher sein sollte über Jerusalem. Dabei kam aber nicht blos die Leidenschaft des Einzelnen, sondern auch der Nationalität in's Spiel. Wenn es auf Tapferkeit ankam, so war Raimund von Toulouse nicht weniger ausgezeichnet als Gottfried von Bouillon. Aber das Leben des Ersten war nicht so rein und untadelich, wie jenes des Letztern, an dem man nur das Einzige zu tadeln wußte, daß er sich zu lange in den Kirchen aufhielt, wie Wilhelm von Tyrus erzählt, — und die Deutschen errangen den Sieg. Gottfried von Bouillon ward daher zum Herrscher erwählt, doch wollte er an dem Orte, wo sein Heiland eine Dornenkrone getragen, nicht mit einer goldenen geschmückt sein.

Ein zweiter Sieg Gottfrieds bei Askalon (12. August 1099) sicherte vor der Hand die neue Eroberung, aber die Begeisterung selbst ließ nach unter den Kreuzfahrern. Viele sehnten sich nach Hause.

*) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge. Wilhelm von Tyrus im Buche der Eroberungen.

Andere erlagen den Streichen der Feinde und den Anstrengungen des Landes. Es blieben im Ganzen nur zweitausend Fußknechte und dreihundert Ritter übrig, die unmöglich im Stande waren, dem neu gegründeten Königreiche Jerusalem und den sonstigen christlichen Fürstenthümern im heiligen Lande eine bleibende Sicherheit zu geben. Die mit so vieler Anstrengung gemachte christliche Eroberung konnte sich ohne Verstärkung aus dem Abendlande, auch wenn Gottfrieds Nachfolger andere Eigenschaften besessen, als es wirklich der Fall war, nicht halten. Was dem Königreiche Jerusalem noch einigen Halt geben konnte, waren die kleinern Reiche zu Antiochia, Tripolis, Edessa u. s. w., worin sich die einzelnen Führer nach germanischer Weise, wie dies auch in Jerusalem der Fall war, einrichteten, der Besitz der Häfen von Akkon, Tripolis, Berytus, Sidon, Tyrus, die italienischen Freistaaten und endlich die Gründung ritterlicher und kriegerischer Orden, von denen einer auch für die deutsche Geschichte von besonderer Bedeutung geworden, so daß wir darauf weiter zurückkommen müssen. Außerdem hatte man noch eine Hilfe, wozu man in der höchsten Noth und anfangs nicht ohne Erfolg seine Zuflucht nahm, das war das heilige Kreuz. Oefter, sagt Wilken, siegten die Christenhelden durch die Hilfe des allerheiligsten Kreuzes und durch die Zuversicht, welche der Glaube an dessen Wunderkraft und frommes, inbrünstiges Gebet erweckte. Der König Balduin (Nachfolger Gottfrieds) vermaß sich seit dem unglücklichen Tage, an welchem er, auf die Stärke seines Armes vertrauend, ohne das Holz des heiligen Kreuzes den Kampf mit den Feinden bei Askalon gewagt hatte, niemals wieder zu gleichem Uebermuth, und selbst wenn er nach Edessa oder Antiochia zog, um den dortigen Brüdern gegen die Uebermacht der Ungläubigen beizustehen, nahm er das Heiligthum mit sich, so schmerzlich auch den Christen in Jerusalem die Entfernung desselben aus den Gränzen des Königreiches war. Die hohe Begeisterung, die das heilige Kreuz, vom Patriarchen, einem Bischofe oder Abte in das Schlachtgetümmel getragen, erregte, und die fromme Hingebung in Gottes Willen, welche durch die Erinnerung an den Schmerzenstod des Heilandes an jenem Holze in den Gemüthern der Streiter Gottes erweckt wurde, gaben ihnen frohen Muth zum Kampfe wider die Heiden. Die Kreuzfahrer betrachteten sich als das Volk Gottes im neuen Bunde, gleichwie die Kinder Israels das Volk Gottes des alten Bundes waren, und gleichwie die Bundeslade, als das Zeichen der Versöhnung mit Gott, die Streiter des hebräischen Volkes im Getümmel der Schlacht an die Gegenwart Gottes erinnerte, ebenso gab das heilige Kreuz, als das Zeichen des neuen Bundes, den Streitern Gottes wider die Muselmänner die ermunternde Ueberzeugung, daß Gottes Gnade und Weisheit den Sieg lenke. Was

konnte erhebender und tröstender sein, als der feste Glaube, daß alle Wallbrüder, welche von den Säbeln der Türken oder den Pfeilen und Streitkolben der Mohren fielen, nur durch Gottes Zulassung den Martyrtod und so die Strafe und Sühne ihrer Sünden fänden? Darum gingen die Streiter muthig in die Schlacht, mit Freuden in den Kampf für den Heiland, dem Tode sich unterwerfend, durch welchen sie der Vergebung ihrer Sünden gewiß wurden. Mit Löwenmuth aber beschirmten die Streiter Gottes im Gedränge der Schlacht das allerheiligste Kreuz, und die Anstrengung der Ritter in einem unglücklichen Kampfe das Heiligthum zu retten, gab ihnen oftmals den verlornen Sieg wieder. Die Erzählung von der wundervollen Befreiung des Heiligthumes aus mancher drohenden Gefahr stärkte das Vertrauen auf seine Wunderkraft. Im zweiten Jahre der Regierung Balduins, als der König ferne vom heiligen Kreuz mitten in die feindlichen Schaaren eingedrungen war, da rannte einer der berühmtesten sarazenischen Emire mit wilder Wuth gegen den Abt Gerhard, welcher das allerheiligste Holz trug; aber in demselben Augenblicke, wo der übermüthige Heide im schnellsten Rennen seines Rosses den Arm erhob, um dem Abte mit raschem Hiebe seines Säbels den Kopf abzuhauen, soll ihn die Hand Gottes mit jähem Tode geschlagen haben. In der Schlacht bei Sardane, in welcher Balduin II. dem Turkomanen Ilgazi mit Hilfe des heiligen Kreuzes den schon gewonnenen Sieg wieder entriß, ward der Erzbischof von Cäsarea, welcher das heilige Kreuz trug, von einem Pfeil getroffen; aber obgleich er weder mit Harnisch, noch Panzer gewaffnet, sondern mit einem Chorhemde angethan war, dennoch beschirmt durch das heilige Kreuz, wie viele Augenzeugen bekräftigten, nicht verwundet, sondern es quoll nur zum Merkmal für die Gläubigen ein Tropfen Blutes hervor. Der Kampf mit den Ungläubigen war demnach ein heiliges, verdienstliches Werk; der Krieg, welchen das Volk Gottes wider Türken und Sarazenen führte, ein heiliger Krieg. Dem Kampfe ging ein andächtiges Gebet und reuiges Bekenntniß der Sünde vorher, wie nach dem Siege frommer Dank Gott, als dem Geber des Sieges, dargebracht wurde. Gewöhnlich, ehe die Gläubigen zum Kampfe aus Jerusalem zogen, wenn von einem feindlichen Heere dem Reiche Gefahr drohte, versammelte der Patriarch das ganze christliche Volk zu einem feierlichen Umgange mit entblößten Füßen durch alle heiligen Stätten, um Gottes Hilfe für den Kampf zu erflehen. Unter Thränen und andächtigem Gesange stieg das Flehen der Christen zum Himmel, und mit strengem Fasten machten sie sich der göttlichen Gnaden würdig. Auch unter die Armen und Kranken wurden milde Gaben ausgetheilt, damit Gott der streitenden Kreuzfahrer sich erbarmen möge, wie sie der leitenden Brüder sich erbarmten;

oder wenn die Ritter und Knechte im Kampfe wider die Heiden begriffen waren, erflehten die daheimgebliebenen Brüder unter Werken der Frömmigkeit, unter Umzügen und Kasteiungen, der Austheilung von Almosen für die streitenden Brüder den Sieg. Gerne wählten die Kreuzritter zur Schlacht wider die Ungläubigen den Sonntag, als den heiligen Tag der Christen, an welchem der Heiland durch seine Auferstehung aus dem Grabe seinen Sieg über Tod und Hölle besiegelte. Wenn der Kampf wider die Heiden beschlossen war, da traten die christlichen Streiter zu ihren Priestern, beichteten ihre Sünden, und empfingen das heilige Abendmahl. Hiernach wurden sie von den Priestern gesegnet; der Patriarch, Bischof oder Abt, welcher das heilige Kreuz trug, umging das ganze Heer, zeigte allen Streitern das heilige Martyrholz. Sie fielen auf die Kniee, und er reichte es ihnen zum Kusse und zur andächtigen Begrüßung, den Sieg und die Vergebung ihrer Sünden bei Gott ihnen verheißend, wenn sie mit frohem Muthe und im Glauben an Christus wider die Heiden kämpfen würden. Welcher Ritter oder Knecht mußte nicht freudig dem Tode entgegengehen für den Heiland, welcher an dem Holze des Kreuzes, das eben sein Mund berührt, auch für ihn des Todes sich unterwand? Alsdann bestiegen die Ritter ihre Streitrosse, die Schaaren wurden geordnet, und das heilige Kreuz zierte oft die erste, zuweilen die mittlere Schaar. Endlich schmetterten die Posaunen und die Schlachthörner, und begeistert eilten die Christenhelden zur Schlacht. Während das Schlachtgeschrei der Muselmänner: Akbar Allah, d. i. Gott ist groß! dumpf ertönte, und das unerträgliche Geschrei ihrer Kriegstrommeten und der Donner ihrer Trommel betäubten, wurden die christlichen Streiter im begeisterten Angriff oder im unnützen Widerstand erfreulich, durch einen frommen und tröstenden Schlachtruf, den die Heerführer geboten: Gott will es! (das Losungswort von Clermont, war auch das Losungswort bei der Eroberung von Jerusalem) oder: Christe Jesu! oder das in der alten Liturgie so bekannte: „Christus siegt, Christus herrscht, Christus regiert," — an die Hilfe Gottes erinnert. War der Sieg gewonnen, dann feierten sie Gott zu Ehren ein Dankfest, und das heilige Kreuz ward nach Jerusalem zurückgebracht *). So war die damalige Zeit ganz entgegengesetzt der unsrigen; in ähnlicher Weise wurden unter den Ottonen oder den sächsischen Kaisern die Schlachten gegen die Ungarn geschlagen und gewonnen. Wir haben uns aber hier weitläufiger über den Charakter des Krieges der Kreuzfahrer ausgelassen, nicht blos deshalb, weil Gottfried von Bouillon, ein Vasall des deutschen Reiches, und sein Bruder Balduin die ersten Könige von

*) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge.

Jerusalem wurden, sondern weil in den folgenden Kreuzzügen gerade die Deutschen den meisten Antheil nahmen, indem die Könige sich an ihre Spitze stellten, so Konrad, Friedrich Barbarossa. Sein Enkel Friedrich II., eine Reihe der ausgezeichnetsten Fürsten, wie die Markgrafen von Oestreich, die Landgrafen von Thüringen, Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachsen, die Herzoge von Schwaben, ja selbst die deutschen Städte, vorzüglich Köln, sind bei den Kreuzzügen wesentlich betheiligt. Sogar unter einem fremden Fürsten, wie unter Ludwig IX. von Frankreich, zeichnen sie sich aus durch Tapferkeit, und bei der Eroberung von Damiette handhabte ein niederdeutscher Landmann den Dreschflegel mit so furchtbarer Geschicklichkeit, als nur je ein Ritter den Flammberg in offener Feldschlacht. Selbst an jener Verirrung, die sich zur Zeit Innocenz III. zeigte, und mittels welcher man das heilige Land nur durch Kinder zu erobern gedachte, nehmen die Deutschen den größten Antheil. Sie sind bei der Eroberung von Konstantinopel im sechsten Kreuzzuge, und geben wiederum einen Kaiser aus Flandern her für das griechische Reich. Ein rheinischer Ritter aus der Gegend von Trier, Heinrich von Ulmen oder Ilmen, sammelt in Konstantinopel einen großen Vorrath von jenen Schätzen, welche damals vor allen gesucht waren, und woran die Hauptstadt des oströmischen Reiches einen so großen Ueberfluß hatte, nämlich Reliquien, und bereichert mit denselben sein Vaterland. Aber kehren wir, um dem Gange der Dinge nicht vorzugreifen, zurück zu der Geschichte des Vaterlandes, wie wir sie nach dem Tode Lothars verlassen haben.

V.

Die schwäbischen oder hohenstaufischen Kaiser.

1. Konrad III.

Zweiter Kreuzzug.

Lothar war ohne Söhne gestorben. Für einen Nachfolger war bei seinen Lebzeiten nicht gesorgt worden, gewiß deshalb, weil sich die Parteien nicht einigen konnten. Lothar hätte gerne seinen Schwiegersohn Heinrich als König gesehen, dem widerstanden aber die Hohenstaufen. Zwar hatte Heinrich die Reichsinsignien in Verwahr, und sich alle Hoffnung gemacht, es kam aber, wie Höfler bemerkt *), durch eine Intrigue dahin, daß ein Hohenstaufe, Konrad, seines Namens der Dritte, von den Fürsten zum Könige gewählt wurde. Konrad war, wie die gleichzeitigen Schriftsteller bemerken, von prächtigem Körperbau, geschickt im Kriege, von milden Sitten und, dem Zeugnisse des Alberich gemäß, sowohl weil er es an sich wußte, als durch Belehrungen frommer Männer gemahnt, welche Ehrfurcht er den Dienern der Kirche schuldig sei, diesen ergeben. Dennoch war es ein Unglück, daß sein Geschlecht den deutschen Thron bestieg. Konrads Vater war Herzog Friedrich von Schwaben, und seine Mutter Agnes eine Tochter Heinrichs IV. Er selbst war geboren im Jahre 1094. Mit Konrad aber beginnt ein Herrschergeschlecht in

*) Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen.

Deutschland, das unstreitig zu den mächtigsten und berühmtesten seiner Kaiserhäuser gezählt werden muß, obgleich seine Regierung für Deutschland und Italien nicht minder unglücklich, als sein Ende tragisch genannt werden kann. Wahr ist es freilich, mancher Zweig deutscher Kunst hatte damals einen Standpunkt erreicht, der kaum später seines Gleichen fand. Aber es war nicht der Hohenstaufen reines Verdienst. Diese trugen vielmehr durch die unglückliche Stellung, die sie zu der Kirche nahmen, wesentlich dazu bei, manche schöne Blüthe zu knicken, und den ersten Keim zu jenem bösen Samen zu legen, der gegen Ende des Mittelalters so üppig aufschoß, und gar bald darauf so schlimme Früchte getragen. Allerdings waren Leute, wie Konrad III., sein Nachfolger Friedrich I. und Friedrich II., Kaiser von glänzenden Fähigkeiten und großem Ruhme, selbst der verkehrte Friedrich II. hatte bewundernswerthe Geistesgaben; aber unglücklicher Weise wurden diese in eine falsche Bahn getrieben, wo sie der Menschheit am Ende nur Nachtheil brachten. Denn alle jene Kaiser, welche nach Konrad aus seinem Hause folgten, verkannten die Stellung, welche sie als Nachfolger auf dem Throne Karls des Großen der katholischen Kirche schuldig waren, und statt deren Hort und Schirmherr zu sein, verletzten sie die Heiligkeit ihrer Rechte, das feierlich beschworene Wort. Freilich kann man sagen, wie Konrad glücklich regierte, weil er den Bösen kein Gehör gab, so auch von Barbarossa, seinem Nachfolger, daß er in der Großartigkeit seines Herzens wenigstens seinen Irrthum erkannt, und die Wunden, die ihn selbst nicht weniger getroffen, als das Reich, nach Kräften zu heilen suchte.

Konrad III., der erste der schwäbischen und hohenstaufischen Kaiser, wurde im Jahre 1138 zu Koblenz, und zwar, wie einige Schriftsteller berichten, vorzüglich durch den Einfluß des päbstlichen Legaten und Kardinalbischofes Theoduin zum Könige gewählt. Die Fürsten hatten anfangs großes Bedenken wegen Heinrich, Lothars Schwiegersohn. Der päbstliche Legat aber verhieß die Einwilligung des Oberhauptes der Kirche, die Einstimmung des römischen Volkes und von ganz Italien. Konrad zog darauf nach Achen, wo ihn derselbe Kardinal in Gegenwart der Erzbischöfe von Trier und Köln und vieler andern Bischöfe und Großen des Reiches zum Könige weihte und salbte. Denn der erzbischöfliche Stuhl von Mainz war damals unbesetzt, und der Inhaber des kölnischen hatte das Pallium noch nicht, konnte daher keine erzbischöfliche Jurisdiktion üben. Von Achen zog Konrad nach Köln und von da nach Mainz, wo ihn die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles beschäftigte. Den Sachsen aber war die Wahl des neuen Königes nicht recht. Sie hatten am Wahltage gefehlt, und betrachteten sie als unregelmäßig und erschlichen.

Es ward daher zur Beilegung dieser Angelegenheit ein Reichstag nach Bamberg angesagt, bei welchem auch die verwittwete Kaiserin Richeza und die Sachsen erschienen und sich unterwarfen. Blos ihr Herzog Heinrich hatte sich geweigert, zu erscheinen und die Reichsinsignien auszuliefern. Es ward ihm daher ein neuer Tag auf das Fest Peter und Paul in Regensburg angesetzt. Heinrich kam, lieferte die Reichsinsignien aus, schied jedoch von Konrad in Ungnaden, ja er ward sogar am nächsten Weihnachtsfeste in der königlichen Pfalz zu Goslar seines Herzogthumes entsetzt, und nun erzählt Struve *), nach den Berichten der gleichzeitigen Schriftsteller, nämlich Otto, Bischof von Freisingen, Dodechin und dem Mönch von Weingarten: Wunderbar, der früher so gewaltige Fürst, dessen Macht sich, wie er selbst rühmte, von einem Meere bis zum andern, nämlich von Dänemark bis nach Sicilien, erstreckte, wurde in Kurzem so gedemüthigt, daß er, weil beinahe alle Freunde und Getreuen, die er in Sachsen hatte, von ihm abfielen, blos von vier Gefährten begleitet, nach Sachsen kam. Konrad gab darauf das Herzogthum Sachsen an Albrecht den Bären, den Gründer der Mark Brandenburg und Berlins (1162), Baiern an Leopold, Markgrafen von Oestreich. Heinrich aber ruhte nicht. Er trieb Albrecht aus Sachsen heraus, und zwang ihn, des Reiches Hilfe in Anspruch zu nehmen. Heinrich ward aber, während er zu einem Zuge nach Baiern rüstete, im November 1139 von einer Krankheit ergriffen, woran er zu Quedlinburg verschied. Da begruben ihn seine Angehörigen an der Seite seines Schwiegervaters in das Kloster zu Luther. Die Sachsen aber erhuben sich zu Gunsten seines Sohnes Heinrich, später bekannter unter dem Namen Heinrichs des Löwen. Dieser behauptete nach mannigfachen Kriegen endlich gegen Albrecht den Bären das Feld. Der Herzog Leopold in Baiern hatte anfänglich einen bessern Stand, aber er ward unvorsichtig, und wurde von Welf, dem Bruder Heinrichs, unvermuthet überfallen und geschlagen. Dieser war nun ebenfalls des Sieges zu gewiß. Er wagte es sogar, den König Konrad, der 1140 Weinsperg belagerte, anzugreifen. Welf wurde geschlagen, und konnte sich nur mit Wenigen durch die Flucht retten. In jener Schlacht nun war es, wo man zuerst die Worte: „Welfen und Wiblinger, Ghibellinen," hörte, welche später Deutschland und Italien in so große Bewegung setzten, so blutige Kriege entzündeten, die städtischen Gemeinden spalteten, Familien entzweiten. Wie aber manchmal die Worte ihre ursprüngliche Bedeutung wechselten und Parteien ihre Stellung, so geschah es auch hier. Denn das Wort Welf bedeutete später soviel als ein Anhänger des Pabstes (wie denn auch Welf in den Tagen Heinrichs IV.

---

*) Corpus historiae germanicae.

auf Seiten des Pabstes gestanden, und der Hohenstaufe Friedrich auf Seiten Heinrichs), ein Anhänger kirchlicher Forderungen und städtischer Freiheit, das Wort Wiblinger von der königlichen Villa, wo Friedrich, der Führer des kaiserlichen Heeres, erzogen war, italienisch Ghibellinen, die Anhänger kaiserlicher Ansprüche. Die Heere schrieen sich nun in jener Schlacht einander zu: Hie Welf! hie Wiblinger! Nun war aber Konrad gerade durch den Einfluß des päbstlichen Legaten gewählt. Das Wort fand daher erst später in Italien seine wahre Bedeutung. Aber wir werden hören, wie die Parteien noch ein paarmal wechselten.

Konrad überzeugte sich, daß es nicht leicht sein würde, mit Heinrich dem Löwen fertig zu werden. Er suchte sich daher auf dem Reichstage zu Frankfurt 1142 mit ihm auszusöhnen, und gab ihm das Herzogthum Sachsen zurück. Baiern aber gedachte er für den Bruder des verstorbenen Leopold, Markgrafen von Oestreich, zu erhalten, und zwar dadurch, daß er die Mutter Heinrichs, nämlich Lothars Tochter, mit diesem vermählte. Aber damit war Welf nicht zufrieden. Er bemächtigte sich Baierns, und fiel in Schwaben ein. Der Krieg wurde mit großen Verheerungen geführt, Kirchen und Klöster nicht geschont und Städte verbrannt. Auch Heinrich kam hinzu, aber er fand Konrad gerüstet, und da dieser drohte, Braunschweig zu belagern, mußte er wieder abziehen. Man machte Frieden, jedoch an eine dauerhafte Aussöhnung zwischen den Welfen und den Anhängern des Kaisers war trotz der nahen Verwandtschaft beider Häuser nicht zu denken. Der Zwiespalt offenbarte sich bei jeder Gelegenheit. Während der Zeit, als die Welfen und Kaiserlichen mit einander wegen Baiern haderten, hatte ein anderer Konrad, Graf von Mähren, mit den Böhmen eine Verschwörung eingeleitet. Er gedachte, sich jenes Landes zu bemächtigen, war mit einem Heere in dasselbe eingefallen und hatte den Herzog Ladislaus vertrieben. Dieser wandte sich in seiner Noth an den deutschen König, und flehte um seine Hilfe. Konrad rüstete nun zu einem Heereszuge nach Böhmen. Er bemächtigte sich auf demselben der Hauptstadt Prag, und setzte den vertriebenen Herzog wieder ein. Aber auch in Italien gab es zu thun. Denn hier hatte Roger sich endlich Siciliens bemächtigt, den Pabst zur Krönung gezwungen, und weil er Konrad und dessen Heereszug nach Italien fürchtete, von dem Streite Welfs mit dem Könige hörte, so soll er schon damals diesem ein Geldstück von jährlich tausend Mark versprochen haben. Konrad konnte aber vor der Hand nicht an einen Krieg in Italien denken, obschon er zu einem Zuge dorthin noch sonst Veranlassung hatte. Denn dieselbe Hilfe, die er dem Ladislaus von Böhmen geleistet, die er zur Wohlfahrt des Reiches für nothwendig hielt, ward jetzt auch vom Könige von Ungarn verlangt.

Der Thronräuber Wardis dagegen stützte sich auf Welf, dem er ebenfalls eine Geldunterstützung versprach. Konrad zog nach Ungarn, und zwang den Wardis zur Unterwerfung. Auch die Slaven mußten sich ergeben. Da ward Deutschland plötzlich von einem andern Ereigniß bewegt. Es erschien nämlich der heilige Bernhard, der berühmte Abt von Clairvaux, auf dem Reichstage zu Speier, der auf das Weihnachtsfest 1146 angesagt war, und predigte den dortigen Fürsten das Kreuz. Das Volk war dem großen Manne auf seiner Reise in Achen, Köln, den rheinischen Städten massenhaft entgegengeströmt. Mit jedem Augenblicke wuchs die Begeisterung. Man drängte sich fast todt, und noch gegenwärtig sind die Erinnerungen seines wahrhaften Triumphzuges nicht aus dem Gedächtnisse geschwunden. Köln, der Dom zu Speier bewahren noch heute ihr Andenken daran. Konrad und sein Neffe Friedrich, der nachher so berühmte Barbarossa, sowie viele der angesehensten Fürsten des Reiches, konnten dem allgemeinen Drange nicht widerstehen. Der König nahm das Kreuz, und sagte auf das Jahr 1147 einen allgemeinen Reichstag nach Frankfurt an. Hier ließ er seinen Sohn Heinrich, der noch ein Knabe war, zum deutschen Könige ernennen, welcher auch wirklich in Mitte der Fasten zu Achen gesalbt und gekrönt ward. Aber zugleich war auch Heinrich der Löwe mit seinen Ansprüchen auf jenem Reichstage aufgetreten. Er behauptete, seinem Vater sei mit Unrecht das Herzogthum Baiern abgesprochen worden, und verlangte daher dessen Rückgabe. Konrad beschwichtigte ihn, und zog dann im Frühjahre mit einem erlesenen Heere, dem später auch der König Ludwig VII. von Frankreich, dessen Fahnen der Pabst selbst geweiht, folgte, nach dem heiligen Lande. Nach unsäglichen Beschwerden durch das byzantinische Reich, Kleinasien, Syrien kam man dort an, aber die Expedition war doch theils der Witterung, theils des Klima's wegen, theils durch die Arglist der Griechen mißlungen. Denn bei weitem die meisten der Kreuzfahrer kamen durch Hunger und Elend um, und nur wenige konnten nach der Heimath zurückkehren, ohne für die Ehre Gottes und das Wohl des heiligen Landes etwas Erhebliches gethan zu haben. Von dem herrlichen Heere der Könige von Frankreich und Deutschland, sagt Wilken *), der Blüthe der Ritterschaft fast aller Völker von Europa, einer halben Million der tapfersten Männer, kamen außer der noch sehr geschwächten Schaar des Bischofes von Freisingen nur eine sehr kleine Schaar, und großentheils ohne Rosse, selbst zum Theil ohne Waffen, kraftlos und ermattet nach Antiochien; sehr wenige waren mit dem Könige Konrad von Ephesus nach Konstantinopel zurückgekehrt. Eine

*) Geschichte der Kreuzzüge. Band 3.

unendliche Menge von Schätzen, womit die Fürsten und Völker im Morgenlande zu glänzen, Christen und Heiden in Erstaunen zu setzen gedachten, wurden nicht nur den Türken, sondern auch den tückischen und treulosen Griechen zur Beute. Die wenigen Wallfahrer, welche dem Schwerte der Türken und dem Hungertode entgangen waren, kamen entweder arm, dürftig und kraftlos an das Ziel ihrer Pilgerfahrt, oder kehrten verzweiflungsvoll in ihre Heimath zurück, ohne ihr Gelübde erfüllt zu haben.

So waren also die schönen Hoffnungen, welche besonders den heiligen Bernhard für den zweiten Kreuzzug begeistert hatten, vernichtet. Er selbst überlebte das Unglück nur noch wenige Jahre. Denn er starb den 20. August 1153. Es waren aber nicht blos die Griechen, der Hunger, das Schwert der Türken, welche das Heer, das den Landweg über Konstantinopel eingeschlagen, zu Grunde gerichtet, sondern auch die Leidenschaften, der Ehrgeiz, die Eifersucht, die Schändlichkeiten der Kreuzfahrer hatten zum Unglück nicht wenig beigetragen. Es kamen unterdessen noch viele Pilger nach, welche die Meerfahrt dem Landwege, auf dem so viele Brüder den Untergang gefunden, vorzogen. Sie hatten unterwegs Lissabon den Saracenen entrissen, und landeten endlich in den Häfen von Tyrus, Sarepta, Sidon und Ptolemais *). Diese beeilten sich nun, Jerusalem zu erreichen, um am Palmsonntage in die heilige Stadt einzuziehen, und sich dabei des demüthigen Einzuges des Sohnes Gottes andachtsvoll zu erinnern, den Leidenstag und das Fest der Auferstehung des Heilandes dort zu feiern, und an diesen Tagen die Stätten zu besuchen, wo die herrlichsten Werke Gottes geschahen, deren Andenken die Christenheit begeht. Auch der König Konrad, die Herzoge Welf, Friedrich von Schwaben, Berthold von Andechs und andere deutsche Fürsten, welche ihren König begleitet, kamen, nachdem sie an dem Hofe des griechischen Kaisers Manuel den Winter in Annehmlichkeit zugebracht, durch Feste und Ergötzlichkeiten erheitert worden, in der Osterwoche in dem Hafen von Ptolemais an, wohin eine griechische Flotte sie in großen Ehren überbrachte. Wenige Tage hernach hielt der König Konrad in Begleitung dieser Fürsten und von dem Könige Balduin, dem Patriarchen, der ganzen Geistlichkeit und Gemeinde von Jerusalem, unter Absingung geistlicher Lobgesänge abgeholt, seinen feierlichen Einzug in die heilige Stadt, und nahm seine Wohnung in der Burg der Templer. Der deutsche König und die Fürsten, welche ihn nach Konstantinopel begleitet, waren wieder vereinigt mit dem ehrwürdigen und gelehrten Bischof Otto von Freisingen, des Königs Bruder, dem Herzog Heinrich von Oestreich und vielen andern

*) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge.

vornehmen, sowohl deutschen, als italienischen, zum Theil dem Könige Konrad durch Blutsfreundschaft verwandten Fürsten, und wie viele schmerzliche Erinnerungen an Thorheit, Uebermuth und Unglück, sowie an den Tod und das Verderben so vieler tapfern Freunde und frommer Heergesellen theilten sie miteinander! Der König Konrad, nachdem er wenige Tage in Jerusalem geruht, wallfahrtete nicht nur zu allen heiligen Stätten in und außer der heiligen Stadt, sondern durchreiste auch das ganze Königreich Jerusalem, besuchte Samarien und vornehmlich die Seehäfen, um die streitbaren Wallfahrer, welche ankamen oder zur Rückkehr sich anschickten, besonders die Ritter, durch Zureden und Versprechungen in Syrien zurückzuhalten, und mit Geld und Verheißung reichlichen Soldes zu vermögen, daß sie an dem Streite wider die Heiden Antheil nehmen möchten. Denn die meisten der Wallbrüder, welche ankamen, beeilten sich, sobald sie ihr Gebet auf dem heiligen Grabe verrichtet hatten, das gelobte Land wieder zu verlassen, ungewillt, sich in eine Unternehmung einzulassen, von welcher sie kein Gedeihen hofften. Der feste Glaube an den Beistand Gottes und Christi im Streite wider die Heiden, durch welchen vormals oft so große Wunder geschahen, wie konnte er in den Gemüthern von Pilgern sein, von welchen so viele durch Bosheit, Gottlosigkeit und mancherlei Verbrechen der göttlichen Gnade sich unwürdig gemacht hatten! Den frommen, redlichen Christen war außerdem die prunkende Prachtliebe und eine Ueppigkeit, welcher die Könige und Fürsten trotz der Leiden ihres Volkes fröhnten, ärgerlich. Selbst als die Könige Konrad und Ludwig zum Erstenmale im heiligen Lande zusammentrafen, wetteiferten sie miteinander in eitler Pracht, anstatt in Demuth Gott für ihre Rettung zu danken aus so großen Leiden und Gefahren, und seine Hilfe für ihre fernern Unternehmungen anzuflehen. Am St. Johannistage, als Konrad zu Ptolemais erfuhr, daß der König von Frankreich von Antiochien nach Tyrus gekommen wäre, und dort zu verweilen gedächte, lud er ihn zu gemeinschaftlicher Berathung wegen der Angelegenheiten des heiligen Landes ein, worauf sie eine glänzende Zusammenkunft hielten zwischen Tyrus und Ptolemais, an einem angenehmen, mit Palmen bewachsenen Orte. Auch der König Ludwig gab sich zu Tyrus viel Mühe, die Pilger, welche dort landeten, oder von ihrer Pilgerfahrt zurückkamen, um sich wieder einzuschiffen, zur Theilnahme an der Heerfahrt wider die Heiden zu bewegen. Aber die meisten der streitbaren Männer, welche sich entschloßen, theilzunehmen, wurden viel weniger durch Eifer für den Ruhm und die Ehre des Christenthumes vermocht, als durch den verheißenen reichlichen Sold *).

*) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge. Band 3.

Wenn man bedenkt, mit welchen großen Opfern dieser Kreuzzug zu Stande gekommen, wie allgemein die Klagen sind, welche die gleichzeitigen Schriftsteller über die Treulosigkeit und Falschheit der Griechen bringen, so ist es fast unglaublich, wie sich die Deutschen so lange in Konstantinopel festhalten und ergötzen ließen, den Verkehr mit den Griechen noch fortsetzten, und sich nicht durch Eroberung ihrer Hauptstadt schon damals rächten, wie dies später, wiewohl wider den Willen des Pabstes, im sechsten Kreuzzuge geschah. Aber wir lesen bei allem dem noch von Unterhandlungen, die zwischen Konrad und dem griechischen Hofe fortwährend stattfanden, und worin sogar von einer Heirath die Rede war. Konrad hatte in dieser Angelegenheit den Bischof Embricho von Würzburg nach Konstantinopel geschickt, und nachdem der zweite Kreuzzug theilweise durch die Ränke der Griechen gescheitert, war es doch offenbar, daß diese die Deutschen nur mißbrauchen wollten. Sie sollten zunächst Roger aus Neapel vertreiben. Konrad schlug diesen zwar in die Flucht, aber auch hier trug der böse Samen der in Deutschland bestehenden Zwietracht seine böse Frucht. Roger wußte Welf zu gewinnen *), und der deutsche König mußte theils wegen Hunger, theils wegen Unerträglichkeit des Klima's nach dem Vaterlande zurückkehren.

Jetzt war es aber etwas Anderes, was Konrads ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Er war noch nicht Kaiser. Bei seiner Anwesenheit in Unteritalien hielt er sich wahrscheinlich zu einem Zuge nach Rom für zu schwach. Und doch hätten ihn schon längst dringende Angelegenheiten nach Rom rufen können. Es waren sogar zwei Parteien, welche ihn dorthin eingeladen hatten, und von welchen er wenigstens einer mit Ehren folgen konnte, wenn es nur die sonstigen Angelegenheiten des Reiches gestattet hätten. In Rom war nämlich eine Art von Anarchie. Die Partei des Arnold von Brescia, der mit allerlei von der Kirche verdammten Irrlehren aus der Schule des Abälard auch für die Idee der alten römischen Republik und ihre ehemaligen Formen schwärmte, diese um jeden Preis wiederherzustellen suchte, hatte das so leicht bewegliche und nicht immer verständige römische Volk zur Empörung gegen den Pabst Innocenz II. aufgewiegelt. Man wollte überhaupt in dem Pabste keinen Oberherrn mehr. Die Partei stellte zu jenem Zwecke Grundsätze auf, wie sie die Revolution des XV., XVI., XVII., XVIII. Jahrhunderts, die neuere Zeit und alle Perioden der Verwirrung stets aufstellen werden. Sie behaupteten, wie später Wiclef, die Hussiten, die Jakobiner, die Geistlichen dürften kein Eigenthum, die Bischöfe keine weltlichen Rechte, die Mönche keine Besitzthümer haben. Das Alles gehöre

*) Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. I. Band.

den Fürsten, dem Volke, dem Staate, und müsse von jenen nach ihrer Gewogenheit zum Gebrauche und zum Nutzen der übrigen verwendet werden. Diese Lehren waren auf dem Concilium von Lateran 1139, sowie jene des Abälard 1140 zu Soissons und Sens mit ihren Grundlagen und Folgerungen verdammt. Arnold von Brescia hatte sogar aus Rom flüchten müssen. Aber er und seine Anhänger benutzten die kaiserliche Gewalt in ähnlicher Weise, wie die Rothen in Frankfurt das Erbkaiserthum zu nutzen gedachten, und hatten Konrad nach Rom geladen, um seinem königlichen Haupte die kaiserliche Krone des römischen Reiches aufzusetzen. Auf der andern Seite war aber auch der heilige Bernhard nicht unthätig gewesen. Konrad gab vorzüglich auf Bernhards Betreiben den Abgeordneten von der Partei des Arnold von Brescia, welche ihn mit Ränken hintergehen wollten, ein sehr ungeneigtes Gehör. Die Abgeordneten der römischen Kirche dagegen nahm er wohl auf, und versicherte ihnen die Erneuerung der alten Privilegien. In Rom war indeß Alles in Unordnung, die wilden Parteien der Arnoldisten schonten der Kirchen und geweihten Orte nicht. Sie setzten sich in den verschiedenen alten Baudenkmalen fest, plünderten die Schätze der Kirche, und verwendeten sie wie eigenes Gut; auch anderweitig raubten und brandschatzten sie *). Auf Innocenz II. war indeß Cölestin II. gefolgt. Seine Regierung dauerte aber nur etwas mehr als fünf Monate, da starb er und erhielt Lucius II. zu seinem Nachfolger. Unter diesem brachen die Stürme der Arnoldisten mit ihren socialistischen Umtrieben mit erneuter Wuth los. Nach Eugen de la Gournerie starb Lucius sogar unter den Steinwürfen der Arnoldisten. Es ist höchst interessant, die Parteiumtriebe der damaligen Zeit mit den Verkehrtheiten der Gegenwart zu vergleichen. Zweck und Absicht, sogar die Mittel sind dieselben, und das Ende jetzt, wie damals, Unglück und Elend. Lucius, dem nach Struve **) die Pier Leoni sogar einen Gegenpabst gesetzt, starb nach einer Regierung von eilf Monaten und vierzehn Tagen, und er erhielt den Bernard, Abt aus dem Kloster Anastasius zu Rom, zum Nachfolger. Dieser war ein Schüler des heiligen Bernhard, und ist uns bekannt unter dem Namen Eugen III. (erwählt 1145). Es gelang ihm zwar, mit Hilfe der Tiburtiner den römischen Stolz zu bändigen. Aber da das wilde Treiben und die Anarchie ihm nicht einmal einen Sitz in Rom gegönnt hatte, mußte er sich im Kloster Farfa consecriren lassen. Das Volk zog dem Kirchenfürsten, der in einem Triumphzuge nach Rom zurückkehrte, freudenvoll entgegen. Man trug Baumzweige in den Händen, ja sogar die Juden schloßen

---

*) Eugen de la Gournerie, das christliche Rom. Deutsch von Ph. Müller.

**) Corpus hist. germanic.

sich den Christen mit Begeisterung an. Sie hatten das Gesetzbuch auf ihren Schultern, und Alles freute sich der ersehnten Ruhe. Aber sie war nur von kurzer Dauer. Der Senat träumte noch immer von angemaßter Macht, und Eugen wollte in der unruhigen Stadt nicht ferner wohnen. Er ging nach Frankreich und Deutschland, vielleicht auch wohl in der Absicht, um in beiden Ländern die Begeisterung der Gläubigen auf die Fortsetzung der Kreuzzüge zu leiten. Er selbst kam im Jahre 1147 nach Paris, segnete das Kreuz und die Pilgertasche des Königs, und überreichte sie ihm, als er die Oriflamme vom Altare des heiligen Dionys nahm und sein Heer sammelte.

Für Deutschland war der unglückliche Zug leider so ausgefallen, daß von siebenzigtausend Kriegern nur etwa siebentausend übrig blieben. Konrad, nachdem er nun die dringendsten Angelegenheiten des Reiches wieder etwas geordnet, rüstete zu einem Zuge nach Rom, um sich allda krönen zu lassen. Aber während er hiezu die Anstalten traf, ward er von einer heftigen Krankheit ergriffen, woran er am 15. Febr. 1152 zu Bamberg verschied. Er hatte gerade einen Reichstag angesagt, und obgleich die Krankheit schon in ihm wüthete, so sah er doch der Versammlung der Fürsten in Bamberg mit vieler Fassung entgegen. Einige Schriftsteller haben auf Roger den Verdacht der Vergiftung gewälzt, welcher die italienischen Aerzte, deren sich Konrad bediente, hiezu gedungen haben sollte. Er hatte, nachdem sein Sohn Heinrich im Jahre 1150 gestorben, blos noch einen zweiten Sohn, Friedrich, Herzog von Rothenburg, der im Jahre 1166 an der Pest verschied, und eine Tochter, Judith, die an den Landgrafen von Thüringen, Friedrich den Eisernen, verheirathet war. Sein Nachfolger war:

2. Friedrich, Barbarossa oder der Rothbart.

Dritter Kreuzzug.

Friedrich, mit dem Beinamen Barbarossa, war von Konrad, nachdem sein Sohn Heinrich, den die Fürsten vor seiner Abreise nach dem heiligen Lande zum deutschen Könige erwählt, gestorben, zu seinem Nachfolger empfohlen; aber er hatte kaum der Empfehlung vonnöthen. Denn schon lange vorher waren seine ausgezeichneten Fähigkeiten bekannt. Er war der Sohn Friedrichs des Einäugigen, Herzogs der Allemannen, und der Judith, einer Tochter Heinrichs des Schwarzen, Herzogs von Baiern. Den Beinamen Rothbart erhielt er von seinem rothen Barte und Haare. Die gleichzeitigen Schriftsteller rühmen von ihm, daß er tapfer und geschickt im Kriege, hohen Geistes, stark an Körper, erfahren im Rath, männlich in der That, im Worte beredt

und mild von Gesinnung, den Stolzen widerstrebte, von feinem Geiste und gewaltigem Gedächtniß gewesen. Uebrigens war er von mittlerer Statur, jedoch eher groß, als klein zu nennen, hatte eine volle Brust und ein elegantes Gesicht. Die Majestät des Reiches und seiner Rechte vertheidigte er mit großem Sinn, und alle Könige Europa's zollten ihm Achtung und Verehrung, weshalb er auch der Große genannt ward.

Schon in früher Jugend hatte Friedrich Gelegenheit, seine Tapferkeit und die Hochherzigkeit seiner Gesinnung an den Tag zu legen. Nach dem Tode seines Vaters erhielt er von Konrad III. das Herzogthum Schwaben und den Elsaß, und machte den Kreuzzug mit. Er stand durch die Bande des Blutes und der Verwandtschaft ebenso nahe mit den Welfen, als den Ghibellinen. Er bewirkte daher die Aussöhnung beider, und wurde, was man bis dahin kaum gekonnt, nach Konrads Tode im März 1152 einstimmig in Frankfurt von den Fürsten zum deutschen Könige gewählt. Sogar von den italienischen Fürsten waren mehrere bei der Wahl gegenwärtig. Friedrich zog darauf nach Achen, und ward an dem Sonntage Lätare von dem Erzbischofe Arnold von Köln unter Assistenz mehrerer Anderen auf den Stuhl Karls des Großen erhoben. Jetzt ging er nach Sachsen und legte dort Alles in Güte bei. Dann zog er nach Baiern, wo er sich am Feste Peter und Paul in Regensburg, da die Domkirche abgebrannt war, in St. Emmeran abermals krönen ließ. Die Ursache dieser zweiten Krönung mag wohl vorzüglich in dem obschwebenden Streite über das Herzogthum Baiern gelegen haben. Darauf schickte er den Erzbischof Hilin von Trier und Eberhard von Bamberg als Gesandte an den Pabst Eugen, welche sowohl in Rom, als in den übrigen Städten Italiens seine Erhebung und Thronbesteigung feierlichst ansagen sollten. Der Pabst versprach die Kaiserkrönung zu Rom, und die Gesandten kehrten froh zurück. Friedrich glaubte indessen vor der Hand sich noch in der Nähe beschäftigen zu müssen. Er unterhandelte auf dem Reichstage über einen Zug wider die empörten Ungarn. Die Fürsten aber wollten hiezu die Einwilligung nicht geben, und Friedrich mußte den Zug auf eine andere Zeit verschieben. Noch in demselben Jahre hielt er einen feierlichen Reichstag zu Merseburg, wobei viele Fürsten erschienen, auch der Streit über die Nachfolge im dänischen Reiche zwischen Suen und Kanut dahin entschieden wurde, daß Suen, der das Reich mit gezücktem Schwerte von Friedrich zu Lehen erhielt, den Lehenseid und die Huldigung leistete, König wurde, Kanut aber und Waldemar, seine Angehörigen, durch Ueberreichung einer Fahne mit dem Herzogthum belehnt wurden. Auch die Angelegenheit zwischen Albrecht dem Bären und Heinrich dem Löwen wegen gewisser Schlösser und sonstiger Besitzungen des verstorbenen

Grafen Herrmann von Würzburg kam zur Sprache; es bot sich jedoch gleich in der Nähe ein anderer schwieriger Handel dar. Der Erzbischof Friedrich von Magdeburg war im Jahre 1152 gestorben. Das Domkapitel konnte sich über die Wahl eines neuen nicht einigen. Einige wählten Gerhard, den Probst, Andere den Dekan der Kirche. Nun wandten sich beide Parteien zunächst an den König, der noch in Sachsen verweilte, und legten ihm die Entscheidung vor; es kann aber auch sein, daß Friedrich es aus freien Stücken übernahm, die Sache zu beenden. Er gab daher der Partei, welche den Dekan gewählt hatte, den Rath, sie möchten statt desselben den Bischof Wichmann von Zeitz wählen. Dieser wäre zwar noch jung, aber ein edler Mann, und er würde ihm, was er auch that, gleich die Regalien ertheilen. Er glaubte nämlich in einem solchen Falle, wo die Wahl schwanke, berechtigt zu sein, nach Berathung mit den Angesehensten des Reiches dem die königliche Bestätigung ertheilen zu können, den er für den geeignetsten hielt, und daß übrigens kein Erwählter sich mit Ring und Stab investiren und consecriren lassen dürfe, bevor er die Belehnung mit dem Scepter empfangen. Der zurückgesetzte Probst aber wandte sich nach Rom, und der Pabst nahm sich seiner an. Er beklagte sich nicht nur über die Versetzung eines Bischofes, die ein schlimmes Beispiel gebe, sondern verlangte auch die Freiheit der Wahl für die Magdeburger Kirche. Er schrieb nämlich an die vornehmsten Bischöfe und Erzbischöfe des Reiches, welche dem Kaiser allerdings zu willfährig gewesen: „Ihr habt die Gunst der „Fürsten höher geachtet, als die Gesetze Gottes und der Kirche, und „nicht allein in die Versetzung eines Bischofes gewilligt, welche nie „ohne dringende Noth und großen Nutzen stattfinden kann, sondern „auch auf den Mangel der geistlichen Bestimmung gar keine Rücksicht „genommen. Wir dagegen, fest auf dem Felsen gegründet und von „weltlichen Sturmwinden unbewegt, widersprechen so grundloser Ver„wirrung wider die Lehre, so willkührlichen Uebertretungen heiliger „Vorschriften, und tragen euch auf, bei Friedrich, dem geliebten Sohne „der Kirche, dahin zu wirken, daß er die Freiheit der Wahlen ge„statte, und nichts gegen Gott, die Kirchengesetze und seine eigent„lichen königlichen Verpflichtungen unternehme *).“ Eugen starb aber, bevor die Sache erledigt war, und nach seinem Tode schickte Friedrich den von ihm erwählten Bischof Wichmann mit einigen Abgeordneten an seinen Nachfolger Anastasius nach Rom. Wichmann erhielt hier das erzbischöfliche Pallium, und das gab dem Könige, so erzählt ein älterer Schriftsteller, ein großes Gewicht auch in kirchlichen Dingen. Nach Raumer aber, und das ist wohl das Wahre an der Sache,

*) Raumers Geschichte der Hohenstaufen. Band 2.

wollte der Pabst gegen den Erzbischof Wichmann blos deshalb nicht weiter vorgehen, weil kein Kläger gegen denselben auftrat. Er legte das Pallium, um das Gewissen des Erzbischofes zu prüfen, auf den Altar St. Petri, und sprach: Wenn du deiner gesetzlichen Wahl gewiß bist, so nimm diesen erzbischöflichen Schmuck von der heiligen Stätte. Wichmann zögerte, allein der Stiftsherr Dietrich von Hildesleben und ein anderer seiner Begleiter traten hinzu, nahmen das Pallium von dem Altare und überreichten es dem Erzbischofe.

Friedrich hatte unterdessen mit einer andern Angelegenheit zu schaffen. Noch immer waltete der alte Streit über das Herzogthum Baiern zwischen Heinrich, Markgrafen von Oestreich, und Heinrich dem Löwen, Herzog von Sachsen. Der König lud daher beide Parteien zur Schlichtung dieses Streites nach Würzburg. Heinrich der Löwe erschien, der Markgraf aber fehlte. Es wurde daher ein neuer Tag angesetzt. Hier erschienen zu gleicher Zeit auch die italienischen Verbannten, welche Roger aus dem Vaterlande vertrieben hatte, die des Königes Schutz anflehten, und sowohl zu ihrer Herstellung, als zum Empfange der Kaiserkrone ward der Zug nach Italien wenigstens innerhalb zwei Jahren beschlossen.

Das Jahr darauf, 1153, feierte Friedrich in Worms das Pfingstfest. Hier erschienen die beiden Heinriche, welche um das Herzogthum Baiern stritten, weil aber der eine behauptete, er sei nicht rechtmäßig geladen, konnte das Geschäft keinen Erfolg haben. Es wurden daher die Fürsten und Angesehensten des Baierlandes auf den Monat September nach Regensburg berufen. Aber auch hier konnte wegen der Zwietracht der beiden Herzoge nichts Ersprießliches für den Frieden zu Stande kommen. Im December trafen beide in Speier zusammen. Die Sache wurde verhandelt, aber auch hier behauptete wiederum Einer, nicht rechtmäßig geladen zu sein, und so kam sie von Neuem in's Stocken. Friedrich endlich, bewogen durch das Drängen Heinrichs des Löwen, die Mühen eines Feldzuges, worin er den jungen und mächtigen Mann zum Mitstreiter und Gefährten haben wollte, suchte jetzt den Handel zu erledigen. Er berief daher beide, als gerade in Goslar ein Reichstag gehalten wurde, in der gesetzlichen Form vor seinen Richterstuhl, wie aber der Eine erschien, der Andere nicht, ward das Herzogthum Baiern nach dem Urtheile der Fürsten dem Herzoge Heinrich von Sachsen zugesprochen. Heinrich von Oestreich, der wahrscheinlich nicht erschien, weil er die Sache in seinem Lande verhandelt wissen wollte, beruhigte sich jedoch mit diesem Urtheile nicht, und es ward ihm nach der Rückkehr Friedrichs aus Italien 1155 ein anderer Tag angesetzt, und zwar in Baiern selbst, dicht an der böhmischen Gränze. Hier konnte jedoch auch nichts zu Stande gebracht werden, und Friedrich ging im Geleite Heinrichs des Löwen

nach Regensburg, der Hauptstadt des Landes, um allda einen Reichstag zu halten, bei welcher Gelegenheit Heinrich der Löwe in feierlicher Sitzung sein und seiner Väter Erbe zurückerhielt. Auch die Streitigkeiten über die Wahl des Erzbischofes von Köln zwischen Gerhard, Probst von Bonn, den die Aebte und Pröbste, und Friedrich, des Grafen Adolfs Sohn, den die Canoniker der Domkirche gewählt, wurden hier zur Entscheidung vorgetragen, der Kaiser ersucht, Einem von ihnen die Regalien zu geben, und ihn dem Pabste zur Bestätigung zu senden, was ebenfalls wider das Wormser Concordat war.

Die für den Zug nach Italien bestimmte Frist war indeß herangekommen, und Friedrich rüstete sich, sowohl um die kaiserliche Krone zu empfangen, als die Mailänder zu züchtigen, welche sich an seinen Abgeordneten vergriffen hatten. Das Heer sammelte sich in Augsburg, und ging im Jahre 1154 nach Italien. Auch Heinrich der Löwe war beim Zuge. Auf den roncalischen Feldern, in der Nähe von Piacenza, schlug man das Lager auf. Hier wurde das Heer gemustert, und über Alle, welche von Geistlichen und Weltlichen zurückgeblieben, ein strenges Gericht gehalten. Es kamen aber auch, während der König fünf Tage hindurch Hoflager hielt, die Abgeordneten verschiedener Fürsten und Städte, und brachten ihre Angelegenheiten vor, besonders fehlte es nicht an Beschwerden über Mailand, deren Consuln ebenfalls erschienen, und die harten Klagen, von denen vielleicht einige von Neid und Mißgunst eingegeben waren, mit anhören mußten. Friedrich, der bei seinem Zuge durch Oberitalien durch das Gebiet von Mailand mußte, hielt die Consuln bei sich, theils um als Wegweiser zu dienen, theils um sie, wenn sonst etwas Nothwendiges zu besorgen war, zur Hand zu haben. Als er von denselben durch wüste Einöden geführt wurde, wo nichts zu haben war, schickte er sie unmuthig nach Hause, und rüstete zum Kriege gegen Mailand. Er nahm verschiedene Ortschaften und verheerte Tortona, welches der Plünderung und den Flammen preisgegeben wurde. Dann ging er nach Pavia und ließ sich am Sonntage Jubilate 1155 in der Kirche des heiligen Michael, wo ein alter Palast der Lombarden war, zum Könige krönen.

Friedrich zog jetzt nach Rom. Als er sich der Stadt näherte, schickten die römischen Republikaner und Anhänger des Arnold von Brescia Gesandte, die, nachdem sie in ihrer Aufgeblasenheit und Anmaßung Vieles von der Größe des römischen Reiches und Rom, der hehren Gebieterin der Welt, gesprochen, ihn ersuchen ließen, er möge ihre alten Privilegien bestätigen, den Vertretern ihrer Republik fünftausend Mark auszahlen und alle Beleidigung von den Römern abwenden. Die Rede voll Anmaßung und Aufgeblasenheit findet sich bei Raumer. Wir geben hier nur den Schluß, und zwar auch

deshalb, weil er besonders zur Belehrung für die Gegenwart dienen könnte: „Höre nun noch, o Fürst, mild und geduldig," sagt der Abgeordnete, „was ich von deinen und meinen Rechten zu sagen „habe, zuerst jedoch von den deinigen. Denn es heißt ja: Mit Ju„piter der Anfang! Du warst ein Gast, ich machte dich zum Bürger, „du warst ein Fremdling aus cisalpinischen Ländern, ich erhob dich „zum Fürsten, und Rechte, die mein waren, habe ich dir gegeben. „Dafür mußt du meine alten Gewohnheiten anerkennen; du mußt „eine Sicherheit stellen, daß Barbarenwuth keines meiner Rechte ver„letze; du zahlst meinen Beamten, die dir auf dem Capitol zujauchzen „werden, fünftausend Pfund Silber, und stellst mir hierüber feierlichst „Urkunde aus; du beschwörst Alles zur Beseitigung von Zweifel und „Verdacht." Friedrich wurde über diese unverschämten Forderungen aufgebracht, und erwiederte: Das Reich sei nicht mehr bei den Römern, sondern bei den Franken. Er werde ihnen nicht verweigern, was recht sei, aber das verlangte Geld zu geben, sei unrecht. Ganz anders und mit Anstand behandelte er die Gesandten des Pabstes. Er ging auf dessen Einladung bewaffnet in die Stadt Leo's (Rom auf dem rechten Ufer der Tiber). Wie er aber auf die Stufen von St. Peter kam, wurde er von dem Pabste Honorius IV. ehrenvoll empfangen und zum Altar des heiligen Petrus geführt. Der Pabst hielt darauf ein feierliches Hochamt, dem Friedrich, von seinen Kriegern beschützt, beiwohnte, und währenddeß ihm Honorius die Kaiserkrone aufsetzte (18. Juni 1155). Die römischen Demagogen aber liefen auf das Capitol, versammelten sich mit ihren Consuln, und wie sie hörten, daß der Kaiser die Krone ohne irgend ein in ihrem Sinne geleistetes Versprechen erhalten, geriethen sie in Wuth. Sie drangen über die Tiber nach St. Peter, und scheuten sich nicht, einige von den Reitknechten, welche daselbst zurückgeblieben, sogar in der Kirche zu ermorden. Da ließ Friedrich die Krieger, wiewohl von der Hitze und vom Hunger ermattet, waffnen. Er eilte um so mehr, weil er fürchtete, der wilde Haufen möchte auf den Pabst und die Kardinäle einen Anfall wagen. Die Schlacht erhob sich von zwei Seiten am Lager des Crescentius (Engelsburg) mit den Römern und rechts an der andern Seite mit den Transtiberinern, und dauerte von zehn Uhr Morgens bis in die Nacht hinein. Aber die Römer wurden geschlagen, ihrer tausend getödtet und in die Tiber geworfen, an zweihundert gefangen, während die Deutschen nach dem Berichte des Otto von Freisingen kaum einen Mann verloren hatten. Der Kaiser jedoch verließ Rom, zerstörte Spoleto und kam nach Verona, wo ihm auf einem abschüssigen Berggipfel Räuber einen Hinterhalt legten, aber der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach bestieg den Berg, fiel den Räubern in den Rücken und warf sie hinunter, oder nahm sie gefangen,

und überlieferte zwölf dem Kaiser. Von diesen wurden eilf aufgehängt und blos Einer übrig gelassen, der den Andern den Strick umwarf. Der Kaiser, der auf jenem Zuge auch Apulien zur Ruhe gebracht, ging durch das Thal von Trient über die Alpen zurück nach Baiern, wo die viel besprochene Angelegenheit wegen des Herzogthumes endlich ihre Erledigung fand.

In Deutschland war in der Zeit, wo der Kaiser in Italien verweilte, viel Verwirrung gewesen. Friedrich brachte daher auf dem Reichstage in Regensburg das Allerdringendste in Ordnung, und ging dann an den Rhein und zwar zu Weihnachten nach Worms, wo ein Reichstag gehalten wurde. Hiehin kamen die Fürsten und klagten über den Bruch des Landfriedens während seiner Abwesenheit. Herrmann von der Pfalz mit zehn andern Grafen, unter diesen Emicho von Leiningen, Gottfried von Spanheim, Heinrich von Katzenellenbogen und Konrad, Graf von Kirchberg, wurden schuldig befunden und mußten sammt ihren Mitschuldigen eine deutsche Meile hindurch Hunde tragen. Das schreckte. Aber es blieb nicht dabei. Manche Raubnester mit ihren Schlupfwinkeln und Vorräthen wurden genommen und zerstört, einige der Schuldigen ergriffen und aufgeknüpft, und endlich zur Sicherung des Landfriedens die erforderlichen Gesetze erlassen, welche Deutschland eine Zeit lang Ruhe brachten. Im Jahre 1156 trennte sich der Kaiser von seiner Gemahlin Adelheid und heirathete Beatrix, eine Tochter des Grafen Rainald, die ihm ein großes Erbtheil zubrachte. Jene Trennung war jedoch nicht so ganz willkührlich. Adelheid war mit dem Kaiser im zweiten Grade verwandt, und die Ehe nach kirchlichen Gesetzen nichtig.

Auch Burgund wurde wieder mit dem Reiche vereinigt. Die Verbindung des großen und schönen burgundischen, oder vielmehr arelatischen Königreiches mit dem deutschen war überhaupt eine stets lose gewesen. Friedrich aber wußte den Verband in seiner ganzen Strenge zu erhalten.

Der treulose Hof von Byzanz hatte auch Friedrich eine Falle gelegt. Griechische Gesandte hatten, während er in Italien weilte, von dem deutschen Kaiser Briefe erschlichen, und als er nun über die Alpen zurückgekehrt war, fielen die Griechen in Campanien und Apulien ein, zeigten die kaiserlichen Briefe, und behaupteten lügenhafter Weise, die Provinz sei in ihre Gewalt gegeben. Sie wurden von den Fürsten unterstützt, aber die Städte, welche Rogers Sohn, Wilhelm, fürchteten, erklärten sich ganz besonders für sie. Friedrich bereitete daher einen neuen Feldzug gegen die Abgefallenen vor. Als er jedoch erfuhr, die Griechen seien schon durch Wilhelm zurückgetrieben, stand er besonders in der Absicht, die Mailänder zu züchtigen, von seinem Vorhaben ab. Ehe er jedoch den neuen Zug nach Italien

unternehmen konnte, fand er eine anderweitige Beschäftigung. Das war der polnische Krieg. Boleslaus hatte nämlich seinen Bruder Ladislaus, welcher eine Tochter des Markgrafen Leopold von Oestreich zur Frau genommen, vertrieben. Schon bei Konrad war er deshalb verklagt worden, und nach dessen Tod bei Friedrich. Auch war der schuldige Eid der Treue und die Summe von jährlich fünfhundert Mark für den öffentlichen Schatz unterblieben. Der Kaiser rückte daher im Jahre 1157 gegen Polen zu Felde. Der Herzog sah sich nicht gewachsen, der gegen ihn anrückenden Macht Widerstand zu leisten, und unterwarf sich den ihm gestellten Bedingungen, obgleich er später die Treue brach, und von Allem, was er versprochen, nichts hielt. Bald darauf kamen die Gesandten des griechischen Kaisers nach Würzburg. Weil aber ihre Worte zu hochmüthig waren, wollte der Kaiser sie nicht anhören, sie entgingen nur mit Mühe der Mißhandlung. Endlich ließ sich der Kaiser durch Bitten und Thränen bewegen, sie anzuhören. Auch Gesandte des Königs von England erschienen mit prächtigen Geschenken, desgleichen Abgeordnete aus Dänemark, Ungarn, Italien, Burgund. Im Oktober desselben Jahres ging der Kaiser Friedrich dorthin, um in Besançon einen Reichstag zu halten. Hier erschienen beinahe alle Vornehmen des Landes, und außer diesen Abgeordnete aus Rom, Apulien, Toskana, Venedig, dem sonstigen Italien, Frankreich, England, Spanien. Das war ein Glanz! In der That, damals konnte man von dem Ruhm des deutschen Volkes und der Herrlichkeit von Kaiser und Reich reden!

Auch der Pabst Adrian IV. schickte Gesandte in den Personen der Kardinäle Roland (nachher Alexander III.) und Bernhard von St. Clemente. Hier schien es aber zuerst zu offenen Feindseligkeiten zu kommen, und es fehlte wenig, so hätte man Gewalt an die päbstlichen Abgeordneten gelegt. Was die Deutschen besonders aufgebracht hatte, war, daß Friedrich das heilige römische Reich als ein beneficium des Pabstes besäße, daher zu besonderer Dankbarkeit, wie zum Schutze des apostolischen Stuhles verpflichtet sei. Im richtigen Sinne verstanden, ließ sich dagegen nichts einwenden. Ja der deutsche König selbst nannte sich erst dann Kaiser, wenn er vom Pabste die Kaiserkrone empfangen. Das Reich war gerade durch sein Verhältniß zur Kirche ein heiliges, und der Pabst Leo hatte Karl dem Großen, der das Reich von den Römern zu den Franken gebracht, auch nur in diesem Sinne die kaiserliche Krone aufgesetzt und die Erneuerung einer Würde veranlaßt, deren größtes Ansehen offenbar von dem Oberhaupte der Kirche ausging. Die Sache setzte aber böses Blut, und der Pabst schickte Briefe an die deutschen Bischöfe, worin er sich über die Behandlung seiner Legaten in Besançon beschwerte (Radwich

(Cap. XV.), und im Jahre 1158 sogar eine neue Gesandtschaft an den Kaiser, welche ihn versöhnen und sowohl persönlich, als in ihren Briefen erklären sollten, es sei mit dem Worte beneficium nicht der rechtliche Begriff von Lehen, sondern der gewöhnliche nur, eine „Wohlthat", gemeint. Friedrich aber setzte sich auf dem Reichstage zu Besançon nicht blos die Krone des arelatischen Reiches auf (im Juli 1158), sondern es leisteten ihm auch alle Bischöfe und Fürsten den Eid der Treue.

Als so die Angelegenheiten Burgundiens geordnet waren, ging der Kaiser nach Sachsen und feierte das Weihnachtsfest in Magdeburg, wo er die Polen vergebens erwartete. Von da zog er nach Baiern, und hielt wiederum einen großen Reichstag in Regensburg. Hier erschienen unter Andern auch Gesandte des Königs Geisa von Ungarn, welcher seinen Bruder Stephan vertrieben, und sich deshalb zu rechtfertigen suchte. Friedrich hörte beide Parteien an, enthielt sich aber der Entscheidung, die er auf eine andere Zeit verschob, weil die Sache einer reiflichen Ueberlegung bedürfe. Um jedoch die Verdienste des Herzogs Ladislaus von Böhmen zu belohnen, eines Mannes, der stark an Geist, mächtig an Kräften, in Rath und That von großer Kühnheit, und dessen Thätigkeit und Fleiß man in dem letzten polnischen Kriege viel zu danken hatte, wurde dieser in derselben Reichsversammlung zum Könige erhoben, und er ging nicht nur mit Krone, Scepter und den übrigen Reichsinsignien geschmückt nach Hause, sondern machte auch in königlicher Pracht den Zug nach Italien mit. Später jedoch, als sich Ladislaus für Alexander III. erklärte, reute es Friedrich, ihn zum Könige gemacht zu haben, und nahm daher die Würde wieder zurück.

Der Kaiser ging jetzt an den Rhein und feierte in der Kirche des heiligen Suitbert (Kaiserswerth) das Osterfest. Er begab sich dann zur Besorgung häuslicher Geschäfte in die Heimat. Der Zug nach der Lombardei war aber bereits angesagt, und das Heer sammelte sich am Lech. Da kamen die Gesandten des Pabstes Adrian, um den Kaiser zu mildern Gesinnungen zu bewegen, außerdem Boten des Königs Waldemar, der auf Suen gefolgt war, und forderten die Bestätigung und Investitur, die jedoch erst nach Friedrichs Rückkehr aus Italien 1163 erfolgte.

Friedrich hatte ein prächtiges Heer, womit er im Jahre 1158 seinen zweiten Zug nach Italien unternahm. Diesesmal galt es besonders den Mailändern, welche Tortona von Neuem aufgebaut, die Bewohner von Lodi geschlagen, und damit umgingen, einen gewissen Statius zu ihrem Könige zu wählen. Dazu kamen noch die Unternehmungen Wilhelms, Rogers Sohn, der Calabrien, Apulien, Sicilien besetzt hielt. Der Kaiser schickte aber zuerst seinen Kanzler

Rainald, Erzbischof von Köln, den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und sonstige kluge Männer, um die Engpässe von Verona zu nehmen. Die Abgeordneten wurden in Verona unter großem Zudrange des Volkes empfangen, und ließen sich im Namen des Kaisers den Eid der Treue schwören, und zwar durch Berührung auf das Evangelium. Dann zogen sie nach Cremona, hielten dort mit den Vornehmsten von Italien eine Berathung, und schickten die griechischen Abgeordneten, welche sich in der Mark Ancona aufhielten, um sich der Küstenplätze theils durch List, theils durch Gewalt zu bemächtigen, mit harten Worten nach Hause. So vorbereitet, betrat auch endlich Friedrich den italienischen Boden, in einem Geleite von vielen Fürsten und Grafen. Als er Brescia genommen, ließ er alle Fürsten schwören, die Mannszucht im Heere aufrecht zu halten. Dann wurden die Mailänder nochmals vorgeladen. Sie erschienen und suchten den Zorn des Kaisers vergebens zu mildern. Dieser wandte sich zunächst nach Ligurien, das er mit Feuer und Schwert verheerte. Die Bewohner von Cremona, als Freunde der Mailänder, wurden belagert, ihre Stadt genommen, und diese von Grund aus zerstört. Jetzt ging's mit hunderttausend Mann von Seiten des Kaisers an die Belagerung des von sechzigtausend Streitern vertheidigten Mailands. Die Mailänder leisteten tapfern Widerstand, aber endlich, von Hunger und Pest überwältigt, ließen sie wegen des Friedens unterhandeln, welcher ihnen auch unter der Bedingung gewährt wurde, daß sie ihren Ansprüchen auf Como und Lodi entsagten, dem Kaiser Treue schwören, eine kaiserliche Pfalz errichten, neuntausend Mark zahlen sollten, dreihundert Geiseln stellten, auf die Regalien Verzicht leisteten und die Gefangenen zurückgäben. Mit diesen Bedingungen mußten die Mailänder um Gnade flehen und prozessionsweise, der Erzbischof im Priestergewande, die Consuln und sonstigen Vornehmen der Stadt mit nackten Füßen, und der gesammte Klerus und die übrigen kirchlichen Orden mit traurigen Gesichtern, die Reliquien auf ihren Tragbahren, gezückten Schwertern am Halse, jeder in seiner Reihe sich dem Kaiser zu Füßen werfen, und sich mit Worten und Geberden der Beleidigung der kaiserlichen Majestät anklagen. Die Noth zwang die Mailänder zu den harten, wohl etwas zu hoch gespannten Bedingungen, und der Kaiser, wenn man es Gnade nennen konnte, nahm sie wieder auf. Er schenkte ihnen das Leben und der Stadt die alten Ehren. Das geschah im Jahre 1158.

Nach der Unterwerfung Mailands begab sich Friedrich nach Monza, dem alten Sitze lombardischer Könige, und ließ sich hier abermals krönen. Dann hielt er einen Reichstag auf den roncalischen Feldern. Hier versammelten sich die vornehmsten Erzbischöfe, Bischöfe, Herzoge, Markgrafen, Grafen und sonstige angesehene und vornehme Männer

um ihn herum, darunter auch Gelehrte. Denn es war vorzüglich von den Rechten der Städte und ihnen gegenüber des Reiches und kaiserlicher Hoheit die Rede, sowie auch jener gegen die Bischöfe. Friedrich entschied gegen die Städte, und das brachte bald eine große Aenderung in seine Stellung, vor Allem wurde Mailand hart getroffen. Die Städte mußten die Regalien, Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Consulate, Münzen, Zölle, Bergwerke, Steuerrechte, Hafeneinkünfte, Landzölle, Mühlen, Fischereien und alle Rechte von den Flüssen, Grundstücken, insofern sie öffentlicher Angelegenheit waren, an das Reich zurückgeben. Auch über das Lehenwesen und den Landfrieden wurden Gesetze gegeben, und zur Handhabung derselben setzte der Kaiser einen eigenen Richter. Die Angelegenheit zwischen Cremona und Piacenza wurde beigelegt, und Monza, welches die Mailänder für sich beanspruchten, dem Reiche zuerkannt. Der Kaiser schickte, als diese Geschäfte beendigt waren, Boten, welche in ganz Toscana und der Seeküste bis nach Campanien hin Fourage sammeln sollten. Andere von den Fürsten sandte er zu den einzelnen Städten, um ihnen Consuln und Vorsteher zu geben; kaiserliche Einkünfte von den Mathilde'schen Gütern, welche theils von Welf, theils von Andern verschleudert waren, brachte er wieder ein. Man mußte sich Alles gefallen lassen. Niemand wagte Widerspruch. Dieser kam aber jetzt von einer andern Seite. Der Kaiser hatte für das erledigte Bisthum Ravenna den Guido Blandrata bestimmt. Ihm wurde vom Pabste die Bestätigung verweigert. Dazu kam noch, daß man dem Kaiser, der in seinen Forderungen zu weit gegangen und mißtrauisch war, hinterbrachte, als suche der Pabst die Mailänder zum Abfall zu reizen. Ja diese bestürmten sogar die Burg, wo der Kaiser seine Schätze niedergelegt hatte, nahmen ihre Wächter gefangen, plünderten sie und fielen über des Kaisers Bundesgenossen und Freunde her. Das machte Friedrich viel Sorge. Er mußte auf Alles gefaßt sein, und er ließ daher im Jahre 1160 für den Fall seines Todes zuerst seinen Sohn Konrad, dann nach diesem seinen zweitgebornen, Heinrich, Herzog von Schwaben, von den Fürsten zu seinem Nachfolger erwählen.

Rainald von Dassel, Erzbischof von Köln, und Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf in Baiern, suchten als kaiserliche Commissarien ihr Geschäft in Mailand mit Eifer in's Werk zu setzen. Aber das Volk empörte sich, stürmte die Häuser, wo sie den Aufenthalt der Abgeordneten vermutheten, stießen Schimpf- und Droh-Worte aus und warfen mit Steinen. Der Kaiser hörte davon, und ward sehr erbittert. Er forderte die Mailänder zur Verantwortung auf. Diese erschienen, antworteten auf die Beschuldigungen, und sagten, sie hätten zwar geschworen, könnten aber nicht dafür, wenn die Eide

nicht beachtet würden. Da die Sache für jetzt nicht zur Entscheidung kommen konnte, ward ihnen ein anderer Tag gesetzt. Friedrich sandte unterdessen Boten nach Deutschland, verstärkte sein Heer, um an der abtrünnigen Stadt Rache zu nehmen. Die Mailänder wurden zum vierten Male vorgeladen, und da sie nicht erschienen, als hartnäckige Empörer, Verräther gegen Kaiser und Reich verurtheilt, ihr Eigenthum der Plünderung, ihre Personen der Gefangenschaft zuerkannt. Der Kaiser zog mit einem gewaltigen Heere in ihr Gebiet, plünderte und zerstörte die verschiedenen Ortschaften. Die Mailänder aber waren ihrerseits eben so wenig unthätig gewesen. Sie belagerten Trezzo, steckten Lodi in Brand, und versuchten es sogar, wie Einige berichten, den Kaiser durch einen wahnsinnigen Menschen ermorden zu lassen. Als nun Friedrich das Hauptheer vollständig zusammen hatte, schlug er die Mailänder, und wandte sich dann gegen deren Bundesgenossen. Er belagerte Cremona, das sich nach sechs Wochen ergeben mußte und verbrannt wurde, machte Piacenza dem Boden gleich und baute Lodi wieder auf. Er machte dieses zum Mittelpunkte seiner Bewegungen gegen die Mailänder. Im August des Jahres 1161 war die Stadt von allen Seiten eingeschlossen. Der Kaiser hielt sich seines Sieges schon so gewiß, daß er einem großen Theil seines Heeres die Erlaubniß gab, nach Deutschland zurückzukehren. Die Mailänder aber wehrten sich tapfer. Friedrich mußte die Belagerung aufgeben. Die Belagerten schloßen ein Bündniß mit dem Pabste Alexander III. Sie belagerten nun ihrerseits Lodi, drangen bis an den Comer See vor, und der Kaiser wurde sogar von ihnen in die Flucht geschlagen. Er befreite aber in dem Jahre darauf Castiglione von der Belagerung der Mailänder. Friedrich wurde nun gereizt. Er sah seine Ehre gekränkt. Er zog Verstärkungen an sich, und schwur, Haar und Bart nicht abnehmen zu lassen, bis er die übermüthige Stadt gezüchtigt. Dazu erschienen jetzt noch der König von Ungarn, der Pfalzgraf Konrad, Ludwig, Landgraf von Thüringen, Heinrich von Zähringen, Herzog Friedrich von Schwaben, Otto von Wittelsbach, Rainald, Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Würzburg und Prag im Lager, so daß er ein Heer von hunderttausend Mann hatte. Mit diesen ging's von Neuem an die Belagerung der verhaßten Stadt, die nun mit allem Eifer und allem erforderlichen Aufwande von kriegerischen Hilfsmitteln betrieben wurde. Die Mailänder setzten diesen Angriffen eine hartnäckige Vertheidigung entgegen, aber sie erlitten harte Niederlagen, und mußten sich endlich, von aller Hilfe verlassen, schwer bedrängt, dem beleidigten Kaiser unterwerfen. Waren die Bedingungen der ersten Unterwerfung hart, so hatten sie gewiß jetzt noch viel härtere zu erwarten. Der Kaiser wollte ihnen nichts lassen, als das nackte Leben, und was zur Erhaltung desselben

dringend nöthig war. Sie sollten ihre Waffen ausliefern und die Stadt verlassen. Und nun sah man eine rührende Scene. Die Consuln von Mailand mit andern Edlen, zwanzig an der Zahl, ergaben sich und ihre Stadt mit allen Sachen, Personen ohne allen Hinterhalt und Trug, ohne alle Bedingungen, mit bloßen Schwertern an dem Nacken, sich dem Kaiser zu Füßen werfend. In feierlicher Versammlung leisteten sie den Eid für das, was immer für sich und die übrigen ihrer Mitbürger gefordert werden sollte. So kamen denn am Tage Reminiscere (1162) dreihundert erlesene Ritter aus der Stadt und brachten mit den erwähnten Consuln die Schlüssel und vorzüglichsten Fahnen der Stadt. Am Dienstag kam das ganze Volk mit dem Carocio, den hundert und mehrere andere Standarten umstanden, und ergaben sich. Der Carocio ward umgehauen und zerstört, und nun erzählt ein gleichzeitiger Schriftsteller, Radevicus, von welcher Wehmuth das Volk ergriffen wurde, als es sein vorzüglichstes Palladium, mit welchem es so oft und siegreich gefochten, umfallen sah. Sie jammerten und weinten bittere Thränen. Die Mauern und Thürme der einst so prächtigen Stadt wurden niedergerissen, und jetzt endlich, nachdem er vierhundert Geiseln mit sich genommen, sprach der Kaiser das gedrückte Volk von der Acht los. Was noch stehen geblieben von den Häusern und sonstigen Wohnungen, wurde ausgebrannt und die unglücklichen Bewohner nach den vier Himmelsgegenden zerstreut, und ihnen zu ihrem fernern Aufenthalt der Bau von andern Städten befohlen. Blos die heiligen Gebäude von St. Mauritius, Ambrosius, St. Marien mit den Wohnungen der Priester blieben stehen. Der Boden ward der Erde gleich gemacht, und zum Zeichen, daß er nicht mehr bebaut werden sollte, ging die Pflugschar darüber her, und ward Salz in die Furchen gestreut. Da unterwarfen sich auch die andern Städte aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksale. Die Beute für das siegreiche Heer aber war unermeßlich. Wer jedoch am besten für die Seinigen zu sorgen wußte, war Rainald von Köln, der in den Reliquien der heiligen Dreikönige, die er mit den Ueberresten der Martyrer Felix und Nabor nach Köln sendete, den köstlichsten Schatz erhob.

Es wird jetzt nöthig sein, daß wir in der Erzählung der damaligen Begebenheiten um ein paar Jahre zurückgehen. Wir haben schon oben erwähnt, wie der Pabst Alexander III. mit den Mailändern ein Bündniß geschlossen, das aber augenblicklich nicht jene Hilfe gewährte, wie dies später der Fall war. Pabst Hadrian, der Vorgänger Alexanders, war jedoch schon mit Friedrich in böse Händel gerathen und 1159 in Anagni gestorben. Die Kardinäle waren in der Wahl seines Nachfolgers getheilter Meinung. Einige wählten den Oktavian, Kardinalpriester zur heiligen Cäcilia, Andere den

Roland, Kardinal zum heiligen Markus. Den Letzteren kennen wir schon vom Reichstage zu Besançon, und der Kaiser wußte ebenfalls, was er an ihm hatte. Unglücklicher Weise ließen sich nun beide Gewählten im Monate Oktober des genannten Jahres, der erste unter dem Namen Viktor, der zweite unter dem Namen Alexander III., inthronisiren, und fanden beide, als sie ihre Thronbesteigung durch öffentliche Briefe bekannt machten, auch ihre verschiedenen Anhänger in der Christenheit. Das gab nun eine ärgerliche Spaltung, in der jedoch Alexander sowohl durch die Größe seines Geistes, als die Rechtmäßigkeit seiner Wahl endlich den Sieg davontrug und sein Gegner sich ehrenvoll unterwarf. Als Friedrich die Nachricht von der erwähnten Wahl erhalten hatte, sagte er einen Reichstag zu Pavia an. Er ließ dazu auch Daniel, Bischof von Prag, und Herrmann, Bischof von Verden, einladen. Hier ward nun die Sache an jenem Reichstage sieben Tage hindurch verhandelt, und der Kaiser sprach sich endlich für Oktavian aus, der sich Viktor IV. nannte. Für Friedrich war es eine Empfehlung, daß dieser sich den Aussprüchen des Tages von Pavia im Voraus unterwarf. Er war aber auch sonst der Partei des Kaisers ergeben. Alexander III., der sich in Rom nicht mehr sicher hielt, wich aus der Stadt, ging nach Apulien und Calabrien, und ließ auf dem allgemeinen Concilium zu Toulouse von einer zahlreichen Versammlung, in welcher die Könige von Frankreich und England in Person, die Gesandten Friedrichs und des Königs von Leon, die Abgeordneten beider Päbste erschienen, über Viktor und seine Anhänger den Bann aussprechen. Offenbar war Alexander der rechtmäßig gewählte Pabst. Die größte Zahl der Kardinäle, das Urtheil der allgemeinen Kirche hatten sich für ihn ausgesprochen. Er selbst hatte die Würde nicht gesucht, während sich sein Gegner dieselbe in ziemlich unförmlicher Weise angemaßt und nur mittels Parteigänger behauptet hatte. Alexander fand daher auch immer mehr Anhänger, die sich in treuem Gewissen zu ihm bekannten, und er versäumte nichts, was in seiner Gewalt lag, den Kaiser als Förderer der Unordnung zu bezwingen. Da schreibt nun Johannes von Salisbury, ein angesehener Geistlicher jener Zeit: „Wer unter „den Kindern der Menschen war mit Friedrich vergleichbar, ehe er „sich aus einem Herrscher in einen Tyrannen verwandelte, und aus „einem katholischen Kaiser ein Schismatiker und Ketzer ward?“

Friedrich, der im Jahre 1160 wegen seines Schisma vom Pabste feierlich in den Bann gethan worden, ging nach der Eroberung von Mailand 1162 wieder nach Deutschland zurück. Hier hielt er 1163 einen Reichstag zu Mainz, zügelte den Uebermuth der Bürger, welche sich an dem Morde des dortigen Erzbischofes Arnold betheiligt hatten, und setzte ihnen dann einen neuen Erzbischof in der Person

Konrads, Bruders des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, der ihn jedoch nachher verließ, aus Gewissenhaftigkeit seine Stelle niederlegte und sich für Alexander aussprach. Der Kaiser setzte daher einen Andern ein. Dann ging er zum dritten Male nach Italien. Hier gab er im Jahre 1164 für eine große Summe Geldes Sardinien einen König. Dieser mußte aber dem Reiche den Lehenseid leisten. Die Salbung und Aufsetzung der Krone verrichtete der Bischof von Lüttich. Aber Bariso, so hieß der neue König, war nicht im Stande, das Geld zurückzugeben, welches er zu jenem Zwecke von den Genuesern geliehen. Er wurde daher aus der Stadt geworfen und in's Gefängniß gebracht. Hier saß er bis zum Jahre 1172, wo er wieder befreit und nach Sardinien gebracht wurde.

Die Lage der lombardischen Städte, die sich in einem großen Lombardenbunde mit dem Pabste Alexander an der Spitze vereinten, wurde immer bedenklicher für Friedrich. Der Kaiser ging daher, nachdem er zur Besorgung der italienischen Angelegenheiten Commissarien zurückgelassen, nach Deutschland zurück, wo er um Martini des Jahres 1164 zu Bamberg einen Reichstag hielt, und unter Andern auch einen Streit beilegte zwischen dem Erzbischof Rainald von Köln und dem Pfalzgrafen Konrad, und für die Erhaltung des Landfriedens Sorge traf.

Jetzt war Viktor gestorben. Die deutschen Fürsten, die es wohl meinten mit Kaiser und Reich, und unter diesen der erwähnte Konrad von Mainz, riethen Friedrich, er möge die Gelegenheit benützen, der Kirche den Frieden geben und Alexander III. anerkennen. Der Kaiser schien anfangs darauf einzugehen, aber Rainald von Köln und die wenigen Anhänger des Gegenpabstes fürchteten, Alexander werde sie nicht wieder in Gnaden aufnehmen, und sie sorgten so schnell als möglich für die Wahl des Guido von Crema zu einem Gegenpabste. Er nannte sich Paschalis III. Der Kaiser hielt nun 1165 einen Reichstag zu Würzburg, wo er alle Bischöfe des Reiches, damals vierzig an der Zahl, und alle anwesenden Fürsten schwören ließ, daß sie die Partei des Pabstes Paschalis nie verlassen und sich zu Alexander wenden würden. Auch der König Heinrich von England schickte Gesandte mit der Nachricht, daß er ebenfalls Alexander abgesagt hätte. Aber gerade das konnte die Sache des Paschalis wenig empfehlen. Denn Heinrich war in einen schlimmen Handel verwickelt mit dem Erzbischofe Thomas von Canterbury, und erwarb sich den Namen eines Verfolgers der Kirche.

Gegen Ausgang des Jahres 1165 begab sich der Kaiser nach Achen, feierte dort das Weihnachtsfest und ließ vor einer großen Versammlung von Bischöfen, Fürsten, Geistlichen und Weltlichen, sowie einem gewaltigen Zulauf des Volkes, die Gebeine Karls des

Großen aus ihrem Grabe nehmen, worin sie dreihundert und zweiundfünfzig Jahre geruht hatten, kaiserliche Gastgeschenke in goldenen Gefäßen und seidenen Gewändern darbringen, welche der dortigen Kirche verehrt wurden, und wobei er noch ein Geschenk von jährlich zehn Mark hinzufügte, nachdem Karl von Paschalis III. unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden *). Die Verehrung Karls des Großen als Heiligen, obgleich sie in mehrere Diöcesen übergegangen, wird daher in Rom bis jetzt blos geduldet.

In dem Jahre 1166 rüstete der Kaiser zu seinem vierten Zuge nach Italien, theils um die Bestätigung des Pabstes Paschalis durchzusetzen, theils um die Mailänder zu bestrafen, welche ohne seine Einwilligung die Stadt von Neuem aufbauten. Die Bischöfe und Barone der ganzen Lombardei empfingen den Kaiser mit Freuden. Denn er hatte sich sowohl durch die Tapferkeit seiner Feldherren, als auch besonders durch die Thätigkeit Rainalds ganz Italien, von der Lombardei bis nach Apulien hin, unterworfen. Nur Ancona widersetzte sich. Während aber der Kaiser bei der Belagerung von Ancona verweilte, hatten die Römer, die sich wieder für Alexander erklärt, diesen mit zweiundvierzigtausend Mann eingeholt und den Rainald in Tusculum eingeschlossen. Es kam ihm aber der Erzbischof Christian von Mainz zu Hilfe, tödtete ihrer sechstausend und schlug die Andern in die Flucht. Nachdem Ancona sich ergeben, zog der Kaiser mit bewaffneter Hand in Rom ein. Er setzte den Paschalis auf den päbstlichen Stuhl, der ihn und Beatrix krönte, während die Römer den Eid der Treue leisteten. Alexander mußte fliehen. Die Mailänder waren jedoch nicht unthätig gewesen. Sie schloßen ein engeres Bündniß mit den übrigen Städten der Lombardei, besonders mit Cremona, Vicenza, Mantua, Brescia, Ferrara, Bergamo, und fingen an, ihre Stadt mit tüchtigen Festungswerken zu versehen. Der Kaiser erklärte sie in die Acht und ließ die Geiseln aufhängen. Da aber die Pest in Friedrichs Heere wüthete, verlor er viele seiner Leute, unter diesen die Bischöfe Herrmann von Verden, Eberhard von Regensburg, Daniel von Prag, Alexander von Lüttich, Konrad von Augsburg, Gottfried von Speier, Friedrich, Herzog zu Rothenburg, den jungen Welf, Berengar, Graf von Sulzbach, und viele Andere, so daß es an Gräbern mangelte, und die Leichname in die Tiber geworfen wurden. Der Kaiser zog daher von Rom nach der Lombardei zurück, und verheerte das Gebiet von Mailand und Piacenza. Weil aber das Heer von Tag zu Tag immer mehr zusammenschmolz, verfolgten ihn die Mailänder von allen Seiten. Sie trieben ihn von Stadt zu Stadt, bis er endlich mit nur Wenigen nach Deutschland zurückkam.

---

*) Godofredus, ad an. 1166.

Alexander aber that Friedrich nochmals in den Bann, und entband die Unterthanen von dem Eide der Treue, den sie einem Kaiser geleistet hatten, der seine, zum Schutze der Kirche eingesetzte Würde zu deren Spaltung mißbrauchte.

Friedrich war im Jahre 1168 nach Deutschland zurückgekommen. Er benutzte die Zeit, die er jetzt hier verweilte, vor Allem zur Stärkung seiner Hausmacht. Das Erbe seines Neffen Friedrichs von Rothenburg und vieler Andern war ihm anheimgefallen. In demselben Jahre aber trat auch Herzog Welf, obgleich er früher Heinrich den Löwen zu seinem Erben eingesetzt hatte, seine Lehengüter in Italien, nämlich das Herzogthum Spoleto, die Markgrafschaft Toscana, die Insel Sardinien, womit er von dem Kaiser im Jahre 1152 belehnt war, an diesen ab. Er selbst hielt sich blos den Nießbrauch vor. Auch die Besitzungen vieler andern Grafen und Edlen, die ohne Kinder waren, erwarb er sich theilweise als freiwillige Geschenke, theilweise für Geld. Dann hielt er einen Reichstag, wo unter Andern auch Heinrich der Löwe sich mit den Fürsten, die mit ihm zerfallen waren, aussöhnte. Einen andern sagte er in Würzburg an, und auf das Jahr 1169 einen dritten in Bamberg. Dieser war sehr glänzend. Es kamen die Aebte von Cisterz, Clairvaux auf seinen Ruf herbei, welche dann mit dem Bischofe von Bamberg nach Italien gesendet wurden, in der Absicht, an der Herstellung der kirchlichen Einheit zu wirken. Friedrich selbst zog nach Burgund, wo der Tod des Grafen Reginald seine Anwesenheit erforderte. Dann ließ er in demselben Jahre seinen Sohn Heinrich, damals fünf Jahre alt, zu Achen von dem Erzbischofe Philipp von Köln zum deutschen Könige krönen.

Der Kaiser hatte jetzt wieder seine Gedanken nach Italien gerichtet. Paschalis war schon im vorigen Jahre gestorben (20. Sept. 1168). Jetzt wäre aber wieder eine Gelegenheit gewesen, der Kirche den Frieden zu geben. Allein die Gegner Alexanders rechneten nicht auf Versöhnung. Sie erwählten daher den Abt Johannes von Struma unter dem Namen Calixt III. zum Gegenpabst, und man mußte, besonders in Italien, auf einen neuen Krieg gefaßt sein. Die Mailänder waren unterdeß mit ihrer neuen Stadt und ihrer neuen Befestigung fertig geworden, und der große Lombardenbund wurde von allen Seiten mit Begeisterung aufgenommen. Ja die Bewohner der Grafschaft Montferrat mit einigen Andern hatten sogar den heimischen Boden verlassen und eine neue Stadt bei Vercelli gegründet, die sie als besonderes Bollwerk gegen Friedrich betrachteten, und dem Pabste Alexander zu Ehren Alexandria nannten. Dieser willigte nicht blos hiezu ein, sondern verherrlichte auch die Stadt durch ein eigenes Bisthum. Der Kaiser schickte aber noch im Jahre 1169 den Erzbischof

Christian von Mainz mit einem starken Heere nach Italien voraus. Dieser bändigte auch manchen Feind, nahm Schlösser und Städte, brachte eine große Strecke von Italien zur Unterwerfung, und leistete überhaupt während der fünf Jahre, die er in Italien zubrachte, dem Kaiser Friedrich große Dienste, welcher noch immer in Deutschland blieb, entweder weil seine Anwesenheit auch hier dringend nothwendig war, oder weil er so viel Zeit zu seiner Ausrüstung gegen einen Feind bedurfte, der ihn wie Alexander mit so mächtigen Kräften bekämpfte. Friedrich wurde noch dazu durch das Gerücht gereizt, Alexander gehe, weil der damalige byzantinische Kaiser die Verbindung mit Rom wieder angeknüpft und so die Einheit der Kirche wieder hergestellt, damit um, diesem auch die abendländische Kaiserwürde zu verleihen. Friedrich kam daher im Jahre 1174 zum Viertenmale nach Italien, und belagerte zuerst das so verhaßte Alexandria. Die Mailänder aber und ihre Verbündeten hatten ein großes Heer zusammengebracht, zogen ihm entgegen, und zwangen ihn, die Belagerung aufzuheben. Dennoch waren die Lombarden zum Frieden geneigt. Er ward wirklich abgeschlossen, und der Kaiser ging nach Pavia, die Deutschen und unter diesen auch der König von Böhmen in ihre Heimat zurück. Man schien sich aber über die Friedensbedingungen nicht klar ausgesprochen zu haben. Denn die Lombarden kamen zum Kaiser, und meldeten, sie würden durchaus eidbrüchig sein, wenn auch die Bewohner von Alexandria nicht in dem Friedensschluß mit einbegriffen wären. Das verweigerte der Kaiser, und der Krieg ging von Neuem wieder los. Friedrich sandte daher Boten durch das Reich, und ließ ein neues Heer sammeln. Auch an Heinrich, Herzog von Sachsen und Baiern, schickte er um Hilfe, und ließ ihn zu einer Zusammenkunft nach Chiavenna laden. Ja er ging ihm sogar, als er kam, entgegen, und da Heinrich Ausflüchte machte, bat er flehentlich. Nach Einigen soll er sogar Heinrich zu Füßen gefallen sein, und ihn gebeten haben, dem in Gefahr schwebenden Reiche zu Hilfe zu kommen. Heinrich, der durch seine Macht und Reichthümer im Stande war, zu helfen, benutzte die Noth des Kaisers, und verlangte als Lohn die reiche Stadt Goslar. Da ermannte sich der Kaiser, und hielt es unter seiner Würde, sich etwas abtrotzen zu lassen. Heinrich ging seiner Seits, aufgebracht, nach Hause, und ließ Friedrich in seiner Noth stecken. Philipp aber, Erzbischof von Köln, sammelte ein Heer, mit welchem er und einige deutsche Fürsten im Jahre 1176 in Italien ankamen, nachdem sie vorher die Landesgebiete, welche Heinrich in Baiern hatte, schrecklich verwüstet. Der Kaiser traf mit ihnen in Como zusammen. Die Mailänder sammelten ebenfalls ihre Bundesgenossen aus der Lombardei, griffen die Deutschen an und schlugen sie in einer Hauptschlacht bei Lignano, 29. Mai 1176.

Die Schlacht hatte sich schneller entsponnen, als man dachte, ja die Lombarden waren sogar auf der Flucht begriffen, als die Verfolger auf zwei Heermassen von Mailändern stießen, welche die Schaaren des Hauptbanners und des Todes hießen. Diese flehten zu ihren Schutzheiligen Petrus und Ambrosius, und drangen, geführt von Albert Guissano, gegen die Anrückenden vor. Des Kaisers Fahnenträger wurde getödtet, und er selbst stürzte in dem heldenmüthigen Kampfe zu Boden. Jetzt riefen die übrigen Heerführer alle Nachsetzenden zurück von dem übereilten Verfolgen, und vergebens versuchten sie es, die Weichenden aufzuhalten und zu ordnen. Denn zu gleicher Zeit brach ein von den Brescianern gelegter Hinterhalt unerwartet hervor, und die Nachricht verbreitete sich, der Kaiser sei erschlagen. Da dachte Niemand mehr an Widerstand, Jeder nur an seine Rettung. Das ganze Lager mit seinen vielen Vorräthen, des Kaisers Fahne und Schild fielen in die Hände der Sieger. Ebenso gerieth der Herzog Berthold von Zähringen in Gefangenschaft, und Friedrichs Leichnam suchte man vergeblich. Denn Niemand zweifelte an seinem Tode, selbst die Kaiserin legte Wittwentrauer an. Da erschien er zur höchsten Freude der Seinen in Pavia, und manche Lombarden konnten selbst in diesem Augenblicke den Zweifel nicht unterdrücken, ob wohl etwas Dauerndes gewonnen sei, da Friedrich noch lebe *).

Die Schlacht von Lignano änderte indessen die ganze Lage der Dinge. Die Lombarden feierten allenthalben Freuden- und Siegesfeste; der Kaiser, im Felde geschlagen, von seinen Freunden verlassen, fand mit Einemmale alle seine Plane zerstört, und den deutschen Fürsten schien es an der Zeit, den Frieden zwischen der Kirche und dem Reiche herzustellen. Sie wandten sich daher an den Kaiser, der seine Lage wohl zu würdigen wußte, und baten ihn um Abschluß des Friedens. Friedrich sandte daher den Erzbischof Christian von Mainz mit einigen andern Bischöfen an den Pabst, der damals in Anagni verweilte, und ließ mit ihm die Unterhandlungen beginnen. Im Anfang gab es viele Schwierigkeiten, indem der Kaiser vor Allem Alexandria zerstört, der Pabst alle Städte der Lombardei als Bundesgenossen behandelt wissen wollte. Eine persönliche Zusammenkunft schien dagegen als das geeignetste Mittel, alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Der Pabst schickte daher den Kardinal von Ostia und Rainer an den Kaiser nach Modena, um freies Geleit zu erwirken. Ja er kam selbst nach Venedig, und Friedrich schickte ihm den Erzbischof Wichmann von Magdeburg, den Bischof von Worms, seinen neuerwählten kaiserlichen Notar, entgegen, um ihm die Wahl eines andern Ortes für die Friedensunterhandlungen, als das früher

*) Raumer's Geschichte der Hohenstaufen.

bestimmte Bologna, das sich des Krieges und der Zerstörung wegen nicht eignete, vorzuschlagen. Man nannte Venedig oder Ravenna. Der Pabst aber hielt darauf ein großes Concil in Ferrara, wo auch die Gesandten des Kaisers und der lombardischen Städte erschienen, und man sich allgemein über Venedig, als den Ort der Friedensunterhandlungen, einigte. Zu ihrer Vermittelung trugen nicht wenig bei die Erzbischöfe Christian von Mainz, Philipp von Köln, Konrad von Salzburg, Wichmann von Magdeburg, der Bischof Rontius von Clermont, Hugo, Abt von Guthenthal, der Karthäuser Rorich und die übrigen Bischöfe, nachdem der Kaiser erklärt hatte, er werde den Pabst Alexander anerkennen. Im Monat Juli kam Friedrich nach Venedig. Er wurde glänzend aufgenommen. Am Sonntage vor dem Feste des Apostels Jakobus (1177) erkannte er den Pabst feierlich an, und schloß mit ihm die Präliminarien eines Friedens, wodurch das Schisma und der lombardische Krieg beendet wurde. Die mit so großen Opfern erkaufte Versöhnung war aber aufrichtig, und beide großen Männer erkannten die Achtung, die sie ihren Personen und ihrer Würde schuldig waren. Der Kaiser erschien in der Markuskirche, wo ihn der Pabst mit den Bischöfen, Kardinälen, dem Patriarchen von Aquileja und den übrigen Erzbischöfen der Lombardei, auf seinem Throne sitzend, empfing. Als sich Friedrich näherte, legte er den kaiserlichen Mantel zu seinen Füßen und sich selbst lang gestreckt vor den Pabst hin. Er ward aber von diesem aufgehoben, mit dem Friedenskusse empfangen, bei der Hand ergriffen und in die Kirche geführt. Hier bekam er den päbstlichen Segen, und kehrte dann nach dem Dogenpalaste zurück. Am St. Jakobstage erschien Friedrich in der Kirche, wo der Pabst die heilige Messe lesen sollte. Der Kaiser selbst hielt die Ordnung aufrecht, und trat dann mit den Erzbischöfen und Bischöfen, sowie dem sonstigen Klerus in den Chor, wo er andächtig die heilige Messe hörte. Nach Beendigung derselben küßte er dem Pabste den Fuß, opferte Gold, ergriff dann die Linke desselben und führte ihn aus der Kirche, wo er, während der Pabst das Pferd bestieg, den Steigbügel hielt, und würde dieses sogar am Zaume geführt haben, wenn der Pabst das zugegeben. Endlich am 1. August war man mit den Unterhandlungen so weit gediehen, daß der Friede selbst zwischen den beiden mächtigsten Fürsten der Erde im Hause des Patriarchen feierlichst abgeschlossen werden konnte. Der Pabst saß auf einem Throne, der etwas höher war, als der kaiserliche, zu seiner Rechten der Kaiser, zu seiner Linken der Erzbischof von Salerno, als Abgeordneter des Königs von Sicilien, zu beiden Seiten die Kardinäle und Bischöfe von Deutschland und Italien. Der Pabst Alexander erhob seine Stimme und zeigte unter Anderm, wie der Kaiser von seinem frühern Irrthume zur wahren katholischen

Einheit zurückgekehrt, ermahnte Alle zum Frieden und zur Eintracht, und sowohl den Kaiser, die Kaiserin, als ihren Sohn nahm er als wahre katholische Fürsten in den Schoß der Kirche auf. Der Kaiser antwortete darauf in deutscher Sprache, welches jedoch von dem Erzbischofe Christian von Mainz in's Italienische übersetzt wurde. Er sagte nämlich Gott Dank, daß er von seinem Irrthume zurückgerufen worden, unterwarf sich der Kirche, erkannte den Alexander und seinen Nachfolger als rechtmäßigen Pabst und Oberhirten der Kirche an, und versprach ihm Gehorsam. Auch den früher durch Heinrich von Diessem in seinem Namen beschwornen Vertrag bestätigte er von Neuem. Den Frieden beschworen im Namen des Reiches zwölf geistliche und weltliche Fürsten, im Namen des Königs von Sicilien dessen Gesandter Romuald, Erzbischof von Salerno, für die lombardischen Städte aber die Consuln von Mailand, Piacenza, Brescia, Bergamo, Parma, Verona, Rheggio, Bologna, Novara, Alexandria, Padua, Venedig. Die Friedensbedingungen waren, daß der Kaiser von dem Gegenpabste Calixt gänzlich abstände, dagegen Alexander als den rechtmäßigen Pabst anerkännte. Der Erzbischof Christian von Mainz behielt die Statthalterschaft des Mathilde'schen Gebietes und Philipp das Erzbisthum Köln. Calixt sollte eine Abtei erhalten, seine Anhänger Verzeihung, die gesammte Geistlichkeit sich dem Pabste Alexander unterwerfen, dieser dagegen Beatrix als Kaiserin, ihren Sohn Heinrich als römischen König anerkennen. Der Kirche und den Geistlichen sollten alle ihre Rechte und Güter zurückerstattet werden. Dagegen behielt der Kaiser den Nießbrauch der Mathilde'schen Güter noch auf fünfzehn Jahre, und die hiebei gebliebenen Zweifel sollten auf gütlichem Wege beigelegt werden, eine allgemeine Vergessenheit und Verzeihung für die beiderseitigen Anhänger eintreten, die noch etwa vorhandenen Streitigkeiten durch Schiedsrichter mit Genehmigung beider Parteien erledigt werden. Dieser Friede sollte zwischen dem Kaiser und dem Pabste von ewiger Dauer sein, für Wilhelm von Sicilien fünfzehn Jahre, die lombardischen Städte sechs Jahre dauern. Aber auch Calixt, Johann Struma, fand, nachdem er sich dem rechtmäßigen Pabste unterworfen, eine größere Gnade. Er erhielt das Bisthum Benevent. Nur wegen der Mathilde'schen Güter erhoben sich bald Bedenken, und sie blieben der fortwährende Zankapfel während der ganzen Regierung der Hohenstaufen. Boten gingen nun in alle Welt und verkündeten den geschlossenen Frieden, und die Christenheit dankte Gott, daß man nach so langen Stürmen endlich zur Ruhe gekommen.

Im September verließ der Kaiser Venedig, und kam nebst seiner Gemahlin Beatrix und seinem Sohne Heinrich nach Toscana, im Januar 1178 nach Genua, und ward überall mit den größten Ehren-

bezeugungen empfangen. Von Genua ging er über die Alpen nach Burgund, wo er sich und seine Gemahlin im Juli 1178 in Arles krönen ließ, dann erst nach Deutschland, wo er mächtiger und schneller eintraf, als seine Feinde erwarteten *).

In Italien aber war die Zwietracht noch nicht ganz gedämpft. Ja der Erzbischof Christian von Mainz wurde sogar von dem Markgrafen von Montferrat gefangen genommen, und mußte sich mit schwerem Lösegelde loskaufen. Er suchte sich aber zu rächen, und kam im Jahre 1183 mit einem großen Heere nach Italien zurück, erschien vor Tusculum und befeindete die Römer, in deren Stadt er im Monate August desselben Jahres starb und begraben wurde.

Jetzt kam die Strafe an Heinrich den Löwen, Herzog von Sachsen und Baiern. Schon in Italien hatte Friedrich die Fürsten gegen ihn aufgeregt. Der Erzbischof von Köln, Philipp, war in das Land desselben eingefallen und bis Hameln vorgedrungen. Als aber der Kaiser aus Italien nach Deutschland zurückgekommen war, ging ihm der Herzog in Speier entgegen, um über das ihm von Philipp zugefügte Unrecht Beschwerde zu führen. Der Kaiser sagte also beiden einen Tag auf das Jahr 1179 in Worms an, ganz vorzüglich aber dem Herzoge, um über die von verschiedenen Fürsten gegen ihn vorgebrachten Klagen zu antworten. Denn Friedrich war sehr aufgebracht gegen ihn wegen des Auftrittes von Chiavenna, und beschuldigte Heinrich, daß er es mit den Feinden des Reiches in Italien halte. Heinrich merkte die Gefahr und blieb aus. Darauf setzte ihm der Kaiser einen zweiten Tag in Magdeburg an. Hier aber häuften sich die Klagen über Heinrich, und Theodorich, Markgraf von Landsberg, forderte ihn wegen Verräthereien gegen das Reich zum Zweikampfe auf. Ja der Kaiser selbst kündigte den Feldzug an gegen den Herzog von Sachsen. Heinrich bat jedoch um eine Unterredung. In dieser verlangte Friedrich, der Herzog möge eine Summe von fünftausend Mark Silbers zahlen, welche er der kaiserlichen Majestät schulde, und unter seiner Vermittlung die beleidigten Fürsten zu versöhnen suchen. Heinrich hielt das für hart, und er schied ohne Aussöhnung vom Kaiser. Dieser bestimmte ihm nun einen dritten Tag in Goslar, und da er nicht erschien, ward er der Verachtung der Reichsgesetze beschuldigt, als Einer, der aller Ehren entsetzt werden müßte, mit der Acht und der Absetzung vom Herzogthume bestraft, sowie mit dem Verluste aller seiner Lehen, in denen ein Anderer folgen müsse. Es gab jedoch noch einige unter den Fürsten, die sich für ihn verwendeten, und Friedrich bewilligte ihm einen vierten Tag zu Würzburg 1180. Da er aber auch jetzt nicht kam, so ward das frühere Urtheil

*) Raumer a. a. O.

feierlich von den Fürsten bestätigt. Auf dem Reichstage zu Gelnhausen wurde Sachsen mit einem Theile von Engern und Westfalen an Bernhard von Askanien, dem Erzbischofe von Köln aber der Theil zuerkannt, welcher der Erzdiöcese Köln und dem Bisthum Paderborn am nächsten gelegen. Baiern erhielt Otto von Wittelsbach auf dem Reichstage zu Regensburg. Der Kaiser rückte nun selbst gegen Heinrich zu Felde, und nahm die Städte und Burgen, welche dieser in Sachsen hatte. Im Jahre 1181 belagerte er Lübeck mit Hilfe König Waldemars von Dänemark, welche Stadt aber von ihren Bewohnern tapfer vertheidigt wurde. Dennoch mußte sie sich ergeben. Dann ging's gen Braunschweig, aber hier vermochte der Kaiser nichts. Er mußte die Belagerung aufgeben. Dazu behauptete nun noch Heinrich, er sei ungerecht verurtheilt, und könne nicht mit der Acht bestraft werden, da man ihn nicht an seinem Geburtsorte gerichtet. Vergebens aber suchte der Herzog auf dem Reichstage zu Quedlinburg und Erfurt durch Vermittelung des Landgrafen Ludwig von Thüringen und dessen Brüder, die er aus der Gefangenschaft in Freiheit gesetzt, Begnadigung zu erlangen. Er vermochte nichts weiter zu erreichen, als daß er, seiner Lehen beraubt, auf drei Jahre außer Landes ging, während der Zeit aber das Welfische Allode, wo es immer gelegen wäre, behaupten könne. Dieses Welfische Allode jedoch, das jetzt Heinrich ohne Widerspruch zuerkannt wurde, war der Ursprung des Hauses Braunschweig und Lüneburg.

Auch die Herzoge von Pommern nahmen in jener Zeit, und zwar in dem Lager von Lübeck, ihren Ursprung. Denn die Fürsten der Slaven, Casimir und Bogislaus, erhielten hier im Jahre 1181 von Friedrich feierlich ihre Fahnen und wurden als Reichsfürsten aufgenommen.

Der in Venedig mit den lombardischen Städten auf sechs Jahre geschlossene Waffenstillstand ging im Jahre 1183 zu Ende. Man dachte jetzt an einen dauerhaften Frieden, und dieser kam noch in demselben Jahre auf dem Reichstage zu Konstanz (im Junius 1183) zu Stande. Der Friede verschaffte vollkommene Amnestie. Die Städte behielten alle seit unvordenklichen Zeiten geübten Rechte, Kriegs- und Befestigungs-Recht und die eigene Gerichtsbarkeit. Den übrigen Städten wurde Gelegenheit geboten, auch die usurpirten Rechte gegen eine Geldentschädigung vom Kaiser bestätigen zu lassen. Aber alle mußten den Lehenseid leisten und dem Kaiser, wenn er nach Italien kam, Lebensmittel reichen, Brücken und Wege herstellen. Im folgenden Jahre hielt Friedrich einen ungemein prächtigen Reichstag in Mainz. Hier waren nur Könige, Herzoge und Markgrafen, welche den Kaiser bedienten, und es wurden nicht blos Abgeordnete aus dem deutschen Reiche, sondern auch aus vielen andern Gegenden

von dem Kaiser drei Tage hindurch bewirthet. Seiner Aufforderung gemäß hatten sich nämlich zu Pfingsten in Mainz Prälaten, Fürsten, Aebte, Grafen und Edle versammelt. Aber nicht minder erschienen, höflich eingeladen oder angelockt durch den Ruf, Fremde aus Slavien, England, Italien, Frankreich, ja selbst aus Spanien *). Der Kaiser selbst und seine Gemahlin schritten, mit der kaiserlichen Krone geschmückt, umher, sein Sohn Heinrich mit der königlichen. Zugleich wurden hier der junge König und Friedrich, Herzog von Schwaben, mit dem Schwerte umgürtet und zu Rittern geschlagen, und das war wohl die Hauptbedeutung des Festes. Das Fest war außerordentlich glänzend, wurde aber durch einige Unfälle gestört. Denn zuerst erhob sich ein bedenklicher Rangstreit zwischen dem Erzbischofe von Köln und dem Abt von Fulda, der jedoch so geschlichtet wurde, daß der Abt nachgab. Dann kam ein Unglück, welches viel von der Freude verdarb. Die Menge der Fremden hatte nämlich in der Stadt keinen Platz, und war wegen des großen Zulaufes in Zelten vor den Mauern gelagert. Die Kapelle des Kaisers aber, von Holz, war nicht ganz fest gebaut. Diese stürzte in einem Sturme zusammen, und erschlug, was zufällig darin war. Das Volk wußte sich aber bald darein zu finden, und sagte: „Der Teufel will auch seinen Theil haben."

Das Jahr 1185 sah den Kaiser wieder in Italien. Hier aber erhob sich zwischen ihm und dem Pabste Lucius III. ein neuer Streit wegen der Mathilde'schen Güter, welche der Pabst zurückforderte. Auch die Wahl des Bischofes von Trier, die zwischen Volmar und Rudolf schwankte, gab Anlaß zu Streitigkeiten. Denn der Pabst erklärte sich für Volmar, der Kaiser für Rudolf. Lucius starb indessen und erhielt Urban III. zu seinem Nachfolger, welcher von dem Kaiser die Mathilde'schen Güter, das Recht der todten Hand oder die Ansprüche auf die beweglichen Güter der Bischöfe nach ihrem Tode verlangte, was jedoch der Kaiser verweigerte. Zudem wurde der Kaiser beschuldigt, die Einkünfte vieler Abtissinnen geraubt zu haben. Die Sache kam so weit, daß der Pabst schon wieder daran dachte, Friedrich vorzuladen und ihn mit der Excommunication zu belegen. Auch über die Zehenten, und namentlich darüber, daß es den Laien nicht erlaubt sei, sich dieselben anzumaßen, entstand Streit, sowie über die ebenfalls zum Drucke der Kirche so vielfach mißbrauchte Advokatie. Friedrich ließ also einen Reichstag zu Gelnhausen abhalten und dort die Meinung der Bischöfe hören, welche außerdem an den Pabst berichteten. Friedrich suchte sich nun die Mailänder verbindlich zu machen, theils um damit den Pabst zu schrecken, der unterdeß vom Tode überrascht wurde, theils um seine Absichten auf Sicilien desto eher durchsetzen

*) Raumer a. a. O.

zu können, und sich dort mit den Feinden des Pabstes zu verbinden. Dieser, von allen Seiten bedroht, mußte nun für seine Unabhängigkeit fürchten, und die Besetzung von ganz Italien durch Friedrich konnte ihm keineswegs gleichgültig sein. Dazu war Rom selbst in Parteiungen zerfallen, denen die kaiserliche Gewalt nur der Deckmantel ihrer Umtriebe sein sollte, und bei Allem hatte der Pabst doch auch, wenn Friedrich für seinen Sohn die Krone von Sicilien fordern wollte, als Lehensherr derselben noch etwas zu sagen. Wie eifersüchtig dagegen Friedrich auf seine Rechte hielt, kann man wohl daraus am besten entnehmen, daß er sich so oft krönen ließ. Es war dies bei einem Manne wie Barbarossa keine blose Prunksache. Er hatte etwas ganz Anderes dabei im Sinne. So oft er eine Stadt erobert, so oft er einen Gegner, der über eine Krone zu verfügen, bewältigt, so oft er in irgend eine Krönungsstadt einzog, ließ er sich auch krönen, um damit seine Ansprüche geltend zu machen. Jenes geschah daher nicht blos in Achen, sondern auch, was ungewöhnlich war, bei dem Streite, der über Baiern obschwebte, in Regensburg, was nie Einer vor ihm, noch nach ihm gethan. Er ließ sich zweimal in Rom krönen, ferner in Pavia, in Monza, in Mailand, in Besançon, in Arles. Allein das hing zusammen, wie Höfeler bemerkt, mit seiner Ansicht, die er von der absoluten Macht seines Königthumes hatte. Er selbst ertheilte aber auch Kronen, erhob Könige und Herzoge, wie der Pabst Kardinäle und Erzbischöfe. Er verfügte über die Krone von Dänemark, erhob den Herzog von Böhmen zum Könige, den Slavenfürsten Bogislaus zum Herzoge von Pommern u. s. w. Aber ebenso gerne hätte er auch aus eigener Machtvollkommenheit die Bisthümer besetzt, das zeigte er in Magdeburg, Mainz, Ravenna, Trier und bei so manchen andern Gelegenheiten, und wie sehr er auf die Vermehrung seiner Hausmacht hielt, davon konnten Heinrich und die andern deutschen Fürsten wohl reden. Es ist wahr, Heinrich, der Sachsenherzog, war nicht besser. Das hatte er in Chiavenna bewiesen, in die mächtig bewegte Zeit war auch ein Geist der Habsucht gekommen. Für Heinrich den Löwen war indeß im Jahre 1185 die dreijährige Frist seiner Verbannung aus dem Vaterlande verstrichen. Er kehrte daher aus England zurück, sich blos mit seinen Erbgütern begnügend. Als nun aber ein großer Krieg zwischen ihm und Bernhard wegen des Herzogthums Sachsen entstand, milderte der Kaiser mit Uebereinkunft der Fürsten seinen frühern, harten Spruch. Friedrich ließ ihm nämlich auf dem Reichstage zu Goslar zwischen drei Dingen die Wahl, daß er nämlich eine Verminderung in der Herstellung seiner frühern Ehren und Besitzungen erleiden möge, oder mit dem Kaiser einen Kreuzzug in das heilige Land mache, nach dessen Beendigung er alsdann vollends in seinen frühern Stand

wieder eingesetzt werden sollte, oder daß er und seine Söhne auf fernere drei Jahre das Land meide. Heinrich wählte das Letzte, indem er sagte: Er wolle lieber außer Landes gehen, als dahin, wohin es ihm nicht beliebe, oder eine Verminderung an seinen Ehren leiden. Blos seine Gemahlin Mathilde ließ er in Deutschland zurück. In den Jahren 1185 und 1186 war Friedrich zum sechsten und letzten Male in Italien. Verschiedene Dinge von Wichtigkeit hatten ihn dort hingerufen, vor Allem die Verheirathung seines Sohnes mit Konstanze, der reichen Erbin von Sicilien, und seine Stellung zum Pabste. Friedrich hatte gewünscht, daß Lucius seinen Sohn Heinrich zum Kaiser kröne. Dieser aber war damit ausgewichen, daß er sagte: Es schicke sich nicht, daß zwei römische Kaiser seien. Friedrich solle daher entweder selbst die Krone niederlegen, oder bei seinen Lebzeiten auf die Krönung seines Sohnes verzichten. So sehr aber Friedrich den Plan, seinen Sohn Heinrich und spätern Kaiser mit Konstanze, Erbin von Sicilien, zu vermählen in seinem Interesse fand, und an dessen Verwirklichung mit aller Anstrengung arbeitete, ebenso verderblich mußte er dem Pabste scheinen. Er bot daher Alles auf, dieses zu verhindern. Ehe sich jedoch Lucius, sagt Raumer *), zu einer bestimmten Maßregel entschließen konnte, starb er am 25. November 1185, und obgleich sein Nachfolger, der zeitige Erzbischof Humbert von Mailand, welcher den Namen Urban III. annahm, dem Kaiser und allen Deutschen wegen strenger Behandlung seiner Familie persönlich abgeneigt war, so konnte er doch die Verlobung Heinrichs und Konstanzens nicht mehr hintertreiben, seitdem am sicilianischen Hofe die Partei des Erzbischofes Walther von Palermo über die Widersacher der Deutschen entschieden die Oberhand gewonnen hatte. Mehr als einhundert und fünfzig Saumthiere zogen mit Gold, Silber, Sammt, Kleidern und andern herrlichen Sachen nach dem nördlichen Italien, und überbrachten den reichen Brautschatz Konstanzens. In Mailand, der so lange feindlichen, jetzt dem Kaiser freundlichen Stadt, wurde zu ehrenvoller Auszeichnung am 27. Januar 1186 die Vermählung mit höchster Pracht in der Kirche des heiligen Ambrosius vollzogen. Der Erzbischof von Vienne krönte den Kaiser, der Patriarch von Aquileja den König Heinrich und ein deutscher Bischof die Königin Konstanze. Darauf folgten Feste aller Art, wozu Bühnen für die Zuschauer errichtet wurden; ja so groß war der Andrang der Fremden, daß man in größter Eile Wohnungen von Holz und außerordentlichem Umfange errichten mußte. Deutsche Fürsten, normannische Barone, lombardische Abgeordnete lebten in fröhlicher Eintracht neben einander, und ein vom Kaiser für ganz Italien ausgesprochenes Richt-

*) Geschichte der Hohenstaufen.

gedenken früherer Vergehen verbreitete diese Fröhlichkeit selbst in ferne Gegenden. Ganz anders aber betrachtete der Pabst Urban diese Angelegenheit, und die Italiener, namentlich die Sicilianer, mußten später empfinden, daß er Recht hatte. Er entsetzte alle Prälaten, welche an jenen Feierlichkeiten theilgenommen, weigerte sich nach wie vor, den König als deutschen Kaiser zu krönen, und fand Verbündete in Italien wie in Deutschland. Zuerst erhoben sich die Cremoneser, die über die Begünstigung Mailands und die Herstellung Crema's zürnten. Der Kaiser besiegte sie, und zwar mit Hilfe der Mailänder. Der Pabst erhob nun eine weitläuftige Beschwerde wegen der Mathilde'schen Güter, die der Kaiser der Kirche noch immer vorenthielt. Er beklagte sich ferner darüber, daß er die Geistlichen besteure, vor weltliche Gerichte stelle, den Nachlaß der Bischöfe einziehe, viele zu Nonnenklöstern gehörige Güter an sich nehme und erledigte Stellen unter dem Vorwande nothwendiger Umgestaltung nicht besetze. Man sieht aus jenen Beschwerden, daß Friedrich zur Kirche im Ganzen jene Stellung einnahm, die späterhin mehrere Kaiser aus dem Hause Habsburg, namentlich Rudolf II. und Joseph II., eingenommen, wodurch sie die Kirche in Fesseln zu schmieden und zu berauben suchten. Friedrich bemühte sich, die Beschwerden zu beantworten, und verlangte die Krönung Heinrichs. Als aber der Pabst diese verweigerte, und auch in der Besetzung des Erzbisthums Trier dem Kaiser nicht zu Willen sein wollte, da stieg dessen Erbitterung auf das Höchste. Heinrich hielt den Pabst in Verona fest gefangen, er besetzte den größten Theil des Kirchenstaates, belagerte Orvieto, sperrte alle Zugänge über die Alpen, ließ einem Boten, der Gelder zum päbstlichen Hofe bringen wollte, die Nase abschneiden, und einen Bischof körperlich züchtigen, welcher auf dreimal wiederholte Frage beharrlich antwortete: Er habe seine Würde allein vom Pabste. Jene Behandlung war ganz dem grausamen Charakter Heinrichs VI. entsprechend. Man sieht aber auch zu gleicher Zeit mit Einem Blicke in das ganze Wesen des Streites. Die Kirche sollte dem Staate dienen, sich den Launen seiner Gewalthaber fügen. Dadurch verlor sie ihre göttliche Mission. Die weltlichen Güter, worum damals die Päbste stritten, waren nur das Mittel der Freiheit oder der Knechtschaft. Indem aber die Päbste den kaiserlichen Anmaßungen entgegentraten, leisteten sie auch der bürgerlichen Freiheit die erheblichsten Dienste. Man sieht schon in dem Leben Friedrichs, wie leicht er sein Ansehen mißbrauchte, und doch war er ein edler, großer Charakter, was konnte nicht erst unter einem Manne wie Heinrich VI. geschehen?

Friedrich war in den Jahren 1187 und 1188 wieder in Deutschland. Hier hatte er zunächst einen Handel mit dem Erzbischofe Philipp von Köln, der sich für den Pabst erklärt. Von dem Kaiser zur Verant-

wortung gezogen, antwortete er: „Meine alte Treue ist unveränderlich, „doch billige ich allerdings die Forderung des Pabstes, daß beim Ab„sterben eines Bischofes der König weder das bewegliche Gut, noch „die Einkünfte des laufenden Jahres an sich ziehe und dem Nachfolger „Alles erschöpft und ausgeleert hinterlasse. Sobald du, eingedenk „der frühern Dienste und der frühern Milde, welche jeden Herrscher „schmückt, diese, wo nicht ungerechte, doch ungeziemende Einrichtung „aufhebst, werden die Bischöfe als demüthige Vermittler zwischen dir „und dem Pabste auftreten, sonst aber der Wahrheit nichts vergeben." Auch diese Antwort des dem Kaiser sonst so treu ergebenen Bischofes, der gewiß nicht geneigt war, sogenannten „römischen Anmaßungen" das Wort zu reden, ist eine volle Rechtfertigung der Päbste in ihrem Streite wider die Hohenstaufen. Der Kaiser selbst läugnete die Thatsache nicht, worüber sich der Erzbischof beschwerte. Er berief sich nur auf seine von den Vorfahren ererbten Rechte. Wir überlassen es aber dem denkenden Leser, zu urtheilen, ob Fälle, wie die erwähnten, eher empörende Mißbräuche und Räubereien, als wohl erworbene Rechte genannt werden konnten. Dennoch zürnte Friedrich über den Erzbischof, der nicht auf dem folgenden Reichstage in Gelnhausen erscheinen durfte. Hier versammelte der Kaiser nochmals die Fürsten und Prälaten, und berief sich darauf, dem Pabste in allen billigen Dingen nachzugeben, und noch jetzt sei er bereit, ihn als verehrungswürdigen Vater anzuerkennen, wenn er von ihm als geliebter Sohn behandelt werde. Statt dessen aber zeige sich Urban überall feindselig, begünstige die gebannten Cremoneser, verweigere Heinrich VI. die Krönung, behalte die der mailändischen Kirche gebührenden Einnahmen, drücke die Geistlichen mit Abgaben, und stelle die Behauptung auf: Kein Laie dürfe Zehenten erheben, welche ursprünglich einer geistlichen Stiftung beigelegt wären. In dieser Lage nun sollten die Bischöfe ohne Hehl offenbaren und erklären: „Ob sie dem Kaiser geben wollten, was des Kaisers wäre, und Gott, was Gottes wäre." Man sieht aber, daß die Beschwerden des Erzbischofes von Köln hier umgangen waren, in Bezug auf die andern Dinge wurde sich auf unvordenkliches Herkommen und Verträge bezogen, in wilden und gewaltthätigen Zeiten eingeschlichene drückende Mißbräuche, die nicht blos jetzt von den Päbsten, sondern stets von der Kirche, von Concilien bestritten worden. Ein unvordenkliches Herkommen, das aus so offenem Mißbrauch entstanden und fast meist auf Gewaltthat beruhte, konnte nie Recht werden. Mittels einer solchen Gewaltthat hatten sich die Laien unter allerlei Vorwänden der ursprünglich nur zu kirchlichen und milden Zwecken bestimmten Zehenten bemächtigt, die Kirchen, Armen und milden Stiftungen beraubt, ja selbst den Bestand mancher kirchlichen Anstalten in Frage gestellt. Was mußte

aber damals, wo sich der Staat um nichts kümmerte, weder um Schulen, Krankenanstalten, Hospitäler, nicht Alles mit jenen Mitteln, die nun geraubt wurden, geschehen! Wie Friedrich mit den Bisthümern verfuhr, zeigte er auch besonders in der Trierer Angelegenheit. Eigenmächtig setzte er Rudolf als Erzbischof von Trier ein, zwang den vom Pabste geweihten Volmar, nach Frankreich zu fliehen. Aber auch hier ließ er ihm keine Ruhe. Die Suffragane von Metz und Verdun, welche einer von Volmar angesagten Synode beigewohnt, wurden von ihren Stellen entsetzt, die Rheinfahrt nach Köln gesperrt, und der Kaiser war eben im Begriff, mit dem dortigen Erzbischofe zu verfahren, wie er es dereinst mit Heinrich dem Löwen gethan. Aber auch der Pabst hätte von seiner Macht Gebrauch gemacht, und Friedrich und seinen Sohn Heinrich in den Bann gethan, wenn jetzt nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, das die Gemüther plötzlich nach einer andern Richtung hinleitete. Dieses waren nämlich die Fortschritte der Türken im heiligen Lande. Sultan Salaheddin hatte nämlich die Christen bei Tiberias geschlagen und Jerusalem erobert. Diese Nachricht verbreitete Furcht und Schrecken im ganzen Abendlande. Denn trotz mancher traurigen Erfahrung, trotz der beweinenswerthen Kämpfe im Innern war die Begeisterung der Gemüther für das Höhere noch nicht ganz gelähmt. Es gab noch Viele, denen der Besitz des heiligen Landes eine Ehre der Christenheit war, welche die Niederlage und das Unglück ihrer Brüder daselbst wie ihre eigene fühlten, und die Alles daran setzten, die dem christlichen Namen zugefügte Schmach zu tilgen.

Vierter Kreuzzug.

Friedrich konnte dem allgemeinen Drange und der Begeisterung, womit sich die Christen von Neuem zu der Eroberung des heiligen Landes rüsteten, nicht widerstehen. Er nahm um die Fastenzeit des Jahres 1188 auf dem großen Reichstage zu Mainz aus den Händen des Kardinalbischofes Heinrich von Albano und des Bischofes Gottfried von Würzburg das Kreuz. Gerne hätte man ihn in seinem Alter in Deutschland, oder wenigstens im Abendlande zurückbehalten, wenn er nur statt seiner einen von den Söhnen dem Heere mitgegeben. Aber Friedrich war nicht der Mann, einen Andern für sich eintreten zu lassen, wo er es für seine Pflicht hielt, selbst zu stehen, und er fühlte in seinem siebenundsechzigsten Jahre noch Kraft genug in sich, sich, wie es sein Beruf erheischte, an die Spitze der Christenheit zu stellen. Dazu ging ihm noch gerade ein alter Wunsch in Erfüllung. Als er sich nämlich nach der unglücklichen Schlacht von Lignano, wie er dies pflegte, etwas vorlesen ließ, und darunter auch namentlich

die Geschichte Alexanders des Großen, die im Mittelalter ein Lieblingsgegenstand war, in der deutschen Sprache eine eigenthümliche Bearbeitung fand, rief Friedrich aus: „Glückseliger Alexander, der du Italien nicht sahest! Glücklicher wäre auch ich, wenn ich nach Asien gegangen wäre."

Mit dem alten Kaiser nahmen auch Friedrich, sein Sohn, Herzog von Schwaben, die Herzoge Bertold von Meran und Ottokar von Steiermark, der Landgraf Ludwig V. von Thüringen, der Markgraf Herrmann von Baden, der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Münster, Meißen, Lüttich, Würzburg, Passau, Osnabrück, Verden, Basel, Straßburg, viele Grafen und Edle und aus allen Theilen von Deutschland eine Masse Volk das Kreuz. Von dem Zuge selbst hoffte man einen um so glücklichern Erfolg, als der morgenländische Kaiser Isaac Angelo Gesandte geschickt mit dem Versprechen: er werde Friedrich ehrenvoll aufnehmen und ihm sichere Ueberfahrt gewähren. Welchen Begriff man aber damals von der Majestät des deutschen Reiches hatte, mag besonders daraus hervorgehen, daß es Schriftsteller gibt, welche behaupten, der König Heinrich von England habe in jener Zeit sein Reich dem deutschen mittels förmlicher Akte unterworfen. Es war dies jedoch nach Andern mehr eine Ehrerbietigkeitsbezeugung, als eine Unterwerfung, wie dies von Seiten Dänemarks, Polens, Böhmens, Ungarns geschah, und durfte nach den Begriffen der damaligen Zeit es als etwas ganz Natürliches erscheinen, wenn die fremden Könige in dem Oberhaupte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und Schirmherrn der Kirche auch zugleich eine Art von Oberherrn und oberstem Lenker der Christenheit erblickten, besonders, wie das so oft geschah, namentlich von Dänemark, Polen, Böhmen, Ungarn, bei Thronstreitigkeiten, Streitigkeiten der Fürsten unter sich und mit ihren Völkern und den Zügen zur Eroberung des heiligen Landes.

Im Jahre 1189 hielt Friedrich einen Reichstag zu Regensburg, und zog nach Ostern, nachdem er seinem Sohne Heinrich die Sorge für das Reich übertragen, in das heilige Land. Schon vorher hatte er Abgeordnete an den König von Ungarn geschickt, um wegen des Durchzuges zu unterhandeln. Aber auch Salaheddin sandte Boten und nach Umständen eine Kriegserklärung, ganz in der chevaleresken Weise, wie es damals üblich war. Die Botschaft übernahm der Graf Heinrich von Dietz. In dem überreichten Schreiben verlangte der Kaiser Genugthuung wegen der getödteten Christen, Herausgabe des heiligen Kreuzes, welches in der Schlacht von Tiberias, wie sie die Christen nennen, Hittin die Türken, verloren gegangen, und aller gemachten Eroberungen. Dem Schreiben waren drohende Erinnerungen mit beigefügt von der Größe und Bedeutsamkeit des römischen Reiches

und dessen Glanz unter Antonius und Crassus; allein Salaheddin war nicht der Mann, sich durch so etwas einschüchtern zu lassen. Der Sultan antwortete: „Er achte Friedrich, den Kaiser der Deutschen, und wünsche den Frieden, aber nur zu billigen Bedingungen könne er die Hand bieten. Man schreibe ihm drohend, im Falle der Verweigerung solle dieser oder jener König, dieser oder jener Herzog, Markgraf, Bischof u. s. w. ihn mit Krieg überziehen; aber leicht würde er, wenn ihm solch ein Verfahren Freude mache, seinerseits eine noch weit größere Zahl von abhängigen Fürsten aufführen können. Der Kaiser möge bedenken, daß es weniger Christen gäbe, als Sarazenen, und daß Letztere nicht große Landstrecken und unsichere Meere in ihrer Macht trennen und schnelle Hilfeleistung verhinderten. Dennoch wolle er gegen Erneuerung des Friedens Tyrus, Tripolis und Antiochien, welche Städte die Christen noch besäßen, nicht angreifen, allen Gefangenen die Freiheit schenken, alle vor dem ersten Kreuzzuge schon vorhandenen Klöster und geistlichen Güter herausgeben, und endlich den freien Zutritt zum heiligen Grabe und die Anstellung einiger Geistlichen bewilligen."

Das Heer Friedrichs, der Bedingungen, wie die angeführten, wohl kaum annehmen konnte, setzte sich indessen in Bewegung. In Preßburg, der ungarischen Mark, hielt der Kaiser einen Reichstag. Hier sammelte sich das Kreuzheer, und nachdem Friedrich seinem Sohne Heinrich zur Verwaltung des Reiches die königlichen Rechte übertragen, die Einkünfte seiner Güter unter seine Söhne getheilt, zog er mit einem derselben, Friedrich, Herzog von Schwaben, Berthold, Graf von Meran, Herrmann, Markgraf von Baden, Adolf, Graf von Holstein, dem Markgrafen von Meißen und vielen andern Fürsten und Bischöfen, einem wohlgerüsteten und zahlreichen Heere nach dem Morgenlande. Aber Salaheddin war unterdessen ebenfalls nicht unthätig gewesen. Er hatte sich nach Bundesgenossen umgesehen, ja selbst die treulosen Griechen, welche kurz vorher ein Bündniß mit Friedrich geschlossen, waren von ihm gewonnen. Diese versprachen dafür, daß ihnen die christlichen Kirchen in Palästina eingeräumt werden sollten, die Errichtung einer Moschee in Konstantinopel zu erlauben, die Kreuzfahrer, wo möglich, zurückzutreiben. Sie gingen aber hier wieder nicht den geraden Weg, sondern als das Kreuzheer in die Süddonauländer eintrat, wurden die Pilger von den Bulgaren mit Pfeilen empfangen, ja einzelne der Gefangenen sogar gespießt. Aber Friedrich übte das Vergeltungsrecht, und ließ ihre Städte zerstören. Noch hatte man keinen Verdacht gegen die Griechen. Aber bald erfuhr man von den gefangenen Bulgaren, daß diese von Konstantinopel aufgehetzt waren. Um jedoch keinen Anlaß zu geben zum Zwiste, wurden der Bischof von Münster, Rupert, Graf von Nassau,

und Markward mit fünfhundert Mann nach Konstantinopel zur Beilegung der etwaigen Differenzen geschickt. Diese aber wurden hier festgehalten und in's Gefängniß geworfen. Man erbot sich, nur dann sie freizulassen oder den Durchzug zu gewähren, wenn Friedrich Geiseln stelle, die Hälfte der von den Sarazenen zu erobernden Länder den Griechen abtrete, ja eine Forderung war sogar die, daß der deutsche Kaiser das römische Reich in die Hände des griechischen lege, und dieses zu Konstantinopel als Lehen des Letztern zurückempfange. Derartige maßlose, unverschämte Forderungen sahen ganz dem Hochmuthe und der Arglist der Griechen gleich, und der alte Barbarossa war ebenso wenig geneigt, sie zu gewähren. Die Umstände berücksichtigend, gab er folgende Antwort: Er hege gegen das griechische Reich keine feindlichen Absichten, und wolle gerne die frühern Verträge halten, ja sobald man seine Gesandten nur auf freien Fuß stelle, werde er sich zu Allem bereit finden lassen, was nicht mit der Ehre Gottes und des Reiches streite.

Man besetzte nun das von seinen Einwohnern verlassene Philippopel, nahm es aber mit den vorhandenen Lebensmitteln nicht genau. Anfangs war Ueberfluß. Dazu plünderte man noch, und erst als der Kaiser die Mannszucht durch Hinrichtung aufrecht erhalten, kamen die Handelsleute wieder in die Stadt zurück. Auch erschienen Gesandte aus Konstantinopel. Friedrichs Freude ward abermals durch die anmaßenden Forderungen, die sie stellten, getrübt. Er wies die Forderungen ab, und man sah, daß man von den Griechen nichts erwarten konnte, als Treulosigkeit und Verrath. Der Kaiser hielt es daher für nothwendig, in ihrem Lande zu überwintern. Er schrieb an seinen Sohn Heinrich und ersuchte ihn, Schiffe aus Venedig, Genua, Pisa zur Ueberfahrt im nächsten Frühjahr nach Konstantinopel zu senden. Denn er gedachte diese Stadt, wenn ihr Kaiser Isaac sich nicht nachgiebig zeigte, Billiges gewährte, zu Wasser und zu Lande zu bestürmen. Am 22. November war das Kreuzheer in Adrianopel. Hier kam es zu abermaligen Unterhandlungen, die sich jedoch an dem Wankelmuthe des griechischen Kaisers wieder zerschlugen. Er behandelte die deutschen Gesandten ungebührlich, wie seine Unterthanen, und ließ sie, obgleich sich darunter Bischöfe und Grafen befanden, nicht einmal niedersetzen. Schon das erbitterte Friedrich; als aber einer der byzantinischen Abgeordneten die Aeußerung wagte: „Friedrich müsse dem heiligen Kaiser Isaac Angelo, als „seinem Obern, um so eher gehorchen, als er mit den Pilgern wie „in einem Netze gefangen sei," gab ihm Friedrich mit schreckender Würde zur Antwort: „Durch Wahl der Fürsten und des Pabstes „Bestätigung bin ich Kaiser, nenne mich aber, meiner Sünde eingedenk, nicht einen Heiligen. Für jetzt hat uns Gottes Gnade die

„Regierung und Herrschaft auch im griechischen Reiche so weit ge„geben, als wir deren zu unserm großen Zwecke bedürfen, und die „Netze, mit denen ihr prahlt, werden wir zerreißen gleich Spinn„geweben.“

Endlich kam es zum Frieden. Der griechische Kaiser stellte Geiseln, verlobte seine Tochter mit Philipp, dem Sohne des Kaisers, und stellte die zur Ueberfahrt erforderlichen Schiffe. Diese ward in sieben Tagen, von dem 23. bis 29. März des Jahres 1190, bewerkstelligt. Das Heer bestand damals noch aus zweiundachtzigtausend Pilgern. Darunter sieben Bischöfe, ein Erzbischof, zwei Herzoge, neunzehn Grafen, drei Markgrafen. Friedrich selbst verweilte an dem europäischen Ufer, bis er sich überzeugt hatte, daß Keiner von den Seinen zurückblieb. Dann rief er, als sein Fuß den asiatischen Boden betreten: „Lieben Brüder, seid getrost und voll Vertrauen, das ganze Land ist in unsern Händen!“

Man kam nun nicht ohne manches kleine Gefecht nach Philadelphia in Lydien und bei Laodicäa in's türkische Gebiet. Die Gesandten des Sultans von Ikonium, mit welchem der Kaiser schon in Deutschland ein Bündniß geschlossen, waren dem Heere stets gefolgt und übten in aller Treulosigkeit ihre Plane. In Laodicäa waren die Kreuzfahrer noch gut aufgenommen. Sie kamen aber jetzt in wüste und wasserlose Gegenden, und die Noth nahm um so schneller überhand, da man sich gar nicht vorgesehen. Dazu schwärmten beutelustige Türken Tag und Nacht um das Heer, und griffen bald die Vordersten, bald die Hintersten an, konnten aber nur selten zum Stehen gebracht werden. Friedrich beschwerte sich über Verrath. Sie suchten sich aber damit zu entschuldigen, daß es nicht in der Macht des Sultans von Ikonium liege, alle unsteten türkischen Stämme zu bändigen, deren Raublust ihn oft selbst treffe, und deren Bestrafung ihm gewiß willkommen sein werde.

Das Heer zog nun Nikopolis vorüber und gelangte in ein enges Thal. Hier entstand Verwirrung. Die Türken drangen in die Lücke, wurden aber nach einem hartnäckigen Kampfe zurückgetrieben. In der Ungewißheit, welchen Weg man einschlagen sollte, da die Hauptstraße von den Türken zerstört, an der einen Seite Berge, an der andern undurchdringliche Wüste, half für diesmal ein gefangener Türke. Er führte das Heer über die Berge in eine fruchtbare Ebene. Aber man hatte viel Pferde verloren und auch bald wiederum Mangel an Lebensmitteln, dazu niemals Ruhe. Bald jedoch wurde der Verrath des Sultans von Ikonium noch offenbarer. Denn am 14. Mai des Jahres 1190 erblickte man das Heer desselben, welches sich mit den umherschweifenden Türken vereinigt hatte, und es schien nach den geringsten Angaben an dreihunderttausend Mann stark. Das war

eine schreckliche Enttäuschung. Aber die Kreuzfahrer verloren den Muth nicht. Sie wandten sich zu dem, der einzig helfen konnte, zu dem Vater im Himmel. Der Bischof von Würzburg ermahnte die Versammelten, sie sollten die Hoffnung nicht sinken lassen und an das trostreiche Beispiel der heiligen Märtyrer denken, dann werde Gottes Geist und Hilfe nahe sein. Auch Friedrich erinnerte, daß hier nur Tapferkeit helfen könnte, Jeder aber, der fliehe, umkommen müsse. Da stimmten alle muthig den deutschen Kriegsgesang an und kehrten nach einer kärglichen Mahlzeit in ihr Zelt zurück. Es kam zur Schlacht, und die Christen durchbrachen mit solcher Gewalt die Schaaren der Türken, daß zehntausend derselben auf dem Platze blieben, die übrigen nach Ikonium flohen. Aber mit dem Siege war den Kreuzfahrern noch nicht geholfen. Denn man befand sich in einer öden, wasserlosen Gegend und litt entsetzlichen Durst, den man mittels Nagen an Rasen und dem Blute der Pferde zu löschen suchte. Erst am andern Morgen fand man eine sumpfige Gegend und schlechtes Wasser und Gras für Pferde. Ohne Salz und Gewürz gekochtes Esels- oder Pferde-Fleisch galt für köstliche Labung. Auch Holz mangelte. Jetzt war kein Rath, als das feste Ikonium anzugreifen. Die Kreuzfahrer, unter Anführung des Herzogs Friedrich und Florentius von Holland, erstiegen die Mauern, und zehntausend Feinde sanken unter ihren Schwertern darnieder. Unermeßlich waren die Vorräthe an Lebensmitteln und Beute. Man fand den Brautschatz, welchen der Sultan seiner Tochter mitgegeben, und das Geld, welches Salaheddin abgeschickt haben sollte, um damit Söldner wider die Kreuzfahrer zu werben. Der Sultan selbst mußte um Frieden bitten, der ihm auch gegen Stellung von Geiseln, sicheres Geleit und Darreichung hinreichender Lebensmittel gewährt wurde. Friedrich Barbarossa hatte sich vielleicht nie größer gezeigt, als bei jenem Zuge. Als man noch in Verlegenheit war, was geschehen sollte, und Alle zagten, hielt er, wiewohl im Alter, den Muth aufrecht. Auch er entschied sich für den Zug nach Ikonium, aber von allen Seiten von Feinden umringt, theilte er das Heer in zwei Abtheilungen, und nahm die Kranken, die Priester und das Gepäck in die Mitte. Der Kaiser theilte jede Noth, und hielt vor Allem strenge Mannszucht. Dennoch reichten seine Kräfte nicht aus, und als das Heer zu weichen anfing, rief der Greis mit lauter Stimme, durch seinen Heldenmuth verjüngt: Warum zaudert ihr? Weßhalb seid ihr niedergeschlagen? Gottlob, daß die Feinde endlich eine Schlacht wagen! Um den Himmel mit eurem Blute zu gewinnen, verließt ihr das Vaterland, jetzt ist die rechte Zeit, folgt mir, Christus siegt, Christus herrscht! Und in demselben Augenblicke gewahrte man die christliche Fahne auf dem Thurme von Ikonium. Auch Philomena ward besetzt und

mehrere andere Orte, und man kam endlich nach Armenien. Friedrich hatte jedoch mehr als die Hälfte seiner Leute verloren. Aber in Armenien erblickte man das siegreiche Zeichen des Kreuzes an den Wegen, und man konnte sich über manche Niederlage trösten. Denn man war bei Freunden, die armenischen Fürsten sorgten für Lebensmittel. Nachdem Friedrich hier den Gedeon zum König eingesetzt, zog er mit dem Heere weiter nach Syrien. Man erreichte Seleucia, von wo man am 10. Juni weiter aufbrach. Es war sehr heiß. Herzog Friedrich führte den Vortrab, das Gepäck folgte, und der Kaiser befand sich im Hintertreffen. Weil aber die Brücke über den Strom nur sehr schmal war, ging der Zug sehr langsam. Auch traten Zögerungen und Hindernisse anderer Art ein. Der Kaiser eilte, er wollte zu seinem Sohne kommen, und zu jenem Zwecke den Strom durchschwimmen. Einige warnten, aber er sprang mit seinem Pferde in den Strom. Der Greis hatte jedoch nicht mehr so viel jugendliche Kraft, als jugendlichen Muth. Die Wellen ergriffen ihn und rissen ihn mit sich fort, und als man ihm endlich zu Hilfe kam, war er bereits todt, so erzählt Raumer *) den Hergang. Nach Andern jedoch wäre er beim Baden von den Fluten ergriffen worden, man hätte ihn noch lebend herausgebracht nach Seleucia, wo er jedoch gegen Abend verschied. Seine Eingeweide wurden in Tarsus begraben, seine Gebeine mit königlicher Pracht in Antiochia. So erzählt Struve **). Groß war die Bestürzung in dem Heere. Die Verzweiflung überstieg alles Maß. Nach Friedrich, sagt Raumer, wandten sich alle Gemüther, wie die Pflanze nach der Sonne. Der Kaiser, der Feldherr, der Vater, hieß es, sei verloren, nun könne, so klagte man, ihnen kein Glück mehr aufblühen. Wirklich war damit der ganze Kreuzzug, der mit so schönen Hoffnungen begonnen, gewiß auch zu einem siegreichen Ziele geführt hätte, verloren. Man konnte von der Zeit an nie recht wieder zum Vertrauen kommen. Man huldigte indessen dem Herzoge Friedrich von Schwaben, welcher auch das Heer bis Antiochien führte, aber Viele waren durch Hunger, Noth und das Schwert der Türken umgekommen, Andere kehrten in ihre Heimath zurück oder zerstreuten sich in allerlei Richtungen, verkauften aus Noth und Geldmangel ihre Waffen, und nur ein ganz kleiner Ueberrest kam nach Tyrus, wo man nach der Erzählung Raumers die Gebeine Friedrichs feierlich begrub, und sich dann mit den Christen vor Akko vereinigte.

Gewiß war jener Kreuzzug die schönste Periode im Leben Friedrichs. Er zeigte sich in demselben als ein vorsorglicher Feldherr, als ein tapferer Krieger, als ein Mann, der auch in der Noth die Würde

---

*) Geschichte der Hohenstaufen.

**) Corpus hist. germanic.

des Reiches mit unerschütterlicher Festigkeit wahrte und mit Vertrauen ein edles Ziel vor Augen hielt, in dessen Verfolgung er mitten auf seiner Siegesbahn vom Tode überrascht wurde. Seine letzten Tage sind voll von jenem christlichen Muthe und jenem Gottvertrauen, die keine Gefahr scheuen, selbst in jenen Augenblicken, wo Alles zagt. Dazu war er ein ächter Vater seiner Krieger. Er duldete jede Beschwerde, und ermunterte Alle durch sein Beispiel. So endete er in glänzender Weise, und hat in seinen letzten Tagen Vieles von den Unbilden getilgt, die er früher geschlagen, und es läßt sich wohl begreifen, wenn das Heer in seinem Tode den Verlust seines Vaters und siegreichen Kaisers mit so vielem Schmerz beklagte.

Friedrich I., Barbarossa, war zweimal verheirathet gewesen. Von Kindern seiner ersten Frau ist keine Rede. Diese Ehe, die später nach canonischem Gesetze aufgelöst wurde, oder vielmehr keine war, scheint kinderlos gewesen zu sein. Mit seiner zweiten hatte er fünf Söhne, nämlich Heinrich, noch bei des Vaters Lebzeiten deutscher König und nachheriger Kaiser, Friedrich und Konrad, Herzoge von Schwaben, Otho, Graf von Burgund, Philipp, später Kaiser. Friedrich starb in der Belagerung von Akkaron, Konrad, nach dessen Tode Herzog von Schwaben, soll zu Durlach getödtet worden sein. Außer diesen Söhnen werden auch noch zwei Töchter genannt, nämlich Sophia und Beatrix. Die erstere war an den Markgrafen Wilhelm von Montferrat verheirathet, die zweite Abtissin von Quedlinburg.

3. Heinrich VI. — Vorgänge im heiligen Lande.

Als Friedrich im Morgenlande gestorben, war sein Sohn Heinrich, dem er bei seinem Scheiden aus Deutschland die Verwaltung des Reiches übertragen, alleiniger König und Herr. Nach dem Zeugnisse des Gervasius Tilberiensis wäre Heinrich ein gemäßigter, bescheidener Mann gewesen, nur gegen Feinde wild und unbesiegt, den Halsstärrigen strenge, den Verräthern unbarmherzig, vor Gelehrten noch gelehrter, und dasjenige, was er an Gewandtheit der Waffen weniger hatte, als sein Vater, ersetzte er durch Beredsamkeit und Freigebigkeit. Er wäre demnach gnädig für die Guten, herablassend für die Einfachen gewesen, gegen Stolze unbeugsam, aber mit dem Geiste, nicht mit dem Schwerte, zeigte er den Herrscher. In etwas anderer Weise äußert sich Gottfried von Viterbo: „Wir sehen seine elegante Form, seinen lobenswerthen Kriegsdienst und alle jene königlichen Tugenden, welche wir den jungen Fürsten in ihrem Alter nur wünschen können.“ Diese Ausdrücke, von denen die ersten mehr rhetorisch sind, die zweiten dem jungen Manne gelten, der sich noch nicht entwickelt, könnten

indeß leicht Anlaß zu manchem Mißverständniß geben. Wir haben schon früher Beispiele von der Grausamkeit angeführt und von der Rücksichtslosigkeit, deren sich der junge, noch keineswegs zum Kaiser gekrönte König zu schulden kommen ließ, und die wohl zeigten, was in ihm stack. Wir werden aber später noch andere hören können, und nach diesen erst ein vollständiges Urtheil über den Charakter jenes Mannes fällen, der vielleicht manches Aehnliche mit Tiberius hatte. Raumer sagt von ihm: Heinrich war kein Jüngling gewöhnlicher Art. Er war erst dreiundzwanzig Jahre alt, als der Kaiser, sein Vater, nach dem Morgenlande ging, und ihm die Regierung eines Reiches übergab, das an Ausdehnung wenige seines Gleichen hatte, und zudem Schwierigkeiten darbot, die wohl nie verwickelter gedacht werden konnten. Welche Völkerschaften gehörten nicht alle zu diesem Reiche? Ganz Deutschland, ganz Italien, wenn nicht der größte, doch der bedeutsamste Theil von Frankreich mit der Schweiz und den burgundischen Landen, einigermaßen Dänemark, Ungarn, Polen. Aber überall Spaltungen und Parteien, die jeden Augenblick geneigt, ihre Angelegenheiten nicht mit der Schärfe des Wortes, sondern des Schwertes zu entscheiden. Der mächtige Friedrich, Barbarossa, hatte sie wohl für eine Zeit lang zur Ruhe bringen können, aber nicht dauernd zu bändigen vermocht. Alle seine Krönungen, seine Ausdauer, sein mächtiges Schwert hatten ihm die Gewalt nicht gegeben, deren er zur Erhaltung der Ruhe, zur Wohlfahrt eines so großen Reiches bedurfte. Gewiß machte er Fehler, wie sollte nun der dreiundzwanzigjährige Jüngling diese vermeiden? Zwar war er vom Vater sorgfältig erzogen, aber sicherlich in jenen Grundsätzen, womit der alte und mächtige Friedrich nicht durchkommen konnte, und welche so oft das Glück seiner Regierung trübten. Heinrich stärkte seinen wohlgebauten, obgleich etwas schwachen und zu schlanken Körperbau durch Jagd, Vogelfang und ritterliche Uebungen, allen Lüsten hingegen war er abhold; den sorgfältigen Unterricht gewissenhaft benützend, erlernte er die damals unentbehrliche lateinische Sprache, kannte die bürgerlichen und kirchlichen Gesetze so genau, als es sein großer Beruf erforderte, sprach lebhaft und beredt, wußte mit Scharfsinn die Menschen für seine Zwecke auszuwählen, und Alle — selbst Gelehrte und Dichter nicht ausgenommen — richtig zu würdigen und angemessen zu behandeln. Nur die, welche bescheiden baten, mochten sich seiner Milde, nur die, welche ihm nützten, besonders Kriegsleute, seiner Freigebigkeit erfreuen, sonst war er hart gegen Abgeneigte, grausam gegen Widerspenstige, unerbittlich gegen Verräther, geldgierig überall: so bei der Besetzung von Bisthümern, bei der Besiegung von Feinden, bei der Behandlung des Königs Richard von England. Aber Milde wie Grausamkeit, Freigebigkeit wie Habsucht

erhalten bei Heinrich VI. eine eigenthümliche Bedeutung, da er sie nie bewußtlos, nie aus kleinen Rücksichten oder zu kleinen Zwecken übte, sondern dem in allen Geschäften überaus Thätigen trat Jegliches in unmittelbare Beziehung zu seinen großartigen Planen. Mögen diese aber auch umfassender und geistreicher gewesen sein, als die Kaiser Friedrichs, so bleibt doch der Sohn darin weit hinter dem Vater zurück, daß er auch schlechte, gemeine Mittel nicht verschmähte, und an die Stelle edler Festigkeit eine grausame Folgerichtigkeit des Verstandes, an die Stelle freier Kühnheit des Gemüthes frühzeitig eine krampfhafte Leidenschaftlichkeit eintrat, welche nicht selten die Schranken schlau berechneter Selbstbeherrschung durchbrach *).

Heinrich hatte, als Stellvertreter seines Vaters, im Jahre 1183 zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen dem Erzbischofe Konrad von Mainz und Ludwig, Landgrafen von Thüringen, einen Reichstag in Erfurt angesagt. Hier aber gab es ein Unglück durch den Einsturz des Versammlungshauses, worin viele Fürsten und angesehene Herren erschlagen wurden. Das geschah noch bei des Kaisers Friedrich Lebzeiten. Als aber der alte Kaiser zu dem Zuge in das heilige Land rüstete, hatte er zu Regensburg einen Reichstag gehalten, und am Feste des heiligen Georg seinem Sohne Heinrich die Angelegenheiten des deutschen Reiches übertragen. Nach Struve **) ließ sich damals auch der junge König von den Fürsten den Zug nach Italien geloben, und vorzüglich diejenigen, welche Ministerialen des Reiches waren, verpflichten, innerhalb Jahresfrist, vom Feste des heiligen Matthias an, mit ihm nach Rom zu ziehen, um sich dort die Kaiserkrone zu holen. War dies wirklich der Fall, so hatte entweder Friedrich die Regierungsgeschäfte im deutschen Reiche gänzlich in die Hände seines Sohnes gelegt, oder dieser zeigte schon gleich, wie er sich zum Pabste stellen wollte. Der Zug wurde jedoch unmöglich, und Heinrich konnte sich erst im November des Jahres 1190 zur Reise nach Apulien rüsten. Als er aber den Tod seines Vaters und des Landgrafen Ludwig von Thüringen vernahm, schickte er den Erzbischof von Köln nach Italien voraus. Er selbst reiste nach Thüringen, um dieses Land zu unterwerfen. Später jedoch überließ er es dem Bruder des Verstorbenen, dem Landgrafen Herrmann, und zog nach Apulien.

Während der Abwesenheit des alten Kaisers Friedrich im heiligen Lande hatte Heinrich die königliche Gewalt in vollem Maße geübt, nicht nur manchen Streit geschlichtet, sondern auch manchen Frevler gezüchtigt. Nichts desto weniger hatten die Parteien, wo es anging,

---

*) Raumers Geschichte der Hohenstaufen.

**) Corpus historiae germanic.

wo der junge König entweder zu schwach war, oder wo er wegen besonderer Zuneigung oder Abneigung nicht eingreifen wollte, sich hie und da der Güter ihrer wehrlosen Feinde bemächtigt, und da Heinrich der Löwe sah, daß seine Besitzungen der Plünderung Aller preisgegeben wären, wenn er noch länger in England bliebe, schickte er ganz unerwartet seinen Sohn Heinrich nach Deutschland voraus. Er selbst folgte in Kurzem nach. Das verrückte für den Augenblick die weitern Plane Heinrichs auf Italien und die Kaiserkrone. Auf die Klage Bernhards, Herzogs von Sachsen, dessen Feste Lauenburg Heinrich der Löwe belagerte, beschloß der König auf dem Reichstage zu Merseburg einen Feldzug gegen den Gebannten. Dieser hatte unterdessen Bardewick, einen sehr alten Ort des nördlichen Sachsenlandes, im November des Jahres 1189 genommen und zerstört. Der König hatte darauf einen Reichstag in Goslar gehalten, kam nach Braunschweig, und drohte, die Stadt zu zerstören. Der Herzog aber nahm die Vermittlung des Erzbischofes von Mainz in Anspruch, sowie Philipps von Köln, und suchte die Gnade des Königs nach. Dieser sagte ihm einen Tag in Fulda an, und nahm ihn unter der Bedingung wieder auf, daß er die Mauern von Braunschweig an vier Seiten niederlegte, die Festungswerke von Lauenburg zerstörte, von Lübeck aber die eine Hälfte als königliches Geschenk, die andere der Graf Adolf von Holstein mit dem ganzen Gebiete ruhig besitzen könne. Damit der Friede eine sichere Gewähr habe, mußte der Herzog seinen Sohn Ludger dem Könige als Geisel stellen, der später in Augsburg starb. Dennoch gab es bald Anlaß zu einem andern Zwiste, der aber gleich beigelegt wurde. Denn als der König über Heinrich, den Sohn des Herzogs, zürnte, weil er ihn in Apulien verlassen, dieser jedoch des Pfalzgrafen Konrad, seines Bruders, Tochter heirathete, wurde im Jahre 1191 eine neue Sühne bewirkt, und Heinrich, zum Pfalzgrafen bei Rhein ernannt, finden wir später mit dem Kaiser in Apulien. Denn dieser hatte nun endlich die bereits vor achtzehn Monaten beschlossene Heerfahrt nach Italien antreten können.

Ende Novembers 1190 traf der König in Mailand ein, und beschäftigte sich zuerst mit den Angelegenheiten der Lombardei. Hier hatten die Städte Brescia und Cremona, Mailand und Bergamo, Parma, Piacenza, Pisa und Venedig, Ferrara und Mantua, Asti und der Markgraf von Montferrat, Verona und Padua sich wegen verschiedener Ansprüche bekriegt. Heinrich untersagte den Friedensbruch bei einer Strafe von zweihundert Pfund Gold, und um Geld zu bekommen, verpfändete er selbst an Piacenza die Reichsbesitzungen St. Dominico und Bargone für zweitausend Lire, versicherte sich gegen besondere Zusagen der Hilfe der Pisaner und Genueser, und zog

dann nach Rom. Hier hatten sich indeß merkwürdige Dinge begeben. Der Pabst Clemens III. hatte noch bei Lebzeiten Friedrichs nach fast fünfzigjährigen Unruhen im Jahre 1188 mit den Römern einen Vertrag geschlossen, den man nur höchst nachtheilig und für die Kirche verderblich nennen kann. Der Vertrag lautete folgender Art: Es wird kein Patrizius mehr gewählt; der Senat und der Stadtpräfekt aber vom Pabste anerkannt und belehnt, sobald er schwört, diesem hold und gewärtig zu sein. Der Pabst ertheilt den Senatoren, Richtern und Beamten die gewöhnlichen Pfründen, und entschädigt Alle, welche in den letzten Zeiten durch seine Söldner oder die Bewohner von Tusculum Schaden erlitten. Die Hoheitsrechte fallen mit nur geringen Ausnahmen an ihn zurück, wogegen er jährlich eine bestimmte Summe zur Befestigung von Rom gibt. Beide Theile versprechen sich Schutz und wechselseitigen Beistand im Kriege. Tusculum wird den Römern zur Schleifung übergeben, und fällt erst nachher an die Kirche zurück. Vielleicht war auch das ein Grund mit, warum Heinrich noch zu Lebzeiten seines Vaters zu dem Zuge nach Rom rüsten wollte. Für den Pabst zeigten sich die Nachtheile des Vertrages gar bald. Heinrich hatte nach dem Tode seines Vaters Abgeordnete nach Rom gesendet, und dem Pabste die Rechte der Kirche zu schützen versprochen, worauf ihm dieser Kaiserkrönung bewilligte, zugleich aber auch das gewiß seltsame Verlangen stellte, daß Heinrich die Rechte der Stadt anerkennen möge.

Clemens III. war am 25. März 1191 gestorben. Schon drei Tage nachher hatten die Römer in der Person des bejahrten Kardinals Hyacinth einen neuen Pabst, Cölestin III., gewählt. Dieser suchte die Krönung des Königes so lange aufzuhalten, bis er über dessen Verhalten gegen die Kirche die gehörige Sicherheit erlangt hätte. Das wußte Heinrich. Er hetzte daher die Römer gegen ihn auf, unter dem Versprechen, ihnen Tusculum, welches die Deutschen besetzt, zu übergeben, und der Pabst Cölestin entschloß sich endlich, Heinrich zu krönen. Dieser empfing am 13. April des Jahres 1191 gegen das Versprechen, die Kirche zu schützen und zu ehren, mit seiner Gemahlin aus den Händen des Pabstes die Kaiserkrone. Die Römer aber, die nun nichts Anderes vermochten, rächten sich und zerstörten in barbarischer Weise das ihnen von den Deutschen überlieferte Tusculum, welches den Päbsten bis dahin so gute und treue Dienste geleistet. Sie brannten die Häuser nieder, verstümmelten, blendeten und mordeten die unglücklichen Einwohner. Die wenigen übrig Gebliebenen fristeten ihr Leben unter Hütten von Baumzweigen, und gründeten in dieser Weise das gegenwärtige Frascati. Der Kaiser hätte eine solche Barbarei verhindern sollen, aber er war selbst erbittert gegen den römischen Stuhl, weil der Pabst Tancred zum

Könige von Sicilien gekrönt, worauf er ebenfalls Anspruch machte. Er zog daher gegen Tancred, der nach dem Tode Wilhelms in Sicilien eingefallen war. Ende April des Jahres 1191 erreichte er die apulische Gränze. Er nahm Rocca d'Arca, und die Bewohner des Landes wurden durch die Erstürmung jener Feste, die sie für unbezwinglich gehalten, so in Schrecken gesetzt, daß sie an keinen Widerstand dachten und sich zu ergeben beschloßen. Monte Cassino, St. Germand, Atino, Theano, Sorella, Capua, Aversa, die Grafen von Fondi und Molisi huldigten dem Kaiser. Nur Neapel leistete Widerstand und machte eine längere und schwierige Belagerung vonnöthen. Mit dem Kaiser waren die Erzbischöfe von Köln und Ravenna, der Patriarch von Aquileja, mehrere deutsche und italienische Bischöfe, der Herzog Otto von Böhmen, Bertold von Dalmatien, Konrad von Rothenburg, Heinrich von Braunschweig, der Sohn Heinrichs des Löwen, der Markgraf von Istrien, Heinrich, der Bruder des Herzogs von Oestreich, Peter, der Präfekt von Rom und viele Andere. Die Neapolitaner aber wehrten sich tapfer. Zwar kamen dem Kaiser die Flotten der Pisaner und Genuesen zu Hilfe; diese vermochten es jedoch nicht, der sicilianischen zu widerstehen. Dazu kam noch die gewaltige Hitze des Sommers, welche den Neapolitanern Hilfe leistete. In dem deutschen Heere brachen Krankheiten aus, an welchen mehrere Tausende, und unter diesen auch der Herzog von Böhmen, Otto, und Erzbischof Philipp von Köln starben, ja selbst der Kaiser wurde davon ergriffen. Um nicht Alles zu verlieren, mußte der Kaiser die Belagerung aufheben. Das war eine große Demüthigung, aber es blieb nicht dabei. Man konnte sich nur mit Mühe zurückziehen. Es verbreitete sich sogar die Nachricht, der Kaiser sei gestorben. Da nahmen die Salernitaner des Kaisers Gemahlin Konstanze, die sich während der Belagerung von Neapel in ihren Schutz begeben, gefangen, und sendeten sie an Tancred, der sie erst im Jahre 1292 auf Verwendung des Pabstes herausgab. Tancred hatte sich nun bald wieder des ganzen Landes bemächtigt, und dem Kaiser blieb nichts, als der Rückzug nach Deutschland, um sich allda neue Hilfe zu holen. Hier hatte indeß die Nachricht von seinem Unglücke nicht günstig gewirkt, aber er wußte sich auf dem Reichstage zu Worms am 6. Januar 1192 so fest und bestimmt zu nehmen, daß er alle Plane seiner Feinde zu Schanden machte. Dazu kamen bald günstigere Nachrichten aus Sicilien. Denn Tancred und dessen Sohn Roger V., welche hier als Könige herrschten, waren gestorben, und als Heinrich im Jahre 1193 einen zweiten Feldzug dorthin unternahm, fiel dieser bei Weitem günstiger aus. Er eroberte Salerno, und nahm eine grausame Rache an den Bürgern, welche seine Gemahlin Konstanze gefangen genommen. Apulien und Calabrien unterwarfen sich, und

Heinrich begab sich nach Messina, wo er ebenfalls die Sicilianer, welche er durch Versprechen dazu gelockt, huldigen ließ. Mit der Königin Mutter und deren Sohn Wilhelm, sowie den Töchtern derselben schloß er einen Vertrag, in welchem sie sich ergaben. Er ließ sie aber später in Fesseln werfen, den Knaben blenden. Seiner Gemahlin Konstanze aber ward durch ein päbstliches Diplom der Besitz des Reiches bestätigt, und Heinrich selbst mit Konstanze am 30. November 1195 von dem Erzbischofe Bartolomäus in der Kathedrale von Palermo zum Könige gekrönt.

Während dieses in Sicilien vorging, in Deutschland die Parteien sich bekämpften und wieder versöhnten, wurde aber auch der Krieg im heiligen Lande mit Erbitterung fortgeführt. Heinrich der Löwe schleifte weder Lauenburg, noch gab er die Hälfte von Lübeck an den Grafen Adolf von Holstein, welcher noch immer im heiligen Lande war, und erst 1192 zurückkehrte. Die Bischöfe von Halberstadt und Hildesheim, der Abt von Corwei brachen in die Besitzungen des Herzoges ein, aber noch immer standen die Ueberreste des deutschen Heeres, welches mit dem alten Friedrich nach dem heiligen Lande gezogen war, sowie die übrigen Kreuzfahrer, die mit den Königen von Frankreich und England gekommen waren, vor Akko. Die Belagerung zog sich in die Länge. Denn die Stadt ward tapfer vertheidigt, aber mit noch größerer Tapferkeit angegriffen, und mußte sich endlich ergeben. Unglücklicher Weise zeigte sich auch hier wieder der verderbliche Zwiespalt. Ja es brach in dem Lager die heftigste Gährung aus, indem die Pilger der andern Völker es schmerzlich empfanden, daß die beiden Könige die Stadt und die darin gefundene Beute sich und ihren Leuten allein aneigneten, und nur Franzosen und Engländern den Zutritt erlaubten in eine Stadt, deren Eroberung mit der Aufopferung von fast zweitausend tapfern Kriegern in zwei langen, mühevollen Jahren vollbracht, und das Werk war von der ganzen abendländischen Christenheit. Der Uebermuth der Engländer und Franzosen ging soweit, daß sie die deutschen und andern Pilger, welche es versuchten, in die Stadt zu kommen, mit Schlägen zurücktrieben *). Empört über solchen Uebermuth, vereinigten sich die übrigen Pilgerfürsten in einer Verhandlung, welche außerhalb der Bollwerke des Lagers gehalten ward, den Königen von Frankreich und England zu erklären, daß sie nicht ferner theilnehmen würden an dem Kampfe wider die Ungläubigen, wenn ihnen nicht zum Ersatze des von ihnen während der Belagerung gemachten Aufwandes und zum Lohne für die ertragenen Mühseligkeiten der ihnen gebührende Antheil an der Beute zugestanden würde. Es versprachen hierauf

*) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge.

zwar beide Könige, auf die Befriedigung dieser Ansprüche Bedacht zu nehmen, erfüllten aber ihre Zusagen so wenig, daß die meisten Ritter durch ihre Armuth und die Unmöglichkeit, länger den kostbaren und beschwerlichen Dienst zu ertragen, genöthigt wurden, ihre Waffen zu verkaufen und in ihre Heimath zurückzukehren *). Das setzte böses Blut, und mußte am Ende den ganzen schönen Erfolg vernichten. Wir sind aber deshalb hier so weitläuftig gewesen mit der Schilderung eines Verhältnisses, weil diese einigermaßen ein milderndes Licht wirft auf das Benehmen eines deutschen Fürsten, welches mehr oder weniger ganz Deutschland schänden konnte. Das war die Behandlung des Königs Richard. Das Kreuzheer hatte tapfere Fürsten, und an Tapferkeit stand vor allen oben an Richard Löwenherz, König von England und Herzog der Normandie, aber er war ebenso wild, aufbrausend und hochmüthig, als ritterlichen Sinnes. Er entzweite sich mit Allen, mit den Franzosen und 'mit Leopold, Markgrafen von Oestreich. Leopold von Oestreich verließ mit den Seinigen das Heer, und kehrte nach der Heimath zurück. Die Ursache seiner Mißhelligkeit mit Richard, sowie die Art, wie sie das Aeußerste erreichte, wird von den Schriftstellern verschieden erzählt. Nach Einigen soll der Stolz des Königs in Akko so beleidigt haben, daß der Herzog nicht länger bleiben wollte, weil Richard ihn und die Deutschen nicht nur von dem angemessenen Theil der Beute ausgeschlossen, sondern auch das östreichische Panier von einem Thurme, welchen Leopold sich zugeeignet, herunter in den Koth werfen ließ. Da aber nach Wilken **) der Markgraf von Oestreich dem Zuge nach Askalon noch beiwohnte, und zur Bestreitung der Kosten vom Könige von England sogar eine Unterstützung annahm, so muß die Beleidigung irgendwo anders vorgefallen sein. Nach Andern soll daher die Beleidigung des östreichischen Paniers durch Richard auf dem Zuge nach Askalon vorgefallen sein. Als nämlich zwischen den Marschällen des Markgrafen Leopold, welche für ihren Herrn eine Herberge einnahmen, und einem normannischen Ritter des Königs von England, welcher behauptete, diese Herberge schon für sich bestellt zu haben, ein Streit sich erhob, ließ Richard ohne Untersuchung der Sache das aufgesteckte Panier des Markgrafen von Oestreich niederreißen, in einen Pfuhl werfen, und verweigerte dann nicht nur die Genugthuung, sondern gab Jenen auch noch dem Spott und Hohn der Normannen Preis. Nach einer dritten Erzählung endlich gab Leopold den Boten, durch welche Richard ihn zur Theilnahme an dem Bau von Askalon mahnen ließ, die ungebührliche Antwort, sein Vater sei weder Zimmermann, noch

*) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge.
**) Ebend.

Steinhauer gewesen, und wiederholte dieses, als Richard ihm auf einem Spaziergange begegnete und seine Mahnung persönlich erneuerte, worüber Richard so heftig erzürnte, daß er den Herzog mit dem Fuße stieß, und dann das Gebot verkündete, daß in seinem Gefolge das östreichische Panier nicht länger mehr geduldet werden sollte. Genug, die Beleidigung muß groß gewesen sein, und der Herzog Leopold, indem er das heilige Land verließ, schwor dem Könige Richard Rache. Dieser, der im heiligen Lande Wunder der Tapferkeit verrichtet, wie ein Judas Makkabäus gefochten, aber auch durch Ungestüm viel geschadet, hatte am 2. September des Jahres 1192 mit Salaheddin einen dreijährigen Waffenstillstand geschlossen, und kehrte in seine Heimath zurück. Sechs Wochen ward er von Stürmen auf dem Meere herumgeworfen, und da er den König von Frankreich scheute, so lenkte er die Fahrt nach dem adriatischen Meerbusen. Er wollte sich nach einer fast abenteuerlichen Fahrt zu seinem Vetter, dem Herzoge von Sachsen, begeben, litt aber in der Nähe von Venedig Schiffbruch, aus dem er jedoch glücklich an's Land kam. Hier drohte neue Gefahr von dem Grafen Meinhard von Görz. Leopold erfuhr aber die Nachricht von der Anwesenheit Richards, und dieser, nachdem er drei Tage und drei Nächte ohne Wohnung umhergeirrt, kam endlich zu seinem Unglücke in die Nähe von Wien, wo er mehrere Tage auszuruhen gedachte. Aber der Diener, den er bei sich hatte, zeigte in der Stadt mehrere morgenländische Goldmünzen, und endlich verriethen ihn die Handschuhe Richards, die er bei sich im Gürtel trug. Leopold nahm nun den König gefangen, hielt ihn anfangs in ehrerbietiger Haft, nachher aber übergab er ihn an den Ritter Hademar von Chunring zur Bewahrung in der Burg von Tierenstein an der Donau, wo Richard strenge bewacht wurde. Leopold gab dem Kaiser Nachricht von der Gefangennehmung Richards. Als Heinrich davon hörte, sandte er Boten an Leopold, und ließ sich den König um eine große Summe ausliefern. Richard ward nun in der Gefangenschaft Heinrichs von einem Reichstage auf den andern geschleppt, so in Regensburg, dann in Worms und endlich in Speier aufbewahrt. Der Kaiser gab heuchlerischer Weise vor: Es schicke sich nicht, daß ein König in eines Herzoges Gewahrsam bleibe. Dies war offenbar nur ein Vorgeben. Denn auch er hatte seine Gründe, mit Richard unzufrieden zu sein, und er wollte sich nicht nur an ihm rächen, sondern auch dessen Noth für sich ausbeuten. So beschuldigte man ihn, er habe nach dem Tode Wilhelms den Tancred zu einem Zuge nach Sicilien aufgehetzt, Guido, König von Cypern, in's Gefängniß geworfen und das Königreich an einen Andern verkauft, über den Markgrafen Konrad von Montferrat zu Gericht gesessen und den Freund des Kaisers durch acht Meuchelmörder tödten lassen,

wohl gar selbst die Veranlassung dazu gegeben. Dazu kam noch die Klage Leopolds wegen Beschimpfung seines Banners. Die Sache wurde so lange hin und her verhandelt, und erregte mit Recht großes Aufsehen in der ganzen Christenheit. Man hatte sich an einem Pilger vergriffen, und der Pabst selbst konnte dies nicht ungerügt zusehen. Endlich aber auf dem Reichstage zu Speier 1194 war ernstlich von der Befreiung Richards die Rede, die, obgleich Philipp, König von Frankreich, Johann ohne Land, Richards Bruder, der nach des Gefangenen Reiche strebte, alle möglichen Hindernisse in den Weg legten, dennoch zu Mainz durchging, unter der Bedingung jedoch, daß Richard an den Kaiser vierzigtausend Mark Silber, an den Herzog von Oestreich dreitausend auszahlen sollte.

Kaiser Heinrich hatte im Jahre 1193 zu einem zweiten Zuge nach Italien gerüstet, dessen glücklichen Erfolg wir bereits oben gemeldet. Dann ging er wieder nach Deutschland, hielt einen Reichstag in Speier, einen andern in Gelnhausen, wo vor allen Dingen von einem Kreuzzuge die Rede war, wozu ihn der Pabst aufgefordert, und sich eine große Anzahl von Bischöfen und sonstigen Großen des Reiches bereit erklärten. Seinem Bruder Philipp gab er die Herrschaft über Toscana und die Mathilde'schen Güter, und machte ihn nach Konrads Tode im Jahre 1196 zum Herzoge von Schwaben. Jetzt rüstete er zu einem dritten Zuge nach Italien 1196. Auf diesem Zuge, der vorzüglich Apulien galt, ging Marquard von Anneweil, den er zum Herzoge von Ravenna und zum Markgrafen von Ancona gemacht, wie Konrad zum Herzoge von Spoleto, mit einem Heere voraus. Auch den Bischof von Worms schickte er dorthin, und als dieser nach Neapel kam, erfüllte er mit dem Abte Roffred von Monte Cassino seinen königlichen Auftrag, und ließ sowohl die Mauern dieser Stadt, als jene von Capua von Grund aus zerstören. Aber dabei blieb es nicht, als der Kaiser im Jahre 1197 selbst hinüber kam. Heinrich wußte, daß man seiner Regierung in Neapel und dem untern Italien nicht besonders hold war, und er suchte sich durch Schrecken zu erwerben, was Liebe nicht vermochte. Man sprach von wirklichen oder erdichteten Verschwörungen, welche der Kaiser mit Gewalt niedergehalten, oder weshalb er sich zu rächen suchte, und so wurden denn auf seinen Befehl einige Fürsten, von denen es hieß, daß sie sich wider ihn verschworen, unter verschiedenen Martern hingerichtet. Auch Jordanus, Graf von Sicilien, der sich gerühmt haben sollte, er werde König werden und Konstanzia heimführen, ward gefangen genommen. Diesen ließ der Kaiser auf einen eisernen glühenden Stuhl setzen, und ihm eine feurige, mit eisernen Nägeln versehene Krone auf's Haupt drücken. Einen gewissen Richard ließ er auf die Straße schleppen und aufhängen, weil es von ihm hieß,

er habe ihn mit Konstanzia vergiften wollen. Dies waren allerdings betrübte Ereignisse. Der Kaiser hatte darin entweder seine eigenthümliche Natur entwickelt, oder, durch die Umstände gereizt, zu Mitteln gegriffen, die gerade wegen ihrer Grausamkeit am wenigsten das erreichen konnten, was sie sollten. Sie erbitterten und machten seine Regierung zu einer höchst unglücklichen. Es war indeß etwas Anderes, was jetzt seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Heinrich ließ im Jahre 1197 durch den Bischof Konrad von Würzburg, seinen Kanzler, den Almerich, Bruder Guido's, Königs von Jerusalem, zum Könige von Cypern salben. Zu einem Kreuzzuge, der schon früher im Jahre 1195 verabredet war, und wozu sich so viele Bischöfe und Fürsten bereit erklärt hatten, kam es indessen nicht. Denn das verhinderten theils die Angelegenheiten des deutschen Reiches, theils die Verwickelungen und der unsichere Zustand in Italien, theils Heinrichs Tod. Vor seinem Tode aber hatte der Kaiser noch einen wichtigen Plan, und der war ganz in seinem Geiste. Die frühern Erfahrungen hatten nämlich gezeigt, daß das deutsche Reich durch den häufigen Wechsel der Kaiserhäuser viel Unheil erlitten. Es war offenbar, das konnte er den Fürsten wohl sagen, aber schwieriger war es, von ihnen zu verlangen, daß sie auf ihr Wahlrecht Verzicht leisten sollten, damit Heinrichs Nachkommen im deutschen Reiche ebenso sicher herrschten, wie sie das in Sicilien erwarten konnten. Heinrichs Plan war, die Wahl im deutschen Reiche aufzuheben und den Nachfolger blos nach dem Rechte des Blutes zu bestimmen, also daß der nächste Anverwandte des Kaisers jedesmal nach dessen Tode die kaiserliche Würde erbe. Diesem Plane gemäß, seinem Sohne Friedrich das Reich, sowie er es gehabt, unverkürzt zu hinterlassen, vereinigte er Sicilien und Calabrien, das Herzogthum Apulien, das Fürstenthum Capua mit dem deutschen Reiche. Er bestimmte ferner, daß auch die Weiber, im Falle des Mangels an männlichen Nachkommen, in jenem Erbe folgen könnten. Gegen diese Entwürfe mußten sich aber vorzüglich von zwei Seiten Widersprüche erheben, nämlich von Seiten des Pabstes und von Seiten der Fürsten des deutschen Reiches. Um den Pabst zu gewinnen, leistete er auf das sogenannte Recht der todten Hand Verzicht, von den Fürsten aber waren es zweiundfünfzig, welche sich unter Beifügung ihres Siegels für die Constitution erklärten. Aber die Fürsten in Sachsen und Welf widersprachen, und die Sache zerschlug sich. Nur so viel konnte Heinrich erreichen, daß sein Sohn Friedrich, kaum drei Jahre alt, in dem Jahre 1196 zum römischen Könige erwählt wurde. Aber Heinrich war damit nicht zufrieden. Er warf sein Auge auch auf den Thron von Konstantinopel, und da gerade hier ein Zwist ausgebrochen war zwischen Alexius Murziflus und Isaac Angelo, gedachte er Griechenland und Konstantinopel

währenddeß für sich zu erwerben. Aber nicht einmal das Geld, welches in Konstantinopel unter dem Namen der deutschen Steuer ausgeschrieben wurde, kam in Heinrichs Hand, theils weil man es ihm nicht geben wollte, oder weil ihm der Tod zuvorkam.

Heinrich war jetzt nicht blos mit den Fürsten in Unteritalien, sondern auch mit seiner Gemahlin zerfallen. Es erfolgte zwar eine Versöhnung mit dieser und den sicilianischen Großen, aber der Kaiser begann bald darauf zu kränkeln, und starb am Vorabende des Festes des heiligen Michael 1197 zu Messina, wo er auch begraben ward. Der Verdacht der Vergiftung konnte unter den vorhandenen Umständen nicht fehlen. Einige behaupten sogar, seine eigene Gemahlin habe derselben aus Theilnahme an dem harten Geschicke ihrer Landsleute nicht ferne gestanden. Andere läugnen dies und sagen, er sei an einer Diarrhöe gestorben. Heinrich hinterließ nur einen Sohn, Friedrich, später bekannt unter dem Namen Friedrich II. Seine ganze Politik hatte viel von der Richtung der Politiker neuern Schlages, mit der sich zwar Manches an materieller Macht gewinnen läßt, die Völker sich aber in fortwährenden Todeszuckungen befinden, und zuletzt auch das königliche Ansehen erschüttert wird.

4. Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig.

Angelegenheiten des heiligen Landes und fernerer Verlauf der Kreuzzüge.

Nach Heinrichs VI. Tode übernahm sein Bruder Philipp, Herzog in Schwaben, zuerst im Namen des jungen Friedrich, seines Neffen, die Zügel des Reiches. Er war der jüngste Sohn Friedrichs Barbarossa, linden Geistes, wie die alten Schriftsteller sagen, und milden Gemüthes, leutselig im Gespräche und gütig gegen die Menschen, freigebig und bescheiden, zwar schwach an Körper, aber doch, wenn er seinen Kräften trauen konnte, männlich genug, schön und ansehnlich von Antlitz, blond von Haar, mittelmäßig von Statur, doch eher mager, als dick zu nennen, ein großer Liebhaber des Rechtes. Das sind die Worte Konrads von Ursperg, damit stimmt ungefähr Arnold von Lübeck. Das Magnum chronic. belgicum, eine Schrift aus dem XV. Jahrhundert, die aber meist aus Auszügen älterer Schriftsteller besteht, sagt: Jener Philipp, wiewohl ein Jüngling an Jahren, war dennoch ausgezeichnet durch Macht und Freigebigkeit, ein vorzüglicher König, ehrfurchtgebietend wegen seiner Frömmigkeit, und durch Vorzüge jeglicher Tugend hervorragend. Wir werden

indessen von einigen Auftritten reden müssen, welche jene Worte, die mehr auf rhetorischen Klang abgefaßt sind, bedeutend herabstimmen.

Das erste Auftreten Philipps als Reichsverwesers verursachte schon gleich anfangs eine große Bewegung in Deutschland, die endlich sogar seine Wahl zum deutschen Könige zur Folge hatte. Damit war wenigstens das Wahlrecht gesichert. Aber das Benehmen Philipps konnte eben so wenig den Planen Heinrichs, der ihm noch auf dem Todesbette seinen Sohn Friedrich empfohlen und die Verwaltung des Reiches in dessen Namen übergeben hatte, als den Gegnern der Hohenstaufen zusagen. Philipp war gerade damals in Montefiascone, bei Viterbo, als er den Tod Heinrichs erfuhr. Da war rund umher Alles in Empörung. Mit Mühe konnte er den Nachstellungen der Italiener entgehen und nach Deutschland zurückkehren, um sein Erbe in Schwaben in Empfang zu nehmen, und die Deutschen zu bewegen, daß sie die Wahl Friedrichs genehm hielten. Es kamen also Ludwig, Herzog von Baiern, Bernhard, Herzog von Sachsen, Dietrich, Markgraf von Meißen, die Bischöfe von Magdeburg und Salzburg zusammen, und hielten eine Berathung mit andern Baronen und Bischöfen in Arnstadt, worin sie Philipp zum Beschützer des Reiches bis dahin erwählten, daß Friedrich, der noch in Apulien weilte, nach Deutschland zurückkommen würde. Außerdem aber hatte er noch die Fürsten in Schwaben, den Bischof Arnold von Straßburg, welche in Hagenau zusammenkamen, zu Freunden. Selbst diejenigen, welche in den Landestheilen jenseits des Meeres weilten, wählten den jungen Friedrich zu ihrem Könige und eilten nach Deutschland. Sie wurden aber von den Italienern, welche das deutsche Joch haßten, und dieses abzuschütteln suchten, mannichfach behelligt. Dazu kam nun noch die Erklärung eines Mannes, der allerdings, wenn es sich um die Kaiserwürde handelte, ein Wort mitzusprechen hatte, und gewiß der Mann war, dasjenige, was er für recht hielt, entweder durchzusetzen, oder doch mit großer Willenskraft zu verfechten. Das war der damalige Pabst. Die Kardinäle hatten nämlich nach dem Tode des etwas schwachen Pabstes Cölestin III. den Kardinal Lothar, der sich nach seiner Thronbesteigung Innocenz III. nannte, zum Pabste erwählt. Innocenz war unstreitig einer der größten Männer seiner Zeit, ja aller Zeiten *). Er war der Sohn des Grafen Trasimund von Signia und einer edlen Römerin Claricia. Seine erste Bildung hatte er in Rom genossen, dann in Paris, endlich in Bologna. Er war sechsunddreißig Jahre alt, als er den päbstlichen Stuhl bestieg, und einstimmig gewählt. Keiner hatte die Idee des Pabstthumes und sein Verhältniß zum Kaiserthume so rein und klar zu entwickeln gewußt,

*) Geschichte des Pabstes Innocenz III. durch Friedrich Hurter.

wie er. Freund und Feind konnten den Adel seiner Gesinnung nicht verkennen. An nichts Weltliches gefesselt, suchte er (wie aus seinen Schriften, namentlich aus seinen Erläuterungen über die Bußpsalmen, über das Elend des menschlichen Geschlechtes, dem Gespräche zwischen Gott und einem Sünder, hervorgeht) dem Pabstthume jene erhabene und von allem Weltlichen unabhängige Stellung zu verschaffen, die ihm seiner innigsten Ueberzeugung nach gebührte. Eben weil alles blos Irdische *) wegen seiner zerstreuten Haltungslosigkeit für ihn gar keine Bedeutung hatte, bedurfte Innocenz eines höhern Bindungsmittels, eines darüber hinausliegenden Mittelpunktes, einer anderweitigen Ansicht, durch welche das Vereinzelte in Zusammenhang kam, das Thörichte Verstand erhielt und das vorher Hinfällige und Jämmerliche Festigkeit und Freudigkeit erwarb. Abgesehen aber von dem demüthigen, stillen Vertrauen auf die Erlösung durch Jesus Christus, gab es auf der ganzen Erde nur Eine Stellung und Einen Beruf, welcher allen diesen Forderungen genügte. Der Pabst, dieser Statthalter Christi auf Erden, war nach der katholischen Ansicht aus dem Kreise aller irdischen Abhängigkeit herausgehoben und über alles Irdische gesetzt, damit er und die unwandelbare Kirche den Hilfsbedürftigen ein sicherer Anker, den Bösen ein Schrecken, der irdischen Herrschaft ein Reiniger und der irdischen Knechtschaft ein Tröster sei. Diesen himmlischen, Alles umfassenden Beruf dem niedrigen Wirkungskreise weltlicher Könige als etwas Gleichartiges gegenüberzusetzen, und wegen des Vorranges streiten, erscheint als etwas Thörichtes. Anstatt in übereilter Anmaßung zu wähnen, ihr weltliches Treiben und des Pabstes heilige Herrschaft ständen auf gleichem Boden, sollten die Könige und Fürsten vielmehr dem Himmel danken, daß er in seiner Barmherzigkeit eine Macht höhern Ursprunges auf Erden gründete, zu welcher sie, wie zu etwas Erhabenerm, Dauerndem, Tadellosem, ehrfurchtsvoll hinaufsehen können, und das ihnen als ein untrüglicher Leitstern hingestellt ist, um sie aus ihren Irrsalen zu retten. In dem Maße, als der Mond und die Planeten der Sonne näher stehen, wird ihnen größeres Licht und größere Wärme zu Theil: in dem Maße, als sie sich aus dem Kreise dieser Einwirkung entfernen, entweicht ihr Leben und der Tod bricht herein. In demselben Verhältnisse steht die alles eigenen Lichtes und einer unabhängigen Bahn ermangelnde, weltliche Macht zu der selbstständigen, Leben in sich tragenden und Leben verbreitenden geistlichen Macht.

Nach diesen Ansichten nun konnte Innocenz, obgleich er von dem verstorbenen Kaiser zum Vormund seines hinterlassenen Sohnes bestellt war, keineswegs als ein besonderer Gönner der blos auf

*) Raumer's Hohenstaufen. Band 3.

Erweiterung seiner materiellen Macht berechneten Plane Heinrichs VI. und der Hohenstaufen betrachtet werden. Beider Grundsätze waren geradezu entgegengesetzt, und es heißt daher oberflächlich reden, wenn man sagt, daß Innocenz die Macht des hohenstaufischen Hauses, welche ihn von allen Seiten einzuzwängen suchte, und die im Süden wie im Norden sich beinahe bis an die Thore Roms erstreckte, aus reiner Eifersucht, oder wohl gar wegen eingebildeter Bedenklichkeiten fürchtete (er, der an dem hohenstaufischen Hause solche Treue bewiesen), das an Heinrich gemachte Versprechen der Wahl seines Sohnes für nichtig erklärte, und den Fürsten verbot, die Regierung an Philipp zu übertragen. Gäbe es nicht zweierlei Maß in der Welt, so hätten sich die Patrioten der neuern Zeit am wenigsten über Innocenz und die Päbste als Schutzherren der sogenannten nationalen Freiheit in Italien zu beklagen. Die Verhältnisse der damaligen Zeit aber waren verwickelt, und daß es mit den Hohenstaufen in Sicilien und in den römischen Marken nicht gehen wollte, daran waren am wenigsten die Päbste schuld. Innocenz hatte in der Beziehung seine guten Gründe, gegen Philipp zu wirken. Dazu kam noch, daß dieser von seinem Vorgänger Cölestin mit der Excommunication belegt war, und zwar deshalb, weil er als Herzog von Toscana, wozu er in dem Jahre 1195 von seinem Bruder ernannt worden, in das Erbtheil des heiligen Petrus eingefallen war und dasselbe verheert hatte. Aus diesen, und wir werden hören, auch noch aus andern Gründen verweigerten die Erzbischöfe von Köln und Trier, der Pfalzgraf Heinrich bei Rhein und die Fürsten jener Gegenden Philipp die Anerkennung. Sie kamen vielmehr bei Andernach zusammen, und wählten den Herzog Bertold von Zähringen, mit Umgehung Friedrichs, zum Könige. Nach Struve *) fiel die Wahl vorzüglich deshalb auf ihn, weil er das meiste Geld hatte. Daß er dafür nicht unempfänglich war, zeigte er bald. Denn Bertold, theils der Ausgabe wegen, theils die Macht Philipps fürchtend, nahm, statt von den gedachten Fürsten die Kaiserkrone, von jenem die Summe von eilftausend Mark, und leistete auf jene Wahl Verzicht. Aber jetzt trat die Sache in ein neues Stadium. Es handelte sich nicht mehr von Philipp als Reichsverweser, sondern von Philipp als deutschen König. Denn die Anhänger seiner Partei hielten in Mühlhausen eine Zusammenkunft, und wählten ihn zum Könige. Sie machten zu gleicher Zeit dem Pabste davon die Anzeige. Dieser aber verweigerte seine Einwilligung, und als Bertold sich zurückzog, bewog er den Erzbischof Adolf von Köln und den Pfalzgrafen Heinrich, daß sie Otto, Heinrichs des Löwen Sohn, zum Könige wählten. Das geschah auch in Köln, und die Wahl ward

*) Corpus historiae germanic.

nicht nur von dem päbstlichen Legaten Guido, sondern auch später von Innocenz selbst bestätigt. Otto ward nun von dem Erzbischofe von Köln zu Achen, obgleich die Stadt dem schwäbischen Hause zugethan war, nicht ohne große Schwierigkeiten und mit einem Aufwande von siebenzigtausend Mark im Monat Juli 1198 gekrönt, nachdem er vorher eidlich versichert, er werde die Rechte der römischen Kirche erhalten, und vor allen Dingen auf die Ansprüche und den Nachlaß der beweglichen Güter der Prälaten und Bischöfe verzichten. Es hatte aber auch derselbe ganz besonders die Geistlichkeit für sich, weil der Pabst keinem Prälaten die Bestätigung ertheilte, der sich nicht zu Otto IV. zu stellen bereit erklärte. Es gibt Schriftsteller, darunter der ghibellinische Struve, welche behaupten, der Pabst habe sich deshalb für Otto ausgesprochen, weil sich der Erzbischof von Köln für ihn erklärt. Die Sache läßt sich aber mit mehr Grund umkehren. Was war näher, als der Gedanke, dem mit der Kirche befeindeten Ghibellinen einen seiner Natur nach mit derselben befreundeten Welfen entgegenzustellen? Daß der Erzbischof von Köln die Gelegenheit wahrnahm, und sich vor der Wahl das Herzogthum Engern in Westfalen und noch dazu das Allode Saalfeld einräumen ließ, bleibt dabei wohl bestehen. Der Pfalzgraf Heinrich war Otto's Bruder. Otto hatte aber außer der Geistlichkeit im Reiche nur einen kleinen Theil für sich. Philipp dagegen stützte sich nicht blos auf die Mehrzahl, auf die Macht seines Hauses, sondern auch darauf, daß er der zuerst Gewählte sei. Dieser Wahl fehlte aber die päbstliche Bestätigung, und diese war wenigstens, da der deutsche König auch auf die Kaiserkrone Anspruch zu machen berechtigt war, eine Hauptsache. Dazu war Philipp noch mit der Excommunication belegt, und daher seine Krönung, seine Bestätigung, seine Regierung, ja selbst seine Wahl nach damaligen Begriffen, so lange er jenes war, unmöglich. Philipp wußte sich freilich in Mainz von dem päbstlichen Legaten und Bischofe von Sutri die Lossprechung vom Banne zu erwirken, und damit ward wenigstens dieses Hinderniß gehoben, und er wurde hier nicht blos unter großem Beifalle als deutscher König anerkannt, sondern auch, weil dies kein deutscher Bischof wagte, von dem Erzbischofe von Tarent zum Könige gekrönt; es wies sich aber aus, daß der päbstliche Legat gegen seine Vollmachten gehandelt hatte, und dieser ward daher abgesetzt von seinem Bisthume und mußte in ein Kloster gehen. Die beiden Könige suchten nun nach manchen fruchtlosen Verhandlungen ihr Recht mit den Waffen geltend zu machen, und das Schwert mußte entscheiden. Otto lagerte zu Achen und sammelte ein Heer gegen Philipp. Dieser aber dachte mehr durch List, als durch Schlachten zu siegen. Dazu war er bei Weitem der Mächtigere, ja selbst die meisten Geistlichen stellten sich

auf seine Seite. Er hatte die königlichen Insignien, die ihm sein verstorbener Bruder Heinrich überliefert, und nannte sich nicht blos König, sondern schritt auch bei feierlichen Gelegenheiten mit der Krone geschmückt einher. Er hatte alle Schätze seines Bruders, des Königes, alle Besitzungen und Güter seiner übrigen Brüder. Er war der Erbe der reichsten und mächtigsten Fürsten, und brachte die übrigen theils durch Drohungen, theils durch Versprechen und Geschenke auf seine Seite, setzte unzählige Kriegsheere gegen Otto in Bewegung, und brachte Städte und Burgen, sowie verschiedene Orte, welche sich ihm widersetzten, in seine Gewalt. Auch den Herzog Primislaus von Böhmen wußte er für sich zu gewinnen, gab ihm zu diesem Zwecke den Königstitel, und ließ ihn in seiner Gegenwart, wiewohl unter dem Widerspruche des Pabstes, in Boppard krönen. Unter solchen Umständen hing ihm der ganze kaiserliche Hof mit allen Ministerialen und der größte Theil der Fürsten an. Er schonte aber auch nichts, um sich in seinem Ansehen zu erhalten. Denn das ganze Herzogthum Schwaben wendete er daran, indem er Güter, Städte, Burgen an seine Krieger und Anhänger vergab, für sich nichts, als den blosen Namen der Herrschaft behielt. Von jener Zeit an kam der schwäbische Adel eigentlich zur Macht. Auch Philipp, der König von Frankreich, stellte sich auf die Seite des Hohenstaufen. Die Erzbischöfe von Magdeburg, Trier, Besançon, die Bischöfe von Regensburg, Freisingen, Augsburg, Eichstädt, Worms, Speier, Brixen, Hildesheim, viele Aebte hatten sich für Philipp beim Pabste verwendet, dieser sogar lange mit seiner Entscheidung gezögert. Sie kam endlich, nachdem der Pabst es vergeblich versucht, den Frieden zu vermitteln, im Jahre 1201. Sie sprach aber gegen Philipp. Denn der Pabst verbot in jener Entscheidung alle Gewaltthat, und befahl, daß alle Stände bei Strafe des Bannes Otto als König anerkennen sollten. Der päbstliche Gesandte verkündete am 29. Junius diesen Spruch öffentlich in Köln, nachdem Otto vorher folgenden Eid geschworen: „Ich, Otto, von Gottes Gnaden König der Römer u. s. w., bezeuge, verspreche und beschwöre meinem Herrn, dem Pabste Innocenz „und seinen Nachfolgern, daß ich alle Besitzungen, Ehren und Rechte „der römischen Kirche nach meinen Kräften und gutem Glauben erhalten und beschützen werde. Die Besitzungen zuvörderst, welche die „römische Kirche bereits wieder gewonnen hat, will ich ihr frei und „ruhig lassen, und ihr zu deren Erhaltung treulich beistehen; diejenigen aber, welche sie noch nicht wieder gewonnen hat, werde ich „erwerben und nachmals beschützen helfen, oder ihr, sofern sie in „meine Hände kommen sollten, ohne Schwierigkeiten überantworten. „Dahin gehört alles Land von Radicofani bis Ceperano, das Exarchat „Ravenna, die Städte Rimini, Pesaro, Fano, Osimo, Ancona, die

„Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Landschaften der Mark-
„gräfin Mathilde, die Grafschaft Bertinora und alle übrigen dazu
„gehörigen Lande, so wie sie in vielen Freibriefen der Kaiser seit der
„Zeit Ludwigs verzeichnet sind. Ich werde ferner dir, meinem Herrn,
„Innocenz und deinen Nachfolgern, zu der Erhaltung und Vertheidi-
„gung des sicilianischen Reiches Beistand leisten, und allen Gehorsam
„und alle Ehre erzeigen, welche fromme und rechtgläubige Kaiser dem
„römischen Stuhle zu erweisen pflegten. Ich will mich nach deinem
„Rathe und deiner Weisung richten in Hinsicht der lombardischen und
„toscanischen Angelegenheiten, und in Hinsicht des guten Herkommens,
„welches man dem römischen Volke erhalten und erweisen muß. Ebenso
„werde ich deinem Rathe und deiner Weisung gehorchen über den
„mit dem Könige von Frankreich zu schließenden Frieden. Geräth die
„römische Kirche meiner Erhebung wegen in Krieg, so komme ich ihr,
„wie es die Nothdurft erheischt, in Tragung der Lasten zu Hilfe.
„Alles Vorstehende werde ich nochmals eidlich und schriftlich erhärten,
„sobald ich die Kaiserkrone erhalten habe *)."

Jetzt konnte Otto hunderttausend Mann in's Feld stellen. Aber Philipp blieb nichts desto weniger ein gefährlicher Gegner. Der Krieg entzündete sich mit Heftigkeit, und ward mit aller Wildheit und Barbarei damaliger Zeiten geführt. Es ist schrecklich, was Godofred, ein Zeitgenosse und Mönch von St. Pantaleon in Köln, von der Art und Weise erzählt, womit damals der Krieg geführt ward **). Wie in den Tagen der Normannen, so galt er auch jetzt wieder Kirchen und Klöstern, Geistlichen, ungeachtet Philipp doch so viele Beschützer unter dem Klerus, namentlich unter den Bischöfen hatte. Die Städte wurden verbrannt, die Dörfer verödet, die Einwohner mit gesuchter Grausamkeit mißhandelt. Der Kampf begann zuerst am Rhein. Die größern Städte wußten sich zu schützen, aber die kleinern mußten den Zorn der Sieger fühlen. So wurden unter andern in jenen Gegenden Remagen, Bonn mit vielen umliegenden Dörfern ausgebrannt. Alles flüchtete sich in die festen Plätze. Die wilden Zerstörer übten aber außer Raub, Mord, Brandstiftung noch sonst allerlei Schändlichkeiten, die traurig zu erzählen sind. So bestrichen sie unter Andern eine Nonne, der sie alle Kleider genommen, mit Honig, wälzten sie in Bettfedern, setzten sie auf ein Pferd, mit dem Gesichte nach dem Schweife gewendet, und führten sie zum Spott herum, bis endlich der König den Frevel vernahm und die Uebelthäter züchtigte ***).

Später entbrannte der Krieg in Thüringen, wohin sich Philipp

*) Raumer's Hohenstaufen. Struvius, corp. hist. germanic.
**) Godofredus, Monach., ad ann. 1199. Bei Freher, corp. rer. germ. Tom. I.
***) Godofredus.

wendete, Weißensee belagerte (1204), und den Landgrafen Herrmann so in die Enge trieb, daß er sich unterwerfen und um Gnade flehen mußte. Philipp war überall siegreich, und Ottokar, der Böhmenkönig, der sich von ihm abgewendet, wurde nun bestraft, Heinrich, Otto's Bruder, mit Drohung geschreckt, daß er die Partei desselben verließ. Auch Wilhelm, Graf von Jülich, verband sich mit Philipp. Ja jener beredete sogar den Erzbischof Adolf von Köln, diesen in Achen zu krönen. Was Wilhelm herübergebracht hatte, war das Geld, ja dies selbst war nicht ohne Einfluß auf den Erzbischof. Der Abfall kam jedoch dem Erzbischofe sehr theuer zu stehen. Denn er ward nach Rom geladen, abgesetzt, excommunicirt, und statt seiner der Probst Bruno von Köln zum Erzbischofe erwählt. Die Kölner aber blieben treue Anhänger Otto's. Philipp wußte jedoch ihren Anführer, Herzog Heinrich von Limburg, durch Geld zu gewinnen. Er schlug die Kölner, und trieb Otto, der sich nur mit dreien seiner Leute flüchten konnte, bis nach Wassenberg hin. Der Erzbischof Bruno ward sogar gefangen. Da nun die Kölner sahen, daß sie es mit dem ganzen Reiche zu thun hatten, so wandten sie sich auf den Rath und die Verwendung des Herzogs von Brabant, sowie der übrigen Fürsten an den König Philipp nach Boppard, und erhielten Frieden und Vergebung (1206). Sie leisteten den Eid der Treue, und als er im folgenden Jahre zu ihnen kam, ward er mit vielen Ehren, sowohl vom Volke als vom Klerus, empfangen. Otto hatte sich indessen zu seinem Schwager Richard nach England flüchten müssen, von wo er mit einer Hilfe, und namentlich mit englischem Gelde zurückkam. Philipp, überall Sieger, glaubte nun in aller Sicherheit einen jener Akte üben zu können, deren sich viele Machthaber zur Blendung der Menge blos deshalb bedient haben, um ihre Macht noch mehr zu stärken. Er legte die Krone nieder, und stellte es den Fürsten anheim, frei zu wählen. Diese aber verstanden ihn, Philipp ward von Neuem gewählt, und von dem Erzbischofe von Köln gekrönt. Dennoch dachte man an eine Versöhnung. Man war der fortwährenden Kriege müde, und sehnte sich nach Frieden. Die Fürsten suchten daher die beiden Könige zu einigen. Otto's Sache schien in Deutschland verloren. Nur der Pabst hielt fest. Es wurden daher vornehme Männer als Abgeordnete an Innocenz gesendet, um diesen mit Philipp zu versöhnen. Jene Abgeordneten waren Wolfger von Aquileja, Gebhard, Burggraf von Magdeburg, die, nachdem sie in Cremona einige erfahrene Männer zu sich gesellt, an den römischen Hof kamen und den Pabst zu bewegen suchten, er möge Philipp an der Regierung lassen. Es kam auch wirklich zu einem vorläufigen Vergleiche, in dessen Folge die Kardinäle Hugo, Bischof von Ostia, Leo vom heiligen Kreuze zu König Philipp nach Deutsch-

land gesendet wurden, um diesen und Otto auszusöhnen, sowie den Erzbischof Bruno von Köln, der bereits ein Jahr in Gefangenschaft saß, zu befreien. Sie trafen mit Philipp in Speier zusammen, und da dieser gerade am Feste des heiligen Andreas in Augsburg einen Reichstag hielt, kamen sie ebenfalls dorthin, um mit den Fürsten des Friedens wegen zu unterhandeln. Hier wurden demnach Philipp und der ehemalige Erzbischof Adolf von Köln unter der Bedingung vom Banne losgesprochen, daß er nach Rom reiste und Genugthuung gäbe. Da wurde nun auch Bruno frei, aber er mußte eine gewisse Jahresrente an Adolf abtreten. Jetzt waren noch blos Philipp und Otto zu versöhnen. Sie kamen in der Nähe von Köln zusammen. Beide suchten einander zur Abdankung zu bewegen. Philipp bot dem Otto, wenn er dem Reiche entsagen würde, seine Tochter mit dem Herzogthum Schwaben und vielen andern Gütern an; Otto dem Philipp noch mehr, und das Friedensgeschäft zerschlug sich. Es wurde auf dem Reichstage zu Nordhausen erneut. Aber auch hier konnte weiter nichts erreicht werden, als daß König Philipp nach Quedlinburg kam, Otto in der Nähe auf der Veste Herlingsberga verweilte und ein Waffenstillstand von einem Jahre geschlossen ward, den indessen beide zu neuen Zurüstungen benutzten. Gewiß wäre der Krieg bald mit neuer Wuth wieder ausgebrochen, da ward Philipp am Tage der Vermählung seiner Nichte, am 21. Januar 1208, durch Otto von Wittelsbach in seinem Schlafgemache zu Bamberg ermordet. Er hatte Niemanden bei sich, als den Bischof von Speier und den Truchses, Heinrich von Waldburg, welche den König in's Zimmer begleitet, wo derselbe in Ruhe der schönen Aussicht genoß. Da trat Otto mit bloßem Schwerte herein, ohne Anmeldung, wie es bei ihm gewöhnlich. Der König, der gar nichts Arges ahnte, sagte: Lege dein Schwert ab, denn hier ist nicht der Ort dazu! Ja wohl ist hier der Ort, sagte Otto, daß du büßest für deine Treulosigkeit, und damit zückte er auf seinen Hals. Philipp starb bald darauf zu Bamberg, und ward in Speier begraben. Der Pabst, wiewohl dessen Gegner im Leben, verfluchte den abscheulichen Mord, und betheuerte in einem Schreiben an den Erzbischof von Magdeburg und dessen Suffragane, daß er jene grausame That verabscheue, welche von den Kindern Belials schändlicher Weise begangen worden. Die Ursache des Mordes aber war, daß Philipp dem Otto von Wittelsbach seine Tochter Kunigunde zur Ehe versprochen, diese jedoch nicht nur verweigert, sondern auch Otto's Verheirathung mit einer Tochter des Königs von Polen verhindert, weil er ihm statt eines Empfehlungsbriefes einen sogenannten Uriasbrief mitgegeben.

Philipp hatte mit seiner Gemahlin Irene, einer Tochter Isaac Angelo's, Kaisers von Konstantinopel, welche mit ihm im Jahre

1204 von dem Erzbischofe von Köln gekrönt worden, vier Töchter, nämlich Beatrix, Gemahlin Ferdinands III., Königs von Castilien, Kunigunde, früher an Otto von Wittelsbach verlobt, später an König Wenzeslaus von Böhmen, die dritte wurde mit Otto und die vierte mit dem Herzoge von Brabant vermählt. Die Kaiserin Irene aber starb noch in demselben Jahre an einem bösen Wochenbette, das sie vor Gram erlitten, und ward in dem Kloster Lorch begraben.

Die Ermordung Philipps hatte in Deutschland großes Aufsehen und Besorgniß erregt. Aber sie einigte doch gewissermaßen die Gemüther, und Otto wurde auf dem Reichstage zu Frankfurt, den er am 11. November 1208 in glänzender und zahlreicher Versammlung hielt, einstimmig zum Kaiser erwählt und ihm die Reichsinsignien ausgehändigt. Der Friede und die Reichsgesetze wurden von Neuem beschworen, alle ungerechten Zölle und sonstigen Anmaßungen vernichtet, die Aussöhnung zwischen den beiden streitenden Familien bewerkstelligt. Nur dem Mörder des Kaisers und seinem Anhange galt jetzt der Krieg, ja selbst die achtzehnjährige Beatrix, dritte Tochter des ermordeten Philipp, verlangte von Otto, daß er sich als Rächer des Mordes zeige. Otto von Wittelsbach und alle seine Genossen und Helfer wurden geächtet, ihre Würden an Andere verliehen, ihre Güter eingezogen, ihr Haupt für vogelfrei erklärt. Otto von Wittelsbach aber irrte, wie Kain nach dem Brudermorde, wild umher. Er fand nirgendwo Aufnahme, und wurde endlich in einer Scheune der Mönche von Oberndorf, unweit Regensburg, von Heinrich von Kalentin und Welf niedergestochen, sein abgeschnittenes Haupt in die Donau geworfen. Der Rumpf blieb zum Abscheu liegen, und erst nach drei Jahren erhielten die Mönche Erlaubniß, ihn zu beerdigen.

Die Ermordung Philipps bleibt zwar ein Flecken in der deutschen Geschichte, sie steht indeß bis dahin vereinzelt da, und der gesunde Sinn des deutschen Volkes, Freund und Feind, haben darüber das Verwerfungsurtheil ausgesprochen. Die Versöhnung zwischen beiden Familien, die sich nun beinahe seit zehn Jahren auf den Tod bekämpften, dauerhafter zu machen, geschah jetzt an Otto der Vorschlag, er möge sich mit Beatrix, der Tochter Philipps, verloben. Beatrix war bei allen Verlusten ihres Vaters noch immer eine reiche Erbin *) [sie brachte ihrem Bräutigam, ohne die sonstigen Güter und die vielen Schätze, dreihundert und fünfzig Burgen mit **)], aber sie war noch zu jung, und Otto hatte außerdem religiöse Bedenken, ob er wohl eine so nahe Verwandte ehelichen dürfe, und ihm nicht die Sache von den Ständen übel ausgelegt würde. Die Angelegenheit kam

*) Raumer a. a. O.

**) Struvius, corpus hist. germanic.

daher auf dem Reichstage zu Würzburg zur Verhandlung, und hier erhob sich Leopold von Oestreich, und sprach im Namen der Fürsten, der beiden Kardinäle und sonstiger Prälaten: Damit Frieden und Eintracht in Deutschland dauernd gegründet werde, möge er Beatrix heirathen; zur Beruhigung seiner Seele aber zwei Klöster bauen, und es an Wohlthaten für die Armen und Geistlichen nicht fehlen lassen. Diesem erwiederte der König: Einem so verständigen und gewichtigen Rathe wolle er nicht widersprechen. Beatrix, von den Fürsten und Bischöfen geführt, nahte dem Throne, und Otto gab ihr den Verlobungsring. Dieser konnte auch jetzt erst an seinen Römerzug gehen.

Der Zug nach Italien wurde bereits auf dem Reichstage zu Hagenau beschlossen. Es kamen aber auch die päbstlichen Legaten Hugo von Ostia und Leo dorthin, welche die Wahl Otto's bestätigten. Otto hatte darauf den bereits erwähnten Reichstag nach Würzburg angesagt, wo er mit großem Jubel empfangen ward, und auch die Städte Italiens ihre Unterwerfung zusagten. Der König aber hatte außer dem bereits erwähnten Versprechen dem Pabste für die Gewährung der Ehedispense nicht blos gelobt, er werde ein treuer Vertheidiger der Kirche sein, sondern auch einen Zug nach Jerusalem unternehmen.

Otto feierte nun einen andern Reichstag in Augsburg, und ging darauf, nachdem er die päbstlichen Legaten vorausgeschickt, nach Italien. Er wählte den Weg durch das Thal von Trient, kam nach Verona, und wurde von den dortigen Bewohnern wohl aufgenommen. Man setzte mittels einer Schiffbrücke über die Etsch. Die Burg Garda aber, welche Heinrich VI. den Veronesern übergeben, erhielt er wieder zurück und legte eine Reichsbesatzung hinein. Dann ging's nach Bologna, wo er einen Reichstag hielt, und endlich nach Mailand, wo er wohl aufgenommen ward, eine Zeit lang verweilte, die Angelegenheiten des Reiches ordnete und ein starkes Heer zusammenzog. Nachdem er auch Toscana besetzt, schickte er den Patriarchen von Aquileja und den Bischof von Speier, seinen Kanzler, nach Rom. Dieser unterhandelte im Auftrage des Königs über die Kaiserkrönung mit dem Pabste. Die Unterhandlung hatte guten Erfolg, und die Abgeordneten kehrten mit der Verheißung zurück, der Pabst werde sowohl den König, als das ganze Heer mit väterlicher Zuneigung empfangen. Otto zog daher freudig nach Rom, und schlug am Sonntage nach St. Michael im Jahre 1209 vor den Thoren der Stadt sein Lager auf. Innocenz und die Römer empfingen ihn mit allen Ehren, und nachdem er vor der Kirche den Eid geleistet, er werde ein gerechter Richter sein, Wittwen und Waisen Beschützer, die Kirche und vorzüglich das Erbe Petri vertheidigen, wurde er von dem Pabste gekrönt und mit dem Namen „Kaiser und Mehrer

des Reiches" begrüßt. Otto kehrte jetzt nach Toscana zurück. Er nahm die Lombardenkrone und ordnete die Angelegenheiten Oberitaliens. Aber bald zerfiel er mit dem Pabste, und zwar vorzüglich wegen der Mathilde'schen Güter, die er zuerst dem Pabste versprochen, nach seiner Krönung jedoch, von verschiedenen Magistratspersonen zurückgehalten, nicht auslieferte. Auch Apulien wollte er für das Reich zurück, welches Friedrich, Heinrichs VI. Sohn, von dem Pabste als Lehen erhalten zu haben behauptete. Das gab nun großen Zwiespalt zwischen dem Pabste und dem Kaiser, und dieser ward endlich mit dem Banne bestraft. Otto aber untersagte in allen Städten und Burgen durch eigene Boten alle Verbindung mit dem Pabste. Besonders jedoch mengten sich die Advokaten in den Streit. Diese beriefen sich auf das kaiserliche Recht, welches damals dem canonischen entgegengesetzt wurde, die neuere Zeit würde sagen, auf das jus territorialis, cavendi, circa sacra u. s. w., und was später die sogenannten Ultramontanen und Febronianer bedeuteten, waren in der damaligen Zeit Decretisten und Legisten. Es hatten sich aber die Rollen gewechselt. Denn das, was früher die Hohenstaufen, behaupteten jetzt die Welfen, ohne Rücksicht darauf, daß es gerade der Pabst war, der ihnen in den Zeiten der Noth allein getreu geblieben, und dem sie gerade Alles zu verdanken hatten. Auch die Welfen brachen also ihr Wort, und wurden treulos. So war der Aufenthalt für die Kaiser in Italien stets gefährlich, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn dies sich später ein sehr verdienter Fürst, Rudolf von Habsburg, zur Lehre nahm. Die Parteien, die in Rom selbst wühlten, waren dem kaiserlichen Ansehen ebenso feind, als dem päbstlichen, und sie suchten nur das Eine durch das andere zu schwächen, und dann ihre anarchischen und selbstsüchtigen Plane durchzuführen, wie dies auch mehr oder weniger in allen übrigen italienischen Städten der Fall war. Otto aber vergaß, wie später Friedrich II., seinen Wohlthäter, und das war überhaupt das Unglück der damaligen Kaiser, daß sie an dem beschworenen Worte nicht festhielten, sondern sich bald auf diese, bald auf jene Partei stützten, und sich gewinnen ließen, wie es der augenblickliche Vortheil rieth. Kein Wunder, wenn daher der Name Welfe und Ghibelline für eine Zeit lang ihre Bedeutung wechselten.

Im Jahre 1211 zog Otto nach Apulien. Hier hatte er guten Erfolg. Er erwarb sich Apulien und Calabrien. Die Städte bezeigten ihre Ergebenheit, und die Burgen wurden mit Besatzungen versehen. Ja man bot ihm sogar Sicilien an.

Innocenz ließ dem Kaiser zu verschiedenen Malen, sowohl schriftlich als mündlich, vorstellen, wie er gegen seinen Eid handle und alles dasjenige einseitig umstoße, was seit mehr als zehn Jahren allen Unterhandlungen zu Grunde gelegen habe. Nicht minder

ermahnte er ihn, andere kluge Männer zu hören; er möge um des Einzelnen willen nicht mit dem Pabste streiten, welchem er das Ganze verdanke; er möge den nicht verfolgen, durch welchen er seine eigenen Verfolger besiegt habe; er vergebe sich endlich nichts, wenn er dem obersten Richter auf Erden gebe, was ihm gebühre. Aber Otto's *) Ansicht und Stellung war so durchaus verändert, daß alle diese Gründe keinen Eindruck auf ihn machten, um so mehr, als er in Apulien im Glücke schien.

In Deutschland ging die Sache Otto's nicht so ganz gut. Hier wurde zuerst von Siegfried, Erzbischof von Mainz, und dem päbstlichen Legaten mit dem Landgrafen Herrmann von Thüringen, dem Könige von Böhmen und einigen andern Vornehmen des Reiches eine Zusammenkunft veranlaßt in Bamberg, bei welcher Gelegenheit nicht nur über die Rückkehr des Bischofes, welcher der Theilnahme an dem Morde Philipps beschuldigt war, unterhandelt wurde, sondern auch über Otto's Absetzung und Friedrichs, des Königes von Sicilien, Wahl. Die Sache konnte aber wegen Mangel an Einwilligung nicht zu Stande kommen. Siegfried sprach jedoch im Namen des Pabstes über Otto den Bann aus, und theilte die päbstlichen Schreiben darüber allen Bischöfen und Erzbischöfen mit. Das erbitterte den Pfalzgrafen Heinrich, des Kaisers Bruder, und er vernichtete mit dem Herzoge von Brabant und den übrigen Fürsten des benachbarten Lothringen das ganze Erzstift Mainz mit Raub und Brand, so daß nichts übrig blieb, als Städte und feste Schlösser.

Im Jahre 1212 war Otto wieder aus Italien nach Deutschland gekommen, und hielt zu Pfingsten einen glänzenden Reichstag zu Nürnberg, wo er allen Fürsten die Ursache seines Zwistes mit dem Pabste auseinanderzusetzen suchte, den König von Böhmen seines Reiches entsetzte, und statt desselben seinen Sohn ernannte. Dann zog er gegen Herrmann, Landgrafen von Thüringen, nahm dessen Burgen und zerstörte seine Vesten. Damit schien aber auch Otto's Glücksstern erbleicht. Denn Friedrich kam in jenem Jahre nach Rom, wurde vom Pabste ehrenvoll aufgenommen, und zog dann mit Hilfe der Fürsten über die Alpen nach Deutschland, wo ihn der obere Theil mit allgemeiner Freude empfing. Otto fühlte sich zu schwach, ihm mit einem Heere entgegen zu gehen. Er entließ dasselbe, und zog sich in aller Stille in die niedern Gegenden zurück. Friedrich aber kam nach Mainz, und hielt daselbst am Feste des heiligen Andreas einen prachtvollen Versammlungstag, wo ihm viele Fürsten, die von ihm belehnt wurden, den Huldigungseid leisteten.

Otto rüstete indessen zu einem andern Kriege, nämlich gegen

*) Raumer's Geschichte der Hohenstaufen.

Philipp von Frankreich. Dieser hatte sich sowohl früher für Philipp von Schwaben, als jetzt für Friedrich ausgesprochen, und sich als Bundesgenossen derselben bethätigt. Er hatte den Grafen von Flandern angegriffen, und es entstand so zwischen Otto und dem Franzosenkönig ein heftiger Krieg. Der Graf von Flandern zog nicht blos Otto, sondern auch den König von England als Bundesgenossen herbei. Bei Bovin in Flandern, in der Nähe einer Insel bei Tournai, kam es zur Entscheidung, aber Otto wurde geschlagen (1214), und er sank seit der Zeit immer mehr an Ansehen, bis er endlich, fast verlassen, im August des Jahres 1218 auf seiner Veste Harzburg reumüthig verschied. Der Bischof Siegfried von Hildesheim sprach ihn, wie später der Pabst, von seinem Banne los, und er ward in Braunschweig im Dome des heiligen Blasius neben seinem Vater und seiner Mutter mit allen Insignien kaiserlicher Würde begraben. Vor seinem Tode hatte er seinen Bruder zu seinem Erben eingesetzt. Denn Kinder hatte er nicht. Meibom *) hat uns das Testament Otto's IV. in seiner Apologie aufbewahrt. Es heißt darin unter Anderm: „Wir also, wegen des Heiles unserer Seele ein Testament „machend, bitten mit der tiefsten Bewegung unseres ganzen Gemüthes, „so viel wir können, dich, Heinrich, Pfalzgraf bei Rhein, daß du, „wenn Gott, dessen Willen Alles unterworfen ist, sein Gebot an uns „erfüllt haben wird, und wir den Weg alles Fleisches gegangen sind, „in so weit du in deiner Liebe zu Gott und Treue gegen uns und als „Lehensmann und Bruder verbunden bist, das heilige Kreuz, die „heilige Lanze und Krone, den Zahn des heiligen Johannes des „Täufers und die kaiserlichen Reichsinsignien, außer unserm Mantel, „der an St. Aegidien zu geben, zwanzig Wochen nach unserm Tode „verwahrest, und keinem Menschen unter dem Himmel aushändigst, „als welchen die Fürsten einträchtig und nach dem Rechte erwählen, „oder auch demjenigen, der jetzt gewählt ist, wenn die Fürsten darin „übereinstimmen, und für diese Aushändigung, der Ehre Gottes „und unseres Heilandes halber, kein Geld nimmst, als dasjenige, „was du als unser und dein Eigenthum wegen jener Reichsinsignien „fordern kannst."

Otto war der dritte Sohn Heinrichs des Löwen und der Mathilde. Er hatte in England ein sehr kummervolles Leben geführt. Doch hatte er auch dann und wann Glück gehabt, und es ist fast räthselhaft, wie er im Jahre 1211 nach so mancher Niederlage doch noch einmal siegreich dastand. Fast ebenso verschieden als sein Glück sind die Urtheile über seine Geistesfähigkeiten. Die Einen nennen ihn stolz und thöricht, die Andern beliebt und kräftig. So viel scheint gewiß,

---

*) Scriptores rer. Germ. Tom. III.

daß er sich meistens durch englisches Geld erhielt. Manches Räthsel seines Lebens findet darin seine Aufklärung. Schlimm war dies für Deutschland und ein wenig erfreuliches Zeichen für dessen Zukunft. In den Tagen des Glückes, im Jahre 1209, hatte der Pabst Otto vergeblich gewarnt. „Die Kirche hat dich erhoben," schrieb Innocenz, „vergiß Nebucadnezars nicht, der seiner weltlichen Macht übermüthig „vertraute, dafür aber aus einem Menschen in einen Ochsen ver„wandelt ward, und Heu fraß wie ein Thier. Auch in unsern Tagen „kam Friedrich I. um, ehe er Jerusalem sah, und seine Söhne sind „schnell zu Grunde gegangen. Warum willst du dich nicht mit dem „begnügen, was so vielen deiner Vorfahren genügte? Beharrst du „länger im Bösen, so dürfen die kirchlichen Strafen keineswegs aus„bleiben. Hüte dich also, daß Gott dich nicht zerstöre, vernichte und „deine Wurzel aus dem Lande der Lebendigen ausreiße." Otto hatte darauf ganz im Sinne eines neuern Unterdrückers der Kirche erwiedert: „Auf diese Weitläuftigkeiten antworte ich ganz kurz, und sage: Ich „habe nichts gethan, wofür ich den Bann verdiente; denn das Geist„liche, das euch gebührt, beeinträchtige ich nie, sondern will vielmehr, „daß es unverkürzt bleibe, ja durch kaiserliches Ansehen noch wachse. „In weltlichen Dingen dagegen habe ich, wie ihr wißt, volle Gewalt, „und es kommt euch nicht zu, darüber zu urtheilen. Wer das Abend„mahl austheilt, hegt kein Blutgericht, und alles Weltliche werde ich „im ganzen Reiche entscheiden."

Otto ging seinen Weg, und dieser war der des Verderbens.

Angelegenheiten des heiligen Landes und fernerer Verlauf der Kreuzzüge.

Die Angelegenheit des heiligen Landes war trotz der großen Leiden, die sie über einzelne Personen und Familien brachte, doch noch immer eine Sache der ganzen Christenheit geblieben, und Deutschland hatte sich dabei mit Wärme betheiligt. Denn gerne brachte man die vielen Opfer, denen man vielleicht bei den damaligen wilden und stürmischen Zeiten zu Hause doch nicht hätte entgehen können, zu Ehren Gottes und für das Heil der Seele, obgleich auch Habsucht, Ehrgeiz und sonstige Leidenschaft hie und da dabei nicht unthätig waren, und das ganze Unternehmen wohl zuletzt an der Schlechtigkeit der Kreuzfahrer, sowie der von ihnen in Judäa zurückgebliebenen Bewohner, Pulanen genannt, scheiterte. Nachdem König Richard von England, Philipp von Frankreich, Leopold von Oestreich mit den Ihrigen Syrien verlassen, war doch noch immer eine ansehnliche Macht von christlichen Völkern aller Zungen zurückgeblieben,

dazu der große Feind des christlichen Namens, Saladeddin oder Saladin, im März des Jahres 1193 gestorben. Sein Sohn hatte nicht die Kraft des Vaters, und da von den Kreuzfahrern noch immer große Schaaren nachrückten, machten diese eine Zeit lang so große Fortschritte, daß wieder an die Eroberung von Jerusalem und die Herstellung eines christlichen Königreiches daselbst gedacht werden konnte. Auch die Orden der Johanniter und Templer konnten noch eine bedeutende Kriegsmacht unterhalten. Es war aber keine rechte Einigkeit unter den Christen, überall Mißtrauen, die Kreuzfahrer sogar von den christlichen Bewohnern des heiligen Landes nicht gerne gesehen, angeblich durch einen Waffenstillstand gebunden, welchen die Kreuzfahrer nicht anerkannten. Diese bemächtigten sich vielmehr der Städte Tyrus, Sidon, Berytus. Nur das Schloß und den obern Theil der Stadt, wohin sie Lebensmittel, Schätze aller Art geflüchtet hatten, suchten die Sarazenen beharrlich zu vertheidigen, ja sie trieben sogar die Christen bei einem Ausfalle zurück. Da sprang Graf Adolf von Holstein aus einem Hinterhalte hervor, erlegte den feindlichen Anführer, und als die von einem Christensklaven in der Burg benachrichtigte Flotte der Kreuzfahrer heransegelte, entstand ein solch Morden unter den Sarazenen, daß sie nach allen Seiten hinflohen. Byblus ergab sich durch Verrath, Gibellum und Laodicäa wurden freiwillig verlassen, der Weg nach Antiochien lag offen, und der Erzbischof von Mainz, der Herzog von Lothringen, der Landgraf von Thüringen, der Pfalzgraf Heinrich hofften schon Jerusalem zu erreichen (1197), da traf die Nachricht ein, Heinrich VI. sei in Sicilien gestorben, und alsbald kehrten die meisten Deutschen in ihre Heimath zurück. Sie dachten an ihre Güter zu Hause, an die Wirren im Reiche und ihre künftige Stellung. Einige hielten fest an ihrem Gelübde. Sie huldigten dem Sohne des verstorbenen Kaisers, und eroberten dann das feste Schloß Toronum, das einzige, welches die Sarazenen noch in der Gegend von Tyrus hatten, mußte sich ebenfalls ergeben. Aber das schien auch fast die letzte That eines Kreuzheeres zu sein, aus dem der rechte Geist der Einigkeit und Disciplin gewichen, die allein zum Siege und zu dem erwarteten Ziele führen konnten. Statt derselben war überall Hader und Zwietracht. Ungerechtigkeit und Geldgier trieben zu Raub und Blutdurst an den Sarazenen, zu Treulosigkeit und Verrath an den Christen, die sich einander selbst aufrieben. Aber bei allem dem war im Abendlande die Begeisterung noch nicht erloschen. Man rüstete zu einem neuen Zuge. Innocenz und die Kardinäle gingen mit einem guten Beispiel voran. Sie bestimmten ein Zehntheil aller ihrer Einnahmen für die Rettung des heiligen Landes. Alle übrigen Geistlichen, Prälaten und Klöster mußten ein Vierzigtheil, die Cistercienser, Prämonstratenser jedoch

nur ein Fünfzigtheil ihrer Einnahmen besteuren. Seinem Ausschreiben fügte der Pabst hinzu: „Die dringendste Noth des gegenwärtigen „Augenblickes fordere und rechtfertige diese Abgabe. Doch solle daraus für die Zukunft weder eine Gewohnheit, noch eine Verpflichtung „hergeleitet werden.“ Mit Zuziehung eines Johanniters und eines Templers besorgte jeder Bischof die Vertheilung der geistlichen Steuer, und der Pabst behielt sich nur vor, etwa bleibende Ueberschüsse nach dem Rathe jener Ritter für das heilige Land zu verwenden. Die in mehreren Reichen förmlich ausgeschriebenen Beiträge der Laien wurden in eine Truhe gesammelt, zu welcher der Bischof den einen Schlüssel verwahrte, der Priester des Ortes den zweiten und ein frommer Laie den dritten. Wer von diesen Geldern empfangen hatte, sollte ein Zeugniß über die gehörige Lösung seines Gelübdes beibringen, entweder von dem Könige von Jerusalem, oder vom Patriarchen, oder von den Großmeistern der Orden, oder vom päbstlichen Gesandten. Nur nach genauer Untersuchung und aus überwiegenden Gründen ward Jemand von dem Zuge entbunden, zahlte aber alsdann einen angemessenen Geldbeitrag, wobei die ersparte Beschwerlichkeit der Reise mit in Anschlag kam. Wer für das Lösen vom Gelübde Geld nahm oder eigenmächtig zurückblieb, verfiel in strengen Kirchenbann, wogegen man auferlegte Büßungen mit Beiträgen zum Kreuzzuge ablösen durfte.

Die Vorrechte, welche man den Pilgern schon früher bewilligt, wurden erneuert, noch vermehrt. Sie gaben während ihrer Abwesenheit keinen Zehenten von ihren Grundstücken und keine Zinsen von ihren Schulden, man las ihnen selbst während des Interdiktes oder größern Bannes stille Messen, betete für sie in den Kirchen und verwandte in manchen Ländern die Einnahmen erledigter Pfründen zu ihrem Besten. Geistliche, welche das Kreuz nahmen, durften zur Vermehrung der Reisegelder ihre Einnahmen auf drei Jahre verpfänden; Tourniere wurden, als dem Zuge nachtheilig, und ebenso jeder andere entbehrliche Aufwand verboten. Niemand sollte vor Erfüllung des Gelübdes buntes Pelzwerk tragen oder mehr als zwei Gerichte bei einer Mahlzeit essen; nur den Edlern wurde noch ein Zwischenessen erlaubt. Seeräuber verfielen in den Bann, und jeder Handel mit den Sarazenen ward auf's Neue untersagt. Nur die Venetianer erwirkten hierin eine Ermäßigung, so daß dieses Gebot sich blos auf Kriegsmaterial erstreckte. Zur Lösung christlicher Gefangenen verband sich endlich eine Gesellschaft mit einem Theile ihres Vermögens, und endlich fand sich auch ein Mann in Frankreich, der im Geiste eines Peter von Amiens oder Bernhard von Clairvaux seine Beredsamkeit für die Theilnahme an dem Kreuzzuge verwendete. Das war Meister Fulko von Neuilly an der Marne. Er zog predigend

durch das Land, und sprach besonders bei Gelegenheit eines Tournieres so gewaltig, daß nicht nur der zweiundzwanzigjährige Graf Theobald von der Champagne, der siebenundzwanzigjährige Graf Ludwig von Blois, sondern auch der Graf Simon von Montfort, der Bischof von Soissons und viele andere Geistliche und Ritter das Kreuz nahmen. Auch der Graf Balduin von Flandern, sein Bruder Heinrich, Graf von Perche, und der Graf von St. Paul bestimmten sich für den Kreuzzug. Selbst Venedig wurde gewonnen. Die Venetianer stellten Schiffe für viertausend und fünfhundert Pferde, neuntausend Schildträger, viertausend und fünfhundert Ritter und zwanzigtausend Fußgänger, und lieferten Lebensmittel für Menschen und Thiere auf neun Monate. Dafür sollten in Allem bis zum ersten April und noch vor der Abfahrt fünfundachtzigtausend Mark Silber kölnischen Gewichtes gegeben werden. Jener Vertrag war jedoch von Seiten Venedigs nicht ohne geheime, der Sache fremde Absicht. Man dachte schon im Voraus auf Eroberungen, die man zu Handelszwecken vortheilhaft hielt, und wenn dies auch nicht im Voraus berechnet war, so scheiterten doch der ganze Plan Innocenzens und die Hoffnungen der Christen an jenem Eigennutze.

Mit dem Frühjahre des Jahres 1202 zogen die französischen Pilger durch Burgund über den Berg Cenis, die Deutschen, mit ihnen der Bischof von Halberstadt, der Graf von Katzenellenbogen und Andere, etwas später über Basel und Trient nach Venedig. Manche waren zurückgeblieben oder hatten sich in Marseille eingeschifft, wieder Andere das zur Ueberfahrt erforderliche Geld nicht, und die Venetianer beschloßen, vor Erfüllung des ganzen Vertrages weder die Anker zu lichten, noch sonst Jemanden unentgeldlich mitzunehmen. In solcher Verlegenheit verpfändeten die Grafen von Flandern, Blois, St. Paul, Montfort alle ihre Habe, aber immer fehlten noch vierunddreißigtausend Mark an der festgesetzten Summe. Der Pabst selbst hatte sich, um Bedrückungen zu meiden, oder wahrscheinlich weil er voraussah, was kommen würde, die Bestätigung jenes Vertrages vorbehalten. Die Venetianer aber verweigerten dieses nicht blos, sondern wollten auch keinen päbstlichen Legaten mitnehmen. Denn, so hieß es, man bedürfe zur Leitung der Geschäfte keines anmaßlichen Priesters, nur als Prediger möge er mitreisen. Innocenz mochte indeß Winke bekommen, worauf es eigentlich abgesehen war, und er verbot jede Feindseligkeit gegen christliche Lande bei Strafe des Bannes. Das schreckte aber den damaligen Dogen Heinrich Dandolo nicht ab von einem Vorhaben, das er entweder lange mit sich herumgetragen, oder wozu er blos die Gelegenheit benützen wollte. Er hatte nämlich bei einer grausamen und ungerechten Verfolgung, welche die Venetianer im byzantinischen Reiche erlitten, sein Auge verloren,

und wiewohl ein Mann von vierundneunzig Jahren, war er doch noch immer ungeschwächten Geistes, von kühnem Muthe, weitaussehenden Planen. Er dachte auf Rache, deren Ausübung jetzt leicht möglich schien. Die Kreuzfahrer lagen unthätig auf der Insel St. Nicola in Noth und Unruhe, und Dandolo schlug jetzt dem Senat ein Mittel vor, sie zu beschäftigen oder sich die Ueberfahrt zu verdienen. Man beschloß nämlich mit dem versammelten Heere, die dem Könige von Ungarn gehörige Stadt Zara zu nehmen und den Venetianern wieder zu unterwerfen, womit alsdann der fehlende Ueberfahrtspreis gedeckt sein sollte. Vierundachtzig reich geschmückte Schiffe lichteten unter der Anführung Dandolo's die Anker, und man landete am 10. November 1202 in Zara, dem damaligen Jadara. Beide, Belagerer und Belagerte, erschracken, die Einen, als sie die kräftigen Mauern, die andern, als sie das mächtige Heer erblickten. Die Bewohner von Zara hefteten Kreuze an ihre Mauern, und viele Kreuzfahrer erklärten, an dem ungerechten Kriege keinen Theil nehmen zu wollen. Dazu erhob sich der Cistercienser-Abt Guido, und verbot im Namen des Pabstes jede Feindseligkeit gegen eine christliche Stadt, deren Herr und König, Emerich von Ungarn, sogar selbst das Kreuz genommen habe. Es war vergebens. Dandolo erinnerte an den Vertrag, die Stadt ward erstürmt und schändlich geplündert. Innocenz sprach den Bann über alle Theilnehmer aus, und machte die Rückgabe des Geraubten zur Bedingung der Aussöhnung. Die Führer des Heeres hielten jedoch diesen Ausspruch des Pabstes geheim und suchten sich zu entschuldigen. Dieser bestand auf der Erfüllung ihres Gelübdes. Dandolo aber führte etwas Anderes im Werke, als die Kreuzfahrer nach Syrien zu bringen. Während nämlich die Kreuzfahrer in Dalmatien überwinterten, erschienen die Gesandten des durch seinen Oheim entthronten jungen Alexius von Konstantinopel mit denen seines Schwagers Philipp, Königs von Deutschland, in Jadara, erzählten das rührende Schicksal des Jünglings, und bewiesen, „daß es den Kreuzfahrern, die so Großes und Schwieriges für Recht und „Gerechtigkeit zu thun gelobt hätten, auch obliege, die Frevel in Kon„stantinopel zu strafen. Jene Unternehmung würde ihrem Hauptzwecke „gar nicht hinderlich sein. Denn Alexius wolle mit ihnen einen „Vertrag eingehen, hunderttausend Mark an die Venetianer, hundert„tausend an die Franken zahlen, Lebensmittel geben für die Zeit des „Zuges, zehntausend Mann zur Eroberung Aegyptens stellen und ein „Jahr lang unterhalten, so lange er lebe fünfhundert Ritter auf seine „Kosten in Syrien, und sein Reich dem römischen Stuhle unter„werfen." Das war lockend und verfänglich. Sobald das Anerbieten im Lager bekannt wurde, erklärten sich der Abt Guido, der Graf Simon von Montfort, und mit ihnen viele Gleichgesinnte,

die weiter schauten, auf das Entschiedenste dagegen, Dandolo aber, die Grafen von Flandern, Montferrat, St. Paul und Blois für die Annahme, und schloßen endlich, wiewohl nicht ohne große Widersprüche von Seiten derer, welche ihr Gelübde im Auge hielten, einen Vertrag mit Alexius. Ein Theil des Heeres wollte sich durchaus nicht mit der Sache befassen, sondern unter Anführung des tapfern Grafen Walther von Brennes nach Syrien aufbrechen, wohin die flandrische Flotte schon vorher geeilt, oder falls dieses nicht ginge, nach Apulien, um sich dort den übrigen Kreuzfahrern anzuschließen. Da die Grafen das hörten, geriethen sie in Angst, zogen ihnen in geordneten Schaaren mit der Pracht kirchlicher Feier, dem Kreuze voran, entgegen, und suchten sie auf jegliche Weise zum Bleiben und zum Anschließen an das verabredete Unternehmen zu bewegen. „Welcher Zweck euch oder uns auch als der nächste und wichtigste erscheint," sagten sie, „darüber müssen wir einverstanden sein, daß er nur mit vereinten Kräften erreichbar ist. Oder sind nicht alle diejenigen Pilger, welche in falscher Ungeduld von Venedig oder Jadara aus zu Land oder zu Wasser eigenmächtig aufbrachen, von Räubern erschlagen, oder in den Wellen umgekommen, oder durch Armuth zu Grunde gegangen? Haben diese Unglücklichen ihr Gelübde besser gelöst, als wir, oder dem heiligen Lande irgend einen Nutzen gebracht? Weder die Einnahme von Jadara, noch das jetzige Vorhaben ist eine wahre Abweichung von unserm Gelübde. Denn ohne jenes würden uns die Venetianer nie Schiffe überlassen haben. Auch haben ja, wie leider nur zu viele Erfahrungen zeigen, alle unmittelbar nach Syrien gerichteten Kreuzzüge keine Frucht gebracht. Denn Syrien ist nicht ohne Aegypten zu behaupten, Aegypten aber nicht ohne griechischen Beistand." Als sie nun mit diesen Trugschlüssen nicht durchdrangen, warfen sich die geängstigten Grafen, Ritter und Edle auf ihre Kniee, und flehten unter heißen Thränen, jene Abgesonderten möchten sie nicht verlassen, und dadurch Alles vereiteln. Da brach diesen, als sie jene auf den Knieen liegen und weinen sahen, auch das Herz, sie ließen sich bewegen, und schloßen sich unter der Bedingung dem Zuge nach Griechenland an, daß ihnen vierzehn Tage nach Michaelis die zur Ueberfahrt nach Syrien erforderlichen Schiffe gestellt würden.

Um Pfingsten des Jahres 1203 landeten die Kreuzfahrer in Abydos. Konstantinopel stieg allmählig aus den Wellen empor, und erhöhte ihr Staunen, ihre Bewunderung durch die Pracht seiner Paläste, die Herrlichkeit seiner Kirchen, die Zahl seiner Thürme und die Höhe seiner Mauern. Zugleich sank aber auch den Belagerern der Muth, ob sie wohl im Stande seien, eine solche Stadt zu nehmen. Aber Dandolo segelte an Konstantinopel vorüber, und besetzte die Gegenden von Chalcedon und Scutari. Die Franken erfuhren jedoch

bald, daß die Hoffnung des jungen Alexius sie getäuscht, und daß sie ohne ernsten Angriff auf Konstantinopel nichts erreichen könnten. Jenes war aber nicht leicht. Doch die Franken ließen sich nicht schrecken. Sie rüsteten in stiller Nacht, beichteten, nahmen das Abendmahl und lichteten die Anker mit Anbruch eines herrlichen Sommermorgens in dem Augenblicke, wo die ersten Strahlen der Sonne die Kuppeln von Konstantinopel vergoldeten. Die Griechen aber besetzten das gegenüber liegende Ufer bei Galata. Sie warteten jedoch den Angriff der Franken nicht ab, und diese nahmen ohne Schwertstreich das europäische Ufer. Ebenso leicht wurden am folgenden Morgen die den Eingang des Meerbusens schützenden Thürme von Galata genommen, die den Hafen sperrende Kette gesprengt. Die Kreuzfahrer segelten nun in den innersten Theil des Hafens, und errichteten ein festes Lager bei der Abtei des heiligen Cosmas und Damian, so nahe an dem Blachernen-Palaste, daß sie mit ihren Pfeilen in die Fenster schoßen. Bei dem allen waren sie so wenig zahlreich, daß sie nur Ein Thor belagern konnten, und gewiß hätten die Kreuzfahrer die Belagerung aufheben müssen, wäre nur der griechische Kaiser ein anderer Mann gewesen, oder hätte gutem Rathe Gehör gegeben. Aber er hatte weder hinlänglich für die Vertheidigung gesorgt, noch war er, selbst in den Augenblicken der Gefahr, der Belehrung empfänglich. Die Franken jedoch zeigten sich nicht lässig. Sie verschafften sich Belagerungswerkzeuge aller Art, und Dandolo setzte Preise für denjenigen aus, der zuerst auf die Mauern steigen würde, und obgleich alt und blind, ging er doch mit seinem Beispiele voran. Er nahm die Fahne des heiligen Marcus in die Hand, und erzwang die Landung. Aber das nicht allein, es wurden auch gleich die Mauer erstiegen und fünfundzwanzig Thürme erobert. Die Griechen waren wenigstens zehnmal stärker, es fehlte ihnen jedoch an Muth. Sie wurden von ihrem Kaiser verlassen, und der geblendete Isaac wieder auf den Thron gesetzt. Damit schienen aber die Kreuzfahrer, welche statt eines solchen Ereignisses harte Kämpfe erwartet hatten, am Ziele. Sie schickten Abgeordnete, welche den wieder eingesetzten Kaiser beglückwünschen und ihm melden sollten, daß sie seinen Sohn Alexius, für welchen sie so viel gethan, erst dann freigeben würden, wenn er alle mit diesem geschlossenen Verträge bestätige. Dem Kaiser schien dies hart. Aber er willigte doch ein, und es war Friede zwischen den Franken und den Griechen. Später jedoch entstanden neue Streitigkeiten. Die Griechen zürnten, daß Alexius sie zurücksetze, den Spielgesellschaften und Gelagen der Franken, mit Verletzung der kaiserlichen Würde, ja des gewöhnlichen Anstandes, beiwohne, und sich von albernen oder übermüthigen Pilgern, statt seiner geheiligten Stirnbinde, ihre wollene Mütze aufsetzen lasse. Ein Thronwechsel, der so

viele neue Steuern herbeiführe, daß man selbst Kirchen und Gräber nicht schone, sei viel zu theuer erkauft, und durch alle Frevel und alles Unrecht, das sich ihre Herrscher zeither wohl unter einander gethan, sei das Volk weniger gedrückt worden, als durch diese neue Weise, mit Hilfe der rohen, ungeschlachten Fremden das Recht zu handhaben. Lebhafter noch, als alle übrigen Stände, traten die Geistlichen auf. Sie sahen nicht blos geldgierige Krieger, sondern auch Ketzer in den Franken, weil diese kein gesäuertes Brod zum Abendmahle nahmen und das Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und dem Sohne behaupteten. Ihre seit Jahrhunderten erwiesene, heilbringende Lehre, so sagten sie, solle die rechtgläubige, griechische Kirche als thörichten Irrthum feige aufgeben, weil ein vertriebener, unwissender Jüngling es in eigennütziger Uebereilung versprochen habe. Sie solle, was noch weit wichtiger erscheine, sich der unbedingten Tyrannei eines abendländischen Pabstes unterwerfen? Das sei ferne! So sprachen die feigen, im Despotismus und in Niederträchtigkeit erzogenen Griechen. Die Erbitterung stieg indeß von Tag zu Tag, und Alexius, der wohl nicht im Stande war, den Kreuzfahrern sein gegebenes Wort zu erfüllen, es auch nicht wagte, offen mit seinen Unterthanen zu brechen, suchte jene durch Unterhandlung hinzuhalten. Die Kreuzfahrer verlangten indeß eine unumwundene Erklärung, und griffen endlich zu den Waffen. In Konstantinopel empörte sich das Volk, verlangte einen neuen Kaiser, und Alexius wurde erdrosselt. So schwang sich Alexius Murtzuflus auf den Thron. Er war kein besonderer Gönner der Franken, diese dagegen an keinen Vertrag mehr gebunden, und hielten es jetzt an der Zeit, das veraltete Reich für seinen oftmaligen Verrath, für seine boshafte Tücke zu züchtigen, zu zerstören, und an seine Stelle ein jugendliches, kräftiges, christkatholisches zu gründen. Haben wir einen rechtmäßigen Kaiser einsetzen können, sagten sie, so werden wir noch leichter einen unrechtmäßigen verjagen, und so schloßen die Fürsten am 12. März 1204 einen Vertrag mit Dandolo, wornach Konstantinopel erobert, die Beute an einen gemeinschaftlichen Ort niedergelegt und zwischen den Franken und Venetianern gleichmäßig vertheilt werden sollte. Von beiden sollen zwölf Männer, nämlich sechs Venetianer und sechs Franken, den Kaiser wählen. Die Geistlichen dagegen von derjenigen Partei, aus welcher der Kaiser nicht gewählt wird, bekommen dafür die Sophienkirche, und wählen den Patriarchen. Ebenso werden die Ehrenstellen vertheilt.

Nach mannigfachen Siegen über die Griechen war endlich der Sturm auf Konstantinopel vorbereitet (9. April 1204). Die Franken wurden das Erstemal, ungeachtet ihrer Tapferkeit, mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen. Drei Tage später, am 12., kam es zu einem

zweiten Sturme. Aber auch dieser war lange zweifelhaft, endlich erstiegen die Venetianer einen Thurm, vier andere werden erobert und drei Thore gesprengt. Die Lateiner drangen jetzt unaufhaltsam vorwärts, und Balduin von Flandern übernachtete, was gewissermaßen als eine günstige Vorbedeutung betrachtet werden konnte, in dem scharlachenen Zelte des Murtzuflus, sein Bruder Heinrich rechts bei dem Blachernen-Palaste und der Markgraf von Montferrat etwas weiter vorwärts im Innern der Stadt. In der Nacht aber entstand eine große Feuersbrunst, und Murtzuflus entfloh. Die Griechen wollten nun Dukas oder Laskaris zum Kaiser erheben. Aber die Kreuzfahrer drangen von allen Seiten herbei und eroberten die Stadt, die nun jeglichem Frevel und Plünderung preisgegeben wurde. Denn vergebens hatten die Anführer es versucht, Zucht und Ordnung aufrecht zu halten. Nichts blieb verschont, selbst Kirchen und Kirchengut genoßen keiner Achtung mehr. Man zerschlug die schönsten Kunstwerke und Altäre, um sie zu theilen. Man zog Lastthiere in die Sophienkirche, welche den Boden verunreinigten. Die Fürsten, welche einsahen, wie schnell jene räuberische und wilde Unordnung ihre eigenen Kräfte und Plane zerstörte, setzten endlich fest, daß alle gemachte Beute in drei bestimmte Kirchen niedergelegt und dem Vertrage gemäß zwischen Franken und Venetianern gleich getheilt werden sollte. Sehr Vieles wurde jedoch verheimlicht, obgleich man deshalb Mehrere, sogar einen Adeligen, aufhängte. Die Beute der Franken betrug vierhunderttausend Mark Silber, siebenmal so viel als die Jahreseinnahme des Königs von England, ferner eintausend Reitpferde und andere werthvolle Gegenstände. Aber größer war der Verlust an Werken der Kunst, und namentlich auch an Reliquien der Heiligen, welchen Konstantinopel damals erlitt. Vieles wurde zerschlagen, des edlen Metalls beraubt, Anderes eingeschmolzen oder wanderte in alle Welt. So kamen denn auch manche merkwürdige Reliquien an den Rhein und nach Deutschland.

Als die Wahlherren, sechs Franken und sechs Venetianer, in dem Palaste des Dogen zur Wahl des neuen Kaisers im griechischen Reiche zusammengetreten, wählten sie den Grafen Balduin von Flandern, ein Mitglied und Stand des deutschen Reiches, und an die Stelle des alten, in sich zerrütteten griechischen Kaiserreiches trat jetzt ein neues lateinisches, das indeß leider keinen dauernden Bestand hatte, ja wegen seines losen Zusammenhanges der verschiedenen erobernden Fürsten unter sich, welche sich auf den Trümmern festgesetzt, unmöglich von langer Dauer sein konnte.

Es war kein Segen mit dem neuen Kaiserthum. Der erste Kaiser Balduin starb in bulgarischer Gefangenschaft; der zweite, Heinrich,

wahrscheinlich an Gift; der dritte, Peter von Courtenay, in der Haft Theodors des Komnenen; der vierte war geistesschwach.

Das allerdings großentheils verschuldete Unglück im heiligen Lande und der tiefe Kummer über den Verlust der heiligen Stätten hatte endlich zu einem Irrthume geführt, dem zwar eine mißverstandene Wahrheit zu Grunde lag, der aber doch immer eine ganz auffallende Erscheinung bleibt, die nur in der damaligen Zeit möglich war. Es war dies der Kreuzzug der Kinder im Jahre 1212, der sich nicht blos in Frankreich, sondern auch in Deutschland, namentlich am Niederrhein, in Bewegung setzte. Anfangs fand die Sache gar keinen Anklang. Die Verwandten widersetzten sich. Endlich drang der Gedanke durch, nur ein unschuldiges Kind könne die heiligen Stätten erobern. Gott habe ihnen befohlen, das heilige Land zu retten. So schloßen sich Tausende von Kindern aus allen Ständen an einander an, aber auch Männer und Weiber, und leider fehlte es nicht an Bösewichten, welche die Unschuldigen in's Verderben lockten. An siebentausend Männer, Weiber, Knaben und Mädchen kamen unter Anführung eines deutschen Knaben nach Genua und Italien, wo sie entweder ausgeplündert wurden, oder vor Elend umkamen. Nur Einzelne erreichten nackt und bloß ihre Heimath wieder, und kamen zum Spott nach Hause. Ihrer dreißigtausend kamen nach Marseille, wo ihnen zwei Kaufleute versprachen, sie unentgeldlich nach dem heiligen Lande hinüberzuführen. Aber von sieben beladenen Schiffen scheiterten zwei, die übrigen fuhren nach Afrika, wo die Kinder in die Sklaverei verkauft wurden.

Sowohl das Hinüberführen der Kreuzfahrer zur Belagerung und Eroberung von Konstantinopel, als die genannten betrübten Ereignisse waren dem heiligen Lande höchst nachtheilig. Denn es entbehrte dadurch nicht nur der nothwendigen Hilfe, sondern sie schwächten auch die Begeisterung, und Konrad von Marburg hatte mit seinen Kreuzpredigten in Deutschland nur geringen Erfolg.

---

5. Kaiser Friedrich II.

Der heilige Engelbert, Erzbischof von Köln; die heilige Elisabeth, Landgräfin von Hessen und Thüringen. Der Sängerkampf auf Wartburg. Die Mongolen in Deutschland. Die Gegenkönige Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland. Falsche Friedriche.

Nach Otto's Tode war Friedrich allein König im deutschen Reiche. Er war der Sohn Heinrichs VI. und der Konstanze, Erbin von Sicilien. Ueber das Jahr seiner Geburt, sowie den Ort ist unter den Schriftstellern gestritten worden. Ja einige behaupten sogar, er sei unterschoben, und wie über seine Geburt, so waren auch später über seinen Tod allerlei Gerüchte verbreitet, so daß es sogar Betrügern möglich ward, sich unter seinem Namen zu zeigen und die königliche Würde zu tragen. Die wahrscheinlichste Meinung geht dahin, daß er 1193 am Feste des heiligen Stephanus geboren war, und zwar in Neapel, obgleich Einige Palermo, Andere Assisi nennen, zur Vermeidung des Betruges in Anwesenheit vieler Kardinäle, Edlen und Matronen. Dem ohnerachtet wurde er doch noch von Einigen für den Sohn eines Müllers, von Andern eines Arztes, und wiederum Andern eines Falkeniers gehalten. Der Fürst war ernst, prächtig, wußte viele Sprachen und war sehr unterrichtet. Er verstand unter Andern das Lateinische, Griechische, Sarazenische, Französische, Deutsche ganz geläufig, und was er an Zeit übrig hatte, das widmete er den Studien und Büchern. Auch ließ er viele Bücher aus dem Griechischen, Arabischen in's Lateinische übersetzen, darunter die Werke des Aristoteles und vieler Aerzte. Er selbst verfaßte verschiedene Schriften, namentlich eine über die Natur und Pflege der Vögel. In Neapel stiftete er eine Akademie, die er mit vielen Privilegien versah. Uebrigens war er der mächtigste Fürst seiner Zeit, römischer Kaiser, Herr von Italien, Sardinien, Sicilien, König von Jerusalem und Herzog von Schwaben. Von Karl dem Großen bis auf ihn hatte Keiner ein so glänzendes Reich besessen. Obgleich man das aber von einem Charakter, wie Friedrich II. war, gegen den so viele und schwere Klagen, namentlich in religiöser Beziehung, vorliegen, kaum vermuthen sollte, so gibt es doch Schriftsteller, welche ihm eine gewisse Frömmigkeit und Freigebigkeit gegen die Kirche und den Schutz ihrer Privilegien zuschreiben. Auch finden wir namentlich unter seiner Regierung einen Uebelstand beseitigt, worüber die Päbste so oft geklagt hatten, und dessen Beseitigung man vergebens von dem großen Friedrich Barbarossa verlangt. Gelenius erzählt nämlich

im Leben des heiligen Engelbert: Er sorgte dafür, daß die Güter der geistlichen Fürsten, die sie nach dem Tode hinterließen, auf deren Nachfolger übergingen, wenn sie ohne Testament starben, sonst an die Erben, und daß sich weder der Fiscus, noch ein sonstiger Laie derselben bemeisterte. Neue Zölle wurden nicht eingeführt, die alten blieben. Die flüchtigen Leute der Bischöfe sollten nicht in die Städte aufgenommen werden, die Advokaten der Kirche keinen Schaden zufügen, den bereits zugefügten ersetzen. Der König schützte die Güter und Rechte der Bischöfe, gewährte den von den Bischöfen Gebannten, nachdem sie richtig angezeigt worden, weder Aufnahme, noch sonst ein Gehör im Gerichte, wenn sie sich nicht innerhalb sechs Wochen absolviren ließen. Besonders aber liebte er das Recht, war heiter und ungebeugten Sinnes. Das konnten ihm jedoch selbst seine Freunde nicht ungerügt lassen, daß er ein zu großer Freund der Weiber war, daß ihr unsittlicher Umgang, der mehr einem morgenländischen Pascha, als einem christlichen Fürsten ziemte, zu viel an ihm verdarb, und die meisten jener harten Beschuldigungen bestätigte. Einem Manne, der immer eine Schaar Mädchen mit sich herumführte, die eheliche Treue nicht kannte, dürfte die christliche Zucht keine besondere Freude gewähren.

Noch als Knabe von drei Jahren war Friedrich zum deutschen Könige erwählt. Später, nach dem Tode des Vaters, ließ ihn die Mutter Konstanzia zum Könige von Sicilien krönen. Pabst Innocenz schickte den Kardinal von Ostia als Gesandten des apostolischen Stuhles an Konstanzia, um von ihr den Eid der Treue zu verlangen, und ihr und dem Sohne im Namen des Pabstes den königlichen Titel zu überbringen. Friedrich wurde jedoch wegen Kränklichkeit Konstanziens der Obsorge des Grafen Rainer übergeben. Dieser aber zeigte sich treulos, und der Senat von Palermo nahm den jungen König selbst unter seinen Schutz.

Am 27. November des Jahres 1198 starb Konstanzia, nachdem sie den jungen König unter die Obhut und Vormundschaft des Pabstes Innocenz in ihrem Testamente empfohlen.

Wir haben oben erwähnt, was sich unterdessen in Deutschland ereignete, wie zuerst die Parteien Philipps von Schwaben und Otto's sich bekämpften, und wie Otto am Ende gegen jenen die Oberhand behielt, aber nichts desto weniger kein Friede war im Reiche, sondern die Otto abgeneigten Fürsten nun ihren Blick auf den aus Italien nach dem Lande seiner Väter eilenden Friedrich, den Enkel Barbarossa's, richteten. Die Schaar seiner Anhänger wuchs von Augenblick zu Augenblick, seit er über die Alpen gekommen, und Otto konnte ihm nicht einmal ein Heer entgegenstellen. Alles wendete sich zu Friedrich, der im Jahre 1212 einen Reichstag in Mainz hielt, sich hier den Eid

der Treue schwören ließ und 1215 am Vigilientage des Apostels Jakobus in Achen von dem Erzbischofe Siegfried von Mainz und dem päbstlichen Legaten gekrönt ward. Als hier aber Johannes Scholaster von Xanten das Kreuz predigte zur Eroberung des verlornen heiligen Landes, ließ sich Friedrich mit demselben bezeichnen, und zog dann nach Köln, wo er von den Bürgern und dem Klerus wohl aufgenommen wurde, sieben Tage verweilte, allen anwesenden Fürsten, hoch und niedrig, die Weisung ertheilte, die falschen Münzen und ungerechten Zölle abzuschaffen und den Landfrieden zu beobachten. In demselben Jahre bannte er auch Heinrich, Herzog von Sachsen und Pfalzgrafen bei Rhein, indem er auf dem Reichstage zu Regensburg Ludwig von Baiern mit dem Pfalzgrafenthume belehnte. Als Otto im Jahre 1218 gestorben, empfing er auf dem Reichstage zu Goslar von Heinrich die Insignien des Reiches, welche diesem von seinem Bruder Otto hinterlassen waren. Zwei Jahre später hielt er einen Reichstag zu Frankfurt, wo er den Fürsten seinen Sohn Heinrich empfahl und wegen des Römerzuges unterhandelte. Jetzt ging er nach Rom, und ward von dem Pabste Honorius mit dem ganzen Senate ehrenvoll empfangen und am Feste der heiligen Cäcilia (22. November) zum Kaiser gekrönt, nachdem er vorher Vieles von seinen Besitzungen in Italien, namentlich von den Mathilde'schen Gütern, zu Gunsten der Kirche abgetreten.

Nach der Kaiserkrönung ging Friedrich in sein Erbreich Sicilien, indem er für Deutschland den Erzbischof Engelbert von Köln als Reichsverweser zurückgelassen hatte. In Unteritalien aber gab es viel für Friedrich zu thun. Apulien hatte sich empört. Der Kaiser jedoch brachte es wieder zur Unterwerfung. Denn er schlug die Rebellen, tödtete sie, oder trieb sie auseinander. Auch die beiden Grafen von Anagni, nämlich Richard und Thomas, Brüder des Pabstes Innocenz III., welche einige Güter in Apulien in Besitz genommen hatten, besiegte er und beraubte sie ihrer Habseligkeiten. Diese kamen nun nach Rom, und flehten den Schutz des Pabstes an. Der Kaiser dagegen beklagte sich, daß sowohl seine Feinde, als die Feinde der öffentlichen Ruhe hier Zuflucht fänden. Es hatten sich aber damals schon zwischen dem Pabste und Friedrich Streitigkeiten anderer Art erhoben, die durch allerlei Umstände und Personen, besonders kaiserliche Beamten, genährt wurden. Am meisten jedoch beklagte sich der Pabst darüber, daß Friedrich, trotz der Noth des heiligen Landes, noch immer den Kreuzzug unterließ *). Der Pabst mahnte ihn in mehreren freundlichen Schreiben, und endlich sagte er: „Gott, dem „nichts verborgen ist, der alle Geheimnisse kennt, ist mein Zeuge, mit

*) Raumer's Geschichte der Hohenstaufen.

„welcher Sehnsucht des Geistes, mit welcher Freude des Herzens ich „den Tag herbeigewünscht habe, wo ich dir die Kaiserkrone reichen „werde. Ich habe mich über deine Erhöhung gefreut, wie ein Vater „über die Erhebung seines Sohnes, in der Ueberzeugung, daß daraus „für die Kirche und die ganze Christenheit der größte Gewinn hervor„gehen müsse. Je mehr Verdienste die Kirche um dich hat, desto „mehr muß sie von dir erwarten, desto mehr mußt du dich vor Un„dankbarkeit und Beeinträchtigung hüten, desto weniger darfst du „vergessen, mit welchem Eide und Versprechungen mancher Art du „dich verbunden und verstrickt hast. Schon vor deiner Krönung warst „du wegen Versäumniß der Fristen in den Bann gerathen, und ich „habe ihn nur aufgehoben, weil du schwurest, den Befehlen der Kirche „zu gehorchen. Bisher aber hast du ihre und der morgenländischen „Christen Hoffnung getäuscht. Auch fehlt es nicht an Gründen zu „Beschwerden anderer Art. Deine Beamten belästigen die Bürger „von Benevent gegen die frühern Verträge und Freibriefe mit Steuern, „was du um so mehr untersagen mußt, da ich bereit bin, deinen „Unterthanen bei etwaiger Klage gegen Beneventaner zu ihrem Rechte „zu verhelfen. Ferner höre ich, daß du deinem eidlichen Versprechen „zuwider dich in die Bischofswahlen mischest. Keineswegs sollen Per„sonen, welche dir verdächtig sind, zu diesen Stellen erhoben werden, „und gerne will ich Alles befördern, was deine und deines Reiches „Ruhe erfordert, aber hüte dich, in die Fußstapfen deiner Vorfahren „zu treten, welche von Gott so gestraft wurden, daß außer dir kaum „noch Einer von ihrem ganzen Geschlechte übrig ist; hüte dich, solchen „dein Ohr zu leihen, welche bei einem Streite zwischen dir und der „Kirche hoffen, im Trüben zu fischen. Ueberlege, eingedenk der nächst„vergangenen Zeiten, ob du von einer offenen Fehde mit der Kirche „Vortheil erwarten könntest. Bedenke, daß dein Sohn nicht minder „durch den Einfluß der Kirche, als durch seine eigene Kraft ruhig in „Deutschland herrscht; bedenke, daß ich viele Augen und Ohren habe, „und sehr wohl weiß, wie Vielen ich in Deutschland und Apulien „einen Gefallen thäte, wenn ich unangenehme Maßregeln gegen dich „ergriffe. Aber kein Gedanke auf Erden ist mir mehr als dieser zu„wider, und lieber trage ich den Vorwurf, ich hätte dir in zu Vielem „nachgegeben. Deinerseits vermeide nun auch, ich beschwöre dich, „jedes Aergerniß zwischen dir und der Kirche; denn wenn du mich „endlich zu heftigen Schritten zwängest, so würde ich den ganzen Her„gang der Dinge öffentlich der Welt vorlegen, und Himmel und Erde „zu Zeugen anrufen, wie ungern und nothgedrungen ich milden „Maßregeln und Mitteln entsage *)."

*) Raumer's Geschichte der Hohenstaufen. Band 3.

Nichts desto weniger ward Friedrich mit Honorius in verdrießliche Händel verwickelt. Zwar sprach auch Friedrich von Wohlthaten, die er der Kirche erwiesen. Er vergaß aber, daß er dieser Alles zu danken hatte, und wenn er darüber Beschwerde führte, daß der Pabst sicilianische Empörer schütze, so konnte dieser den Friedrich daran erinnern, daß er den vom Pabste bestätigten Vertrag nicht gehalten, und die hatte tödten lassen, denen er unter dessen Bürgschaft Sicherheit versprochen.

Im Jahre 1222 hatte Friedrich seinen Sohn Heinrich durch Engelbert, Erzbischof von Köln, in Achen zum deutschen Könige krönen lassen, und zwar unter dem Namen Heinrich VII. Dieser hielt nun, während der Kaiser in Italien weilte, in Deutschland verschiedene Reichstage, so im Jahre 1223 zu Nordhausen, wo sich Engelbert viel um die Freilassung des Königs Waldemar von Dänemark bemühte, welchen der Graf von Schwerin gefangen hielt. Die Sache kam endlich dahin, daß der König auf dem Reichstage zu Bardewyk alles Land, welches er dem Reiche genommen, zurückgeben mußte, die Krone aus der Hand des Kaisers empfangen sollte, und für seine Losgebung hunderttausend Mark zu zahlen versprach, was jedoch von den dänischen Ständen verworfen wurde.

Im Jahre 1225 hielt Heinrich einen Reichstag zu Frankfurt, wo ein Bischof als Abgesandter des Königs von England anwesend war, welcher wegen einer Heirath Heinrichs mit einer Schwester des Königs unterhandelte. Aber die Fürsten waren nicht für den Vertrag, und die Sache hatte keinen Fortgang.

Friedrich hatte im Jahre 1226 einen Reichstag zu Cremona angesagt, zu welchem auch sein Sohn und viele Fürsten aus Deutschland geladen waren, die aber wegen Empörung der lombardischen Städte nicht erscheinen konnten. Ja der Reichstag selbst kam nicht einmal zu Stande, und der Kaiser ging unwillig nach Apulien zurück. Das Jahr darauf war Heinrich in Achen, und hielt an dem Sonntage Judica daselbst einen feierlichen Reichstag, wo des Königs Gemahlin Agnes, eine Tochter des Herzogs von Oestreich, feierlich gekrönt und auf den königlichen Stuhl erhoben wurde. In jener Zeit aber hatte die Ermordung des Erzbischofes von Köln und ehemaligen Reichsverwesers alle Gemüther in Bewegung gesetzt.

Erzbischof Engelbert von Köln.

Engelbert, Erzbischof von Köln, sowohl deshalb, weil er wegen Vertheidigung der kirchlichen Rechte den Tod erlitt, als wegen seiner sonstigen großen Eigenschaften in die Reihe der Heiligen erhoben, war

im Jahre 1185 geboren *). Sein Vater war der Graf von Berg und Altona, und hieß ebenfalls Engelbert, seine Mutter Margaretha, eine Tochter des Grafen von Geldern, deren Mutter eine Gräfin von Brabant. Nach des Vaters Tode wurde der dreijährige Knabe den Mönchen der Abtei Werden zur Erziehung übergeben, und er nahm bald zu an Wissenschaft und Gottseligkeit. Um diese Zeit war Philipp, Erzbischof von Köln, in Apulien gestorben, sein Nachfolger Bruno von Altona zog sich in das Kloster von Altenberg zurück, und jetzt kam Adolf von Altona, dessen Schicksale wir bereits kennen, auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln. Bei dem Tode Heinrichs VI. war Engelbert zwölf Jahre alt, als sich der Streit erhob, der seinen nahen Anverwandten endlich um den erzbischöflichen Stuhl brachte. Aber wiewohl noch jung, wurde er doch während jener Zeit Canonicus an der Domkirche zu Köln. Seine hohen Eigenschaften des Geistes und Herzens waren indeß seine besten Empfehlungen, und es wurde ihm bald außer der Probstei von St. Georg auch die höchste Würde nächst dem Erzbischofe im Domcapitel angeboten. Als aber im Jahre 1203 der Bischof Herrmann von Münster mit Tode abgegangen war, wurde an dessen Stelle Engelbert gewählt, der jedoch wegen seiner Jugend die Stelle nicht annehmen wollte. So blieb er in Köln. Im sechsundzwanzigsten Jahre seines Alters hatte er bereits an manchen wichtigen Diöcesanangelegenheiten und Rechtshändeln Antheil genommen, und unter andern auch im Jahre 1211 auf dem Reichstage zu Bamberg über die Entfernung Otto's und die Wahl Friedrichs II. zum deutschen Könige verhandelt. In dem Jahre darauf fühlte Otto die Wirkung des Bannes, und Engelbert und sein Bruder, der Graf von Berg, wandten sich dem Hohenstaufen zu, obgleich der Erzbischof von Köln, Theodorich, Otto anhing, und sich deshalb die Excommunication zuzog. An seine Stelle trat wieder der alte Adolf. Man war aber in einer schlimmen Lage, die Kölner nicht nur wegen der Gefangennehmung des Bischofes von Münster im Banne, es gab auch wieder zwei Erzbischöfe. Das Domcapitel schickte daher nach Rom, und ließ anfragen, was geschehen solle, ob sie etwa einen der erwähnten anerkennen, oder einen neuen wählen sollten. Sie erhielten die Anweisung zu einer neuen Wahl, und in dieser ward der Probst Engelbert am 22. Februar 1215, oder nach einer andern Zeitrechnung 1216, zum Erzbischofe erwählt, nachdem den beiden abgesetzten Erzbischöfen eine Jahresrente von dreihundert Mark festgesetzt worden. Unter solchen Umständen konnte die Verwaltung Engelberts nicht leicht sein. Er zeigte sich aber den Schwierig-

*) Vindex libertatis ecclesiasticae et martyr. S. Engelbertus, Archiepiscopus Coloniensis etc., per Aegidium Gelenium.

keiten vollkommen gewachsen. Er überwältigte seine Gegner, die Grafen von Cleve, Limburg und Andere, und hatte wegen seiner Gerechtigkeit mehr Gewalt in der Hauptstadt seines Bisthums, als irgend einer vor ihm. Auch an den Reichstagen konnte er mit einem Glanz erscheinen, wie kein anderer Fürst. Im Jahre 1218 verlor Engelbert seinen Bruder Adolf, Graf von Berg, der bei der Belagerung von Damiette in Aegypten umkam, wo sich die Kölner und besonders Deutsche auszeichneten. Dieser Tod warf einen neuen Zankapfel zwischen Engelbert und den Grafen Walram von Limburg. Aber Engelbert behauptete sein väterliches Erbtheil, welches Walram, der eine Tochter Adolfs geheirathet hatte, in Anspruch nahm. Der Streit wurde jedoch noch einmal beigelegt, und Engelbert empfing unterdessen 1220 das erzbischöfliche Pallium. Gegen den Edlen Gerhard von Braubach errichtete er die Burg Fürstenberg. Auch wurde der Handel zwischen ihm, dem Grafen von Cleve, Walram von Luxenburg, der Erbstreit über die Grafschaft Namur, der Streit zwischen den Grafen von Hochstaden und Veldenz geschlichtet.

Friedrich, den der Pabst Honorius zum Kaiser gekrönt, ernannte bei seinem Abgange nach Sicilien den Erzbischof Engelbert von Köln zum Vormund seines Sohnes und zum Verweser des ganzen deutschen Reiches. Als solchen haben wir seine Thätigkeit bereits kennen gelernt. Er nahm die übernommene Pflicht mit Eifer wahr, und sorgte nicht sowohl für das Heil des ihm anvertrauten jungen Königes, als auch des ganzen Reiches, und so groß war seine Liebe zur Gerechtigkeit, und so gefürchtet sein Name, daß er einst einem Kaufmanne, der um sicheres Geleit bat, seinen Handschuh mitgab, den er im Falle der Noth nur zu zeigen brauche, und als der Kaufmann wirklich beraubt wurde, der Landfriedensbrecher sich durch Vorzeigung desselben zur Sühne bereit erklärte. Denn die Bösen zitterten bei seinem Andenken, die Guten aber lobten ihn, besonders die Kaufleute. Er war ein Vertheidiger der Bedrückten, sagt sein Lebensbeschreiber, und ein Hammer der Tyrannen, hochherzig und bescheiden, leicht zugänglich, strenge und milde. Mit dem Bisthum hatte er das geistliche Schwert, mit dem Herzogthum das weltliche, mit beiden züchtigte er die Rebellen. Als Erzbischof von Köln war er nur Bruno (I.) vergleichbar.

Ungeachtet nun der Erzbischof von Köln ein so ausgezeichneter Mann war, den man ebenso liebte als fürchtete, hatte er doch große und bittere Kämpfe, und zwar von einer Seite zu bestehen, wo man das am allerwenigsten erwarten sollte, nämlich von Seiten seiner Familie. Wir haben schon die Streitigkeiten erwähnt, die er mit dem Grafen Walram hatte. Bitterer war der Kampf mit seinem Neffen, dem Grafen Friedrich von der Isenburg, der zugleich Schutzvogt der Abteien Werden und Essen war. Die Schutzvögte hatten

in jenen Zeiten gar häufig ihre Rechte mißbraucht, und sich mehr als Dränger und Unterdrücker, wie als Vertheidiger der Kirchen gezeigt. Die Päbste hatten schon wiederholt darüber Beschwerden bei den Kaisern geführt, jedoch wenig ausgerichtet; unter anderen hatte Honorius, der damalige Pabst, deshalb mehrere Schreiben an Engelbert, den Reichsverweser, so wie an seine Suffragane gerichtet, worin er sich über jene Räubereien der Schutzvögte bitter beklagte, den Erzbischof um Abhilfe dagegen ersuchte, und falls dieses keine Folge habe, die Plünderer mit dem Banne bedrohte.

Friedrich, der Neffe Engelberts, hatte sich nun solche Unterdrückungen wider die Abteien Essen und Werden ebenfalls erlaubt, und er wurde von dem Oheim ernstlich abgemahnt. Friedrich war ein wilder Mensch. Früher hatte er sich selbst dem geistlichen Stande gewidmet. Er war nach dem Tode seines ältern Bruders Soldat geworden, und wie Gelen sagt, desto geneigter zur Bosheit, je mehr er sich von der Gnade entfernte. Statt die gedachten Kirchen, deren Schirmvoigt er war, zu schützen, beraubte er sie und erlaubte sich jede Gewaltthat gegen dieselben. Die Abtissin von Essen hatte deshalb in Köln geklagt, zuerst bei Theodorich und endlich bei Engelbert. Dieser suchte nun seinen Neffen freundlich zu warnen, und ihn gegen Entschädigung zum Aufgeben der Advokatie zu bewegen, und als dies nicht half, wollte er ihn auf den Grund des päbstlichen Schreibens enterben. Das erbitterte den Räuber. Er klagte darüber bei Gleichgesinnten, und diese bildeten eine Verschwörung, mittels welcher man den Erzbischof zu tödten gedachte. Denn Friedrich verließ sich auf den Schutz seiner mächtigen Verwandten, zwei davon waren Bischöfe, der Herzog von Limburg, die Grafen von Berg, von Cleve, von Henneberg, Arnsberg seine Anverwandten. Dazu fühlten sich noch Andere von Engelbert beleidigt. Endlich kam der böse Entschluß zur Reife. Engelbert reiste gerade zur Einweihung einer Kirche von Soest, wo er mit seinen Suffraganen eine Zusammenkunft gehalten, nach Schwelm. Da kam auch Friedrich von der Isenburg mit seinen Verwandten dorthin, und als man drei Tage zur Beilegung der vorhandenen Schwierigkeiten vergeblich gearbeitet, ging Engelbert nach Schwelm. Er hatte aber eine Ahnung von seinem bevorstehenden Tode, entweder weil er die Gesinnung seines Verwandten durchschaute, oder vielseitig gewarnt wurde, oder aus andern Gründen. Engelbert beichtete daher mit vielen Thränen dem Bischofe von Minden, und sprach sogar mit den Bischöfen von Münster und Osnabrück von seinem bevorstehenden Tode, womit er von ihrem Bruder, dem Grafen von der Isenburg, bedroht war. Diese suchten ihm die Furcht als eine ungegründete auszureden. Friedrich aber, wiewohl er dem Erzbischofe Frieden heuchelte, machte sich doch unterdessen sehr verdächtig.

Er ritt hin und her, wie Einer, der nichts Gutes im Schilde führt. Der Erzbischof grüßte ihn, und lud ihn ein, mit ihm auf der Reise zu übernachten, was jener jedoch nicht annahm, und wodurch der Verdacht noch mehr gerechtfertigt wurde. Engelbert aber, auf das Schlimmste gefaßt, ließ sich nicht irre machen, sondern redete ihn nur desto freundlicher an. Endlich, wie Friedrich sah, daß nur Wenige bei dem Erzbischofe geblieben, fiel er mit seinen Verschwornen am Gevelsberge in der Nähe von Schwelm über ihn her. Es war am Abende in einem Hohlwege, als die Verschwornen aus ihren Schlupfwinkeln kamen, und dem Erzbischofe, der zur Rechten ausweichen wollte, einen Hieb in den Schädel versetzten, da Niemand ihn vertheidigte, als der Ritter Konrad von Dortmund, der ebenfalls eine Wunde an der Stirne erhielt. Als die Umgebung des Erzbischofes sah, daß keine Rettung war, flohen sie, und Engelbert sank, von siebenundvierzig Wunden getroffen, darnieder. Die Mörder ließen ihn liegen, und zogen ihres Weges. Das geschah am 7. November des Jahres 1225. Aber noch in derselben Nacht eilten einige Umwohner aus der Nachbarschaft herbei, luden die Leiche auf einen Wagen, und brachten sie nach Schwelm, wo er Tags darauf die Kirche zu consecriren gedachte. Von da aber wurde sie vielfach beweint, nach Altenberg gebracht und endlich nach Köln. Die grause That erregte jedoch in ganz Deutschland großes Aufsehen. Besonders ruhte der Nachfolger des frommen Erzbischofes, Heinrich von Molenark, nicht, bis die Mörder bestraft waren *). Er nahm die Leiche Engelberts mit sich auf den Reichstag nach Frankfurt. Hier wurde sie den versammelten Fürsten gezeigt, und daselbst die Acht über Friedrich und seine Mitverschwornen ausgesprochen. Es begann jetzt ein Rachekrieg gegen die Mörder, der fast Niemanden von ihrer ganzen Familie übrig ließ, und die Mörder selbst in die Hand der strafenden Gerechtigkeit überlieferte. Friedrich war eine Zeit lang flüchtig umhergeirrt. Er wurde jedoch, als er zu Herzog Heinrich von Limburg gehen wollte, von dem Grafen Balduin ergriffen, nach Köln geführt und daselbst vor dem Severinsthore an dem sogenannten todten Juden auf's Rad geflochten und hingerichtet. Engelbert aber ward auf dem Concile zu Mainz als Martyrer erklärt, und von der Kirche in die Reihe der Heiligen erhoben.

An die Stelle des ermordeten Engelbert hatte Friedrich den Pfalzgrafen Ludwig von Baiern als Curator König Heinrichs und zum Verweser des deutschen Reiches eingesetzt. Dieser aber ward bei

*) Magnum chronic. belgic. bei Pistor. rerum germanic. script. Tom. III.

Friedrich verklagt, als intriguire er zugleich mit Heinrich gegen den Kaiser, und das Gerücht geht, daß er durch einen Sarazenen, der in kaiserlichen Diensten stand, ermordet wurde.

Dem Pabste Innocenz war Honorius III. gefolgt, und diesem gegen das Jahr 1227 der Kardinal von Ostia unter dem Namen Gregor IX. Der Pabst, ungeachtet er früher sehr befreundet war mit Friedrich, und ihm wohlwollte *), hatte jedoch jetzt mannigfache Klage, unter andern auch, daß er aus leichtfertigen Gründen den Zug nach dem heiligen Lande nicht unternahm, zu welchem er doch durch die Heirath mit Jolanthe, Tochter des Johannes Brenna, Königes von Jerusalem, noch besonders verpflichtet war. Friedrich wurde daher zu verschiedenen Malen gewarnt und endlich excommunicirt. Das hatte jedoch die Wirkung, daß Friedrich, der sich schon im Jahre 1227 einmal eingeschifft hatte, aber nach drei Tagen, angeblich wegen Krankheit, wieder an's Land ging, um sein Gelübde zu lösen und den Pabst zu versöhnen, in dem darauf folgenden Jahre nach dem heiligen Lande hinüberschiffte, und in der Fasten 1229 mit dem Sultan einen Vertrag machte, gemäß welchem Jerusalem, Nazareth, Joppe mit den anschließenden Landestheilen und einigen andern Orten an den Kaiser ausgeliefert werden und zwischen den Christen und Sarazenen ein zehnjähriger Friede sein sollte. Der Kaiser kam im März nach Jerusalem, und ließ sich am 18. dort krönen. Schon das war ein Vergehen, dem nach dem damals kirchlichen Rechte der Pabst nicht ungerügt zusehen konnte. Friedrich hatte sich als ein Ungehorsamer und Excommunicirter krönen lassen, eine Handlung, die mit ihm als Excommunicirten nicht vollzogen werden durfte. Sie wurde als ein Gottesraub betrachtet. Wir werden aber auch noch weiter hören, daß der Friede keineswegs so günstig war, wie es schien. Dafür beschuldigte jedoch der Kaiser den Pabst, als habe dieser den Sultan gegen ihn aufgehetzt und ersucht, ihm die heilige Stadt nicht auszuliefern, ja während er im heiligen Lande weilte, habe jener ein großes Heer zusammengebracht, damit Sicilien und Apulien angefallen und des Kaisers Land für Johann, dessen Schwager, weggenommen, die Kreuzfahrer in Apulien und der Lombardei zurückgehalten. Der Pabst führte aber bei den europäischen Fürsten nicht blos die Klage, daß Friedrich als ein Excommunicirter die heiligen Orte betreten, sondern er griff auch den Frieden selbst an, den er mit dem Sultan geschlossen. Der Besitz des heiligen Landes, oder vielmehr blos der genannten Orte, unter Bedingungen, wie Friedrich sie gleichsam erkaufte, konnte so für den Christen keinen

---

*) Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen von Dr. Konstantin Höfler.

Werth haben, und der ganze Friede, der blos dazu diente, die Kreuzzüge zu lähmen, hatte keinen Halt. Er war eine Art von Transaction mit den Sarazenen, ganz im indifferenten Geiste Friedrichs. Die Muhammedaner behielten daher drei Moscheen in den erwähnten Orten, gleiche Rechte mit den Christen, ja diese waren kaum geduldet. Der Pabst beklagte sich, daß Friedrich so sein Gelübde nicht gelöst, er hatte versprochen, zwei Jahre zu kämpfen. Nun steckte er feige das Schwert in die Scheide, hielt es mit den Ketzern und Ungläubigen, während er die Bischöfe und den apostolischen Stuhl verfolge. Da verbreitete sich das Gerücht, Friedrich sei gestorben. Das gab denn einen gewaltigen Aufruhr, und der Kaiser beeilte sich, aus dem heiligen Lande zurückzukehren. Im Sommer traf er wieder ein in seinem Reiche. Hier schloßen sich Viele, sowohl Sarazenen als Christen, an ihn an, und er hatte bald ein ansehnliches Heer beisammen, womit er die abgefallenen Landestheile und seine sonstigen Feinde züchtigen konnte. Er suchte indeß den Frieden mit dem Pabste, und zur Vermittlung desselben rief er die deutschen Fürsten, welche nach Italien kamen, unter andern den Patriarchen von Aquileja, den Erzbischof von Salzburg, den Bischof von Regensburg, den Herzog Leopold von Oestreich, herbei. Diese unterhandelten, während der Kaiser in Capua weilte, wegen des Friedens und der Lösung desselben vom Banne. Wirklich kam er im Jahre 1230 zu Stande, und Friedrich konnte seine Macht gegen die Lombarden richten, welche den Deutschen den Zugang nach Italien verwehrt hatten (1232). Er fand indessen vor der Hand noch in Messina zu thun, das er nahm und verbrannte (1233).

Jene Zeit wurde aber auch noch durch ein anderes Ereigniß merkwürdig, nämlich die Eroberung und Bekehrung Preußens durch den Großmeister des deutschen Ordens, Herrmann von Salza, von der wir jedoch weiter unten mehr im Zusammenhange reden können.

Im Jahre 1234 traten nicht blos die Mailänder, sondern auch Friedrichs Sohn, Heinrich, welcher mit den deutschen Fürsten in Boppard eine Zusammenkunft gehalten, gegen den Kaiser auf. Dieser konnte aber erst im folgenden Jahre nach Deutschland kommen, nahm seinen Sohn in Gewahrsam, und schickte ihn nach Apulien in Haft, wo er wie ein Verräther behandelt wurde und im Jahre 1236 im Gefängniß starb.

Friedrich ließ nun statt seines Sohnes Heinrich Konrad in Mainz zum deutschen Könige wählen, wo der Kaiser nach einer zweijährigen Abwesenheit in Italien in einer glänzenden Versammlung (1237), bei welcher fünfundsiebenzig Fürsten anwesend waren, erschien, der Land-

frieden, das alte Recht beschworen wurden, und man ein neues festsetzte, welches deutsch aufgeschrieben und Allen verkündet wurde. Das war das erste Mal, daß die Reichsabschiede in deutscher Sprache niedergeschrieben wurden. Es wurde aber auch zu gleicher Zeit Otto von Lüneburg, der Enkel Heinrichs des Löwen, ein neuer Herzog und Fürst. Friedrich ließ diesen Tag als einen ganz besondern in die Jahrbücher des Reiches verzeichnen, weil er an demselben das Reich mit einem neuen Fürsten vermehrt habe. Bei dem Feste selbst erschien der Kaiser in aller kaiserlichen Pracht in dem Dome zu Mainz, von den Fürsten des Reiches umgeben, bei der heiligen Messe, und lud alle nach derselben bei sich zu Gaste. Das Mahl selbst war mit kaiserlichem Aufwande auf dem Felde bereitet. Friedrich hatte aber, indem er Otto mit Braunschweig-Lüneburg belehnte, einen Akt kaiserlicher Großmuth üben wollen. Denn nach dem Tode des Pfalzgrafen Heinrich, des ältesten Sohnes Heinrichs des Löwen, hatten Otto, der Herzog von Baiern, der seine Tochter Agnes zur Frau, und Heinrich, welcher mit Gertrud getraut war, ihr Recht auf das Gebiet von Braunschweig an Friedrich II. gegen ein Stück Geld abgetreten. Aber Otto, Wilhelms Sohn, hielt es für schmählich, wenn das väterliche Erbe von Fremden genommen werden sollte. Er eroberte Braunschweig und die Burg Tanquarderode, und behauptete sie. Er warf sich dann dem Kaiser zu Füßen, und legte sein ganzes Erbe in seine Hände. Dieser aber verwandelte Braunschweig in ein Herzogthum, und gab es Otto zu Lehen, also daß es auf seine Erben, auf Söhne und Töchter, übergehen sollte.

Die heilige Elisabeth.

In dem Jahre 1236 war der Kaiser bei einer andern großen Feier zugegen. Das war die Erhebung der Reliquien der heiligen Elisabeth, einer Frau, die in der damaligen Zeit so berühmt geworden in Deutschland, daß wir sie hier unmöglich unerwähnt lassen dürfen. Eines der berühmtesten Geschlechter jener Zeit ist das der Landgrafen von Thüringen, und eine der gefeiertesten Fürstinnen in der ganzen Geschichte ist die heilige Elisabeth, Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Die heilige Elisabeth, eine Prinzessin von Ungarn, war im Jahre 1207 in Preßburg geboren, und kam noch als junges Mädchen von vier Jahren an den Hof der Landgrafen von Thüringen auf die Wartburg bei Eisenach. Dieser Hof war damals der glänzendste in Deutschland, und der Landgraf durch seine Verbindungen der erste Fürst des deutschen Reiches zu nennen,

also daß es von ihm bei einem gleichzeitigen Dichter hieß *): „Ist irgend ein König zu kurz oder zu lang, daß er dem Reiche und der Welt wenig Freuden verschafft, so nimmt ihm der Herr von Thüringen seine Krone sonder Dank, und gibt sie, wem er will.“ So dankte ihm auch Friedrich II. vorzüglich seine Erhebung.

Der damalige Landgraf Herrmann war aber nicht blos ein besonderer Schützer der Gelehrten und Dichter, sondern auch ein frommer Herr **). Er ging nie zu Bett, ohne einige Stellen aus der heiligen Schrift gehört und gelesen zu haben. Er sammelte die alten Dichtungen, und die neuern Dichter fanden bei ihm eine glänzende Aufnahme. Die katholische ritterliche Poesie mit ihrer feurigen Liebe, ihrem regen Natursinn und hoher Einfachheit strahlten unter seiner Regierung, unter seinem Schutze in ihrem höchsten Glanze. An seinem Hofe fand sich Alles, was nur in irgend einer Weise berühmt war. Die Fürstin Elisabeth bildete darin ein eigenes Element, was aller Poesie erst die wahre Weihe gibt. Schon ihre Hinüberkunft aus Ungarn nach Deutschland hatte etwas Mystisches. Ihre Geburt war von einem fremden Sänger, Klingsohr, der an den berühmten Hof nach Eisenach kam, wo sich die berühmtesten Sänger versammelt hatten, und von ihm, der so aufmerksam die Gestirne betrachtet, etwas Neues hören wollten, verkündet worden: „Ich will euch eine „frohe Mähre sagen,“ hub er an; „ich sehe einen schönen Stern in „Ungarn aufgehen, und bis nach Marburg und von Marburg durch „die ganze Welt hinstrahlen; wisset, heute in dieser Nacht wird mei„nem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren, deren „Name Elisabeth heißen, die dem Sohne eures Fürsten hier zur Ge„mahlin angetraut, und von deren Herrlichkeit die ganze Christenheit „erfreut und getröstet werden wird.“ Die Fürsten ritten am Tage hinauf nach der Wartburg, erzählten dem Landgrafen, was sie unten gehört, und dieser ritt nun selbst zu Klingsohr, um ihn zu sich zu laden, und als er einen verständigen Mann in ihm fand, über das Vorgefallene in Ungarn genauere Kunde eingezogen, ward eine Gesandtschaft dorthin beordert, um die Prinzessin nach der Wartburg zu holen. Es regierte damals König Andreas II. in Ungarn, ein

---

*) In dem Sängerkriege zu Wartburg hieß es:

„Ist dann der Kunine thuo kurz, thuo lanc,
Daz er dem riche unde al der Werlde nicht schaffet vreuden vil,
Der Düringe Herre nimmt ez im sunder Danc
Unde setzet, 's wem er will.“

**) Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Hessen, aus dem Französischen des Grafen von Montalembert.

frommer und gottesfürchtiger Mann. Seine Gemahlin war Gertrud von Meran oder Andechs, aus dem Geschlechte Karls des Großen, ebenfalls eine gottselige und tugendhafte Frau, Schwester der heiligen Hedwig, Herzogin von Schlesien.

Elisabeth kam mit der Gesandtschaft nach Wartburg, um allda als künftige Gemahlin des jungen Landgrafen erzogen zu werden. Alle Chroniken der damaligen Zeit sind voll von dem Lobe ihrer Mildthätigkeit und den schönsten und erquickendsten Zügen. Der Preis der Fürstin wurde aber nicht blos in Deutschland verkündet, er schallte durch die ganze damals bekannte Welt, und von keinem Heiligen mögen wohl so viele gleichzeitige Chroniken gemeldet haben, so viele Lebensbeschreibungen vorhanden sein, wie von der heiligen Elisabeth. Ueber ihr ganzes Leben verbreitete sich Wohlthätigkeit und Frieden. Bei ihrer Geburt hörten die fürchterlichen Kriege auf, welche bis dahin Ungarn verheert hatten. Aber sie selbst sollte den Kelch des Leidens auf die fürchterlichste Weise trinken. Zwei Jahre später, nachdem die heilige Elisabeth aus Ungarn nach Thüringen gebracht worden, kam ihre tugendhafte Mutter auf die grausamste Weise um's Leben. Sie wurde in der Blüthe ihrer Jahre von ihren eigenen Unterthanen ermordet. Diese schreckliche That und das Beispiel ihrer Tante Hedwig trugen nicht wenig dazu bei, das Gemüth des jungen Mädchens noch mehr zu Gott zu erheben. Denn sie dachte selbst in ihren Spielen nur stets an Gott, und die Lebensbeschreiber führen eine Menge der schönsten Thaten, auch aus ihrer frühen Jugend, an. Alles Geld, was sie erhielt, verschenkte sie an die Armen. Von ihrer Frömmigkeit aber erzählen die Schriftsteller einen schönen Zug. Am Tage der Himmelfahrt Mariä, wo in den der heiligen Jungfrau geweihten Kirchen reichliche Ablässe zu gewinnen waren, und man ihr die Feldfrüchte des Jahres zum Opfer brachte, sagte die Landgräfin Sophie zu Agnes, ihrer Tochter, und Elisabeth: „Laßt uns nach „Eisenach hinab zur Liebfrauenkirche gehen, und die schöne Messe der „deutschen Herren, welche die heilige Jungfrau besonders ehren, an„hören. Vielleicht predigt man auch von ihr. Legt eure schönsten „Kleider und eure goldenen Kronen an.“ Nachdem nun die beiden Prinzessinnen sich also geschmückt hatten, stiegen sie mit der Landgräfin zur Stadt hinab, gingen in die Kirche und knieten auf einem Betstuhle vor einem großen Crucifixe nieder. Beim Anblicke dieses Bildes nahm Elisabeth die Krone von ihrem Haupte, legte sie auf den Betstuhl und warf sich auf die Erde nieder, ohne andern Kopfschmuck als ihr Haar. Als dies die Landgräfin sah, rief sie ihr heftig zu: „Was meint Ihr nun damit, Jungfrau Elisabeth? Wollt Ihr etwas „Neues machen? Soll Jedermann Euer spotten? Jungfrauen müssen „sich aufrecht halten, und sich nicht niederwerfen wie Thörinnen oder

„wie alte Nonnen, die so faul sind, daß sie wie ein müder Gaul „niederfallen. Könnt Ihr es nicht wie wir machen, anstatt Euch wie „ein ungezogenes Kind zu geberden? Ist Eure Krone zu schwer? „Was meint Ihr damit, daß Ihr krumm liegt wie ein Bauer?“ Da richtete sich Elisabeth auf, und antwortete ihrer Schwiegermutter: „Liebe Frau, verargt mir das nicht. Hier steht vor meinem Ange„sichte der barmherzige, der süße und milde Heiland, mit scharfen „Dornen gekrönt. Meine Krone würde ihn verhöhnen, wenn ich „ihm so üppig gegenüberstände, mit Perlen, Gold und Edelsteinen „geschmückt.“ Dann fing sie bitterlich an zu weinen. Denn schon hatte die Liebe Christi ihr hartes Herz tief verwundet, legte sich nieder, wie vorher, ließ Sophie und Agnes reden, und fuhr so eifrig in ihrem Gebete fort, daß sie einen Zipfel des Mantels, den sie vor dem Gesichte hielt, ganz mit Thränen durchnäßte. Um vor den Augen des Volkes einen unangenehmen Abstand zu vermeiden, sahen sich die beiden Fürstinnen genöthigt, es ihr nachzumachen, und sich mit dem Mantel das Gesicht zu verhüllen, was sie, wie eine Chronik bemerkt, denn nicht so gerne thaten. Diese und ähnliche Dinge machten aber der heiligen Elisabeth keine besonderen Freunde bei der Welt. Man verfolgte sie mit Stichelworten und Spott, ja man sprach sogar von ihrer Rücksendung nach Ungarn. Die junge Prinzessin, von den Ihrigen entfernt, ohne Schutz an einem fremden Hofe, fand diesen doch stets bei ihrem erwählten Bräutigam, der ihre Vorzüge wohl erkannte, und ihr, so lange er lebte, stets ein Tröster war. Sie wurde im Jahre 1220 mit ihm feierlich getraut. Der Landgraf war zwanzig und Elisabeth dreizehn Jahre alt. Aber es herrschte zwischen ihnen die innigste Zuneigung. Denn Ludwig hatte ein christliches Gemüth und einen ritterlichen Sinn, und er wußte die Tugenden seiner jungen Gemahlin vollkommen zu schätzen. Er sah wohl, sagt eine Chronik, daß sie Gott von ganzem Herzen liebte, und fand darin seine Beruhigung. Elisabeth ihrerseits, der Frömmigkeit und Weisheit ihres Gemahls vertrauend, verbarg ihm keine ihrer Bußübungen, überzeugt, er werde sich nie zwischen sie und ihren Heiland stellen. Denn sie ermahnten einander, auf der Bahn der Vollkommenheit weiter zu streben. Dieses heiligte und stärkte sie im Dienste Gottes, und verband sie in aller Innigkeit und Wonne der höchsten Liebe, und dieser reine Charakter sprach sich besonders darin aus, daß sie auch nach ihrer Ehe fortfuhren, sich Schwester und Bruder zu nennen. Das Glück, zusammen zu sein, war ihnen so unentbehrlich, die reine Neigung, die sie aneinander fesselte, so mächtig, der Bund ihrer Seelen so innig, daß sie es nicht ertragen konnten, auch nur die kürzeste Zeit getrennt zu sein. Diese schwere Prüfung und mit derselben die Quelle so vieler Leiden sollte aber Elisabeth

jetzt im vollsten Maße ertragen. Im Jahre 1226 war der Landgraf Ludwig, Elisabethens Gemahl, mit Friedrich in Italien. Aber kaum war er abgereist, als sich eine schreckliche Hungersnoth in Thüringen zeigte. Da hatte nun Elisabeth ein weites Feld ihrer Thätigkeit, das sie schon früher mit aller Sorgfalt gepflegt. Sie erschien bei den Armen im Hause, bei Wöchnerinnen, hob die Kleinen aus der Taufe, wickelte sie in Leintücher. Sie erschien bei den Begräbnissen und überall, wo es noth that. Einmal, wegen ihrer Freigebigkeit verfolgt, verwandelte sich das Brot in Rosen, bei einer andern Gelegenheit Wasser in Wein, wie dereinst das härene Bußgewand in das köstlichste Prachtkleid, das sie nur um ihres Mannes willen trug. Von allen Unglücklichen aber widmete sie besonders den Aussätzigen ihre Theilnahme. Elisabeth versammelte sie am grünen Donnerstage, wusch ihnen die Füße und Hände, kniete dann vor ihnen nieder und küßte in Demuth ihre Wunden und Geschwüre. Die Pflege der Aussätzigen um des Heilandes willen, des Mannes der Schmerzen, der selbst wie ein Aussätziger behandelt wurde, war im ganzen Mittelalter ein besonderer Cultus *).

Landgraf Ludwig blieb jedoch für dieses Mal nicht lange aus. Noch in demselben Jahre seiner Abreise kam er wieder. Jedoch sollte er nicht lange verweilen, um alsdann auf immer von seiner geliebten Gemahlin zu scheiden. Denn im Sommer des Jahres 1227 ging er mit Friedrich nach dem heiligen Lande. Die Trennung war äußerst schmerzlich, und Elisabeth begleitete ihn bis zur Gränze von Thüringen. Bei der Trennung zeigte Ludwig einen Ring vor Elisabeth, und sagte ihr: „Elisabeth, meine allerliebste Schwester, dieses Ringlein, das „ich an meiner Hand trage, wo in dem edlen Stein das Lamm „Gottes eingegraben ist, das soll dir eine wahre Botschaft sein meines „Lebens oder Todes. Wer dir das Ringlein bringt, meine aller„liebste, meine getreue Schwester, dem glaube.“ Elisabeth kehrte halbtodt nach Wartburg. Sie vertauschte gleich den fürstlichen Schmuck gegen Wittwenkleider, die sie nie ablegte.

Im Heere des Landgrafen Ludwig war die Blüthe der Ritterschaft von Thüringen, nämlich die Grafen von Wartburg, Günther von Kefernburg, Meinhard von Mühlberg, Heinrich von Stollberg und Burkhard von Brandenburg, dann des Landgrafen Mundschenk Rudolf, Freiherr von Varila, sein Marschall Heinrich, Freiherr von Fahnern, sein Truchseß, Herrmann von Schlotheim, und eine Menge anderer Barone und Ritter nebst fünf Priestern. Ludwig war Feldobrist des mittlern Deutschlands, und er kam im August des Jahres

*) Man vergleiche darüber: Geschichte des heiligen Franciscus von Assisi, von Chavin de Malan.

1227 nach Italien. Hier erkrankte er aber an einer Seuche und starb. Als diese Botschaft nach Thüringen kam, war Elisabeth außer sich vor Schmerz. Sie war damals erst zwanzig Jahre alt und Mutter von vier Kindern. Nun habe ich Alles verloren! rief sie in ihrem Schmerze. O mein herzallerliebster Bruder, o mein frommer Mann, bist du gestorben, und hast mich im Elende zurückgelassen! Jetzt begannen aber erst harte Tage für sie. Die Menschen, selbst diejenigen, welche sie mit Wohlthaten überhäuft, waren undankbar, sie selbst wurde von ihrem Erbe gejagt, und mußte mit ihren Kindern die Wartburg verlassen. Besonders aber war es Heinrich Raspe, ihr Schwager, den wir noch als Mitbewerber um die Kaiserkrone kennen lernen werden, der sich als ihr Dränger zeigte und sie in's Elend verstieß. Dieser hatte sogar allen Bewohnern von Eisenach, welche sie aufnehmen würden, seine Ungnade verkündigt. Elisabeth faßte sich mit Geduld. Sie war indessen nicht ganz ohne allen menschlichen Trost. Zuerst nahm sich ihre Tante, die Abtissin von Kitzingen, der Verlassenen an, dann der Fürstbischof Egbert von Bamberg, der sogar den Plan hatte, sie mit Kaiser Friedrich II., der eben Wittwer geworden, zu vermählen, was jedoch Elisabeth ausschlug. Auch nahmen die thüringischen Ritter sich endlich der bedrängten Wittwe bei Heinrich an, und diese fand in Marburg einen Ruheplatz, wo sie das Kleid des heiligen Franz, mit dem sie so viele geistige Verwandtschaft hatte, anlegte, und ganz den Werken der Frömmigkeit und Mildthätigkeit ergeben, im Jahre 1231 in einem Alter von vierundzwanzig Jahren verschied. Sie wurde in Marburg in der Capelle des von ihr gegründeten Hospizes begraben, bis sie später eine glänzende Ruhestätte in der schönen, ihr zu Ehren gebauten Kirche daselbst fand. Hier wurden ihre Gebeine unter der Verehrung der Gläubigen über drei Jahrhunderte aufbewahrt, bis endlich ein wilder, sittenloser Mensch aus ihrer Nachkommenschaft, den die falsche Geschichtschreibung mit dem Namen des Großmüthigen bezeichnet, weil er zu den Leuten gehörte, die man eben nothwendig hatte, wie es in der ihm ausgefertigten Erlaubniß zu seiner Bigamie hieß, sich darüber hermachte, in den Gebeinen „seiner Enkemoder" wühlte, um das Gold, womit sie eingefaßt waren, zu rauben, und jene der Art zu zerstreuen, daß gegenwärtig nur mit Mühe hie und da noch einige Ueberbleibsel der einst so verehrten Heiligen und gefeierten Fürstin aufzufinden sind. Wie glänzend war dagegen jene Feier, als Elisabeth, von Gregor IX. wenige Jahre nach ihrem Tode durch eine Bulle vom 1. Juli 1235 heilig gesprochen, aus ihrem Grabe erhoben und der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt wurde! Das geschah am 1. Mai des Jahres 1236. Kaiser Friedrich erschien dabei unter der Menge von Menschen, es sollen an eine Million und zweimalhunderttausend vorhanden gewesen

sein, im einfachen Bußgewande, der Erzbischof von Mainz, Trier, der Bischof von Hildesheim und viele andere Bischöfe und Fürsten. Sie erhoben die verehrten Ueberreste im Namen des Pabstes aus der Gruft, und Kaiser Friedrich selbst setzte dem Haupte der verehrten Fürstin, „der lieben Elisabeth," eine goldene Krone auf.

Der Sängerkrieg auf Wartburg.

Die Ankunft des Meister Klingsohr in Eisenach hing mit einer ebenso räthselhaften als dichterischen Erscheinung zusammen. Es war dies der sogenannte Sängerkrieg auf Wartburg. Im Jahre 1206 fanden sich hier sechs der berühmtesten deutschen Dichter versammelt, nämlich Heinrich Schreiber, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschilbach, Reinhard von Zwetzen, alle vier von alter, ritterlicher Abkunft, Biterolf, ein Hausbeamter des Landgrafen, und Heinrich von Ofterdingen, ein einfacher Bürger aus Eisenach. Die fünf aber wollten den sechsten nicht als ebenbürtig anerkennen. Es entspann sich zwischen ihnen ein Streit auf Leben und Tod. Dem im Liede Ueberwundenen sollte durch den Scharfrichter Stempfel vor dem Thore zu Eisenach das Haupt abgeschlagen werden. Dieser Streit, ein so ungewöhnliches Tournier, zog eine Menge Ritter herbei. Jene sangen aber das Lob ihrer Lieblingsfürsten. Heinrich erhob den Herzog von Oestreich, die großen Geheimnisse der Religion, die Verklärung der Seele nach der Auferstehung, die unerschöpfliche Gnade Gottes, die Macht der Reue, die Herrschaft des Kreuzes, besonders die Herrlichkeiten der Jungfrau Maria, die Vielgeliebte Gottes, die neunmal schöner als die Barmherzigkeit. Als man sich aber über den Sieg nicht einigen konnte, sollte der berühmte Klingsohr vom Hofe des Königs von Ungarn als Kampfrichter durch Heinrich von Ofterdingen herbeigeholt werden. Dieser kam und stieg in einem Gasthofe am St. Georgenthore zu Eisenach ab. Alsbald sammelten sich um ihn herum die fremden Ritter. Nach einer andern Version wurde Heinrich von Ofterdingen überwunden. Er sollte eben dem Scharfrichter überliefert werden, als er sich unter den Mantel der Landgräfin Sophie flüchtete. Diese nahm ihn unter ihren Schutz, und erwirkte, daß er den Meister Klingsohr als Schiedsrichter aus Ungarn herbeiholen sollte, wodurch er dann gerettet ward.

Im Jahre 1237 war Friedrich wiederum in Italien. Er bändigte die lombardischen Städte, vorzüglich die Mailänder, Vercelli, Mantua, Piacenza, Bologna. Die Mailänder besiegte er in der

Schlacht bei Novi, und lud alle größern Fürsten der gesammten Christenheit durch kaiserliche Briefe zu einer gemeinsamen Unterredung bei Vaucouleur in Lothringen. Der König von Frankreich aber erregte zuerst Argwohn. Er nahte nur mit einem Heere, und die Unterredung wurde auf das folgende Jahr verschoben.

Friedrich war indessen von Neuem mit dem Pabste zerfallen. Dieser schloß ein Bündniß mit den Venetianern, und that am grünen Donnerstage des Jahres 1239 den Kaiser, weil er die Kirchen geplündert, Geistliche verletzt, deren Güter eingezogen, bei ausgelöschten Lichtern abermals in Bann. Es waren in Allem neun Klagepunkte, welche den Pabst hiezu bewogen, und darunter bezeichnet derselbe auch das als keine geringe Ursache der Excommunication, daß der Kaiser unter andern schrecklichen Irrthümern und Gotteslästerungen sich geäußert haben sollte: Die ganze Welt sei von drei Gaunern, nämlich Jesus, Moses und Muhammed, betrogen worden, was jedoch Friedrich läugnete. Er suchte sich daher nicht nur in einem eigenen Briefe an die deutschen Prälaten zu vertheidigen, sondern auch bei den übrigen Fürsten, Kardinälen und dem römischen Volke. Er zog gegen Mailand und Bologna zu Felde, und beide Städte wurden überwunden, Sardinien, welches der Pabst für sich in Anspruch nahm, besetzt. Friedrich ging nach Rom. Hier waren die Parteien der Welfen und Ghibellinen wieder aufgestanden, und der Pabst ließ das Volk bewaffnen, welches Friedrich entgegenzog. Aber der Kaiser trieb sie in die Stadt zurück, tödtete ihrer eine Menge, und schickte von den Gefangenen einige, nachdem er sie an ihren Gliedern verstümmelt, in die Stadt zurück. Den Geistlichen ließ er eine Wunde in Gestalt eines Kreuzes in die Krone schneiden, einigen durch die Haut, andern sogar durch das Gebein des Schädels. Als er jedoch wider Erwarten sah, daß die Stadt es mit dem Pabste hielt, steckte er Alles um dieselbe herum in Brand. Dann zog er mit seinem Heere nach Campanien, verheerte Benevent und brachte die Stadt zur Ergebung. Als aber auch in Sicilien es viele Geistliche mit dem Pabste hielten, ließ er viele Bischöfe hinrichten oder in's Gefängniß werfen.

Mittlerweile schickte der Pabst Gesandte nach Deutschland, welche hier gegen den Kaiser wirken sollten, und gab Allen vollkommenen Ablaß, welche gegen Friedrich zu Felde ziehen würden. Da erschien der Kaiser wieder mit einem Heere im römischen Gebiete, er eroberte Ravenna, verheerte das Land und drang bis Viterbo vor. Dann ging's an die Belagerung von Mailand. Als er jedoch hörte, was in Deutschland vorging, und wie der Herzog Friedrich von Oestreich einen Aufstand gegen ihn errege, eilte er dorthin, that den Herzog in den Bann und beraubte ihn seines Landes und seiner Ehren. Er

selbst besetzte ganz Oestreich, und erhob Wien zu einer kaiserlichen Stadt. Nach Italien zurückkehrend, blieben der Bischof Eckbert von Bamberg, der Burggraf von Nürnberg, die Grafen von Henneberg und Eberstein als Befehlshaber in Wien zurück, dem jedoch Herzog Friedrich hart zusetzte. Er fand es aber besser, des Kaisers Gnade nachzusuchen. Er ging daher mit zweihundert erlesenen Reitern zu Friedrich nach Verona, und erhielt nicht nur alle früher verlornen Provinzen zurück, sondern auch die Bestätigung seiner alten Privilegien, und für sich und seine Nachkommen noch neue hinzu, die fast der königlichen Würde gleich kamen.

Der Pabst war mittlerweile in keiner geringen Noth. Er schickte Gesandte an die Könige von Frankreich und England und an die sonstigen Fürsten, und bat um Hilfe. Friedrich wurde vom Pabste des Reiches entsetzt, und dieses dem Robert, dem Bruder des Königs von Frankreich, angetragen. Der aber lehnte die bedenkliche Würde ab. Da wirkte der Pabst im Jahre 1240 auf die geistlichen Fürsten ein, daß sie einen neuen Kaiser wählten, konnte aber nichts weiter damit erreichen, als daß sie ihm zurückschrieben: „Es sei nicht in „seinen Rechten, den Kaiser einzusetzen, sondern den von den Fürsten „Gewählten zu krönen." Der Pabst jedoch schickte Legaten und Briefe umher durch die ganze römische Kirche, an alle Kirchenfürsten und kirchlichen Oberhirten, zu einem Concilium einzuladen, welches um Pfingsten in dem Lateran gehalten werden sollte. Friedrich war anfangs nicht dagegen. Wie er aber hörte, daß dieses vorzüglich gegen ihn gehalten werden sollte, mahnte er durch ein öffentliches Edikt Alle davon ab, schloß den Dorthingehenden von allen Seiten die Wege, und belagerte Rom. Faventia mußte sich ergeben, nachdem Friedrich sechs verschiedene Heere gegen seine Feinde in's Feld gesendet. Den Enzio, seinen natürlichen Sohn, schickte er nach Pisa, den dortigen Hafen zu bewachen. Als dieser hier erfuhr, daß die Kardinäle Otto von Portese und Jakob von Präneste mit genuesischen Schiffen von ihrer Gesandtschaftsreise zurückkehrten, so wie andere Prälaten und hohe Geistliche zum Concilium nach Rom führen, zog er diesen mit der Kriegsflotte der Pisaner entgegen, und nahm sie entweder gefangen, oder tödtete sie, oder schlug sie in die Flucht. Die Gefangenen, worunter auch die beiden Kardinäle, welche der Kaiser in Neapel in hartem Gefängniß sterben ließ, gaben Anlaß zu neuen Anklagen.

Einfall der Mongolen in Deutschland.

Während dieses in Italien vorging, schwebte Deutschland in einer andern großen Gefahr. Die Mongolen, ein asiatisches Volk,

wie einst die Hunnen und Magyaren, waren bis an die Gränzen von Schlesien vorgedrungen, und endlich in dieses Land eingefallen. Sie verbrannten Breslau und bedrohten bereits das Innere von Deutschland. Sie kamen in ungeheuren Schaaren, und das ganze Land wäre gewiß ihrer Verheerung anheimgefallen, hätten sich die deutschen Fürsten ihnen nicht mit dem ehrenwerthesten Muthe entgegengestellt. So kam es am 9. April 1241 bei Liegnitz zu einer blutigen und vernichtenden Schlacht. Gegen die Mongolen fochten Herzog Heinrich der Fromme, ein Sohn Heinrichs des Bärtigen und der heiligen Hedwig, die deutschen Ritter, der Herzog von Mähren, Polen, Kreuzfahrer und Freiwillige, welche alle die Größe der Gefahr erkannten. Dennoch hatte Heinrich nicht mehr als dreißigtausend Mann, und ihnen gegenüber standen viermalhundert fünfzigtausend Mongolen. Die Mongolen siegten zwar in der offenen Feldschlacht, als sie aber die Burg von Liegnitz nicht nehmen konnten, fanden sie ein weiteres Vordringen in Deutschland nicht rathsam, sondern zogen sich nach Ungarn zurück. Herzog Heinrich blieb in der Schlacht, doch sein heldenmüthiger Widerstand hatte Deutschland gerettet. Denn die Mongolen, später noch in zwei Hauptschlachten geschlagen, wagten keine Angriffe mehr.

Gregor IX. war im Jahre 1241 vor Gram gestorben. An seine Stelle wurde Cölestin IV. gewählt, der sein Pontificat blos sechzehn Tage verwaltete, wo er vom Tode überrascht wurde. Der Kaiser ließ nun die Prälaten, die er noch in Gefangenschaft hatte, frei, und suchte dadurch die Pabstwahl zu fördern. Es wurde aber, nachdem der päbstliche Stuhl ein Jahr, acht Monate, sechs Tage erledigt gewesen, Innocenz IV. zum Pabste erwählt. Dieser nahm gleich das Friedenswerk wieder auf. Als jedoch die in Anagni versammelten Kardinäle den Peter, Erzbischof von Albano, die Erzbischöfe von Rouen und Messina an den Kaiser sendeten, um mit diesem des Friedens wegen zu unterhandeln, Friedrich aber alle Gerechtigkeiten, Besitzthümer, Städte und Burgen, womit sie früher bedacht gewesen, wegnahm, weder dem Urtheile des Pabstes sich fügen, noch auf die Güter des Reiches verzichten wollte, regte er auch das Gemüth des neuen Pabstes gegen sich auf, so daß dieser den von Gregor IX. ausgesprochenen Bann bestätigte. Jetzt fielen manche Städte und Edle von Friedrich ab. Dieser besann sich, und schickte den Grafen Peter von Vineis und Thaddäus von Suessa an den Pabst und versprach Genugthuung, die Wiedererstattung der Güter an die Kirche, die Befreiung der Gefangenen, und verlangte zur Bestätigung des Friedens für seinen Sohn Konrad eine päbstliche Nichte zur Frau (1244).

Der Pabst begab sich daher an dem Tage St. Johannes nach Castellana, um dem Kaiser näher zu sein, und wegen des Friedens zu unterhandeln. Friedrich aber dachte dem Pabste eine Falle zu legen, und diesen mit seinen Brüdern zu fangen. Er schickte daher seinen Kanzler Peter de Vineis und Walter von Sora, die ihn unter dem Vorwande der Friedensunterhandlungen sicher machen sollten. Als jedoch Friedrich dem Pabste melden ließ, es würde nichts zu Stande kommen, wenn er ihm nicht zuvor Briefe über seine Lossprechung ertheile, und der Pabst dies nicht wollte, entstand eine Uneinigkeit. Der Pabst weilte in Sutri, da wurde ihm gemeldet, es seien eben dreihundert Krieger gekommen, die ihn gefangen nehmen sollten. Er gerieth darüber in Bestürzung, zog schnell andere Kleider an und entfloh nach Civita Vecchia, wo er auf genuesischen Schiffen Aufnahme fand, und von da nach Genua eilte. Dann ging er nach Lyon in Frankreich zu König Ludwig, der ihn mit vieler Ehrfurcht aufnahm. Raumer spricht Friedrich von der Absicht, den Pabst gefangen zu nehmen, frei, dagegen hält er es für wahrscheinlich, daß Friedrich, als er von der genuesischen Flotte Winke erhielt, jene dreihundert Reiter sendete, um den Pabst an der Flucht zu hindern.

In der Fastenzeit des Jahres 1245 that der Pabst den Kaiser von Neuem in den Bann. Dann verkündete er, nachdem er in der Kathedrale zu Lyon die heilige Messe gehalten und das Wort Gottes gepredigt, ein allgemeines Concil, welches am Feste Johannes des Täufers gehalten werden sollte. Er lud auch den Kaiser Friedrich dazu ein, entweder selbst, oder durch hinreichende Vertreter vor dem Concile zu erscheinen, vorzubringen, was er dem Rechte nach vorbringen könnte, und zu hören, was das Concil über ihn beschließen würde. Es verwendeten sich zwar viele Männer von Ansehen, darunter der Patriarch von Antiochien, für ihn. Sie konnten aber nichts ausrichten, da er die verlangte Genugthuung nicht leisten wollte. Friedrich wurde daher auf dem gedachten Concilium der Häresie, des Gottesraubes, des Meineides, der Freundschaft mit dem Sultan von Babylon und der Weiber der Sarazenen beschuldigt. Als seinen Vertheidiger hatte er den Erzbischof von Palermo dorthin geschickt und den erwähnten Thaddäus, welche ihn nach Kräften vertheidigten, aber nichts desto weniger ward der Kaiser von dem Concilium bei angezündeten Lichtern in den Bann gethan und seiner Würde entsetzt. Diejenigen, welchen dies anginge, erhielten die Vollmacht, einen neuen zu wählen.

Das Urtheil flog durch die ganze Welt, fand jedoch nicht überall Beifall, indem es hieß, der Pabst habe nicht das Recht, weder einen Kaiser einzusetzen, noch abzusetzen, sondern nur den von den Fürsten Erwählten zu krönen. Diese Ansicht war wenigstens in Bezug auf

die Kaiserwürde nicht so ganz richtig, und wenn er das Recht hatte, den Kaiser zu krönen, so lag darin auch das Recht, die Krönung zu verweigern. Immer aber hatten die Päbste seit der Herstellung der weströmischen Kaiserwürde auch an die Verleihung derselben gewisse Bedingungen geknüpft. Sie hatten sich nie zu unbedingten Dienern der Kaiser herabgelassen, sondern stets ihre Würde gewahrt, und sowohl im Interesse der kirchlichen Freiheit, wie jener der Völker, die Krönung erst alsdann vollzogen, wenn die Erwählten den Eid leisteten, wodurch sie ihr Amt selbst heiligten und vor Mißbrauch schützten. Es waren bestimmte Forderungen, welche die Päbste stellten, und wenn wir z. B. den Eid Otto's IV. nehmen, den wir oben mitgetheilt, so müssen wir uns wundern, wie die liberale Zeit, die von ihren Königen etwas ganz Anderes verlangt, was sich nicht so leicht durch bestimmte und gerechte Normen regeln läßt, daran noch weiter Anstoß nehmen könnte. Sie waren der Vertheidigung des Rechtes, der bürgerlichen Freiheit, dem Schutz der Wittwen und Waisen, den Gütern der Armen nicht weniger wie der Kirche förderlich, die einzige Bürgschaft für Ruhe und Ordnung in der damaligen Zeit, und es war ein Unglück für die Hohenstaufen nicht weniger, als für die Welt, daß sie ihre Aufgabe nicht klarer und fester erkannten, sich von ihrer Herrschsucht und schlechten Menschen gegen die Päbste und von Grundsätzen verleiten ließen, die weder mit ihrer eigenen Wohlfahrt, noch mit dem Glücke der Völker bestehen konnten.

Während jenes in Lyon vorgefallen war, befand sich der Kaiser mit seinem Sohne Konrad in Verona. Hier hielt er eine Zusammenkunft mit einigen Fürsten Deutschlands und der Lombardei. Er stellte sich, als wolle er mit seinem Sohne Konrad zum Concilium, und ging nach Turin, wo er zuerst von seiner Absetzung hörte. Er nahm nun die Krone auf sein Haupt, trug sie öffentlich herum, und sagte: er habe dieselbe durch den Synodalbeschluß noch keineswegs verloren, ja er beklagte sich bei den europäischen Fürsten über das ihm zugefügte Unrecht, welche ebenfalls mit der Absetzung Friedrichs nicht einverstanden waren. Die Sache war indessen keineswegs neu, Gregor VII. hatte Heinrich IV. abgesetzt, Innocenz III. König Johann ohne Land, sie ließ sich auch wohl grundsätzlich rechtfertigen, besonders wenn man Rücksicht nimmt auf die Ansichten der damaligen Zeit, wie die Bedeutung des rechtlich ausgesprochenen Bannes, aber thatsächlich hat sie doch der Kirche wenigstens den Nutzen nicht gebracht, den man etwa davon erwartete.

Der Kaiser zog nun nach Cremona und ordnete die Angelegenheiten des Reiches. Dann wandte sich Friedrich nach Apulien, Konrad nach Deutschland. Hier hatte sich der Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspe, bewegen lassen, als Gegenkönig aufzutreten. Er

ward am Tage Christi Himmelfahrt (1245) von den Erzbischöfen von Mainz und Köln, so wie einigen andern Fürsten zum Könige gewählt, und da der Pabst sogar den Kreuzzug gegen Friedrich hatte predigen lassen, so bezeichneten sich alle Anhänger Heinrich Raspe's mit dem Kreuze. Die Sache ging aber darum nicht weniger schlecht. Zwar hatte Heinrich anfangs einiges Glück, jedoch auf die Dauer konnte er sich nicht halten.

Im folgenden Jahre (1246), als der Pabst noch in Lyon weilte, wurde unter Vermittlung Ludwigs IX., Königs von Frankreich, ein Vergleich versucht zwischen dem Pabste und dem Kaiser unter der Bedingung, daß Friedrich in's heilige Land ginge und nie wiederkehre, dort als Streiter Christi lebe und das christliche Reich daselbst wiederherstelle, seinem Sohne dagegen die Regierung im Abendlande verbleibe. Die Sache zerschlug sich aber, und Friedrich schickte seinen Sohn Konrad gegen Heinrich, um unter Anderm auch den Reichstag zu Frankfurt zu verhindern, den dieser zusammenberufen hatte. In der Nähe dieser Stadt kam es zu einem Treffen, aber Konrad ward geschlagen. Nicht so glücklich war jedoch Heinrich in Baiern und Schwaben. Er belagerte im Jahre 1247 Reutlingen und Ulm. Er mußte aber die Belagerung aufheben und sich nach Thüringen zurückziehen, wo er bald hernach auf der Wartburg starb. Weil er seine vorzüglichste Stütze im Klerus hatte, so hieß er der Pfaffenkönig.

In Italien standen die Parteien mit Erbitterung gegen einander. Friedrich hatte nicht blos nach Außen, sondern auch im Innern harte Kämpfe zu bestehen. Es bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, die er zwar noch zeitig unterdrückte, deren aber seine nächste Umgebung beschuldigt wurde. Nur gegen die Mailänder war er glücklich gewesen.

Als Heinrich Raspe im Jahre 1247 gestorben, ließ der Pabst durch ganz Europa gegen Friedrich anwerben, und den Grafen Wilhelm von Holland zum deutschen Könige wählen. Dieser kam nach Köln, wo er ein feierliches Ritterspiel hielt, und als er im Jahre 1248 nach einer hartnäckigen Belagerung Achen genommen, ward er daselbst zum Könige gekrönt.

Friedrich ließ nun seinem Sohne Enzio, den er zum Könige von Sardinien gemacht, in Apulien, Sicilien, Calabrien die Huldigung leisten. Dieser aber nahm einige von des Pabstes Verwandten gefangen, und knüpfte sie auf. Friedrich wurde daher mit seinem Sohne von Neuem in den Bann gethan. Das hinderte ihn jedoch nicht, im Herbste des Jahres 1247 ein zahlreiches Heer zu sammeln, um damit gegen Lyon zu ziehen. Doch der Pabst brachte Parma gegen ihn auf. Dieses verband sich aber mit den Mailändern, und der Kaiser, der Parma belagerte, erlitt eine Hauptniederlage.

Auch Konrad ging's schlecht in Deutschland. Der Vater hatte ihn hier wegen Wilhelm von Holland zurückgelassen. Dieser schlug ihn aber im Jahre 1248, und nöthigte ihn zur Flucht zu seinem Vater nach Italien. Dann wandte sich Konrad nach Apulien, wo er gegen die Geistlichkeit und Prälaten heftig wüthete.

Während nun Friedrich im Jahre 1249 gegen den Pabst zu Felde lag, die Mark Ancona wegnahm, hatte er einen andern Verdruß. Sein Kanzler Peter de Vineis wurde nämlich beschuldigt, als habe er dem Kaiser einen vergifteten Trank reichen wollen. Die Sache wurde jedoch entdeckt, und der Verräther zur Strafe gezogen. Aber noch ein anderer Schlag traf ihn. Sein Sohn Enzio, König von Sardinien, hatte die Parmenser mittels eines Hinterhaltes geschlagen. Als er jedoch denen von Modena Hilfe leisten wollte, wurde er von den Bolognesen gefangen und in harter Haft gehalten.

Friedrich wurde nun alt und krank, und er bot (1250) wieder die Hand zum Frieden. Zwar hatte er Parma durch List gewonnen, den Bolognesen Abgeordnete geschickt und Genugthuung angeboten, Avignon und Arelat Treue gelobt, aber der Kaiser wurde in Apulien, in der Burg Firenzuola, sechs Meilen von Luceria, von einer Krankheit ergriffen, woran er an dem Tage der heiligen Lucia starb, nicht ohne Verdacht von Gift, oder wie Einige sogar behaupten, eines gewaltsamen Todes von Seiten Manfreds, seines natürlichen Sohnes, der ihn mit Kissen erstickt haben sollte. Er war jedoch vorher, nachdem er Buße gethan, sogar, wie es hieß, das Kleid eines Cistercienser angelegt, von dem Erzbischofe von Palermo vom Banne losgesprochen worden, und wurde, wie er es in seinem Testamente bestimmt, in Palermo begraben. Nach jenem Testamente hatte er seinem Sohne Konrad das Reich und Sicilien zugedacht, seinem Sohne Heinrich das Königreich Jerusalem, und dessen Sohne das Herzogthum Oestreich, Manfred aber setzte er zum Vicekönig Konrads.

So endete Friedrich II. nach einer Regierung von beinahe achtunddreißig Jahren, worin er anfangs allerdings manches Gute gethan, jedoch nachher auch viel Böses. Wir haben schon gehört, wie er auf jene Gewaltthat, die unter dem Namen der „todten Hand" bekannt war, und deren Beseitigung die Päbste von seinen Vorgängern nicht erhalten konnten, verzichtete, wie er die Freiheit der Kirche, die Mathilde'schen Güter zurückzugeben versprach. Aber leider hielt er nicht Wort. Zwar gab Friedrich, selbst noch in spätern Zeiten, strenge Gesetze über das Recht der Bischöfe, besonders gegen die Ketzer, so auf dem Reichstage zu Frankfurt (1234), jedoch seine Verbindung mit dem Morgenlande und den Sarazenen, sein der christlichen Zucht entfremdetes Leben machten ihn selbst mit Recht verdächtig, und führten ihn auf Irrwege.

Friedrich II. war vier= bis fünfmal verheirathet. Seine erste Frau war Konstanzia, Tochter des Königs Alfons von Castilien. Als diese im Jahre 1222 starb, heirathete er Jolantha, Tochter des Königs von Jerusalem, nach deren Tode nahm er 1235 Isabella, Tochter des Königs Johann ohne Land, zur Frau. Diese starb an einer schweren Geburt, und im Jahre 1245 suchte Friedrich zuerst eine Tochter des Herzogs von Oestreich, und als diese nicht wollte, vermählte er sich mit einer andern Frau von Vermögen. Einige nennen Rutinia, Tochter des Grafen Wolfratshausen, mit welcher er Friedrich von Antiochien zeugte, der von Andern jedoch als ein natürlicher Sohn Friedrichs bezeichnet wird. Endlich noch Mathilde oder Beatrix, Tochter des Fürsten von Antiochien.

Nach Friedrichs Tode zeigte sich in Deutschland eine seltsame Erscheinung, die zwar in der deutschen Geschichte nur noch Einmal vorkommt, aber sich in andern Ländern manchmal wiederholt, und kaum anders, als durch die Leichtgläubigkeit der Menschen zu erklären ist. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, Friedrich sei nicht todt, sondern blos verborgen. Er werde zu seiner Zeit wieder kommen, um das Reich zu ordnen. Das benützte zuerst ein gewisser Johannes von Cocleria, ein Mann von geringer Herkunft und dürftigem Vermögen, der sich im Jahre 1262 in Sicilien für den lange verborgenen Friedrich ausgab. Er ward gefangen genommen und aufgehängt. In Deutschland aber erhob sich ein gewisser Friedrich Holtschuh oder Tilo Colux, der, weil er viel Verborgenes wußte, sich einigen Anhang, besonders bei dem Landgrafen von Thüringen, zu verschaffen verstand. Dann ging er nach Köln, wo er jedoch ausgetrieben wurde, von da nach Neuß, wo er eine Zeit lang als Friedrich hauste, aber endlich auf Geheiß Rudolfs in Wetzlar verbrannt wurde. Der Dritte, ebenfalls ein Mann von unbedeutender Herkunft, betrog die Lübecker. Der Vierte ward auf Befehl Adolfs von Nassau im Jahre 1295 in Eßlingen verbrannt. Endlich fast dreißig Jahre später zeigte sich auf den Ruinen des Kiffhäuserberges, im Schwarzburger Gebiete, ein Schneider aus Langensalza, der, halb verrückt, Vieles über sein Königthum und Kaiserthum vorbrachte, und welchen das leichtgläubige Volk für Friedrich II. hielt, der gekommen wäre, um dem Reiche eine bessere Form zu geben. Er fand einen großen Zulauf, bis ihn der Graf Günther von Schwarzburg nach Sondershausen abführen ließ. Da hörte der Lärm auf.

6. Konrad IV. und Wilhelm von Holland. Rheinischer Städtebund.

Als Kaiser Friedrich II. gestorben war, übernahm sein Sohn Konrad die Zügel des Reiches, das durch Parteiungen geschwächt war, und an dem Grafen Wilhelm von Holland einen Gegenkönig hatte. Italien hatte noch seine besondern Schwierigkeiten. Konrad war ein Sohn Friedrichs aus zweiter Ehe mit der Jolanthe, im Jahre 1226 geboren. Der Vater hatte ihn nach der bereits berührten Absetzung seines ältesten Sohnes Heinrich im Jahre 1237 zu seinem Nachfolger und deutschen Könige erwählen lassen. Das geschah zuerst in Wien, dann in Regensburg und Speier. Der König, wiewohl noch jung, verwaltete in Abwesenheit des Vaters die Angelegenheiten des deutschen Reiches. Er war aber schon damals nicht immer glücklich. Jetzt mußte er in Deutschland wenigstens sich auf seine eigenen Kräfte verlassen. In Sicilien brachte sein Halbbruder Manfred, nachdem er den Vater zu Grabe getragen, das ganze Königreich mit geringer Mühe in seine Gewalt. Nur die Grafen von Aquino, Capua lehnten sich auf, und zwar vorzüglich durch die Bemühungen des Grafen von Caserta. Jene Städte gaben sich in die Gewalt der Kirche, während Innocenz IV. von Lyon nach Genua zurückkehrte, um dem Schauplatze näher zu sein. Konrad hatte indessen in Deutschland seine Hände voll. Er rüstete zuerst gegen den Bischof von Regensburg, verwüstete dessen Land mit Feuer und Schwert, weil er dem Pabste und dem Gegenkönige Wilhelm von Holland anhing. Und die Stadt selbst bekannte sich für Konrad. Als er aber mit dem Bischofe einen Vertrag geschlossen hatte, und hier länger verweilte, entging er mit Mühe einem gegen ihn gerichteten Anschlage.

Im Einklange mit Manfred, den er anfangs auf jegliche Weise zu ehren suchte, besetzte Konrad Apulien. Da that ihn Innocenz in den Bann, und zwar deshalb, weil er während des Interdiktes hatte Gottesdienst halten lassen, in der Lombardei die Ketzer (wahrscheinlich Waldenser) geschützt, seinen Neffen Friedrich hatte vergiften lassen, seinen Bruder Heinrich gefangen hielt, die Güter der Klöster und Kirchen eingezogen, und in Apulien, einem Lehen des römischen Stuhles, viele Grausamkeiten verübt. Konrad schickte nun den Markgrafen Bartholomäus von Hohenburg und Wilhelm von Okka, seinen Kanzler, so wie einige andere angesehene Männer, die ihn rechtfertigen oder doch mit dem Pabste versöhnen sollten. Dieser nahm zwar die Gesandtschaft gut auf, wollte aber durchaus nicht darein willigen, daß Konrad im Reiche, weder in Deutschland, noch in Italien,

folge, wo der König nach dem Ausdrucke Raumers *) mit den Gütern der Kirche, überhaupt in allen kirchlichen Angelegenheiten, schaltete, als sei kein Pabst in der Welt. Es unterhandelte daher schon damals der Pabst mit England und Frankreich wegen des Königreiches Sicilien. Im Jahre 1252 befiel Konrad eine Krankheit, die er sich in Folge eines Trankes zugezogen. Als er aber davon durch die Bemühungen der Aerzte mit genauer Noth gerettet, sagt Struve **), ward er Allen um so lieber. Da ergaben sich Capua, Neapel und die andern Städte. Jetzt gab es jedoch auch wieder eine neue Verschwörung. Dazu konnte der Pabst keineswegs dahin gebracht werden, ihm die Kaiserkrone und zugleich Sicilien zu geben. Dieser sandte vielmehr als Lehensherr ein Heer nach Apulien, um den unwillkommenen Lehensmann zu verjagen. Aber das päbstliche Heer wurde besiegt und zerstreut. Die Stellung zwischen Innocenz und Konrad ward immer bitterer. Konrad vertheidigte sich zwar auf die bereits erwähnten Beschuldigungen. Das schien jedoch dem Pabste ungenügend, was der König vorbrachte, und Innocenz dachte Sicilien zuerst an Richard, Bruder des Königs Heinrich von England, zu übergeben, und als jener auf einen Handel, der ihm zu bedenklich schien, nicht eingehen wollte, an Heinrich selbst für dessen Sohn Edmund. Heinrich schoß sogar eine bedeutende Summe zur Vertreibung Konrads aus Sicilien vor. Dieser wehrte sich zwar tapfer gegen den englischen König, aber Einem Feinde war er nicht gewachsen, nämlich dem Tode. Denn im Jahre 1254 befiel ihn ein Fieber, woran er nach einiger Zeit starb.

Die Todesart Konrads wird von mehreren Geschichtschreibern verschieden angegeben, ohne daß sich auch nur Eine Angabe geschichtlich erhärten ließe. So behaupten Einige, er sei an einem Gifttranke gestorben, den ihm Manfred gereicht, ohne auch nur dafür den mindesten Beweis zu bringen, Andere, er sei an einem geriebenen Diamanten gestorben, der ihm durch einen salernitanischen Arzt beigebracht worden, und der ihm die Eingeweide zerrissen, was ebenso unwahrscheinlich ist.

Wilhelm von Holland war nun allein König in Deutschland. Er hatte indessen eben so wenig aufkommen können, wie sein Vorgänger Heinrich Raspe. Zwar besaß Wilhelm vortreffliche Anlagen. Er war von frommer Gesinnung, aber excentrisch. Auch war seine Hausmacht nicht stark genug, den Scepter in den damaligen Zeiten mit kräftiger Hand zu führen. In dem Jahre 1251 hatte er von Innocenz IV. die Bestätigung seiner Wahl erhalten. Wilhelm muß

*) Geschichte der Hohenstaufen. Band IV.
**) Corpus hist. germanic.

damals noch jung gewesen sein. Denn zwei seiner Verwandten, der Bischof Otto von Utrecht und Heinrich, Herzog von Brabant, übernahmen es, den König zu leiten und seine kriegerische Gesinnung zu mäßigen. Wilhelm suchte nun seine Macht durch eine Heirath mit irgend einem einflußreichen Hause zu stärken. Das wollte lange nicht gelingen. Endlich heirathete er eine Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig. Dadurch gewann er die Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg, seine Oheime, und den Herzog Albert von Sachsen, seinen Schwager, jedoch nicht ohne Opfer für das Reich. Auch der Graf Thomas von Savoien schloß sich gegen das Jahr 1252 für die Bewilligung von Turin, der Herrlichkeiten und Burgen von Ripollä und sonstiger Besitzungen an ihn an. Aber demohnerachtet blieb seine Partei in Deutschland immer klein, selbst geistliche Fürsten, welche den sogenannten „Kirchenkönig" gewählt, verließen ihn. Nur den Krieg mit Margaretha von Flandern führte Wilhelm glücklich. Im folgenden Jahre 1254 jedoch hatte er eine Fehde mit dem Erzbischofe Konrad von Köln, weil er diesen im Verdacht hatte, das Haus, worin er sich während seines Aufenthaltes in Neuß mit dem päbstlichen Legaten befand, in Brand gesteckt zu haben, und ihn so zu tödten.

Das Merkwürdigste, was in jener Zeit außer dem Kölner Dombau geschah, wovon wir noch näher im Zusammenhange reden müssen, war die Gründung des rheinischen Städtebundes. Die Veranlassung dazu gab der Bau der Veste Rheinfels durch den Grafen Dietrich von Katzenellenbogen und die Errichtung neuer willkührlicher Zölle auf dem Rheine. Die Städte, welche dabei am meisten betheiligt waren, belagerten zwar die Burg im Jahre 1255 vergeblich, sie schloßen aber, da sie durch das königliche Ansehen nicht geschützt werden konnten, vorzüglich auf Betreiben eines Bürgers von Mainz, ein engeres Bündniß, das den Zweck hatte, sich Recht zu verschaffen. Sie wählten einen Hauptmann, vernichteten die ungesetzmäßigen Zölle am Rheine, und hielten auf eine bisher unerhörte Weise den Landfrieden aufrecht. Gründer dieses Bündnisses, eines großen Theiles des nachherigen Bestandes der sogenannten Hansa, waren die Städte Mainz, Köln, Worms, Speier, Straßburg, Basel. Später zählte man sogar sechzig Städte als Theilnehmer, deren Satzungen um Martini 1255 zu Oppenheim vom König Wilhelm feierlich anerkannt wurden, und mit denen die meisten rheinischen Fürsten Frieden zu schließen für gut fanden.

König Wilhelm hatte jetzt einen Zug gegen die Friesen unternommen, um diese zur Zucht und Ordnung zu bringen. In der Hast war er von den Seinigen zu weit vorgerückt, und mit seiner schweren Rüstung durch das Eis gefallen. Er konnte sich nicht wehren,

und wurde so von den Friesen, die ihn für einen gewöhnlichen Ritter hielten, mit Pfeilen erdrückt. Als sie aber vernahmen, daß sie den König getödtet, verbargen sie den Leichnam, der später nach Middelburg gebracht und bei den dortigen Prämonstratensern begraben wurde.

Wilhelm, von seinen Feinden der „Kirchenkönig", von Karl von Anjou, mit dem er wegen Hennegau in Händel gerieth, der „Wasserkönig" genannt, hatte aus Mangel an Mitteln keinen Römerzug unternehmen können, obgleich er vom Pabste dazu eingeladen wurde. Er hatte nur Einen Sohn mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig, nämlich Florentius.

7. Untergang des Hauses der Hohenstaufen. Konradin.

Konrad IV. hatte vor seinem Tode noch eben so viel Zeit gehabt, sein Testament zu machen, und in diesem den Markgrafen Berthold von Hohenburg zum Reichsverweser eingesetzt. Der Pabst hätte nun leicht ganz Sicilien in Besitz nehmen können, wenn nicht Manfred gewesen wäre. Dieser ließ sich aber, man weiß nicht, ob in seinem eigenen Namen, oder im Namen des einzigen Nachkommen, seines Bruders Konrad, den Huldigungseid leisten. Denn so tüchtig auch immer Manfred gewesen sein mag, seine Stellung wird doch nicht recht klar. Konrad hatte sich im Jahre 1246 mit Elisabeth, einer Tochter Otto's des Erlauchten von Baiern, vermählt. Aus dieser Ehe war ein Sohn vorhanden, der ebenfalls Konrad hieß, jedoch von den Italienern wegen seiner Jugend Konradino genannt. Dieser war im Jahre 1252 geboren. Elisabeth, seine Mutter, aber hatte sich später, nach Konrads Tode, mit dem Grafen Meinhard von Tyrol vermählt. Konradino, vermöge seines Erbrechtes Herr so schöner Länder, König von Apulien und Sicilien, von Jerusalem, Herzog von Franken und Schwaben, war in Baiern erzogen, und zwar unter Vormundschaft seines Oheims, Herzogs Ludwig von Baiern, jedoch vor Allen fühlte sich Berthold von Hohenburg zur Vertretung seiner Rechte berufen. Als Manfred merkte, daß der Pabst mit England unterhandelte, unterwarf er sich. Selbst der Markgraf, der Konradins Angelegenheit besorgte, wußte nichts Besseres zu thun, als ihn der Gnade des heiligen Vaters zu empfehlen. Manfred verfiel dagegen von Neuem in die päbstliche Ungnade, und der Kardinal Octavian mußte das Kreuz gegen ihn predigen. Das schien aber die Gemüther nur noch mehr aufzureizen, und war überhaupt ein Unglück. Manfred wurde sogar als legitimer Sohn Friedrichs anerkannt. Zwar gab er sich anfangs noch als Stellvertreter der Sache Konradins aus, er schlug die päbstlichen Truppen, wie er jedoch Barlet, Capua und

andere Städte erobert hatte, änderte er seine Rolle, und kämpfte auch gegen die Anhänger Konradins. Darauf ließ er sich im Jahre 1258 in Palermo zum Könige krönen, und weil er, wie wenigstens seine Gegner behaupten, sich Konradins zu entledigen gedachte, ja sogar hie und da den Tod desselben verkündete, brachte er auch Toscana und Florenz in seine Gewalt. Unterdeß war aber Innocenz IV. gestorben. Sein Nachfolger Alexander IV. belegte Manfred nicht blos von Neuem mit dem Banne, er ließ auch ein Heer gegen ihn zu Felde ziehen. Denn Alexander fuhr in den Planen seines Vorgängers gegen Manfred fort. Dieser war unter der Zeit ebenfalls nicht müßig gewesen. Er hatte mehrere Städte mit Gewalt genommen, und fast ganz Apulien war in seinen Händen. Manfred suchte jedoch auf die Vorstellungen mehrerer seiner Freunde zu unterhandeln. Auch mit Konradin und dessen Mutter wurden Unterhandlungen angeknüpft, selbst mit England. Wirklich kam es zu einem Vertrage, der zunächst einen Waffenstillstand zur Folge hatte. Der Krieg erneuerte sich aber bald wieder, so wie nach dem Siege Manfreds bei Foggia die Unterhandlungen. Manfred war allenthalben siegreich. Dennoch ging sein Stern bald unter. Alexander IV. war, nachdem er die Kirche sechs Jahre und beinahe sechs und einen halben Monat regiert, gestorben. Nach seinem Tode konnten sich die Kardinäle lange nicht einigen über seinen Nachfolger. Endlich im Jahre 1261 erwählten sie Jakob Pantaleon, Patriarchen von Jerusalem, zum Pabste, der sich Urban IV. nannte. Er war von Troyes in der Champagne, eines Schuhmachers Sohn, und brachte sich durch Gelehrsamkeit und wahre Verdienste zu der hohen Stelle. Auch mit deutschen Verhältnissen war er wohl bekannt. Denn er war früher Archidiacon von Lüttich, dann Bischof von Verdun gewesen, und hatte als päbstlicher Legat bei verschiedenen Gesandtschaften in Pommern, Preußen, Liefland und Deutschland sich ausgezeichnet. Auch fühlte er ganz die Last, welche die hohe Bürde ihm auflegte. Denn die Zeiten waren schwierig, und der Pabst mußte sich von Rom nach Orvieto begeben, wo er sicherer sein konnte. Denn Rom war in Parteien zerrissen, und Manfred stand drohend in der Nähe. Urban verzagte indessen nicht. Er suchte zuerst die Verbindung Manfreds mit Arragonien zu trennen, und als er dennoch die Ehe zwischen einem Sohne des Königs Jakob und einer Tochter Manfreds nicht hindern konnte, unterhandelte er mit Karl von Anjou, dem Bruder des Königs von Frankreich, über die Belehnung mit Sicilien (1262). Karl von Anjou hatte ritterlichen Muth, aber einen kalten Verstand, viel berechnende Selbstsucht und eine starke Neigung zur Härte, die der Pabst oft genug mit sehr ernsten Worten bestrafte. Karl nahm das Anerbieten des Pabstes an, und unter den Bedingungen, die ihm gestellt wurden, war auch die, daß

der König von Apulien und Sicilien bei Verlust des Reiches nie römischer Kaiser oder deutscher König, nie Herr von Toscana oder der Lombardei werden, nie hohe öffentliche Würden in diesen Ländern oder dem Kirchenstaate annehmen, oder ein Bündniß zum Nachtheile des Pabstes schließen solle. Er mußte diesem Treue schwören, und durfte seine Tochter nie ohne dessen Erlaubniß, und überhaupt nicht an Jemanden verheirathen, der gedachte Länder und Würden besitzt.

Gewiß konnte, so hart jene Bedingungen immer scheinen mochten, es dennoch den Päbsten bei ruhiger Erwägung der Lage der Dinge nicht verdacht werden, wenn sie, durch die Erfahrung belehrt, wenigstens die Mittel zu ihrer Sicherheit in Anwendung brachten, die ihnen nach dem Rechte zu Gebote standen, und die Klugheit vorschrieb. Auch war es nicht die Leidenschaft eines einzelnen Pabstes, der die Hohenstaufen um den Besitz Siciliens brachte und endlich vernichtete. Das Erste war Nothwehr und das Zweite eigenes Verschulden, wenigstens nicht direkt dem Pabste zur Last zu legen.

Manfred wurde nochmals vorgeladen, und weil er wußte, daß der Pabst mit einem gefährlichen Gegner unterhandle, oder aus sonstigen Gründen schickte er Bevollmächtigte, welche den Pabst um Bestimmung von Zeit und Ort bitten sollten, wo er persönlich erscheinen und sich vor ihm verantworten könnte. Die Unterhandlungen zerschlugen sich aber, und Manfred wurde von Neuem in den Bann gethan. Während nun Manfred gegen Rom rückte, starb der Pabst Urban IV. Ihm folgte der Kardinal von Sabina, Guido von Fulko, ein Franzose, unter dem Namen Clemens IV. Dieser betrieb die Hinüberkunft Karls von Anjou mit allem Eifer. Er gestattete ihm die Zehnten von allen Gütern im südlichen Frankreich und der Province, und seinen Anhängern die Vortheile eines Kreuzzuges. Karl kam endlich, ungeachtet dies Manfred nach Kräften zu hindern suchte, mit einer Flotte nach Rom, wo er mit vielen Ehren empfangen wurde. Man führte ihn in die Basilica von St. Peter, und er wurde daselbst durch vier Kardinäle, welche der Pabst eigens dazu bestimmt, mit seiner Gemahlin Beatrix zum Könige von Sicilien gekrönt (1265), unter der fernern Bedingung, daß er jährlich viertausend achthundert Pfund Silber an den römischen Hof zahlen sollte.

Karl, nachdem er viele Städte und Burgen genommen, zog nun mit seinen Anhängern aus Frankreich und den Welfen in Italien Manfred mit einem Heere entgegen. Am 5. März 1266 kam es bei Benevent zur Schlacht, und hier wurde Manfred überwunden und vernichtet. Er selbst blieb in der Schlacht. Seine Leiche wurde bei einer zerfallenen Kirche auf dem Schlachtfelde unter einem großen Steinhaufen, welchen die Franzosen zusammengebracht, beerdigt.

Karl hielt jetzt seinen Einzug in das der Kirche gehörige Benevent, wo Manfred seinen Schatz hatte. Dieser wurde genommen, und die Stadt mit aller Grausamkeit geplündert.

Manfred hatte keine Söhne. Von den männlichen Erben Friedrichs II. blieb nur Konradin übrig. Konradin war jetzt dreizehn Jahr alt, und als Karl und die Franzosen hart drückten auf Sicilien, kamen die Grafen Galvani, Friedrich und Konrad Capezi und noch andere von Neapel nach Deutschland, um Konradin zur Besitznahme seines väterlichen Erbes zu bewegen. Auch die ghibellinische Partei der sonstigen Städte schickten Gesandte, boten Hilfsmittel. Konradin, wiewohl seine Mutter abrieth, ließ sich bewegen. Er nahm den Titel eines Königs von Sicilien an, sandte Briefe und Boten durch Italien und ließ seine baldige Ankunft melden. Einstweilen wurde jedoch Konrad Capezi zum Generalcapitän und zum Statthalter von Sicilien ernannt. Auch regten sich Friedrich und Heinrich, spanische Prinzen, Brüder Alfons des Weisen und Söhne Ferdinands des Heiligen, von denen der Eine mit Konrad Capezi und einer pisanischen Galeotte nach Tunis hinüberschiffte, wo der Andere bereits weilte, sich Hilfstruppen und Schätze gesammelt. Heinrich, der früher mit Karl von Anjou auf das Innigste verbunden war, und ihm eine große Summe Geldes geliehen, hatte sich Hoffnung auf das Königreich Sardinien gemacht. Es entstanden aber zu Rom allerlei Parteiungen. Er wurde daher herbeigerufen und zum Senator der Stadt ernannt. Da faßte er in dieser Stelle Pläne, die weiter hinausgingen. Er dachte nicht mehr an Sardinien, und da er von Karl sein Geld nicht wiederbekam, schlug er sich zu der entgegengesetzten Partei. Er lud die Welfen, scheinbar ganz freundlich, zu sich auf das Capitol. Aber er nahm sie dort gefangen und hielt sie fest. Ja er erbrach sogar die Sacristien verschiedener Kirchen und Klöster, raubte ihre silbernen und goldenen Gefäße und sonstigen Kostbarkeiten.

Konradin, der wohl schwerlich Hoffnung hatte, unter den Umständen, worin er sich befand, Kaiser zu werden oder deutscher König, weil ihm der Pabst widerstrebte, und er in Deutschland doch eigentlich keine starke Partei hatte, mußte sein Glück in Italien versuchen. Er dachte daher, vorzüglich durch Botschaften aus Rom, Pisa, Siena, Pavia und Verona bestärkt, vor allen Dingen sein väterliches Erbe in Sicilien und Apulien, wie in Tuscien und Ligurien in Empfang zu nehmen. Die deutschen Fürsten aber, von deren Freundschaft er am meisten erwartete, lud er zu einer Unterredung. Man machte allerlei Vorschläge, und fand es zuletzt am besten, daß er unverweilt nach Italien gehen müsse. Konradin sammelte also im Jahre 1267 ein Heer treuer Freunde, und ging damit über die Alpen. In seinem Geleite waren sein Oheim, der Herzog von Baiern, sein

Stiefvater, der Graf Meinhard von Tyrol, und Friedrich von Oestreich. Das Jahr darauf ging Konradin über den Mincio durch das Gebiet von Cremona nach Pavia. Als sich aber das Gerücht verbreitete, Konradin sei nach Pavia gekommen, strömte eine große Menge von Kriegern aus der Lombardei und Toscana zu ihm heran, die aus allen Kräften bemüht waren, Karls Macht niederzudrücken und Konradins zu heben. Es zeigte sich aber auch bald, theilweise des Gewinnstes wegen. Konradin ging nach Rom, wo er glänzend empfangen, gleichsam wie ein Kaiser aufgenommen wurde. Der Pabst weilte indessen in Viterbo, und sprach über Konradin, als Friedensbrecher, den Bann aus. Der Jüngling achtete den Bann nicht. Denn noch immer war er im Glück. Als Friedrich, der bis dahin noch in Tunis war, die Botschaft erhalten von der Ankunft Konradins in Rom, kam er ebenfalls hinüber, und ging mit zweihundert Spaniern, eben so viel Deutschen und vierhundert toscanischen Söldlingen, die auf zwei Schiffen hinüber transportirt wurden, nach Sicilien. Der Graf Konrad brachte einzelne Städte unter die Gewalt Konradins, und die Pisaner sendeten vierundzwanzig bewaffnete Galeotten, welche sie der sicilianischen Flotte entgegenstellten. Auch die Ghibellinen sammelten. Doch war das Heer noch immer nicht sehr stark. Es hatte sich schon Vieles verlaufen, weil es kein Geld gab, und Konradin zog nach Apulien gegen Karl. Im August des Jahres 1268 kam es bei Scurcola, oder nach Einigen bei Tagliccozzo zur Schlacht, in der Nähe des Celaner See's und von Aquila in Apulien. Karl hatte sein Heer in drei Treffen aufgestellt. Das erste bildeten die Provinzalen und einige Römer. Sie machten den ersten Angriff. Das zweite bildeten französische Söldlinge. Sie standen unter dem königlichen Marschall Heinrich von Cousance, der die königlichen Waffen trug und mit dem Könige selbst verwechselt wurde. Das dritte bildeten achthundert tapfere Ritter unter den Befehlen des Königs selbst, oder vielmehr Erards von Valery, dem die Ehre des Tages gebührt. Ihnen stand Konradin gegenüber blos mit zwei Schlachtreihen. Er hatte vielleicht in Allem kaum dreitausend Mann. Die erste Schlachtreihe Konradins bildeten Spanier unter ihrem Führer Heinrich und Lombarden unter Galvani, die Toscaner unter dem Grafen Gerhard von Pisa. Die zweite bestand aus Deutschen unter Anführung Konradins. Sein Oheim und Stiefvater aber hatten ihn bereits verlassen. Die beiden ersten Schlachtreihen Karls flohen beim ersten Zusammenstoß, und ließen den Deutschen eine reiche Beute an goldenen und silbernen Gefäßen, sowie sonstigen Kostbarkeiten; ja das ganze deutsche Heer, in der Meinung, es sei Alles beendet, Karl selbst, wie sich das Gerücht verbreitete, getödtet, ergoß sich ungeordneter Weise über das Land. Einige hatten die Waffen abgelegt,

Andere beschäftigten sich mit dem Sammeln der Beute. Alles war sorglos, um so mehr als man sich in der Person des Marschalls, welcher des Königs Waffen trug, und den die Deutschen gefangen genommen, getäuscht hatte. Dieser wurde noch während der Schlacht selbst hingerichtet. Von den Franzosen aber stand die dritte Schlachtreihe noch unberührt. Karl wollte sie oft vorrücken lassen, aber Erard von Valery, der den rechten Zeitpunkt noch nicht gekommen glaubte, hielt ihn zurück. Endlich war es Zeit. Sie überfielen die sorglosen Deutschen, fast wehrlos wurden diese niedergemacht, und Karl erfocht einen Sieg, der für immer seine Sache entschied. Mit Mühe ergriff Konradin die Flucht. Er kam nach Rom, aber weil er sich hier nicht sicher glaubte, wollte er zur See nach Pisa. Er ward jedoch in Asturä erkannt, von Johannes Frangipani eingeholt, und von diesem an Karl von Anjou ausgeliefert. Karl ließ ihn mit Ketten beladen nach Neapel bringen und ihm dort den Prozeß machen. In jenem Prozesse, in welchem aber die Mehrzahl der Richter auf Freisprechung drang, wurde über Konradin, Herzog von Franken und Schwaben und Prätendent von Sicilien, so wie über Friedrich von Oestreich, den Grafen Gerhard von Pisa das Todesurtheil gefällt, und dieses auf dem Marktplatze zu Neapel durch den Scharfrichter vollzogen. Ihre Leichname wurden unter einem Haufen von Steinen beerdigt.

Konradin war der Letzte aus dem Hause der Hohenstaufen, und Friedrich der letzte Herzog von Oestreich aus seinem Hause. Nach dem Zeugnisse des Aeneas Sylvius hätte Konradin noch vor seinem Tode seine Ansprüche auf Sicilien an Peter von Arragonien, als seinen nächsten Erben, weil er die Tochter Manfreds zur Frau hatte, durch Uebersendung seines Handschuhes übertragen. Was aber das formlose Urtheil und die Hinrichtung selbst betreffen, so erregten diese allenthalben großes Aufsehen. Sie machte Karl nur noch mehr verhaßt, ja man hat sogar den Pabst, der Karl so oft abmahnte, in dieselbe hineingezogen, und jenem Worte in den Mund gelegt, welche besonnene Schriftsteller als ein Märchen verwerfen. Auf allen Fall war der Pabst an jener Hinrichtung, die vielleicht, wenn Konradin Sieger geblieben wäre, Karl getroffen hätte, wie wir dies oben gesehen, nicht betheiligt. Wie aber nach dem Tode Friedrichs II. falsche Thronprätendenten in Sicilien und Deutschland sich erhoben, so geschah es auch jetzt. Ein gewisser Stock, Sohn eines Schmiedes aus Deutschland, gab sich für Konradin aus, welcher der Nachstellung entkommen. Die Deutschen unterstützten ihn anfangs. Aber er traute seiner Sache nicht, und er machte sich fort zu dem väterlichen Amboße, wurde aber acht Monate später als Betrüger hingerichtet.

8. Die hohenstaufische Zeit.

Literatur und Kunst. Der Kirchenbau. Der deutsche Orden.

Griechenland hatte sein Zeitalter des Perikles, das alte Rom jenes des August, das neue Leo's X., Frankreich sein Zeitalter Ludwigs XIV., wenn wir aber fragen, in welcher Periode sich der durch das Christenthum getragene deutsche Geist am meisten hervorgethan, dann ist es offenbar das Zeitalter der Hohenstaufen. Denn die neuere protestantische Wissenschaft darf keineswegs als ein Erzeugniß des Christenthums betrachtet werden. Sie ist etwas Negatives, und war daher auch den bildenden Künsten ganz ungünstig. Aber wie Perikles, August, Ludwig XIV. die Männer, welche ihr Zeitalter verherrlichten, dieses nicht erst hervorgerufen, sondern der Geist des Volkes, die Reife der Bildung und eine Menge von Umständen, die ganz außer der Persönlichkeit eines Einzelnen lagen, so war's auch mit den Hohenstaufen. Daß z. B. die kirchliche Baukunst in jener Periode eine so hohe Vollendung erhielt und Werke schuf, wie unter andern den Dom zu Köln (1248), die sich kühn dem besten aller Völker und aller Zeiten ebenbürtig an die Seite stellen können, war nicht das Werk der Hohenstaufen. Sie konnten nichts dafür thun, als daß der Krieg zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig aufräumte, das Vorhandene zerstörte und den betreffenden Genossenschaften, Städten, Klöstern die Sorge überließ, von Neuem zu bauen, und so erstanden namentlich am Rheine allenthalben vortreffliche Werke. Die Hohenstaufen waren gewiß keine besonderen Freunde der Theologie und kirchlichen Philosophie, und doch nahmen diese damals auch in Deutschland einen so hohen Aufschwung, namentlich gegen Ende der hohenstaufischen Zeit in Köln, wo der berühmte Albert lehrte und Tausende der ausgezeichnetsten Schüler heranzog, um so mehr als damals Rom häufig ohne Päbste war, und Rom ohne Päbste ist eine verwaiste Stadt, keine besondere Pflegerin der Wissenschaft und Kunst. Köln konnte ihr damals in jener Beziehung den Vorrang streitig machen. Auch auf die deutsche Poesie, die in jenen Zeiten eine in ihrer Art so hohe Vollendung erreicht, hatten die Hohenstaufen wenigstens keinen direkten Einfluß. Kaiser Friedrich II. hätte dies gekonnt. Er war ein Mann von hohen geistigen Fähigkeiten, aber, ganz wie Friedrich II. von Preußen, war seine ganze Geistesrichtung eine zersetzende, und konnte sich an die damalige Auffassung der deutschen Poesie, an den einfachen Natursinn und jene Gottesfreudigkeit, welche sie durchdrang, um so weniger von ganzem Herzen anschließen, als er von den positiven Wahrheiten des

Christenthums nicht durchdrungen schien. Wie Friedrich II. von Preußen war er ein Freidenker, und wie jener seiner ganzen Geistesrichtung nach ein Franzose, war der Hohenstaufe ein Sarazene. Aber die Zeitrichtung war edler, als zu Ende des XVIII. Jahrhunderts. Das Schlechte, Selbstsüchtige und der Skeptizismus fand wenigstens eine mächtige Opposition, sowohl in der Geistesrichtung, welche der heilige Franz von Assisi und Dominikus in's praktische Leben einführten, als die Theologen von ihren Lehrstühlen verkündeten. Die Zeit war der ächten Begeisterung noch fähig, sie hatte nicht blos Volksredner wie einen Antonius von Padua, sondern auch Leute, die ihnen mit Herzensfreudigkeit zuhörten, sich zu Dreißigtausend bei einer einzigen Predigt versammelten, und so eine Armee bildeten, die sich der vergänglichen Zeitströmung mit aller Bereitwilligkeit entgegenstellte. *)

Als besondere Gönner der Dichtkunst in hohenstaufischer Zeit werden uns vorzüglich bei Gelegenheit des Wartburgkrieges genannt die Markgrafen von Oestreich und der Landgraf Herrmann von Hessen und Thüringen, und keine Begebenheit ist vielleicht mehr geeignet, uns einen Blick in das Leben der damaligen Höfe, oder der Ritter auf ihren Schlössern und Burgen werfen zu lassen, als jene allerdings in das Gewand der Poesie und Sage gehüllte. Aber im Gegensatze zu dem Leben im südlichen Frankreich mit seinen Liebeshöfen, zeigt sich hier ein antiker Ernst. Wie Apoll und Marsyas, wie die Ritter im Tournier, oder in der heißen Schlacht, so kämpfen hier die Sänger auf Leben und Tod. Heinrich von Ofterdingen, den Einige sogar als den Verfasser des Nibelungen-Liedes, des größten Gedichtes damaliger Zeit, von dem der berühmte Geschichtschreiber Johannes Müller behauptete, daß es der Deutschen Ilias sein könnte, bezeichnen, wurde freilich von parteiischen Richtern als der Ueberwundene erklärt, und er konnte sich dadurch blos retten, daß er unter den Mantel der Landgräfin flüchtete, an deren Hofe sich bald eine Prinzessin einfinden sollte, bei deren Tode die Vögel des Himmels trauerten, und deren Leiche sie mit ihrem Gesange zur Grabstätte geleiteten.

Auch der deutsche König Wilhelm von Holland war ein ausgezeichneter Dichter, und vom Stande der Mechanik und Naturwissenschaften gaben nicht blos die Schriften Alberts des Großen hinreichende Beweise, sondern auch dessen physikalische Experimente, weshalb man ihn sogar für einen Zauberer hielt. Er empfing den Grafen und deutschen König Wilhelm von Holland mitten im Winter in einem Zauberpalaste, worin Blumen sproßten und Vögel sangen.

*) Leben des heiligen Franziskus von Chavin de Malan.

Kein Zweig der Kunst aber hatte damals und in keiner Zeit nach ihr so große Fortschritte gemacht, wie die kirchliche Baukunst, die mit Recht die deutsche genannt wird, jedoch nicht deshalb, weil sie etwa zuerst auf deutschem Boden in einem gewissen Grade der Vollendung vorkommt, sondern weil sie ein eigenthümliches Erzeugniß des durch das Christenthum veredelten deutschen Geistes ist, gerade so, wie es das römisch-deutsche Reich und alle christlichen Reiche waren, welche sich damals einer gewissen Lebendigkeit und Frische erfreuten. Richtig bezeichneten daher schon die Schriftsteller des frühen Mittelalters jenen Baustyl, obgleich er am frühesten in Frankreich, in Isle de France und der Normandie entwickelt vorkommt, mit dem Ausdrucke opus theutonicum, deutsche Arbeit, deutsches Werk, und erst von Italien aus, wo sich jener Styl ebenfalls sein Recht verschafft, verbreitete sich zu einer Zeit, wo man den christlichen Geist in der Kunst nicht mehr zu fassen schien, das Wort gothisch. Sehen wir aber auf die Bauwerke, welche uns aus den Zeiten der Hohenstaufen erhalten sind, so fallen dieselben in zwei Klassen, auf welche man das Wort „deutsches Werk" trotz aller Verschiedenheit der Form anzuwenden berechtigt ist, nämlich die Einen, und zwar die ältern, wenden den Rundbogen zu ihrem Bausysteme, die andern den Spitzbogen an. Wir haben von beiden aus jenen Zeiten ausgezeichnete Werke in Deutschland in einer solchen Fülle, daß einzelne Provinzen blos damit ein ganzes Königreich schmücken könnten. Köln hat namentlich von der ersteren Klasse das Meiste und von der zweiten das Vollendetste, seinen Dom. Im X., XI., selbst im XII. Jahrhunderte glichen die Kirchen mit den flachen Decken, wovon wir noch so prächtige Muster an St. Godehard, St. Michael in Hildesheim haben, ferner Gernrode *) im Harz, im Allgemeinen mehr den römischen Basiliken, wenn auch an dem phantastischen Säulenschmucke sich bereits die nordische Phantasie, an Pfeilerstellung wie an Capitälen sich der deutsche Geist offenbart **). Später, nach dem Jahre 1200, entstand eine neue Periode in der kirchlichen Baukunst, bereits ein sichtbarer Uebergang zu dem in Frankreich schon reich entwickelten und völlig ausgebildeten Spitzbogensysteme. Muster von der erstern Klasse sind die Kirchen St. Quirin zu Neuß, erbaut 1209, St. Aposteln, die Kirche zu Sinzig, Großmartin in Köln u. s. w. ***) Die erstere namentlich zeigt schon eine kühnere Gewölbe- und Bogenconstruction. Aber an der Liebfrauenkirche in Trier, erbaut 1227 — 1243, der Elisabethenkirche zu

---

*) Das deutsche Volk dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart u. s. w., VIII. Band, von Ernst Förster.

**) Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter von Dr. C. Schnaase. 4. Band.

***) Boisserée, Denkmale der Baukunst am Niederrhein.

Marburg ist der Kölner Dombaustyl schon mehr als sichtbar. Rasch durchzieht nun das System die Welt, dringt selbst in Italien ein, wo es befremdet, und die Einwohner, unfähig zu seiner Durchführung, rufen wie in Assisi, Orvieto, Florenz und Mailand deutsche Baumeister herbei. Trotz der traurigen Lage Roms, wo man während der Abwesenheit der Päbste die besten Denkmale abbrechen oder verkommen läßt, baut man doch hier ebenfalls im Spitzbogenstyl, und er behauptet, trotz der Abneigung gegen die Fremden, nicht blos in der Kirche S. Maria Sopra Minervam, S. Maria del Anima, der ehemaligen Reichskirche, sondern auch selbst an den Hochaltären zum heiligen Johann im Lateran, wie in St. Paul seine Rechte. Auch Sicilien, Spanien, England bauen im deutschen Systeme, häufig durch deutsche Baumeister, und erst das neue heranbrechende Wesen in Literatur und Kunst, das sich mit dem christlichen und germanischen Wesen durchaus nicht vertragen will, bricht eine neue Bahn, die unter heftigen Krämpfen das Alte von dem Neuen scheidet, und endlich geläutert in St. Peters wunderbarem Bauwerk ebenfalls ihre Rechte behauptet und die kirchliche Weihe erlangt. In jener Zeit aber, welche die Kreuzzüge mit so vieler Begeisterung hervorgerufen, wird auch der Kirchenbau mit nicht minderer Andacht betrieben. Es galt, dem Höchsten ein Werk der Verherrlichung, den Gläubigen der Andacht und des Trostes zu errichten, und dem heiligen Zwecke entsprachen heilige Mittel. Männer und Frauen, aus allen Ständen, legten persönlich mit Hand an. Die Männer schoben Steine, die Frauen legten ihren Schmuck auf den Altar. Alle beichteten ihre Sünden, empfingen das heiligste Sacrament. Die Grundsteinlegung selbst war, wie die Weihe, ein Tag der höchsten Feier, das jährliche Andenken der letztern zugleich ein bürgerliches Fest, und die erste Entstehung der sogenannten (Handels-) Messen, Kirchmessen. Beide geschahen häufig, wenn die Bischöfe sich zum Concilium versammelten, oder sie benutzten die Gelegenheit dazu. Sie spendeten Ablässe für den Neubau anderer Kirchen für Alle, welche persönlich daran Antheil nahmen, oder irgend eine fromme Gabe zu jenem Zwecke darboten. Das geschah damals allenthalben, und darum auch in Deutschland, freilich nirgendwo mit größerer Begeisterung, als in der Normandie.

Eine andere glänzende Erscheinung jener Zeit ist die Entstehung und Verbreitung des deutschen Ordens, so wie des großen Städtebundes, Hansa. Die Bildung eigener geistlicher Ritterorden zur Behauptung des heiligen Landes, der Vertheidigung und Pflege der Pilger lag der Idee der Kreuzzüge sehr nahe. So entstand denn auch schon in den ersten Jahren der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer der Johanniterorden, wenige Jahre später (1118) der Templerorden. Den Johanniterorden gründeten Kaufleute aus Amalfi, welche eine

Kirche und ein Kloster zu Ehren des heiligen Johannes, des Barmherzigen, Erzbischofs von Alexandria, für Pilger errichteten. Den Templerorden (weil sie ihren Sitz in der Nähe des alten Tempels hatten, so genannt) neun französische Ritter zu einem ähnlichen Zwecke, nämlich zur Vertheidigung der Pilger gegen die Beraubung und Mißhandlung durch die Sarazenen. Der Gedanke, für die Deutschen ein gleiches Institut zu gründen, wie Johanniter und Templer waren, ging ursprünglich von einer deutschen Genossenschaft von Rittern und Pilgern aus, welche sich im Jahre 1190 bei der Belagerung von Akko, wo eine schreckliche Seuche unter den Kreuzfahrern ausgebrochen war, zur Pflege der Kranken verbanden. Sie ernannten den Herzog Friedrich von Schwaben zu ihrem Protektor, der auch den Kaiser Heinrich und den Pabst veranlaßte, den frommen Verein zu einem förmlichen Orden zu erheben. Nach einigen Schriftstellern bestand die Gesellschaft bis zum Jahre 1220, ehe sie die päbstliche Bestätigung erhielt, was indeß von anderen bestritten wird. Gewiß hätte der thätige Innocenz einem so nützlichen Institute seine Bestätigung nicht verweigert. Nur von Einer Seite hatten sich Bedenklichkeiten erhoben. Das war die Tracht. Die Tracht des Ordens war ein weißer Mantel, was zu Streitigkeiten mit den Templern veranlaßte, die Jahre lang fortgeführt wurden. Auch fand zwischen der Regel der Templer und jener der deutschen Ordensbrüder fast nur der Unterschied statt, daß unter die Letzteren blos Deutsche aufgenommen werden konnten. Zum ersten Ordensmeister wurde Heinrich von Walpot-Bassenheim ernannt. Es hielt aber schwer, bis der Orden zu Macht und Ansehen kam, besonders da seine Gründung nicht in die glänzendste Zeit der Kreuzzüge und der geistlichen Herrschaft im heiligen Lande fiel, ja dieses bald von den Türken erobert wurde. Erst der Großmeister Herrmann von Salza wußte den Orden zu heben. Der Graf von Hohenlohe schenkte ihm die Stadt Mergentheim. Als aber die Christen Palästina verlassen mußten, ihre Haltpunkte daselbst nach und nach verloren gingen, da verlegte jener seinen Sitz zuerst nach Venedig, eine Gelegenheit suchend, dem Orden eine sonstige Thätigkeit, besonders in den Kreuzzügen gegen die nordischen und östlichen Völker, zu verschaffen. Diese fand sich auch bald. Denn Konrad, Herzog von Masovien, vermochte es nicht, sich der heidnischen Preußen zu erwehren. Er hörte von den deutschen Rittern, die eben unbeschäftigt waren, so wie ihrer Tapferkeit, und räumte ihnen mit einem ansehnlichen Gebiete auch den Erwerb und den Besitz aller Eroberungen ein. Der deutsche Orden kam nun gegen das Jahr 1226 (nach Andern 1230), unter Anführung des Herrmann Balk, an die Weichsel, aber erst nach einem hartnäckigen Kampfe, der über ein halbes Jahrhundert dauerte, vermochten es die Ritter Preußen zu

überwältigen, und ihr Land in Besitz zu nehmen. Sie führten aber damals noch Krieg an zwei einander sehr entfernten Enden, nämlich in Syrien, so lange es noch einige Punkte daselbst für die Christen zu behaupten gab, den Vertheidigungskrieg, in Preußen einen glücklichen Eroberungskrieg. Als Akko gefallen war, und gar keine Aussicht mehr auf fernere Beschäftigung im heiligen Lande, da verlegte Konrad von Feuchtwangen den Sitz des Hochmeisters nach Marburg, Siegfried von Feuchtwangen aber im Jahre 1309 nach Marienburg.

So ward also Preußen, welches dem heiligen Adalbert mit der Gewalt des göttlichen Wortes zu bekehren nicht gelungen war, mit der materiellen Macht des Schwertes zum Christenthume gebracht, und es darf uns daher nicht wundern, wenn es später durch Leichtfertigkeit und Treulosigkeit eines andern Großmeisters verloren ging. Mit dem Christenthume ward aber auch zu gleicher Zeit christliche Cultur unter das dortige Heidenthum gebracht, und die Städte Kulm, Elbing, Königsberg, Marienwerder verdanken dem deutschen Orden ihren Ursprung.

VI.

Richard von Kornwallis, Alfons von Castilien, zwei Ausländer, deutsche Könige.

Das große Interregnum, Ohnekönigthum. Die Hansa, das Institut der Ganerben und der sieben Churfürsten.

Schon die Wahl Wilhelms von Holland zum deutschen Könige war eine höchst unglückliche gewesen für das Reich und kaiserliche Ansehen. Was aber nach seinem Tode geschah, war ein höchst betrübendes Zeichen von der schlimmen Lage und Verkehrtheit der Zeit. War in Deutschland Keiner, der mit entschiedenem Uebergewichte die Regierung des so vielfach zerrütteten Reiches übernehmen konnte oder wollte? Oder war es Eifersucht und Selbstsucht der Fürsten, die sich nicht unterwerfen, sondern nur die allgemeine Unordnung zur Vergrößerung ihrer eigenen Hausmacht benutzen wollten? Genug, man gerieth auf den Gedanken, die so gering geschätzte Krone Karls des Großen einem Ausländer anzubieten. Ja man wußte diesen verkehrten Gedanken sogar mit allerlei Gründen empfehlungswerth zu machen. Nur ein Fremder, so schloß man in seinem Wahne, kann die gehörige Unparteilichkeit bewahren. Von den Ausländern jedoch waren es vor allen die Höfe von Frankreich, von England, von Castilien, worauf man sein Augenmerk richten konnte. So viel Einsicht und Ehre hatte man doch, daß man mit Frankreich eben so

wenig anbinden wollte, als mit dem Könige von Ungarn. Zur Unterhandlung mit Alfons von Castilien und Richard von Kornwallis lagen jedoch mehrere Gründe vor. Beide waren mit dem hohenstaufischen Hause verwandt. Richard empfahl sich noch durch seinen Kreuzzug, durch den Ruhm seines Geschlechtes (er war ein Neffe Richards Löwenherz), durch seine Kriegsthaten in Frankreich, dazu war er mit dem Pabste befreundet, ja er hatte selbst einmal zwischen diesem und dem hohenstaufischen Hause den Frieden vermittelt. Alfons, König von Castilien, ein Enkel Philipps von Schwaben, trug (mit Recht oder mit Unrecht) den Namen des Weisen, und von beiden war, worauf es den Fürsten nicht wenig ankam, Geld zu erwarten. Richard namentlich war ein guter Wirthschafter. Er hatte sich aus seinen Bergwerken und sonstigen Erwerbsquellen einen bedeutenden Schatz gesammelt, den man, als er nach Deutschland kam, in's Abenteuerliche vergrößerte. Aber obgleich er groß genug war, die Fürsten zu verderben, so reichte er dennoch nicht aus, seine Macht dauernd zu sichern. Von den Fürsten, welche damals den meisten Einfluß auf die Königswahl hatten, waren es besonders zwei, die sich unglücklicher Weise, wahrscheinlich weil sie über den Preis nicht einig werden konnten, nicht verstanden. Es waren dies der Erzbischof von Köln, Konrad von Hochsteden, und der Erzbischof von Trier, Arnold von der Isenburg. Der dritte der geistlichen Fürsten am Rhein, der geborne Erzkanzler des deutschen Reiches, der durch seine Stellung als solcher den meisten Einfluß haben mußte, war in einer Fehde gefangen, und wurde erst später gegen ein Lösegeld, welches man als Preis für die Wahl Richards herausbrachte, losgelassen. Die weltlichen Herren, die Herzoge von Baiern, der König von Böhmen, der Markgraf von Brandenburg und der Herzog von Sachsen, schloßen sich an einen der genannten Erzbischöfe an. Der Erzbischof von Köln aber vertrat zu gleicher Zeit die Stimme des gefangenen Erzbischofes von Mainz. Konrad und der Herzog von Baiern, sammt den ihnen gleichgesinnten Fürsten, wurden nun mit Richard des Handels einig. Ersterer bekam für sich zwölftausend Mark Silber, der Erzbischof von Mainz achttausend, die beiden Herzoge von Baiern zusammen achtzehntausend, und von den übrigen einflußreichen Herren jeder achttausend. Der Erzbischof Arnold von Trier dagegen, der Herzog Albert von Sachsen mit dem Markgrafen von Brandenburg, denen auch der König von Böhmen beitrat, unterhandelten dagegen für sich und ihre Gesinnungsverwandten mit Alfons von Castilien. Ihre Partei hatte sich zuerst in Frankfurt eingefunden, um wegen der neuen Königswahl zu verhandeln. Hiehin zog auch der Erzbischof von Köln mit seinen Verbündeten. Da sie aber sehr zahlreich und bewaffnet kamen, fürchtete Arnold und schloß

sie von der Stadt aus. Diese versammelten sich jedoch vor derselben, aber noch auf fränkischer Erde, und wählten am 13. Januar 1257 Richard von Kornwallis zum König der Deutschen. Erzbischof Konrad und einige der Großen reisten selbst nach England, um dem Neugewählten die Krone zu überbringen, und ihn nach Deutschland einzuladen. Die Gegenpartei war unterdessen ebenfalls nicht unthätig gewesen. Sie wählte am 15. März desselben Jahres Alfons von Castilien zum Könige, und die Bischöfe von Speier und Konstanz, der Abt von St. Gallen überbrachten die Botschaft nach Spanien. So hatte Deutschland wiederum zwei Könige, von welchen jedoch nur der eine für eine Zeit lang nach Deutschland kam, Richard. Er wurde am 13. Mai 1257 in Achen gekrönt. Auch machte er von seiner Würde in sofern Gebrauch, daß er verschiedene Belehnungen ertheilt, von welchen aber einzelne später, angeblich wegen Nichtigkeit seiner Wahl, angefochten wurden. So lange Richard Geld hatte und zahlen konnte, hatte er Anhang. Alfons dagegen kam gar nicht nach Deutschland. Er begnügte sich, wie Trithem behauptet, in seiner Weisheit blos mit dem Titel eines rechtmäßig gewählten Königs von Deutschland. Denn Alfons war ein großer Pedant. Er wurde jedoch in Frankreich, wo man Richard nicht gerne auf dem deutschen Throne sah, unterstützt. Die Ursache, weshalb Alfons nicht nach Deutschland kam, wird von Verschiedenen verschieden angegeben, wahrscheinlich war es Geldmangel. Demohnerachtet sandte auch er, wie Richard, Abgeordnete an den Pabst, um seine Anerkennung zu bewirken. Richard suchte sein Recht, als des zuerst Gewählten, geltend zu machen, Alfons bestritt die Rechtmäßigkeit dieser Wahl, die an einem Tage stattfand, wo die Wahl selbst nicht ausgeschrieben war, sondern zu einer Zeit, wo über dieselbe erst näher verhandelt werden sollte. Für Richard sprach ferner, daß ihm auch der König von Böhmen beigetreten, daß er in Achen gekrönt, den Stuhl Karls des Großen eingenommen und bereits mehrere wichtige Reichshandlungen geübt. Auch der Pabst schien sich für ihn auszusprechen. Alfons verneinte das Letztere, und er berief sich nicht nur darauf, daß Richard an dem ungeeigneten Tage gewählt, sondern auch Konrad zu jener Zeit, wo er den Richard erwählte, wegen seiner Gewaltthat gegen den Kardinal-Legaten und den Bischof von Paderborn, der Pfalzgraf dagegen wegen Mord und Frevel an verschiedenen Geistlichen im Banne gewesen, der Erzbischof von Mainz seiner Freiheit beraubt. Urban IV. bestimmte nun einen Tag zur Schlichtung dieser Angelegenheit in Rom. Während aber diese Rechtshändel zu Rom verhandelt wurden, in Deutschland ein Thor und ein Pedant um den ehrwürdigen Königstitel stritten, war hier die Unordnung und Gewaltthat an der Tagesordnung. Es gab keine Gesetze und keine Macht, welche ihnen Ansehen

verschaffen konnten. Der alte Glanz der Kaiserkrone war erloschen, von den alten fürstlichen Häusern, welche kurz vorher noch in so großem Ansehen gestanden, waren nicht wenige in ihren männlichen Nachkommen ausgestorben, so namentlich das Haus des Landgrafen von Thüringen, der Herzoge von Oestreich, von Schwaben. Alles hatte sich in Selbstsucht und Kleinheit aufgelöst. Blos die Städte hatten einen Aufschwung, und namentlich der rheinische Städtebund wußte sich in Ansehen zu halten, den Rhein und die sogenannte Pfaffenstraße zu sichern, und ihre Macht im Interesse der allgemeinen Ordnung zu erweitern. Auch für die Kaiserwahl hatten sie geeignete Vorschläge gemacht, die, wenn sie befolgt worden wären, die doppelte Wahl von Seiten der Wahlfürsten verhindert, und Deutschland schon damals einen kräftigen Regenten zum Oberhaupte gegeben hätten. Denn der rheinische Städtebund hatte sich nicht blos bereit erklärt, denjenigen, welchen die Fürsten zum Könige wählen würden, mit der ganzen Macht seines Ansehens zu unterstützen, sondern auch jede Doppelwahl nach Kräften zu verhindern. Nach dem Vorbilde jenes rheinischen Städtebundes und großentheils aus seinen Mitgliedern bildete sich jetzt eine umfassendere Genossenschaft von Städten, besonders im mittlern und nördlichen Deutschlande, die unter dem Namen der Hansa oder des Hansabundes zu einer hohen Bedeutung und einem Einflusse gelangte, wovon blos die neuere Zeit in jener Handelsgesellschaft, die unter dem Namen der ostindischen Compagnie bekannt ist, ein Analogon bietet. Der deutsche Hansabund verschaffte jene Rechte, welche damals das kaiserliche Ansehen nicht zu schaffen vermochte, er sendete seine Flotten nach fernen Ländern aus, gründete Städte und Stadtviertel in denselben, bildete sich ein eigenes Recht aus, seine Schiffe geboten Achtung auf dem Meere und flößten selbst England Ehrfurcht ein. Hat es nun auch zuweilen in der Macht des Bundes gestanden, in fremden Ländern Könige ein- oder abzusetzen, hat er auch seine Mitglieder, die Bürger der rheinischen, flandrischen und übrigen Städte, welche den Handel nach England und nach Rußland, nach den Ostseeprovinzen, nach Riga und Nowgerod allein in ihren Händen hatten, mit Reichthümern und einem gewissen edlen Selbstvertrauen beschenkt; so hat er doch bei der eigenthümlichen Solidität, worauf der ganze Bund bestanden, nie sein Ansehen, nie seine Macht zu niedern Zwecken mißbraucht. Die deutsche Hansa war eine schöne Erscheinung des deutschen Geistes und bürgerlicher Freiheit im Mittelalter. Sie war, wie das Kaiserthum, ganz aus einer höhern Anschauung der Dinge entstanden, und in ihrer Reinheit wie in ihrer Kraft auch nur so lange möglich, als sie von einem Geiste getragen, der damals so viel Schönes schuf, und von Umständen begünstigt wurde, namentlich auch dem damaligen

bürgerlichen Wesen, welches der Cultur so förderlich war, ohne jene Handelstyrannei gegen sonstige Völker, oder jene Verschlechterung, welche die italienischen Städte der damaligen wie der kommenden Zeiten oder des brittischen Seesystemes so auszeichnet, welches um eines Schwefelmonopoles oder wohl gar eines unerlaubten Handels auch einen ungerechten Krieg nicht scheut und die Ausrottung ganzer Nationen. Es konnte aber nicht fehlen, daß die neue Zeitrichtung, die Entstehung neuer Verhältnisse, neuer Handelswege und Erwerbsquellen, welches allem germanischen Wesen den Tod brachte, seinen behäbigen Bürgerstand vernichtete, auch der Hansa verderblich wurde. Und so starb sie, wie das deutsche Reich, eines langsamen Todes, und es ist kaum noch die Erinnerung daran geblieben. Es ist freilich wahr, die materiellen Ursachen ihres Unterganges waren die großen Fortschritte und Entdeckungen des XV. und XVI. Jahrhunderts, namentlich des neuen Handelsweges, der Auffindung neuer Welten, der Ausbildung des Seewesens, besonders in England und den Niederlanden; aber selbst diese Dinge hätten jenen Einfluß nicht gehabt, wenn nicht die ganze Geistesrichtung sich geändert, der Deutsche in seinem eigenen Fleische gewühlt, und dadurch die Häfen der Niederlande und von Flandern verloren, die Schwindelei an die Stelle der Reellität getreten. Was hätte Deutschland noch immer vermocht, wenn es seine alten Gränzen behalten? Diese riß aber das Werk der Glaubenstrennung, fälschlich Reformation genannt, hinweg. Wir verloren Flandern und die Niederlande, die bestgelegensten Häfen, die Quellen und den Ausfluß des Rheines, die Holländer sperrten die Schelde, Andere die Ostsee und das baltische Meer mit ihren einst zum Reiche gehörigen oder verbündeten Häfen. Dreißig Jahre ward Deutschland verödet, ausgeraubt und ausgebrannt, mit Krieg, Hunger und Seuchen heimgesucht, das bürgerliche Bewußtsein mit seinem Wohlstande vollends vernichtet, und wenn auch noch gegenwärtig in den sogenannten Hansastädten, Hamburg, Lübeck und Bremen, den Ueberresten des großen Bundes, der protestantische Geist vorherrschend ist, so ist dieses in der That eine seltsame Laune des Schicksales, oder vielmehr eine unbegreifliche Erscheinung der göttlichen Vorsehung *).

Wie die Städte und Kaufherren in denselben sich durch ein besonderes Bündniß gegen die Gewaltthätigkeit der damaligen Großen und gegen die Ueberfälle der Raubritter und Strauchdiebe zu sichern suchten, so hat die damalige Zeit, die großentheils auf Selbsthilfe angewiesen war, und in der kaiserlichen Macht gegen das sogenannte

*) Ueber Ausdehnung und Fortbildung des Hansabundes ist zu vergleichen: Sartorius, Geschichte des Hansabundes.

Faustrecht kein Schutzmittel hatte, noch zwei andere Institute hervorgerufen, womit man wenigstens einige Ordnung zu halten gedachte. Das eine war jenes der Ganerben, eine Schutz- und Erb-Verbrüderung der mächtigsten Familien unter sich, womit sie ihr Besitzthum zu sichern und in der Familie zu erhalten suchten. Auch gedachte man, sich wiederum, wie in den furchtbaren Zeiten des IX. Jahrhunderts, dadurch zu halten, daß man sein Erbe irgend einem mächtigen Herrn oder Bischofe zum Lehen übergab.

Das zweite Institut, welches in jener Zeit wenigstens thatsächlich zum Vorscheine kommt, war das der Churfürsten. Viele der Fürsten nämlich, welche bis dahin an der Kaiserwahl mit theilgenommen hatten, hielten die Reise zum Wahlorte und das Verweilen an demselben für gefährlich und nachtheilig. Sie konnten auf der Reise dorthin leicht überfallen und gefangen werden, und mußten sich dann um schweres Geld loskaufen. Ein Anderer konnte auch wohl während ihrer Abwesenheit über ihre Güter herfallen. Das Geschäft, welches Konrad mit Richard, Arnold mit Alfons abgeschlossen, war am Ende auch so lockend nicht; denn der Kaufpreis für die Geringern wäre auch nur ein niederer gewesen. Dazu gab es auch Lasten. Er bot für die Folge verhältnißmäßig den Vortheil nicht. Die Wahl des Königs knüpfte sich daher fast stillschweigend an die sieben Erbämter, welche in dem damaligen Deutschland den meisten Einfluß hatten. Das zeigte sich schon bei der erwähnten Doppelwahl, wobei wir diejenigen Fürsten besonders thätig finden, welche später unter dem Namen der Churfürsten bekannt wurden, und in der sogenannten goldenen Bulle Karls IV. auch ihre gesetzliche Geltung bekommen. Das Recht der Königswahl knüpft sich nach der jetzt schon geltenden Gewohnheit an die drei Erzkanzlerstellen, nämlich an den Erzbischof von Mainz, als Erzkanzler von Deutschland, an den Erzbischof von Trier, als Erzkanzler von Arelat, Gallien und Belgien, an den Erzbischof von Köln, als Erzkanzler von Italien, an den Herzog von Böhmen, als Erzmundschenk, an den Pfalzgrafen bei Rhein, als Erzspeisemeister, an den Herzog von Sachsen, als Erzmarschall, und an den Markgrafen von Brandenburg, als Erzkämmerer. Diese sieben chürten schon damals den König von Deutschland, daher Churfürsten.

Richard war, nachdem er in Achen gekrönt worden und verschiedene Handlungen seines königlichen Ansehens geübt, die ihn aber doch vollkommen überzeugen mußten, daß in Deutschland nicht viel anzufangen, nach England zurückgekehrt. Sein Schatz war erschöpft. Er bedurfte wieder neues Geld. In Deutschland hatte sich von ihm, als er zum ersten Male kam, das Gerücht verbreitet, er sei so reich, daß er zehn Jahre lang täglich hundert Mark aus-

geben könne, daß ihn zweiunddreißig achtspännige Wagen begleiteten, jeder mit einer Tonne beladen, so groß als ein Weinfaß von drei Ohm *), und jede derselben wäre ganz voll Geld. Im Jahre 1262 kam er wieder nach Achen, belehnte den Ottokar von Böhmen mit Oestreich, bestätigte der Stadt Straßburg ihre Satzungen, und kehrte im folgenden Jahre nach England zurück, wo er ein ruhmloses Leben führte und im Jahre 1271 starb. Für den gelehrten Alfons aber schien das Reich und die deutsche Königskrone fast keinen andern Werth zu haben, als für Manche der Doktortitel, ja es hieß, daß er sogar nach Richards Tode vor dem Pabste Gregor X. aller seiner Ansprüche auf dieselben entsagt habe.

Jetzt war kein König in Israel, und Jeder that, was ihm gut dünkte. Deutschland hatte jetzt keinen König, das Reich keinen Kaiser mehr. Das war das sogenannte Interregnum oder Ohnekönigthum, die schreckliche kaiserlose Zeit, von der der Dichter singt. Wenn nun auch die Schriftsteller darüber mit sich nicht einig werden können, ob das sogenannte Interregnum schon mit dem Tode Friedrichs II., 1250, beginnt, oder mit dem Tode Konrads IV. oder Wilhelms von Holland, oder thatsächlich mit dem Tode Richards von Kornwallis bis zur Wahl Rudolfs von Habsburg, und ob dieses im ersten Falle dreiundzwanzig Jahre, in dem letzteren eine kürzere Zeit gedauert, so ist es doch gewiß, daß von nun an eine Zeit lang auch nicht ein Schatten von kaiserlicher oder königlicher Macht in Deutschland vorhanden war. Hätten sich nun in dem damaligen Lande nicht so viele erhaltende Kräfte noch zusammengefunden, die auch ohne allgemeines Haupt wirksam waren, so hätte das deutsche Reich und Deutschland schon damals sich in unsägliche kleinere Fürstenthümer auflösen müssen, oder es wäre, wenn nicht seine Nachbarn ebenso schwach gewesen, denselben als eine leichte Beute anheimgefallen. Allein rund umher sah es kaum besser aus, als in Deutschland. Frankreich, England, die slavischen Länder waren ohnmächtig. Letztere machten sich zwar von dem Reichsverbande los, bildeten wieder unabhängige Königreiche, aber ihre Macht war darum nicht fester und nicht stärker. Hätte die damalige bürgerliche Gesellschaft die auflösenden Keime in sich gehabt, womit die gegenwärtige zersetzt ist, es wäre Alles auseinander gefallen. Zum Glück hatte jedoch das Christenthum seine frische Kraft noch nicht verloren. Es brauchte nur ein Mann aufzutreten, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte, und Alles war wiederum, wenn auch nach einigen Kämpfen, doch sicher in seine Fugen gebracht. Für Deutschland fand sich ein solcher Mann in Rudolf von Habsburg.

*) Raumer's Hohenstaufen. Band IV.

VII.

Rudolf von Habsburg und die Habsburger. *)

Die Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutschen Könige war ganz durch die Zeitumstände vorbereitet. Daß Deutschland wieder einen Kaiser bekommen, und zwar einen deutschen, hatte man ganz besonders den Bemühungen des Pabstes Gregor X. zu danken. Daß die Fürsten aber Rudolf wählten, stimmte ganz mit ihrer frühern Ansicht, keinen mächtigen zu wählen, und daß man gerade auf den Grafen von Habsburg verfiel, war eine besondere Leitung der göttlichen Vorsehung. Gregor X. drohte, selbst einen König zu ernennen, so erzählt der Engländer Coxe in seiner Geschichte des Hauses Oestreich **) (und er ist in jener Behauptung gewiß ein unparteiischer Zeuge), wenn die Churfürsten dem Interregnum kein Ende machten. Auch die Städte betheuerten ihre Uebereinkunft, den zum Könige anzuerkennen, welchen die Fürsten wählten. Diese kamen daher im September 1273 in Frankfurt zusammen. Es sind schon jetzt die genannten sieben Churfürsten, welche bei der Wahl thätig sind, und nur darüber ist der Streit, ob die beiden Herzoge von Baiern jeder für sich oder zusammen stimmten. Auch Alfons von Castilien kommt wieder vor und Ottokar von Böhmen als Mitbewerber. Dieser hielt sogar seine Wahl für sicher. Aber wider alles Erwarten fiel diese

*) Struvius, corpus hist. Germanic. Coxe, Geschichte des Hauses Oestreich. Deutsch von H. K. Dippold und A. Wagner.

**) Wilh. Coxe a. a. O.

einstimmig auf den Grafen Rudolf von Habsburg, der sich bis dahin nur in mancher Schweizerfehde als Beschützer der Bürgerschaft von Straßburg hervorgethan und eben Basel belagerte, wo einige Gewaltthätigkeiten verübt waren, die zu rächen er sich für verpflichtet hielt. Von den Churfürsten hatte zuerst Werner von Eppenstein auf Rudolf aufmerksam gemacht. Er hatte ihn bei einer Reise nach Italien um sein Geleit gebeten, und war auf dem Rückwege von Rudolf prächtig empfangen worden. Der Erzbischof hatte schon damals dem Grafen seinen Wunsch zu erkennen gegeben, diesen Dienst zu erwiedern. Rudolf war damals fünfundfünfzig Jahre alt, eine ächt deutsche Natur. Seine Güter aber lagen größtentheils im Elsaß, und die Stammburg seiner Familie in der Nähe des Klosters Muri, im Aargau. Außer seinen wirklichen Verdiensten, seiner tiefen Religiosität (worauf noch gegenwärtig der Segen des Hauses Habsburg beruht), seinem angebornen Rechtssinne, seiner Tüchtigkeit im Kriege, seinem Talente in der Verwaltung und der Schlichtung der schwierigsten Händel war er mit noch etwas gesegnet, was sonst eben nicht dazu dient, die Sorgen des Lebens zu erleichtern, was ihm aber manche Hilfe gewährte. Er hatte sieben Töchter, wofür sich mächtige Schwiegersöhne fanden, welche die schwache Hausmacht des Königs ersetzen konnten. Aber wenn auch das Haus Habsburg durch Heirathen groß geworden, so hat es deshalb nicht weniger durch Kriegsruhm sein Glück befestigen müssen, wie kein Haus auf der Erde. Europa, sagt der Engländer Coxe *), verdankt die Erhaltung seiner Unabhängigkeit dem Hause Oestreich, welches die Vorsehung den ottomannischen Horden als Gränzwehr entgegenstellte; dies Haus verhinderte, daß das Banner des Halbmondes nicht auf allen Kirchen der Christenwelt wehte. Das Haus Oestreich hat sich stets in Krieg und Frieden unter den ersten Mächten gezeigt, und das Wiener Cabinet ist auf Jahrhunderte der Mittelpunkt europäischer Politik gewesen. Zwar hat auch das Haus Habsburg seine großen Krisen gehabt, aber dies ist gerade das Eigenthümliche, daß es, wenn es in großen Gefahren, die auch dem sonstigen Europa den Untergang zu bereiten schienen, und jenes aller menschlichen Berechnung nach verloren war, dennoch zum Heile der ganzen Gesellschaft verstärkt wieder aufsteht. So geschah es in den großen Krisen des XV., XVI., XVII., XVIII. und XIX. Jahrhunderts, so selbst noch in unsern Tagen. Diejenigen, welche in der Geschichte die Leitung Gottes erkennen, schreiben gerade diese glückliche Rettung in den Zeiten der Noth dem religiösen Segen zu, welchen Rudolf von Habsburg, der Ahnherr des Hauses, seinen Nachkommen hinterlassen hat. Von der tiefen Religiosität, wodurch

*) Geschichte des Hauses Oestreich.

Rudolf sich auszeichnete, weiß die Geschichte mehrere Beispiele. Noch als Graf begegnete er einem Priester, welcher auf unzugänglichen Wegen einem Kranken das heilige Sacrament brachte. Rudolf stieg ab, bot dem Priester sein Roß, und weigerte sich bei dessen Rückkunft, ein Pferd zu besteigen, das seinen Heiland getragen. Er schenkte es der Kirche. Als sich bei seiner Krönung zu Achen der Scepter Karls des Großen unter den Reichsinsignien nicht fand, griff Rudolf nach einem Kreuze und ertheilte die Belehnungen mit dem heilbringenden Zeichen, wodurch die Welt erlöst worden.

Rudolf war am 1. Mai 1218 geboren. Sein Vater war Albert der Weise, und seine Mutter Hedwig von Kyburg. Kaiser Friedrich II. hatte ihn aus der Taufe gehoben. Rudolf, wenn er gleich nicht zu den bedeutendsten Häusern gehörte, war doch nicht ganz ohne Macht. Von seines Vaters Seite erbte er die Grafschaft Habsburg, von Seiten seines Oheims die drei Grafschaften Kyburg, Baden, Lenzburg, von seiner Gemahlin die Landgrafschaft Elsaß, und schon früh zeichnete er sich aus als ein Ritter, der Tapferkeit, Gerechtigkeit und das Rechte liebte, an Entbehrungen aller Art gewöhnt war und von den Seinen nicht mehr verlangte, als er selbst leistete. Er hatte seine Jugend an dem Hofe Friedrichs II. verlebt, und sich hier vor allen Altersgenossen hervorgethan. Sobald er die Waffen tragen konnte, hatte er den Kaiser in allen seinen Kriegen begleitet. Als sein Vater Albert im Jahre 1240 in Palästina gestorben, ging Rudolf von dem Hofe Friedrichs nach Hause, und vermählte sich mit Anna von Hohenberg. Er kehrte dann zu Friedrich zurück und empfing von diesem den Ritterschlag. Rudolf wurde nun in allerlei Fehden verwickelt, die er größtentheils mit Ruhm bestand. Die erste hatte er mit Hugo von Tiefenstein, dessen Burg er nahm, als dieser im Kampfe gefallen, sodann mit seinem Verwandten Rudolf und dessen Sohn, Gottfried von Lauffenberg, ein Streit, der jedoch beigelegt wurde, mit Herrmann von Kyburg, den er später beerbte. Auch den Grafen von Toggenburg bändigte er. Im Jahre 1253 hatte er jedoch einen schlimmen Handel. Er war als Anhänger Konrads IV. mit einer Schaar in die Vorstadt von Basel eingedrungen, und bei der Gelegenheit ein Kloster in Brand gesteckt worden, weshalb er von dem Bischofe auf Geheiß des Pabstes mit dem Banne bestraft wurde. Als Konrad IV. im Jahre 1254 gestorben, begab sich Rudolf an den Hof seines spätern Gegners Ottokar von Böhmen, wo er zum Marschall ernannt wurde, und mit dem er nach Preußen ging, auch in jener Schlacht zugegen war, wo Ottokar mit den Ungarn um den Besitz von Steiermark stritt. Im Jahre 1260 aber ging er wieder nach Hause. Jetzt beschäftigte ihn der Streit zwischen den Straßburgern und ihrem Bischofe, worin er sich auf Seiten der Bürger

stellte, den Frieden erzwang, und die Bürger ihm wegen seiner Verdienste eine Reiterstatue setzten (1266). Dann wählten ihn die Züricher in ihrem Kampfe mit Ulrich von Regensberg zu ihrem Befehlshaber. Auch hierin blieb Rudolf Sieger. Da bereitete sich wieder eine Fehde vor zwischen Rudolf und dem Bischofe von Basel. Auch der Abt von St. Gallen war Rudolfs Feind. Rudolf sah ein, daß er sich mit Einem versöhnen mußte, und offenbarte hier die ganze Hochherzigkeit seines Charakters. Unbewaffnet ging er zum Abte, und als dieser von seiner Ankunft überrascht war, sagte Rudolf: „Herr Abt, ich komme, mich mit Ihnen zu versöhnen.“ Sie schloßen alsbald Frieden. Rudolf hatte nun gegen den Bischof von Basel, dessen Verbündeten, freie Hand. Er setzte mit einer Schiffbrücke über den Rhein und belagerte die Stadt. Während nun hier um die Beilegung des Streites unterhandelt wurde, erhielt er die Nachricht von seiner Wahl zum deutschen Könige. Da öffneten die Baseler ihre Thore, indem sie sagten, sie hätten bis dahin mit dem Grafen Rudolf von Habsburg Krieg geführt, mit dem deutschen Könige aber wollten sie keinen Kampf.

Die Wahl Rudolfs zum deutschen Könige war durch einen Compromiß bewerkstelligt. So allein hatte man den böhmischen Abgeordneten gewinnen können, der, indem er sein Stimmrecht auf den Grafen Ludwig von der Pfalz übertrug, sicher erwartete, dieser würde keinen Andern, als seinen Herrn, Ottokar, wählen. Die Wahl fiel aber auf Rudolf. Dieser, hieß es, sei der einzige, welcher dem Reiche Hilfe bringen, es wieder auf seinen vorigen Glanz zurückführen könne, und so wurde Rudolf einstimmig gewählt, obgleich außer Ottokar auch der Graf Meinhard von Tyrol, der Herzog Bernhard von Zähringen, Albert, der ältere, Graf von Görz, als Candidaten erwähnt wurden.

Der Erste, welcher Rudolf die Nachricht von seiner Wahl brachte, war Heinrich von Pappenheim. Als Rudolf, der an so etwas gar nicht dachte, diesem nicht glauben wollte, kam in der folgenden Nacht der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, mit dem Diplom der Fürsten. Die Baseler waren die Ersten, welche dem neuen Könige den Eid der Treue leisteten. Rudolf ging darauf nach Achen, wo er Ende Oktober ankam, um sich dort krönen zu lassen, und die Huldigung der Fürsten entgegen zu nehmen. Als hier einiges Zögern entstand, und die Fürsten Ausflüchte suchten, weil nicht Alle zugegen wären und kein Scepter vorhanden, ergriff der neue König das Kreuz, welches sich in seiner Nähe befand, und sagte: Hier ist das Zeichen, wodurch das Menschengeschlecht erlöset, es soll mir zum Scepter dienen, und ich werde es gegen Alle, die dem Reiche untreu sind, gebrauchen. Da wurden die Fürsten bewegt, sie küßten das

Kreuz und schworen den Eid. Man ging zum frohen Mahle, und bevor man von Achen schied, wurden vorzüglich auf Betreiben des Erzbischofs von Maïnz Mechtilde, Rudolfs Tochter, mit dem Pfalzgrafen Ludwig, Agnes mit Albert von Sachsen, Hedwig mit Otto von Brandenburg verlobt, Friedrich V. von Hohenzollern mit dem Burggrafenthum von Nürnberg belehnt, und Meinhard, dessen Tochter mit Rudolfs Sohn, Albrecht, verlobt war, aus einem Grafen von Tyrol zum Herzoge von Kärnthen gemacht.

Im folgenden Jahre 1274 hielt Rudolf einen Reichstag zu Frankfurt. Es spannen aber jetzt Alfons von Castilien und Ottokar von Böhmen ihre Intriguen. Sie schickten Abgeordnete an den Pabst Gregor X. nach Lyon und baten um den Königstitel. Aber auch Rudolf sandte den Probst Otto vom heiligen Guido in Speier und Kanzler des königlichen Hofes dorthin, mit Vollmachten zur Unterhandlung. Otto gelobte in Rudolfs Namen, daß dieser beim Empfang der Kaiserkrone und seiner Salbung zu Rom alles das leisten würde, was seine Vorgänger der römischen Kirche geleistet hätten, und daß er dies in Treue und Rechtlichkeit, ohne Arg- und Hinterlist unverbrüchlich halten werde, in keinem Falle, wo er davon abginge, irgend einen Halt bei den deutschen Fürsten finden würde. Es wurde ihm nun namentlich eine Eidesformel vorgelegt, wie sie Otto IV. beschworen. Rudolf erhielt daher im Jahre 1274 in einem feierlichen Consistorium die Bestätigung des Pabstes und der Kardinäle und mit derselben alle Privilegien, welche Otto IV., Friedrich II., Ludwig der Fromme, Otto der Große erhalten hatten. Die andern Bewerber, Alfons von Castilien und Ottokar, waren aber damit abgewiesen. Als Rudolf im darauffolgenden Jahre 1275 eine zweite Botschaft an den Pabst senden wollte, vernahm er, der Pabst würde in der zweiten Hälfte des Monats Oktober nach Lausanne kommen. Rudolf eilte dorthin, und nachdem er dem Pabste versprochen hatte, diesem das ganze Gebiet von Radicofani bis Ceperani, das Exarchat von Ravenna, die Pentapolis, die Mark Ankona, das Herzogthum Spoleto, die Mathildeschen Güter und die sonstigen Besitzungen, wie sie in den Privilegien der Kaiser von den Zeiten Ludwigs des Frommen an bezeichnet waren, zurückzuerstatten, wurde er von Gregor von Neuem in seiner Würde unter der Bedingung bestätigt, daß er um Pfingsten des nächsten Jahres nach Rom käme, um sich allda krönen zu lassen, und sich zur Befreiung des heiligen Landes und zu einem Kreuzzuge zu bekennen. Da aber keines von beiden geschah, so wurde er, wie von einigen Schriftstellern berichtet wird, was jedoch andere und gewiß mit gutem Grunde läugnen, mit der Excommunication belegt. Hätte man auch zu Rom sicher Beides gerne gesehen, so konnte sich Rudolf wohl rechtfertigen, und seine Aussöhnung muß ihm

nicht schwer geworden sein. Er konnte sich mit der Nothwendigkeit seiner Anwesenheit in Deutschland vollkommen entschuldigen. Denn hier fand er vollauf zu thun. Das kaiserliche Ansehen hatte aber damals in Deutschland zwei Feinde: der erste war Ottokar von Böhmen, der zweite war die Anarchie des Faustrechtes.

Ottokar konnte es Rudolf nicht vergessen, daß er zum deutschen Könige gewählt worden, und weigerte den Gehorsam. Er wußte den Herzog Heinrich von Baiern auf seine Seite zu ziehen. Rudolf hatte daher einen Reichstag zu Nürnberg und einen zweiten in Würzburg angesagt. Die übrigen Fürsten erschienen, und es wurde hier über die Aufhebung des Raubsystemes, der unerlaubten Selbsthilfe und der Unterdrückung verhandelt, so wie auch über die Beilegung des Zwiespaltes, den Ottokar und Heinrich verursachten. Aber eben wegen der Ränke, die Ersterer, obgleich abwesend, übte, kam es zu keinem bestimmten Entschlusse. Es wurde daher auf das Jahr 1275 ein dritter Reichstag in Augsburg angesagt, zu welchem, nachdem ihnen die Strafe des Hochverrathes angedroht, wenn sie nicht erschienen, Ottokar und Heinrich wenigstens Abgeordnete sendeten. Auch die Gesandten Oestreichs und der sonstigen Nachbarländer wurden gehört. Sie klagten, daß sie von Ottokar unterdrückt würden, der Geistliches und Weltliches verwirre, allerlei Gewaltthat übe, noch bei Lebzeiten seiner Gemahlin Margaretha mit einer fremden Frau gelebt habe, und später jene mit Gift aus der Welt geschafft, so wie auch viele ihrer Angesehenen getödtet oder gefangen gehalten. Als man sie gehört, da erschienen auch die Abgeordneten Ottokars und Heinrichs. Der Bischof Bernhard von Seccau hatte die Unschicklichkeit, die Wahl Rudolfs anzugreifen, weil sie weder rechtmäßig noch in der Ordnung von Gebannten an einem Gebannten vorgenommen werden könnte. Rudolf, der vor vielen Jahren mit dem Banne belegt worden, sei dieser Stelle unwürdig. Als er nun Vieles der Art in lateinischer Sprache vorbrachte, unterbrach ihn der König mit den Worten: „Wenn Du mit Bischöfen und Priestern zu thun hast, sprich „lateinisch, wenn Du aber nur mit Leuten meines Standes zu sprechen „hast, sprich jene Sprache, worin wir dir antworten können.“ Wie Jener aber noch Vieles hinzufügte, und sich von Schmähungen nicht enthielt, wollte ihn Niemand weiter hören, ja es fehlte nicht wenig, so hätte der Pfalzgraf sich an ihm vergriffen, wenn ihn der König nicht abgehalten. Gemäßigter verhielt sich der Abgeordnete Heinrichs. Es wurde beschlossen, Gesandte nach Böhmen zu schicken, nämlich den Burggrafen Friedrich von Nürnberg und Heinrich, Bischof von Basel. Sie sollten im Namen des Reiches Oestreich, Steiermark und die übrigen Theile, welche Ottokar sich angemaßt hatte, zurückfordern, und ihn in die gesetzmäßigen Schranken verweisen, so wie zum

Gehorsame gegen das Reichsoberhaupt mahnen. Ottokar gerieth darüber in Zorn, und er äußerte seinen Spott über den ehemaligen Diener, dem er nichts schuldig sei. Oestreich, Steiermark, Kärnthen habe er um schweres Geld zuerst gekauft, dann durch die Waffen behauptet. Er werde nichts davon abgeben. Der Burggraf erwiederte darauf: Es könne weder Oestreich von einer Frau auf die andere übertragen, noch das Recht auf die übrigen Lande ohne Bewilligung des Kaisers verkauft werden, und suchte seine Behauptung mit vielen Gründen zu beweisen. Seine Worte bewirkten aber nichts weiter, als neue Schimpfreden gegen Rudolf. Die Abgeordneten kehrten daher unverrichteter Sache wieder zurück. Ottokar und Heinrich wurden als Feinde des Reiches in die Acht erklärt, und der Krieg gegen sie beschlossen. Bevor sich nun Rudolf zu einem so wichtigen Kriege rüstete, suchte er zunächst eine andere Schwierigkeit zu heben. Der Graf Eberhard von Würtenberg, mit dem Beinamen des Streitbaren, der, wie er Niemanden zu fürchten schien, sich blos „Gottes Freund und aller Welt Feind" nannte, und die Markgrafen von Baden hatten sich während des Interregnums verschiedener Landestheile in Schwaben, dem Elsaß und Franken, so wie der Rheingegenden, deren Herren gestorben waren, und verschiedener Reichsstädte bemächtigt. Dasselbe hatten die Grafen von Breisgau und Neuburg gethan. Einige ertrugen die Obergewalt des Königs nur mit neidischen Blicken, suchten sich derselben zu entziehen, und um desto leichter zu behalten, was sie sich angemaßt hatten, machten sie ein Bündniß untereinander. Rudolf konnte außer seiner Hausmacht und seinem Genie zunächst nur auf den Pfalzgrafen Ludwig, seinen Eidam, rechnen. Demohnerachtet zog er gegen die Widerspenstigen zu Felde, und brachte sie dahin, daß sie um Frieden baten. Dann ging Rudolf nach Oestreich, fiel in das Land Heinrichs des Baiern ein, und drang bis Passau vor, wo ihn Heinrich zurückzudrängen suchte. Aber die ihm zu Hilfe gesendeten Böhmen wurden geschlagen, theils gefangen, theils nach Böhmen zurückgeworfen. Da fühlte sich Heinrich seinem Gegner nicht mehr gewachsen. Er versöhnte sich zuerst mit seinem Bruder Ludwig, der zugleich mit seiner Gemahlin Mathilde den Frieden mit Rudolf vermittelte. Zur Bestätigung desselben erhielt sein Sohn Otto Katharina, Rudolfs Tochter, zur Gemahlin, und der König ein Anleihen von sechsundvierzigtausend Mark, wofür dem Herzoge das Land oberhalb der Ens als Pfandschaft und Dotaleigenthum überwiesen wurde.

Rudolf hatte nun freie Hand, es mit einem größern Feinde, mit Ottokar, aufzunehmen. Ottokar war einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Sein Reich zog sich von der Ostsee bis zum adriatischen Meere hin. Aber auch Rudolf war schon stark geworden. Nicht blos

seine Schwiegersöhne, sondern auch andere deutsche Fürsten konnten ihm Hilfe leisten. In diesem Vertrauen ging Rudolf im Jahre 1276 nach Oestreich. Nach Steier und Kärnthen schickte er Meinhard von Tyrol. Die Oestreicher nahmen ihn wohl auf, und der König belagerte das allerdings mit einer starken böhmischen Besatzung versehene Wien. Ottokar stand am andern Ufer der Donau. Er konnte aber mit seinem Heere nicht hinüber, weil die Brücken abgetragen waren. Rudolf schickte unterdessen Boten nach Ungarn, und lud sie zu einem Bündnisse ein. Die Ungarn, schon früher aufgebracht gegen Ottokar, sagten Hilfe zu. Der König ließ nun den Wienern sagen, wenn sie sich nicht ergeben würden, sollten die herumliegenden Aecker verheert, die Weinberge zerstört werden, woraus sie so viele Vortheile zögen. Das wirkte. Sie schloßen einen Waffenstillstand und endlich Frieden, worin sie sich unter Bestätigung ihrer Vorrechte dem Könige ergaben. Dem Beispiele Wiens folgten auch die andern Städte Oestreichs, und es konnten bereits rund herum aus allen benachbarten Gegenden Hilfstruppen gegen Ottokar herbeigezogen werden. Als es jedoch zur Schlacht kommen sollte, da legten sich der Bischof Bruno von Olmütz, der Burggraf Ludwig von der Pfalz in's Mittel, und unterhandelten wegen des Friedens. Ottokar willigte endlich ein, und übergab dem Pfalzgrafen die Vollmacht. Endlich kam er in's Lager, und unterwarf sich unter der Bedingung, daß er Oestreich, Steiermark, Kärnthen und andere benachbarte Landstriche, welche er auf eigene Hand eingenommen, an Rudolf abtrat, Geiseln stellte, dessen Wahl anerkannte, und von ihm Böhmen und Mähren zu Lehen erhielt, das den Ungarn geraubte Land zurückerstattete. Auch in diesem Friedensschlusse wurde wieder eine Heirath bedungen, und zwar für diesmal eine doppelte, nämlich zwischen Wenzel und Judith, des Kaisers Tochter, und einem Sohne desselben mit Agnes, Tochter Ottokars von Böhmen. Um sich das Erröthen zu sparen, hatte Ottokar die Eidesleistung blos vor den Fürsten in des Kaisers Zelt, und nicht vor dem ganzen Heere verlangt. Es wurde also auf einer Donauinsel ein Zelt aufgeschlagen, worin Rudolf mit kaiserlicher Pracht auf dem Throne saß. Ottokar warf sich vor ihm auf die Kniee, schwor den Eid der Treue, und empfing Böhmen und Mähren zu Lehen. Es war aber zu gleicher Zeit eine List ersonnen, um den Stolz Ottokars zu Schanden zu machen. Das Zelt war nämlich so zusammengefügt, daß vermittels eines Strickes seine vier Seiten zusammenfielen, und dies geschah gerade, während Jener auf den Knieen lag. Da wurden alle Augen der beiderseitigen Heere dorthin gerichtet. Die Deutschen klatschten und schrieen Beifall. Die Böhmen jedoch ärgerten sich, und verfluchten in's Geheim die List. Dies geschah am 19. November, am Tage der heiligen Elisabeth des Jahres

1277. Ottokar ärgerte sich, aber er verbarg seinen Zorn, und ging nach Mähren. Endlich kam er nach Prag. Hier empfing ihn seine Gemahlin Kunigunde, ein herrschsüchtiges Mannweib, mit vielen bittern Worten, indem sie sagte, es sei unwürdig für einen König und Beherrscher so vieler Männer, sich dem zu unterwerfen, der ehemals sein Klient und Diener gewesen, so schöne und reiche Provinzen ohne Kampf daranzugeben. Durch die täglichen Aufstachelungen seiner Frau, durch die Rathschläge der Schmeichler bewogen, und endlich durch ein böses Geschick, das ihn zum Untergange zog, verleitet, schickte er einen Boten an Rudolf, welcher Oestreich und die sonstigen Provinzen, die ihm durch Betrug entrissen worden, zurückfordern, widrigenfalls den Krieg ansagen sollten. Er rüstete also ein großes Heer (1278), fiel damit in Oestreich ein, verheerte die Aecker, nahm viele Burgen, und brachte auch einige der Vornehmsten auf seine Seite. Rudolf zog ihm entgegen. Er hatte aber den Pabst Nicolaus III. auf seiner Seite, der seine Feinde excommunicirte. Im August (26.) des Jahres 1278 kam es zu einer blutigen Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien, wo beiderseits mit Tapferkeit gekämpft wurde, Rudolf selbst mehrmals in Gefahr gerieth, getödtet oder gefangen zu werden, endlich doch siegte, und Ottokar selbst blieb. Rudolf hatte ihn zu retten versucht, jedoch zwei Steirer, deren Bruder er an's Kreuz geschlagen, hatten ihn erkannt, und mit achtzehn Wunden durchbohrt. Wenzel aber, Ottokars Sohn, schloß mit Rudolf Frieden, und ließ sich mit Gutta, des Königs Tochter, verloben, auch der Ehevertrag mit Agnes wurde von Neuem bestätigt. Wenzel war jedoch damals nur acht Jahre alt, und die Ehe konnte erst im Jahre 1286 zu Eger vollzogen werden.

Als nun der Friede geschlossen und die Angelegenheiten in Böhmen geordnet waren, hielt der König als Sieger seinen Einzug in Wien, wo er mit Jubel und großen Freuden empfangen wurde und ein Jahr verweilte. Dann zog er nach Steiermark, kehrte aber bald wieder nach Wien zurück, und von da zum Kriege gegen Heinrich von Baiern, welcher ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft den Ottokar mit Truppen unterstützt hatte. Als dieser jedoch die Ankunft Rudolfs hörte, entsagte er allen Kriegsgedanken, und legte sich auf's Bitten. Sein Sohn Otto und dessen Gemahlin Katharina, Rudolfs Tochter, sollten ihn hierin unterstützen. Rudolf war aber auf den Pfalzgrafen erzürnt, weil er unterwegs mit seinen Truppen Halt gemacht und den Ausgang des Kampfes abzuwarten schien, doch ließ er sich endlich bewegen, und machte Frieden. Heinrich mußte seinen Ansprüchen auf einige Städte oberhalb der Ens, die ihm zum Pfand gegeben, entsagen, Wels, Steyer, Linz und andere Orte, ohne die darauf gegebene Summe abtreten und die Schuldurkunde vernichten,

Hilfstruppen gegen Böhmen zusagen, wenn diese etwa wieder rebellisch würden. Dagegen verlieh Rudolf seinem Schwiegersohne Otto Neuburg, Scherding, Freistadt und andere benachbarte Orte als Dotalgüter. Auch mit dem Grafen von Savoien, der mit ihm Krieg geführt, schloß Rudolf im Jahre 1283 Frieden.

Der König blieb jetzt vier Jahre in Oestreich. Als er jedoch sich zur Abreise rüstete, ließ er seinen Sohn Albrecht zum Befehlshaber von Oestreich und Steiermark und zum Stellvertreter des Reiches bis dahin ernennen, daß es den Fürsten anders gefallen würde. Um seinem Sohne die feste und sichere Nachfolge in jenen Landen zu verschaffen, hatte er schon früher mit dem Grafen Meinhard von Tyrol wegen der Heirath des Herzogs Albrecht mit dessen Tochter Elisabeth unterhandelt, und diesem das Herzogthum Kärnthen mit der Trevisaner Mark als Lehen versprochen. Rudolf ging darauf mit seinem Eidam Ludwig nach Nürnberg 1281, und von da zu einem Reichstage nach Frankfurt. Hier wurde Vieles über die Beruhigung Deutschlands, die Unterdrückung des Faustrechtes verhandelt, und Hilfstruppen zugesagt zur Zerstörung der Raubnester. Ja der Kaiser selbst nahm nach Auflösung des Reichstages einige Truppen zusammen, zerstörte die Burgen von Reichenstein, Schönegg und einige andere Schlupfwinkel, die Räuber selbst aber ließ er hinrichten. Dasselbe geschah zu Zürich, Schaffhausen, Basel und einigen andern Orten. Dann ging er nach dem Breisgau, und brachte einen gewissen Egon von Freiburg, der in seiner Abwesenheit Vieles verwirrt, zur Ruhe.

Im Jahre 1283 war jener gefeierte Reichstag in Augsburg, wohin Fürsten und Stände des Reiches so zahlreich zusammenströmten. Hier gab er mit Uebereinstimmung des Herzogs von Sachsen, der übrigen Fürsten und Städte seinen Söhnen Rudolf und Albrecht Oestreich, Steiermark, Kärnthen, die Mark Windisch zu Lehen. Blos die Pfalzgrafen Ludwig und Heinrich widersprachen. Meinhard bekam Kärnthen und die Trevisaner Mark mit den anliegenden Ortschaften. Auch der Streit Salzburgs mit dem Herzoge von Baiern wegen Mühldorf wurde beigelegt, und zwischen Rudolf von Habsburg, dem Bischofe von Konstanz, den Zürichern, den Bewohnern von Uri ein besonderes Bündniß geschlossen, der Streit Egons von Fürstenberg mit einigen schwäbischen Städten ebenfalls beigelegt.

Nach Beendigung dieses Reichstages im Jahre 1284 rief Rudolf die Bewohner der Rheinstädte in Worms zusammen, und ließ sie von Neuem schwören. Die Bewohner von Colmar aber wollten den Dreißigsten, zu welchem sie veranschlagt waren, nicht geben. Sie hingen dem falschen Friedrich an, jedoch Rudolf bezwang sie, und sie wurden um viertausend Mark gebüßt.

Im Jahre 1286 zog Rudolf gegen den unruhigen Herzog

Eberhard von Würtenberg. Er verheerte dessen Land, und belagerte Stuttgard. Es kam indessen zum Frieden. Aber der Herzog griff von Neuem einige Reichsstädte an. Rudolf zog ihnen zu Hilfe, und die Sache ward wieder beigelegt. Zu ihrer Sicherung ließ nun der König die Städte Eßlingen, Reutlingen, Heilbronn mit Mauern umgeben und befestigen.

In derselben Zeit erhob sich der Abt Wilhelm von St. Gallen, der schon früher von König und Pabst in die Acht erklärt, zum Kriege, weil er den König anderweitig beschäftigt glaubte. Gegen ihn wurde Albrecht von Oestreich gesendet, der ihn so in die Enge trieb, daß der Abt zum Könige gehen und sich seinem Willen anheimstellen mußte. Da gedachte nun Rudolf der vielen Räuber in Deutschland. Er beschloß, ihre Burgen zu brechen, und übte, nachdem er die Raubnester genommen, an Jedem die gerechte Strafe; wer aus vornehmer Familie, wurde mit dem Schwerte hingerichtet, wer aus geringerer, mit dem Strange. Gerade, als er die Burg Geroldstein, welche der Graf von Helpenstein inne hatte, belagerte, kam der Abt Wilhelm zu ihm. Er mußte jedoch unverrichteter Sache wieder abziehen, weil er die Burg Iberg nicht ausliefern wollte. Rudolf zerstörte währenddeß alle Raubnester, und ging in die untern Gegenden des Rheines, um mit Aufhebung gewisser Zölle die alten Rechte des Reiches wieder herzustellen. Dann ließ er den falschen Friedrich in Wetzlar verbrennen.

Rudolf fand jetzt Beschäftigung in Burgund. Der letzte Graf von Province war Raimund Berengar. Dieser hatte keinen Sohn, wohl aber vier Töchter. Die älteste davon, Margaretha, war mit Ludwig IX., König von Frankreich, die andere, Eleonore, mit Heinrich, König von England, die dritte, Sanzia, mit Richard von Kornwallis, die vierte, Beatrix, mit Karl von Anjou verheirathet. Nach dem Tode Raimund Berengars (1245) hatte Ludwig IX. die Grafschaft Province, gleichsam als Pflichttheil seiner Frau, in Besitz zu nehmen versucht, weil aber Raimund die vierte, Beatrix, zur Erbin eingesetzt, erbat sich die der Graf von Toulouse zur Frau. Er wurde darin von Alfons von Castilien unterstützt. Er war jedoch den Ständen von Burgund nicht genehm, und durch deren Hilfe kam die Sache dahin, daß Karl von Anjou, Ludwigs IX. Bruder, Beatrix heirathete und zum Grafen von Province eingesetzt wurde (1246). Als aber Ludwig IX. im Jahre 1270 gestorben war, begehrte seine Wittwe, Margaretha, die Grafschaft Province, indem sie behauptete, diese als Lehen zu besitzen. Sie bat Rudolf, als Reichsoberhaupt, sie in ihrer Forderung gegen Karl von Anjou zu unterstützen. Rudolf gedachte wirklich, Karl aus der Province zu vertreiben. Durch Vermittlung des Pabstes jedoch kam man darin überein, daß Rudolf

die Clementia mit Karls Sohn, den Prinzen von Salerno, verhei rathen und ihm die Herrschaft Province als Aussteuer unter dem Namen eines Lehens übergeben sollte. Damit waren alle Ansprüche Margarethens für nichtig erklärt.

Im Jahre 1281 hatte der Graf Philipp von Savoien das Reich angegriffen. Die Sache ward aber beigelegt. Der Streit wiederholte sich nochmals, und Philipp mußte Peterlingen und Murten an das Reich abtreten. Das erbitterte den Grafen noch mehr, und er stellte sogar Rudolf nach dem Leben. Für diesen jedoch fand sich eine Veranlassung, in Burgund einzuschreiten. Hiezu gab es verschiedene Gründe. Es war zuerst die Klage des Bischofes von Basel über Reginald, Herzog von Burgund, dann das Benehmen desselben gegen Deutschland. Er suchte sich nämlich vom deutschen Reiche loszumachen, und als er hiezu ein bedeutendes französisches Heer in Bereitschaft hatte, griff ihn Rudolf an, schlug ihn und brachte ihn wieder zum Gehorsam.

Im Jahre 1287 war Rudolf wieder in Deutschland. Der Herzog von Burgund aber zog viele Hilfsvölker aus der Picardie, Frankreich, Flandern an, dennoch mußte er um Frieden flehen. Abermals brach er die Treue, und Rudolf sah sich genöthigt, im Jahre 1290 nochmals gegen ihn anzurücken. Jetzt wurden aber härtere Bedingungen gestellt, und Burgund mußte sich in dem Vertrage von Basel von Neuem dem Reiche unterwerfen.

Ungeachtet dieser kriegerischen Thaten, welche Rudolf oft ferne von Deutschland in Anspruch nahmen, war der König doch für die Angelegenheiten des Friedens und die Verwaltung im Innern nicht weniger besorgt gewesen. Im Jahre 1285 auf dem feierlichen Reichstage zu Würzburg hatte es sich um eine jährliche Beisteuer aus Deutschland für den Pabst Martin V. gehandelt. Diese Sache blieb jedoch, weil sich der Erzbischof Siegfried von Köln widersetzte, unerledigt. Dieselbe Forderung hatte Honorius IV. versucht und durch einen Abgeordneten beantragen lassen. Es widersprach aber am meisten Probus, Bischof von Toul.

Die größte Sorgfalt wandte Rudolf auf die Erhaltung des Landfriedens. Die letzten Zeiten der Hohenstaufen, die unglücklichen Kriege, worin sie verwickelt gewesen, endlich das Interregnum hatten alle Ordnung in Deutschland verkehrt. Die Anwendung der Selbsthilfe hatte sich nicht blos in einem außerordentlichen Maße ausgedehnt, sondern die kaiserlose Zeit den Mächtigen auch manche Gelegenheit zur Unterdrückung der Mindermächtigen an die Hand gegeben. Ueberall hatten sich Wegelagerer festgesetzt, die aus ihren Schlupfwinkeln oder auf den weit in's Land hineinschauenden Berggipfeln, an den Heerstraßen angelegten Burgen über den friedlichen Wanderer herfielen, ihn

beraubten oder ein willkührliches Lösegeld von ihm erpreßten. Sie vergriffen sich nicht blos an Kaufleuten, die zur Messe oder irgend einem Handelsplatze hinwollten, sondern auch an höhern Standespersonen, und vorzüglich geistlichen Herren. Wollte irgend ein Bischof zum Concil, ein Abt zur Reichsversammlung, so konnte dieses nur mittels eines bedeutenden Geleites geschehen. Aber auch so wurden sie oft hinterlistig aufgefangen, und so lange festgehalten, bis sie sich mit bedeutenden Summen auslösten. Die Städte wußten sich endlich selbst zu helfen, sie gründeten zuerst den rheinischen, später den Hansabund, womit sie ihre Bürger schützten. Auch der Kaiser Rudolf glaubte jenem Unwesen nicht länger zusehen zu dürfen. Er brach viele dieser Raubburgen, und übte eine strenge Gerechtigkeit an ihren Besitzern.

Auf dem Reichstage zu Würzburg im Jahre 1287 wurde von Neuem wegen des Landfriedens unterhandelt. Die Verordnung darüber wurde in deutscher Sprache niedergeschrieben, und es hieß, daß Rudolf von der Zeit an durch ein eigenes Gesetz bestimmt: „daß „alle Verordnungen und richterlichen Verhandlungen „in deutscher Sprache abgefaßt werden sollten, damit „das Volk ferner nicht mehr wegen der Unwissenheit in „der lateinischen Sprache hintergangen werden könnte." Diese Verordnung scheint aber eben so wenig wie die frühere Friedrichs II. so ganz zur Ausführung gekommen zu sein. Auch blieb die lateinische Sprache noch bis in's XVII. Jahrhundert die allgemeine Sprache der Verhandlungen zwischen den verschiedenen Völkern. Dazu war Vieles im deutschen Reiche, was sie auch im Innern unentbehrlich machte. Sie war als allgemeine Kirchensprache auch den verschiedenen Nationalitäten, die zum deutschen Reiche gehörten, zugänglich. Wie hätten sich die Italiener, Burgundionen, Provenzalen, Slaven, die damals nicht blos dem Namen nach, sondern auch thatsächlich zum deutschen Reiche gehörten, unter einander verständlich machen sollen? Man hätte immer eine officielle Uebersetzung beifügen müssen, und das war in einzelnen Fällen schwierig, in manchen unmöglich. Ein napoleonisches Regiment oder jenes der alten Imperatoren war in den damaligen Zeiten kaum denkbar. Auf dem erwähnten Reichstage wurden zu gleicher Zeit auch alle neuen Zölle, alle neuen Münzen, die von den Zeiten Friedrichs II. entstanden, verboten. Der genannte Landfrieden wurde in dem darauffolgenden Jahre auf dem Reichstage zu Eger bestätigt.

Im Jahre 1290 hielt Rudolf einen feierlichen Reichstag zu Erfurt, wo viele Fürsten zugegen waren, und besonders über die thüringischen Angelegenheiten verhandelt wurde.

Im Jahre darauf, auf dem Reichstage zu Speier 1291, wurde

der Landfrieden von Neuem, und zwar in deutscher Sprache, verkündet, und auf sechs Jahre ausgedehnt. Der Kaiser ließ in Schwaben, Franken und Thüringen an siebenzig Raubnester zerstören, und hielt über neunundreißig Räuber, die in Ilmenau ergriffen waren, Gericht. Sie wurden verurtheilt, aus der Stadt geführt und enthauptet.

Während Rudolf nun strenge gegen die Friedensbrecher und schonungslos gegen sie verfuhr, erhöhte er anderer Seits das Ansehen der Vornehmen, und schlichtete ihre Angelegenheiten in Frieden. So war gleich nach der Wahl Rudolfs ein Streit entstanden zwischen Ottokar von Böhmen und den Pfalzgrafen und Herzogen Ludwig und Heinrich von Baiern über das Recht, den Kaiser zu wählen. Dieser Streit wurde im Jahre 1275 auf dem Reichstage zu Augsburg beigelegt, und dahin entschieden, daß, weil Heinrich zugleich mit Ludwig bei der Wahl Richards thätig gewesen, bei der Rudolfs dagegen auf Ludwig seine Vollmacht übertragen, dieser in Zukunft ebenfalls dasselbe Recht haben sollte, aber so, daß Beide unter dem übrigen Collegium der sieben Churfürsten nur Eine Stimme haben sollten. Dem Könige von Böhmen bestätigte Rudolf das Recht des Erzmundschenken-Amtes, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg gab er das Burggrafenthum als erbliches Lehen, an Heinrich, Markgrafen von Meißen, wegen der Einträglichkeit seiner Bergwerke einer der reichsten Fürsten seiner Zeit, Thüringen, um welches lange gestritten worden, und bestätigte die Schenkung Friedrichs II. an dessen Eidam Albert mit den Landen Pleißen, Altenburg und dem Burggrafenthume.

Als im Jahre 1288 Heinrich der Erlauchte gestorben war, belehnte Rudolf seinen Eidam Albert II., Herzog von Sachsen, mit dem sächsischen Pfalzgrafenthume. Im Jahre 1290 starb Otto III., Graf von Wettin, und seine Lande kamen an Albert, Churfürst von Sachsen, vermöge des Erbrechtes. Ebenso gab der König auf dem Reichstage zu Erfurt im Jahre 1290 an Rudolf I. und Albert II. die Grafschaft bei Halle, noch während Lebzeiten des Vaters, zu Lehen. Den dritten von Heinrichs Söhnen, Friedrich Klemm, aus einer nicht ebenbürtigen Ehe mit Elisabeth Maltiz, legitimirte er zur Nachfolge in den Lehengütern, der gemäß väterlicher Verfügung die Präfektur von Dresden erhielt.

Nach Italien aber, wiewohl er vom Pabste häufig dorthin geladen war, ging Rudolf nicht, weil ihn, wie Struve sagt *), das Schicksal seiner Vorgänger schreckte. Andere Schriftsteller erzählen, Rudolf sei einst gefragt worden, weshalb er nicht nach Italien gehe, da habe er geantwortet: „Der König der Thiere habe einst zu einem „festgesetzten Tage alle Thiere zu sich eingeladen. Die Einzelnen hätten

*) Corpus hist. germanic.

„seinen Befehlen gehorcht und seien erschienen. Nur das Füchslein „hätte die Spuren der Abgehenden betrachtet, und gesehen, daß alle „in die königliche Burg hineinführten, aber keine heraus. Da habe „er gesagt: Das schreckt mich; ich will nicht unter die Zahl derer ge„hören, welche nicht mehr herauskommen, sondern hier zurückbleiben." In der That war Rudolf zu klug, um einen so gewagten Schritt nach Italien zu thun, und seine Anwesenheit in Deutschland zu nothwendig. Der Scherz sieht ganz nach Rudolf aus, aber es lag darin ein großer Ernst. Hätte er den Zug nach Italien gemacht, so wäre in Deutschland Alles auseinandergefallen, und er selbst hätte sich durch die Ränke der Italiener vielleicht in eine falsche Stellung gebracht. Er entbehrte freilich den Ruhm der kaiserlichen Krönung. Er gründete jedoch dafür eine sichere Hausmacht, deren er vor Allem zur Bezähmung der Uebelthäter in Deutschland bedurfte. Er begnügte sich daher mit dem Titel eines römischen oder deutschen Königs. Nach Italien, wo er vielleicht, durch persönliche Anwesenheit verlockt, in nachtheilige Verwicklungen mit der Kirche hätte kommen können, hatte er im Jahre 1284 als Stellvertreter Rudolf von Hoheneck, seinen Kanzler und Coadjutor des Erzbischofes von Salzburg, geschickt. Als das Jahr darauf Martin IV. gestorben war, und diesem Honorius IV. gefolgt, hatte derselbe den Genuesen Prinzivalla Fliscus zum Reichsverweser in Italien eingesetzt. Er schickte zu Rudolf, damit er ihn bestätige. Rudolf, wiewohl er nicht zugab, daß dieses Recht dem Pabste zustehe, bestätigte zwar den Fliscus, um keinen Anlaß zu Zwist zu geben, da er aber keine Unterstützung von deutschen Hilfstruppen hatte, mußte er dahin zurückkehren, von wo er gekommen. Rudolf schickte nun den Bischof von Basel an den römischen Hof. Er hatte, wie es hieß, den Auftrag, dem Pabste zu melden, daß der König auf das Exarchat verzichte. Auch Bologna, Genua, Lucca, Florenz gab er gegen eine große Summe Geldes frei. Vielen schien das tadelhaft, jedoch wir fragen, was hätte denn Rudolf, der den Zug nach Italien nicht machen konnte, noch weiter erreicht? Selbst der Konstanzer Friede mit Barbarossa schien auf ein solches Abkommen gedeutet zu haben. Ohne Heeresmacht hätte Rudolf doch nichts über jene Städte vermocht, und mit einer solchen nur höchstens etwas im Falle des Sieges. Es wäre ihm sogar schwer geworden, mit einer hinreichenden Macht über die Alpen zu gehen, und wenn sich auch in Italien die Ghibellinen an ihn angeschlossen hätten, dann würde er doch die Welfen gegen sich gehabt haben, und seine Macht nur so lange behaupten können, so lange er Sieger war. Dafür wäre aber auch in Deutschland wieder Alles verloren gegangen. Es war daher unter den damaligen Zeitumständen besser für beide Länder, für das königliche Ansehen und das Glück der Völker, daß Rudolf

den sogenannten Römerzug nicht machte. Er that übrigens, was er konnte und mußte. Auch hielt er sich die Oberherrlichkeit des Reiches über jene Städte bevor. Er bewilligte nur eine freiere Verwaltung in den Leistungen an das Reich.

Es muß im Spätjahre 1290 gewesen sein, als Rudolf einen Reichstag nach Frankfurt ansagte. Hier sollte sowohl über die burgundische Angelegenheit, als über die Wahl seines Nachfolgers verhandelt werden. Aber es zeigte sich der Sinn der Fürsten nichts weniger als willfährlich. Sie wollten sich auf die Wahl seines Sohnes, als seines Nachfolgers, nicht einlassen, und entschuldigten sich damit, was früher einmal der Pabst gegen Friedrich, wiewohl nur von der Kaiserkrönung, geäußert, es zieme sich nicht, bei Lebzeiten des einen den andern römischen König zu wählen. Das ärgerte Rudolf. Er sah, wie undankbar man gegen alle seine Verdienste war, und ging von Frankfurt nach Straßburg, um sich allda wieder etwas zu erholen. Die Fürsten jedoch schienen entweder zu dem Sohne Rudolfs, Albrecht, den er zum Nachfolger vorgeschlagen, kein Vertrauen zu haben, oder sie wollten sich freie Hand behalten. Rudolf, dem im Ganzen das Glück so hold blieb, wenn es ihn auch einige Male auf die Probe stellte, konnte für diesmal nicht erreichen, was die sächsischen Kaiser, ja selbst die hohenstaufischen erreicht hatten, und die Erbfolge in seinem Hause sichern.

Als Rudolf die Abwesenheit seiner Kräfte fühlte, und sein Ende herannahte, sprach er: „Laßt mich noch die Könige, meine Vorfahren, in Speier sehen." Er reiste den Rhein hinab, kam aber nicht über Germersheim, wo er im Jahre 1291 den 15. Juli mit inbrünstigem Gebete im dreiundsiebenzigsten Jahre seines Alters und im neunzehnten seiner Regierung verschied. Sein Körper ward nach Speier gebracht und in der dortigen Fürstengruft beigesetzt.

Rudolf war in der That einer der ausgezeichnetsten Fürsten aller Zeiten. Er hatte einen durchdringenden Geist, der so oft das Rechte traf, und persönlichen Muth und Gewandtheit, dasselbe auszuüben. Man erzählt sich jedoch nicht blos von der Hochherzigkeit seiner Gesinnung, sondern auch von der Gemüthlichkeit, womit er zuweilen einen Scherz aufnahm, manche Geschichte und merkwürdige Züge. So wurde ihm nach der Schlacht auf dem Marchfelde jener Ritter vorgeführt, der ihn aus dem Sattel gehoben. Statt ihn hinrichten zu lassen, setzte er ihn alsbald in Freiheit, und sprach: Ich selbst war Zeuge seiner Unerschrockenheit, und nie werde ich zugeben, daß ein so braver Ritter hingerichtet werde. Von seinem aufgeweckten Sinne erzählt man sich: In Mainz ging er im Jahre 1288 früh, einfach gekleidet, wie er es pflegte, aus, und weil es kalt war, in einen Bäckerladen, sich zu wärmen. Die Hausfrau, die ihn nicht

kannte, sagte: Soldaten sollten nicht zu armen Leuten kommen! „Zürnt darum nicht, liebe Frau," erwiederte der römische König, „ich bin ein alter Krieger, der sein ganzes Vermögen in des Schelmen Rudolfs Diensten zugesetzt, und nun trotz aller schönen Versprechungen doch darben muß." — „Weil Ihr einem Manne dient, „der das ganze Land verwüstet, den Armen ihren Theil verschlungen „hat, so geschieht Euch ganz recht," antwortete die Frau, und ergoß sich hierauf in Schmähungen gegen Rudolf. „Er hätte," sprach sie mit Bitterkeit, „alle Bäcker der Stadt zu Grunde gerichtet;" und hiemit goß sie Wasser in das Feuer, daß der ganze Laden voll Rauch ward, und trieb den Unbekannten hinaus. Ueber Tische befahl Rudolf, der Bäckerfrau einen wilden Schweinskopf zu senden. Er erzählte sein Abenteuer. Sie mußte herbeikommen, und bat unter Schrecken um Verzeihung, die unter der Bedingung gewährt ward, daß sie ihre Schmähworte zum Ergötzen der Tischgenossen wiederholte.

Wegen dieser Liebenswürdigkeit und sonstiger großen Eigenschaften wurde Rudolf zu den besten und größten Fürsten gerechnet, die je die Krone getragen. Er hatte, wiewohl er unter ganz andern Zeitverhältnissen lebte, doch viel von den Eigenheiten Karls des Großen, weshalb er auch von einzelnen Schriftstellern der zweite Gründer Deutschlands genannt wird, ohnerachtet er die Kaiserkrone nicht holen konnte. Wie Jener hielt er sich auch gut mit der Kirche, und dazu mahnte ihn nicht blos seine wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit, sondern auch die Klugheit. Wie Karl der Große, so hatte auch Rudolf einen fast riesenhaften Körperbau. Er war beinahe sieben Fuß hoch, von schlanker Gestalt, kleinem Kopfe, mit einer großen Adlernase, blasser Gesichtsfarbe, fast kahl. Von Natur sah er ernst aus, sobald er aber zu sprechen anfing, belebten sich seine Züge. Sein Betragen war so einnehmend und seine Ueberredungsgabe so groß, „daß er Allen, die ihm nahten, einen Liebestrank beizubringen schien." Einfach in seiner Tracht, pflegte er zu sagen: die Majestät bestehe mehr in der Entwicklung erforderlicher Fürstentugend, als im prunkvollen Erscheinen. Wie die Diener der Religion, so liebte er Gelehrte und Künstler. Er belohnte sie nach Kräften. Denn er war im Kriege nicht größer, als im Frieden, und wenn er auch in den Waffen geübt, in der Schlacht ein tapferer Ritter, so wußte er doch auch Manches durch kluge Unterhandlung zu erreichen.

Rudolf hatte drei Söhne, Albrecht, der später sein Nachfolger ward, Hartmann, der im Jahre 1281 im Rhein ertrank, Ludolf, der im Jahre 1290 starb.

Adolf von Nassau.

Nach Rudolfs Tode blieb das Reich neun Monate erledigt, weil sich die Fürsten über die Neuwahl nicht einigen konnten. Einige beschützten, wie zu erwarten stand, Albrecht, den Sohn Rudolfs. Andere mochten von dem Grundsatze ausgehen, wornach sie früher Richard von Kornwallis, ja Rudolf selbst gewählt. Sie wollten keinen starken Herrn. Andere begünstigten König Wenzel von Böhmen. Endlich mußte doch etwas geschehen. Als sich nun die Churfürsten zur Wahl des neuen Königs in Frankfurt im Mai des Jahres 1292 versammelt hatten, fiel diese auf keinen der genannten Fürsten, sondern, wie die Annalen von Colmar berichten, einstimmig auf den Grafen Adolf von Nassau. Dieser war ein Sohn des Grafen Walram von Nassau und Enkel Heinrichs des Reichen, des Gründers des Geschlechtes. Seine Mutter war Adelheid von Katzenellenbogen, und er selbst wenige Jahre vorher (1289) in der Regierung seiner Grafschaft gefolgt. Denn er war noch jung, und wie die Schriftsteller sagen, von hochherziger Gesinnung und kühnem Entschlusse, zwar nicht vorgerückt an Alter, aber doch an guten Sitten. Er war von mittelmäßiger Statur, aber ein guter Soldat, thatkräftig, liebenswürdig, verstand das Französische, das Lateinische, wie das Deutsche, aber er war nicht reich, und das war vielleicht ein Grund mit, warum er gewählt worden. Albert hatte sicher darauf gerechnet, König zu werden. Er war in einem besondern Prachtzuge den Rhein hinuntergekommen, und als er nun seine Hoffnung zerstört sah, nahm er von dem neuen Könige sein Lehen in Empfang und kehrte dann nach Oestreich zurück, ja so groß war sein Aerger, daß er, als Adolf später seine Tochter für seinen Sohn begehrte, dies ausschlug. Adolf aber, wiewohl er nicht einmal die Ausgaben von Frankfurt bezahlen konnte, ließ sich demohnerachtet mit seiner Gattin Imogena von dem Erzbischofe Siegfried von Köln zu Achen zum deutschen Könige krönen. Das geschah am Tage des heiligen Johannes im Jahre 1292. Er konnte aber, wiewohl er einstimmig gewählt, dennoch dem Spotte nicht entgehen, und hieß der P f a f f e n k ö n i g, weil er vorzüglich auf den Rath des Erzbischofes von Mainz gewählt worden. Das erste Geschäft hatte Adolf mit den Bürgern von Colmar. Diese hatten nämlich nach dem Tode Rudolfs dem Probste von Straßburg, der ein Bruder des Bischofes war, den Eid der Treue geschworen. Adolf aber setzte ihnen einen Reichsvogt. Otto von Ochsenstein, dem Enkel von einer Schwester Rudolfs, gab er den Elsaß und die eine Seite des Rheines in jener Gegend, die andere an den Grafen von Katzenellenbogen. Die Städte mußten den Befehlshabern schwören, die ihnen Adolf setzte.

Der Schultheiß von Colmar aber verweigerte es, die Treue zu schwören, wenn nicht der Vogt Otto von Ochsenstein in des Königs Namen verspreche, daß er Schultheiß bleibe, so lange der König lebe, die Vertriebenen nicht zurückführe und die Stadt nicht mit zu großer Macht betrete. Das gelobte der Vogt. Er nahm nun die Bewohner von Colmar in Treue, und jener gab das Versprechen, daß er sie Niemanden anders, als dem Könige Adolf übergeben werde. Demohnerachtet übergab der Schultheiß sie im Jahre 1293, ohne daß der Rath und die Bürgerschaft darum wußten, an Anselm von Rappoltstein. Adolf rückte nun heran und nahm den Rappoltstein mit Hilfe der Bürger gefangen. Da unterwarfen sich auch die übrigen Städte des Elsasses, vor allen Straßburg. Später gab es jedoch eine Irrung, und es entspann sich zu gleicher Zeit ein anderer Handel in Thüringen, dessen Ursprung jedoch weiter hinauf zu suchen ist. Heinrich, der Erlauchte nämlich, Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, hatte noch bei seinen Lebzeiten sein Landesgebiet also unter seine Söhne getheilt, daß er für sich selbst Meißen behielt, seinem Sohne Albrecht Thüringen gab, Dietrich das Osterland, Friedrich dem Jüngern die Präfektur von Dresden. Albrecht nahm Margaretha, die Tochter Friedrichs II., zur Frau, mit welcher er die Söhne Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann zeugte. Er hatte im Jahre 1269 seine rechtmäßige Gattin verschmäht, und sich ein Kebsweib, Kunigunde von der Isenburg, genommen. Als aber seine Söhne im Jahre 1281 herangewachsen waren, da entspann sich zwischen ihnen und dem Vater ein großer Streit deshalb, weil der Vater ihre Mutter verfolgt. Die Erfurter hielten es mit Albrecht, viele Angesehene des Landes dagegen mit den Söhnen. Friedrich wurde in einem Kampfe gefangen und auf die Wartburg gebracht, jedoch von seinen Verwandten befreit. Er hatte sich aber bereits einen großen Ruf erworben. Denn noch während seiner Gefangenschaft schickten die Städte Toscana's eine sehr ehrenvolle Gesandtschaft an ihn ab, und erbaten sich ihn als Kriegsführer in Italien. Auch würde er den Ruf angenommen haben, hätte er sich nicht im Vaterlande für nothwendig gehalten. Im Jahre 1282 starb Theodorich, Graf von Landsberg und Osterland, Albrechts Bruder, mit Hinterlassung eines Sohnes Friedrich, dem, da er ohne Erben starb, Diezmann folgte. Während aber der Streit zwischen Albert und seinen Söhnen noch fortdauerte, kam 1287 Rudolf von Habsburg nach Thüringen und vermittelte den Frieden unter ihnen. Demohnerachtet wollte Albrecht, der die Beleidigung nicht vergessen konnte, die ihm seine Söhne zugefügt, diese enterben. Er berief seinen jüngern Sohn Albert von seinem Kebsweibe Kunigunde, die er später wirklich geheirathet hatte, und gab ihm die Veste Tenneberg, Brandeberg,

Breytenbach, Brandenfels, Wildeneck mit den dazu gehörigen Schutzvogtschaften. Er würde auch noch Anderes gegeben haben, wenn sich die Herren jener Lande nicht widersetzt hätten. Es traf ihn aber nun das Geschick, daß er von seinem Sohne Friedrich gefangen genommen und festgehalten wurde. Es legten sich jedoch die Edlen, die Städte und vorzüglich Rudolf in's Mittel mit dem Befehle, den Vater, der aber einige Landestheile an Friedrich abtreten mußte, wieder loszulassen. Als nun Heinrich der Erlauchte in Meißen gestorben war, folgte in Meißen Friedrich, Alberts Sohn (1288). Zwei Jahre später hielt Rudolf den bereits erwähnten Reichstag in Erfurt, um Thüringen den Frieden zu geben. Da jedoch nach dem Tode Rudolfs Albrecht sah, daß seine Söhne über ihn die Oberhand hatten, verkaufte er gegen ihren Willen viele Güter in Thüringen, und namentlich auch dem Könige Adolf das Fürstenthum Thüringen um zwölftausend Mark Silber. Friedrich und Diezmann widersprachen und wehrten sich tapfer. Adolf kam indeß, um das Thüringerland, welches er gekauft hatte, in Besitz zu nehmen. Die Sache wurde aber schwierig. Denn die Söhne hatten viele Anhänger, und als der König das merkte, zog er ein großes Heer zusammen und übte viel Grausamkeit in Thüringen. Er verheerte das ganze Land mit Raub und Brand, schonte weder Wittwen noch Waisen, Kirchen, Priester und Nonnen, ja die Letztern, wiewohl Bräute Christi, wurden von den wilden Kriegern geschändet, und großes Elend über das Land gebracht. Es blieben aber auch Viele von diesen Mordbrennern, und der König mußte sich endlich, weil sein Heer durch Schwert und Hunger gelitten, nach Mühlhausen zurückziehen. Hier wollten sie dieselben Grausamkeiten wieder ausüben. Aber die Bewohner ergriffen die Waffen und erschlugen der Uebelthäter eine so große Menge, daß selbst der König nur mit genauer Noth davonkam. Dieser begab sich nun nach Meißen, wo er gleiche Unthaten beging, und so vier Jahre hindurch das Land verwüsten ließ. *)

Während der Zeit suchte Adolf die Fürsten zu einem Zuge gegen Frankreich zu bewegen, von denen wirklich einige nach Besançon gingen, um das Reich Arelat, oder die Grafschaft Provence, die mit noch andern Landestheilen einst zum deutschen Reiche gehört, wieder zu erwerben. Die Zeit war dazu einigermaßen günstig. Denn es war zwischen Philipp dem Schönen, König von Frankreich, der jene Lande in Besitz genommen, und Eduard, König von England, ein Streit entstanden. Der König von England, welcher ebenfalls einen Einfall in Frankreich vorhatte, schloß daher im Jahre 1294 ein Bündniß mit Adolf von Nassau in Westminsterabtei und zahlte dreißigtausend

*) Struvius, corpus hist. germanic.

Mark als Hilfsgelder. Auch die sonstigen deutschen Fürsten sollten Hilfsgelder bekommen. Adolf verwendete aber das Geld zum Ankauf von Thüringen.

Auch die Burgunder reizten Adolf zum Kriege. Dagegen half Albrecht von Oestreich den Franzosen.

König Adolf, der, statt gegen Frankreich zu ziehen, nach Meißen gegangen war, hatte das Land erobert, und um doch etwas gegen Frankreich zu thun, kam er im Jahre 1297 nach dem Elsaß. Er sandte wirklich zweitausend geharnischte Reiter dem Könige von England zu Hilfe. Weil er aber hörte, daß die deutschen Fürsten etwas gegen ihn vorhätten, wandte er sich wieder nach Meißen. Es wurde daher mit dem französischen Kriege kein Ernst, um so weniger als auch der Pabst zwischen Adolf und dem Könige von Frankreich den Frieden zu vermitteln suchte. Adolf jedoch wäre auch nicht in der Lage gewesen zu einem ernsten Kriege. Denn er hatte in Deutschland zu viel Feinde, und sein Benehmen gegen die Thüringer und Meißner trug nicht besonders dazu bei, ihm die Fürsten zu Freunden zu machen. Diese bildeten vielmehr eine mächtige Partei gegen ihn. So kamen unter Andern der Erzbischof Gerhard von Mainz, Wenzel II., König von Böhmen, Albrecht, Herzog von Oestreich, zwei Markgrafen von Brandenburg, der Herzog von Sachsen um Pfingsten des Jahres 1297 in Prag zusammen, wo Wenzel gekrönt ward, und beschloßen, einen andern Tag in Eger zu halten, wo sie das Weitere gegen Adolf verabreden wollten. Adolf wußte nun zwar diesen Tag in Eger zu verhindern, sie kamen aber in einer andern Stadt Böhmens zusammen, Namens Chadan, mit Ausnahme des Churfürsten von Mainz, der in einer Burg belagert ward, und zur festgesetzten Zeit nicht erscheinen konnte. Dadurch ward der Plan, einen neuen König zu wählen, für diesmal verhindert. Da jedoch Adolf fortfuhr, gegen den Willen der Churfürsten zu regieren, so wendeten sich diese an Albrecht von Oestreich, und luden ihn ein, das Reich zu übernehmen. Das geschah im Jahre 1298. Sie versammelten sich unter dem Einflusse der Könige von Ungarn und Böhmen, und machten mit vielen Bischöfen und Fürsten Partei gegen Adolf. Albrecht dagegen mußte sich, für den Fall er das Reich erhalten würde, zu großen Opfern entschließen. Er mußte Wenzel die Freiheit von der Schutzherrlichkeit des römischen Reiches versprechen, Freiheit von den Reichstagen und Bestätigung seiner Privilegien. Auch der Pabst wurde gewonnen, seine Einwilligung zu geben, und dann erst sagten sie auf das Fest Philippi Jacobi einen Reichstag nach Frankfurt an, um allda über die Reichsangelegenheiten zu verhandeln. Es wurden König Adolf und Herzog Albrecht dazu eingeladen. Das war eine gewaltige Umkehr der Reichsordnung. Sie wirkte später auch in kirchlichen Angelegenheiten, und es konnte nicht

fehlen, beide Male zum höchsten Nachtheil für Kirche und Staat. Adolf widersprach, aber demohnerachtet wurde ihm in Mainz vor dem versammelten Volke das Urtheil gesprochen. Er wurde abgesetzt, und an seiner Stelle am Vorabende des Festes St. Johann Albrecht zum Könige erwählt. Als Vorwand seiner Absetzung gab man an, daß Adolf sich nicht um das Reich kümmere, die Kirchen verheert, die Jungfrauen geschändet hätte, von dem Könige von England Sold genommen, das Reich mehr verseert als vermehrt. Am Rheine habe er grausame und ungerechte Richter eingesetzt, Thüringen und Meißen eben so ungerecht in Besitz zu nehmen gesucht. Wenn man aber auch sagen wollte, daß der Neid viele dieser Beschuldigungen vergrößerte, und der König nicht für Alles stehen konnte, was seine Krieger verübt, so waren doch die meisten jener Beschuldigungen leider zu wahr. Adolf, der nach einem Besitzthum trachtete, was ihm rechtmäßiger Weise nimmer gebühren konnte, verlor gerade dadurch, was er im guten Glauben hatte, und was er bei einem bessern Streben gewiß vermehren konnte. Dennoch blieben ihm viele Städte in Deutschland getreu bis zu seinem Tode. Auch der Erzbischof Boemund von Trier und der Pfalzgraf Rudolf hielten fest zu ihm, so wie Ludwig von Baiern und die meisten Rheinstädte. Mit Hilfe derselben konnte er es wagen, gegen Albrecht zu Felde zu ziehen. Am 2. Juli 1298, am Tage des heiligen Prozessus und Martinian, kam es bei Worms zwischen dem Dorfe Gellheim und dem Kloster Rosenthal zu einem blutigen Treffen, in welchem Adolf unterlag, und von Albrecht getroffen blieb. Sein Körper wurde zuerst in das benachbarte Kloster Rosenthal gebracht. Später aber fand er sowohl, als sein Gegner Albrecht seinen Ruheplatz in der Kaisergruft zu Speier.

Wie Rudolf, war auch Adolf für die Erhaltung des Landfriedens thätig gewesen. Es fehlte ihm jedoch an Macht. Er konnte es blos zu Beschlüssen bringen. Das geschah namentlich auf dem Reichstage zu Eßlingen in Schwaben.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1293 erließ er ein Gesetz über die Bildung der Rheininseln und andere Dinge.

Adolf hatte mit seiner Gemahlin Imogene, einer Tochter Gerlachs, Dynasten von Limburg, mehrere Kinder. Sein Sohn Heinrich starb in früher Jugend, Rupert, der eine Tochter Wenzels geheirathet, fiel in der Schlacht bei Worms, Gerlach folgte seinem Vater in der Grafschaft Nassau. Außerdem werden noch genannt Walram und Adolf. Seine Tochter Adelheid ging in das Kloster St. Clara bei Mainz, Imogene blieb unverheirathet und Mechtilde heirathete den Churfürsten Rudolf von der Pfalz.

König Albrecht I.

Nach Adolfs Tode leistete Albrecht auf seine frühere zwiespältige Wahl Verzicht. Er wurde aber am Vorabende des Festes Laurenz 1298 zu Frankfurt von den daselbst versammelten Fürsten einstimmig gewählt. *) Der Erzbischof Wichbold von Köln krönte ihn zu Achen zum Könige, wobei das Gedränge so stark war, daß der Herzog Albrecht von Sachsen erdrückt wurde. Ueber die Persönlichkeit des neuen Königs berichtet Trithem, daß er ein dicker, starker Mensch gewesen, von etwas bäurischen Sitten, einäugig, von wildem Blick und etwas geldgierig. Wahrscheinlich waren diese keineswegs angenehmen Eigenschaften der Grund, weshalb es Rudolf nicht durchsetzen konnte bei den Fürsten, daß sie noch bei seinen Lebzeiten ihm den Sohn zum Nachfolger erwählten. Andere mildern jedoch diese Schilderung, und bezeichnen ihn als einen tapfern, fleißigen, wahrheitsliebenden Mann, von hochherziger Gesinnung, und weit entfernt von Wildheit und Rachsucht, obgleich auch sie das an ihm tadeln, daß er nur allzusehr auf Erweiterung seines Gebietes bedacht gewesen, wobei er denn manchen unnöthigen Krieg unternommen. Schon bei Lebzeiten seines Vaters war er nach dem Tode seiner Schwester Katharina (1289), die mit Otto dem Erlauchten von Baiern vermählt war, und mit welcher diesem das Land zwischen der Donau und Ens als Aussteuer zugefallen war, und welches er jetzt nicht herausgeben wollte, mit Hilfe des Bischofes von Salzburg in Baiern eingefallen und hatte das Land verheert. Es kam aber zum Frieden, worin die Entscheidung dem Pfalzgrafen Ludwig übertragen wurde. Heinrich, Otto's Sohn, mußte hundert Mark Silber als Kriegskosten bezahlen.

Als Albrecht von seinem Vater das Herzogthum Oestreich erhielt, führte er mit den Ungarn viele Kriege wegen Gränzstreitigkeiten, bis endlich im Jahre 1291 zwischen ihm und dem Könige Andreas von Ungarn Friede geschlossen wurde. Auch mit dem Erzbischofe von Salzburg hatte er wegen einer Burg, welche dieser zerstört, Krieg geführt. Der Herzog war mit einem mächtigen Heere gegen den Erzbischof herangerückt, und hatte ihm verschiedene Burgen genommen, da empörten sich im Jahre 1291 einige Ministerialen von Steiermark gegen Albrecht. Sie riefen seinen Gegner Otto von Baiern herbei, dem sie auch das Land zu übergeben und ihn als ihren Herrn aufzunehmen versprachen. Dieser versammelte ein zahlreiches Heer, verbündete sich mit dem Erzbischofe von Salzburg und fiel in Steier-

*) Struvius, corp. hist. germ. Coxe, Geschichte des Hauses Oestreich.

mark ein, wo sie viel Böses thaten. Albrecht rückte ihnen mit einer hinreichenden Streitmacht entgegen. Er ging unter großen Anstrengungen über die beschwerlichsten Schneewege und ließ, von Wenigen geleitet, durch mehr als sechshundert Bauern, welche dem Heere vorangingen, mit verschiedenen Werkzeugen den Weg durch den Schnee und sonstige unzugängliche Orte ebenen. Als er nun mit seinem Heere übergesetzt war, vertrieb er den Herzog von Baiern mit seinem Bundesgenossen, dem Erzbischof von Salzburg. Da mußten sich die Steirer unterwerfen. Im Jahre 1293 wurde zu Linz Friede geschlossen, dem auch der Herzog von Baiern und der Erzbischof von Salzburg beitraten.

Albrecht aber blieb stets wenig beliebt. Er hatte Feinde, die sich seiner auf jegliche Weise zu entledigen suchten, und so wurde ihm denn, als er im Jahre 1295 zu Wien in seinem Palaste speiste, ein vergiftetes Gericht aufgetragen. Als er davon gegessen, ergriff ihn heftiger Schmerz. Die Aerzte, welche bei so augenscheinlicher Gefahr zu den äußersten Mitteln ihre Zuflucht nahmen, stellten ihn auf den Kopf und suchten die ganze Kraft des Giftes durch den Mund, Nase, Augen und Ohren auszutreiben. Das gelang, und dem Herzog blieb für die Folge keine andere Spur von diesem Unfalle, als daß er den Gebrauch des Einen Auges einbüßte, und daß er etwas blaß war. Weil sich jedoch das Gerücht von seinem Tode im ganzen Lande verbreitet hatte, machte der Erzbischof von Salzburg einen Einfall in Oestreich und zerstörte die neuen Salzwerke. Als sich aber Albrecht wieder erholt hatte, zog er, da er den Oestreichern wenig traute, mit seinen Schwaben gegen Baiern und Salzburg zu Felde und verheerte das dortige Land. Es kam jedoch bald wieder zum Frieden. Sein erstes Werk, das er als deutscher König begann, war der Frieden mit Philipp dem Schönen von Frankreich 1299. Dieser suchte Albert besonders als Bundesgenossen gegen den Pabst, mit welchem er in allerlei verdrießliche Händel verwickelt war, und der auch Albert als Mörder Adolfs betrachtete. Als Bedingung des Bündnisses wurde festgesetzt, daß Rudolf, Albrechts ältester Sohn, sich mit Blanca, Philipps Schwester, vermählen sollte. Für diesen Fall wurden Rudolf von seinem Vater Oestreich, Steiermark und die angränzenden Länder versprochen, für Blanca aber als Aussteuer der Elsaß und das Freiburger Land. Die Uebereinkunft wurde am 5. September 1295 geschlossen, und sie sollte ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß sein, welches durch eine Zusammenkunft im Monat December desselben Jahres noch bestätigt wurde. Hier vermählten sich nicht nur Rudolf und Blanca, sondern es wurde auch noch eine fernere Verlobung eines der Söhne Philipps mit einer Tochter Albrechts verabredet. In demselben Jahre hatte Albrecht am Feste des heiligen

Martin einen feierlichen Reichstag zu Nürnberg gehalten, bei welchem alle Fürsten, die mit einem Reichsamte betraut, erschienen und von den andern Edlen und Herren eine große Anzahl. Auch Wenzel von Böhmen kam mit königlicher Pracht dorthin. Das Erste aber, worum es sich hier handelte, war ein Streit der Bischöfe von Eichstädt und Worms, Suffragane von Mainz, über den Vorrang, der jedoch in Güte beigelegt wurde. Zu gleicher Zeit wurde bei dieser Festlichkeit Albrechts Gemahlin, Elisabeth, feierlich zur römischen Königin gekrönt. Ein zweiter Reichstag wurde in Frankfurt angesagt. Es kam jedoch dort nichts Erhebliches zur Verhandlung.

Im Jahre 1299 war Johann, der letzte Graf von Holland, gestorben. Er war ein Enkel des Grafen und deutschen Königs Wilhelm von Holland und ein Sohn von Florentius. Albrecht ging nun den Rhein hinunter, um sich, von einem mächtigen Heere geleitet, der Grafschaften Holland und Seeland als erledigte Reichslehen zu bemächtigen. Diese hatte nämlich Johann, Graf von Hennegau, Enkel König Wilhelms von der Adelheid, in Besitz genommen. Albrecht wurde gewarnt, daß sich die Fürsten der untern Rheingegend gegen ihn verschworen. Er stand von seinem Vorhaben ab, und gab später auf Anrathen der Fürsten die betreffenden Lande an Johann zu Lehen. Es entspann sich aber zu gleicher Zeit noch ein anderer Handel. Es waren nämlich von den Erzbischöfen zu Mainz, Trier und Köln Zölle in Besitz genommen worden, die Albrecht für sich zurückforderte. Darüber entstand ein Krieg, worin Rudolf der Pfalzgraf, den sie von Alters her als des Kaisers Richter in dieser Angelegenheit bezeichneten, für sie Partei nahm, und sie jenen als einen geizigen, excommunicirten Menschen, den Mörder des besten Königs bezeichneten, der durchaus abgesetzt werden müßte, und an dessen Stelle ein Anderer zu wählen sei. Albrecht jedoch gab den Augsburgern und sonstigen Reichsstädten den Auftrag, den Rudolf zu bekriegen. Ebenso sollten die Fürsten von Geldern und Jülich in das Gebiet der Erzbischöfe Köln und Trier einfallen. Er selbst nahm Mainz, den Herd des Krieges, und bestrafte den Churfürsten mit der Wegnahme vieler Städte, Burgen und Dörfer. Da sank auch den übrigen Bischöfen der Muth. Sie legten die Waffen nieder und baten um Frieden (1302). Rudolf, durch den Krieg bereits erschöpft und nun ganz verlassen, bat ebenfalls um Frieden und Verzeihung, welche er auch auf Verwenden seiner Mutter und um eine große Summe Geldes erhielt.

Jetzt entspann sich aber ein anderer Streit zwischen König Albrecht und Wenzel von Böhmen wegen gewisser Landestheile. Albrecht fiel mit dreitausend Schwerbewaffneten aus Schwaben und vom Rheine her, ferner mit fünfzigtausend Ungarn und sonstigen Hilfs-

völkern in Böhmen ein, verheerte es zehn Wochen hindurch, konnte jedoch keine Festung nehmen. Das Jahr darauf (1303) erschien er wieder, doch ebenso fruchtlos. Im Jahre 1305 aber fing König Wenzel an zu kränkeln, und da er sich in Todesgefahr sah, versöhnte er sich mit Albrecht und starb, indem er seinen Sohn Wenzel III. zum Nachfolger hinterließ. Dieser wurde jedoch in einer Verschwörung seiner Barone, noch vor seiner Krönung, im Jahre 1306 ermordet, ohne einen Erben zu hinterlassen. Da wählten sich die Barone, ohne Albrecht darum zu fragen, den Heinrich, Herzog von Kärnthen, den Schwestersohn Wenzels II. zum Könige. Das wollte aber Albrecht nicht zugeben. Er fiel mit einem starken Heere in Böhmen ein und setzte seinen Sohn Rudolf zum Könige ein, indem er demselben, da Rudolfs Gemahlin, Blanca, im Wochenbette gestorben, die Wittwe des ermordeten Wenzel zur Frau gab. So kam das Reich Böhmen an die Deutschen. Als jedoch Rudolf im Jahre 1303 gestorben, suchte Albrecht dieses Königreich für Friedrich, dessen Bruder, zu gewinnen. Er sendete ein zahlreiches Heer nach Böhmen, ward aber bald darauf ermordet.

Während jener Begebenheiten in Böhmen hatte Albrecht sich anderweitig beschäftigen müssen. Die Streitigkeiten des Pabstes mit Philipp dem Schönen waren auf das Aeußerste gekommen. Der Pabst Bonifaz VIII., einer der größten, jedoch auch unglücklichsten Männer der Zeit, hatte endlich Albrecht, dem er so lange die Bestätigung versagt, wegen seines Mordes an Adolf, und weil er seine Gemahlin aus einem dem römischen Stuhle feindlichen Geschlechte genommen, bestätigt, und diesem sogar, nachdem er Philipp excommunicirt, auch Frankreich übertragen. Das war aber so leicht nicht zu erwerben, und Albrecht hatte zuerst sein Auge auf Böhmen, dann auf Thüringen gerichtet. Im Jahre 1307 zog er mit einem großen Heere gegen Friedrich und Diezmann, deren wir bereits oben erwähnten, zu Felde. In der Nähe von Meißen, bei der Villa Lucca, kam es zur Schlacht, worin Albrecht geschlagen wurde. Viele von seinen Truppen wurden getödtet, Viele gefangen, und die Niederlage war so groß, daß man von der Zeit an das Sprichwort hörte: „Es geht ihm, wie den Schwaben bei Lucca.“ Als Albrecht dies hörte, sammelte er zur Zeit der Ernte ein neues Heer, womit er nach Thüringen zog und viel Böses im Lande that. Es wurde indeß durch Mittelspersonen vielfach wegen der Gefangenen unterhandelt. Die Sache konnte jedoch nicht zu Ende gebracht werden. Der König ging daher wieder nach Hause. Auf dem Rückwege begegnete ihm Stephan, Herzog von Baiern, der Viele von seinem Heere tödtete, noch mehr gefangen nahm. Der König floh nun nach Nürnberg und Friedrich nahm alle seine Lande in Besitz.

Gründung des Schweizerbundes und Albrechts Ermordung.

Während nun Albrecht daran dachte, die Schmach zu rächen, und zu jenem Zwecke ein Heer sammelte, ward er von Johann, seines Bruders Sohn, ermordet. Der Schauplatz dieses traurigen Ereignisses, des zweiten in der deutschen Geschichte, war die Schweiz, wohin sich Albrecht begeben hatte, um die dortigen Angelegenheiten zu schlichten. Albrecht hatte nämlich dieses Land, wo bereits seine Vorfahren in mancherlei vortheilhafte und unvortheilhafte Händel verwickelt, das Geburtsland seiner Ahnen, wo er selbst noch viele Erbgüter hatte, unter seine unmittelbare Hoheit zu bringen gesucht. Er hatte zu jenem Zwecke bereits mit vielen Bischöfen und Prälaten unterhandelt, und auch seine Absichten erreicht. Dasselbe verlangte er nun von den Gemeinden Uri, Schwyz und Unterwalden, und da er hier nicht zum Ziele gelangen konnte, setzte er denen von Schwyz und Uri einen Ritter Geßler zum Vogt, denen von Unterwalden Landenberg, welche sie durch allerlei Quälereien mürbe machen sollten. Jener wählte seinen Sitz in einer alten Burg oberhalb Küßnach, dieser zu Sarnen, und sie übten von da aus mehr eine Art von Zwingherrschaft, als ein gerechtes Regiment. Darüber kam es zu Klagen. Die Klagen reizten und erbitterten. Die Bewohner von Uri aber beriefen sich auf ihre alten Freiheiten, Geßler auf seine Macht, und der Hohn ging so weit, daß er, nach einigen Berichten, in Altorf einen Hut aufstellen ließ, dem die Bewohner ihre Ehrfurcht bezeugen sollten. Diejenigen, welche dies nicht beobachteten, wurden von besondern Wachen ergriffen und als Verletzer kaiserlicher Majestäts-Rechte in Haft gehalten. Das empörte. Der Unwille stieg endlich auf's Höchste, und drei Männer, Walter Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold von Melchthal aus Unterwalden, schloßen am 17. Oktober 1307 an einer verborgenen Stelle auf der Rütlismatt oder dem Grütli ein feierliches Bündniß, das sie mit einem Eide bekräftigten (daher Eidgenossen), das unerträgliche und ungesetzmäßige Joch der Zwingherrschaft abzuschütteln. Wilhelm Tell erschoß den Geßler. Die Eidgenossen aber nahmen die Burgen Rotzenberg zu Sarnen und Küßnach, und bestärkten damit ihr Bündniß. Albrecht, der dies vernahm, rüstete nun zu einem Kriege gegen das arme Hirtenvolk, um auf dem Wege des Kriegsrechtes zu erwerben, was er durch List und Unterdrückung nicht vermocht hatte. Mit dem Bischofe von Basel war er schon früher im Kriege, und ließ dessen Burg Fürstenstain belagern. Er kehrte eben von einer Zusammenkunft in Baden zurück, setzte über die Reuß, um nach Rheinfelden zu gehen,

wo ihn die Königin und ein Theil seines Heeres erwartete. Hier jedoch ward er von Johann und dessen Mitverschwornen angefallen und mit mehreren Streichen getödtet. Als Grund der Ermordung wird Folgendes bezeichnet. Johann, des Königs Neffe, glaubte sich der Jahre der Vormundschaft entwachsen. Er hielt daher theils selbst, theils durch Andere um Herausgabe seines väterlichen Erbes an, besonders um die Grafschaft Kyburg. Der Oheim Albrecht behauptete, sie nicht zu verweigern, sobald der Neffe das Alter erreicht habe, wo er sie mit Würde verwalten könnte. Jetzt aber sei er noch in frischer Jugend, und die sei so geartet, daß sie eines Führers bedürfe. Das ärgerte Johann. Dazu kamen noch böse Rathschläge von Seiten derer, welche eine Privatrache an Albrecht zu verüben gedachten. So namentlich Walter von Eschenbach, Rudolf von Wart, Ulrich von Palm, welche auf den König den Anfall machten. Man kam nämlich in der Nähe von Windisch an die Reuß. Hier war ein Kahn an einen Strick gebunden, womit Menschen und Pferde übersetzten. Die Verschwornen gingen zuerst hinüber und Albrecht folgte. Es war Mittag. Als er durch die Ebene ritt, unterhielt er sich nach Sitte mit seinen Gefährten. Die Verschwornen aber wendeten auf einmal um mit ihren Pferden, und fielen ihn an, zuerst Rudolf von Wart, mit den Worten: „Wie lange noch werde ich sehen, daß Du mein Erbtheil herausgeben wirst?" Auf dieses Wort, das gleichsam wie ein Feldzeichen galt, fiel Russeling, Warts Diener, des Königs Pferd in die Zügel, und Johann eilte hinzu und brachte ihm eine Wunde am Halse bei, Wart durchbohrte die Seite mit seinem Schwerte und Palm spaltete ihm das Haupt. Eschenbach, wiewohl als Zuschauer anwesend, legte doch nicht Hand an den König. Dieser stürzte vom Pferde und starb (1. Mai 1308) im zehnten Jahre seiner Regierung.

Unter denen, welche den Fluß noch nicht passirt hatten, war Leopold, des Königs Sohn. Als der von der Ermordung des Vaters hörte, eilte er auf Zureden seiner Freunde nach Baden zurück. Der Körper des ermordeten Königs aber ward zuerst in Kloster Wettingen begraben, dann auf Befehl Heinrichs VII. nach fünfzehn Monaten wieder ausgegraben und nach Speier gebracht. Seine Gemahlin Elisabeth ließ an der Stelle, wo der Mord begangen, ein prächtiges Kloster bauen, welches sie Königsfeld nannte, wo sie selbst ein Jahr mit ihrer Tochter, Agnes, lebte und nach fünf Jahren starb und begraben wurde (1314.)

Die Strafe des Mordes übernahm Leopold. Er brach die Burgen der Verschwornen, die von dem Augenblicke der blutigen That heimatlos herumeilten, und sich nie wiedersahen. Walter von Eschenbach hütete fünfunddreißig Jahre im Lande Würtenberg als gedungener Hirt die Kühe, ohne daß er von Einem erkannt wurde. Blos in

dem letzten Augenblicke seines Lebens offenbarte er sich, und verlangte eine anständige Beerdigung. Palm lebte eine Zeit lang verborgen in einer Vorstadt von Basel, zuletzt in seiner Burg Hohenbüren in Bekümmerniß und Mangel. Den Wart ließ Heinrich VII. an den Schwanz eines Pferdes binden, zum Richtplatz schleppen und lebendig auf's Rad flechten. Johann endlich, mit dem Beinamen Parricida, ging auf Geheiß König Heinrichs VII. in ein Augustinerkloster zu Pisa, wo er im Jahre 1313 verschied.

Albrecht hatte mit seiner Gemahlin Elisabeth, Tochter des Grafen Meinhard von Tyrol und Kärnthen, in Allem zwanzig Kinder, darunter folgende Söhne: 1. Rudolf, später König von Böhmen, starb 1307 ohne Kinder; 2. Friedrich der Schöne, später zum deutschen Könige erwählt; 3. Leopold der Weise und Kriegerische, vermählt mit einer Tochter des Grafen Amadeus von Savoyen; 4. Herzog Otto, vermählt mit Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Stefan von Baiern; 5. Heinrich, vermählt zuerst mit Elisabeth, einer Tochter des Pfalzgrafen Ruprecht, und dann mit Isabelle, einer Tochter des Grafen Johann von Freiburg; 6. Albert, vermählt mit einer Tochter des Grafen Ulrich.

VIII.

Heinrich VII. aus dem Hause Luxenburg und die Luxenburger.

Es waren jetzt besonders zwei Fürsten, welche nach Albrechts Tode nach dem Reiche strebten, der eine Friedrich von Oestreich, Albrechts Sohn, der andere Karl von Frankreich, für welchen sein Bruder, der König Philipp der Schöne, sich besonders bemühte. Karl suchte sich auch noch durch die Kardinäle zu empfehlen. Die Churfürsten aber, durch den Pabst und vorzüglich den Kardinal Prato getrieben, die Wahl zu beschleunigen, hielten manche Berathung, ehe sie sich einigen konnten über den neuen König. Da schloßen nun Bertold, Graf von Henneberg, und der Ritter Konrad von Ried, als Bevollmächtigte der Markgrafen Otto und Waldemar von Brandenburg, in Folge ihres Auftrages und des Herzogs Rudolf von Sachsen, der seine Stimme bei der bevorstehenden Wahl auf Otto von Brandenburg übertragen hatte, Freitags vor dem Feste Simon Juda des Jahres 1308 zu Boppard einen Einigungsvertrag mit den Pfalzgrafen Rudolf und Ludwig. Sie verbanden sich mit einem körperlichen Eide, daß sie demjenigen, auf welchen von den übrigen Fürsten die meisten Stimmen fallen sollten, beitreten würden, wenn die Wahl entweder auf die Markgrafen Otto, Waldemar von Brandenburg, den Grafen Albert von Hanau, die Pfalzgrafen Rudolf und Ludwig, den Herzog Friedrich von Oestreich fiele, sonst aber Niemanden ohne ihre Beistimmung als König annehmen wollten. Es wurde außerdem mit einem körperlichen Eide bekräftigt, daß, wenn einer der Markgrafen oder sonstigen Fürsten zum römischen

Könige befördert würde, dieser den genannten Pfalzgrafen ihre Rechte bestätigen sollte. Würde es daher gelingen, einen aus den genannten Markgrafen oder einen Andern auf ihre Empfehlung zum Könige zu wählen, so sollte er den genannten Pfalzgrafen alle ihre Güter gewährleisten, sie in denselben schützen und vertheidigen, und in allen ihren Besitzungen, welche ihre Angehörigen innegehabt, und wie sie jene zur Zeit Rudolfs besessen, nicht belästigen, noch stören. In Betreff der Kosten aber, welche mit Rücksicht auf die Wahl gemacht wären, so wurde dieser Punkt dem Gutbefinden des Bischofes von Straßburg und Bertolds von Henneberg anheimgestellt. Man beschwor auch, weder den erlauchten Fürsten Otto und Stefan von Baiern, noch Eberhard, Graf von Würtenberg, wenn einer derselben gewählt werden sollte, anzuhängen, so wie, daß der neue König dem Herzoge Friedrich und seinen Brüdern von Oestreich alle Güter und Herrlichkeiten, wie sie dieselben zu Zeiten ihres Vaters Albrecht besessen, übergeben und schützen sollte.

Die Fürsten kamen nun, nachdem sie sich über diese Wahlcapitulation, die erste, von der wir namentlich wissen, vereinbart hatten, und die nach dem ganzen Sinne der Reichsgesetze nur als eine Art weltlicher Simonie betrachtet werden konnte, die aber nachher stehend wurde, in dem Orte Rense, zwei Stunden oberhalb Koblenz, zusammen, und bildeten so den ersten sogenannten Churverein. Es waren Peter, Erzbischof von Mainz, Balduin, Erzbischof von Trier, Heinrich, Erzbischof von Köln, Rudolf, Pfalzgraf bei Rhein, Rudolf, Herzog von Sachsen, Waldemar, Churfürst von Brandenburg, für sich und für Otto von Brandenburg, dessen Stelle er bei dieser Wahl vertrat, so wie die Brüder des Herzogs von Sachsen, die ihm ebenfalls ihre Stimme anvertraut hatten, jedoch mit dem Vorbehalte, wenn auf Recht und Gewohnheit zurückgegangen würde, daß sie dann ebenfalls bei der Wahl zugelassen werden sollten. Diese kamen nun vorzüglich auf Anrathen Balduins, Erzbischofes von Trier, überein, den Grafen Heinrich von Luxenburg (Lützelburg) zum römischen Könige zu wählen, welchen sie dann nach Frankfurt führten, wo die Churfürsten wiederum ihre Vollmachten in die Hände des Pfalzgrafen Rudolf legten. Es ward daher Heinrich von Luxenburg im November 1308 einstimmig in Frankfurt zum deutschen Könige gewählt, und am Feste der Erscheinung des Herrn des folgenden Jahres mit seiner Gemahlin Margaretha von Heinrich, Erzbischof von Köln, feierlich in Achen gekrönt.

Heinrich schickte, während er in Konstanz verweilte, den Grafen Amadeus von Savoyen, Johannes Dulfinus, einen Wiener, und Guido, Graf von Flandern, den Grafen Johann von Saarbrück, Simon von Marville, Schatzmeister von Metz und kaiserlichen Secretär,

die Bischöfe Otto von Basel, Siegfried von Chur, als Gesandte an Clemens V., der damals in Avignon wohnte, ließ die Treue geloben und um Festsetzung des Tages der Kaiserkrönung anhalten. Diese kamen am 26. Juli 1309 in den päbstlichen Palast, und leisteten auf die Seele des Kaisers den herkömmlichen Eid. Der Pabst bestätigte in einer öffentlichen Erklärung nach vorhergegangener Untersuchung die Wahl Heinrichs zum römischen Könige, und bestimmte die Krönung nach zwei Jahren auf das Fest Mariä Reinigung.

Heinrich, der neue römische König, war von vornehmer Abkunft. Sein Vater, der Graf Heinrich von Luxenburg, war 1289 in der Schlacht geblieben, seine Mutter war Beatrix, eine Tochter Balduins von Hennegau. Er war nach dem Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller ein ansehnlicher Mann, von mittlerer Statur, Farbe und Haar streiften an's Röthliche. Auf dem linken Auge hatte er einen weißen Flecken, welchen er durch eine allzugroße Beweglichkeit der Augenbraunen zu decken suchte, einen schönen Mund, ein rundes Kinn. Er sprach langsam und gewählt, verstand das Französische und Lateinische, und verband mit Hochherzigkeit der Gesinnung eine große Sanftmuth. Auch der Uebung der Pflichten der Religion war er eifrig ergeben, konnte aber keinerlei Vertrag mit den Unterthanen leiden, wodurch er sich im Voraus die Hände band, und welche das Reich schwächten. Die Namen Ghibellinen und Welfen waren ihm ein Abscheu. Er wurde daher im Allgemeinen als ein gerechter, frommer, katholischer Mann, der nicht nur das Rechte wollte, gelobt, sondern er war auch tapfer im Kriege und tüchtig in den Waffen. Bevor er noch zum römischen Könige gewählt worden, hatte er davon Beweise gegeben. Die Trierer hatten nämlich einige Einkünfte verweigert, welche sie dem Hause Luxenburg schuldeten. Heinrich überzog sie mit Krieg, und zwang sie, das Geforderte zu geben. Als darauf der erzbischöfliche Stuhl von Trier erledigt wurde, sorgte er dafür, daß sein jüngerer Bruder das Bisthum erhielt.

Nach vollbrachter Krönungsfeier ging Heinrich zunächst nach Köln, und hielt dort Hof. Dann kehrte er in seine Graffschaft zurück, und als die dortigen Angelegenheiten geordnet waren, kam er um Weihnachten zum zweiten Male nach Köln, wo er auf seinem königlichen Stuhle saß, und alle diejenigen, welche bei ihren Lehen verbleiben wollten, erwartete. Da gab es denn zu gleicher Zeit Lanzenspiel und sonstige Feste. Denn die Kölner ehrten den König mit vielen Geschenken. Dieser ging nun von da nach Coblenz, verlieh der trierischen Kirche das Zollprivilegium auf ewige Zeiten, und als er selbst nach Trier kam, das Marktrecht von dem Tage Mariä Geburt bis zu dem des heiligen Remigius (vom 8. September bis 1. Oktober). Auch die Schweizerangelegenheiten suchte der König zu ordnen. Er

bestätigte die Privilegien der Schweizer, und setzte ihnen den Grafen Rudolf von Habsburg und Herrn von Lauffenberg, einen Neffen des ehemaligen römischen Königs, zum kaiserlichen Vogte. Dann hielt er einen feierlichen Reichstag in Speier, wo er mit den Churfürsten und Gesandten der Städte über seinen Römerzug unterhandelte. Es kamen aber dorthin Matthias, als Abgeordneter von Mailand, Theobald von Brescia und viele Angesehene der Lombardei. Auf demselben Reichstage hielt er zugleich eine Berathung, wie er den Grafen Eberhard von Würtenberg, welcher die schwäbischen Reichsstädte befeindete, zur Ordnung brächte. Als jedoch der Graf nicht zur Pflicht zurückkehren wollte, bot er die Provinz auf, und setzte den Herrn von Winsberg zu ihrem Advokaten, ließ den Krieg gegen Jenen erklären und sein Land mit Raub, Mord und Brand verheeren. Dann wurde der Urtheilsspruch gegen Johann, den Mörder Albrechts, verkündet, und Adolf sowohl wie Albrecht feierlich in der Kaisergruft zu Speier bestattet.

Mit Uebereinstimmung der Fürsten erhob Heinrich seinen Sohn zum Herzoge, und übergab ihm die Grafschaft Luxenburg als Herzogthum. Auch kamen die Herzoge Friedrich, Leopold, Albert, Otto, Söhne des Königs Albrecht, und forderten das Herzogthum Oestreich und die sonstigen väterlichen Besitzungen zu Lehen. Sie kamen aber nur gerufen, und nachdem ihnen gedroht worden, die Lehen dem Reiche zurückzugeben, weshalb bereits fünf Könige getödtet worden wären. Sie bestanden jedoch desto mehr auf ihrer Forderung, und als auch der König von seiner vorgefaßten Meinung nicht abgehen wollte, so ließ ihm Friedrich bei seinem Abzuge durch einen besondern Boten sagen: Der König selbst gesteht, daß wegen des Herzogthums Oestreich fünf Könige gefallen, will er nicht abstehen, so kann er der sechste werden! Als das Heinrich vernahm, ließ er die bereits Abgegangenen zurückrufen, und belehnte sie. Als Erkenntlichkeit dafür gelobte der Herzog Leopold, den König mit zweihundert Reitern nach Italien zu begleiten, was er auch that. Weil nun aber auch Wenzel, König von Böhmen, gestorben war, und blos eine Tochter, Elisabeth, ohne männliche Erben hinterlassen, so kam diese zum Reichstage nach Speier, und bat um Belehnung mit dem väterlichen Erbe. Der König jedoch berieth sich mit dem Erzbischofe Peter von Mainz, Balduin von Trier, und gab auf Andrängen einiger böhmischen Großen seinem Sohne Johann die Elisabeth zur Frau. Im folgenden Jahre 1310 ließ er Thüringen und Meißen an Friedrich zurückerstatten, dem er auch später das Gebiet der Pleiße, die Reichsstädte Altenburg, Zwickau, Chemnitz verpfändete.

Während dies geschah, hatte aber auch Heinrich, Herzog von Kärnthen, seine Ansprüche auf Böhmen erhoben, und war wirklich

von den Böhmen zum Könige gewählt worden. Heinrich, der römische König, sandte daher eine Kriegsmacht dorthin, und ließ Jenen aus dem Lande vertreiben, dagegen Johann, seinen Sohn, durch den Erzbischof von Mainz zum Könige krönen. Jetzt konnte der Zug nach Italien bereitet werden. Hier hatten die Kämpfe der Welfen und Ghibellinen noch fortwährend gewüthet, und eine Partei, wo sie herrschend geworden, die andere vertrieben. Heinrich wollte beiden ihr Recht verschaffen, aber sich keiner verbinden, ja die Namen selbst aus der Welt bringen. Nachdem er sich nun in Deutschland um Hilfe umgesehen hatte, vereinte er sich mit Amadeus von Savoyen, welcher eine Tochter des Grafen von Brabant zur Frau hatte. Heinrich sagte also seinen Römerzug an, und meldete dem Pabste, er werde in die italienischen Reichslande kommen. Hiehin wurde er auch von den Ghibellinen gerufen. Nachdem er in Frankfurt einen Reichstag gehalten, und Bertold von Henneberg unter die Reichsfürsten aufgenommen worden, seinem Sohne Johann die Obhut von Deutschland anvertraut worden, ging er mit keinem gar großen Geleite über die Alpen, obgleich ihm dies Guido de la Torre, ein arglistiger Mensch, abzurathen schien. In Lausanne hielt er und erwartete den übrigen Theil des Heeres. Da regten sich die Welfen in Italien, und vorzüglich die Florentiner, welche nach der Freiheit strebten und dem Kaiser entgegen waren. Sie schloßen ein Bündniß mit Robert von Sicilien und den andern Städten Hetruriens. Die Pisaner jedoch waren für den Kaiser und gegen Florenz. Die italienischen Großen kamen zahlreich zu ihm.

Mit Ausgang Septembers brach Heinrich von Lausanne auf. Er kam nach Turin, setzte dort einen Reichsverweser ein, und ging nach Asti, wo er einen neuen Senat und Podesta einsetzte. Jetzt führte ihn der Weg nach Casale und Vercelli. Alle Städte der Lombardei, von den Alpen bis nach Modena hin, leisteten dem römischen Könige den Eid der Treue, nahmen kaiserliche Beamte und Gesetze an, mit Ausnahme von Alessandria, welches Robert von Sicilien besetzt hielt. Darauf rückte der König in Mailand ein. Die Bewohner gingen ihm ehrenvoll entgegen, brachten die Schlüssel der Stadt, und empfingen ihn als römischen König und ihren Herrn. Auch Guido de la Torre, welcher sich mit Vertreibung des Vicegrafen Maffei der Statthalterschaft bemächtigt, zwang er zur Unterwerfung. Da ließ er sich mit seiner Gemahlin am Tage der Erscheinung des Herrn 1311 durch den Erzbischof Gastron de la Torre zu Mailand, obgleich Einige lieber Monza wollten, zum Könige von Italien krönen. Die Krönung geschah mit der eisernen Krone, weil die alte, goldene aus Nachlässigkeit verkommen war, in S. Ambrosio. Es war übrigens eine prächtige Feier, bei welcher an zweihundert Edle

zu Rittern geschlagen wurden. Aber demohnerachtet lauerte der Verrath auf den König. Denn während er gegen Mittag wegen der Hitze ausruhte, suchten ihn die Söhne des Guido de la Torre zu tödten. Herzog Leopold von Oestreich jedoch hielt Wache. Er trieb sie zurück, und die Verräther wurden hingerichtet, ihre Gebäude und Thürme vernichtet. Eine andere Gefahr hatte dem Könige sein Vicekanzler bereitet. Dieser wurde verbrannt.

Nachdem nun Heinrich den Maffei als Vicegraf und den vertriebenen Erzbischof von Mailand wieder eingesetzt, führte er auch die übrigen Verbannten wieder in die Stadt zurück. Es kamen jetzt viele Gesandte, um ihn zu beglückwünschen, und beinahe ganz Ober- und Mittel-Italien, mit Ausnahme von Bologna und Padua, erhielt kaiserliche Statthalter. Die Mailänder empörten sich aber wegen allzugroßer Erpressungen, und erregten einen gewaltigen Haß gegen die Deutschen, also daß Crema, Cremona und Lodi und andere benachbarte Städte ihre Statthalter und Besatzungen vertrieben, die jedoch vom Könige nicht wohl aufgenommen wurden.

Während Heinrich damit beschäftigt war, die Lombardei zu unterwerfen, schloßen die Städte Hetruriens von der welfischen Partei, nämlich Florenz, Bologna, Siena, Lucca, Pistoja, Perugia, ein Bündniß gegen ihn, und suchten ihm bei seiner Reise um die Kaiserkrone in den Weg zu treten, und zwar, wie sie sagten, wegen seiner Gunstbezeugungen, die er den Ghibellinen oder Weißen zu ertheilen schien, indem er diesen die Herrschaft in den Städten und im Rathe und nicht den Welfen gäbe. Jene nahmen also spanische Besatzung, und vertrieben von den Ghibellinen, was sie immer konnten, und da auch viele Städte der Lombardei sich empörten, so brachte der König diese durch Gewalt der Waffen zur Unterwerfung, namentlich Brescia, Parma, Vicenza, Cremona, Padua, Bergamo, Piacenza. Während er bei der Belagerung von Brescia beschäftigt war, wurde sein Bruder, der sich der Mauer näherte, von einem Pfeile getroffen. Brescia aber mußte sich unterwerfen. In Genua wurde der König wohl aufgenommen. Dagegen rüstete die ganze welfische Partei in Toscana. Sie stellten sich ihm entgegen, und verschloßen die Päße. Dazu kam nun noch eine schreckliche Seuche, welche im Heere des Königs ausbrach, während er in Genua verweilte, und die Menschen und Pferde mit fortraffte. Auch die Königin starb daran nebst vielen Baronen und Edlen. Die Genuesen wurden ebenfalls davon ergriffen, und verloren viele Bürger.

In Oberitalien hatten sich Parma, Reggio, Piacenza, Pavia, eine Stadt nach der andern wider das kaiserliche Ansehen empört, die Ghibellinen vertrieben, während Heinrich in Rom einzog. Es waren ihm schon früher Gesandte nach Avignon vorausgegangen, die

ihn wegen der Zeit entschuldigen sollten. Der Pabst hatte die Entschuldigungen angenommen, und den Arnold, Bischof von Sabina, beauftragt, Heinrich die Kaiserkrone aufzusetzen. Ihm waren ferner als päbstliche Bevollmächtigte beigesellt Nicolaus, Bischof von Ostia, Leonard, Bischof von Albano, Lucas, Kardinaldiacon von S. Maria in Via lata. Diese kamen in das kaiserliche Lager, brachten den päbstlichen Segen und Gewährung des Wunsches. Auch Friedrich von Sicilien schickte Gesandte, um wegen des Friedens und eines Bündnisses zu unterhandeln. Robert von Neapel aber, auf Ersuchen der Ursini, sandte seinen Bruder Johann nach Rom mit sechshundert Reitern zur Besatzung, und schrieb zu gleicher Zeit an die welfischen Städte in Toscana um Hilfe für Rom. Wiewohl nun diese verschiedenen Punkte der Stadt befestigten, gelang es doch den Colonna und andern Anhängern der Partei des Kaisers, andere zu besetzen. Während Robert seine Truppen in Rom vermehrte, kämpften jene gegen die Colonna, und behielten die Oberhand. Aber demohnerachtet kam Heinrich am 1. Mai 1312 in die Stadt, besetzte verschiedene Posten, und auch das Capitol, von den Ursini verlassen, fiel in seine Hand. Es kam jedoch in Rom selbst zu einer Schlacht, worin die Kaiserlichen unterlagen, viele Fürsten und Edle blieben. Als Heinrich daher sah, daß sich sein Heer von Tag zu Tag verminderte, und er an der Einnahme der ganzen Stadt verzweifelte, dachte er blos an seine Krönung. Es wurden also Boten abgesendet, welche von Johann, Roberts Bruder, und der Partei der Ursini verlangten, daß sie ihm St. Peter einräumten, um daselbst nach der Bestimmung des Pabstes die Krone zu erhalten. Das verweigerten diese. Als nun der Kaiser die Kardinäle ersuchte, sie möchten ihn im Lateran krönen, behaupteten diese, das sei nicht recht, stimme nicht mit den päbstlichen Constitutionen und Verordnungen, und führten hiefür Schriftsteller und Gewohnheit an. Der Kaiser, welcher behauptete, die Nothwendigkeit hebe das Gesetz auf, trieb auch das Volk an, daß sie mittels Volksbeschlusses die Kardinäle dazu bestimmen möchten. Die drei Kardinäle, welche hiezu vom Pabste bestimmt waren, nämlich Arnold, Kardinalbischof von Sabina, der ihn mit dem kaiserlichen Diadem schmückte, Nicolaus, Kardinalbischof von Ostia, der ihn salbte, und Lucas Fliscus, der beiden assistirte, setzten nun am 29. Juni, am Tage Peter und Paul, Heinrich die Kaiserkrone auf, während das römische Volk rief: Heinrich, römischer Kaiser, allzeit Mehrer des Reiches, langes Leben und Sieg! Die Kardinäle aber hatten den ausdrücklichen Vorbehalt gemacht, daß sie jenes nicht aus freien Stücken, sondern wegen des Volkes gethan hätten. Auch war die Feier, selbst bei der Heiligkeit des Tages, nicht ohne Belästigung von Seiten der Gegner vor sich gegangen. Die

Legaten forderten, daß der Kaiser dem Pabste den Eid der Treue leistete, was dieser verweigerte. Clemens war daher aufgebracht gegen Heinrich, und dieser sandte vergebens an den Pabst um Bestätigung seiner Kaiserwürde, und Heinrich, der endlich zu Rom Mangel litt an Allem, verließ die Stadt, nachdem er eine Besatzung von dreihundert Kriegern zurückgelassen, und ging nach Tibur, wo er mit großen Ehren aufgenommen wurde, dann weiter nach Perugia, wo er dem Lande viel Schaden zufügte. Weil aber der Herzog von Baiern, Delfinus von Wien mit seinem Bruder Hugo wegen Mangel an Vorräthen nach Deutschland zurückkehren mußte, sah sich die Zahl der Kaiserlichen von Tag zu Tage immer mehr geschwächt. Dagegen verstärkte sich die Partei Johanns. Dieser zog mit seinem Heere öfter bis an die Thore von Tibur, überhäufte den Kaiser mit Schmähungen und forderte ihn zum Kampfe heraus. Heinrich jedoch zog nach Toscana, wo ihn die Bewohner von Arezzo wohl aufnahmen. Von hier aus lud er den König Robert an einem bestimmten Tage und unter Festsetzung einer Strafe vor seinen Richterstuhl, griff das Lager der Florentiner an, verheerte deren Gebiet, während Robert von Apulien den Toscanern, die sich ihm unterworfen hatten, zu Hilfe kam, Friedrich von Sicilien dagegen dem Kaiser Beistand leistete. Dieser wandte sich darauf zu seinen Getreuen, dem kaiserlichen Pisa, und schickte unverweilt Truppen aus, welche das Gebiet von Lucca verheeren sollten. In Pisa wurde eine Reichsversammlung gehalten, wo er die Sache Roberts von Neapel durch italienische Rechtsgelehrte untersuchen ließ, und gegen diesen wie gegen einen Vasallen verfuhr, welcher die Florentiner, die Bewohner von Siena gegen den Kaiser aufgehetzt hätte, mit ihnen Bündnisse geschlossen, Cremona, Reggio, Parma zur Empörung aufgereizt, seinen Bruder Johann nach Rom gesendet, der die Stadt besetzt und den Kaiser an der Krönung zu hindern versucht, die Aufrührer begünstigt, dagegen die dem Kaiser treuen Pisaner befeindet, zum kaiserlichen Throne gerufen, nicht erschienen wäre. Er erklärte ihn somit in die Acht, und entband alle Vasallen und Unterthanen von dem Eide der Treue. Dagegen sprach Pabst Clemens V. gegen Alle die Excommunication aus, welche mit bewaffneter Macht in Apulien einbrächen, sei es mit Rücksicht auf das Land oder den König und dessen Unterthanen. Heinrich mußte nun auf Alles gefaßt sein. Er rüstete zu Wasser und zu Lande. Friedrich von Sicilien verkündete er durch offene Briefe zum Befehlshaber seiner Flotte, und Genua und Pisa stellten Schiffe. Des Kaisers Befehlshaber belagerte Lucca, aber in verschiedenen Schlachten müde gemacht, richtete er doch zuletzt nichts aus, ja Tibur fiel sogar von dem Kaiser ab. Wiewohl nun Balduin, Erzbischof von Trier, nach Deutschland abgeschickt worden, um Hilfe herbeizuholen, konnte doch

wenig zugesagt werden, weil Heinrich, Herzog von Kärnthen, sich gegen Johann, König von Böhmen, des Kaisers Stellvertreter, feindlich zeigte, und dieser kaum stark genug war zum Widerstande. Demohnerachtet sprach der Kaiser gegen Padua den Bann aus. Durch Hilfe Roberts wurden die Lombarden immer stärker, und die Städte in Toscana, welche bis dahin dem Kaiser noch treu geblieben, fielen immer mehr ab. Der Kaiser beschloß daher, sein ganzes Glück auf dem Meere zu versuchen. Dazu kam noch, daß der König Philipp von Frankreich Abgeordnete an den Pabst sendete, und diesen ermahnte, er möchte nicht zugeben, daß der Kaiser Robert bekriege, sondern die gegen diesen ausgesprochene Acht für nichtig erklären. Der Pabst verbot daher Allen und jedem Einzelnen, zu Wasser und zu Land in das Reich Roberts einzufallen, und verkündete gegen die, welche solches versuchen würden, die Excommunication. Der Kaiser dagegen hatte eine große Flotte zusammengebracht, und fühlte sich durch die Hilfe König Friedrichs von Sicilien verstärkt. Er verlobte dessen Sohn mit seiner Tochter, und rüstete zu einem Zuge nach Apulien, um Robert seines Reiches zu berauben und dem Könige von Sicilien zu übergeben. Er kam daher ganz unerwartet nach Siena, konnte aber wegen der Partei der Welfen nichts ausrichten, und zog weiter an den Arno, wo er vom Tode überrascht wurde. Er wollte hier nämlich von der Hitze, den Beschwerden eines langen und beschleunigten Marsches etwas ausruhen und sich erholen. Nach der Mahlzeit wanderte er etwas umher, setzte sich an das Ufer des Flusses und tauchte die Füße in den Strom. Die Abkühlung that ihm wohl, und er verlangte zu Bette zu gehen. Er legte sich ruhig hin, konnte jedoch nicht einschlafen, sondern entdeckte vielmehr bei der ersten Nachtwache eine Pustel am Schenkel des rechten Knie's, woran er viel Schmerzen litt und am Schlafen gehindert wurde. Als aber die Morgenröthe herangebrochen war, ließ er aus Ueberdruß über die schlaflos zugebrachte Nacht das Zeichen zum Aufbruche aus dem Lager geben, stand auf und zog nach Bonconvento, einem Orte, der ungefähr zwölftausend Schritte von Siena entfernt ist. Hier nahm die Krankheit zu, und nachdem er drei Tage bei der Basilica des heiligen Bartholomäus daselbst gelegen, starb er gerade an dem Tage dieses Heiligen im einundfünfzigsten Jahre seines Alters, im fünften seines Königthumes und im ersten seines Kaiserreiches. Sein Leichnam wurde von den Deutschen nach Pisa gebracht, in der dortigen Kathedrale an der Seite des Hochaltars unter großer Trauer seiner Angehörigen begraben. Ueber die nähere Ursache seines Todes sind die Angaben nicht ganz einig *). Es konnte nicht fehlen, daß

*) Struvius, corpus hist. germanic.

auch wiederum von Vergiftung die Rede war. Diesmal sollte dieselbe sogar durch eine heilige Hostie zuwege gebracht worden sein, welche ihm ein Dominicaner, der von den Florentinern dazu gedungen, beigebracht habe. Die Sache, wiewohl viele Zeitgenossen davon schweigen, nach dem obigen Berichte wenig Wahrscheinlichkeit hat, beruht auf einem Gerüchte, in Betreff dessen jedoch König Johann, des Kaisers Sohn, die Dominicaner für schuldlos erklärt hat, und wohl weiter nichts ist, als vom Argwohn ersonnene Fabel.

Nach Heinrichs Tode entstand in Italien viel Verwirrung. Die Ghibellinen trauerten und waren wegen ihrer Sicherheit besorgt. Die Welfen jubelten. Der Klerus nahm Kreuze, und zog in langen Reihen mit den Weltlichen, Hymnen singend, durch die Städte und Dörfer. Man sagte Dank dem heiligen Bartholomäus, und bestimmte zu seinem Lobe fortwährende Feierlichkeiten. Der Pabst betrachtete sich als Stellvertreter des Reiches. Auf dem Concilium von Vienne nannte er den Kaiser einen Eidbrüchigen. Die Städte geriethen in Bewegung, viele ergaben sich dem Robert, andere bekriegten sich unter sich. Friedrich von Sicilien aber, als er den Tod des Kaisers vernahm, wurde von einer heftigen Bewegung des Gemüthes ergriffen, und seine Liebe zu Heinrich war so fest begründet, daß er, weil er ihn nicht lebend sehen konnte, doch wenigstens todt sehen wollte. Er schiffte daher nach Pisa, ließ sich den Leichnam zeigen, betrachtete ihn mit vielen Thränen, und duldete kaum, daß er wieder bestattet wurde. Er gewann sich dafür die Herzen der Pisaner, die ihn zu ihrem Fürsten erwählen wollten. Friedrich jedoch gedachte mehr das Erworbene zu erhalten, als sich in neue Schwierigkeiten zu verwickeln. Er lehnte daher die ihm angetragene Ehre ab, ebenso der Graf von Savoyen, so daß die Pisaner in Verdacht und Furcht geriethen. Ein großer Theil der kaiserlichen Veteranen zog nach Deutschland zurück. Die übrigen blieben als Freiwillige bei der pisanischen Besatzung.

Heinrich von Luxenburg hatte mit seiner Gemahlin Margaretha, einer Tochter Johanns von Brabant, welche am 13. December des Jahres 1311 in Genua starb, einen Sohn, Johann der Blinde, der mit seiner Gemahlin Elisabeth das Königreich Böhmen erlangte, im Jahre 1346 in der Schlacht bei Cressy blieb, worin er dem französischen Könige gegen Eduard von England Hilfe leistete. Heinrichs Töchter waren Beatrix, vermählt mit dem Könige von Ungarn, Maria, Gemahlin Karls des Schönen von Frankreich, Agnes mit dem Pfalzgrafen Rudolf und Katharina mit Leopold von Oestreich. Eine zweite Gemahlin war dem Kaiser unter Vermittlung des Erzbischofes Heinrich und mit Uebereinstimmung ihrer Brüder, der Herzoge von Oestreich, in Katharina, Tochter Albrechts I., versprochen. Diese

kam auch wirklich nach Italien, um die Vermählung zu vollziehen. Als sie aber hörte, daß Heinrich gestorben, blieb sie in Padua und heirathete Karl, den Sohn des Königs von Neapel *).

So waren also die schönen Hoffnungen, wozu Heinrich berechtigte, wiederum in Italien untergegangen, und auch er hatte gleichfalls durch sein Schicksal die Aussage Rudolfs von Habsburg wahr gemacht. Der Boden Italiens war für ihn zu schlüpfrig. Sich über den Parteien zu halten, dazu war seine Macht zu geringe. In Italien konnte er sich nur mit dem Pabste halten, jedoch dieser war nicht Herr im eigenen Lande, wohnte in Avignon, und dazu verdarb es auch Heinrich später mit dem Pabste. Heinrich ließ sich zwar zum Kaiser krönen, aber seine Krönung konnte angefochten werden. Viele Städte schloßen sich, besonders bei seiner ersten Hinüberkunft, an ihn an, sie fielen jedoch auch ebenso leicht wieder ab. Der wahre Grund seines Zerwürfnisses mit dem Pabste, die Verweigerung des Eides der Treue scheint nicht recht klar. Unmöglich konnte der Pabst den Eid eines Unterthanen von ihm fordern, den Heinrich verweigerte. Wahrscheinlich lag hier ein Mißverständniß zu Grunde, und gewiß wurde nicht mehr verlangt, als die Friedriche und Andere bei der Kaiserkrönung geleistet hatten. Es traf sich indeß häufig, daß die Kaiser, wie dies auch bei Heinrich der Fall schien, mit guten Gesinnungen nach Italien gingen, aber im Getriebe der dortigen Parteien den rechten Weg verfehlten.

Die Regierung Heinrichs wurde noch durch ein Ereigniß bewegt, das damals und zu allen Zeiten viel Aufsehen erregte, und auch auf Deutschland einigen Einfluß hatte. Es war dies die Aufhebung und Vernichtung des Ordens der Templer, welche der größten und schändlichsten Verbrechen beschuldigt wurden, die jedoch ihr Großmeister Jakob Molai standhaft läugnete. Ihre Ankläger waren allerdings verdächtig und nicht rein. Es mochte vorzüglich Habsucht nach ihren Gütern sein, welche Philipp den Schönen zu ihrer Unterdrückung trieb. Aber dennoch war der Orden in vielen seiner Glieder entartet **). Er hatte sich auch in Bezug auf das heilige Land später große Beschuldigungen zugezogen, seine Zucht war nicht mehr die alte. Es war nicht blos sprichwörtlich geworden: „Du trinkst wie ein Templer," sondern auch Stolz, Ueppigkeit, Unordnung, Glaubenslosigkeit in einem solchen Maße vorhanden, daß nicht blos der Pabst den Zudringlichkeiten Philipps des Schönen nachgab, sondern dieser auch auf dem Concilium zu Vienne im Jahre 1311 vermöge der Fülle seiner Machtvollkommenheit und apostolischer Vorsorge den

---

*) Struvius, corpus hist. germanic.

**) Leo, Geschichte des Mittelalters.

Orden für aufgehoben erklärte, womit freilich die Grausamkeit Philipps des Schönen und so mancher Regierung an den einzelnen Mitgliedern, so wie der Raub ihrer Güter, die allenthalben dem sogenannten Staate anheimfielen, nicht entschuldigt werden kann.

Ludwig der Baier und Friedrich von Oestreich, Gegenkönige *). Erneuertes und ewiges Bündniß der Eidgenossen.

Die Wahl eines Nachfolgers für Heinrich VII. erregte in Deutschland schon gleich anfangs großen Zwiespalt. Es fanden sich nämlich zwei Bewerber, der Herzog Friedrich der Schöne von Oestreich und Ludwig der Baier. Jener war ein Sohn König Albrechts, dieser des Pfalzgrafen bei Rhein, Ludwigs des Strengen, und der Mathilde, einer Tochter Rudolfs von Habsburg, und gegen das Jahr 1284 geboren. Ludwig hatte, zehn Jahre alt, seinen Vater verloren. Aber er war unter der Aufsicht der Mutter sorgfältig zu Wien in Oestreich erzogen, und zwar zugleich mit seinem Neffen, dem Sohne Albrechts. Er machte jedoch so große Fortschritte, daß er alle Fürsten seiner Zeit an Kraft und Größe des Geistes wie des Körpers übertraf. Er war angenehm und schlank von Statur, hatte aber etwas röthliches und dünnes Haar. Sein Blick war lebhaft und immer lächelnd, die Nase scharf zugeschnitten und neigte sich dem Munde zu; die Kinnlade war behaart, das Kinn glatt und rund, und sein Hals stand wohl auf seinem Nacken. In den Waffen war er tapfer und kühn in der Gefahr, jedoch zu hitzig und etwas zu leichtfertig. Er wußte daher in Zeiten der Noth keinen Rath. Uebrigens war er scherzhaft und witzig. In seinem Gange war er schnell und änderte oft seinen Sitz. Er war nicht sehr reich. Er hatte blos das obere Baiern mit den Städten Wasserburg, München, Ingolstadt. Als aber der Herzog von Niederbaiern gestorben war, erbte er das ganze Land. Schon vor seiner Wahl hatte er im November 1313 einen großen und blutigen Krieg mit seinen Neffen Friedrich, Leopold und Heinrich von Oestreich. Die Ursache war, weil er von Otto, König von Ungarn und Herzog von Niederbaiern, seinen Brüdern als Vormund gesetzt war, während der Sohn Stefans in Niederbaiern lebte. Die genannten Herzoge suchten aber deren Länder wegzunehmen oder zu verderben. Die Oestreicher wurden jedoch von Ludwig bei der Villa Gammelsdorf besiegt, ihr Lager genommen, geplündert, viele derselben

*) Struvius, corpus hist. germanic.

gefangen und getödtet. Ludwig nahm daher nach diesem Siege ganz Niederbaiern, ohne daß Jemand es wehren konnte, mit dem Namen eines Vormundes in Treue, und ärntete dabei großen Ruhm ein.

Als Heinrich VII. in Italien gestorben, berief der Erzkanzler des Reiches, der Erzbischof von Mainz, im October des Jahres 1314 die übrigen Churfürsten nach Frankfurt zusammen. Es machte sich aber vor allen Hoffnung auf das Reich Friedrich von Oestreich, der schönste Fürst seiner Zeit, den nicht nur der Ruhm seines Geschlechtes, eine zahlreiche und glänzende Verwandtschaft, sondern auch einige Churfürsten, vorzüglich Heinrich von Köln, Rudolf von Sachsen und anfangs auch Waldemar von Brandenburg begünstigten. Ja selbst Ludwig der Baier und der Pfalzgraf Rudolf bei Rhein hatten sich ihm verbindlich gemacht. Es stand ihm jedoch der Erzbischof Peter von Mainz entgegen, der sich erinnerte, wie ungnädig er von dessen Vater gehalten worden, ferner Balduin von Trier und der König Johann von Böhmen. Es ward ihm als Verbrechen vorgehalten die Verwandtschaft mit Robert von Sicilien, den Heinrich geächtet, das Bündniß mit Heinrich von Kärnthen, von dem man vermuthete, daß er zu einem neuen Kriege rüste. Auch wurde sein Ehrgeiz und seine Bestechung gerügt. Friedrich dagegen traute auf die Hilfe der Fürsten, und kam mit einem Heere nach Frankfurt. Es wurde ihm die Stadt verboten, und er schlug sein Lager am andern Ufer des Maines, in Sachsenhausen, auf. Die Fürsten aber, welche persönlich zugegen waren oder sich durch Abgeordnete vertreten ließen, setzten den Wahltag auf den 19. October fest. Als jedoch der Wahltag herannahte, wurden die Churfürsten von Neuem durch den Erzbischof von Mainz zusammenberufen. Es erschienen in Frankfurt die Erzbischöfe Peter von Mainz, Balduin von Trier, der König Johann von Böhmen, der mit tausend Schwerbewaffneten heranrückte, der Markgraf Waldemar von Brandenburg, Johann, Herzog von Niedersachsen, welcher das Recht und die Stimme bei der Wahl erlangte. Man sang die Messe vom heiligen Geiste, und erwartete den Erzbischof Heinrich von Köln und den Pfalzgrafen Rudolf. Diese erschienen aber weder selbst, noch durch Abgeordnete. Der Termin ward daher bis auf den nächsten Tag hinausgeschoben, und die genannten Fürsten durch besondere Boten von Neuem eingeladen. Als sie jedoch auch jetzt nicht kamen, da wählten die fünf am 20. October 1314 Ludwig von Baiern, welcher den Herzog Wilhelm von Jülich, Adolf von Berge und viele andere Grafen und Edle, die er mit Geld gewonnen, mit viertausend Schwerbewaffneten mit sich brachte, zum römischen Könige, und zeigten die geschehene Wahl, nachdem Clemens V. gestorben und der päbstliche Stuhl gerade erledigt war, dem künftigen Pabste an. Sie wurde aber auch in der gewohnten

Weise vor allem Volk verkündet. Während das nun in Frankfurt an der einen Seite des Mainufers geschah, wurde in Sachsenhausen an dem andern Ufer Friedrich von Oestreich durch Heinrich, Erzbischof von Köln, dessen Stelle der Pfalzgraf Rudolf vertrat, von dem Churfürsten Rudolf von Sachsen, dem Herzoge Heinrich von Kärnthen (gewählten König von Böhmen) und Heinrich ohne Land, dem Bruder des Churfürsten Waldemar von Brandenburg, welcher die Grafschaft Landsberg inne hatte, und ebenfalls das Churfürstenthum für sich in Anspruch nahm, zum römischen Könige gewählt, und diese Wahl gleichfalls mit dem Wahldecret dem Pabste angezeigt. Friedrich wurde aber darauf, am Tage der heiligen Katharina (25. Nov.), von dem Erzbischofe von Köln in den Bann gethan, Ludwig dagegen von den Erzbischöfen von Mainz und Trier an dem hergebrachten Orte, zu Achen, gekrönt. Er hatte deshalb nicht blos in der Wahl, sondern auch in dem Krönungsorte einen Vortheil. Demohnerachtet übte Friedrich das Reichsregiment, so viel er vermochte, und stellte darüber Diplome aus. Außer den gedachten Churfürsten aber, die Ludwig gewählt, hingen ihm auch die meisten Bischöfe und Grafen von Westfalen an, welche er mit verschiedenen Privilegien, Geschenken und Versprechungen auf seine Seite gebracht hatte. Dazu kamen nun noch Köln, wo er, obgleich gegen die Verwahrung des Erzbischofes, wohl aufgenommen wurde, und die Städte des Niederrheines. Nach Struve war sogar anfangs auch der Pabst Johann XXII. für ihn. Zu Friedrich dagegen hielten sich die Städte des Oberrheines mit Ausnahme von Bern und Solothurn, die sich für keinen aussprachen. Auch Straßburg schien sich zu Friedrich zu bekennen. Dieser hielt in dem Jahre 1315 am Pfingstfeste einen feierlichen Reichstag zu Basel, wo er sich mit einer Tochter des Königs von Aragon, und sein Bruder, Ludolf, mit einer Tochter des Grafen von Savoyen, vermählte.

Ludwig aber brach von Köln nach Oppenheim auf, und zwar gegen seinen Bruder Rudolf, der nicht blos Friedrich vorgezogen hatte, sondern auch als in eine Verschwörung verwickelt bezeichnet wurde, welche ein gewisser Ritter Heinrich von Alzei zu Oppenheim gegen den römischen König versucht hatte. Darüber wurde Ludwig sehr aufgebracht, und wiewohl er kurze Zeit ausgesöhnt war mit seinem Bruder, trieb er ihn doch nach England, von woher seine erste Frau war, hinüber, und nahm seine Länder, Städte und Burgen in Besitz. Seine zweite Gemahlin aber, Mathilde, eine Tochter König Adolfs, floh nach Oestreich zu Friedrich, wo sie in der Verbannung und im Elende starb.

Leopold von Oestreich und die Urcantone. Schlacht bei Morgarten und erneuertes Bündniß der Eidgenossen.

In jener Zeit aber hielt Leopold, Herzog von Oestreich, die Sache seines Bruders Friedrich in der Pfalz aufrecht. Er zog mit einem großen Heere gegen Speier, und schlug Ludwig an der Stelle, welche der Judenkirchhof hieß, aus dem Felde. Er verbrannte darauf Speier und die sonstigen Orte, welche es mit seinem Gegner hielten. Leopold ging nun über Augsburg, dem Lech vorbei, nach Oberbaiern, und verheerte unter andern die Stadt Landsberg mit Brand. Dann belagerte er Solothurn, und zwang jene Stadt, daß sie Friedrich anerkannte. Jetzt zog er zur Bekämpfung der drei Cantone, welche früher das östreichische Joch abgeschüttelt hatten. Am 16. November des Jahres 1315 kam es bei Morgarten zur Schlacht, worin Leopold eine Niederlage erlitt. Die drei Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden hielten darauf eine Zusammenkunft in Brumen, und schloßen Dienstag nach Nicolai, nämlich den 9. December, ihren ewigen Bund, der auch von Ludwig, dem Baier, auf dem Reichstage zu Nürnberg am 23. März 1316, und später im Monate November zu München bestätigt wurde.

Gleichzeitig mit jenen Begebenheiten wurden die Herzoge von Oestreich, auf dem Reichstage zu Nürnberg, als Majestätsverbrecher in die Acht erklärt, ihre Güter in der Schweiz dem Reiche zugesprochen und die Freiheit der Cantone anerkannt, ja Ludwig ermahnte nicht nur die Cantone, welche Leopold vergebens bekriegte, standhaft zu beharren, sondern er versprach auch allen Fleiß anzuwenden, sie ihren Feinden zu entreißen. An eine Aufhebung des Reichsverbandes aber hat er gewiß nicht gedacht; auch blieb dieser noch Jahrhunderte bestehen.

Friedrich belagerte indessen Eßlingen und Heilbronn, und obgleich er anfangs aus Mangel an hinreichenden Belagerungsvorräthen abstehen mußte, zwang er doch die Stadt bei einem zweiten Zuge, Ludwig zu Hilfe zu rufen. Es kam jetzt zur Schlacht, die jedoch ohne Entscheidung blieb. Leopold aber stand wiederum vor Speier, das er von Neuem belagerte, jedoch auf die Nachricht von Ludwigs Herannahen verließ.

Die Zeit schien jetzt mit gegenseitigen Befehdungen mehrere Jahre verbracht worden zu sein, ohne daß irgend etwas Erhebliches vorfiel, bis zum Jahre 1320, wo eine Aenderung eintrat, die von guter Bedeutung für Ludwig war. Die Bewohner von Straßburg nämlich,

die früher Friedrich begünstigt hatten, öffneten ihre Thore und nahmen Ludwig wohl auf. Dieser wich aber einer Schlacht aus, als Friedrich und Leopold, die ihm entgegengerückt waren, dieselbe anboten, und kehrte nach Baiern zurück. Im folgenden Jahre dagegen kam Friedrich mit einem bedeutenden Heere aus Oestreich nach Baiern, wo sich auch sein Bruder Leopold mit achthundert Schwerbewaffneten aus Schwaben mit ihm zu vereinigen suchte. Ludwig wollte nun, ehe eine Vereinigung stattfand, Friedrich die Schlacht liefern. Leopold ging bei München über die Isar. Als Ludwig dies merkte, ging er aus dem Felde, und hielt sich in den Festungen. So konnten sich Friedrich und Leopold vereinigen, und sie verheerten zehn Wochen hindurch das Land in Oberbaiern. Das schmerzte Ludwig, und er rüstete sich zum ernsten Kampfe. Bei ihm waren Friedrich, Burggraf von Nürnberg, Friedrich, Markgraf von Baden, der Graf von Hennenberg, der Graf Wilhelm von Montfort, zwei Grafen von Hohenlohe u. s. w. Die größte Stärke jedoch befand sich in dem Heere Johanns von Böhmen und Balduins von Trier, welche Heinrich von Kärnthen, außer den sonstigen Parteizwecken, auch dadurch noch gereizt hatte, daß er das Banner eines Königs von Böhmen offen vor sich entfalten ließ. Das Schlachtbanner Ludwigs trug Graf Konrad von Schlüsselburg, das ihm der römische König selbst anvertraut hatte, und als Lohn seiner guten Dienste belieh er ihn mit der Burg von Gröningen. Mit Friedrich aber standen, außer seinen Brüdern Leopold und Heinrich, der König Karl von Ungarn, Friedrich, Erzbischof von Salzburg, Theodorich, Bischof von Lausanne, Albert von Passau, der Herzog Heinrich von Kärnthen. Friedrich lagerte bei Mühldorf, im Gebiete von Salzburg, bei Ampfingen und der Veste Dornberg, und erwartete seinen Bruder Leopold, welcher die Ländereien des Grafen Wilhelm verheerte und unthätig am Lech verweilte, weil er auf Botschaft wartete, wo er sich mit seinem Bruder vereinigen sollte. Die Boten jedoch waren von den Mönchen von Fürstenfeld getäuscht und einige Zeit aufgehalten worden. Die Schlacht begann daher, ohne seine Anwesenheit, am 22. September 1322. Sie war erst zweifelhaft, wurde aber zuletzt durch eine Kriegslist für die Baiern entschieden. Die Oestreicher hatten nicht nur die Sonne gegen sich, sondern der Burggraf Friedrich von Nürnberg ersann auch eine Kriegslist, mittels welcher er östreichische Feldzeichen vor sich her tragen ließ. Die Oestreicher, in der Meinung, es sei Leopold, der herannahe, wurden dadurch in eine Falle gelockt. Er umzingelte sie im Rücken, und brachte sie dadurch in Verwirrung und Flucht. Friedrich selbst wurde durch einen Ritter, Namens Rindsmaul, gefangen genommen und Ludwig übergeben, nach Baiern gebracht, wo er mit seinem Bruder Heinrich auf der Burg Trausnitz in Gewahrsam gehalten

wurde. Als jedoch gleich nach der Schlacht die Gefangenen in Hut genommen waren, setzte sich der König mit den vornehmsten seiner Krieger zur Erholung an den Tisch. Der Verwalter brachte aber die Nachricht: es sei außer Eiern, die vorgesetzt wurden, nichts vorhanden. Der König jedoch ließ sie vertheilen, Jedem Eines, mit Ausnahme Siegfrieds Schweppermann, der damals das Heer führte, und der zwei erhalten sollte. Von der Zeit an aber entstand das Sprichwort:

„Dem Mann ein Ei,
Dem frommen Schweppermann zwei!"

Nach diesem Siege fielen Ludwig viele Städte zu, welche bisher zu Friedrich gehalten hatten. Nur Leopold war sein größter Gegner, und dieser versuchte in der That Alles, seinen Bruder aus der Haft zu befreien, ja selbst magische Künste brachte er in Anwendung. Es konnte indeß zu nichts fördern. Auch die Reichsinsignien verweigerte er dem Ludwig. Er mußte sie doch zuletzt, wiewohl mit schwerem Herzen, auf Drängen der Fürsten herausgeben. Ludwig belagerte im Jahre 1323 Burgau, eine Festung des Herzogs von Oestreich, und wollte Friedrich mit dem Tode bestrafen. Leopold und Albrecht aber eilten den Belagerten zum Entsatze herbei, und zwangen Ludwig nicht blos, die Belagerung aufzuheben, sondern setzten auch einen Tag fest, wo sie ihre Angelegenheiten mit den Waffen entscheiden wollten. Es traten jedoch die Grafen von Tyrol und von Görz in's Mittel. Sie brachen die Schlacht ab, und unterhandelten über die Freilassung Friedrichs, welche bis dahin von den Fürsten vergebens versucht worden. Ludwig sah, daß Leopold nicht ruhen würde, sondern daß er jede Gelegenheit benutze, ihm nachzustellen, daß er mit dem Könige Philipp von Frankreich Zusammenkünfte halte, und nicht sicher sein werde. Dazu kam noch der Zorn des Pabstes gegen ihn, weshalb er sich vorsehen mußte, besonders da die Fürsten nicht ruhten, bis Friedrich freigegeben wäre. Auch waren noch einige Städte vom Elsaß und den benachbarten Orten theils wegen kirchlicher Censuren, theils durch den Einfluß der Oestreicher verleitet, von ihm abgefallen. Es wurde daher ein Reichstag in Ulm angesagt, und hier kam es vorzüglich durch Vermittlung Bertolds von Hennenberg, Dietrichs von Pillichdorf, Marschalls von Oestreich,. ebenso auf Anrathen Gottfrieds, Primas von Mauerbach, dahin, daß Ludwig mit Friedrich in Unterhandlung trat, und ihn im October des Jahres 1325 in Freiheit setzte, unter der Bedingung, daß Alles vergessen sein sollte, Friedrich dem Königstitel entsagte und nie das zu rächen suchte, was er gelitten, und sich Oestreich nie als Mitbewerber der kaiserlichen Würde zeigte, wenn Baiern darnach strebte, dafür Treue gelobe und Sicherheit stelle. Auch wurde Fürsorge getroffen, daß Friedrich nicht

über die Alpen ginge, und damit der Friede und das Band der getroffenen Uebereinkunft um so fester sei, nahmen beide einen Theil der heiligen Hostie, und verbanden sich mit dem Friedenskusse zu brüderlicher Eintracht. So behaupten Einige. Andere dagegen, namentlich östreichische Schriftsteller, und der Erfolg zeigte, gewiß mit größerer Wahrscheinlichkeit, Friedrich habe dem Namen und der Würde eines römischen Königs keineswegs entsagt, es sei vielmehr in dem Vertrage von Ulm bedungen, daß die Könige mit denselben Anrechten zu gleicher Zeit regieren sollten. Ja sogar, was nun wiederum unglaublich und nur höchstens im Falle des Sieges erlangt werden konnte, daß Ludwig zu Gunsten Friedrichs dem Reiche gänzlich entsagt habe, da doch Ludwig später alleiniger König blieb. Denn Friedrich starb schon im Jahre 1330 in Folge der Beschwerden und Leiden, welche er während der Gefangenschaft erduldet hatte, auf seiner Burg Guttenstein, nach Einigen an der Dissenterie, nach Andern sogar an Gift, welches ihm von einem Weibe beigebracht worden wäre.

Der vorzüglichste Grund, weshalb Ludwig mit seinem Gegenkönige im Ganzen noch so glimpflich verfuhr, war offenbar die Macht Leopolds und der Pabst. Mit Letzterm hatten aber die Unterhandlungen schon im Jahre 1323 begonnen. Es saß damals Johann XXII. auf dem päbstlichen Throne, jedoch nicht zu Rom, sondern zu Avignon, in der Gewalt und in der Gefangenschaft der französischen Könige, die gegen das Reich intriguirten. Johann hatte Ludwig dem Baiern die Bestätigung verweigert, weil seine Wahl unregelmäßig war, während Italien nach dem Tode Heinrichs VII. von den Parteien der Welfen und Ghibellinen zerrissen wurde. Die Welfen hatten besonders in Florenz die Oberhand. Sie schüttelten das Joch des deutschen Reiches ab, und wußten endlich auch die bis dahin noch kaiserlichen Pisaner zu gewinnen. Beinahe ganz Toscana zogen sie in ihren Bund. Von der andern Seite suchten in Lucca die Castrucci, Manfred in Claudiä, Rainald in Piacenza, Bonacorsi in Mantua, in Verona die Scaliger, unter dem Vorwande, die Kaiserlichen oder Ghibellinen zu schützen, ihre eigene Herrschaft zu begründen, und in ihren Familien erblich zu machen. Der Graf Heinrich von Görtz war nach Heinrichs VII. Tode als dessen Reichsstatthalter in Italien geblieben. Aber sein Ansehen war sehr hinfällig. Er hatte kein Heer und keinen hinreichenden Sold. Die größte Macht besaß der Vicegraf Matthäus von Mailand, der den Bürgern noch von dem verstorbenen Kaiser eingesetzt, und dem es nach langem Kampfe möglich wurde, die La Torre zu bewältigen. Dieser hatte nun Mailand, Pavia, Cremona, Bergamo, Vercelli, Tortona, Alessandria in seiner Gewalt, und wiewohl er sich des fürstlichen Namens ent-

hielt, hatte er doch fürstliche Macht. Es entstanden daher verschiedene Tumulte und innere Kriege, und die Bewohner von Treviso und Padua, von den Scaligern belästigt, schickten Gesandte nach Deutschland, und unterwarfen sich dem Könige Friedrich von Oestreich. Ja selbst der Pabst ging Friedrich an, und schickte ihm Gesandte mit dem Versprechen, er werde nicht blos das Erzbisthum Mainz seinem Bruder geben, sondern ihm auch beistehen mit seinem ganzen Ansehen und allem Bemühen, um das Reich zu erlangen, und Ludwig den Baier mit dem Banne zu schlagen. Das war noch im Jahre 1317. Friedrich ließ daher seinen Bruder Heinrich nach Italien gehen, und gab ihm fünfhundert Reiter mit, welchen andere zweitausend folgten, die mit dem Kreuze bezeichnet waren. Aber auf Anrathen der Ghibellinen rief er jene zurück. Auch der Graf von Görtz und Matthäus, der Vicegraf, starben jetzt. Das gab noch mehr Verwirrung. Der siegreiche Ludwig bestätigte indessen den Sohn des Vicegrafen Matthäus in der Präfektur über die Mailänder. Als dieser um die Hilfe der Reichsfürsten nachsuchte gegen Beltram, den vom Pabste eingesetzten Verweser des Königreichs Italien, wurden drei Grafen als Abgeordnete nach Italien gesendet, die den Auftrag hatten, den päbstlichen Legaten zu ersuchen, er möge von den Belästigungen der Mailänder abstehen. Denn diese seien Unterthanen des Reiches. Der Pabst nahm darauf keine Rücksicht, und schrieb im Jahre 1323 an Ludwig. Er drohte mit der Strafe der Excommunication, und mahnte ihn, da er in einer zwiespältigen Wahl gewählt und vom Pabste noch nicht anerkannt sei, sich in einer Frist von drei Monaten des königlichen Titels und des Reiches zu enthalten, bis er vom Pabste bestätigt wäre. Die Botschaft wurde jedoch nicht gut aufgenommen. Der König schickte vielmehr den Bischof Albert von Straßburg, den Comthur des Johanniterordens, den Archidiacon von Würzburg und einen Canonicus von Prag, um eine weitere Frist für seine Vertheidigung zu bitten, nach Avignon. Die Abgeordneten konnten aber kaum einen oder den andern Monat erlangen. Da nun Ludwig nicht wußte, was er thun sollte, so riethen ihm Johann von Landi und Marsilius von Padua: er möge vom Pabste an ein allgemeines Concilium appelliren. Er ließ daher zu Nürnberg die Formel einer Appellation an ein künftiges allgemeines Concil entwerfen, und nachdem der Ausstand verstrichen war, welchen der Pabst bewilligt hatte, sprach dieser in einem dritten Edikte, welches Otto, Bischof von Kärnthen, und Lambert, Präfekt der Dominikaner, nach Deutschland brachten, über Ludwig den Bann aus, mit dem Auftrage, daß jene das Volk, welches Ludwig anhinge, von den Sacramenten entfernt halten möchten. Aber sowohl die Pariser Universität, als viele Rechtsgelehrte in Deutschland und Italien

schrieben für den König Ludwig. Denn unglücklicher Weise gab es damals viele Parteiungen, selbst in der Kirche. Johann XXII. war ein ausgezeichneter Mann. Er hatte jedoch Feinde.*) Kaiser Ludwig schützte die Widerspenstigen, und setzte sogar einen Gegenpabst ein, Peter von Corbier, der sich Nicolaus V. nannte, aber bald in sich ging und Johann um Verzeihung bat.

Ludwig schlug auf dem Reichstage zu Regensburg 1324 eine neue Appellation vor, worin er sich bitter beklagte über den Pabst, und diesen sogar einen Tyrannen nannte. Auch König Christoph von Dänemark, der es mit Ludwig hielt, wandte sich deshalb an die Kardinäle, während Karl der Schöne von Frankreich mit dem Pabste und deutschen Großen wegen der deutschen Krone unterhandelte. Er konnte jedoch keine Anhänger gewinnen. Später kamen die geistlichen Churfürsten, die päbstlichen Abgeordneten und jene des Königs von Frankreich, so wie Leopolds wieder in Rense zusammen. Sie ließen sich über den Rhein führen, und unterhandelten lange über die Wahl des Franzosen zum deutschen Könige. Diese wurde indessen durch Bertold von Buchenek, Comthur des deutschen Ordens in Coblenz, verhindert, und gewiß vorzüglich deshalb, weil Friedrich noch als zweiter da war, und man im Falle einer Neuwahl drei gehabt hätte. Als nun Ludwig nach Italien ging, sendete der Pabst Johann einen Legaten nach Deutschland, in der Person des Priors der Hospitaliter, und befahl den Churfürsten, besonders aber den Erzbischöfen Heinrich von Köln und Matthäus von Mainz, einen andern König zu wählen. Jedoch auch jetzt ward die Wahl bei einer Zusammenkunft der Churfürsten durch Balduin von Trier und den König Johann von Böhmen verhindert.

In Italien wütheten die Parteien der Welfen und Ghibellinen. Ludwig hatte in dem Jahre 1324 zu Frankfurt den Städten Lucca, Pistoja den Castrucci zum Präfekten gesetzt, Ludwig selbst wurde von den Italienern zur Hinüberkunft eingeladen. Er verhandelte daher auf dem Reichstage zu Speier mit den Fürsten über den italienischen Feldzug, und ging im Jahre 1327, nachdem er die Angelegenheiten Deutschlands, so gut als es sich thun ließ, geordnet hatte, dorthin. In Inspruck kam ihm Friedrich von Oestreich entgegen. Sie hielten eine Unterredung zusammen, schieden aber in Unfrieden. Ludwig kam nach Trient, und als er dort eine Zusammenkunft angesagt hatte, erschienen die Angesehenen von Mailand, Mantua, Verona und den übrigen Theilen der Lombardei und Toscana. Sie machten

---

*) Chronologische Reihenfolge der Päbste von Petrus bis auf Gregor XVI. Aus dem römischen Staatskalender in's Deutsche übersetzt und mit geschichtlichen Zusätzen von einem katholischen Geistlichen. Würzburg, 1831.

große Versprechungen. Von Trient ging's nach Brescia, dann nach Mailand, der König wurde daselbst in S. Ambrosio durch die Bischöfe von Arezzo und Brescia mit seiner Gemahlin mit der eisernen Krone gekrönt, wiewohl es Einige gibt, welche behaupten, er sei entweder von Johann, Erzbischof von Mailand, oder von Guido, Erzbischof von Monza, gekrönt worden. Nach seiner Krönung verweilte er etwas, um sich Geld zu verschaffen, und wurde mit Rücksicht darauf Galeazzo des Herzogthums beraubt, was dem Könige sehr übel gedeutet wurde, weil er denjenigen, mit dessen Hilfe er nach Italien gekommen, seiner höchsten Ehren beraubte, und einen neuen Vicegrafen aus seinen Landsleuten ernannte, dem er jedoch vierundzwanzig Bürger als Rath beigesellte, welche mit ihm die Stadt regieren sollten. Andere behaupten aber, der Grund der Entsetzung Galeazzo's sei eine Verschwörung gewesen. Der Pabst wiederholte die Excommunication Ludwigs. Die Römer jedoch schickten Gesandte nach Avignon, um ihn zur Rückkehr in ihre Stadt einzuladen, und als er dies weigerte, luden sie Ludwig ein. Dieser kam, wurde mit gewaltigem Jubel empfangen, und am 17. Januar des Jahres 1328 von Seiten des gesammten römischen Volkes durch den Senatspräfekten, Serra Colonna und den Kanzler des römischen Volkes in St. Peter mit der Kaiserkrone geschmückt. Es war ein aus vielen Gründen ungesetzlicher Act, und eine wahre Carricatur der Kaiserwürde, wenn sich Ludwig also gekrönt, nachdem er den Pabst abgesetzt und dessen Bildniß verbrennen lassen, Kaiser und Mehrer des heiligen römischen Reiches nennen wollte. Das ganze Begebniß widerstrebte allen Begriffen, die man im ganzen Mittelalter von der Bedeutung eines römisch-deutschen Kaisers hatte, und so wurde er denn auch nicht als Kaiser anerkannt, und wie er den Pabst absetzte, als Majestätsverbrecher beschuldigte und mit den heftigsten und unehrerbietigsten Worten bezeichnete, so ließ auch dieser gegen ihn, als der höchsten Frevel beschuldigt, verfahren.

Ludwigs Macht hatte sich indessen in Italien gehoben. Er zog gegen Robert, König von Neapel, zu Felde, der schon damals in einer so verzweifelten Lage war, daß er an die Flucht nach Frankreich dachte, und sein Reich verlassen wollte. Während aber Ludwig in Rom verweilte, gewann Robert Zeit, sich zu rüsten, und sein Land in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Er befestigte die Städte, und traf vorzüglich Sorgfalt, daß kein Getraide nach Rom kommen konnte. Der Kaiser erhielt jedoch Hilfe an Castrucci, der mit einer großen Truppenmacht aus Pisa und Lucca herbeikam, und seiner Sache großen Vorschub leistete. Er ward daher zum Herzoge von Lucca und zu des heiligen römischen Reiches Bannerträger ernannt, aber bald darauf vom Tode übereilt. Jetzt sollte nun auch Ludwig den

Wankelmuth der Römer und Italiener kennen lernen. Die Römer rebellirten und die Italiener fielen ab. Ludwig mußte nach Deutschland zurück. Er kam nach Toscana, setzte den Luccesen einen Statthalter, Mailand jedoch ward vergebens belagert. Bevor er noch nach Deutschland kam, hatte er in Pavia durch einen besondern Vertrag das väterliche Erbtheil mit den Söhnen seines in der Verbannung gestorbenen Bruders Rudolf also getheilt, daß ihm Baiern verblieb, den fünf Söhnen seines Bruders dagegen die Pfalz und die gemeinschaftliche Stimme, welche sie unter den sieben Churfürsten geübt hatten, der Art geordnet wurde, daß sie seine eigenen und seines Bruders Kinder abwechselnd auf den Reichstagen und bei den Wahlversammlungen ausübten. Die Ausführung dieses Vertrages geschah aber erst nach seiner Rückkehr in Deutschland. Während nun Ludwig noch in Italien weilte, hörte er von dem Tode Friedrichs von Oestreich, und damit nicht die Churfürsten, von dem Pabste dazu angetrieben, an dessen Stelle einen Andern wählten, eilte er nach Deutschland. In seiner Abwesenheit jedoch, und mit Bewilligung Ludwigs, ging Johann, König von Böhmen, nach Italien, wohin er durch verschiedene Stimmführer berufen. Offenbar gab er sich als Stellvertreter des Kaisers aus, im Geheimen aber übte er Ränke, und arbeitete für seinen Sohn Karl, dem er gerne das Königreich erworben hätte. Schon gehorchten ihm viele Städte der Lombardei, und empfingen ihn wie ihren Herrn. Auch der Kardinallegat des Pabstes schenkte ihm sein Vertrauen. Ludwig klagte daher bei den Fürsten über ihn, und behauptete, er habe sich gegen das Reich vergangen. Da kehrte der König im folgenden Jahre aus Italien zurück, und suchte sich bei Ludwig auf dem Reichstage zu entschuldigen.

Ludwig jedoch beschäftigte sich jetzt lebhaft mit Anordnung der innern Angelegenheiten Deutschlands, zunächst mit Vollziehung des zwischen ihm und seinen Vettern, Heinrich und Otto, geschlossenen Theilungsvertrages. Auch über den Landfrieden wurde verhandelt. Die rheinischen Städte machten zuerst deshalb einen Vertrag (1322), und Ludwig erließ, vorzüglich auf Betreiben Balduins, eine den Landfrieden betreffende Verordnung. Drei Jahre später ward er wieder in einen Erbschaftsstreit verwickelt, welcher die damaligen deutschen Fürsten beschäftigte. Es war nämlich im Jahre 1335 Heinrich, Herzog von Kärnthen, gestorben. Ludwig hatte mit Umgehung Johanns, des jüngern Sohnes des Königs von Böhmen, welcher mit Margaretha, wegen eines Fehlers am Munde Maultasch genannt, der einzigen Tochter und Erbin Heinrichs, verheirathet, Kärnthen, Krain, die angränzenden Länder dessen Brüdern in Oestreich zu Lehen übergeben, blos das Gebiet von Tyrol hatte er Margaretha gelassen. Darüber beklagte sich König Johann, als er aus Italien kam, bei

den deutschen Fürsten. Der König Ludwig aber erwiederte: er könne jene Landesgebiete, da keine männlichen Erben vorhanden, also dem Reiche verfallen wären, zuwenden, wem er wolle. Das erbitterte Johann sowohl gegen Ludwig, als gegen die Oestreicher. Es kam daher zwischen ihnen und den Böhmen, welchen sich der Herzog Heinrich aus Niederbaiern angeschlossen hatte, weil er mit einer Tochter des Böhmenkönigs vermählt war, zum Kriege. Sie fielen über die Oestreicher her, welche jedoch von Ludwig unterstützt wurden. Endlich kam es zu einem Waffenstillstand, in welchem zuerst in Linz, dann in Neustadt eine Zusammenkunft angesagt wurde, welche zuletzt den Frieden und neue Verwandtschaften unter den Fürsten bewirkte. Denn es wurde Otto von Oestreich, der seine erste Frau, Elisabeth, eine Tochter Stefans von Baiern, verloren hatte, nun mit einer Tochter des Böhmenkönigs verlobt, und Johann, Heinrichs des Baiern Sohn, mit Elisabeth, einer Tochter Ludwigs.

Ludwig, der sah, daß ihm die Gemüther der Churfürsten entfremdet, hatte ein Zeit lang in Augsburg verweilt. Er schickte damals den Arnold, Canonicus von Eichstädt, und Ulrich von Augsburg, seinen Secretär, an Johann XXII., um diesem Frieden anzubieten, was aber vergeblich war (1331). Zwei Jahre später schickte er eine andere Gesandtschaft. Auch verwendeten sich die Herzoge Otto und Albrecht von Oestreich für ihn. Alles das war vergebens. Das ergriff Ludwig so, daß er bereits daran dachte, seine Würde niederzulegen, und dieselbe an Heinrich von Baiern zu übertragen. Es wurde darüber auch eine Verhandlung aufgenommen, jedoch unter der Bedingung, daß nicht eher eine Anzeige von der Niederlegung seiner Würde gemacht werden sollte, bis er vom Pabste von der Excommunication losgesprochen wäre. Aber dennoch machte Heinrich dieselbe bekannt, und die Churfürsten widersprachen, indem sie behaupteten, es sei ihr Amt, den Nachfolger zu wählen. Unterdeß war Johann XXII. im Jahre 1334 gestorben, und an seine Stelle wurde Benedikt XII., eines Bäckers Sohn, auf den päbstlichen Stuhl erhoben. Dieser wurde von Philipp von Frankreich unrechtmäßiger Weise bedrängt, da er nicht nur das Reich Arelat verlangte, die Verweserschaft in Italien, sondern auch Geld. Der Pabst und die Kardinäle wußten sich daher nicht besser zu helfen, als mit Ludwig Frieden zu schließen. Der Pabst schickte daher einen Gesandten nach Deutschland, und die Unterhandlungen waren im Jahre 1336 bereits so weit gediehen, daß Ludwig die beiden Grafen von Oettingen, den Archidiacon von Augsburg und seinen Kanzler an den Pabst sendete, um die Lossprechung vom Banne zu erbitten. Aber Philipp von Frankreich und Robert von Neapel wußten den Pabst umzustimmen, und die Abgeordneten kehrten unverrichteter Sache nach Hause. Ludwig

hielt jedoch in demselben Jahre eine Zusammenkunft mit den Erzbischöfen von Mainz und Andern in Speier, aus welcher der Bischof von Chur und Gerlach, Graf von Nassau als Abgeordnete zum Pabste gingen, um die Lossprechung ihres Reichsoberhauptes vom Banne zu erbitten. Der Pabst antwortete freundlich: er sei Ludwig gar nicht abgeneigt, er werde aber durch die Drohungen Philipps gehindert. Weil jedoch der Herzog Heinrich von Baiern mit Ludwig in genauerem Verkehre stand, wurde er vom Pabste Benedikt XII. mit dem Banne bezeichnet. Der Herzog ließ nun durch Abgeordnete die Lossprechung nachsuchen, welche ihm auch zu Theil wurde.

Ludwig schickte im Jahre 1337 eine neue Gesandtschaft an den Pabst. Sie bestand aus den Pfalzgrafen Ruprecht und Wilhelm von Jülich. Der Pabst zeigte sich ihnen geneigt, da aber die Kardinäle nochmals widerstanden, hatte die versuchte Aussöhnung keinen Erfolg. Nachdem sie nach Hause zurückgekehrt waren, wurde im Juli 1338 ein Reichstag in Rense angesetzt, wo außer den Churfürsten viele deutsche Große erschienen. Hier wurde zur Befestigung und Vertheidigung der königlichen Rechte eine Uebereinkunft getroffen, wodurch man die Handlungen Johanns XXII. in Betreff dieses Punktes für nichtig erklärte. Es wurde bestimmt, daß jener Kaiser sei, den die Fürsten zum deutschen Könige erwählten, auch wenn er vom Pabste nicht gesalbt, nicht gekrönt sei, und zwar mit dem Zusatze: Wer anders lehrt, stimmt und handelt, soll der beleidigten Majestät schuldig sein, für einen Feind des Staates erklärt, gebannt und mit dem Tode bestraft und seine Güter und Besitzungen als Staatsgut eingezogen werden. Auch trafen die Churfürsten gegen die Versuche Benedikts XII. eine gemeinschaftliche Uebereinkunft, womit sie sich und die kaiserlichen Rechte zu schützen suchten. Dieselbe wurde später im Monat August auf dem Reichstage zu Frankfurt, und zwar in Anwesenheit König Eduards von England, mit allgemeiner Uebereinstimmung bestätigt, und beschlossen, daß derjenige, welcher immer den Kaiser als mit dem Fluche beladen nännte oder betrachte, oder derartige Bullen annähme, sich gegen das Reich vergangen zu haben scheine. Dazu wurden nun nach dem Rathe des Wilhelm Occam im Monat August 1338 die Acte Johanns XXII. auf kaiserlichen Befehl von Neuem vernichtet, und diesem Vernichtungsdecrete ein neues von den Rechten des Reiches, so wie der Macht eines erwählten römischen Königs beigefügt, und mit einem besondern Briefe der Churfürsten dem Pabste eingehändigt. Ludwig selbst vertheidigte sich in einer besondern Schrift gegen den Pabst. Das ganze Recht und ganze Unrecht in diesem unglücklichen Streite ist wohl nicht leicht zu sondern. Auch schien man noch immer die gegenseitigen Gränzen zu verwirren. Die Churfürsten hätten mit vollem Rechte jene Erklärungen

über den deutschen König machen können, und gewiß würde sie der Pabst nicht angegriffen haben, hätte dieser nicht auch zugleich Ansprüche auf die römische Kaiserkrone gemacht, und in dem Punkte hatte doch auch der Pabst ein Wort mitzusprechen. Der erwählte König von Deutschland war in den damaligen Zeiten nicht dieses allein, er war auch erwählter Kaiser, der sich dem Pabste zur Bestätigung zeigte, der ihn daher genehmigen und auch verwerfen konnte. Der Pabst schleuderte nun den Bann gegen die genannten Beschlüsse, und zeigte in besondern Schriften den andern Fürsten Europa's die Uebergriffe Ludwigs an. Auch setzte er den Luchini zum Statthalter in Italien. Waren gleich jene traurigen Schritte auch theilweise Folgen des päbstlichen Exiles in Avignon, so hatten doch die Churfürsten offenbar die ganze Stellung eines römisch-deutschen Kaisers zum apostolischen Stuhle verkannt. Sie stellten ein neues Staatsrecht auf, welches der Würde des römisch-deutschen Kaiserthumes nachtheilig war, und welches auch die andern Völker, die in dem römisch-deutschen Kaiser gleichsam ein allgemeines Oberhaupt der Christenheit erblickten, gewiß nicht anerkannten. Unglücklicher Weise hatten sich die damaligen Päbste auch zu sehr in weltliche Händel verwickelt, und darüber ihre Freiheit und jene erhabene Stellung eingebüßt, welche eigentlich dem geistlichen Oberhaupte der Christenheit zukommt.

Ludwig schloß nun mit König Eduard von England zu Rense ein Bündniß gegen Philipp von Valois, König von Frankreich, und forderte von ihm, daß er die Reichsländer, welche er in Besitz genommen, herausgebe, nämlich die Stadt Cambray, welche er besetzt, Arelat, welches er erstrebte, und Eduard in Betreff der Nachfolge in das Königreich Frankreich, worauf er als Nachkomme der Schwester Karls des Schönen Anspruch machte, Gerechtigkeit verschaffe. Auch setzte er Eduard als Reichsverweser, namentlich in alle Städte von Frankreich und Belgien, ein, und versprach ihm, nachdem er dafür achtzigtausend Goldstücke erhalten, Hilfe. Als aber die Franzosen mit den Engländern einen Waffenstillstand schloßen, änderte sich die Sache. Philipp vermittelte durch Augusta, eine Tochter seines Bruders, den Frieden mit dem Kaiser, und schloß mit diesem ein ewiges Bündniß, worin er Ludwig mit dem Pabste zu versöhnen beschwor. Ludwig nahm daher das Reichsvicariat von Eduard zurück.

Es war wiederum ein Erbschaftshandel, welcher gegen das Jahr 1339 die Fürsten Deutschlands beschäftigte. Heinrich XIII., Herzog von Niederbaiern, war nämlich in diesem Jahre gestorben. Er hatte von Margaretha, einer Tochter Königs Johann von Böhmen, einen Sohn, Johann, hinterlassen, dessen Vormundschaft er gemäß Testament dem deutschen Könige anvertraute. Als nun auch Johann ohne

Kinder starb, machten die Pfalzgrafen Rudolf und Rupert, so wie König Ludwig, als nächste Agnaten auf die Erbschaft Anspruch, aber auch die Herzoge Friedrich und Leopold von Oestreich, Söhne der Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Stefan von Baiern und Tante Johanns, hielten sich für berechtigt. Wiewohl nun Rudolf und Ruprecht aus der Linie der Erstgebornen ihren Ursprung ableiteten, so erkannte dennoch der in Landshut versammelte Senat den Baiernkönig Ludwig als einzigen Erben an mit Ausschluß der Andern, schickte Gesandte nach München, und ließ ihn bitten, er möge als nächster Anverwandter die Erbschaft in Empfang nehmen. Das setzte böses Blut. Auch anderweitig jedoch gestaltete sich die Sache für Ludwig nicht freundlicher. Pabst Benedikt XII. war im Jahre 1342 gestorben, und an seine Stelle Peter Roger unter dem Namen Clemens VI. getreten. Dieser wiederholte die Bulle Johanns gegen Ludwig, ließ sie an der Kirche zu Avignon anschlagen, und ihn auffordern, er möge bis zu einem gewissen Tage Gott und der Kirche Genugthuung leisten, und von Ausübung der kaiserlichen Rechte abstehen. Das setzte in neue Sorgen. Ludwig schickte den Humbert, Delfinus, Markard von Randeck, die Pröbste von Bamberg, Augsburg an den neuen Pabst, welche nach dem eigenen, schriftlich abgefertigten und von Ludwig untersiegelten Geständnisse am 16. Januar 1344 die Ketzereien und Irrthümer desselben gestanden, und dessen Person, Lage und Güter, ja selbst das Reich dem Pabste anheimgaben, der nun den ganzen Prozeß Johanns XXII. gegen Ludwig niederschlug, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß der Kaiser den Wilhelm Occam und dessen Helfer dem Pabste ausliefere, die Decrete gegen Johann XXII. widerriefe, und durch ein öffentliches Edikt verkünde: das Reich sei eine Wohlthat (beneficium) des Pabstes, und es dürfe Einer weder Kaiser sein, noch Kaiser genannt werden, bevor ihn dieser bestätige. Ludwig theilte nun die einzelnen Artikel, die ihm vom Pabste vorgeschlagen, den Fürsten und Reichsständen mit, und sagte in Betreff derselben einen Reichstag in Frankfurt an. Diese aber kamen acht Tage vor der festgesetzten Zeit in Köln zusammen, und beschloßen einstimmig, sich den vom Pabste vorgeschlagenen Artikeln zu widersetzen. Sie erklärten im September des Jahres 1344 auf dem Reichstage zu Frankfurt, daß jene auf Zerstörung des Reiches zielten. Hätte die Verblendung nicht statt der Einsicht bei den Fürsten gewaltet, wie leicht hätten sie sich über eine Frage mit dem Pabste verständigen können, die schon in der hohenstaufischen Zeit hinlänglich erörtert war. Statt dessen traten die Fürsten von Neuem zu Rense zusammen, und beschloßen daselbst, Boten an den Pabst zu schicken, und ihn um Abänderung der besagten Artikel zu bitten. Diese konnten jedoch

nichts ausrichten, und der Pabst, der sich hintergangen glaubte, fing an, in Uebereinstimmung mit Johann, König von Böhmen, und dessen Sohn Karl, so wie dessen Oheim, dem Erzbischofe von Trier, auf Ludwigs Absetzung zu sinnen. Der König von Böhmen klagte noch besonders darüber, daß Ludwig seinem Sohne die Grafschaft Tyrol vorbehalten hätte, und schloß deshalb ein Bündniß mit einigen andern Fürsten gegen den deutschen König. Vorzüglich aber trieb er den Pabst Clemens VI. gegen Ludwig. Dieser schritt am grünen Donnerstage 1346 von Neuem gegen Ludwig vor, nahm den Prozeß Johanns XXII. von Neuem auf, erklärte den König für einen Häretiker und Schismatiker, und schlug ihn mit allen Strafen, welche von Alters her gegen solche bestimmt sind, auch forderte er die Churfürsten auf, einen neuen römischen König innerhalb der gesetzlichen Frist zu wählen, damit die Kirche nicht länger des Schutzherrn entbehrte, wo nicht, so sei das Recht der Wahl dem päbstlichen Stuhle für diesmal verfallen. Man sieht, der Pabst behandelte Ludwig ganz nach dem Gebrauche des canonischen Rechtes bei der Erledigung von Beneficien, und so sehr der Zwiespalt, der zwischen ihm und Ludwig eingetreten war, zu bedauern, so hatte der Pabst doch das für sich, daß er nach den Regeln des Herkommens und der Gesetzmäßigkeit verfuhr, während Ludwigs Krönung in Rom ganz ungesetzlich, einzig dasteht, und auch nicht einen Schein von Recht für sich hat. Und doch nannte Ludwig den Pabst einen Tyrannen! Ludwig selbst fühlte sein Unrecht, und er sandte mehrmals Boten an den Pabst, welche die Versöhnung nachsuchen sollten. Aber es fehlte an dem ernstlichen Willen. Das päbstliche Decret wirkte für diesmal so viel, daß, nachdem Heinrich von Virnenburg, Erzbischof von Mainz, welcher es mit Ludwig hielt, abgesetzt und in den Bann gethan war, der Nachfolger desselben, Gerlach von Nassau, im Juli des Jahres 1346 die Fürsten zu einer Versammlung nach Rense rief, wo außer ihm der Erzbischof Balduin von Trier, der Graf Waldemar von Jülich, der Erzbischof von Köln, Rudolf, Herzog von Sachsen, Johann, König von Böhmen, erschienen, und beschloßen, „nachdem das Reich „lange erledigt gewesen, den genannten Markgrafen Karl von Mähren, „später König von Böhmen, zum römischen Könige zu erwählen.“ Dieser ward auch an dem Sonntage vor Martini von dem Pabste in einem Consistorium feierlich als römischer König bestätigt. Die Bewohner von Achen und Köln jedoch wollten ihn nicht aufnehmen. Er wurde daher an dem Sonntage vor Andreas von dem Erzbischofe von Köln zu Bonn gekrönt, und bei der Gelegenheit die Erzbischöfe von Köln und Trier, Gerlach von Nassau, die Bischöfe von Münster, Metz, Lüttich, Verdun mit ihren Regalien belehnt.

Zu Rom wüthete unterdeß die Partei des Cola di Rienzi, eines

Schreibers und Demagogen nach dem Muster der neuern Zeit, der sich durch republikanische Schönrednerei, List und Gewalt der Regierung bemächtigt, deren er sich unter republikanischen Formen und Schwindeleien zu Unterdrückung seiner Gegner, von denen er viele hinrichten ließ, bediente. Es war dasselbe Gaukelspiel, wie es später Cromwell in England übte, nur etwas minder grausam und radical, wie die französischen Advokaten und Rabulisten des XIX. Jahrhunderts, die jüdischen Literaten und deutschen Mameluken nach dem Jahre 1848 und während desselben in jenem Lande es gerne eingeführt hätten. Cola di Rienzi hatte besonders der Menge geschmeichelt, in ähnlicher Weise, wie früher Arnold von Brescia, und wir haben bereits gehört, wie leicht sich das römische Volk mit der Erinnerung an seine republikanische Größe fangen läßt. Cola di Rienzi herrschte als Volkstribun. Aber er herrschte nicht blos über Rom. Er zog auch mehr als sechzig andere Städte Italiens an sich an, deren Vornehme er aufknüpfen und hinrichten ließ. Besonders jedoch war er zu Rom dem meist kaiserlich- und deutschgesinnten Colonna feindlich. Auch hatte er dafür gesorgt, daß in den Städten, welche sich seiner Leitung ergaben, von ihm abhängige Tyrannen eingesetzt wurden. Diese kamen nun an jenem Tage, wo er sich, weil er noch Heide war, in dem merkwürdigen Becken, worin Konstantin getauft war, taufen und zum Ritter schlagen ließ, und brachten entweder selbst oder durch feierliche Botschaft reichliche Geschenke. Das römische Volk aber erhob und feierte ihn unter dem glänzenden Titel eines strengen und gütigen Befreiers der Stadt, eines Eiferers für Italien, eines Freundes und ehrwürdigen Tribunes. (Wer denkt hier nicht an Gioberti?) Dieser ließ nun auch in wahnsinnigem Uebermuthe Ludwig von Baiern, Karl von Böhmen mit den Churfürsten einen Tag ansagen, wo sie vor ihm erscheinen sollten, um zu hören, welcher von ihnen das meiste Recht auf das römische Reich habe. Cola di Rienzi endete jedoch, wie die meisten Demagogen und Abenteurer zu enden pflegen. Er mußte fliehen, und begab sich an den Hof des Königs von Böhmen, wo er erkannt, gefangen genommen und dem Pabste überliefert wurde, der ihn sieben Jahre in Avignon im Kerker hielt. Weil er aber nichts Besonderes gegen die Kirche versucht, wurde er endlich wieder losgelassen, oder, wie Einige behaupten, was auch wohl das Wahrscheinlichste ist, weil er den Kerker erbrach. Er ging nach Rom zurück, wo er von dem Volke in einem Auflaufe ermordet wurde.

Nach der Wahl Karls von Böhmen zum römischen Königе hatte Ludwig die Fürsten und Stände des Reiches in Speier zusammenberufen, um deren Willensmeinung zu erforschen. Diese äußerten sich aber besser, als er erwartete. Denn die meisten Fürsten des obern

Deutschlands wollten mit der Wahl Karls nichts zu thun haben. Auch wagte es keiner der Fürsten des obern Deutschlands, den Spruch des Pabstes gegen Ludwig zu verkünden. Dieser besetzte sogar die Grafschaft Tyrol, suchte jedoch Trient, dessen Bischof sich für Karl ausgesprochen, vergeblich zu belagern. Der neu erwählte römische König Karl wurde blos durch die Hilfe der Bischöfe gehalten, und dieser, wie so mancher seiner Vorgänger, der „Pfaffenkönig" genannt. Er ging durch den Elsaß und Schwaben in sein Reich nach Böhmen, und wurde dort wohl aufgenommen.

Im Februar des Jahres 1347 hatte er eine Zusammenkunft mit König Karl von Ungarn und Albrecht von Oestreich in Wien. Später versuchte er die Grafschaft Tyrol wieder zu erlangen. Er wurde aber von Ludwig mit einem großen Heere zurückgetrieben, und ging nach Trient. Im Monat Juli erschien er in Niederbaiern, welches er gewaltig verheerte. Dafür rächte sich Stefan, Ludwigs Sohn, an den Anhängern Karls in Schwaben.

Ludwig hatte sich, von diesen Wirren herumgetrieben und ermüdet, im October des Jahres 1347 in die Nähe von Fürstenfeld auf die Jagd begeben. Diese war die höchste Freude seines Lebens. Auch jetzt war er heiter und fröhlich. Denn seine Gemahlin hatte ihm einen Sohn geboren. Während er nun zu Pferde saß und einen Eber verfolgte, ward er von einem Schlage getroffen, fiel zur Erde und war todt. Das geschah am Mittag im dreiunddreißigsten Jahre seiner Regierung. Auch jetzt wurde wiederum der Verdacht einer Vergiftung verbreitet, welches ihm, wiewohl gewiß ohne Grund, ein Erzherzog von Oestreich gereicht haben sollte.

Außer den sonstigen Handlungen, worin Ludwig während seiner Regierung verwickelt war, ist das noch ganz besonders von ihm zu erwähnen, daß er, weil die Reichsdomänen in den verwickelten Zeiten immer mehr eingegangen waren, die kaiserlichen Pfalzen in die Hand der Herzoge, der Erste war, der die alte Sitte, in verschiedenen Städten Deutschlands seine Residenz aufzuschlagen, verließ, in seinen Erblanden wohnte, und mittels derselben seinen Aufwand bestritt, da aus den sonstigen Reichslanden ihm wenig oder gar nichts gereicht wurde. Auch in den Erbämtern traf er eine Aenderung. Er machte nämlich aus Reinald, Grafen von Geldern, einen Herzog, und gewährte ihm das Recht, in öffentlichen Reichsversammlungen, wenn Zeit und Ort dies gestatteten, den Kaiser mit dem kaiserlichen Mantel zu bekleiden, und seinen Nachfolgern, wenn sie zu Achen, Mailand oder Rom gekrönt wurden, das kaiserliche Diadem und auf's Haupt zu setzen vorzutragen.

Ludwig hatte drei Frauen gehabt. Die erste war sehr reich, starb aber ohne Kinder. Die zweite war Beatrix, eine Tochter des Herzogs

von Glogau. Diese starb im Jahre 1327, und Ludwig nahm eine dritte Frau, nämlich Margaretha, Tochter des Grafen Wilhelm III. von Holland. Diese hatte nach des Vaters Tode, als Erstgeborne, die Grafschaft Holland an sich zu bringen gesucht, und deshalb Krieg geführt. Sie starb im Jahre 1381. Aus der Ehe mit Beatrix sproßte Ludwig der Aeltere, der nach dem Tode Waldemars Markgraf von Brandenburg wurde, und den der Kaiser mit einer Tochter Casimirs, Königs von Polen, vermählen wollte. Ein zweiter Sohn war Stefan. Außerdem hatte er mit dieser Frau drei Töchter, nämlich Beatrix, Gemahlin des Königs Karl von Ungarn, Anna und Mechtildis, vermählt mit Friedrich dem Strengen, Markgrafen von Meißen. Mit Margaretha von Holland zeugte er Wilhelm, nachherigen Grafen von Holland und Seeland, Albrecht, sein Erbe in den belgischen Provinzen, Ludwig, genannt der Römer, weil er im Jahre 1328 zu Rom geboren war, zugleich Nachfolger seines Bruders in der Markgrafschaft Brandenburg, und Otto, der die Markgrafschaft an Karl IV. verkaufte. Alle theilten nun im Jahre 1349 zu Landsberg, um das Fest Mariä Geburt, ihre Lande der Art, daß Ludwig der Aelteste, Markgraf von Brandenburg, Ludwig der Römer und Otto den obern Theil von Baiern mit der Pfalzgrafschaft bei Rhein und der Grafschaft Graispach behauptete; die übrigen drei Brüder, Stefan, Albrecht, Wilhelm, Niederbaiern. Die Töchter waren Elisabeth, zuerst verheirathet an Johann, den letzten Herzog von Niederbaiern, später mit Ulrich von Würtenberg. Agnes wurde Nonne und Anna ward die Gemahlin Günthers von Schwarzburg.

Karl IV. Günther von Schwarzburg, Gegenkönig.

Karl IV., der nach Ludwigs Tode allein König, war ein Enkel Heinrichs VII. von Luxenburg, der Sohn Johanns von Böhmen, der unterdessen in Frankreich, als Bundesgenosse König Philipps II. gegen Eduard III. von England, in der Schlacht von Cressy 1346 starb. Blind, hatte er sich, auf zwei Männer gestützt, in die Schlacht leiten lassen. Sein Leichnam wurde auf einem Gute in der Nähe von Trier begraben, und erst in der jüngsten Zeit von da entfernt. Karls Mutter hieß Elisabeth, und war eine Tochter König Wenzels des Aeltern von Böhmen. Er war im Mai 1316 geboren, und hieß ursprünglich ebenfalls Wenzel, nahm aber, weil er bei Karl, König von Frankreich, erzogen war, diesen Namen an. Karl IV. war unstreitig ein unterrichteter, und man kann sagen, glorreicher Fürst. Er wußte viel, hatte einen aufgeweckten Geist und die Gabe der Beredsamkeit. Er verstand das Böhmische, welches seine Muttersprache, das

Deutsche, Lateinische, Französische, Italienische. Er liebte Wissenschaften und Künste, war vorsichtig im Rathe, umsichtig im Handeln, liebte den Frieden und machte sich in vielfacher Weise verdient um Böhmen. Aber es wurde ihm zum Tadel angerechnet, daß er darüber das deutsche Reich vernachlässigte, und mehr den Ruhm Böhmens als Deutschlands suchte. Schwer waren die Beschuldigungen, die man ihm in dieser Weise zur Last legte. Die Spötter nannten ihn nicht Vicarius, sondern Vitricus, Stiefvater des deutschen Reiches, wiewohl er auch für Deutschland im Ganzen viel glücklicher regierte, als so viele seiner Vorfahren.

Karl hatte vom siebenten Jahre an in Frankreich zugebracht, wo ihn der dortige König nicht nur durch seinen Capellan in den Wissenschaften unterrichten, sondern ihm auch durch den Pabst das Sacrament der Firmung ertheilen ließ, so wie auch bei der Gelegenheit seinen Namen. Als aber Karl der Schöne von Frankreich gestorben war, ging der junge König von Böhmen wieder zu seinem Vater Johann zurück in die Grafschaft Luxenburg, dieser von da nach Italien, wo er Statthalter wurde, aber mit Mühe der Vergiftung entging. Johann konnte doch in Italien die Oberhand nicht gewinnen, und zog daher mit seinem Sohne nach Böhmen zurück, wo Letzterer die Stelle eines Vicekönigs und den Titel eines Markgrafen von Mähren erhielt. Karl zeigte sich hier sehr thätig. Er stellte die Burg von Prag wieder her, brachte viele Besitzungen, welcher sich die Barone bemächtigt hatten, zurück, und hob das Reich, das in einem trostlosen Zustande war, auf einen glänzenden Standpunkt, namentlich blühten Kunst und Wissenschaft unter ihm. Im Jahre 1337 zog er im Auftrage seines Vaters gegen den Herzog Busco von Münsterberg, der dem Könige den Lehenseid verweigerte, und bezwang ihn. Dann führte er Krieg mit dem Grafen von Görz, der ein Bundesgenosse der Herzoge von Oestreich war. Jetzt unternahm er einen Feldzug gegen die Litthauer, den er jedoch der Witterung wegen aufgeben mußte. Abermals ging es nach Italien, wo er Parma, das von den Venetianern belagert war, befreite, Belluno nahm und mit den Venetianern ein Bündniß schloß. Im Jahre 1345 ließ er das Bisthum Prag zu einem Erzbisthum erheben, und verlieh dem Erzbischofe das Recht, die Könige von Böhmen zu krönen. Das Letztere betrieb vorzüglich noch sein Vater Johann, der seinem Sohne das Reich übergeben, selbst jedoch bei Clemens VI. in Avignon verweilte, und bei diesem so viel galt, daß Karl, nachdem Ludwig abgesetzt worden, zum römischen Könige erwählt ward. Als aber Ludwig der Baier gestorben war, zog Karl mit seinem Heere von Böhmen nach Unteritalien, und verheerte das Land. In Regensburg wurde er als König aufgenommen und auch in Nürnberg, jedoch erst nach

großen Versprechen an die Senatoren. Aber die Bürger gingen hinaus, erregten einen Tumult, und nahmen Ludwig, Markgrafen von Brandenburg, den Sohn des Königs, in ihre Mauern. Es wurde nun lange mit den Söhnen Ludwigs zu Passau unterhandelt, jedoch vergeblich. Später erst unterwarfen sich die Edeln des Frankenlandes und Schwabens, und nahmen ihre Lehen von ihm in Empfang, ebenso fügten sich Straßburg und die andern Städte des Elsasses. Darauf ging Karl nach Basel, ja ganz Deutschland würde sich ihm unterworfen haben, wenn nicht der Erzbischof Heinrich von Mainz einen Tumult erregt. Dieser war nämlich vom Pabste Clemens VI., weil er Ludwig den Baier begünstigte, abgesetzt worden, und an seine Stelle Gerlach von Nassau ernannt, der Karl gewählt hatte. Heinrich hatte sich nun zwar zum Frieden erboten, aber Gerlach glaubte die Bedingungen nicht annehmen zu können. Als nun Karl die deshalb entstandenen Unruhen nicht gleich beilegen konnte, dachte Heinrich an die Wahl eines neuen Königs. Der Pabst Clemens VI. hatte unterdessen dem Bischofe von Bamberg, Friedrich von Hohenlohe, die Gewalt ertheilt, die loszusprechen, welche dem ketzerischen Ludwig angehangen hatten, nur daß er von denen, welche die Absolution begehrten, den Eid fordern sollte, für die Folge treu zu sein gegen den Pabst, keinem Schismatiker anzuhangen, und zu glauben, daß es nicht in der Macht eines Fürsten liege, einen Pabst ab- und einen andern an dessen Stelle zu setzen, sondern dies eine verdammte Ketzerei sei, und daß sie keinen für einen Kaiser halten wollten, als der von dem apostolischen Stuhle bestätigt sei, und weder der hinterbliebenen Gemahlin Ludwigs, noch deren Kindern Gehorsam leisteten, es sei denn, sie hätten sich mit dem apostolischen Stuhle ausgesöhnt. Diesen Auftrag hatte Markward von Randeck von dem Hofe zu Avignon mitgebracht. Weil sich jedoch die meisten Städte weigerten, diese Aussöhnungsform anzunehmen, worin Ludwig der Ketzerei beschuldigt wurde, die Majestät des Reiches dem Pabste unterworfen, kamen die Stände endlich in Frankfurt zusammen, und faßten in der Hitze des Streites einen nicht ganz würdigen Beschluß. Hier erklärten aber auch Heinrich von Mainz in Gemeinschaft mit dem Grafen Ludwig von Brandenburg, Ruprecht von der Pfalz, Erich, Herzog von Sachsen, die Wahl Karls sei nichtig, und kamen zu einer neuen in der Burg Lahnstein zusammen. Sie boten nämlich dem Könige Eduard von England durch Briefe und Abgeordnete die Kaiserwürde an, welche jener jedoch wegen seiner Kriege, worin er mit Frankreich verwickelt war, ausschlug. Dann kamen sie später nochmals in Baiern zusammen, und übertrugen die königliche Würde an den Markgrafen Friedrich den Strengen von Meißen, Ludwigs Eidam, den die Stadt Nürnberg begünstigte. Dieser aber nahm von Karl eine Summe von

zehntausend Mark, entsagte der angebotenen Würde und ließ sich mit seinen Gütern belehnen.

König Karl war unterdessen noch weit entfernt, an Ansehen in Deutschland zu gewinnen. Während er vom Rheine aufwärts nach Schwaben ging, um dort die Huldigung der Städte entgegen zu nehmen, war sein Ansehen so gering, daß in Worms ein Metzger es wagte, ihn aufzuhalten, als er gerade die Stadt verließ, über den königlichen Kredit spottete, und seinen Schuldner nicht eher entließ, bis er das Fleisch, das er verzehrt, bezahlt hatte. Zu Rothenburg am Neckar wurde ihm eine andere Schmach zugefügt. Bei den Ritterspielen hatte Karl den Rechberg vorgestellt, aber er wurde von einem gewissen Stain in die Arena geworfen, und zahlte dem Sieger den Siegespreis. In Ulm jedoch nahm er die Huldigung von zwanzig Städten Schwabens in Empfang. Wie er aber von da nach Nürnberg ziehen wollte, entging er kaum der Gefangenschaft, in die er sicher gerathen wäre, wenn er nicht seinen Weg geändert, und dadurch den Nachstellungen Ludwigs, des Markgrafen von Brandenburg, entschlüpft wäre. Als er Friedrich mit Geld abgefunden, erweckten ihm die Reichsfürsten einen neuen Gegner in der Person Günthers von Schwarzburg, den sie zum deutschen Könige wählten. Dieser war der Sohn des Grafen Heinrich von Schwarzburg, 1304 geboren, und zum Unterschiede von seinem Oheim der Jüngere genannt. Er war ein starker Mann, kriegerisch, tapfer, hatte viele Schlachten glücklich überstanden, und war dereinst in den Diensten Erzbischofs Heinrich von Mainz, Ludwigs von Baiern gewesen, dessen Tochter er auch geheirathet hatte. Auf ihn also richteten die Churfürsten und sonstigen Gegner Karls ihr Augenmerk, und da sie schon längst einzeln demselben ihre Stimme gegeben hatten, und ihn gegen Alle und Jeden zu vertheidigen gelobten, kamen sie auf den Feldern bei Frankfurt zusammen, nämlich Heinrich von Mainz, Ludwig von Brandenburg, Rudolf, Pfalzgraf bei Rhein, zugleich mit seinem Bruder Ruprecht, Erich der Aeltere und Erich der Jüngere, Herzoge von Sachsen, welche, von dem ältern Johann abstammend, das Stimm- und Wahlrecht beanspruchten. Sie fragten bei Günther an (30. Januar 1349), ob er das Reich annehmen wolle, was er unter der Bedingung that, wenn ihnen, falls das Reich erledigt wäre, auch das Recht der Wahl zustände. Als dieses nun geschehen, stellte er sich mit seinem Heere auf dem Felde bei Frankfurt auf, Freitag nach dem Feste des heiligen Hilarius 1349. Karl aber schloß mit dem Grafen Friedrich von Meißen und dem Landgrafen Friedrich und Balthasar von Thüringen, welche den Zuwachs an Macht ihres Vasallen Günthers fürchteten, ein Bündniß gegen denselben. Zu Karl stellten sich ferner die Grafen Heinrich von Hohenstein, der ältere Günther und Heinrich,

Graf von Schwarzburg, denen er die gegenseitige Nachfolge und das Recht der öffentlichen Wege gewährte. Besonders versprach der Erzbischof von Trier in einer eigenen Schrift, er werde dessen Wahl als eine gesetzmäßige gegen Jeden, wer immer, vertheidigen.

Günther sammelte nun ein großes Heer, und belagerte Frankfurt, welches ihn ausgeschlossen hatte, sechs Wochen hindurch. Endlich ward er nach königlicher Weise daselbst empfangen, und erließ von daher verschiedene Edikte und Privilegien. Karl aber begab sich an den Rhein, und hielt eine Zusammenkunft und Unterredung mit den Erzbischöfen von Trier, Köln, den Bischöfen von Lüttich, dem Herzoge von Brabant und seinen sonstigen Freunden. Er schrieb auch den Baronen und Städten, welche ihn aufgenommen, um Hilfe, und daß er an dem Sonntage Esto mihi in Castell, einer Villa Mainz gegenüber, lagern werde. Günther, um ihn zu verspotten, sagte an demselben Orte und zur selben Zeit Reiterspiele an, wo auch eine Menge Edle zusammenkamen, und mehrere Tage in großen Lustbarkeiten verbrachten. Es konnte also Karl daraus entnehmen, daß er in offenem Kriege gegen Günther wenig ausrichten werde. Er legte sich daher auf Künste, um die Mächtigsten von dessen auf seine Seite zu bringen. Weil er Wittwer war, nahm er Anna, die einzige Tochter des Pfalzgrafen Rudolf, zur Gemahlin, und lud die Fürsten auf Sonntag „Lätare" nach Speier ein. Dort kamen zusammen Balduin von Trier, Gerlach von Mainz, Eberhard, Graf von Würtenberg, und viele Barone und Abgeordnete der Städte, welche auch den Günther einluden. Dieser jedoch belagerte indessen die Burg Friedberg, weil die Bewohner sich wider ihn empörten, und zwang sie zur Unterwerfung. Günther wurde aber im Monate Mai zu Frankfurt krank, und hier ereignete sich ein trauriger Vorfall. Der Magister Fridank, ein berühmter Arzt und Freund des Grafen von Nassau von Alters her, hatte einen Trank bereitet, von dem er behauptete, daß er dem Kaiser nütze. Dieser jedoch traute dem Arzte nicht, und hieß ihn zuvor versuchen. Der Arzt nahm ihn, wechselte die Gesichtsfarbe und war nach drei Tagen todt. Günther warf, so gut er konnte, das Gift mittels Erbrechen aus, aber dennoch nicht gänzlich. Es blieben immer noch einige Reste in seinem Körper, so daß er nicht ganz gesunden konnte. Einige hatten den Diener des Arztes, Andere Karl in Verdacht, wozu auch nicht der mindeste Grund vorhanden.

Im Monat Mai berief Karl sein Heer nach Mainz. Die Mainzer Bürger hingen ihm an aus Haß gegen den Erzbischof Heinrich, der sie gekränkt hatte, und gegen die Frankfurter, welchen der König das Marktrecht genommen, und es den Mainzern gegeben hatte. Die Meinung der Mainzer jedoch war, die Stadt und Burg Eltville,

welche der Erzbischof zwei Meilen von Mainz erbaut hatte, zu zerstören. Günther lag mit seinem Kriegsvolk krank in Eltville bei dem Erzbischof Heinrich von Mainz. Als nun Karl über den Rhein ging, machte die Reiterei unter Anführung Günthers einen Ausfall, und erschreckte Karl. Es kamen aber die Truppen des Grafen Eberhard von Würtenberg herbei, und schlugen sie.

Ludwig, der Markgraf von Brandenburg, der ohne Heer kam, wurde von Karl freundlich und ehrenvoll empfangen, und nachdem er diesem die Markgrafschaft Tyrol und alles Land, welches er in den Alpen hatte, zugesagt, beim Pabste die Dispens in Betreff der Ehe mit einer Tochter des Herzogs von Kärnthen, Margaretha Maultasch, der Frau Johanns, Karls Bruder, der noch lebte, jedoch in einer Ehe, die nicht vollzogen war, und welche noch dazu mit Ludwig im dritten Grade verwandt war, zu erwirken versprochen, wurden Karl und Ludwig Freunde. Wir werden den wahren Grund dieser Aussöhnung noch weiter hören. Dieser versöhnte nun Karl mit Günther, also daß Letzterer auf seine Wahl verzichtete, und statt derselben ein Versprechen von zwanzigtausend Mark Silber nahm. Es hielt schwer, Günther dahin zu bringen. Da aber Karl kein Geld hatte, sein Versprechen zu lösen, so räumte er ihm und seinen Erben, den Grafen von Hohenstein, die Burg und die Stadt Gelnhausen, Nordhausen, Goslar, Mühlhausen als Pfand für die zwanzigtausend Mark ein, die ihm so lange übergeben blieben, bis die Summe gezahlt sei, ebenso die Veste Friedberg und die Einkünfte der Stadt Frankfurt.

Als diese Einigung getroffen war, starb Günther im Monat Juni des Jahres 1349 zu Frankfurt. Er wurde in Karls Gegenwart und unter dessen Wehklagen in St. Bartholomäus daselbst begraben. Mit Elisabeth, einer Tochter Theodors V., Grafen von Hohenstein, hinterließ er Heinrich XVIII., Elisabeth, Agnes, Mechtilde, Sophia. Die Frankfurter aber errichteten ihm ein prächtiges Denkmal.

Karl war nun dieses Gegners wieder ledig, und er kam im August aus Böhmen nach Deutschland, um einen allgemeinen Frieden zu verkündigen. Er gab daher den Frankfurtern alle Privilegien, Marktrechte zurück, nachdem er zwanzigtausend Mark von ihnen empfangen, welche von den Juden herausgepreßt wurden. In dem darauffolgenden Jahre 1350 wurde er krank. Es hieß, an Gift. Er schien jedoch wieder zu gesunden, und sagte zu Anfang der Fasten 1351 einen Reichstag in Frankfurt an, der durch eine zahlreiche Anwesenheit der Fürsten verherrlicht ward. Hier gewährte er denen, welche darum nachsuchten, viele Beneficien, den rheinischen Fürsten viele neue Zölle an den Ufern des Rheines, worüber die Städte viele

Klagen führten, deren Abschaffung aber leider nicht bewirken konnten. Als jedoch die Straßburger den Rhein mit Ketten sperrten, so daß keine Schiffe weder hinauf-, noch hinunterkommen konnten, und daher die Kaufleute einen andern Weg nehmen mußten, erlitten die vier rheinischen Churfürsten an ihren alten Zöllen so viel Nachtheil, daß sie gezwungen waren, den neuen zu entsagen.

Im Februar des Jahres 1354 ging Karl nach Achen, wo seine Gemahlin Anna durch den Erzbischof von Köln gekrönt wurde. Hier entstand aber ein Streit. Der Graf von Jülich hielt das königliche Scepter, welches Ludwig, der Markgraf von Brandenburg, ihm aus den Händen nehmen wollte, indem er behauptete, das sei sein Amt. Jener wollte das Scepter nicht herausgeben, und es entstand ein Tumult, welchen der König und die Fürsten dadurch beizulegen suchten, daß sie entschieden, wenn der römische König gekrönt würde, sollte es das Amt des Markgrafen von Brandenburg sein, dem Könige das Scepter zu halten, wenn jedoch königliche Regalien gewährt würden, dann sollte es der Graf von Jülich halten.

Noch während der Zeit, oder doch wenigstens kurz vorher, als Karl von Böhmen und Günther von Schwarzburg um die Kaiserkrone stritten, war die Mark Brandenburg der Herd eigener Verwirrungen gewesen. Denn als Johann IV., der Letzte aus dem Hause Ascanien, gestorben, hatte der Kaiser Ludwig seinen gleichnamigen Sohn im Jahre 1329 mit der Mark Brandenburg belehnt. Es stand aber später im Jahre 1348 ein Betrüger auf, Namens Jacob Rehbock, der sich Waldemar I. nannte, und während achtundzwanzig Jahren in Buße gelebt zu haben behauptete. Da er sowohl in Gesicht als Sitten Aehnlichkeit hatte mit Waldemar, und den Menschen Vieles über dessen Thaten in Erinnerung zu bringen wußte, gewann er bald einen Anhang, und wurde unter vielen Gunstbezeugungen aufgenommen, so daß ihm viele Burgen und Städte übergeben wurden. Beitraten ihm aus Haß gegen Ludwig Rudolf I., Churfürst von Sachsen, aus der Familie Ascanien, Otto, Erzbischof von Magdeburg, die anhaltischen und pommerischen Herzoge, selbst König Karl. Diese belagerten Ludwig zu Frankfurt, und Ludwig, der noch immer die Reichsinsignien in Händen hatte, der Belästigungen müde, gab Letztere an Karl im Jahre 1350 zurück, jedoch mit dem Vorbehalte, daß dieselben während drei Tage nach der Krönung nach Nürnberg, darauf nach Frankfurt gebracht würden, was Karl aber nicht that. Er nahm sie mit sich nach Prag. Innocenz VI. jedoch setzte im Jahre 1354 zum Andenken der kaiserlichen Reichsinsignien ein besonderes Fest ein, welches in Deutschland zu Ehren der Wunden Christi gefeiert werden sollte: das Fest lanceae

et clavorum *). Ludwig erreichte mit dieser Auslieferung so viel, daß Karl von dem Pseudo-Waldemar abließ. Jener nahm nun die Markgrafschaft mit bewaffneter Hand in Besitz, überließ sie aber bald darauf an seinen Bruder Ludwig den Römer, seine Stimme bei der Königswahl hielt er sich jedoch aus, und er trat dann sein Erbtheil in Oberbaiern an. Ludwig der Römer ward dann später auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1356 mit der Markgrafschaft belehnt. Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, richtete Karl sein Augenmerk auf die Unterdrücker des öffentlichen Verkehrs. Er kam nach Speier, rief die Barone und Städte zusammen, und verhandelte mit ihnen wegen des allgemeinen Landfriedens, und nachdem zur Untersuchung dieser Angelegenheit neue Richter bestimmt waren, wurde Herrmann von Baden, welcher den Verkehr störte, zum Schadenersatz verurtheilt. Es klagten aber auch die Rheinstädte darüber, daß Ruprecht, Herzog von Baiern, eine Veste Neuhof habe, eine Meile von der Stadt Speier gelegen, wo sich Räuber lagerten, welche die Kaufleute, die über die Landstraße nach Worms zögen, in dem Walde, welcher das Rechholz genannt wurde, plünderten. Als der König das hörte, steckte er sein Banner aus, welches die Sturmfahne genannt wird, auf dem Thurme des Speierer Domes, und hieß die Bürger unter Anführung des Magistrates unter die Waffen gehen. Er selbst zog mit seinen Leuten bewaffnet aus der Stadt, indem das Volk sich seinem Banner anschloß. Sie kamen vor die genannte Burg, und zerstörten sie von Grund aus. Dann bändigte er Eberhard von Würtenberg, der sich rebellisch gegen ihn bezeigt hatte. Nach Speier zurückgekehrt, klagte er den Herren und Städten über die Bewohner von Metz, welche ihn nicht als König anerkennen wollten. Da er aber von diesen keine Antwort erhielt, und es ihm an Gelde fehlte, ging er nach Nürnberg, wo er wohl aufgenommen wurde, und nachdem er hier etwas Geld erpreßt, im Monate September nach Böhmen zurück, ohne das Reich beruhigt zu haben. Er ließ jedoch den Grafen Eberhard von Würtenberg in Schwaben zurück. Noch in demselben Jahre ging er von Böhmen aus nach Mainz (1354), wo der abgesetzte Bischof noch immer Unruhe verursachte. Er sollte indeß nicht lange mehr leben, und Gerlach kam endlich zur Ruhe. Kuno von Falkenstein wurde sein Probst. Von Mainz ging der König nach Ulm, machte dort einen allgemeinen Landfrieden für Schwaben bekannt, und hielt einen prächtigen Hof zu Konstanz. Er leistete dann Albrecht von Oestreich Beistand gegen die Züricher, konnte aber augenblicklich wenig ausrichten. Erst später unterwarfen sie sich dem Kaiser und Reiche.

*) Rebdorf. 1350. Bzovius, Reinald ad ann. 1354.

Karl dachte nun an seinen Zug nach Italien. Im Jahre 1354 hatte er zu jenem Zwecke den Pfalzgrafen Ruprecht als Reichsvicar eingesetzt, und er selbst ging im September über die Alpen. Während er in Mantua weilte, schickten der Vicegraf Maffei, Barnabas und Galeazzo und beinahe die ganze Lombardei Gesandte an den König, die ihm Geschenke und Hilfstruppen boten. Als er die Reichsvicare im mailändischen Gebiete bestätigt hatte, machten auch die Venetianer zu Padua mit ihm Frieden. Er gab ihnen Verona, Padua, Vicenza mit deren Marken. Die Markgrafen von Ferrara, die Herren von Verona unterwarfen sich. Im Beginne des Jahres 1355, den 4. Januar, kam er nach Mailand, und ward dort in S. Ambrosio von dem Erzbischofe von Mailand am Tage der Erscheinung des Herrn mit der eisernen Krone gekrönt. Dann ging Karl nach Pisa und Siena, deren Schlüssel ihm entgegengebracht waren. Am letzten Ort traf auch seine Gemahlin mit ihm zusammen. Als Begleiter hatte er tausend böhmische Schwerbewaffnete, jedoch wenige Deutsche. Das welfische Florenz wollte ihn nicht aufnehmen, schickte aber doch viele Geschenke. Karls Zug schien zu wachsen. Denn er hatte jetzt fünftausend Schwerbewaffnete, mit welchen er den Zug nach Rom antrat. Hier wurde er zugleich mit der Königin und mit Genehmigung des Pabstes Innocenz VI. am 5. April, am Tage der Auferstehung des Herrn, von dem Kardinalbischofe von Ostia in St. Peter gekrönt, und an demselben Tage, nachdem er auf der Tiberbrücke Viele, wie er versprochen, zu Rittern geschlagen, kehrte er nach Pisa zurück. Hier aber entging er nur mit Mühe einer Lebensgefahr, welche die Florentiner und ihm feindlich gesinnte Pisaner bereitet hatten. Sie legten nämlich Feuer an seinen Palast, wo er während der Nacht verweilte, und er mußte mit der Königin nackt aus demselben entfliehen. Da erhob sich zwischen den Deutschen und Pisanern ein Kampf, in welchem die Deutschen Sieger blieben, und nach welchem die Verschwornen zum Tode verurtheilt wurden. Der Kaiser aber ging, nachdem er Markward, Bischof von Augsburg, als seinen Stellvertreter daselbst hinterlassen, aus Italien nach Deutschland zurück. Hier sagte er um Martini einen Reichstag in Nürnberg an, zu welchem er alle Stände des Reiches geladen hatte, und der bis zum folgenden Jahre verlängert wurde. Auf demselben erließ er mit Uebereinstimmung der Fürsten ein Decret, wornach die churfürstlichen Rechte auf Rupert den Rothen, Pfalzgrafen bei Rhein, übertragen wurden, mit Uebergehung Stefans, Herzogs von Baiern. Ludwig den Römer belehnte er mit der Markgrafschaft von Brandenburg. Auch wurden hier in der sogenannten goldenen Bulle die Rechte der Churfürsten, der Wahl- und Krönungs-Modus der deutschen Könige in dreiundzwanzig Artikeln verlesen. Noch gegenwärtig

wird das Haus und das Zimmer in Nürnberg gezeigt, wo jene Verkündigung geschah, so wie die goldene Bulle selbst in Frankfurt.

Im December hielt Karl einen feierlichen Reichstag in Metz, welchem außer dem päbstlichen Legaten Karl Delfini viele andere vornehme Bischöfe beiwohnten. Delfini war vorzüglich gekommen, den Kaiser um Hilfe gegen König Eduard von England anzusprechen, der seinen Vater in der Schlacht bei Poitiers gefangen genommen. Der Kaiser aber suchte den Frieden zu vermitteln. Dann wurden die übrigen Artikel der goldenen Bulle vom vierundzwanzigsten bis zum Ende verkündet. Am Weihnachtstage übten die Churfürsten und sonstigen Reichsofficianten ihr Amt. Man blieb jedoch lange hier zusammen. Denn im Monate März des folgenden Jahres, Donnerstags vor dem Feste des heiligen Benedikt (21. März), war wieder ein großes Fest, bei welchem der Kaiser Viele zu Rittern schlug, unter Andern auch den Grafen von Luxenburg, den er zugleich zum Herzog machte, so wie auch den Grafen von Bar, den er zum Markgrafen erhob. Von Metz aus ging Karl in das Herzogthum Brabant, und versöhnte den Grafen von Flandern mit Ludwig, Herzog von Brabant. Auf diese Versöhnung jedoch an der einen Seite folgte der Krieg an der andern. Denn der König kam im Jahre 1357 nach Niederbaiern mit einem großen Heere, verwüstete es, und zwang den Herzog zur Unterwerfung.

Das Jahr 1358 sah Karl in Breslau. Hier sollte der König von Liefland, wie er versprochen, getauft werden. Aber es gereute ihn, und er trat zurück.

In dem Jahre 1359 erschien auf dem Reichstage zu Mainz ein päbstlicher Legat als Abgeordneter mit dem Auftrage, Subsidiengelder aus Deutschland zu erbitten. Der Kaiser mahnte ihn davon ab, und rieth ihm, er möge sich eher mit der Verbesserung der Sitten des Klerus bemühen.

In dem Jahre 1360 klagten die schwäbischen Städte gegen die Grafen Ulrich und Eberhard von Würtenberg, welche Räuber und deren Hehler vertheidigten und die Zölle mehrten. Der Kaiser sagte deshalb einen Reichstag in Nürnberg an, und lud sie ebenfalls dorthin. Als sie aber mit vielen Truppen kamen, auf die ihnen vorgeworfenen Beschuldigungen nicht antworten wollten, führte der Kaiser ein großes Heer gegen sie in's Feld. Die Sache kam indessen durch Vermittlung des Herzogs Rudolf von Oestreich zu einem Vergleiche, und die Grafen unterwarfen sich. Sie mußten die Advokatie über die Städte niederlegen, die Vesten herausgeben, deren sie und ihre Vorfahren sich auf Kosten des Reiches bemächtigt hatten, die Zölle mindern.

Das Jahr 1361 brachte eine neue Freude für Karl. Denn Anna, die Kaiserin, seine dritte Gemahlin, gebar ihm im Monate Februar einen Sohn Wenzel, dessen Taufe im April mit Ritterspiel und besonderer Festlichkeit gefeiert wurde. Zur Verherrlichung des Festes selbst ließ Karl die Reichsinsignien aus Böhmen nach Nürnberg herüberbringen, wo sie mit besonderer Feierlichkeit gezeigt wurden, und der Pabst Innocenz allen denen, welche sie mit Andacht verehrten, Abläße verlieh. Die Reichsinsignien, welche ich damals sah, erzählt Rebdorf ad ann. 1361, und in Betreff welcher der Pabst damals ein Fest anordnete, waren Eisen von der Lanze, womit dem Heilande die Seite durchbohrt, ein Nagel mit einem Theile des Kreuzes, woran seine Hand befestigt worden, das Schwert Karls des Großen, welches der Kaiser damals in Händen hatte, als er von dem Pabste Leo III. zu Rom gekrönt wurde, das Schwert des heiligen Mauritius, ein Arm der heiligen Anna, ein Zahn des heiligen Johannes, ein Stück von dem Seile, womit der göttliche Heiland an die Säule gebunden, den Schwamm, womit er getränkt worden, und sonstige Reliquien.

In den brandenburgischen Landen gingen während der Zeit wieder manche Veränderungen vor. Ludwig der Aeltere war nämlich, nachdem er seinen Brüdern, Ludwig den Römer und Otto, die Markgrafschaft übergeben, im Monat October 1361 zu München gestorben. Er hatte einen Sohn, Meinhard, hinterlassen, der noch unmündig war. Ruprecht, Pfalzgraf bei Rhein, Stefan der Aeltere, Stefan der Jüngere, Herzog von Niederbaiern, und sonstige Vornehme des Landes begehrten die Vormundschaft über ihn. Als aber Meinhard kurz darauf, im vierzehnten Jahre seines Alters, gestorben, hatte seine Mutter, Margaretha Maultasch, die Grafschaft Tyrol an Rudolf, Albrecht und Leopold, Herzoge von Oestreich, abgetreten (1363). Auch Ludwig der Römer verschied im Jahre 1366 ohne Nachkommen. Es folgte ihm Otto, welcher mit Einstimmung seines Agnaten, Friedrichs von Landshut, die Mark um zweimalhunderttausend ungarische Goldstücke an Karl, seinen Schwiegervater, verkaufte, nachdem ihm außerdem viele Städte der obern Pfalz als Pfand überwiesen. Blos den Titel, die Rechte eines Churfürsten und Erzkämmerers hatte er sich vorbehalten. Karl gab nun die Mark seinem Sohne Sigismund. Blos einen Theil jenseits der Oder erhielt ein anderer Sigismund, nämlich der Bruder Johanns, des letzten Herzogs von Görlitz, der ebenfalls den Titel eines Markgrafen von Brandenburg annahm, jedoch ohne männlichen Erben starb. Die Baiern aber wollten die Grafschaft Tyrol mit Gewalt der Waffen an sich bringen. Doch der König Christoph von Dänemark legte sich in's Mittel. Es wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und die Grafschaft endlich den Oestreichern zuerkannt, mit Ausnahme der Städte

Kitzpühel, Kufstein, Ratenburg und einer Geldabfindung von hunderttausend Goldstücken.

Auch im Königreiche Arelat gingen um diese Zeit große Veränderungen vor. Dieses Reich war schon längst mit Deutschland in einem losen Zusammenhange, und in den Händen Frankreichs. Das Reich Arelat war in verschiedene Fürstenthümer und Grafschaften getheilt, die allerdings die Oberherrlichkeit des deutschen Reiches anerkennen sollten. Von jenen Fürsten hatte Humbert, Fürst der Dauphiné, schon im Jahre 1344 mit dem Könige von Frankreich, Philipp von Valois, ein Bündniß geschlossen in Betreff seines Fürstenthums, wornach, wenn er ohne Kinder sterben würde, einer von den Söhnen Philipps sein Nachfolger werde, so jedoch, daß die Dauphiné niemals mit der Krone Frankreichs vereinigt werde. Das Bündniß wurde im Jahre 1349 in Lyon bestätigt, und die Dauphiné an Karl, Philipps Enkel, abgetreten, aber jetzt mit der Bedingung, daß der erstgeborne Sohn des französischen Königs dieselbe immer für die Folge unter dem Namen des Dauphins besäße. Humbert ging darauf in den Predigerorden, wurde Kardinal und endlich Patriarch. Der Kaiser Karl IV. belehnte den Dauphin oder französischen Thronfolger mit dem Fürstenthume. Das wurde ihm sehr verdacht. Karl jedoch war dazu um so geneigter, weil schon sein Vater, Johann, im Jahre 1347 mit dem Könige von Frankreich Frieden und Freundschaft geschlossen hatte. Um dieselbe Zeit verkaufte Johanna, Königin von Neapel, dem Pabste Avignon, und Clemens IV. suchte deshalb die kaiserliche Bestätigung nach. Karl aber behielt sich durch die Investitur nicht blos seine Rechte an dem Reiche Arelat bevor, sondern er setzte auch auf dem Reichstage zu Mainz 1348 den Erzbischof Balduin von Trier als Erzkanzler des Reiches Arelat ein, als dessen Vicekönig und Vormund, weshalb er auch viele Vasallen des Reiches mit Gütern desselben belehnte. Er zwang auch die Bischöfe und Edlen zur Leistung des Lehenseides, und bestätigte der Kirche von Arelat viele Privilegien, so wie er auch wollte, daß die Würde eines Kanzlers von Arelat mit dem Erzbisthume Trier auf ewig verbunden sein sollte. Ja im Jahre 1365 wurde ihm sogar die Krone von Arelat ausgehändigt, und als er bei der Gelegenheit in Avignon mit dem Pabste eine Unterredung gehabt, bei welcher er ehrenvoll aufgenommen wurde, kam auch ein gemeinsamer Krieg wider die Türken, ein Bündniß gegen die Tyrannen Italiens, besonders den Vicegrafen von Mailand zur Sprache. — Kurz nach dem Abgange des Kaisers hatte Arnold von Servola, gewöhnlich der Erzpriester von Verni genannt, von Geburt ein Baske, ein Heer aus verschiedenen Nationen zusammengebracht, und war damit in den Elsaß eingefallen, indem er die Menschen gefangen nahm, und Alles mit Feuer und Schwert ver-

wüstete. Es entstand daher eine große Bestürzung unter den deutschen Fürsten, besonders weil man den Argwohn hatte, als geschehe dieses mit Uebereinstimmung des Kaisers. Sie beschloßen aber kräftigen Widerstand zu leisten, und das weitere Vordringen zu wehren. Als die Mordbrenner das hörten und erkannten, daß sie nicht im Stande wären, weiter vorzudringen, gingen sie zurück, nachdem sie jedoch viel Schaden angerichtet, und wandten sich nach den Gränzen des französischen Gebietes, wo bald darauf der sogenannte Erzpriester von den Seinen grausamer Weise ermordet ward.

Der Kaiser kam im Jahre 1378 nach Frankreich, wo er in Paris mit großer Pracht aufgenommen, sehr ehrenvoll behandelt wurde und mit dem Könige von Frankreich tafelte. Aber Karl ließ sich hier fangen, und es war bei der Gelegenheit, wo er den erstgebornen Sohn des Königs von Frankreich, Enkel Johanns, dann später Karl VI., im Jahre 1379 auf Lebenszeit zu seinem Stellvertreter in Arelat ernannte. Es ist wahr, er trat das Reich dadurch nicht ausdrücklich ab, jedoch gab er es unter dem Namen eines Stellvertreters in französische Hand.

Für Karl hätte es auch in Italien zu schaffen gegeben. Denn Barnabas und die andern Vicegrafen von Mailand waren in das päbstliche Gebiet eingefallen. Während jene nun nicht blos das päbstliche Gebiet verheerten, sondern auch die angränzenden Länder belästigten, schickte Urban V. ein Heer gegen sie, welchem sich auch der Kaiser mit zwanzigtausend Schwerbewaffneten anschloß. Es kam wirklich zu einigen unbedeutenden Schlachten. Als aber das kaiserliche Heer vom Wasser gelitten, welches aus dem Po über das Lager gelassen wurde, und Karl kein Geld mehr hatte, ging er nach Böhmen zurück. Im Juni des Jahres 1368 kam er jedoch mit Frau und Kindern wieder nach Italien, belagerte Modena, nahm Lucca den Pisanern und Miniato den Florentinern. Dann hatte er eine Zusammenkunft mit dem Pabste in Viterbo, und nachdem er hier die Angelegenheiten geordnet, ging er demselben nach Rom voraus. Er erwartete ihn an den Thoren der Stadt. Es war das Thor der Engelsburg, an welchem der Pabst hereinkam. Der Kaiser stieg ab, vertrat die Stelle eines Stallmeisters, führte den Zelter des Pabstes am Zügel bis nach St. Peter hin, nahm den heiligen Vater wieder heraus aus dem Steigbügel, und führte ihn endlich zum Hochaltare. Er blieb aber so lange in Rom bis die Kaiserin kam. Diese wurde endlich am Tage Allerheiligen durch den Pabst Urban gekrönt. Nach dieser Handlung ging der Kaiser so schnell als möglich nach Bologna. Dem Auftrage des Pabstes gemäß führte er den Kardinalbischof Guido von Portese mit sich. Von Bologna wandte sich der Kaiser nach Pisa, nahm von den Florentinern Geld, und schrieb

ihnen eine Formel vor, wornach sie den Eid der Treue zu leisten hatten. Dann gab er ihnen Miniato zurück, und nachdem er sich von dem Kardinal, den er als Stellvertreter zurückließ, verabschiedet, kehrte er nach Deutschland zurück. Der Statthalter jedoch empfing von den Bewohnern Lucca's fünfundzwanzigtausend Goldstücke, ließ sich den Eid der Treue leisten, und gab ihnen dann die Freiheit und das Münzrecht. In dem darauffolgenden Jahre wurde der Statthalter von Mailand seines Amtes und seiner Würde entsetzt, und das betreffende Decret auch an den Thoren in Deutschland angeschlagen. Der Pabst Urban sollte in den Besitz sämmtlicher, den als Rebellen betrachteten Barnabas und Galeazzo genommener Güter gelangen. Später aber verfiel der Legat selbst in des Pabstes Ungnade, und dieser dachte schon an seine Absetzung. Er ward jedoch vom Tode übereilt. Seinem Nachfolger, Gregor XI., übergab der Kaiser im Jahre 1372 unbedingte Gewalt, über die Länder und Besitzungen des Barnabas und Galeazzo zu verfügen, und dieselben auf zehn Jahre zu vertheilen.

Da der Kaiser die Hände vollauf hatte, in Deutschland wie in Italien die Zwietracht und das Mißtrauen noch fortdauerte, so suchten sich nicht blos die deutschen Städte, sondern auch die Fürsten durch Bündnisse untereinander zu sichern. Ein solches Bündniß schloßen im Jahre 1365 die Städte Straßburg, Worms, Speier; im Jahre 1370 die Bischöfe, Grafen, Herren und Städte Westfalens gegen die Räuber und öffentlichen Friedensbrecher, das sie vier Jahre später erneuerten. Da aber die innern Kriege nichts desto weniger fortdauerten, kam der Kaiser aus Böhmen nach Sachsen. Er hielt mit seiner Gemahlin in kaiserlicher Pracht seinen Einzug in Lübeck, wo er im Monat October eintraf. Auch viele Fürsten und Edle strömten herbei. Hier hielt er ein offenes Gericht, entschied die Prozesse, welche von allen Seiten vorgetragen wurden, und kehrte dann im Monat December nach Prag zurück. Damals bewegten Erbschaftsstreitigkeiten die Limburgischen Lande. Denn im Jahre 1368 war Wilhelm, Herzog von Lüneburg, gestorben. Es beanspruchte das Herzogthum Albert, Herzog von Sachsen, ein Sohn Otto's und Elisabeths, einer Tochter Wilhelms. Dem widersetzte sich Magnus Torquatus, Herzog von Braunschweig. Aber nicht blos die Stände begünstigten den Albert, sondern auch der Kaiser, der dahin entschied, daß Magnus an das Herzogthum Lüneburg gar kein Recht habe. Die Lüneburger nahmen also die Burg, und als Magnus gestorben war, Albert das ganze Land in Besitz. Von da kam es auch, daß der Churfürst Wenzel, der nachher dem Albert folgte, sich des Titels eines Herzogs von Sachsen und Lüneburg bediente. Der Streit ward jedoch erst dann beigelegt, als Anna, Tochter Friedrichs von Braun-

schweig und der Margaretha, mit Bernhard von Braunschweig vermählt wurde.

Unter allen Drangsalen, womit die Päbste zu kämpfen gehabt, hatten sie doch das heilige Land und die Wiedereroberung desselben nimmer aus den Augen gelassen. Gregor XI. dachte namentlich das freundschaftliche Verhältniß, worin er mit Kaiser Karl IV. stand, dahin zu benutzen, daß er ihn durch Boten und Briefe ermahnen ließ, wie sehr es sich für ihn schicke, ein möglichst großes Heer zusammenzubringen, und gegen die Sarazenen in Asien, welche die heilige Stadt Jerusalem und das heilige Grab inne hätten, zu Felde zu ziehen. Karl IV. antwortete endlich auf die dringenden Vorstellungen: „Ein Heer, ein großes und starkes, können wir zwar zusammenbrin„gen, aber das Meer zu überschiffen und die Sarazenen zu bekriegen, „halten wir nicht für sicher genug. Es müßte daher viel Christenblut „vergossen werden, und wenn man auch das heilige Land erobere, „so würde man es doch nicht lange behaupten können. Es sei daher „die Absicht des Pabstes zwar eine fromme, der Christenheit dagegen, „wie er gar nicht zweifele, mehr gefährlich als nützlich." Diese Antwort kann nun zwar kurzsichtigen und ordinären Menschen eine weise scheinen, wer jedoch den Verfolg der Geschichte kennt und die Gefahren, welche namentlich gegen den Ausgang des XVI. Jahrhunderts der christlichen Cultur drohten, muß es den Päbsten Dank wissen, daß sie denselben in jeglicher Weise vorzubeugen suchten, und weshalb sollte man auch in der damaligen Zeit nicht auf dem Meere vermocht haben, was man später in der Schlacht von Lepanto konnte, wo die türkische Flotte gänzlich vernichtet wurde? Damals verloren die Türken hundertunddreißig Schiffe, dreißigtausend Todte, über dreitausend Gefangene, und an fünfzehntausend gefangene Christen wurden befreit. Der größte Antheil an dem damaligen Siege gebührte dem Pabste Pius V.

Als Gregor XI. im Jahre 1378 gestorben war, wählten die Kardinäle, welche sich damals in Rom befanden, zehn Tage nach seinem Tode den Bartholomäus, Erzbischof von Bari, einstimmig zum Pabste. Er nannte sich Urban VI., und seine Wahl wurde sowohl innerhalb, als außerhalb der Stadt feierlich verkündet. Die Kardinäle leisteten, sowohl in dem geheimen als öffentlichen Consistorium, die herkömmliche Obedienz. Aber nicht lange nachher verließen sie Rom, und begaben sich nach Anagni, von da nach Fundi, wo sie sieben Monate nach der ersten Wahl eine neue veranstalteten, und den Kardinal von Gebenna zum Pabst erwählten. Dieser nannte sich Clemens VII., und wählte seinen Sitz in Avignon. Von der ersten Wahl behaupteten sie, daß sie als eine erzwungene nichtig gewesen, weil ihnen von den Römern Gewalt angethan, und

sie blos aus Furcht, ihr Leben zu verlieren, den Bartholomäus gewählt hätten, und so alle genannten Ceremonien, sowohl die Krönung als die Inthronisation, mitgemacht, selbst am Osterfeste von jenem, wie von einem wahren Pabste, den Leib des Herrn genommen, sowohl vor dem römischen Volke, als wie einer Menge von Pilgern, welche aus der ganzen Welt anwesend gewesen wären. Darüber entstand ein großer Zwiespalt in der Christenheit. Kaiser Karl hielt es mit Bartholomäus schon deshalb, weil er die Wahl seines Sohnes, Wenzel, genehmigt und bestätigt hatte und auch ungebeten hatte er beschlossen, diesem zu gehorchen und anzuhangen. Er erklärte und hielt ihn für den wahren Pabst, und ließ ihn in allen seinen Landen dafür anerkennen. Auch war Niemand, der es wagte, zu widersprechen, als der Graf von Savoyen, ein Verwandter des Gebenna, die Herzoge von Lothringen und Bar und einige wenige andere Grafen und Herren, Städte und Ortschaften. Wenzel erklärte nicht nur unter dem 18. October des Jahres 1384, daß er Urban VII. ferner anhange, sondern dieser wurde auch nach dem römischen Staatskalender als der rechtmäßige Pabst betrachtet.

Karl hatte während der Zeit seine größte Sorge für seinen Sohn Wenzel, und diesen zum römischen Könige wählen zu lassen. In dem Jahre 1376 war er zuerst bestrebt gewesen, diese Sache mit Gregor XI. in Ordnung zu bringen. Der Kaiser gab nämlich vor, er sei alt und schwach und habe einen Gehilfen vonnöthen. Es sei ein Uebel, wenn die Nachfolge ungewiß wäre. Der Pabst verschob anfangs die Antwort, und gab die Sache einigen Kardinälen zur Berathung. Als er aber wiederholt angegangen wurde, ertheilte er endlich den Bescheid: Obgleich eine derartige Wahl bei Lebzeiten des Kaisers durchaus nicht gestattet werden könne und dürfe, möge sie doch dies Mal vor sich gehen. Um sie zu befördern, versprach Karl jedem der Churfürsten hunderttausend Gulden. Als er jedoch diese nicht bezahlen konnte, gab er Einkünfte, Städte und Zölle des Reiches als Pfandschaften, und zwar dem Churfürsten von Mainz den Zoll am Rheine mit Lahnstein, dem Churfürsten von Köln Andernach, dem von Trier Boppard und Oberwesel mit andern Ortschaften, namentlich auch die Abteien Prümm, Ruprecht, dem ältern Pfalzgrafen, Kaiserslautern, Oppenheim, Odernheim und Ingelheim. Dadurch wurden die Churfürsten bestochen. Sie kamen um Pfingsten in den Aepfelweiden um Rense an den beiden Ufern des Rheins zusammen, um darüber zu berathen, ob es dem Reiche zuträglich sei, wenn noch bei Lebzeiten Karls ein neuer König gewählt würde, und nachdem der Beschluß, daß es zuträglich sei, angenommen, setzten sie hier den Wahltag in Frankfurt fest. Dieser war auf den 10. Juni bestimmt, wo sie in feierlicher Wahl Wenzel als römischen König verkündeten, und diese

Wahl Gregor XI. anzeigten. Wenzel wurde dann am 6. Juli zu Achen, in Gegenwart seines Vaters, von dem Erzbischofe von Köln gekrönt. Bei jener Krönung aber gerieth Wenzel, Herzog von Brabant, mit dem Herzoge und Churfürsten Wenzel von Sachsen in Streit über die Frage, ob er, vermöge seines Herzogthums Brabant und Lothringen, oder der Churfürst von Sachsen, als Marschall des heiligen römischen Reiches, das kaiserliche Schwert, sowohl bei der Krönung als bei andern feierlichen Gelegenheiten, vortragen sollte. Weil jedoch der Churfürst Wenzel mit den genannten Herzogthümern noch nicht belehnt war, trug der Herzog von Brabant dem Kaiser das Schwert vor. Es stellte aber der Kaiser Karl hierüber einen Reversalbrief aus.

Die Bewohner von Speier leisteten nun Wenzel den Eid der Treue. Dieser schickte den Ekkard, Bischof von Worms, den Amadeus, Graf von Savoyen, den Fürsten Raimund, den Vicegrafen Wilhelm, Peter von Gebenna, Ludwig von Veltlin, den Grafen Eberhard von Katzenellenbogen, Konrad von Gesenheim, Dekan von Speier, zur Erlangung der Bestätigung an den Pabst. Als jedoch Pabst Gregor die Wahl deshalb nicht bestätigen wollte, weil Wenzel erst das siebenzehnte Jahr erreicht, die eidlichen Versprechungen, die dem Pabste gegeben worden, noch nicht erfüllt, sandte Karl im Jahre 1377 eine neue Gesandtschaft zu diesem Zwecke. Der Pabst starb aber während der Verhandlungen. Die um jene Zeit gemachten Verpfändungen kaiserlicher Städte erregten einige Besorgniß im Reiche, und die meisten Städte Schwabens traten im Jahre 1376 zu einem neuen Bündnisse zusammen, welches sie den „großen Bund" nannten, und womit sie ihre Unabhängigkeit und Reichsunmittelbarkeit zu sichern suchten. Es gehörten dazu Ulm, St. Gallen, Konstanz, Rottweil, Ueberlingen, Reutlingen, Memmingen, Biberach, Ravensburg, Lindau, Kempten, Kaufbeuren, Leutkirch, Wangen, Eisenach, welche meist in Ulm ihre Tagsatzung hielten. Karl suchte diesen Bund durch Belagerung von Ulm aufzulösen. Es war jedoch vergebens. Dazu kam noch ein Jahr später der Krieg der Städte mit den Grafen von Würtenberg, worin Eberhard von Würtenberg bei Reutlingen von den schwäbischen Städten geschlagen wurde. Karl legte aber diesen Krieg auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1378 bei, und setzte den Pfalzgrafen Friedrich zum Advokaten von Ober- und Nieder-Schwaben ein, in der Absicht, jene Streitigkeiten zu schlichten.

Bei allem dem war Karls Regierung doch noch immer eine glänzende. Er hatte nicht immer Geld, jedoch war er im Ganzen glücklich im Kriege, und ein vorzüglicher Beschützer der Künste und Wissenschaften. Er gründete die Universität Prag, und an seinem Hofe prangten die ersten Blüthen deutscher Malerei. Auch hielt er, was man lange nicht gekannt hatte, Frieden mit der Kirche. Karl IV.

liebte Feste und den äußern Glanz, und es war ganz in seiner Weise, wenn er zu der Zeit, wo in Nürnberg sein Sohn getauft wurde, ein großes Reliquienfest in Bezug auf die Reichsinsignien veranstaltete. Nichts scheint sich aber an seinem Hofe mehr ausgebildet zu haben, als das Ceremoniel. Karl IV. setzte daher nicht blos die einzelnen Rechte der Churfürsten, die oft schwankend waren, in der sogenannten goldenen Bulle fest, sondern er schuf auch neue Würden. So erhob er im Jahre 1349 die Grafen Albrecht und Johann in Prag zu Herzogen, und zwar vorzüglich deshalb, um dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg Hilfe zu leisten; seinen Bruder Wenzel bestätigte er auf dem Reichstage zu Metz als Herzog von Luxenburg, mit dem Zusatze, daß, wenn die Kaiser wider Empörer im Kriege wären, die Herzoge von Luxenburg die Zusammenfügung des kaiserlichen Armbandes von der rechten Seite hielten, und bei der kaiserlichen Tafel vor dem Kaiser einhergingen. Auf demselben Reichstage machte er aus der Grafschaft Ponta Mousson eine Markgrafschaft und aus der Grafschaft Bar ein Herzogthum. Im Jahre 1355 beförderte er seinen Bruder Johann zum Markgrafen von Mähren, auf dem Reichstage zu Metz 1356 den Markgrafen Wilhelm von Jülich zum Herzoge, und diesen sowohl als dessen Sohn, Wilhelm den Jüngern, nach dem Tode Eduards I. von Geldern, zum Herzoge von Geldern. Den Burggrafen von Nürnberg erhob er im Jahre 1363 zu dem Range eines Fürsten des heiligen römischen Reiches, den Grafen Johann von Nassau-Weilburg und Saarbrück machte er im Jahre 1366 auf dem Reichstage zu Würzburg zum Fürsten, und in demselben Jahre seinen Bruder Wenzel, Herzog von Luxenburg, zu seinem Stellvertreter diesseits der Alpen. Dieser ließ daher durch seinen Abgeordneten den Eid der Treue in Empfang nehmen. Auch Primeslav, Herzog von Teschen, setzte er als Reichsvikar ein. Im Jahre 1371 setzte er den Herzog Albert von Baiern, während der Geisteskrankheit seines Bruders Wilhelm, als Herrn über die Grafschaften Hennegau, Holland, Seeland, Friesland.

Außer der goldenen Bulle zeichnete sich Karl IV. auch durch eine Menge von sonstigen Gesetzen und Verordnungen über die Wahl der Könige von Böhmen aus, gegeben zu Prag im Jahre 1348, nach welchen es bei dem Erlöschen der königlichen Familie den Ständen des Reiches anheimgegeben war, einen neuen König zu wählen. In demselben Jahre bestätigte er dem Königreiche Böhmen die Rechte des Churfürstenthums, und das von Rudolf darüber ausgestellte Privilegium. In dem folgenden Jahre 1349 gewährte er dem Herzoge Johann von Brabant die Bulle oder das Privilegium, nach welchem die Unterthanen jenes Landes nicht anderwärts vor Gericht gezogen oder festgehalten werden konnten. In dem Jahre 1358 bestätigte er dem Abte

von Fulda das Amt eines Erzkanzlers bei der Königin, mit dem Zusatze, daß, so oft es immer der Fall wäre, daß die Kaiserin des römischen Reiches gekrönt oder ihr der Purpur angelegt würde, der Abt das Recht haben sollte, ihr in hergebrachter Sitte das Diadem oder die kaiserliche Krone abzunehmen, in Händen zu halten oder auf den Scheitel zu setzen. In demselben Jahre bestätigte er dem ältern Ruprecht von der Pfalz sein Recht auf die churfürstliche Würde. Das Wichtigste aber, was er that, ist sein Decret über die Freiheit der Kirche. Es ist vom Juli 1377 und gegeben zu Tangermünde. In demselben werden kirchliche Angelegenheiten und kirchliche Güter der weltlichen Jurisdiction enthoben, und alle diejenigen, welche etwas gegen Kirchen zu wagen versuchten, mit der Acht bezeichnet. Dieses Decret wurde später von dem Concilium zu Konstanz bestätigt. Zu seinen übrigen Bestimmungen gehört noch, daß er in Achen das Fest Karls des Großen jährlich zu feiern befahl, nicht blos, wie oben berührt, das Erzbisthum Prag, sondern auch den dortigen Dom gründete, wozu er selbst den ersten Stein legte, und dort viele Canonicate und Klöster stiftete.

Karl fühlte schon längst sein Ende herannahen, und hatte deshalb Vorsorge getroffen. Noch vor seinem Tode hatte er seine Lande unter seine Söhne also getheilt: Wenzel, sein ältester Sohn, bekam das Königreich Böhmen, seinem zweiten, Sigismund, hatte er noch bei Lebzeiten die Markgrafschaft Brandenburg, seinem dritten, Johann, das Herzogthum Schweidnitz, Görlitz und die Lausitz übergeben. Als dieser aber gestorben, verlieh er dem Sohne seines Bruders, Johann Heinrich, dem Jodocus und Procopius, die Markgrafschaft Mähren. Wenzel jedoch, der jüngere von den Brüdern, bekam mit seiner Gemahlin, Johanna, das Herzogthum Brabant. Im November des Jahres 1378 wurde der Kaiser von einer Krankheit ergriffen, woran er in der Burg von Prag verschied. Er wurde daselbst in der Kirche des heiligen Vitus mit kaiserlicher Pracht beerdigt.

Karl hatte vier Frauen gehabt. Die erste war Margaretha Blanca, eine Tochter Herzog Karls von Valois, die ihm als siebenjährige Jungfrau verlobt wurde, und welche er im Jahre 1328 zur Ehe nahm. Sie starb 1348. Ein Jahr später heirathete er Anna, eine Tochter des Churfürsten Rudolf von der Pfalz. Diese starb 1352. Nun nahm er die dritte, eine Tochter des Herzogs Juravin, welche ihm das Herzogthum Jauer und Schweidnitz als Heirathsgut mitbrachte, und die mit ihm im Jahre 1354 zu Rom gekrönt ward. Die vierte war Elisabeth, welche er nach dem Tode der dritten, im Jahre 1363, heirathete, eine Tochter des Herzogs Bogislaus von Pommern. Mit der ersten hatte er keine Söhne, die zweite, Anna, gebar ihm in dem Schlosse zu Prag einen Sohn, der aber noch als

Jüngling starb. Die dritte war Mutter seines Sohnes Wenzel, die vierte seines Sohnes Sigismund, der später Kaiser wurde, so wie des Markgrafen Johanns von Mähren. Seine Töchter waren Margaretha, Gemahlin Ludwigs von Ungarn und Böhmen, gestorben 1359, Elisabeth, vermählt mit Johann Galeazzo, Herzog von Mailand, Katharina, Gemahlin Rudolfs IV., Herzogs von Oestreich, Anna, Gemahlin Otto's, Herzog von Baiern und Churfürsten von Brandenburg, Margaretha, Gemahlin Johanns II., Burggrafen von Nürnberg, Elisabetha, Gemahlin Albrechts von Oestreich, Margaretha, Gemahlin des Grafen Amadeus von Savoyen, Agnes, Gemahlin Wilhelms des Ehrgeizigen, Herzogs von Oestreich, Helena, Gemahlin König Heinrichs. Die Töchter des Kaisers waren also sämmtlich anständig verheirathet.

Vergleichen wir nun das ganze Resultat der Regierung Karls IV. mit der seiner Vorgänger oder seiner nächsten Nachfolger, so will es uns nicht recht einleuchten, warum er nicht mehr Lobredner unter den Geschichtschreibern gefunden. War nun Böhmen auch von dem Kaiser, welcher ihm die meisten materiellen Mittel gab, vorzüglich begünstigt, so fanden doch die Deutschen, wenn man die allgemeinen Zeitumstände berücksichtigt, nicht so viel Grund zu Klagen. Karl hielt den Landfrieden aufrecht, unterdrückte manchen innern Zwiespalt und hielt sich ausnehmend gut mit der Kirche. Denn er war persönlich fromm, und er und seine Gemahlin, Elisabeth, trugen als Mitglieder des dritten Ordens den Strick des heiligen Franziskus.

Ueber Italien übte der Kaiser noch immer eine gewisse Auktorität, und er benahm sich hier geschickter, als viele Andere vor ihm. Nur in Bezug auf Arelat zeigte er sich etwas zu nachgiebig gegen Frankreich. Aber was hätte er machen können, da dieses Land doch faktisch verloren war?

Erfindung des Schießpulvers.

Um diese Zeit fällt eine Entdeckung in Deutschland, die bald einen großen Einfluß üben sollte auf die gesammte Lage der Dinge in Europa. Es war dies die Entdeckung des Schießpulvers, oder wenn man dieses schon früher als bekannt voraussetzen will, wie es nach Einigen Kallimakus, nach Andern Roger Bacon, oder die Chinesen schon früher gekannt haben sollen, durch dessen allgemeine Anwendung in dem europäischen Kriegssysteme. Diese Entdeckung ist sonderbarer Weise nicht einem Kriegsmanne, sondern einem Franziskaner-Mönch, Berthold Schwarz, zuzuschreiben, der sich viel mit chemischen Untersuchungen beschäftigte, als Arzt und Chemiker aus-

zeichnete. Wie so bei vielen der wichtigsten Entdeckungen hat auch der Zufall an der Erfindung des Schießpulvers der allgemeinen Angabe nach seinen Antheil, wenigstens auf die Erfindung der Kanonen. Denn während der Mönch in einem Mörser operirte, fiel ein Funke hinein, die Masse platzte und warf den Stößel in die Luft. Aber wenn das so ist, dann begreift man nicht, was Berthold eigentlich zu jener Zusammensetzung brachte, woraus das Schießpulver gebildet wird, und was ihn überhaupt zu jener Operation bewog.

König Wenzel.

Das päbstliche Schisma. Die hussitischen Unruhen. Bündnisse der Städte und Fürsten. Die Fehme. Sieg der Eidgenossen über Leopold von Oestreich. Wenzels Nichtswürdigkeit, Gefangenschaft, Flucht und Absetzung.

Wenzel, der von den Fürsten erwählte römische König, der jetzt seinem Vater folgte, war am 27. Februar 1361 geboren. Man erzählte *) sich schon manche Unglückszeichen aus seiner ersten Kindheit. Nach Einigen hätte er schon bei seiner Taufe, die mit so vielen Feierlichkeiten in Nürnberg vollzogen wurde, das Taufwasser verunreinigt, nach Andern, was jedoch ein Irrthum ist, wäre die Mutter bei seiner Geburt gestorben. Man erzählt sich ferner, daß die Sebalduskirche bei der Gelegenheit, wo man das Wasser zum Taufen gewärmt, in Brand gerathen, wieder, daß er bei seiner Krönung, wo er noch nicht zwei Jahre alt war, den Altar verunreinigt habe.

So lange Wenzel nüchtern war, betrug er sich gut, hatte auch Freude an den Geschäften, ja er gewährte sogar in den ersten Jahren seiner Regierung das Beispiel eines guten Fürsten, so daß er von Allen geliebt und geachtet wurde. Aber nachher wurde er ganz anders, ein sorgloser, dem Trunke ergebener Fürst, der sich weder um den gegenwärtigen Stand der Dinge kümmerte, noch den vergangenen zu bessern und künftigem Unglück vorzubeugen suchte. Er folgte den Lüsten, floh die Arbeit und ging mehr dem Weine als dem Reiche nach. Bei einer solchen Lage der Dinge mußte die Unordnung von allen Seiten hereinbrechen. Sie ließ nicht lange auf sich warten.

Nach seines Vaters Tode sagte Wenzel zuerst einen Reichstag in Nürnberg an. Die Churfürsten und Städte des Reiches kamen hier zusammen, um über die Lage der Dinge zu berathen. Sie verlegten jedoch den Reichstag nach Frankfurt. Hier verpflichteten sie den König,

*) Struvius, corpus hist. germanic.

keine neuen Zölle im Reiche einzuführen ohne ihre Bewilligung. Wenzel wurde nun aber in der Folge so zuchtlos in Böhmen, daß er sich weder um Gesetze noch Gerichte kümmerte, und das böse Beispiel der Straflosigkeit zog bald Raub, Diebstahl auf den öffentlichen Landstraßen nach sich, so wie eine Hemmung und großen Schaden für den Verkehr. Endlich mußte doch der König einschreiten. Wie aus dem Schlafe geweckt, sammelte er ein Heer gegen den Raubadel, und zerstörte drei ihrer Burgen. Es kamen jedoch auch noch ein paar andere Dinge hinzu, welche die Verwirrung besonders förderten, und endlich nicht blos über Böhmen, sondern auch über einen großen Theil von Deutschland Unglück brachten. Das eine war das päbstliche Schisma, das andere die Ketzerei des Huß. Wenzel hatte nicht blos den Pabst Urban VI. gleich anfangs anerkannt, sondern auch die Fürsten auf dem Reichstage zu Nürnberg beschloßen, wenn Wenzel mit Tod abgehen sollte, keinen andern zum deutschen Könige zu wählen, der nicht zu gleicher Zeit die Wahl Urbans VI. als eine rechtmäßige anerkennen würde. Dem Könige war es wenigstens Ernst damit. Denn er ließ alle Erzbischöfe, Bischöfe sich in die Hand versprechen, daß sie keinen Canoniker in ihr Capitel aufnehmen wollten, welcher nicht zu Urban VI. stände. Als nun Wenzel, wegen einer Pest, die in Prag wüthete, seinen Sitz nach Achen verlegte, versprach er dem Kardinal von Ravenna und päbstlichen Abgeordneten von Neuem, mit den Churfürsten und sonstigen Großen Deutschlands an Urban VI. festzuhalten. Auch Ruprecht der Aeltere und Ruprecht der Jüngere mit allen Pfalzgrafen, der Erzbischof Kuno von Trier und Friedrich von Köln hielten im Jahre 1381 eine Zusammenkunft in Oberwesel, worin sie entschieden, sich zu Urban VI. halten zu wollen. Als dieser unterdeß gestorben, wählten die Italiener an seine Stelle Bonifaz IX., die Franzosen dagegen hielten an Clemens VII. Wenzel, so lange er noch gut gesinnt war, hielt es für sein Amt, den Schutz der Kirche zu übernehmen, und er schickte den Ubaldini als Gesandten an den Pabst, einen in den Rechten bewanderten Mann, der sein Rathgeber, Freund und Hausgenosse war, so wie den Bruder Nicolaus aus dem Orden der Minderbrüder. Bonifaz aber, um Wenzel für sich zu gewinnen, schickte viele freundliche Briefe durch Italien, und lud ihn dorthin, um die Kaiserkrone zu empfangen, die Kirche gegen die Schismatiker, welche von Tag zu Tage zunähmen, zu vertheidigen, und versprach ihm für diesen Feldzug die Zehnten aller Kirchen in Deutschland und in Böhmen. Wenzel *) gelobte nun zwar, nächstens nach Italien zu kommen, und unterdeß den Jodocus, Markgrafen von Mähren, als seinen Stellvertreter dorthin zu senden,

---

*) Struvius, corp. hist. germ.

welcher die dortigen Wirren beilegen sollte. Es kam jedoch weder Wenzel, noch Jodocus jemals nach Italien. In Avignon war unterdeß der Gegenpabst Clemens VII. gestorben. Sein Tod wäre eine günstige Gelegenheit gewesen, das ganze Schisma beizulegen. Aber die Franzosen wählten statt seiner Benedikt XIII., und auch dieser schickte gleich Boten an den König Wenzel, um ihn von seiner rechtmäßigen Wahl zu überzeugen, und ihn von Bonifaz zu trennen. Wenzel begann in der That zu wanken. Er hielt eine Zusammenkunft mit dem Könige Karl VI. und einigen Großen in Rheims. Hier beschloßen sie, das beste Mittel, das unglückliche Schisma zu beenden, sei, die beiden Päbste Benedikt XIII. und Bonifaz IX. zur Abdankung zu vermögen, und dann durch beide Kardinals-Collegien, in Avignon und in Rom, gemeinschaftlich einen neuen Pabst wählen zu lassen. Wenzel schickte auch wirklich Abgeordnete an Bonifaz mit dem Verlangen, er möge der päbstlichen Würde entsagen, dasselbe verlangte er von Benedikt XIII., was jedoch vergeblich war. Denn dieser war es gerade, welcher dem Frieden der Kirche am meisten Hindernisse in den Weg legte.

Ueber die böhmischen Unruhen aber, welche unter dem Namen der Hussitenkriege so große Verheerungen anrichteten, bei welchen Wenzel mehr als eine zweideutige Rolle spielte, so daß er von Vielen als der eigentliche Begünstiger des Huß und der Hussiten angesehen wurde, werden wir bei Gelegenheit des Concils von Constanz noch weiter reden müssen. Wie sich Wenzel in der Sache benahm, lernen wir am besten aus einem Berichte des Aeneas Sylvius, eines Zeitgenossen jener Begebenheiten. Dieser führt uns das Zeugniß eines Anhängers hussitischer Umtriebe über den König auf das Lebhafteste vor Augen. Der Hussite Coranda sagte nämlich in einer Versammlung, wie wir deren in der neuern Zeit ähnliche erlebt haben, über den König Wenzel, der von Einigen angegriffen wurde: „Wiewohl „wir, Brudermänner, einen Trunkenbold und unfähigen Menschen „zum Könige haben, so gibt es doch, wenn wir die übrigen Fürsten „der Reihe nach betrachten, keinen, den wir dem unsrigen vorziehen „sollten, ja ich könnte ihn in Wahrheit ein Beispiel aller Könige „nennen. Er ist ruhig, gutherzig, er liebt uns; denn wer wagt es, „uns unter seiner Regierung beschwerlich zu fallen, obwohl wir unserer „Seits nach Wunsch leben können? Wenn er auch nicht dieselbe „Meinung hat über die Religion, so stört er doch weder selbst die „Uebung derselben, noch läßt er sie Andere stören. Ich glaube daher, „daß es recht ist, Gott zu bitten, daß wir um ein Leben flehen, dessen „Unthätigkeit unser Heil und unsere Ruhe ist.“ *)

*) Aen. Sylv. hist. bohemic.

Bündnisse der Städte und Fürsten. Die Fehme.

Unter solchen Umständen mußten die deutschen Städte sich, wie sie das schon so oft gethan hatten, selbst helfen. Die rheinischen und schwäbischen Städte schloßen daher im Jahre 1381 mit Genehmigung des Königs ein Bündniß wider die Herzoge von Baiern und Schwaben, um deren Macht zu brechen. Die nächste Veranlassung dazu gab der Verdacht einer engern Vereinigung jener Fürsten gegen die Städte. Es traten aber auch viele dem Bunde bei, welche nicht blos unmittelbare Reichsstädte waren, sondern auch solche, welche sich mittels desselben ihren Herren zu entziehen suchten. Eine andere Veranlassung waren die Städte, welche in jenen Zeiten durch Handel, Gewerbe an Reichthum und Macht gewachsen waren. Viele von dem Adel dagegen hatten ihre Güter verpfänden müssen, und da sie die Zinsen nicht zahlen konnten, von den Städten vermöge des Rechtes der Pfandschaft gedrückt wurden, suchten sie die Abwälzung ihrer Lasten. Es waren daher von beiden Seiten Klagen über das Unrecht, welches sie erlitten. Dazu kam noch der Krieg der schwäbischen Städte mit dem Grafen Eberhard, wegen der Advokatie. Der Bund, woran sich Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt, Hagenau, Weissenburg und mehr als vierzig Städte betheiligten, dem sich auch der Bischof von Salzburg und mehrere andere anschloßen, konnte achttausend Mann aufstellen, und wußte sich bald bei seinen Gegnern Achtung zu verschaffen. Er vertrieb die Räuber, und reinigte das Land von den Gewaltherren. Jedoch auch der Adel suchte sich zu vertheidigen. In der Wetterau hatte sich schon im Jahre 1379 die sogenannte Löwengesellschaft gebildet, wogegen der schwäbische und rheinische Adel eine sogenannte Bruderschaft des heiligen Georg, des heiligen Wilhelm gegründet hatte. Sie vereinte sich im Jahre 1382 zu einer großen Genossenschaft. Eine andere Gesellschaft war die der „Gehörnten", denen auch die Stadt Wetzlar, später Regensburg, Gelnhausen und andere beitraten. Da aber solche Verbindungen auch große Gefahren für das Reich hatten, so wurde im Jahre 1383 ein allgemeiner Landfrieden verkündigt, in welchen alle jene Bündnisse eingeschlossen sein sollten, und weil die Genossen jener Bündnisse damals in vier Klassen, Parteien, zerfielen, so gab das Veranlassung zu der spätern Eintheilung des Reiches in Kreise. Die Aufhebung der Bündnisse konnte indessen nicht ganz bewerkstelligt werden, und weil auch Wenzel sich mittels derselben vorsehen wollte, so rieth er den Fürsten, daß sie ebenfalls im Jahre 1384 einen Bund zu Heidelberg schloßen, und diesen später auf drei Jahre verlängerten. Auch die Städte erneuerten ihr Bündniß in Constanz 1385, welchem Zürich,

Solothurn, Luzern, Bern und Zug beitraten. Weil jedoch einige Fürsten und Städte, besonders Westfalens, ein gemeinsames Bündniß: die Fehme (heilige Vehme) geschlossen, und zu dessen Schutz eigene Richter und Fehmgrafen eingesetzt und dieses Bündniß 1386, Freitag vor Katharinentag, unter sich befestigt hatten, sahen sich die Städte Schwabens, Frankens und Baierns zu einem ähnlichen genöthigt, und sie verlängerten dasselbe zu Mergentheim im Jahre 1387, wo die Bundesgenossen ebenfalls wieder in vier Parteien eingetheilt und König Wenzel selbst eingeschlossen wurde.

Die Fehme, Vehmgerichte, Faym, war ein geheimes Gericht, womit man besonders den Landfrieden zu sichern und Verbrecher und Verbrechen zu bestrafen suchte, welche sonst der Arm weltlicher Gerechtigkeit nicht erreichen konnte. Sie hatte ihren Sitz besonders in Westfalen, Arnsberg und Dortmund, wo man noch die Vehmlinde zeigt. Sie sandte ihre Vorladungen geheim, wie auch ihre Richter unbekannt waren. Wer sich nicht verantworten konnte, oder nicht stellen wollte, wurde verfehmt und entging doch ihrem Gerichte nicht. Die Vollstrecker der Fehmgerechtigkeit hatten ihre besondern Kennzeichen, welche sie dem also in aller Stille Gerichteten beifügten. Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Strafgerechtigkeit auch viele Mißbräuche mit sich bringen mußte. Sie wurde endlich, nachdem die Kaiser manche Privilegien dagegen ertheilt, vollends aufgehoben.

Die schwäbischen Städte und die Herzoge von Würtenberg konnten nicht lange im Frieden leben. Jene sagten im Jahre 1388 einen neuen Krieg an. Sie fielen mit viertausend Mann in das Würtenberger Land und verheerten dasselbe, aber sie wurden am Tage des heiligen Bartholomäus bei der Stadt Wyl geschlagen und vernichtet. Dasselbe geschah denen von Mainz, Worms und Speier in der Pfalz. Von da an verloren auch die Städte ihre achtungsvolle Haltung. Denn nachdem ihre Truppen in verschiedenen Schlachten geschlagen waren, wurden diese demoralisirt und fingen an zu rauben, ihr Bündniß selbst wurde durch die Macht der Fürsten aufgelöst. Das waren traurige Zeiten. Wenzel versprach zuerst den schwäbischen Städten seinen Schutz, dann ging er zu der Partei der Fürsten über. Diese umzingelten die Städte in ihrer Nachbarschaft, und thaten den Bürgern vielen Schaden. Das Bündniß der Städte ging zuletzt ganz auseinander, und sie mußten um schweres Geld den Frieden erkaufen. Endlich auf dem Reichstage zu Eger 1390 erklärte Wenzel derartige Bündnisse für unstatthaft, verkündete eine Amnestie und allgemeinen Frieden, dem die Städte beizutreten gezwungen wurden. Da gab es nun eine andere Noth. In den wilden Zeiten hatte sich eine Menge Volks umhergetrieben, die als Söldner in den damaligen Heeren

dienten, dann aufgelöst, als eine Landplage umherschweiften, sich wohl in ganzen Zügen sehen ließen, und raubten und sengten. Es schloßen daher, am Tage der Kreuzerfindung des Jahres 1390, die Churfürsten Werner von Trier, Friedrich von Köln, Ruprecht von der Pfalz eine Uebereinkunft gegen die Genossenschaften der Fremden, vorzüglich der Italiener, worin sie sich gegenseitig Hilfe zusagten. Aber ungeachtet des Friedens von Eger hatten dennoch die Einwohner von Oberdeutschland von einer Genossenschaft, gewöhnlich die Schlegeler genannt, viel zu leiden. Auch die Grafen Philipp und Ruprecht befehdeten einander, und beraubten ihre Nachbarn. Einige stellten dagegen den Reichsstädten nach, und trachteten nach ihren Gütern. Der König selbst begünstigte jene erwähnte Genossenschaft, ging ihnen dadurch an die Hand, daß er ihnen Geld gab und einen Führer, Bruno von Rappoltstein, damit er Hilfe habe, wenn seine Feinde etwas gegen ihn unternehmen sollten. Doch mußte er sie auflösen, als die Sache den Deutschen doch zu arg wurde (1395). Sie war aber im nächstfolgenden Jahre wieder da, und erforderte die ganze Kraft der Fürsten, um aufgelöst zu werden. Dennoch versuchten Manche den Frieden von Eger zu stören. Wenzel begab sich wieder nach Deutschland 1398, und bestätigte nicht blos den Frieden von Eger, sondern gab auch neue, diesen Gegenstand betreffende Gesetze, und verlängerte den Frieden selbst auf zehn Jahre.

Sieg der Eidgenossen über Leopold von Oestreich.

Während in dem übrigen Deutschland die Städte und Fürsten miteinander stritten, hatte sich anderer Seits der Kampf der Schweizer und Oestreicher von Neuem entsponnen. Diese wollten unter ihrem Herzoge Leopold durchaus den alten Gehorsam wieder zurückführen. Leopold zog daher mit einer Kriegsmacht gegen die Eidgenossen. Auf Seiten Leopolds standen der Markgraf von Hochberg und die meisten Grafen des Oberrheines. Sie kamen mit einer zahlreichen Reiterei, schwerbewaffnet, wie sie bis dahin noch die Schlachten entschied, in's Gebirge und lagerten bei Sempach. Hier kam es am 9. Juli 1386 zur Schlacht, die vorzüglich durch die Aufopferung Arnolds von Winkelried, der mit männlichem Muthe eine Menge von gegen ihn gerichteten Lanzen zusammenfaßte, und während sie ihn durchbohrten, mittels seines Leichnams eine Gasse machte, zu Gunsten der Eidgenossen entschieden ward. Leopold wurde geschlagen, er selbst blieb in der Schlacht, und wurde in dem Kloster zu Königsfeld bei seinen Ahnen begraben. Die Schlacht selbst war nicht nur von großem Einflusse auf die nachherige Kriegsweise, indem sie

zeigte, daß auch der gemeine Mann in seiner einfachen Bewaffnung mit Hellebarde und Morgenstern wohl eine Schlacht gewinnen könnte gegen den schwerbewaffneten, ganz in Eisen gehüllten Ritter, sondern auch auf die großen Bewegungen des XV. und XVI. Jahrhunderts. Sie gab den ersten Stoß in das Ritterwesen, und legte den ersten Grund zu dem Systeme der Landsknechte und des spätern Söldnerwesens.

Wenzels Nichtswürdigkeit, Gefangenschaft, Flucht und Absetzung.

Wenzel kümmerte sich endlich um Deutschland gar nicht mehr. Er blieb, seinen Lüsten ergeben, in Böhmen. Die Fürsten schickten zwar Gesandte, die ihn nach Deutschland einladen sollten. Er aber antwortete: „Wenn in Deutschland etwas zu thun gewesen wäre, so „hätte er das im Anfange gethan, wo er die Zügel des römischen „Reiches übernommen, es scheine jetzt nichts übrig zu bleiben, als „daß es so fortgehe. Wenn jedoch Einer der Fürsten seine Hilfe von„nöthen habe, so müsse der zu ihm kommen." Es ging daraus klar hervor, daß er die Fürsten ebenso verachtete, wie sie ihn. Aber der König verband mit der Trägheit und seinen Lüsten, wie das gewöhnlich ist, auch Grausamkeit, und da er wohl merkte, daß ihm nicht blos die Großen, sondern auch das Volk in Böhmen entgegen war, fing er an zu fürchten. In Böhmen traute er keinem Stande, bald zog er die Deutschen, bald die Böhmen vor. Selbst in der Burg zu Prag hielt er sich nicht mehr sicher, und da hier ein Tumult entstand, den das Volk gegen die Juden erregte, den er jedoch nicht bändigen konnte, so baute er sich eine feste Burg in der Nähe von Prag, wohin er sich in Sicherheit bringen wollte. Aber dennoch gerieth er in Gefangenschaft, woraus er sich fast wunderbarer Weise rettete, und wornach er wieder seine alte Grausamkeit und Verworfenheit übte. Als die Fürsten in Deutschland von seiner Gefangenschaft, seinem harten und schmutzigen Kerker gehört hatten, suchten sie ihn, durch eine besondere Gesandtschaft an die Böhmen, zu retten. Wenzel gerieth jedoch von Neuem in Gefangenschaft, und jetzt war es sein eigener Bruder, Sigismund, der ihm, in Gemeinschaft mit Jodocus von Mähren und Leopold von Oestreich, Nachstellungen gelegt, ihn auffing, nach dem Prager Schlosse schleppte und in einen Thurm desselben einsperrte. Aber da man ihn nicht sicher verwahrt glaubte, ward er an Albrecht von Oestreich nach Wien geschickt. Hier lag er in einem Schlupfwinkel, und konnte von Niemanden aufgefunden werden, als die darum wußten. Aber dennoch entkam er

mit Hilfe eines Fischers, erschien wiederum in seiner Burg zu Prag, wo er sich von Neuem der Regierung bemächtigte. Um sich jedoch sicherer zu stellen, nahm er eine Tochter des Herzogs Johann von Baiern, Sophia, zur Frau, und schloß mit diesem ein engeres Bündniß (1394).

Im folgenden Jahre 1395 kam Johann Galeazzo von Mailand nach Prag, und verlangte, um sich gegen die Florentiner und deren Bundesgenossen ein größeres Ansehen zu geben, von einem Vicegrafen zum Herzoge von Mailand erhoben zu werden. Wenzel nahm hunderttausend Goldstücke, und sandte ihm dafür den Hut und die herzoglichen Insignien. Das wurde ihm aber in Deutschland sehr übel genommen, und war die Veranlassung seiner Absetzung. Denn die Churfürsten, welche sahen, daß Wenzel sich nicht änderte, sondern nach seiner frühern Gewohnheit fortfuhr, sein Leben mit Fressen und Saufen und sonstiger Liederlichkeit zuzubringen, Tag in Nacht zu verwandeln, traten jetzt in Mainz zusammen, und schloßen Montag nach Kreuzerhöhung des Jahres 1399 eine Uebereinkunft, welche den Schutz des Rechtes der Kirche, des Reiches und der Churfürsten zum Zwecke hatte, und namentlich auch gegen die Trennung der Provinzen vom Reiche, wie es mit Mailand geschehen, gerichtet war. Diesem Bündnisse traten der Herzog von Baiern, der Landgraf von Thüringen, Herrmann von Hessen, der Burggraf von Nürnberg bei. Sie ersuchten nun zunächst den König um einen Reichsvicar, wozu Emicho, Graf von Leiningen, bestimmt war. Als dieses nicht geschah, verlangten sie, daß er nach Frankfurt käme. Aber auch jetzt eilte er nicht, ließ sich durch eine Gesandtschaft vertreten und mit innern Unruhen in Böhmen entschuldigen. Da trafen die geistlichen Churfürsten zu Marburg eine Uebereinkunft mit Ruprecht, Pfalzgrafen bei Rhein. Auch der Churfürst von Sachsen erschien hier, und sie schrieben einen andern Tag nach Mainz aus, wo im Ganzen die frühern Beschlüsse bestätigt und über die Wahl eines neuen Königs verhandelt wurde. Wenzel suchte diese zwar zu hintertreiben, indem er einen andern Reichstag nach Nürnberg ansagte. Er ward jedoch demohnerachtet vorgeladen, in Lahnstein zu erscheinen, die Beschwerden der Fürsten zu hören, Vorsorge für das Reich zu treffen, widrigenfalls zur Wahl eines neuen Königs geschritten werden sollte. Die Fürsten und sonstigen Stände des Reiches ließen ihm diesen Beschluß durch den Ritter Talberg bekannt machen. Am festgesetzten Tage kamen die drei geistlichen Churfürsten, nämlich Johann von Mainz, Friedrich von Köln, Werner von Trier, zugleich mit Ruprecht von der Pfalz in Lahnstein zusammen, luden auch die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg dorthin, um mit ihnen gemeinschaftlich zu verhandeln, welche aber nicht erschienen. Als man zehn Tage gewartet, und der

König nicht kam, und auch kein Anderer, der für ihn das Wort nahm, wurde er als ein Widerspenstiger betrachtet, und alle Angelegenheiten, welche das Reich angingen, an Ruprecht übertragen. Dieser nahm die Würde an. Die drei geistlichen Churfürsten schritten daher am 20. August des Jahres 1400 zur Absetzung Wenzels, und ließen ihren Urtheilsspruch von dem Königsstuhle zu Rense, vor den Thoren Oberlahnsteins, vor allem Volk, das sich zahlreich versammelt hatte, bekannt machen. Sie setzten hier ohne Rücksicht auf die Abwesenheit der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, jedoch mit Genehmigung des Pabstes, Wenzel, als einen Unwürdigen, vom Reiche ab. Ursachen seiner Absetzung waren ferner noch, weil er das Schisma, das sich in der Kirche erhoben, nicht als Schirmvogt derselben beigelegt, das Reich verstümmelt und vergeudet, indem er nicht nur einen kaiserlichen Statthalter von Mailand zu einem selbstständigen Herzoge gemacht, sondern auch viele Länder in Deutschland und Italien dem Reiche entfremdet, sogar unausgefüllte, aber mit dem kaiserlichen Siegel versehene Urkunden verkauft, worauf alsdann die Besitzer schreiben konnten, was sie wollten, Streit und Krieg, wodurch Deutschland so sehr belästigt worden, nicht gehoben, Raub und Diebstahl und andere Uebel des Reiches nicht gehemmt, endlich entweder selbst oder durch andere verschiedene Personen Unschuldige (darunter war namentlich der so berühmte Johann von Nepomuck) dem Tode übergeben, im Wasser ertränkt, in die Flammen gestürzt oder auf andere Weise aus dem Wege geräumt; daß er sich ferner durch mancherlei Fehler und enorme Excesse für das Reich unbrauchbar gemacht. Sigismund, Wenzels Bruder, war der ganze Prozeß jedoch nicht recht. Er beklagte sich darüber, wahrscheinlich, weil er übergangen wurde, in einem eigenen Schreiben an die Kardinäle, daß Wenzel weder vorgeladen, noch überführt, ja endlich sogar ohne Untersuchung des Reiches beraubt worden sei.

Wiewohl Wenzel, offenbar ein Unwürdiger, des Reiches abgesetzt war, so hatte er doch noch großen Anhang unter den Fürsten und Städten in Deutschland. Auch leistete Wenzel keineswegs Verzicht auf seine Ansprüche. Er stärkte vielmehr seinen Anhang zum Widerstande gegen Ruprecht. Dieser hatte daher eine schwierige Stellung, selbst die Bewohner von Achen wollten ihn nicht einlassen zur Krönung.

Wenzel blieb indeß mit allen seinen Ansprüchen in Böhmen, übte dort seine Tyrannei an den Unterthanen, und wenn sich auch Sigismund über seine Absetzung beklagt, so war dies gewiß keine Theilnahme für ihn. Denn er hatte ihn ja selbst gefangen genommen, in Gewahrsam gehalten, und nur durch die Flucht Wenzel seine Freiheit und sein Reich wieder erhalten. Aber ungeachtet seiner

unordentlichen, liederlichen Lebensweise lebte Wenzel noch achtzehn Jahre nach seiner Absetzung in Böhmen. Denn er starb erst im Jahre 1418 an einem Schlage, wozu ihn wahrscheinlich sein Jähzorn gebracht hatte. Denn als in Prag ein Auflauf entstand, kam, während der König zu Tische saß, ein Bote unverhofft heran, und brachte in der Bestürzung eine Nachricht, von welcher der Kredenzer behauptete, sie schon vor drei Tagen gekannt zu haben. Darüber ward der König so ergrimmt, daß er ihn bei den Haaren ergriff, warf ihn zu Füßen, und wollte ihn, als einen Mitwisser der Freventhat, mit seinem Dolche durchbohren. Die Umstehenden jedoch entwanden ihm den Dolch, und mahnten ihn, er möge nicht durch den Mord des Dieners die königliche Würde beflecken. Aber noch unter ihren Händen ward er vom Schlage getroffen, und starb drei Tage nachher. Sein Körper wurde aus Furcht vor dem Volke heimlich nach der Burg von Prag gebracht, und dort in der Capelle des heiligen Wenzeslaus, Patrons von Böhmen, beigesetzt. Wenzel war zweimal verheirathet. Das erste Mal mit Johanna, einer Tochter Albrechts von Baiern und Grafen von Holland. Mit dieser wurde er in Achen gekrönt. Sie war jedoch im Jahre 1387 gestorben. Nun heirathete er Sophia, eine Tochter Stefans, ebenfalls Herzogs von Baiern. Die Hochzeit ward mit allem Glanze in Prag gefeiert. Aber beide Ehen waren kinderlos.

König Ruprecht von der Pfalz.

Als die Churfürsten den Wenzel zu Rense abgesetzt, stiegen sie Tags darauf wiederum auf den Königsstuhl daselbst. Die geistlichen Churfürsten sangen, wahrscheinlich in Oberlahnstein, die Messe vom heiligen Geiste, und verrichteten zu dem Zwecke ihre Andacht, daß der Geist der Erleuchtung sie bei der Wahl des neuen Königs leiten wolle, und sie einen König bekämen, der Gott angenehm und der Christenheit zu Nutzen sein möge. Nach der Messe schworen die vier Churfürsten (der Churfürst von Sachsen und Brandenburg fehlten) einen Eid auf die goldene Bulle, und verbanden sich mittels desselben, nur den Würdigsten zu wählen. Es war Samstag vor dem Feste des Apostels Matthäus 1400. Die drei Churfürsten, Johann von Mainz, Friedrich von Köln, Werner von Trier, wählten, nachdem sie die andern Churfürsten dazu eingeladen hatten, in Gegenwart vieler Edlen des Reiches Ruprecht von der Pfalz zum Könige, und setzten ihn auf den Königsstuhl. Er war Ruperts des Standhaften Sohn, und seine Mutter Beatrix eine Tochter Peters III. von Sicilien. Er trug den Namen Clem, was nach Einigen der Erste,

nach Andern aber der Milde bedeutete. Vor seiner Wahl hatte er die Privilegien der Churfürsten zu schützen beschworen, für das Kirchenwesen Vorsorge zu treffen, das Herzogthum Mailand wieder an das Reich zu bringen und ebenso das Herzogthum Brabant, die von Wenzel eingeführten neuen Zölle abzuschaffen und das Reich zu schützen. Dafür machten sich aber die geistlichen Churfürsten verbindlich, und zwar schriftlich, ihn gegen Jeden zu vertheidigen. Sie zeigten daher die Wahl dem Pabste Bonifaz IX. und den Kardinälen an. Dasselbe that Ruprecht. Es wurden auch Briefe an Franz Gonzaga, Statthalter in Mantua, gesendet, an Nicolaus, Markgrafen von Este, Statthalter in Modena, an Franz Carera von Padua, an die Florentiner und Andere. Franz Carera versprach dem Neugewählten Gehorsam, Gonzaga jedoch wollte nicht von Wenzel lassen, die von Modena und Ferrara dagegen den übrigen Statthaltern und Getreuen des heiligen römischen Reiches folgen. Die Florentiner und Luccesen drückten sich dahin aus, daß sie von der Wahl Ruprechts alles Gute erwarteten. Dennoch gab es Viele im Reiche, welche theils Wenzel anhingen, theils einen Andern, namentlich Jodoc, einen Markgrafen von Mähren, der ein Sohn Heinrichs, Bruder Karls IV., war, gerne als König gesehen hätten.

Ruprecht war ein frommer, gerechter Fürst, er liebte die Geistlichkeit, war aber nichts desto weniger sehr geübt in den Waffen, hatte einen scharfen Verstand und keine geringen Kenntnisse in den Wissenschaften, auch war er immer mit gutem Rathe bei der Hand, obgleich öfter im Unglück, und Geld liebend.

Die Ersten, welche Ruprecht nach seiner Wahl nicht aufnehmen wollten, waren die Frankfurter. Sie wurden daher sechs Wochen und drei Tage mit einer großen Anzahl von Edlen belagert. Da öffneten sie die Thore, nachdem sowohl Ruprecht als die Churfürsten der Stadt Sicherheit und Bestätigung ihrer Privilegien versprochen. Er empfing nun den Eid der Treue von den Rheinstädten und vielen Fürsten, nachdem er ihre Rechte und Privilegien bestätigt. Auch Straßburg, welches bis dahin dem Wenzel angehangen, öffnete die Thore, vorzüglich jedoch waren es die schwäbischen Städte, welche nicht gleich dem Wenzel entsagten. Sie kamen vielmehr in Heilbronn zusammen, und gaben den Gesandten Ruprechts, Engelhardt, Herrn von Weinsberg, und Diether von Gemmingen, den Bescheid, sie könnten Ruprecht nicht annehmen, wenn sie nicht vorher des Eides gegen Wenzel entbunden wären. Ruprecht sorgte nun vor Allem, daß die baierische Gränze hinreichend gegen einen Anfall der Böhmen gedeckt wäre. Dann forderte er von den Bewohnern von Achen, daß sie ihn dort aufnähmen, damit er sich krönen ließe. Der Krönungstag selbst war auf den 25. November bestimmt. Aber die Bewohner

von Achen wollten ihn nicht anders aufnehmen, als nach einer Belagerung von sechs Wochen und drei Tagen, und so wurde er endlich am Tage der Erscheinung des Herrn im Jahre 1401 durch den Erzbischof Friedrich von Köln gekrönt. Die Bürger von Achen wurden jedoch wegen ihrer Widersetzlichkeit hart gestraft, und erlitten viel Schaden im Reiche. Ruprecht belehnte sowohl in Achen als in Nürnberg mehrere geistliche und weltliche Fürsten mit ihren Reichslehen. Die Landgrafen von Hessen und die Markgrafen von Meißen aber wurden durch die Erzbischöfe von Köln und Mainz zum Empfange der ihrigen besonders eingeladen. Ruprecht erlangte endlich im Jahre 1403 die Bestätigung von Seiten des Pabstes Bonifaz, der den Wenzel verworfen. Das gab jenem neues Ansehen und Gewicht nicht blos bei dem größten Theile der Fürsten und Städte von Deutschland, sondern auch die Könige von Aragon, Sicilien, Schweden, England erkannten ihn an.

Wenzel gedachte indeß das Reich noch nicht fahren zu lassen, sondern mit Hilfe seiner Freunde zu behaupten. Auch der König von Frankreich, Karl, mischte sich in die Angelegenheit, und sandte Boten nach Mainz, um zwischen Ruprecht und Wenzel zu vermitteln. Der König Sigismund von Ungarn dagegen rieth Wenzel zugleich mit den böhmischen Großen, er möge das Reich fahren lassen, wenn ihm nur Geld gegeben würde. Als er dies weigerte, gingen sie erzürnt fort, und sie wurden so aufgebracht über ihn, daß sie ihn in beständiger Gefangenschaft halten wollten. Wenzel aber sandte zweimal Boten an seinen Bruder Sigismund, und ließ ihn zur Rückkehr mahnen. Er kam eilig, und sagte Hilfe zu, wenn er ihm Polen, die Lausitz und andere Landestheile an den Gränzen Ungarns, so wie nach seinem Tode die Nachfolge in Böhmen zusage. Das erbitterte Wenzel, und er ließ seinen Bruder allein stehen.

Ruprecht berief die Stände des Reiches nach Nürnberg, die auch um das Fest Philippi Jacobi hier zusammenkamen. Dann ging er nach Heidelberg, nachdem er jedoch seinen Sohn Ludwig an den Gränzen Baierns mit einem Heere zur Beobachtung der Böhmen zurückgelassen, um bei einer andern Gelegenheit in dieses Land selbst einzurücken. Als sich nun aber ein Brand in dem Böhmer-Wald entzündete, und Jener einige Orte in Böhmen besetzt hatte, gerieth Wenzel in Schrecken. Jodocus, Procopius, Markgrafen von Mähren, Friedrich von Meißen, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, die Herzoge von Baiern, der Burggraf von Nürnberg vereinigten sich mit dem Heere, das für Ruprecht stritt, ja alle Edle und Barone in Böhmen begünstigten ihn. Die verbündeten Fürsten belagerten schon seit sechs Wochen Prag, welches sie jedoch, da Ruprecht, der während der Zeit unthätig in Heidelberg weilte, sie nicht unterstützte,

wiederum verließen. Ruprecht ging indessen nach Italien, und seine Bundesgenossen wußten Wenzel durch fortwährende Kriege zu ängstigen. Dieser hielt sich aber mit Hilfe des Churfürsten von Sachsen, Rudolfs, und Ernest, Herzogs von Baiern.

Ruprecht, der bei seiner Wahl versprochen, das Mailänder Gebiet dem Reiche wieder zu gewinnen, hatte auf dem Reichstage zu Nürnberg im August 1401, nachdem er den Zug dorthin beschlossen, seinen Sohn Ludwig den Bärtigen zum Reichsverweser eingesetzt. Bevor er jedoch den Zug selbst unternahm, wurde ihm die Gefahr einer Vergiftung bereitet, der er aber glücklich entging. Auch fehlte es nicht an solchen, die ihm den Rath ertheilten, es sei besser für ihn, wenn er mit Galeazzo ein festes Freundschaftsbündniß schließe, als wenn er ihn befriege. Auf die Einladung des Pabstes jedoch durch den Bischof von Verden, Herrmann Rode, und Anton von Monte-Cassino, die ihm in dessen Namen die Kaiserkrone boten, der Florentiner und Anderer, welche über Johann Galeazzo klagten, sagte er diesem den Krieg an, wenn er nicht alle Orte, die er in Italien dem Reiche entzogen, zurückgeben wolle. Dieser antwortete: er habe Alles von Wenzel zu Lehen. Ruprecht also, nachdem er viel Zeit mit seinen Vorbereitungen verbracht und schon längst beschlossen hatte, noch vor Pfingsten des folgenden Jahres in Rom zu sein, brach endlich im Monat September gegen das Fest Mariä Geburt mit seiner Gemahlin Elisabeth und einem nicht gar großen Heere nach Italien auf. Er hatte fünftausend Lanzenknechte, tausend Reiter, eine Masse von Bogenschützen und andere Waffengattungen, die ihm von den Reichsstädten zu Hilfe gesendet wurden. Auch sprach er die Könige von Arragon, Sicilien, Castilien, den Dogen von Venedig und die übrigen Herren und Städte Italiens um Hilfe an. Der Zug ging durch Tyrol. Zuerst richtete er seine Macht gegen Franz Gonzaga, Statthalter von Mantua. Im November kam er nach Padua, und zeigte seine Ankunft dem Pabste an. Jetzt nahm er das Land von Brescia, welches er seinen Truppen zur Plünderung übergab. Weil er aber von dem Pabste und den Florentinern nicht unterstützt wurde, von welchen er zweimalhunderttausend Ducaten verlangte, von Galeazzo in mehreren Reitertreffen, worin dieser der Stärkere war, und auch zuletzt am Garda-See besiegt, von Leopold von Oestreich, dem Erzbischofe von Köln und andern Fürsten verlassen wurde, so kehrte er im Jahre 1402 wieder nach Trient zurück. Da er nun von den Florentinern gebeten wurde, den Galeazzo mit gewaffneter Hand zu unterdrücken, so antwortete er, es seien dazu mehr Truppen und Geld vonnöthen, und er könne gegen die Mailänder nichts ausrichten, als wenn sich die Truppen des Pabstes und der Venetianer mit ihm verbunden hätten, und da das nicht geschah,

war ihm der Weg nach Rom versperrt. Er ging indeß, als das Weihnachtsfest vorüber war, wieder nach Padua, um allda die mildere Witterung abzuwarten. Auch den König von England und Andere ersuchte er um Hilfe. Wenn jedoch die Florentiner in ihn drangen, er möge in Italien bleiben, aber nichts für ihn thaten, weder Geld, noch Truppen sendeten, so hatten diese offenbar weiter nichts im Sinne, als durch ihn den Galeazzo blos im Schach zu halten. Ruprecht, der in der Lombardei sich nicht halten, viel weniger nach Rom gehen konnte, setzte den Franz Carera als seinen Statthalter in Padua ein, und führte seine Truppen nach Deutschland zurück. Später vernahm er das Heranrücken der Engländer, jedoch er ließ sie wieder nach Hause gehen. Das gab ihm nun einen schlimmen Namen in Italien, dessen Parteien sich gerne der kaiserlichen Macht zur Unterdrückung ihrer Gegner bedient hätten, obgleich sie nichts für Ruprecht thaten, ja diesen vielleicht selbst nicht einmal mächtig wünschten. Die Rückkehr Ruprechts nach Deutschland erhöhte bei Galeazzo den Muth. Er gedachte, sich ganz Italien zu unterwerfen. Auch gelangen die ersten Versuche. Er eroberte Bologna, und das gab ihm auch Hoffnung für Florenz. Aber mitten in seiner Siegesbahn ergriff ihn ein Fieber, woran er mit Hinterlassung einer Tochter verschied. Das schien nun dem Pabste eine günstige Gelegenheit, Perugia, Bologna und die andern Länder den Mailändern wegzunehmen. Ja selbst die Stadt Mailand schüttelte das Joch des Galeazzo ab. Verona ergab sich dem kaiserlichen Statthalter, und Padua kam bald darauf in die Gewalt der Venetianer. Es wurde daher Ruprecht sehr verdacht, daß er keinen zweiten Zug nach Italien unternommen. Denn der Krieg wurde durch die päbstlichen Getreuen und den Statthalter von Padua gegen Mailand fortgesetzt, jedoch nicht zum Vortheile des Reiches. Denn die Venetianer, Florentiner, Genuesen wußten viele Städte und Länder des Reiches an sich zu bringen. Vorzüglich aber benutzte Ladislaus, König von Sicilien, den trüben Zustand der Dinge in Italien, und strebte darnach, das Reich an sich zu bringen. Auf sein Kleid ließ er die Worte einwirken: Aut Caesar, aut nihil, ja er erlaubte sich sogar den Titel eines römischen Königs.

Als nun Ruprecht aus Italien zurückgekommen war, und zu Heidelberg auf seinem Richterstuhle saß im Mai des Jahres 1402, dachte er vor Allem an die widerspenstigen Bewohner von Achen. Schon früher, auf dem Reichstage zu Nürnberg, hatte er ihnen das sichere Geleit verweigert, jetzt sollten sie auch in die kaiserliche Acht gethan werden, ja er bat den Pabst Bonifaz IX., daß er sie auch mit dem kirchlichen Banne schlüge. Da entsagten sie dem Wenzel, bekannten sich zu Ruprecht, und der Erzbischof Friedrich von Köln

bewirkte die Sühne. Auch gegen Bernhard, Markgrafen von Baden, wurde vorgeschritten, weil er verbotene Zölle errichtet, und einige seiner Güter von dem Herzoge von Orleans, der dem Könige entgegen war, zu Lehen genommen hatte, und in Verdacht stand, als begünstige er schädliche Ränke gegen das Reich. Ruprecht verlangte von ihm, er möge den Lehen des Herzogs von Orleans entsagen, von den unerlaubten Zöllen abstehen, und sich hüten, daß er dem Reiche keinen Schaden zufüge. Bernhard erwiederte darauf: die orleanischen Güter seien kein Nachtheil, weder für den Kaiser, noch für das Reich, es möchten darüber die Churfürsten und Fürsten des Reiches entscheiden. Diese Sache wurde nun zuerst auf einer Zusammenkunft in Bruchsal, einer Stadt des Bischofes von Speier, Montag nach Lätare verhandelt, aber ohne Erfolg. Der König belagerte daher Mühlberg, eine Stadt des Markgrafen von Baden. Da jedoch auch der Bischof von Straßburg, der Graf von Würtenberg, der Schutzvogt des Reiches im Elsaß, zwei Herren von Lichtenberg hinzukamen, und Bernhard einer solchen Macht nicht widerstehen konnte, wurde er bewogen, Ruprecht um Gnade zu bitten, und sich zu unterwerfen.

Jetzt gab's wieder einen andern Handel, der Ruprechts Ansehen erforderte. Der Graf Adolf von Ravensberg hatte, von Herrschsucht verleitet, seinen Vater Wilhelm, Herzog von Berg, unter dem Vorwande eines Verschwenders auf dem Schlosse Neuenburg in engem Gewahrsam gehalten, und wollte ihn auch auf die dringendsten Bitten nicht loslassen. Aber der Ritter Heinrich von Altenahr half, und mittels seiner Schlauheit wurde Jener im Jahre 1405 aus seinem Kerker befreit, zum Erzbischof Friedrich von Saarwerden geführt, von demselben freundlich aufgenommen und nach Köln gebracht. Als nun Adolf hörte, daß der Vater entsprungen, trieb er die Mutter aus dem Herzogthum. Diese floh, da sie eine Schwester Ruprechts war, zu dem römischen Könige, und beschwerte sich bitter über die ihnen von ihrem Sohne zugefügte Beleidigung. Adolf wurde vor das Gericht nach der königlichen Pfalz geladen, weil er nicht erschien, in die Acht erklärt, und als ein Hartnäckiger mit dem Reichskriege bedroht. Da er sich nun diesem nicht gewachsen sah, gab er einige Burgen heraus und versöhnte sich mit seinen Eltern.

In demselben Jahre rächte Ruprecht den Landfrieden an einigen Grafen von der Wetterau, welche aus ihren Burgen zu Buckingen, Zweiste, Hudelgesesse, Memlovs, Corben und Wasserleis viele Räubereien verübt. Ruprecht zog auf manchfaches Zudringen gegen sie an, und zerstörte sie. Da aber unter Jenen mehrere Vasallen des Erzbischofes von Mainz waren, und weil man bei ihrer Bestrafung wahrscheinlich nicht die gesetzliche Form eingehalten, so ward dieser

darüber aufgebracht, und schloß in demselben Jahre mit dem Markgrafen Bernhard von Baden, dem Grafen Eberhard von Würtenberg, den Straßburgern und andern Städten ein Bündniß zu Marbach, das fünf Jahre dauern sollte, und unter dem Namen des Marbacher Bundes bekannt ist. Die Mitglieder desselben beschloßen, sich durch Rath und That beizustehen gegen König Ruprecht, wenn er ihnen etwa unrechtmäßige Gewalt anthun wollte. Die Bundesgenossen betheuerten jedoch dem Könige, daß sie nichts gegen ihn unternehmen wollten, wenn er sie ungestört in ihren Rechten ließ. König Ruprecht aber nahm die Sache anders. Er ließ nicht blos die schwäbischen Städte durch eigene Boten abmahnen, sondern sagte auch auf den Tag der eilftausend Jungfrauen (21. October) einen Reichstag nach Mainz an, und lud die Verbündeten dorthin. Als sich diese nun durch Abgeordnete vertreten ließen, wurde ein neuer Reichstag angesagt auf Erscheinung des Herrn (1406), wobei den Bundesgenossen zu erscheinen befohlen wurde. Diese brachten viele Gründe vor, weshalb sie nicht kämen, erklärten jedoch, unter der Bedingung anwesend sein zu wollen, wenn man ihnen das Versprechen gäbe, daß Alles mit Ruhe verhandelt würde. Als sich aber Ruprecht auf die Entscheidung der Fürsten des Reichs berief, fürchteten sie das Ansehen des Königs beim Reichstage, und blieben aus, ja der Erzbischof von Mainz wagte es sogar, sich als Feind des Königs zu erklären. Er selbst sowohl als Ulrich von Bergheim, genannt von Schweden, sandten Mißtrauensschreiben an den König. Während dieser sich nun gegen die Verbündeten zum Kriege rüstete, ward er plötzlich vom Tode überrascht. Er starb den 18. Mai 1410 zu Oppenheim, und liegt nach Cuspinian in der heiligen Geist-Kirche zu Heidelberg begraben, nach Andern jedoch in einer einsamen Bergschlucht bei Wetzlar, wo ein bloßer Stein sein Grab deckt.

Für die Kirche in Deutschland wäre es wünschenswerth gewesen, wenn Ruprecht länger gelebt und mehr Macht besessen hätte. Denn er hielt treu zum rechtmäßigen Pabste, und war auch sonst guter Gesinnung. Noch in den letzten Jahren seines Lebens hatte er mit allem Ernste für die Aufhebung des Schisma's Vorsorge getroffen, der Pabst ihn selbst als Schirmherrn der Kirche und Beschützer des um Pfingsten im Jahre 1409 zusammengetretenen Conciliums anerkannt.

Kaiser Sigismund.

Hussiten. Concilium zu Konstanz, zu Basel. Friedrich von Hohenzollern wird von Sigismund mit der Markgrafschaft Brandenburg belehnt. Reformbestrebungen in Deutschland.

Als Ruprecht gestorben war, wählten die Fürsten Sigismund zu ihrem Könige. Es war Johann von Nassau, Erzbischof von Mainz, welcher den Wahltag auf St. Aegidien in Frankfurt angesagt hatte. Zusammenkamen hier, außer Werner von Falkenstein von Trier, Friedrich III. von Saarwerden von Köln, Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein. Der König Wenzel von Böhmen, der Churfürst Rudolf von Sachsen, Jodok, Markgraf von Mähren, welcher damals das Churfürstenthum Brandenburg als Pfand inne hatte, wurden aus Furcht vor dem Kriege mit den benachbarten Preußen zurückgehalten, die, nach schwerer Niederlage, welche die deutschen Kreuzritter von den mit Lithauern, Russen, Tataren verbundenen Preußen beim Dorfe Grünewald erlitten, immer bedenklicher wurden. Sie hatten daher um eine Verlängerung der Wahlfrist gebeten. Sigismund, König von Ungarn, versäumte die Gelegenheit nicht, sondern er schickte, wiewohl ungerufen, als Vertreter seines Erbrechtes an dem Churfürstenthume Brandenburg den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, als Gesandten an den Wahltag. Dieser wußte aber die Fürsten dadurch auf Seite Sigismunds zu ziehen, daß er behauptete, ihm sei der Pabst Gregor XII. gewogen, und er werde die Beilegung des Schisma's durchsetzen. Dem Pfalzgrafen Ludwig versprach er die Bestätigung seiner Privilegien. Bevor wir jedoch zur Geschichte seiner Wahl übergehen, müssen wir uns etwas weiter zurück nach Sigismunds bisherigen Schicksalen umsehen.

Sigismund war im Jahre 1368 geboren. Er hatte außer vorzüglichen Eigenschaften des Körpers auch große Anlagen des Geistes. Vor Allem war er ein eifriger Beförderer der Religion, wußte viele Sprachen. Das Lateinische, Deutsche, Böhmische, Slavische, Italienische, Französische konnte er vollkommen reden. Er wurde deshalb das Licht der Welt genannt. In dem Jahre 1373 hatte er von seinem Vater die Mark Brandenburg erhalten. Dann aber nahm ihn der König Ludwig von Ungarn, der ihm seine noch in sehr zartem Alter befindliche Tochter verlobte, zu sich, um Sprache und Gewohnheiten der Ungarn zu erlernen. Er versetzte ihn jedoch bald nach Polen, wo ihm die Angesehensten des Landes den Eid der Treue leisteten. Als aber Ludwig sein Ende herannahen fühlte, rief

er die Edlen zusammen, verfügte über das Reich, und Jene legten von freien Stücken den Eid der Treue in die Hände seiner Tochter Maria. Als nun der König von Ungarn 1382 gestorben, verließ Sigismund Polen, und eilte dorthin. Immer jedoch noch zu langsam. Denn Maria folgte schlechtem Rathe, ließ viele der Vornehmsten hinrichten, und das reizte zum Abfalle. Einige der Großen riefen daher Karl den Kleinen, König von Neapel und Enkel Ludwigs, herbei, und ernannten ihn zum Könige. Sigismund feierte indessen zu Ofen mit Maria unter großen Festlichkeiten seine Hochzeit, und ging nach Böhmen. Maria ward aber in Ofen abgesetzt, und Karl unter großen Gunstbezeugungen des Volkes gekrönt. Diese jedoch dauerten nicht lange, Karl ward ermordet, und nach seiner Ermordung riefen die Ungarn Maria von Neuem zum Könige aus. Johann Horwart indeß, Statthalter von Croatien, suchte den Tod Karls zu rächen, und ließ den Nicolaus Gara, den Anstifter des Mordes, tödten, Maria und ihre Mutter Elisabeth gefangen nehmen und in den Fluß versenken. Jene ward aber, als Sigismund mit einem Heere nach Ungarn kam, gerettet, und dieser selbst im Jahre 1386 zum Könige gekrönt.

Nach dem Tode Mariens 1392 ließ Sigismund zweiunddreißig vornehme Ungarn, die ihm einstens entgegengewesen, hinrichten. Dadurch reizte er den Zorn des Volkes von Neuem gegen sich auf, und eine Niederlage, die er gegen die Türken erlitt, vermehrte seine Schwierigkeiten. Mit jener Niederlage jedoch hatte es folgende Bewandtniß. Die Türken hatten unter Anführung des Sultans Bajazet Thracien, Thessalien, Macedonien, Phokäa, Böotien und Attika in ihre Gewalt gebracht. Auch in Mösien waren sie eingefallen. Das ging Sigismund sehr nahe. Er zog Truppen aus Frankreich, England, Luxenburg zusammen, und Viele nahmen, theils aus innerm Antriebe, theils durch seine Bitten und Geschenke bewogen, die Waffen, darunter namentlich Johannes, Fürst von Burgund, der aus Anhänglichkeit an die christliche Religion zugleich mit seinen Burgundionen dorthin eilte. Sigismund hatte mit seinen Truppen Nicopolis belagert. Da es nun die Franzosen für rühmlich hielten, das Treffen zu beginnen, ohne die Andern zu erwarten, griffen sie die Türken an, und zwangen sie zu einem kleinen Rückzuge. Da nahmen die Türken ihre Bogen, und tödteten die Pferde der Franzosen, sie selbst sprangen ab von den Pferden, um zu Fuß zu kämpfen. Jene liefen aber mit ihren leeren Sätteln in das Lager, und verleiteten die Ungarn zu dem Irrthume, als seien die Reiter sämmtlich getödtet worden. Sigismund eilte auf schnellem Pferde herbei, um den Seinigen diesen Irrthum zu nehmen, und sie von der Flucht zur Schlacht zurückzubringen. Das konnte jedoch nichts helfen. Er selbst stürzte vom Pferde, und wäre gewiß gefangen

genommen worden, wenn er nicht in aller Schnelle die Kleider gewechselt, sich in einen Kahn geworfen, womit man Lebensmittel auf der Donau heruntergeführt. So entging er der Gefangenschaft, in welche der Fürst von Burgund gerieth, und aus der er sich nur mit schwerem Gelde loskaufen konnte. Sigismund kam zunächst nach Konstantinopel, und von da nach Ungarn zurück. Hier aber hatte unterdeß die Partei die Oberhand, welche die ungarische Krone dem Ladislaus, Karls des Kleinen Sohn, angeboten. Denn das ganze Volk war von Sigismund abgefallen. Die Hinrichtung der zweiunddreißig Edlen, die Niederlage von Nicopolis, der Tod Mariens, auch die ungezügelte Lebensart, welcher sich Sigismund nach deren Tode hingab, hatten ihn verhaßt gemacht oder der Verachtung preisgegeben. Im Jahre 1411, am Tage des heiligen Vitalis, zog eine große Anzahl von Vornehmen unter dem Vorwande irgend eines Geschäftes zu ihm, und umgab ihn mit einem mächtigen Kreise. Auch der Sohn des von dem Palatin Johann Horwart getödteten Gara kam. Sie warfen nun dem Könige verschiedene Schandthaten vor. Es kam erst zu Worten, dann zu Handgriffen. Sie rauften endlich den König an Haar und Bart, und nahmen ihn gefangen. Ja sie würden ihn getödtet haben, wenn nicht Einige davon abgerathen hätten. Wenn nun gleich Ladislaus nach Jadera kam, dort wohl aufgenommen wurde, so hatte Sigismund doch noch immer einen Anhang, namentlich war die Burg zu Ofen in seiner Hand. Er unterhandelte indessen Tag und Nacht mit Thränen und sonstigen Bewegungsmitteln über seine Freilassung, die er endlich durch Verwendung der Mutter des Gara, welche ihn in Verwahr hatte, erlangt. Er rüstete nun ein Heer aus, und bekam ganz Ungarn wieder in seine Gewalt, womit er indessen jetzt milder schaltete, und nur einen offenbaren Verräther, den Woiwoden Stefan, der die Türken in's Land gerufen, hinrichten ließ.

Während das nun in Ungarn vorgefallen war, im Jahre 1410, wurde Sigismund zu Frankfurt von der durch Friedrich von Hohenzollern gewonnenen Partei, welche hinter dem Chore der dortigen Bartholomäuskirche zusammenkam, am 20. September zum Könige gewählt, die ihr entgegenstanden aber, nämlich Johann, Erzbischof von Mainz, Friedrich, Erzbischof von Köln, der Abgeordnete des Böhmenkönigs, die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg dagegen wählten am 1. October im Chore von St. Bartholomäus den Jodocus von Mähren, und zeigten diese Wahl den übrigen Reichsständen an. So hatte man drei Könige. Jodocus hatte offenbar die Mehrheit der Stimmen, er war an dem gehörigen Orte mit den gehörigen Feierlichkeiten gewählt, jedoch er wußte sich demohnerachtet in seinem Ansehen nicht zu behaupten, und starb bald, am 11. Januar

1411, ohne Erben. Es sagte nun zwar der Erzbischof Johann von Mainz nach dem Tode des Jodocus eine neue Wahl an, bei welcher auch Friedrich, Erzbischof von Köln, der König Wenzel von Böhmen, der Churfürst Rudolf von Sachsen, ja selbst Sigismund erschienen. Der Erzbischof von Trier aber und der Churfürst von der Pfalz blieben bei ihrer frühern Wahl, der endlich auch die Uebrigen am 21. Juli 1411 beitraten. So wurde Sigismund feierlich zum Könige erklärt, und die übrigen Reichsstände zum Gehorsam aufgefordert.

Sigismund konnte erst im Jahre 1414 zu Achen gekrönt werden, bei welcher Gelegenheit er denn auch dem pfälzischen Hause seine ehemaligen Rechte und Alles, was damit zusammenhing, bestätigte. Seine erste Sorge war jedoch gewesen, den Landfrieden zu befestigen, und schon auf dem Reichstage zu Nürnberg, der zwei Jahre früher gehalten wurde, hatte er den Landfrieden von Frankfurt verkündet, den auch viele Fürsten und Herren annahmen. Dasselbe geschah für Schwaben zu Heilbronn, so wie auf dem Concil zu Konstanz. Aber nebst der Aufhebung der Fehden und des Faustrechts war nichts, was so die ganze Thätigkeit Sigismunds in Anspruch nahm, als die Beseitigung des großen Schisma's und der hussitische Krieg, der sich auch über Deutschland ausdehnte, und namentlich in Böhmen und an der böhmischen Gränze wilde Verheerungen anrichtete.

Die hussitischen Unruhen.

Als Bonifaz IX. im Jahre 1400 das Jubiläum verkündete, und dies auch in Prag gefeiert werden sollte, hatte sich Johannes, von dem Dorfe, wo er geboren war, Huß genannt, welches in der böhmischen Sprache so viel bedeutet als Gans, Professor der Universität, die er verwirrte, und ein fanatischer Feind der Deutschen (welche endlich die Universität Prag verließen, nach Leipzig gingen und die dortige Universität gründeten), Beichtvater der Königin Sophia, gegen die Häufung der Abläße erhoben, ja deren Wesen selbst angegriffen. Er fand bei Wenzel und der Königin, welche das Treiben anfangs nicht durchschauten, Unterstützung. Dazu kam noch, daß sein Schüler Hieronymus Faulfisch, gewöhnlich von Prag genannt, von England aus, wo er studirt hatte, die Bücher des Johann Wiclef mitbrachte. Huß laß sie fleißig, und betrachtete sie als seine Rüstkammer, aus welcher er die Waffen herholte, womit er besonders die orthodoxen Deutschen, denen er aus Nationalhaß nicht gewogen war, und die er aus Eifersucht bekämpfte, angriff. Denn als Karl IV. die Universität zu Prag gründete, nahm er, wie natürlich, die Mehrzahl der Professoren aus Deutschland, von den Böhmen konnte er nur wenige

nehmen, weil sie nicht vorhanden waren. Die Deutschen hatten daher, wenn es sich um Universitätsangelegenheiten handelte, drei Stimmen, wo die Böhmen nur Eine besaßen. Das reizte Huß. Die Sache kam zur Verhandlung vor dem Könige, wurde aber nicht mit ehrlichen Waffen ausgefochten, sondern mit Bestechung, also daß Wenzel selbst ausrief: „Woher ist mir doch die glückliche Gans geboren, die so oft „goldene und silberne Eier legt?" Wenzel entschied sich für die Böhmen, und damit war der Ruhm und der Glanz der Universität vernichtet. Denn viele tausend deutsche Studenten (es gab damals Universitäten von viertausend und mehr Studenten) verließen Prag, und gingen nach Erfurt, Heidelberg und Leipzig, welche ganz nach dem Muster der Prager neu gegründet wurden. Man sieht, wie wenig Gründe die Deutschen hatten, sich eigentlich besonders für einen Ränkeschmied wie Huß zu interessiren. Jedoch er ist nun einmal der Stammvater der deutschen Reformatoren, der Erfinder so vieler Kraftausdrücke gegen den Pabst, und das ist hinreichend, ihn zu adeln!

Als Huß seine Gegner ausgetrieben, ward er einstimmig zum Rektor der durch ihn verödeten Universität erwählt. Er konnte nun sein Wesen ungestörter forttreiben. Er bekam aber jetzt neue Hilfe. Johann Mylheim von Pardubicz, ein reicher Bewohner von Prag, gründete unter dem Namen des Apostels Matthäus eine nicht unansehnliche Kirche, die er Bethlehem nannte, und gab die Mittel her für zwei Prediger, welche daselbst an den Festtägen und deren Vigilien in böhmischer Sprache vor dem Volke predigen sollten. Huß war einer derselben, und er benutzte jene Gelegenheit besonders vor dem Volke, über den Pabst und die verdorbenen Sitten des Klerus herzufallen, die von der Kirche verworfene Lehre des Wiclef zu empfehlen. Da hieß es nun unter Anderm nicht blos: „der Pabst sei den übrigen „Bischöfen gleich, und unter den Priestern kein Unterschied;" sondern auch: „der einer Todsünde schuldig sei, könne weder ein weltliches, „noch ein geistliches Amt bekleiden, noch dürfe er geschont werden. „Die Ohrenbeichte sei Posse, die Kirchhöfe, Kirchen, Münster und „Bethäuser unnützer Gebrauch, die Fürbitten der Heiligen nichts, die „Zehnten frei *) u. s. w." Es konnte nicht fehlen, daß er durch solche Reden bei unverständigen oder böswilligen Menschen sich einen großen Anhang verschaffte. Dazu kamen noch zwei Engländer, welche sich als Mitglieder der Universität aufführen ließen, und im Sinne Wiclefs öffentlich Controversen über den Primat des Pabstes und derartige Dinge wagten. Es wurde ihnen nun zwar verboten. Sie

*) Aeneas Sylvius, hist. bohem. Die päbstlichen Legaten Commendone und Cappacini in Berlin, von Prisac.

setzten jedoch ihre Aufreizungen im Geheimen fort, und was sie in Worten nicht konnten, das erreichten sie durch Bildwerke. Der Erzbischof von Prag mußte sich endlich in's Mittel legen. Er ließ die Bücher Wiclefs verbrennen, Johann das Predigen untersagen, und fügte Drohungen hinzu, wenn er das weiter noch wagen würde. Endlich berichtete er die ganze Sache an den Pabst Johann XXIII., der dem Kardinal Colonna die Untersuchung anvertraute, und den Huß nach Rom lud. Aber Sophia, die Universität, viele Edle Böhmens und der Stadt suchten auf den König einzuwirken, und dieser nahm sich des Huß an. Es gingen deshalb Abgeordnete nach Rom, um den Pabst zu bewegen, daß er von der persönlichen Vorladung Abstand nehmen möge, weil er ungerecht angeklagt, und wegen tödtlicher Feindschaft nicht sicher reisen könnte. Die Gesandten richteten jedoch nichts aus, und Huß wurde durch den Kardinal Colonna excommunicirt. Dagegen legte er nun Einspruch ein bei dem Pabste, der die Sache einer neuen Commission von vier Kardinälen übertrug. Weil aber ein Mitglied derselben, der Kardinal von Aquileja, mit Tode abging, zog sich die Sache in die Länge, und der Vertreter des Huß, welcher allzu zudringlich war, wurde endlich in den Kerker gesteckt. Huß selbst, der von dem Pabste an den Richterstuhl Christi appellirte, entwich aus Prag nach seinem Geburtsorte, wo er, mit Bewilligung des Herrn des Ortes, fortfuhr, das Volk in seinem Sinne zu belehren, und seinen Anhang zu verstärken. Hiehin kam auch Johannes von Dresden, der, aus seinem Vaterlande vertrieben, mit den andern Deutschen früher Prag verlassen, sich jetzt mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigte, wieder in Böhmen erschien, und die Nothwendigkeit der Communion unter beiden Gestalten behauptete. Dem Erzbischofe von Prag ging das Treiben an die Seele, und als er bei Wenzel keinen Schutz fand, wandte er sich an dessen Bruder und Nachfolger, Sigismund von Ungarn. Dieser versprach, er würde in Kurzem nach Böhmen kommen, und der Unordnung ein Ende machen. Er konnte ihrer jedoch nicht Meister werden, und im Jahre 1414 ward in Prag durch Jacobellus von Miza, Baccalaureus der Theologie, die Communion unter beiden Gestalten ausgetheilt. Das gab Anlaß zu neuem Zwiespalt. Denn der heuchlerische und fanatische Sinn der Böhmen benützte die ihnen von einem Fremden überbrachte neue Lehre, sich als besondern Verehrer und Rächer der verkürzten Ehre Christi auszugeben, ihre Gegner zu beschimpfen, zu morden und auszuplündern. Die Zahl der Schwärmer und Empörer wuchs von Tag zu Tage. Sie konnten endlich Heere aufstellen, und siegten in mehreren Schlachten. Wenzel ließ sie gewähren, und Sigismund war nicht stark genug, sie niederzuhalten. Leider trug das päbstliche Schisma nicht dazu bei, die Unordnung zu heben und die Freunde der Ordnung

zu stärken. Der König Sigismund, der die Gefahr erkannte, gab sich alle mögliche Mühe, sowohl das Schisma, als die hussitische Angelegenheit in Frieden beizulegen, und wo dieses nicht gelang mit Gewalt der Waffen, in Güte. Er durchreiste zu jenem Zwecke einen großen Theil von Europa, schloß Verbindungen in Italien, Frankreich, Spanien, England, und lud alle Völkerschaften zu dem in Deutschland abzuhaltenden Concile ein. Im Monate December 1413 hatten der König Sigismund und der Pabst Johannes XXIII. eine Zusammenkunft in Lodi, im Herzogthume Mailand, und bestimmten dort die Stadt Konstanz als Versammlungsort des Conciliums. Es wurde mit Uebereinstimmung der Kardinäle, des Pabstes und unter dem Schutze Sigismunds auf den 1. November des Jahres 1414 zusammenberufen, obschon die feierliche Eröffnung erst am 5ten und die erste Sitzung am 17ten gehalten wurden. Aber schon im Anfange zeigte sich der Zwiespalt. Man suchte nämlich die Einheit des Conciliums durch Trennung in Nationen zu zerreißen, und sich in vier Nationen, nämlich deutsche, französische, englische und italienische, zu theilen, die jede aus ihrer Mitte einen Prälaten als Vorstand wählen sollte, die die einzelnen Gegenstände zuerst getrennt und dann versammelt verhandelten, so daß es im Ganzen nur vier Stimmen gab, der zuletzt noch die fünfte, die spanische, hinzugefügt wurde, und man weiß nicht, warum noch eine sechste, siebente u. s. w. fehlen sollte. Man wollte freilich dadurch das Uebergewicht der Italiener lähmen, die durch eine Menge von Bischöfen, daher auch von Stimmen, vertreten waren, allein man vergaß, daß es sich weniger um eine Nationalangelegenheit, als um eine allgemeine Angelegenheit der Christenheit handelte, daß die Reform an Haupt und Gliedern, welche hier zuerst zur Sprache kam, Allen gleichmäßig noththat, und daß gewiß jede Nation ihre eigenen Sünden hatte, welche die Eitelkeit und Selbstsucht derselben am wenigsten einräumen wollte. Die Einen sagten, alles Unglück sei von den Franzosen, die Andern von den Italienern gekommen, und diese riefen wiederum den Deutschen ein bekanntes Sprüchwort zu: „Ab Aquilone omne malum!“ Der Pabst und die Kardinäle mußten daher derartige Vorschläge, als neu und verderblich für die Christenheit, verwerfen. Mit denselben waren die allgemeinen Angelegenheiten aller christlichen Völker nicht zu beenden, die Grundübel nicht zu heilen. Man hätte so den auf Mißtrauen, Kurzsichtigkeit und Menschenwitz begründeten Geist der Erde in die Verwaltung der göttlichen Angelegenheiten der Kirche übertragen. Unglücklicher Weise hatte man damals drei Päbste, der eine, Balthasar de Cossa, Johannes XXIII., wohnte in Rom, der andere, Angelo Cornari, der sich Gregor XII. nannte, in Rimini, und der dritte, Peter de Luna, ein Spanier, der sich Benedikt XIII. nannte, in

Avignon. Johann XXIII. legte im Monat März des Jahres 1415 seine Würde vor dem Concilium von Konstanz feierlich nieder. Er hatte aber keinen guten Charakter, und weil Sigismund fürchtete, er möchte heimlich entfliehen, und dann das Concilium auflösen, ließ er Mauern, Hafen und See Tag und Nacht bewachen, damit Niemand aus Konstanz ginge. Als jedoch Friedrich von Oestreich, dessen Schutz sich Johannes anvertraut, am Vorabende des heiligen Benedikt ein Reiterspiel veranlaßt hatte, entwich der Pabst im Gewande eines Reitknechtes durch das Thor von Schaffhausen. Friedrich folgte, indem er glaubte, daß sich nun das Concil auflösen würde. Als man Tags darauf die Flucht Johanns erfuhr, entstand eine allgemeine Bewegung und man fürchtete einen schlimmen Ausgang der Dinge. Sigismund aber und der Herzog von Baiern beruhigten die Stadt, und hieß sie guten Muthes sein, denn er werde das Concilium beschützen. Es wurde also eine Gesandtschaft abgeordnet, welche den flüchtigen Pabst zurückrufen sollte. Auch Friedrich wurde vorgeladen, und weil er nicht erschien, ihm ein Gericht gesetzt, worin der Churfürst Friedrich von Brandenburg den Vorsitz hatte, und welches man aus verschiedenen geistlichen und weltlichen Fürsten bildete. Er wurde in die Acht erklärt, und Allen Straflosigkeit verheißen, welche ihn in seinem Lande anfallen wollten. Da fürchtete der Pabst. Er ging von Schaffhausen nach Laufenberg, nachdem er vor den Thoren jener Stadt widerrufen, was er in Konstanz versprochen. Er floh von Freiburg und Breisach, von wo er nach Avignon zu gehen gedachte. Jedoch sein Plan wurde bekannt, und er rettete sich nach Neuburg. Friedrich wurde aus dem Lande gejagt, und erst später wieder zu Gnaden aufgenommen, Johann aber in Freiburg gefangen, und endlich nach Mannheim abgeführt, wo er von dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz anständig behandelt wurde, bis er nach Florenz ging, sich dem neuen, rechtmäßigen Pabste unterwarf, von diesem zum Kardinal von Tusculum gemacht und stets in hohem Ansehen gehalten wurde.

Als Johannes XXIII. seine Würde niedergelegt und die Abdankung von dem Concilium angenommen wurde, blieben noch zwei übrig, die ebenfalls auf die päbstliche Würde Anspruch gemacht, nämlich der angebliche Gregor XII., der selbst abdankte, und Peter de Luna. Von diesem sowohl, als dem Könige Ferdinand von Aragon erschienen Gesandte vor dem Concil mit dem Verlangen, Sigismund möge zu einer Unterredung nach Villa Franca oder Nizza kommen, wozu dieser nicht abgeneigt war, wenn nur einige Kardinäle mitgehen wollten. Sigismund traf wirklich mit dem Könige von Aragon zusammen. Da jedoch Peter de Luna nicht kam, schloß er eine Uebereinkunft mit dem Könige von Spanien, worin sich dieser

ebenfalls von dem angeblichen Benedikt lossagte. Darauf ging Sigismund nach Frankreich und England, um den Frieden zu vermitteln, die Fürsten zur Theilnahme an dem Türkenkriege zu bewegen. Aber wiewohl er fast das ganze Jahr 1416 dort blieb, konnte er doch nichts Wesentliches ausrichten. Bei seiner Zurückkunft besuchte er zuerst Achen, wo er eine Aussöhnung bewerkstelligte zwischen dem Erzbischofe Theodorich von Köln und dem Grafen Adolf von Berge. Nun ging Sigismund wieder zum Concil nach Konstanz, und ward daselbst im Januar des Jahres 1417 mit großer Pracht aufgenommen. Peter de Luna, den man wiederholt vorgeladen, jedoch nicht erschien, wurde alles päbstlichen Ansehens beraubt. Das geschah im Juli des Jahres 1417 mit Uebereinstimmung Sigismunds, des Königs von Castilien, Navarra und Aragon, so wie vieler andern Fürsten und Herren. Die Lage der Dinge war damals schwierig, aber wir haben schon soviel davon bemerkt, daß eine genauere, leidenschaftslose Betrachtung derselben keineswegs zu dem Satze führen konnte, als sei ein allgemeines Concil über einen rechtmäßig gewählten und anerkannten Pabst von diesem zu trennen. Von den Dreien, welche damals auf die päbstliche Würde Anspruch machten, konnte nur Einer der rechtmäßige sein, und dieser dankte mit Uebereinstimmung des von ihm rechtmäßig zur Beilegung jener Angelegenheit zusammenberufenen Conciliums ab, und an seine Stelle wurde Martin V. als rechtmäßiger Pabst erwählt. Es erhoben sich jedoch bald noch andere höchst bedenkliche Fragen. Sowohl die hussitischen Unruhen, die traurigen Folgen des Schisma, als der lange Zwiespalt zwischen Staat und Kirche in den vergangenen Zeiten hatten einen Ruf geweckt, der immer lauter wurde. Es war der Ruf nach Reform, und zwar nach Reform in Haupt und Gliedern. Es ließ sich nicht läugnen, daß die Reform in jener Beziehung nicht blos wünschenswerth, sondern auch nothwendig war. Der Schaden Josephs hatte sich an allen Enden gezeigt. Aber das Uebel lag nicht blos bei der Kirche, es lag auch vorzüglich beim Staate. Dasselbe, was die Fürsten gegen die Kirchendiener, Bischöfe, Aebte und Sonstige vorbrachten, konnte mit gleichem Rechte wenigstens auch gegen jene vorgebracht werden. Dann jedoch gab es allerlei Ausflüchte. Schon seit einiger Zeit war man gewöhnt gewesen, den Kaisern eine besondere Wahlcapitulation vorzulegen, wodurch zwar das Reich wenig gewann, wohl aber die Selbstsucht der Fürsten; man gedachte nun dasselbe bei dem Pabste in Anwendung zu bringen, ungeachtet dieser in den kirchlichen Constitutionen eine Wahlcapitulation hatte, die hinlänglich war, gegen jede Uebergriffe zu sichern. Man wollte jetzt, bevor man zur Wahl eines neuen rechtmäßigen und allseitig anerkannten Pabstes schritt, mit der sogenannten Reform anfangen, und diese dann dem neuen Pabste als

eine Wahlcapitulation vorlegen. Ein solches Verfahren war aber wider die Canones, und konnte nur zu größerm Unglücke führen. Die Kardinäle widersetzten sich daher jenen Forderungen, und drangen endlich durch. Man begann deshalb mit der Wahl eines neuen Pabstes, und wählte hiezu am 11. November 1417 den Otto Colonna, der sich nach dem Heiligen des Tages Martin, und zwar V., nannte. Jetzt hätte man zu einer gesetzmäßigen und wohltätigen Reform schreiten können. Martin ordnete auch gleich nach seiner Krönung auf das Verlangen der verschiedenen Nationen ein Collegium an, welches sich die gewünschten Reformen zum Ziele setzen sollte. Es waren jedoch leider zu Konstanz, wie wir dies später noch bei dem Concilium von Basel hören werden, unglücklicher Weise Elemente vorhanden, welche eine ruhige, leidenschaftlose Verhandlung jener so wichtigen Sachen kaum möglich, und die es dem Pabste wünschenswerth machten, das Concil, das einstweilen seine Hauptaufgabe gelöst und der Kirche die Einheit wiedergegeben, so schnell als möglich aufzulösen, und für die nothwendigen und dringenden Reformen ein anderes nach Pavia zusammenzuberufen. Wiewohl dieses nun Sigismund nicht recht war, wurde das Concil am 21. April des Jahres 1418 in einer Generalsession aufgehoben. Bevor dieses geschah, sollte aber noch eine Angelegenheit zur Sprache gebracht und beendet werden, welche den Glauben betraf. Es war dies die hussitische. Johann Huß und sein Schüler Hieronymus (Faulfisch) von Prag waren bereits zu Anfang des Concils vorgeladen worden. Um sie als Gebannte vor Privatrache zu sichern, stellte ihnen der König Sigismund einen Geleitsbrief aus. Dieser Geleitsbrief war nach unsern gegenwärtigen und nach damaligen Begriffen weiter nichts, als ein Reisepaß, und nach damaligem Rechte wie nach gegenwärtigem an gewisse Bedingungen geknüpft. Huß selbst behauptete, sich auf dem Concil zu rechtfertigen, und er konnte dann mit seinem Geleitsbriefe sicher ab- und zugehen. Leider begnügte sich Huß nicht damit. Es war ihm bis zu seiner Rechtfertigung das Predigen untersagt, sicher nur unter der Bedingung der Geleitsbrief ausgestellt. Statt dessen ließ er nun in verschiedenen Orten, wo er durchkam, an den Kirchthüren offene Briefe anschlagen, worin er Alle, die ihn des Irrthumes und der Ketzerei beschuldigen wollten, nach dem Concilium einlud, wo er über seinen Glauben Rechenschaft ablegen werde. Huß kam am 3. November mit Johannes Chlum und Heinrich von Latzenbock, welche die böhmischen Stände ihm als Advokaten mitgegeben, nach Konstanz, wo er einige Wochen sicher umherwandelte, später jedoch, wahrscheinlich weil er sich nicht ruhig verhielt, in dem Kloster des Dominicanerordens in Haft gehalten wurde. Die böhmischen Stände beschwerten sich darüber

beim Könige, und Huß wurde nun in ein besseres Gefängniß, in das Kloster der Franciscaner, versetzt. Er wurde verschiedene Male vorgeladen, ihm einige Artikel vorgehalten, die er als die seinigen anerkannte und zu vertheidigen suchte. Da er nicht widerrief, wurde er in den Kerker zurückgeführt, wo ihn verschiedene Bischöfe und Doctoren besuchten und zu besserer Einsicht ermahnten. Das geschah zu wiederholten Malen. Aber Alles war vergebens. Da wurde er endlich am 6. Juli des Jahres 1415 abermals vor das in der Kathedrale versammelte Concilium gerufen, seine Bücher, seine Lehre verdammt, er selbst als hartnäckiger Ketzer erklärt, worauf nach damaligen Gesetzen, wie sie selbst der liberale Friedrich II. von Hohenstaufen so feierlich bestätigt, von Seiten der weltlichen Behörde die Todesstrafe stand. Huß wurde als ein solcher, der anders nicht mehr zu retten war, wenigstens zur Warnung für die Uebrigen dem Arme der weltlichen Strafgerechtigkeit übergeben, die in seinen gefährlichen antisocialen Lehren Grund genug hatte, das auf ihn in Anwendung zu bringen, was damals von Staatswegen Rechtens war. Zwar beriefen sich seine Freunde und Vertheidiger, in der Absicht, ihn zu retten, auf den ausgestellten Geleitsbrief. Dieser jedoch besagte durchaus nicht, daß man Huß, falls er für schuldig befunden würde, frei ausgehen lassen wolle, und die Väter, welche übrigens das Todesurtheil nicht an ihm vollzogen, hatten des verläumderischen Satzes, als brauche man einem Ketzer Treue und Glauben nicht zu halten, zur Bestrafung des Verblendeten durchaus nicht vonnöthen. Dieser ward, als er ihren Ermahnungen nicht Folge leisten wollte, in den Laienstand versetzt und dem weltlichen Gerichte übergeben. Huß wurde zur Stadt hinausgebracht und verbrannt. Auf dem Wege dorthin suchten ihn der Pfalzgraf Ludwig und der Marschall von Pappenheim nochmals zu retten, und ihn zum Widerruf zu bringen, und erst, als dies vergeblich war, ward der Scheiterhaufen angezündet. Huß ging dem Flammentode mit einer Standhaftigkeit entgegen, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Seine Asche ward in den Rhein gestreut. Auch Hieronymus von Prag wurde verbrannt. Dieser war auf Anrathen der Böhmen nach Konstanz gekommen, um dem Huß beizustehen. Er fürchtete sich aber, und floh nach Ueberlingen, von wo er um sicheres Geleit bat. Als er dieses nicht gleich erhielt, ging er wiederum nach Böhmen zurück. Er wurde daher vorgeladen, in Hirsau gefangen genommen, in die Hände der Pfalzgrafen überliefert, nach Sulzbach gebracht und von da nach Konstanz. Er schwor hier zwar seine Lehren ab, wurde jedoch wieder rückfällig und endlich zum Tode verurtheilt. Mit dem Tode ihrer fanatischen Führer Huß und Hieronymus waren die Parteien in Böhmen aber nicht gebändigt. Diese entbrannten vielmehr in neuer Wuth,

klagten über Verletzung göttlicher und menschlicher Rechte, und suchten sich nicht blos mit Gewalt der Waffen zu sichern, sondern auch zu rächen. Sie versammelten sich auf dem Berge Thabor, und hielten die Berathung über die Wahl eines neuen Königs. In Prag hatten sie indessen die Oberhand, und in Johannes Ziska einen guten Feldherrn. Dieser, wie Hannibal, Sertorius, einäugig, war von vornehmem Geschlechte, das jedoch zurückgegangen. Er war an dem Hofe des Königs erzogen, und hatte sich in manchem Kriege ausgezeichnet. Ziska sammelte eine Menge von Menschen um sich herum, erbrach und plünderte das in der Nähe der Hauptstadt liegende Karthäuserkloster, und bemächtigte sich des Hradschin. Der unfähige und leichtfertige Wenzel war indeß gestorben, und wiewohl Sigismund von dessen Wittwe Sophia in das Reich herbeigerufen wurde, zog dieser doch zuerst gegen die Türken. Er verlor aber darüber beinahe Böhmen, und konnte Ungarn doch nicht vertheidigen. Sigismund in der Noth suchte daher Böhmen durch Unterhandlung zu gewinnen. Er würde auch damals schon zum Ziele gelangt sein, wenn er gleich nach Prag vorgerückt wäre. Statt dessen ging er nach Warschau. Die Böhmen gewannen neues Mißtrauen, und suchten sich nun mit aller Macht zu vertheidigen. Sigismund rückte gegen sie an, jedoch Ziska schlug die mit den Deutschen verbundenen Heere, die gegen ihn anrückten, im Jahre 1420, und gründete eine neue Stadt Thabor, woher der Name Thaboriten. Prag deckte er gegen einen Anschlag des Königs. In Sigismunds Heere waren der Churfürst von Sachsen, die Markgrafen von Brandenburg und der Herzog Albrecht von Oestreich. Nach einer Belagerung von sechs Wochen ließ sich Sigismund von dem Erzbischofe Konrad am Tage des heiligen Pantaleon (29. Juli) 1420 in der Domkirche, die sich in der Burg befindet, zum Könige krönen. Er konnte jedoch Prag nicht nehmen. Aber auch Ziska ging wegen eines Zerwürfnisses wieder nach Thabor, eroberte viele Ortschaften, ja ganz Böhmen war in der Gewalt Ziska's. Denn dieser bewährte sich in Allem als ein großer Feldherr. Sigismund allein war nicht mehr im Stande, ihm Widerstand zu leisten. Er bot daher die Churfürsten des Reiches auf, welche gegen Bartholomäi in den westlichen Theil von Böhmen eindringen sollten, während er von Osten mit einem ungarischen Heere einfallen wollte. Es sammelten sich also im Jahre 1421 der Erzbischof von Mainz, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und viele deutsche Fürsten, theils persönlich, theils durch Abgeordnete, zu einem zweiten Zuge nach Böhmen. Auch der König Sigismund kam mit einem Heere, das er aus verschiedenen Nationen zusammengelesen hatte, in die Nähe der Prager Burg. Da gegen die ketzerischen und aufrührerischen Böhmen, welche Alles mit

Mord und Brand verheerten, wie einst gegen die Albigenser der Kreuzzug gepredigt wurde, so fand sich ein anderes Heer, das bis zu einer Stärke von einmalhundertfünfzigtausend Mann, die aus allen Enden der Christenheit herbeigeströmt waren, theils aus Liebe zu guten Werken, theils auf die Gefahr aufmerksam gemacht, theils aus sonstigen Gründen. In dem Heere befanden sich auch Erzbischöfe, Bischöfe, der Patriarch von Aquileja, verschiedene Gelehrte und Prälaten, an vierzig Fürsten, Markgrafen, Grafen, Barone, Edle und viele Ritter. Da sie aber Sigismund an dem festgesetzten Tage vergebens erwarteten, so lösten sie sich wieder auf. Endlich kam der König mit Truppen, die er aus Ungarn, Oestreich, Mähren zusammengebracht, nach Böhmen, nahm einige Städte, unter andern auch Chutna. Als jedoch Ziska ihn angriff, viele seiner Edlen tödtete, entfloh er mit Zurücklassung seines Gepäckes. Dennoch wagte er eine Unternehmung gegen Prag, die aber von den Hussiten vereitelt wurde.

Im Jahre 1422 rüstete sich Sigismund zu einem dritten Zuge gegen die Böhmen. Er ließ sich auf dem Reichstage zu Nürnberg Hilfe versprechen, einen jeden der Fürsten bestimmen, wie viel er stellen sollte an Mannschaft, was der Anfang der sogenannten Reichsmatrikel gewesen zu sein scheint. Sodann übergab er die vom Pabste geweihte Fahne an den Markgrafen von Brandenburg, dem Erzbischofe Konrad von Mainz das Reichsvicariat. Aber auch dieser Zug war unglücklich.

Da Sigismund sah, daß er gegen Ziska in offenem Kriege nichts vermochte, so suchte er mit ihm zu unterhandeln. Er versprach ihm die Leitung des ganzen Reiches Böhmen, den Oberbefehl im Kriege, eine große Summe Geldes jährlich, wenn er ihn als König anerkenne, ihm den Eid der Treue leiste. Ob, wie Einige behaupten, Ziska zu diesem Anerbieten geneigt war, oder, wie Andere, dasselbe geradezu abwies, lassen wir dahingestellt sein, genug, die Unterhandlung scheiterte daran, daß Ziska während der Belagerung von Priscau von der Pest ergriffen wurde, und Dienstags nach dem Feste des heiligen Gallus starb (1424). Ziska war unstreitig ein großes Talent, jedoch eine wilde Natur und ganz gemacht für seine Böhmen. Als er während der Krankheit gefragt wurde, wo er beerdigt sein wollte, sagte er: Man solle seinem Körper nur die Haut abziehen, jenen den Geiern und wilden Thieren vorwerfen, diese aber über eine Trommel ziehen, und unter deren Leitung den Krieg führen. Denn die Feinde würden gleich die Flucht ergreifen, sobald sie nur den Ton der Trommel hörten *).

*) Aeneas Sylvius, historia bohemic.

Nach Ziska's Tode entstand eine Verwirrung unter dem böhmischen Heere. Die wilde Secte ließ sich nicht mehr zusammenhalten, weil es nun an einem tüchtigen Oberhaupte fehlte. Die Bessern sehnten sich nach Ruhe und nach einem anständigen Vertrage. Ziska wußte Alle zu vereinen, Adamiten und Picarden, eine wilde, sittenlose Secte, die selbst den Hussiten zu weit ging, Orbiten und Calixtiner, Thaboriten und wie sie sonst hießen. Nach seinem Tode jedoch blieben vorzüglich noch zwei Parteien herrschend. Die Einen wählten den Procop den Großen zu ihrem Führer, und hielten an ihrem Namen Thaboriten. Die andere Partei aber, welche behauptete, daß man nach dem Tode Ziska's keinen finden könne, der ihm mit Recht folge, hatte mehrere Führer, worunter jedoch der andere Procop, mit dem Beinamen des Kleinen, am meisten galt. Sie nannten sich Orphaner, Waisen. Beide Parteien hielten eine Zeit lang zusammen. Das Heer der einen zog dann zur Verwüstung nach Schlesien aus, das der andern nach Mähren und den benachbarten Gegenden zur Ausrottung der Deutschen, welche sie ganz nach Weise der spätern Puritaner in England Philister, Idumäer, Moabiter nannten, Böhmen dagegen das Land der Verheißung. Dazu kam noch ein drittes Heer, das der Orebiten, unter Anführung eines mährischen Priesters, der besonders Schlesien zur Last fiel.

Obgleich man nun im Jahre 1426 in Deutschland zu einem vierten Feldzuge gegen die Böhmen rüstete, so schien doch ein großer Geist gefehlt zu haben, der das Ganze leitete. Der Zug kam erst nach langwierigen Verhandlungen zu Stande, während die Böhmen in Oestreich, Schlesien, Mähren, Sachsen fast ungestört plünderten und allerlei Grausamkeiten verübten. Als sie nun Meißen belagerten, und der Graf von Meißen im Juli mit den Deutschen zum Entsatze herbeizog, kam es hier zu einer mehrtägigen blutigen Schlacht, in welcher die Deutschen von den Orphanern, Thaboriten und Pragern gänzlich geschlagen wurden, so daß ihrer mehr als zwölftausend blieben. Da fiel auch im Jahre 1427 Meißen in ihre Gewalt. Es war Zeit, daß der Krieg gegen die Hussiten mit aller Anstrengung geführt wurde. Selbst der Pabst Martin V. nahm sich der Sache an. Er schickte einen eigenen Legaten nach Deutschland, um die deutschen Fürsten zu einer lebendigen Theilnahme zu bewegen. Da kam es zu einem fünften Zuge, in welchem die Deutschen drei Heere aufstellten. Das erste unter dem Herzoge von Sachsen und den Hanseaten, das zweite, aus den fränkischen Gegenden gebildet, führte der Markgraf von Brandenburg, und das dritte, woran sich auch die rheinischen, bairischen, schwäbischen Städte betheiligten, war dem Erzbischof Otto von Trier anvertraut. Man wollte zuerst Meißen wieder erobern. Aber es war ein panischer Schrecken unter den

Deutschen. Sie liefen, ohne einen Feind gesehen zu haben, davon, und standen nicht eher ab von ihrer Flucht, bis die Böhmen aufhörten, sie zu verfolgen. Diese verheerten nun Meißen, das Voigtland, Franken und Baiern, und würden auch das Bamberger und Nürnberger Gebiet verwüstet haben, wenn man sie nicht mit Geld abgefunden hätte. Sie konnten daher bei ihrem Rückzuge ein reiches Heer nach Böhmen bringen. Gegen jene Niederlagen gab es vor der Hand kein kräftiges Mittel. Sigismund hielt zuerst einen Reichstag in Preßburg 1429, dann in Eger und Nürnberg 1430 und endlich 1431 wieder in Nürnberg zur Berathung und Vorbereitung eines sechsten Zuges gegen die Böhmen. Als Feldherr wurde der neue Markgraf von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, ernannt, welcher den Kardinal Julius von S. Angeli zur Seite haben sollte. Das Heer zählte vierzigtausend Reiter, doch nicht so viel Fußgänger. Aber es wandte sich, wie früher, schmählich zur Flucht, ohne auch nur einen Feind gesehen zu haben. Während jener Zeit nun that Sigismund einen Schritt, den die Churfürsten und Stände des Reiches bei den großen Gefahren, womit Deutschland damals bedroht war, weit entfernt gewesen wären, zu billigen. Er ging nach Italien, nicht blos, um sich dort die Kaiserkrone zu holen, sondern auch den Pabst Eugen IV. zu bewegen, er möge das Concil zu Basel, das eben angefangen und von diesem aufgelöst wurde, bestätigen. In Mailand angekommen, wurde er am 25. November 1431 von dem dortigen Erzbischofe zum Könige gekrönt, und wiewohl die Venetianer und Florentiner ihm den Weg nach Rom zu verlegen suchten, und mit zwanzigtausend Mann gegen Mailand zogen, trug er doch im folgenden Jahre einen Sieg über sie davon. Er entging ihren Nachstellungen, und wurde nach mannigfachen Verhandlungen auch über die hussitischen Angelegenheiten um Pfingsten des Jahres 1433 in Rom vom Pabste Eugen IV. zum Kaiser gekrönt. Als Sigismund nach Deutschland zurückgekehrt war, rief er noch in demselben Jahre die Stände des Reiches in Basel zusammen, um mit ihnen über die Befestigung des Friedens zu verhandeln. In Straßburg ward er darauf mit großer Pracht aufgenommen.

Nachdem in der böhmischen Angelegenheit so viel Blut und zwar vergeblich geflossen, suchte man dieselbe endlich durch Unterhandlungen beizulegen. Das in Basel versammelte Concil schien hiezu am besten geeignet. Es wurden also die Böhmen, die noch fortwährend behaupteten, keine Ketzer und Irrlehrer zu sein, dorthin eingeladen. Diese waren über jene Einladung anfangs getheilter Meinung. Die Orphaner und Thaboriten, so wie das gemeine Volk wollten nichts von dem Gange nach dem Concile wissen. Der Adel aber und die gemäßigte Partei setzten ihre Hoffnung auf das Concil, und drangen

endlich mit ihrer Meinung durch. Es wurde also eine Gesandtschaft von dreihundert Reitern nach Basel beordert. An deren Spitze standen Wilhelm Cosca, Procop der Große, Johannes Rochezana, Priester der Prager, Nicolaus Galech, Priester der Thaboriten, und Peter der Engländer *). Der Kardinal-Legat versuchte Vieles, sie durch sein Ansehen zum Gehorsam zu bringen. Die Böhmen jedoch erwählten vier Doctoren, welche die Wahrheit ihrer Lehre aus der heiligen Schrift beweisen sollten, und so wurde wirklich fünfzig Tage hin- und hergeredet, und endlich der Versuch gemacht, ob man die Böhmen nicht in Güte gewinnen könnte. In Böhmen aber spalteten sich die Parteien. Die Thaboriten und Orphaner wurden aufgebracht über den Adel, als Urheber der Unterhandlungen, und über Mainard, als Führer desselben. Während Procop nach Prag eilte, kam es zur Schlacht, worin Mainard und seine Partei Sieger blieben und die beiden Procope getödtet wurden. So ging der Krieg zu Ende, in welchem viele Tausend der Thaboriten und Orphaner von den Böhmen getödtet wurden. Als Sigismund von der Niederlage der Thaboriten und Orphaner hörte, sandte er Boten an die Vornehmsten des Reiches nach Böhmen, und ermahnte sie, die Ruhe des Reiches aufrecht zu halten, ihn selbst jedoch, den das Völkerrecht zum Nachfolger seines Bruders gemacht, als König anzuerkennen. Jene kamen auch wirklich in großer Anzahl in Regensburg bei ihm zusammen, und erkannten ihn vorzüglich durch Vermittlung des Caspar Schlick als König an. Auch erschienen noch besonders Coapucho und Johannes Rochezana, um für sich zu unterhandeln, so wie Abgeordnete von Basel, welche in Prag gewesen, und es wurde nun mit den Böhmen ein Vergleich geschlossen, der für Böhmen und die Markgrafschaft Mähren gelten sollte, und zwar unter der Bedingung, worüber auch eine eigene Erklärung des Conciliums erfolgte, daß ihnen die heilige Communion unter beiden Gestalten gereicht würde, sie aber in den übrigen Glaubensartikeln und Gebräuchen der Kirche mit dieser gleichförmig blieben. So wurde der Friede geschlossen. Von der eigentlich hussitischen Lehre nahmen die Böhmen ganz Abstand. Die Lehre über die Austheilung des Abendmahles hatten die Böhmen, wie wir oben gehört, von einem fremden Priester genommen.

Im September des Jahres 1436 kam nun Sigismund nach Prag, wo er mit Ehren aufgenommen, und die Ordnung wieder hergestellt wurde.

Das Concilium zu Basel setzte unterdessen wider den Willen des Pabstes seine Verhandlungen fort, und es kam, nachdem sich die

*) Aeneas Sylvius, de concil. Basiliensi.

päbstliche Auctorität von demselben getrennt, nach dem Zeugnisse des Aeneas Sylvius *), damals noch einem jungen und unerfahrenen Manne, zu höchst unerbaulichen Debatten, indem sich die jüngern Theologen nicht blos an das Stimmrecht drängten, welches nach göttlichem Rechte blos den Bischöfen gebührte, sondern auch Reden gehalten wurden, die allenfalls in eine Nationalversammlung des achtzehnten Jahrhunderts gepaßt hätten. Schon damals zeigten sich viele Spuren des Radicalismus und jenes neu aufgewärmten Rationalismus des alten Heidenthumes, der besonders durch die blinde Vergötterung der sogenannten classischen Literatur geweckt und genährt wurde. Schon zu Basel bewies einer der dortigen Theologen aus dem Cicero, daß das Volk Könige absetzen könne **).

Der Pabst Eugen IV., der das von seinem Vorgänger Martin V. zusammenberufene Concil durch seinen Legaten Julius Cäsarini eröffnet, und die ersten Sitzungen desselben bestätigt hatte, sah sich genöthigt, dieses, um die bösartigen Elemente, welche sich dort um dasselbe versammelten, fern zu halten, zuerst nach Bologna, dann nach Ferrara und endlich nach Florenz zu verlegen, wo er selbst anwesend war, und zugleich auch eine Versöhnung mit der griechischen Kirche, die durch eine glänzende Gesandtschaft vertreten war, vermittelte (1435). Die in Basel versammelten Theologen wollten aber nicht weg, und bildeten ein neues Schisma, indem sie Eugen vor ihren Richterstuhl luden, ihn endlich, wie sie aus Cicero gelernt hatten, absetzten (1439), und an seine Stelle den Victor Amadeus, Herzog von Savoyen, erwählten, welcher sich den Namen Felix V. beilegte. Sie fanden indeß an Sigismund nur schwachen Schutz, ebenso an Kaiser Friedrich III., seinem Nachfolger, und Karl VII. von Frankreich trieb sie endlich auseinander, bis sie Friedrich zuletzt ganz nach Hause wies (1448).

Sigismund hatte jetzt eine weitläuftige Verhandlung mit Philipp dem Guten, Herzog von Burgund. Dieser wollte nämlich beim Antritte seiner Regierung sein Land nicht von dem Kaiser zu Lehen nehmen. Er mußte sich jedoch zuletzt fügen. Dasselbe geschah mit Ludwig, Herzog von Savoyen und Piemont.

Eine andere Handlung von Bedeutung, welche in die Regierungszeit Kaiser Sigismunds fällt, war die Belehnung des Burggrafen von Nürnberg, Friedrichs von Hohenzollern, mit der Markgrafschaft Brandenburg, und der damit verknüpften Würde eines Churfürsten und Erzkämmerers des Reiches. Friedrich von Hohenzollern hatte Sigismund sowohl bei seiner Wahl, als auf dem Concilium von

*) Aeneas Sylvius, de concil. Basileensi.
**) Ibid.

Konstanz große Dienste geleistet, und nicht wenig zur Versöhnung der Böhmen beigetragen. Der Kaiser suchte ihn daher zu belohnen, und gab ihm gegen ein Anleihen von viermalhunderttausend Ducaten die Mark Brandenburg mit allen Rechten derselben als Pfand, so jedoch, daß es ihm und seinem damals noch lebenden Bruder Wenzel gestattet sein sollte, sie gegen Wiederauszahlung des Geldes zurückzunehmen, und daß sie nach dem Tode Friedrichs, falls er ohne Kinder stürbe, an Jene zurückfiele. Die Belehnung selbst geschah zu Konstanz im Jahre 1415.

Es war aber damals eine Zeit, wie sie immer großen Krisen und merkwürdigen Veränderungen vorhergeht. Alles fühlte, daß es so nicht länger bleiben könnte und würde, und wenn man sich auch des Grundes nicht klar bewußt sein mochte, so hörte man doch allenthalben den Ruf nach Reformen, und es darf uns nicht wundern, wenn selbst ein Jahrhundert später die Kirchenspaltung, der offenbare Umsturz aller kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse, „Reformation" genannt wurde. So hörte man jenen Ruf nicht blos auf den erwähnten Concilien, man hörte ihn auch auf allen Reichstagen. Sigismund beschäftigte sich, nachdem der böhmische Krieg geendet war, größtentheils mit den Angelegenheiten des Friedens. Er ordnete verschiedene Streitigkeiten der Fürsten mit den Städten und der Fürsten untereinander, und erkrankte endlich im Jahre 1437 an den Folgen eines ihm beigebrachten Giftes. Er erholte sich zwar etwas, aber er fühlte doch bald, daß sein Ende herannahe. Während nun seine Frau Barbara, die Urheberin seines Todes, ein gar arges Weib, gegen ihn Ränke schmiedete, ließ er sich nach Znaym in Mähren bringen, um seine Tochter noch einmal zu sehen, die an Albrecht von Oestreich verheirathet war. Hier empfahl er den Angesehenen der Ungarn und Böhmen seinen Schwiegersohn Albrecht zum Nachfolger, der auch gleich anerkannt wurde. Als er das noch erlebt, starb Sigismund im December 1437 als ein siebenzigjähriger Greis. Seine Leiche ward jedoch nach Wardein in Ungarn gebracht, und dort in der Kirche des heiligen Ladislaus begraben.

Sigismund war zweimal verheirathet gewesen. Seine erste Frau war Maria, Tochter Königs Ludwig von Ungarn, und als diese im Jahre 1392 gestorben, heirathete er Barbara, eine Tochter des Grafen von Cilly, ein wollüstiges, schlechtes Weib, welche im Jahre 1439 an der Pest verschied. Mit dieser hatte er nur eine einzige Tochter, welche im Jahre 1417 mit Albrecht, Herzog von Oestreich, verheirathet wurde.

IX.

Kaiser aus dem Hause Oestreich.

1. König Albrecht II. von Oestreich.

Wenige Monate nach Sigismunds Tode, Donnerstag nach dem Sonntage Oculi, den 20. März des Jahres 1438, waren die Churfürsten, nämlich Theodorich von Mainz, Theodorich von Köln, Rhabanus von Trier, Otto, Pfalzgraf bei Rhein, Friedrich, Churfürst von Sachsen, Friedrich, Markgraf von Brandenburg, in Frankfurt zusammengetreten, um theils wegen Beilegung des durch das Concilium von Basel veranlaßten Schisma, theils wegen eines neuen römischen Königs Vorsorge zu treffen. Sie wählten einstimmig den schon von den Böhmen und Ungarn als König anerkannten Herzog Albrecht von Oestreich. Es waren jedoch zuerst noch einige Schwierigkeiten zu beseitigen. Albrecht hatte nämlich den Ungarn vor der Wahl versprechen müssen, daß er der deutschen Kaiserwürde, für den Fall sie ihm angetragen werden sollte, entsagen wolle. Die ungrischen Magnaten, über diese Frage zu Rathe gezogen, antworteten, es sei nicht gut, daß der König von Ungarn deutsche und sonstige Völkerschaften regiere, ihr Reich hätte davon nur Nachtheil. Das kännten sie bereits aus der Erfahrung. Während Sigismund aus Sorgfalt für das Reich Italien, Deutschland und die sonstigen Länder durchwanderte, sei Ungarn der Plünderung der Türken preisgegeben worden. Diesem konnte aber wohl entgegnet werden, daß Sigismund jene Reisen nur gerade deshalb machte, um sich auch gegen die Feinde

der Ungarn, denen er mit seiner eigenen Macht nicht gewachsen war, zu stärken, und daß Ungarn thatsächlich nur durch die Verbindung mit dem deutschen Reiche vor der türkischen Sklaverei gerettet worden. Auch ließen sich die Ungarn, vorzüglich durch die Vorstellungen Friedrichs, Herzogs von Oestreich, eines damals noch jungen Mannes, bereden. Albrecht nahm daher die Würde des deutschen Reiches an, und ward darauf in Achen gekrönt.

Albrecht, als deutscher König II. seines Namens, hatte zu seinem Vater Albrecht IV. von Oestreich, zu seiner Mutter Johanna, eine Tochter Albrechts, Herzogs von Baiern und Holland, und war im Jahre 1394 geboren. Er war ein vortrefflicher, milder, der Frömmigkeit ergebener Fürst, und ein Beschützer der Gelehrten. Noch in demselben Jahre seiner Wahl (1438) hielt er zwei Reichstage in Nürnberg, die sehr glänzend waren. Hier hob er durch eine sehr heilsame Verordnung alle Fehden im Reiche auf, setzte zur Beilegung der Streitigkeiten der Stände untereinander Schiedsgerichte ein und theilte ganz Deutschland, mit Ausnahme von Böhmen und Oestreich, in vier Kreise, deren erster Baiern und Franken, zweiter das Rheinland und Allemannien (Schwaben), der dritte Westfalen, Belgien, der vierte Sachsen umfaßte. Er ordnete in jedem der einzelnen Kreise zur Aufrechthaltung des öffentlichen Friedens und der kaiserlichen Gerichte besondere Vollstrecker an. Später theilte er Deutschland in sechs Kreise, eine Anordnung, die auch Maximilian zuerst festhielt, wiewohl die ganze Einrichtung, wegen des allzufrühen Todes von Albrecht, keinen besondern Erfolg hatte. Leider konnte Albrecht auch sonst nicht viel thun für Deutschland. Denn die Spaltung zwischen dem Concil von Basel und dem Pabste, und endlich der Einfall der Türken in sein Reich nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Albrecht eilte den Türken entgegen nach Ofen, schlug dann zwischen der Theis und der Donau sein Lager auf. Er fand jedoch die Türken zu mächtig, die Ungarn verrätherisch und mußte nach Ofen zurückgehen. Als er aber hier, von der großen Sommerhitze des Monats August gequält, zu viel Melonen genossen, bekam er eine Dissenterie, und da er Gefahr fürchtete, im Vaterlande zu sterben wünschte, beschloß er, gegen den Rath der Aerzte, nach Wien zurückzukehren. Er wurde jedoch noch auf der Reise, im October des Jahres 1439, vom Tode überrascht, und starb in einem Orte, Langedorf, von Allen bedauert. Denn er war einer der vortrefflichsten Fürsten seiner Zeit. „Als die Botschaft an die Churfürsten kam," erzählt Windeck, „das „der Konig tot was, also schieden sie von dannen und wart derselbe „Konig also sere geclaget von edeln und unedeln, von reich und „armen, also kein Konig seit Christus gepurt je geclaget wart und „die mumlerunge des totes ging auf die alten Kaisrinnen."

Albrecht hatte bei seinem Tode noch keinen Sohn. Erst später gebar ihm seine Gemahlin, Elisabeth, einen Sohn, Ladislav. Von seinen Töchtern war die eine, Anna, mit Wilhelm von Sachsen, die andere, Elisabeth, mit Kasimir von Polen vermählt.

2. Friedrich III. von Oestreich.*)

Cusanus, Kardinal der römischen Kirche. Georg Podiebrad, König von Böhmen. Karl der Kühne, Herzog von Burgund. Maximilian, römischer König. Erfindung der Buchdruckerkunst.

Das Reich blieb nach dem Tode Albrechts nicht lange erledigt. Denn die Churfürsten traten noch im Anfange des Jahres 1440 in Frankfurt zusammen. Es waren Theodorich von Mainz, Jacob von Trier, Theodorich II. von Köln, Ludwig der Sanfte von der Pfalz, Friedrich der Gütige von Sachsen, Friedrich I. von Brandenburg, zugleich mit Heinrich von Plauen, Burggrafen von Meißen, letzterer im Namen der Böhmen, welche bei der Wahl anwesend. Obgleich sich anfangs gegen Friedrich von Oestreich einige Stimmen aussprachen, ward dieser doch zuletzt am Tage Mariä Reinigung mit allgemeiner Uebereinstimmung zum römischen Könige gewählt. Nach vollzogener Wahl wurde im Namen des Collegiums der Churfürsten der Erzbischof Jacob von Trier mit den Abgeordneten der übrigen Churfürsten zu Friedrich nach Wien gesendet, die ihm die getroffene Wahl anzeigen und ihn zur Uebernahme des Reiches bewegen sollten. Friedrich nahm die angebotene Würde zwar an, aber er konnte nicht bewogen werden, gleich nach Achen zu gehen, und sich dort krönen zu lassen. Dennoch kam er nach Frankfurt und Mainz.

Der neue König war im September 1415 zu Inspruck geboren, und ein Sohn Ernst des Eisernen, aus der steirischen Linie, und der Cimburga, einer Tochter des Grafen von Masovien. Er hatte viele Vorzüge, es ist jedoch schwer ein getreues Bild von seinem Charakter zu entwerfen. Nach Einigen wird er als friedfertig bezeichnet, was er auch wohl war, nach Andern aber als mißtrauisch und langsam, wohl auch träge und unordentlich in der Geschäftsführung. Er feierte viele Reichstage, die jedoch immer neue Verwickelungen hinterließen. Alles wollte er nach seinem Kopfe regieren, und wurde daher auch wohl eigensinnig, nach Einigen geizig genannt. Uebrigens war er

*) Struvius, corpus hist. germanic. Coxe, Geschichte des Hauses Oestreich. Aeneas Sylvius, hist. Friederici III. Imperat.

enthaltsam, mäßig und religiös, und seine Regierung kann gar nicht unglücklich genannt werden, obgleich er die Einsamkeit und Betrachtung liebte. Friedrich war es, der zuerst die Buchstaben, A. E. I. O. U.: „Alles Erdreich ist Oestreich unterthan," oder: „Austria erit in orbe ultima," eine andere Deutung, auf allen Büchern, Gebäuden, Gefäßen seines Erb-Reiches ausprägen ließ. Früher hatte er eine Reise in's gelobte Land gemacht, und außerdem Beweise seiner Frömmigkeit in der Errichtung von Klöstern gegeben, die er reichlich ausstattete. Die Regierung seiner Erblande trat er im Jahre 1435 an, und als er die Nachricht vom Tode Albrechts erhielt, eilte er gleich nach Oestreich, um dieses Land, mit Bewilligung seiner Agnaten, zuerst als Vormund für den etwaigen männlichen Nachkommen Albrechts zu schützen, oder wenn jenes nicht der Fall wäre, als Erbe für sich in Empfang zu nehmen.

Als deutscher König hielt Friedrich seinen ersten Reichstag im Jahre 1440 zu Nürnberg und in dem folgenden zu Mainz, wohin auch Karl VII. von Frankreich zur Beilegung des Zwistes zwischen Eugen IV., den die Baseler Theologen abgesetzt hatten, und dem von ihnen gewählten Felix V. erschien. Hiehin kamen ebenfalls Abgeordnete von Basel und dem Pabste Eugen. Jene überreichten zu gleicher Zeit die zu Basel aufgestellten Beschwerden der deutschen Nation, in deren Folge zwar vom Kaiser selbst einige Vorschläge über die sogenannte Reformation gemacht wurden, die aber nicht zur Ausführung kamen. Auch das Schisma konnte vor der Hand nicht beigelegt werden, die Beendigung desselben wurde auf den Reichstag zu Frankfurt verschoben.

Friedrich hatte unterdessen im Jahre 1441 einen häuslichen Kampf zu bestehen, der seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Sein Bruder Albrecht VI., auch der Verschwender genannt, und wegen ungerechter Theilung des väterlichen Erbes angeklagt, hatte sich mit dem Grafen Ulrich von Cilly und einigen Andern verbunden, und mit deren Hilfe Laibach, die Hauptstadt von Kärnthen, belagert. Er wurde jedoch von den Bewohnern zurückgetrieben, und mußte mit dem Verluste seines Lagers und seines sonstigen Kriegsapparates abziehen. Da er nun nicht im Stande war, seinem Heere den fälligen Sold zu zahlen, so liefen die Soldaten von ihm weg, um das Geld von Friedrich herauszupressen. Sie fielen also in Oestreich ein und raubten. Friedrich kam dorthin, um das Land von der Unordnung und den Räubern zu reinigen. Um aber seinen Bruder, den Urheber jenes Verderbens, zu entfernen, unterhandelte er mit ihm, und schloß endlich einen Vertrag, worin er ihm eine Summe Geldes und Schwaben nebst einem Theile der Schweiz mit den angränzenden Ländern auf sechs Jahre verlieh. Jetzt erst hatte er auch gegen dessen

Truppen freie Hand. Diese ließen sich mit siebenzigtausend Goldstücken abfinden. Albrecht heirathete nun Mathilde, eine Tochter Ludwigs von der Pfalz und Wittwe des Grafen Ludwig von Würtenberg, eine reiche Frau, die Geld in Ueberfluß hatte, was ihm wohl zu Statten kam, besonders da er das vom Kaiser empfangene schon durchgebracht hatte.

Im Jahre 1442 ging Friedrich von Mainz nach Bacharach und von da nach Rense, setzte sich auf den Königsstuhl, der mit den goldenen und silbernen Bannern der Churfürsten geschmückt war. Jetzt kam er über Bonn nach Achen, wo er im Juni durch Theodorich II. in hergebrachter Weise gekrönt wurde. Dort empfingen auch Ludwig, Churfürst von der Pfalz, und Friedrich von Brandenburg, die Herzoge von Berg, Geldern und Burgund ihre Belehnung. Sodann hielt er einen Reichstag zu Frankfurt, dessen Zweck die Hebung des Schisma und die sogenannte Reform war. Er verkündete auch wirklich eine Constitution über den Landfrieden und die Reform. In jener waren zwar nicht alle Fehden verboten, sie wurden aber blos auf den Titel, der sich in der goldenen Bulle befindet, zurückgeführt, war daher im Ganzen von wenig Nutzen. Auch über den Mißbrauch der Fehmgerichte in Westfalen wurden Verordnungen gegeben. Ihre Gerichtsbarkeit wurde beschränkt, und ihnen geeignete Richter gegeben. Ebenso erließ er einige Verordnungen über das Münzwesen. Das große Aergerniß in Deutschland war noch immer die Versammlung in Basel. Da in dieser Beziehung nichts in Frankfurt zu Stande gebracht werden konnte, so sagte Friedrich einen neuen Reichstag in Nürnberg dafür an. Es wurde hier des Weiten und Breiten über diese Angelegenheit verhandelt, und man hätte schon längst die Ueberzeugung gewinnen können, daß hier allein das kaiserliche Ansehen entscheiden würde.

Friedrich, der unterdessen von den Schweizern Alles zurückgefordert, was seine Vorfahren an dieselben verloren, kam nun über Zürich, Lausanne, Genf, wo ihn der Herzog von Savoyen traf, in Besançon mit dem Herzoge von Burgund zusammen. Dann ging er über Mömpelgard nach Deutschland zurück, im November 1443 nach Basel, wo er von den dort versammelten Kirchenfürsten mit großem Glanze empfangen ward. Aber wiewohl er sich auf Seiten des von der Versammlung erwählten Felix neigte, so konnte er doch um keinen Preis dahingebracht werden, dem Eugen zu entsagen. Er ermunterte vielmehr die Versammlung zur Eintracht, und ging nach Konstanz. Hier erschienen auch die Abgeordneten der Schweizer, und baten um die Bestätigung ihrer Privilegien, die er jedoch nur unter der Bedingung gestatten wollte, wenn sie alles den Oestreichern genommene Land zurückgäben. Er setzte ihnen einen Pfalzgrafen zum Richter, bei

dem sie ihre Sache vorbringen konnten. Die Schweizer griffen darauf die Bundesgenossen der Oestreicher, die Züricher, an. Friedrich bat nun um Hilfe beim Reiche gegen die Schweizer. Diese wurde aber verweigert. Er suchte daher um Unterstützung bei Karl VII. von Frankreich auch, der seinen ältesten Sohn, den Dauphin, mit vierzigtausend Mann nach Deutschland sandte, wiewohl nur fünftausend bedungen waren, denen der Kaiser Winterquartiere im Elsaß versprochen. Karl benutzte diese Gelegenheit, man weiß nicht recht von wem dazu verleitet, und ging nach Basel. Es kam zu einer Unterhandlung, die zu keinem Ziele führte. Die Schweizer jedoch, welche sich den Franzosen entgegenwarfen, wurden von der französischen Reiterei geschlagen, und beinahe bis auf den letzten Mann getödtet. Das war zugleich ein harter Stoß in die Versammlung, welche sich von der päbstlichen Auktorität losgesagt hatte, und die sich jetzt nicht mehr halten konnte. Der Dauphin ging mit seinem Heere wieder nach Deutschland. Er eroberte Mömpelgard und einige andere Städte des Elsasses, und weil sein Oberfeldherr ein gewisser Armeniac war, nannte man diesen Krieg den „Armen Geckenkrieg", der aber nichts desto weniger viel Blut kostete. Auch der König von Neapel, Renatus, kam hinzu, der als Herzog von Lothringen Metz, Toul und andere Städte Lothringens beanspruchte und wirklich wegnahm. In dieser Verwirrung sagte der Kaiser einen abermaligen Reichstag nach Nürnberg an, der auf Christi Himmelfahrtstag des Jahres 1444 gehalten werden sollte, und zahlreich besucht ward. Hier erschienen zugleich Abgesandte Eugens und des Felix, um das päbstliche Schisma durch Schiedsrichter beizulegen. Jedoch vergebens wurde unterhandelt. Da sandte nun der Kaiser seinen Secretär, Aeneas Sylvius, an den Pabst Eugen, der ein neues Concil, und zwar in Deutschland, fordern sollte, was aber der Pabst durchaus nicht gewährte, und da man gar nicht übereinkommen konnte, wurde ein Zug gegen Frankreich beschlossen, zu welchem der Pfalzgraf Ludwig als kaiserlicher Oberfeldherr ernannt wurde. Man versuchte jedoch vorher eine friedliche Ausgleichung. Die Franzosen schoben alle Schuld auf Friedrich, der sie zu Hilfe gerufen, verlangten Quartiere, ohne welche sie nicht leben könnten, Freiburg und Breisach, Kleinodien und Geld. Friedrich entschuldigte sich damit, daß er nur fünftausend Mann begehrt habe. Erst im Jahre 1445 kam es zu einem Vergleiche, in Folge dessen die Franzosen aus Deutschland abzogen, und die Züricher dem östreichischen Bündnisse entsagen mußten.

Von der einen Seite hatten nun die Franzosen dem Reiche gedroht, von der andern rückten die Türken immer näher heran. Diese waren unter Amurat in Ungarn eingefallen, aber von Johann Corvinus und Johann Castriota, genannt Scanderbeg, in mehrern

Schlachten geschlagen, hatten sie mit den Ungarn Frieden gemacht. Unglücklicher Weise ließ sich der König derselben, Wladislav, bewegen, diesen bei einer Gelegenheit, wo ihm die Türken in Asien beschäftigt schienen, zu brechen, und es kam am Vorabende des heiligen Martin bei Varna zu einer blutigen Schlacht, in welcher das Heer der Christen beinahe gänzlich aufgerieben wurde, Wladislav selbst blieb (1444). Diese Nachricht schreckte. Auf dem Reichstage zu Nürnberg wurde daher ein Zug gegen die Türken beschlossen, der jedoch ohne Erfolg blieb.

Nach dem Tode des Wladislav erwählten die Ungarn den Ladislav, Sohn Sigismunds, zu ihrem Könige, und Johann Corvinus, genannt Huniades, zum Reichsverweser. Dieser sandte nun alsbald Abgeordnete an den Kaiser Friedrich, welche die getroffene Wahl anzeigen und zugleich den König mit der Krone des heiligen Stefan zurückfordern sollten. Denn beide hatte Elisabeth, die Königin Wittwe, nach Wien geflüchtet. Friedrich verweigerte jenes, indem er vorgab, der junge König sei noch ganz unfähig zum Regieren. Corvinus aber sammelte ein Heer, und rückte damit noch im Winter in Oestreich ein. Bis in die Nähe von Wien ward Alles verwüstet, während der Kaiser sich nach Neustadt zog, welches Corvinus vergeblich berannte. Da dieser nun von Friedrich nichts weiter erreichen konnte, zog er mit seinem Heere wieder nach Ungarn zurück. Friedrich suchte Hilfe bei den Ständen des Reiches, und sagte deshalb im Jahre 1446 einen Reichstag nach Regensburg an. Hier konnte er jedoch nichts erreichen. Er rief daher seine Lehensleute zusammen. Endlich kam es doch zum Frieden. Auch Böhmen mußte wegen Ladislav, den der Kaiser noch immer bei sich behielt, beruhigt werden. Dieses Geschäft übernahm der berühmte Aeneas Sylvius.

Der Pabst Eugen hatte während des Schisma den Erzbischof Theodorich von Köln und Jacob von Trier wegen ihrer Anhänglichkeit an die Baseler Versammlung abgesetzt, und die Verwaltung des kölnischen Erzstiftes dem Grafen Adolf von Cleve, die Verwaltung von Trier an den Bischof Johann von Cambray übertragen. Es machten daher die Erzbischöfe Theodorich von Mainz, Jacob von Trier, Theodorich von Köln, Ludwig, Pfalzgraf, und Churfürst Friedrich von Sachsen, Friedrich von Brandenburg zu Frankfurt ein geheimes Bündniß, worin sie gelobten, wenn Eugen nicht jene Absetzungen zurücknehmen wolle, die Lasten der Deutschen beseitigte und das Ansehen der Concilien, so wie es zu Konstanz festgesetzt worden, bestätigen würde, sich für die in Basel gegen ihn ausgesprochene Absetzung zu erklären. Sie schloßen daher, Montag nach Oculi im Jahre 1446, eine Uebereinkunft sowohl bei Beseitigung des päbstlichen Schisma, als in allen Geschäften des Reiches mit Uebereín-

stimmung zu handeln, die Güter des Reiches nicht ohne Genehmigung der Churfürsten veräußern zu lassen, und sich gegenseitig zu schützen. Auch kam man ferner darin überein, Abgeordnete an den Pabst Eugen und das Concil von Basel zu senden, und den Kaiser zu bitten, daß er sich diesen Wünschen anschließen möge. Obgleich nun dieser das Bündniß der Fürsten ein gottloses nannte, so schickte er doch seinen Geheimsecretär an den Pabst, der ihm den Rath ertheilen sollte, er möge die Churfürsten nicht verachten, und die abgesetzten Bischöfe wieder einsetzen. Der Pabst willigte ungern ein. Er schickte aber Legaten nach Frankfurt, welche von Neuem mit den Churfürsten unterhandeln sollten, und hier kam es vorzüglich durch die Bemühungen des Aeneas Sylvius dahin, daß Eugen als der rechtmäßige Pabst anerkannt wurde, unter der Bedingung jedoch, daß er ein allgemeines Concil zusammenberief, die Decrete des frühern bestätigte, den Beschwerden des deutschen Volkes abhelfen wolle, und die abgesetzten Erzbischöfe von Köln und Trier wieder einsetze. Der Kaiser schickte nun gleich nach jener Uebereinkunft den Aeneas Sylvius und Procop Rabenstein, einen Böhmen, dem sich auch Johann Lysura, als Abgeordneter von Mainz, anschloß, an den Pabst, und diese leisteten auch dem Pabste, welcher das Geforderte bestätigte, noch auf dem Sterbebette die Obedienz. Kurz darauf starb Eugen, und im Februar des Jahres 1447 wurde an seine Stelle Nicolaus V. gewählt, ein sanfter, den Künsten und Wissenschaften ergebener Mann. Es konnte aber doch gleich anfangs nicht dahin gebracht werden, daß die Fürsten ihm ihre Anerkennung bezeugten. Es wurde daher eine Zusammenkunft derselben in Aschaffenburg angesagt, wo sich Alle in Anerkennung des Pabstes Nicolaus V. vereinigten. Zugleich kam es dort, vorzüglich durch die Bemühung des Aeneas Sylvius, im Februar 1448 zwischen Friedrich und dem Pabste zu einem von dem Concile zu Basel längst beantragten Concordate über die Besetzung der geistlichen Benefizien. Nachdem dieses mit Ausnahme einiger Punkte zu Rom bestätigt worden, löste Friedrich das Concil von Basel in einem öffentlichen Edikte auf. Jedoch die dort versammelten Theologen wollten sich nicht fügen, sondern beschloßen, das Concil nach Lausanne zu verlegen, wo es sich unter dem Schutze des Herzogs von Savoyen versammeln konnte. Da drohte Friedrich mit dem Banne, und als auch Nicolaus den Herzog von Savoyen seines Landes entsetzt und dieses an Frankreich gegeben, die übrigen Fürsten und Könige drängten, da legte der Gegenpabst Felix V. seine Ansprüche nieder, und behielt sich blos den ersten Sitz in dem Kardinals-Collegium vor. Damit hatte auch die letzte Stunde für das Concilium von Basel geschlagen.

Friedrich hatte jetzt Muße, an Italien zu denken. Hier war im

Jahre 1447 der Herzog Philipp von Mailand, Philipp Maria Galeazzo, ohne gesetzlichen Nachkommen gestorben. Das Erbe ward vielseitig beansprucht. Friedrich hielt das Herzogthum Mailand als ein Reichslehen erledigt. Einige aber waren der Meinung, der Verstorbene habe Alfons, König von Neapel, zum Erben eingesetzt, und in Mailand war Alles bereit, seine Ansprüche zu schützen. Karl jedoch, Herzog von Orleans, aus dem Geschlechte der Valois, von einer Tochter Johann Galeazzo's, des ersten Herzogs von Mailand, glaubte, das Herzogthum gebühre ihm auf Grund eines von dem Pabste bestätigten Vertrages. Ferner machten Ansprüche auf das Besitzthum Franz Sforza, der, ein natürlicher Sohn Philipp Maria's, Blanca Maria zur Frau hatte, und von jenem adoptirt war. Er suchte das Angesprochene mit Gewalt der Waffen zu behaupten. Die Mailänder aber dachten mehr an eine republikanische Regierungsform. Während sich nun Viele um das schöne Besitzthum rissen, nahmen die Venetianer Piacenza, Crema und Lodi, der Herzog von Savoyen Valencia. Sforza jedoch belagerte die Stadt (1449), und diese wußte sich nicht besser zu helfen, als daß sie den König aus Deutschland herbeirief. Es ward daher Aeneas Sylvius als Unterhändler dorthin gesendet, der mit vieler Mühe in die Stadt kam und Hilfe zusagte, unter dem Versprechen aber, daß die Mailänder die Oberherrlichkeit des Kaisers anerkännten. Da jedoch jene zwei Monate hindurch auf diese Hilfe vergeblich warteten, und von der größten Noth gedrängt wurden, so mußten sie sich endlich an Sforza ergeben, der im Triumphe in die Stadt einzog, obgleich Alfons und der Herzog von Savoyen, um sich gegenseitig zu schützen, ein Bündniß geschlossen hatten.

In demselben Jahre war aber auch Oberdeutschland in einen großen Krieg verwickelt zwischen Albrecht Achilles, Markgrafen von Brandenburg, Ulrich von Würtenberg und den Reichsstädten. Albrecht soll allein den Nürnbergern neun Schlachten in diesem Kriege geliefert haben; acht davon gewann er, jedoch in der neunten unterlag er, und es kam nicht eher zum Frieden, bis das Land umher verwüstet und verheert war, und es an Allem fehlte zur Fortsetzung des Krieges. Auch der Graf Ulrich von Würtenberg schadete viel, bis endlich die Städte Rache an ihm und seinen Landen übten. Aber dann unterlagen auch die Städte seinen Söldlingen in der Schlacht von Eßlingen, in welcher die meisten ihrer Führer getödtet wurden, und nur wenige unter dem Schutze der Dunkelheit der Nacht entkamen. Nun ward es endlich Frieden.

Im Jahre 1450 reiste Aeneas Sylvius im Auftrage des Königs zu Alfons von Sicilien, um in Friedrichs Namen ein Ehebündniß für denselben zu vermitteln mit dessen Nichte Eleonore, Tochter des Königs von Portugal, eine kluge und beredte Jungfrau. Aber auch

Gesandte von Frankreich waren in gleicher Absicht für den Dauphin gekommen. Aeneas eröffnete sein Vorhaben dem Pabste, und verkündete zu gleicher Zeit, Friedrich werde im folgenden Jahre nach Rom kommen, auch bat er um ein allgemeines Concil für Deutschland. Die Unterhandlungen in Sicilien schienen einen guten Fortgang gehabt zu haben. Denn es gingen als kaiserliche Abgeordnete nach Portugal Jacob Motz und Nicolaus Langmann. Die Verlobung selbst fand endlich nach langen, schwierigen Unterhandlungen mit großen Feierlichkeiten in Lissabon statt. Friedrich jedoch rüstete nun zu einem Zuge nach Rom, theils um seine Braut in Italien in Empfang zu nehmen, theils um sich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen. Aber noch hielten ihn Unruhen in Oestreich, die kaiserliche Braut widrige Winde und Stürme zurück, so daß Friedrich erst im Frühjahr in Italien ankam. In Venedig, Padua, Verona wurde er wohl aufgenommen. Dann kam er nach Bologna und Florenz. Seine Braut war indessen aus Unteritalien nach Livorno angekommen. Von hier wurde sie nach Pisa geleitet, und von da nach Siena, wo sie Aeneas Sylvius dem Kaiser entgegenführte. In Siena gelobte Friedrich dem Pabste den Eid des Gehorsams, und er wurde darauf in Viterbo glänzend empfangen. *) Dann ging es über Sutri und die Romagna nach Rom, wo ihm die Kardinäle entgegeneilten. Weil es jedoch Sitte ist, daß der Kaiser bei der Krönung wenigstens Eine Nacht vor den Thoren weilt, schlug Friedrich ebenfalls hier sein Lager auf, und blieb außerhalb der Stadt. Als er aber Rom näher rückte, bestätigte er den Römern ihre Freiheit, und hielt dann am 11. März 1451 seinen feierlichen Einzug in Rom. Pabst Nicolaus V. empfing ihn vor den Thoren St. Peters auf einem elfenbeinernen Sessel sitzend. In dem Geleite des Kaisers waren Ladislav, König von Böhmen und Ungarn, Albrecht, sein Bruder, Eleonore. Sie küßten die Hand und den Fuß des Pabstes, und man ging in die Kirche. Da ward Friedrich erst, was außergewöhnlich, mit der lombardischen Krone gekrönt, weil Mailand mit der Pest behaftet war, und nachdem der Pabst darüber eine eigene Bulle ausgestellt, daß dies den Mailändern nicht zum Nachtheil gereichen sollte. Der Pabst traute nun Friedrich am 16. März mit Eleonore, und am 18., am Sonntage Lätare, setzte er ihm feierlich die kaiserliche Krone auf das Haupt. Das versammelte Volk aber schrie: „Friedrich dem Friedfertigen, dem von Gott gekrönten Kaiser, Leben und Sieg!“ Da erfolgte die Krönung der Kaiserin. Als jedoch die Krönung vollzogen und die Messe beendet war, sang man das: „Herr Gott, dich loben wir!“ und der Pabst überreichte dem Kaiser ein gesegnetes Reichspanier.

*) Struvius, corpus hist. germanic.

Beim Herausreiten hielt der Kaiser dem Pabste die Steigbügel, und schlug dann auf der Tiberbrücke, im Angesichte der Engelsburg, zuerst seinen Bruder Albrecht und dann viele Andere zu Rittern. Der Pabst aber bestätigte die Krönung durch eine eigene Bulle.

Nach diesen Festlichkeiten ging Friedrich auf Einladung seines Oheims mit der Kaiserin nach Neapel, wo er sehr ehrenvoll empfangen wurde. *) Es versuchten aber die ungrischen Großen, als der Kaiser sich von Rom entfernt hatte, eine Entführung des Ladislav. Auch kamen dringende Botschaften aus Deutschland mit der Meldung, daß allda Unruhen zu befürchten seien. Friedrich ging also wieder nach Hause. In Ferrara ernannte er den Fürsten von Este zum Herzoge von Modena und Rheggio, so wie zum Grafen von Rovigo, einen Sohn des Franz Sforza, Fürsten von Mailand, beschenkte er mit der Ritterwürde, wiewohl er dessen Vater nicht eher mit dem Herzogthume Mailand belehnen wollte, bis er einen jährlichen Tribut gezahlt hatte. Auch den Ursinen gab er gegen eine Summe von fünfzehntausend Ducaten das Fürstenthum Piombino. Dann kam er nach Venedig, wo ihm der Senat und die Blüthe des Adels mit ihrem Dogen an der Spitze ehrenvoll entgegenging. Im Sommer war er wieder in Oestreich. Jedoch hier empfingen ihn neue Unruhen. Denn die Ungarn, Böhmen und Oestreicher erbaten sich den Ladislav zurück, auf den sie alle Hoffnung setzten. In Oestreich hatte sich besonders die Familie der Eyzinger erhoben, und auf ihren Einfluß vertrauend, die von dem Kaiser eingesetzten Statthalter vertrieben. Zu ihrer Verstärkung eilte auch Ulrich, der junge Graf von Cilien, herbei. Denn, wiewohl er Friedrichs geheimer Rath war, so hielt er sich doch nicht für geehrt genug, und er nahm es sehr übel, daß gewisse Dinge ohne ihn heimlich berathen wurden. Der ganze Tumult hätte nun leicht unterdrückt werden können, wenn Friedrich nicht nach Italien gegangen wäre. Als dieser jedoch bei allem dem seine Reise fortsetzte, wuchs der Aufruhr. Es wurden zwar Abgeordnete an den Kaiser nach Italien gesendet, aber auch wiederum andere, welche Friedrich beim Pabste anschwärzen sollten. Sie wurden jedoch vom Pabste abgewiesen, und mit dem Banne bedroht, wenn sie sich nicht unterwerfen wollten. Auch aus Ungarn, Böhmen, Mähren und von allen Seiten holten jene Hilfe herbei. Als aber die Aufrührer vernahmen, daß der Kaiser nach Neustadt gekommen, schickten sie Abgeordnete und forderten die Loslassung des Ladislav von der Vormundschaft. Da ihnen das verweigert wurde, drohten sie mit Gewalt der Waffen. Die Wiener zogen daher mit einem zahlreichen Heere nach

*) Aeneas Sylvius, hist. Friederici III. Imp.

Neustadt, schlugen die Kaiserlichen, im Jahre 1452, und schloßen Friedrich selbst in die Mauern ein. In dieser Bedrängniß jedoch zeigte sich der Vicekönig Georg Podiebrad als ein getreuer Freund. Sobald er hörte, daß der Kaiser eingeschlossen war, eilte er mit einem Heere von eilftausend Mann zur Hilfe herbei. Der Kaiser hatte aber schon Frieden geschlossen, worin er der Vormundschaft Ladislavs entsagte, diesen dagegen der Aufsicht seines Oheims, des Grafen Ulrich, übergab, bei dem er so lange in Berchtolsgaden verweilen, bis er seine Großjährigkeit erreicht hätte, auch das Reich nicht eher übernehmen sollte, als bis darüber in einer feierlichen Versammlung mit seinen Verwandten eine Uebereinkunft getroffen wäre.

Das Jahr 1453 war ein trauriges für die Christenheit. In demselben ging Konstantinopel an die Türken verloren. Dieser Verlust machte allgemein großen Eindruck, und auch Friedrich rüstete zu einem Zuge gegen die Türken. Es wurde deshalb im Jahre darauf (1454) ein Reichstag zu Regensburg angesagt, wo Aeneas Sylvius, jetzt Bischof von Siena, Ulrich von Gurk und Nicolaus von Brixen in des Kaisers Namen den Vorsitz führten, und in Anwesenheit Philipps des Guten, Herzogs von Burgund, und vieler andern Fürsten der Krieg gegen die Türken beschlossen wurde. Bedeutender aber war die Versammlung zu Frankfurt im October desselben Jahres. Hiehin hatten fast alle Könige Europens, Fürsten und Republiken Italiens ihre Abgeordneten geschickt. Auch Ungarn und Burgunder kamen, die einen Hilfe begehrend, die andern anbietend. Anfangs schienen die Gemüther etwas erbittert, die Fürsten glaubten, der Kaiser habe das Geld verschleudert. Als jedoch Aeneas Sylvius geredet hatte, wurden die Decrete des Regensburger Reichstages von Neuem bestätigt, und den Ungarn zweiunddreißigtausend Mann zu Fuß und zehntausend Reiter als Hilfe versprochen. In dem Jahre 1455 hielt der Kaiser einen Reichstag in Person zu Neustadt, wohin außer dem Erzbischofe Jacob von Trier, dem Churfürsten Albrecht von Brandenburg noch eine Menge anderer Fürsten zusammenkamen, und das Nothwendige wegen des Türkenkrieges, zu dem der Pabst das Kreuz predigen ließ, berathen wurde. Unglücklicher Weise hemmte nun dessen Tod das Unternehmen. Auch war es nicht allen Fürsten Ernst mit dem Türkenkriege. Dietrich von Mainz, Friedrich von der Pfalz, Friedrich von Brandenburg, in Uebereinstimmung mit dem Abgeordneten von Sachsen, sagten sogar einen Reichstag zu Nürnberg (auf Andreas 1456) an, wohin Friedrich vorgeladen war, der das aber mit Recht sehr übel nahm. Als die Churfürsten merkten, daß sie so nicht zum Ziele kommen konnten, schrieben sie 1457 einen abermaligen Reichstag nach Frankfurt aus. Die hier Versammelten beschloßen Abgeordnete an den Kaiser zu schicken, und diesen zu ersuchen, er

möge in Betreff des Landfriedens, in Verwaltung der Rechtspflege Vorsorge treffen, und seinen immerwährenden Sitz im Reiche nehmen. Wenn er das nicht wolle, so möge man einen römischen König wählen, der jedoch bei Lebzeiten des Kaisers nicht gekrönt würde, und wenn er das ebenfalls verweigere, so sei auch wider den Willen des Kaisers ein solcher zu wählen, und ihm alle Rechte des Reiches einzuräumen. Wenn nun Einige behaupten, das darüber abgefaßte Schreiben habe noch härtere Worte gehabt, so sah das Ganze doch so ungefähr aus wie eine Absetzung, und dafür hatte Friedrich doch noch zu viel Macht, und man kann auch sagen, nichts Wesentliches verschuldet. Das, was man jetzt gerade am meisten tadelte, der Türkenkrieg, war gewiß kein Verschulden, er mußte von allen einsichtsvollen Freunden des Vaterlandes sogar gefordert werden. Nicht blos die Päbste hatten allen Grund, auf die Fortsetzung desselben zu dringen, auch die Deutschen. Allein die Partei der Unordnung benutzte auch jetzt, wie hundert Jahre später, den Türkenkrieg und die dadurch geforderten Opfer, um die Gemüther schwierig zu machen, die Türken wohl gar als Bundesgenossen der deutschen Freiheit darzustellen.

Nach dem Tode Nicolaus V. war Calixt III. gefolgt. Dieser setzte Alles daran, Konstantinopel wieder zu erobern. Der Kaiser Friedrich ließ ihm durch seinen Geheimsecretär Aeneas Sylvius seine Ehrfurcht bezeugen, und auch das war Einigen nicht recht. Sie glaubten, es sei der Zeitpunkt gekommen, wo man das päbstliche Ansehen in Deutschland beschränken müsse, und die Churfürsten brachten (1457) die sogenannten Beschwerden der deutschen Nation hervor, die vorzüglich darin bestanden, daß der Pabst weder die Decrete von Konstanz, noch jene von Basel gehalten wissen wolle, noch den Vertrag, den man mit Nicolaus V. geschlossen, daß man Deutschland mit Geldforderungen beschwere, ja die Wahlen der Prälaten mitunter wegfielen, Beneficien und Würden aller Art den Kardinälen und Protonotarien aufbehalten blieben, Exspectanzen ohne Zahl ertheile, die Annaten ohne Aufschub eintreibe, und wohl mehr, als man schuldig sei, die Zügel der Kirchen nicht Wohlverdienten, sondern dem Meistbietenden übergeben würden, die Zehenten gegen die Türken, ohne die Prälaten gehört zu haben, einzöge, täglich, um nur Geld zusammenzubringen, neue Abläße ertheile, Gegenstände, die allein im Lande verhandelt werden könnten, ohne Rücksicht vor den päbstlichen Richterstuhl schleppe u. s. w. Diesen Beschwerden antwortete aber nicht blos der Pabst, sondern auch der kaiserliche Geheimschreiber Aeneas Sylvius, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß hie und da manche begründet, wenn auch im Allgemeinen über-

trieben sein mochten, und daß es besser gewesen wäre, man hätte die gegründetsten vollkommen beseitigt *).

Für den Kaiser gab es jetzt wieder eine Erbschaftsangelegenheit, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Im November des Jahres 1457 war nämlich Ladislav gestorben. Es waren drei Bewerber, welche auf das Erbe Anspruch machten. Nämlich Kaiser Friedrich, sein Bruder Albert und Sigismund von Tyrol. Es kam jedoch zu einem Vergleiche, worin Friedrich Unteröstreich bis an die Ens, Albrecht Oberöstreich und Sigismund Kärnthen und Tyrol erhielt, so wie alle drei einen besondern Aufenthalt in der Burg zu Wien. Aber es waren nicht blos die östreichischen Lande, welche durch den Tod des Ladislav erledigt waren, sondern auch Böhmen und Ungarn. Letztere waren jedoch nur Wahlreiche, und unter den Bewerbern nicht blos Friedrich., der Kaiser, Casimir, König von Polen, Wilhelm, Churfürst von Sachsen, sondern auch der König von Frankreich, Karl VII., suchte die Krone für seinen Sohn. Die Böhmen aber wählten den Tüchtigsten ihrer Landsleute; den Georg Podiebrad, und ebenso die Ungarn den Matthias Corvinus, der jedoch erst nach harten Kämpfen mit Friedrich und ruhmvollen Siegen über die Türken in einem besondern Vergleiche die Krone des heiligen Stefanus von Friedrich herausbringen konnte.

Der in so vielen deutschen Geschäften bewanderte Aeneas Sylvius Piccolomini aus Siena hatte endlich unter dem Namen Pius II. den päbstlichen Stuhl bestiegen, ihm lag ebenfalls daran, wie seinem Vorgänger, die von den Türken der christlichen Cultur in Europa drohende Gefahr zu entfernen. Er schrieb daher ein allgemeines Concil nach Mantua aus, wohin er alle Könige und Fürsten Europa's einlud. Die Sache hatte aber keinen günstigen Erfolg. Es erschienen anfangs nur Wenige. Die Franzosen wollten gar keine Hilfe senden, die Deutschen blieben bei dem Beschlusse von Frankfurt, und ernannten den Kaiser selbst zum Oberfeldherrn jenes Heeres gegen die Türken, welchem der Pabst ein geweihtes Schwert und einen geweihten Hut schickte.

Cusanus.

Deutschland hatte in jener Zeit einen Mann, der als Gelehrter, Staatsmann und Kardinal einen bedeutenden Namen erworben. Es war dies Nicolaus Cusanus oder von Cus. Cusanus, Bischof von Brixen und Kardinal der römischen Kirche, war einer der ausgezeich-

*) Prisac, die päbstlichen Legaten, Commendone und Cappaccini in Berlin.

netsten Männer seiner Zeit. Er war von Geburt ein Moselländer, aus der Gegend von Cus, Berncastel gegenüber, wo er sich durch eine prächtige Stiftung verewigt, und seinen Namen durch das daselbst gegründete Hospital in gesegnetem Andenken erhalten. Nach Einigen war er von geringen Eltern, die sich als Winzer und Schiffer nährten, geboren, und hatte sich durch Talent und Verdienste zu jener hohen Stelle emporgeschwungen. Sein Familienname hieß eigentlich Crifftz oder Criffts (Krebs), sein Vater Henne Crifftz oder von Cuße und seine Mutter Katharina Römer. Nach Andern stammte er aus einer adeligen Familie de Cancris. Sein Geburtsjahr läßt sich nicht bestimmt ermitteln. Cusanus machte seine ersten Studien zu Deventer, auf der damals berühmtesten Anstalt, dann ging er nach Italien, wo er noch in seinem dreiundzwanzigsten Jahre als Doctor beider Rechte in Padua promovirte. Nach Deutschland zurückgekehrt, war er nacheinander Decan an St. Florinsstift in Coblenz, Probst des Stiftes Münstermaifeld und Archidiacon von Lüttich. Noch als Decan von St. Florin schrieb er ein Werk zur Verbesserung des gregorianischen Kalenders, welches er der Kirchenversammlung zu Basel vorlegte. Er wurde nun eines der hervorragendsten Mitglieder jener Versammlung, und mit unter jene Gesandtschaft gewählt, welche nach Konstantinopel abging, um die Griechen zu dem Concilium nach Ferrara einzuladen, wo über die Vereinigung der beiden Kirchen verhandelt werden sollte. In den Jahren 1438 — 1446 war er bei verschiedenen Fürstenversammlungen zugegen, und nicht blos ein warmer Verehrer Pabst Eugens IV., sondern auch ein großer Förderer des kirchlichen Friedens, und so unermüdet war seine Thätigkeit, besonders als päbstlicher Legat, daß er mit dem Namen des deutschen Herkules beehrt wurde. Denn wegen seiner großen Verdienste um die Kirche, denen es jedoch auch an Neider nicht fehlte, wurde er im Jahre 1448 von dem damaligen Pabste Nicolaus V. zum Kardinal erhoben. Cusanus aber war damals noch mit keinem besondern Bisthume beehrt, sondern blos Archidiacon von Lüttich. Als er sich in Rom den Kardinalshut geholt, wozu er sich schwer entschließen konnte, ward er im Jahre 1450 von dem Pabste zum Bischofe von Brixen ernannt. Der Herzog Sigismund von Oestreich sowohl jedoch als das Capitel protestirten, und er konnte seinen bischöflichen Stuhl lange nicht in Besitz nehmen. Während der Zeit ward Cusanus zur Herstellung der Kirchenzucht als päbstlicher Legat durch Deutschland gesendet. Hier leistete er außerordentliche Dienste. Er hielt, in Begleitung des berühmten Karthäusers Dionys, als solcher Provincialconcilien in Salzburg, Mainz, Magdeburg, Köln. In dem darauffolgenden Jahre 1451 war er Friedensstifter zwischen Frankreich und England, und erst jetzt konnte er seinen bischöflichen Stuhl zu Brixen in Besitz nehmen.

Nachdem er im Jahre 1452 den Frieden zwischen Kaiser Friedrich und Ladislav vermittelt, finden wir ihn als päbstlichen Legaten in Böhmen, im Jahre 1454 in Preußen. Aber während er nun bei so vielen Friedensverhandlungen thätig gewesen, hatte er in seinem eigenen Bisthume keine Ruhe. Er mußte fliehen; denn das Capitel hatte hier schon im Jahre 1450 einen gewissen Bernhard Weismayer, Sigismunds Rath, zum Bischofe gewählt. Der Pabst jedoch weigerte sich, diesen anzuerkennen. Cusanus ging nach Rom, wo er von dem damaligen Pabste Pius II. zum Generalvicar ernannt wurde. Cusanus versuchte es nochmals in Brixen, Sigismund, sein Gegner, wurde in den Bann gethan, und der Kaiser Friedrich vermittelte die Versöhnung unter der Bedingung, daß der Herzog Buße thun sollte. Aber dennoch konnte Cusanus es nicht aushalten in Brixen. Neue Verfolgungen zwangen ihn zu einer abermaligen Flucht nach Rom, wo er sich großentheils den Wissenschaften und sonstigen Diensten der Kirche widmete. Er starb endlich auf einer Reise in Todi am 11. August 1464. Sein berühmtestes Werk ist die Schrift de docta ignorantia, was ihm ebenfalls viele Feindschaft zuzog, und worin er noch siebenzig Jahre früher als Copernicus die Bewegung der Erde um die Sonne behauptete, und sich als ein Mann bewährte, der seiner Zeit vorausgeeilt.

Auf der Versammlung zu Mantua war der Beschluß gefaßt worden, daß man sich ferner noch über die Art, wie der Krieg gegen die Türken zu führen sei, auf zweien Reichstagen in Deutschland besprechen müsse. Pius II. sandte daher den Kardinal Bessarion dorthin, um vor Allem die Deutschen zum Frieden mit dem Reiche und zum Kriege gegen die Türken zu bewegen; denn in beiden Beziehungen sah es noch schlimm aus. Die Fürsten waren jedoch so wenig unter sich, als mit dem Kaiser und dem Türkenkriege zufrieden. Es kam, und zwar in dem Jahre 1460, zu einem Reichstage zuerst in Nürnberg, dann in Worms, dann wieder in Nürnberg und Wien. Aber sie waren alle erfolglos.

In Deutschland stritten zuerst unter sich Ludwig der Baier und Albrecht von Brandenburg. Diese erwählten den Georg Podiebrad, König von Böhmen, zum Schiedsrichter, und das gab Gelegenheit zu einer großen Versammlung in Eger, der viele Fürsten und Städte beiwohnten, und wo Podiebrad, obgleich er dem Kaiser die Treue geschworen und Böhmen von ihm zu Lehen hatte, doch gegen diesen Ränke schmiedete. Er brachte auch wirklich einige Churfürsten auf seine Seite, jedoch der Churfürst von Brandenburg blieb standhaft, und der Pabst ermahnte den Podiebrad, mit seinem Reiche zufrieden

zu sein. Doch nicht blos der Böhmenkönig strebte nach dem Reiche, auch Ludwig XI., König von Frankreich. Sie vermochten aber nichts. Da ergriffen nun im Jahre 1461 Albrecht von Oestreich und Ludwig der Baier offen die Waffen gegen den Kaiser, indem sie ihn beschuldigten, als hätte er ihre Länder ungerecht vertheilt. Die Oestreicher klagten, er hätte ihre Privilegien verletzt. Albrecht belagerte Wien, jedoch unter Vermittlung des böhmischen Abgeordneten Zdenko von Sternberg, des Kanzlers Procop von Rebstein, Cibor von Cymburg und Hynko's von der Lippe kam es zu einem Vergleiche. Jetzt hatte Friedrich blos mit Ludwig von Baiern zu schaffen. Dieser wurde nun, weil er zu Nürnberg kaiserliche Briefe zerrissen, welche dem Albrecht von Brandenburg in Betreff des Burggrafenthums von Nürnberg verliehen worden, des Majestätsverbrechens für schuldig erklärt und die Bewohner von Oberdeutschland gegen ihn aufgehetzt, ja der Kaiser selbst erklärte ihn in die Reichsacht, ließ ein eigenes Heer auf dem Reichstage von Nürnberg 1461 gegen ihn sammeln, und ernannte den Albrecht von Brandenburg zum Vollstrecker. Dieser fiel auch in Ludwigs Land ein, und verheerte es mit Mord und Brand. Der König Georg Podiebrad von Böhmen suchte zwar die Fehde beizulegen, jedoch sie wurde demohnerachtet fortgeführt, und im Jahre 1462 auf dem Tage zu Ulm sogar der Reichskrieg gegen Ludwig erklärt. So kämpfte man denn mit abwechselndem Glücke bei Hochstedt, Neustadt, Gundelfingen, wo die Baiern unterlagen, und endlich bei Giengen, wo sie siegten. Auf Seiten Ludwigs trat ferner Churfürst Friedrich von der Pfalz. Dieser lieferte bei Ladenburg am Neckar ein so siegreiches Gefecht gegen Karl von Baden, die Bischöfe Georg von Metz und Johann von Speier, daß er diese zugleich mit dem Grafen von Würtenberg gefangen nahm. Endlich kam es zum Frieden. Da brach der Krieg zwischen Albrecht von Oestreich und dem Kaiser von Neuem aus. Albrecht kam mit seinen Truppen bis in die Nähe von Wien, wurde aber zurückgetrieben. Da indessen die Oestreicher von fortwährenden Räubereien belästigt waren, weil man die Decrete des Kaisers nicht achtete, die Wiener, die dem Kaiser nie gut waren, sich jetzt besonders in zwei Parteien theilten, von denen der Senat und der Adel es mit dem Kaiser, das Volk und der Bürgermeister Holzer es mit der Gegenpartei hielt, so eilte der Kaiser, der den Abfall auch der sonstigen Getreuen fürchtete, mit viertausend Reitern nach Wien. Aber die Wiener verschloßen ihm ihre Thore, doch ließen sie ihn bald wieder ein. Der Kaiser setzte nun einen Magistrat ein nach dem Willen des Volkes, und ließ sich von diesem den Eid der Treue schwören. Es dauerte jedoch nicht lange, so war wiederum ein neuer Auflauf da. Genährt wurde die Unzufriedenheit durch eine Menge von Söldnern, welche früher theils

in Friedrichs, theils in Albrechts Diensten gestanden, und denen der Krieg nur erwünscht sein konnte. Da Friedrich ihnen kein Geld zu geben vermochte, so verheerten sie das Land. Der Kaiser suchte nun zwar zu ihrer Befriedigung ein Anleihen bei den Wienern nach, aber diese wollten nichts geben, und Friedrich ließ dafür jene gewähren. Die Sache war so arg, daß nicht einmal mehr ein Weinfaß nach der Stadt kommen konnte. Die Wiener wurden darüber höchst unzufrieden. Der Pöbel sammelte sich, überhäufte den Kaiser mit Schmähungen, sprach von seiner Absetzung, und belagerte ihn mit seiner Gemahlin und Kindern in der Hofburg. Sie trieben den Muthwillen so weit, daß sie, so oft sie irgend eine der größern Kanonen abfeuerten, ein gewaltiges Lärmen machten mit Trommeln und Trompeten. Es fehlte nur noch, daß Albrecht hinzu kam. Dieser schloß wirklich mit den Wienern ein Bündniß auf zwei Jahre, und sagte seinem Bruder den Krieg an. Der Kaiser suchte beim Reiche um Hilfe nach, und besonders bei dem Böhmenkönige Georg Podiebrad, der auch wirklich seinen Sohn Victorinus sandte, und selbst mit achttausend Mann nachzukommen versprach. Podiebrad erhielt jedoch wegen dieser Hilfe, die er zum zweiten Male in der Noth brachte, nicht blos besondere Privilegien vom Kaiser, er konnte auch den Frieden vorschreiben, in welchem die beiderseitigen Gefangenen, Burgen und Städte herausgegeben werden mußten, Albrecht zwar die Regierung von Unteröstreich unter dem Namen eines Stellvertreters auf acht Jahre erhielt, aber seinem Bruder jährlich viertausend Ducaten zahlen mußte. Beiderseits wollte man indessen von diesem Frieden nichts wissen, und da der Krieg sich von Neuem entflammte, so ward Albrecht auf dem Reichstage nicht blos in die Acht erklärt, sondern auch von dem Pabste in den Bann gethan. Erst nach Albrechts Tode wurde diese Sache erledigt.

Die fortwährenden Kriege hatten in Deutschland viel Verheerung angerichtet, sie waren nicht blos im südlichen Deutschlande, sie waren überall — und Friedrich dachte endlich im Jahre 1466 auf dem Reichstage zu Ulm und Nördlingen mit allem Ernste an ihre Beilegung. Der Pabst Pius II. war darüber gestorben, ohne daß der Türkenkrieg von Seite Deutschlands zu Stande gekommen wäre. Sein Nachfolger Paul II. nahm diesen mit allem Ernste wieder auf. Es ward daher ein Reichstag um Martini in Nürnberg angesagt. Friedrich, der Oestreich noch nicht ganz beruhigt hatte, sandte Ulrich von Passau mit seinen Aufträgen dorthin. Von Seite des Pabstes erschien Lorenz, Bischof von Ferrara, ein Mann, ausgezeichnet durch Frömmigkeit, Klugheit und Gewandtheit in den Geschäften. Dieser hielt eine glänzende Rede an die Fürsten, und ermahnte sie zum Kriege gegen die Türken. Der Bischof von Passau übersetzte sie in's

Deutsche. Aber nach vielerlei Berathung bewilligte man doch nur zwanzigtausend Mann unter der Bedingung, daß der Pabst den Frieden unter den christlichen Fürsten bewerkstelligen sollte, und zwar für die Dauer von fünf Jahren. Unglücklicher Weise waren jedoch der Kaiser und der Pabst mit Georg Podiebrad, König von Böhmen, zerfallen, und dieser der Ketzerei beschuldigt. Dazu kam noch, daß Ludwig, Herzog von Baiern, und einige Andere damit umgingen, gerade Georg Podiebrad zum Kaiser zu wählen, während Andere riethen, er möge das Reich für Maximilian verwalten. Der Böhmenkönig war aber zu klug, sich darauf einzulassen. Er bot blos ein Heer zum Türkenkriege an unter der Bedingung, daß die Fürsten ihn mit dem Pabste aussöhnten, was diese dankbar annahmen, jedoch von einem Türkenkriege konnte blos Rede sein, zur That kam es gar nicht. Selbst die Verordnungen über den Landfrieden konnten nicht gehandhabt werden.

Friedrich hatte sich indessen durch ein Bündniß mit dem Könige von Ungarn von Neuem befestigt, und da auch Oestreich in Ruhe war, unternahm er eine Reise nach Italien. Am Vorabende des Weihnachtsfestes kam er nach Rom, und ward dort sehr ehrenvoll empfangen. Nachdem er siebenzehn Tage hier verweilt, trat er endlich im Januar des Jahres 1469 die Rückreise an. Der Zweck dieser Reise wird verschiedenartig angegeben. Einige sagen, sie sei in Folge eines Gelübdes geschehen, Andere zur Bestätigung der Nachfolge in Ungarn und Böhmen. Andere denken auch wieder an den Türkenkrieg. Es ist wahrscheinlich, daß alles dieses verhandelt wurde. Die Türken kamen indeß immer näher, und sie hätten die Deutschen wohl aus dem Schlafe rütteln können, als sie wirklich auf dem Reichsboden erschienen. Es blieb aber blos bei den Reichstagen, die man hielt, auf welchen so höchst ärmliche Maßregeln beschlossen wurden, daß man es auch nicht einmal mit einer Abtheilung von Türken aufnehmen konnte. Ja, als der Kaiser wirklich damit umging, alle Fürsten des Reiches zusammenzurufen, und sie auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen, so fehlte es nicht an solchen, die ihm davon abriethen, weil die Fürsten bei der Gelegenheit leicht auf den Einfall kommen könnten, ihn abzusetzen, und statt seiner den Georg Podiebrad zu wählen. Dennoch hatten sich die Fürsten und Stände im Jahre 1471 zahlreich in Regensburg versammelt. Aber bei allem dem wurde zuerst ein Heer von zehntausend Mann bewilligt, das sodann auf sechstausend Mann reducirt ward, und auch dies blieb blos bei den Worten.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund.

Im Jahre 1473 kam der Kaiser Friedrich nach Trier. In seinem Geleite waren der Erzbischof Adolf von Mainz, die Herzoge Ludwig und Stefan von Baiern, Karl, Markgraf von Baden, Eberhard von Würtenberg, Philipp von Katzenellenbogen, der Graf Georg von Winnenburg und andere Abgeordnete des heiligen römischen Reiches, um daselbst wegen des Türkenkrieges zu berathen. Aber auch Karl der Kühne, Herzog von Burgund, war dort anwesend, und höchst gewiß hatte man gerade seinetwegen Trier als den Ort der Versammlung gewählt. Karl erschien mit einem glänzenden Gefolge, und der Kaiser ging ihm sogar eine Stunde entgegen. Denn hier sollte die Verlobung seines Sohnes, des damals erst vierzehn Jahre alten Maximilian, mit der einzigen Tochter Karls des Kühnen, eines der mächtigsten Fürsten seiner Zeit, gefeiert werden. Aber auch Karl dachte an hohe Plane. Er wollte sich nicht nur zum Könige von Burgund, sondern auch zum Legaten und Vicekönige des Reiches machen lassen. Dafür versprach er zugleich, alle dem Reiche entrissenen Stücke wieder einzubringen. Denn Karl, Herzog von Burgund, besaß das geübteste Heer seiner Zeit, und Geld, es zu unterhalten. Außer dem Kaiser suchten die Könige von Böhmen, von Neapel, von Portugal seine Freundschaft, Frankreich, sein Erbfeind, fürchtete ihn. Den Schweizern schien seine Macht bedenklich, die Könige von England, die Herzoge von Lothringen und sonstigen Verwandten der französischen Krone, die Ludwig XI. unterdrückt, richteten auf ihn ihre Hoffnung. Denn zu seinen reichen Quellen hatte er einen unternehmenden Geist, der ihn leider in zu große Wagnisse stürzte, in denen er zuletzt seinen Untergang fand. Er war Herzog von Burgund, Lothringen, Brabant, Limburg und Luxenburg, Graf von Flandern, Artois, Palatin von Hennegau, Holland, Seeland und Namur, des heiligen römischen Reiches Markgraf, Herr von Friesland und Mecheln, wie sein Lobredner sagt *), ein edler, durch jede Tugend hervorragender Mann, billig, klug, leutselig, freigebig, fromm, im Kriege glücklich und siegreich, im Frieden bescheiden und zu jeglichem Werke tüchtig, ein Mann, der mit allem äußeren Glanze Eigenschaften des Körpers und des Geistes verband, die man in damaliger Zeit nirgendwo größer antreffen konnte. Er verstand das Englische, Französische, Lateinische gut zu reden. Er hatte ein

---

*) De laudibus Caroli Burgundiae, ducis et victoris, bei Freher, script. Rer. Germ. Tom. II.

edles Herz, ließ sich aber dabei nicht selten vom Jähzorn beherrschen *), und es kam sogar in öffentlichen und feierlichen Verhandlungen mitunter zu Worten, die sich in dem Munde eines Fürsten schlecht paßten, und ihm am Ende die Liebe raubten. Uebrigens gab er Beweise von rücksichtsloser Gerechtigkeit und Milde der Gesinnung, besonders gegen Niedere. Als Feldherr war er persönlich tapfer, doch besaß er jene Eigenschaften nicht, die erforderlich sind, um den Sieg dauerhaft an seine Fahnen zu fesseln. Nicht blos der geistreiche Comines, der anfangs in seinen Diensten war, konnte sich zuletzt in seiner Umgebung nicht mehr gefallen, und wendete sich zu Karls Feind, Ludwig XI. von Frankreich, es gab deren auch noch mehr, welche von dem unruhigen Geiste zuletzt nichts Gutes ahnten. Denn Karl der Kühne von Burgund gehörte, wie Karl XII. von Schweden, zu jenen Fürsten, die bei vielen ausgezeichneten Eigenschaften dennoch der wahren Fähigkeiten eines Regenten entbehren, die im Vertrauen auf ihre persönliche Tapferkeit keine Gefahr kennen, allen Schwierigkeiten Trotz bieten, und durch ihren Starrsinn ihr eigenes Glück und das ihrer Untergebenen zerstören.

Friedrich, ganz der entgegengesetzte Charakter von Karl, schienen dessen Forderungen etwas stark, und ward noch dazu durch dessen Hochmuth beleidigt. Er wollte ihn aber nicht geradezu abweisen, sondern gab vor, das sei eine Angelegenheit, die erst mit den übrigen Reichsständen berathen werden müsse. Der Kaiser fühlte sich beleidigt, und Karl, als er sah, daß er vergebens Krone, Scepter und Thron mitgebracht, ging ohne weitern Bescheid nach dem Kölnischen zurück. Hier zogen ihn bald darauf der Streit des Erzbischofes Ruprecht mit seinem Domcapitel in die Belagerung von Neuß hinein, die den Herzog eilf Monate ruhmlos mit einem zahlreichen Heere beschäftigte, ihm große Verluste beibrachte an Mannschaft und an dem Ruhme seines Namens, und zuletzt durch Heranziehen des Kaisers mit dem Reichsheere mit einem Vergleiche endete, wobei denn auch die Verlobung Maxmilians mit Maria, Tochter Karls, ausbedungen wurde **).

Im folgenden Jahre hielt Friedrich einen Reichstag zu Rothenburg an der Tauber. Hier erschien unter Andern Christian I., König von Dänemark, der auf einer Reise nach Rom begriffen war, und erbat sich von ihm, die Grafschaft Holstein mit dem, was dazu gehört, sammt dem Lande der Dietmarsen zu einem Herzogthum zu erheben, und ihn damit zu belehnen. Die Dietmarsen jedoch wollten sich dem Dänenkönige nicht unterwerfen, und auch die Bremer widersprachen,

*) Barante, histoire des ducs de Bourgogne.

**) Prisac, der Neußer Leben und Treiben. Magnum chronic. belgic.

indem sie behaupteten, daß die Dietmarsen immer zu ihrem Herzogthume gehört hätten. Der Kaiser widerrief daher seine Verfügung.

In dem Jahre 1474 hielt er noch einen Reichstag in Augsburg, und hier bestimmte er die Dauer des Landfriedens auf sechs Jahre. Zur Ausführung desselben ward ein eigener Gerichtshof eingesetzt, dessen Präsident der Churfürst von Mainz sein sollte. Es war dies das sogenannte Kammergericht, welches im Namen des Kaisers die Streitigkeiten der Stände unter sich schlichten sollte. Der Türkenkrieg war bereits eine stehende Angelegenheit geworden auf allen Reichstagen des XV. Jahrhunderts, obgleich nichts Erhebliches dafür geschah. So wurde auch jetzt darüber verhandelt, aber ebenso fruchtlos, wie immer.

Während nun im Osten des Reiches der Türkenkrieg drohte, beschäftigte im Westen der kölnische Krieg, oder vielmehr die Belagerung von Neuß, einer sonst keineswegs bedeutenden Stadt, Aller Gemüther. Das Domcapitel von Köln war nämlich mit seinem Bischofe Ruprecht in Streit gerathen. Die Hitze des Streites führte endlich die Absetzung Ruprechts und einen vollständigen Krieg herbei, der mehr als ein Jahr dauerte. Ruprecht, der sich nicht besser zu helfen wußte, hatte den Herzog Karl den Kühnen, der bereits mit einem Heere in der Nähe, im Herzogthum Geldern, stand, herbeigerufen, das Domcapitel dagegen einen Capitularverweser in der Person des Landgrafen Herrmann von Hessen ernannt, welcher sich mit seinen Truppen in Neuß festsetzte, und dort auch gegen die überwiegende Macht Karls des Kühnen zu behaupten wußte. Karl begann die Belagerung mit der Hoffnung einer baldigen Einnahme, eines größern Einflusses auf die Angelegenheiten des Reiches, wohl gar der Kaiserkrone, die er in jenem Kriege zu erobern gedachte *). Aber die Stadt wehrte sich tapfer, und Karl konnte mit einem erlesenen Heere, das von Einigen auf achtzig-, von Andern auf achtzehntausend Mann angegeben wird, mit all seinen Stürmen und einem Verluste von mehr als viertausend Mann nichts ausrichten. Währenddeß jedoch rückte Ludwig XI. in die Picardie ein, und der Kaiser endlich mit dem Reichsheere zum Ersatz herbei, ja selbst der König von Dänemark, die Herzoge von Savoyen sagten ihre Hilfe zu. Da sah sich Karl von allen Seiten bedroht. Der Kaiser Friedrich, der die Sache nicht auf das Aeußerste kommen lassen wollte, suchte den Frieden, der auch unter der Vermittlung des päbstlichen Legaten, des Kardinalbischofes Alexander von Friaul, dahin zu Stande kam, daß Karl die kölnische Ange-

*) Magnum chronic. Prisac, der Neußer Leben und Treiben auf dem großen Gebiete der Weltgeschichte und im stillen Gehege christlicher Sitte, Bildung und Kunst.

legenheit ganz fallen ließ, und diese dem Pabste zur Schlichtung übergab.

Nachdem die Verlobung zwischen Maximilian und Maria von Burgund, Karls Tochter, festgesetzt worden, ging der Herzog wieder in seine belgischen Provinzen zurück, und zwar zunächst, um sich an dem Herzoge Renatus von Lothringen und den Schweizern, die in sein Land eingefallen waren, zu rächen. Er nahm Nancy, und dann ging es gegen die Schweizer los. Bei Granson kam es zur Schlacht, in welcher die Burgunder geschlagen wurden, zwar nicht viel an Leuten, aber doch viele Schätze verloren. Karl versuchte nun ein zweites Mal sein Glück bei Murten. Am 22. Juni 1476 kam es hier zu einer heftigen und blutigen Schlacht, worin die Burgunder abermals geschlagen wurden und an dreißigtausend Mann blieben. Renatus hatte unterdessen auch Nancy wieder in seine Gewalt gebracht. Im Januar kam es hier zu einer abermaligen Schlacht, in welcher sich Karl wie ein Verzweifelter wehrte, jedoch unterlag und fiel.

Nachdem dies nun im Westen vorgegangen, wurde Vladislav, der Böhmenkönig, am 10. Juni 1477 in Wien feierlich belehnt. Das nahm aber der Papst sehr übel. Er schrieb an Friedrich, er würde nichts desto weniger den Matthias von Ungarn auch als Böhmenkönig anerkennen, da es Niemanden ein Zweifel sei, daß die böhmischen Großen, welche katholisch wären, und von denen Matthias gewählt worden sei, ein rechtmäßiges Wahlrecht hätten, und da der apostolische Stuhl vermöge seiner Auktorität die Wahl des Vladislav, die von Häretikern ausgegangen, als eine nichtige erklären müsse. Matthias jedoch war schon deshalb dem Kaiser nicht recht, weil es hieß, er habe die Türken nach Kärnthen und Steiermark gelockt und den östreichischen Aufruhr gefördert. Er kam jetzt mit einem Heere nach Oestreich bis in die Nähe von Wien, das er vergebens berannte. Aber Beatrix, seine Frau, mahnte ihn zum Frieden. Das thaten auch der Pabst und die Venetianer, und zwar vorzüglich deswegen, damit die Christen ihre vereinte Macht gegen die Türken gebrauchen konnten, welche damals die Küsten des adriatischen Meeres beunruhigten. Der Friede kam endlich unter der Bedingung zu Stande, daß der Kaiser Friedrich den König Matthias von Ungarn schadlos halten sollte, die Kriegskosten auf sich nehme, und als solche einmalhundertfünfzigtausend Goldstücke auszahle, wogegen Matthias alles Eroberte zurückgab. Sollte jene Bedingung jedoch am festgesetzten Tage nicht erfüllt sein, so habe Matthias schon dadurch ein Recht auf ganz Oestreich, welches er ungestört nehmen und besitzen, ja als eine ungarische Provinz behandeln könne.

Friedrich konnte eine derartige Niederlage nur durch eine friedliche Eroberung wieder gut machen. Er mußte daher Bedacht nehmen,

die Verlobung seines Sohnes Maximilian mit Maria von Burgund zum Vollzug zu bringen. Nun hatte aber Karl nach dem Vertrage von Neuß, worin er seine Tochter an Maximilian versprochen, diese in demselben Jahre noch, wo er mit Ludwig XI. Frieden machte, an dessen Sohn Karl verlobt, und als Ludwig hörte, daß Karl bei Nancy geblieben, fiel er nicht blos in Burgund, Artois und die Picardie ein, sondern er ließ auch Maria für seinen siebenjährigen Sohn zur Braut fordern. Die Sache zerschlug sich jedoch an der Ungeschicklichkeit seines Unterhändlers. Aber auch der Herzog von Cleve wünschte die reiche Erbin. Friedrich schickte daher den Erzbischof Johann von Trier, den Grafen Georg von Baden, den Herzog Ludwig von Baiern an die belgischen Städte, welche in voller Versammlung in des Kaisers Namen um Maria für dessen Sohn Maximilian, dem sie schon früher von Karl versprochen war, anhalten sollten, um so mehr, als jener auch diese Wahl genehm sei. Als Maria ihre Einwilligung gab, wollten auch die belgischen Stände die ihrige nicht verweigern, und die reiche Erbin der burgundischen Lande ward im April des Jahres 1477 dem Herzoge von Baiern in Maximilians Namen angetraut, obgleich Ludwig von Frankreich Einspruch dagegen that, und behauptete, es sei wider das Lehenrecht, wenn eine vornehme französische Erbin ohne Genehmigung des Königs mit einem fremden Manne vermählt werde. Aber Maximilian eilte selbst den Rhein hinunter nach Köln, kam, mit dem Gelde Maria's unterstützt, da ihm sein Vater weder Geld, noch Truppen senden konnte, nach Belgien, und feierte am 20. August des Jahres 1477 in Gent seine Hochzeit, die durch Anwesenheit des Kardinal-Legaten Julian von Ostia und des Bischofes von Tournay verherrlicht ward.

Um dieselbe Zeit hatten die Türken jedoch wieder die Gränzen des östreichischen Reiches beunruhigt. Das gab wieder Anlaß zu neuen Reichstagen zu Landshut, Freisingen, Nürnberg während der Jahre 1478, 1479, 1480, wo man ebenso kraftlose Beschlüsse faßte, wie früher, fünfzehntausend Mann bewilligte und eine neue Reichsmatrikel abfaßte. Zugleich fing aber auch Matthias von Ungarn den Krieg wieder an, weil ihm das versprochene Geld noch nicht ausgezahlt war und Friedrichs Tochter verweigert wurde. Er schloß indessen einen Waffenstillstand, nachdem er von dem Kaiser fünfzigtausend Goldstücke erhalten, und gab dafür die gewonnenen Orte zurück. Nachdem nun auf dem Reichstage zu Nürnberg 1480 Hilfstruppen gegen die Türken bewilligt worden, fiel Matthias im Jahre 1482 abermals in Oestreich ein, und nahm verschiedene Städte weg. Man hatte sich also zunächst gegen ihn zu wehren. Der Kaiser siegte zwar an der Leitha, jedoch in dem folgenden Jahre rückte Matthias von Neuem vor. Die Deutschen, welche sich ihm entgegenwarfen,

mußten weichen. Im Jahre 1485 besetzte Matthias sogar Wien, nahm Rhätien, Egenberg und andere Ortschaften. Friedrich war mit achttausend Reitern aus Oestreich entflohen, und mußte die Hilfe der deutschen Fürsten auf den Reichstagen zu Frankfurt und Nürnberg in Anspruch nehmen. Diese wurde auch bewilligt, und Albrecht von Sachsen mit einem Heere nach Oestreich gesendet. Da er aber sah, daß er für Matthias zu schwach wäre, und weil er Deutschland nicht in den Krieg verwickeln wollte, suchte er den Frieden zu vermitteln, der auch unter der Bedingung zu Stande kam, daß Matthias Oestreich so lange besetzt hielt, bis er für die Kriegskosten entschädigt wäre, für den Fall jedoch Matthias sterben würde, sollte Oestreich an seinen frühern Herrn zurückkommen, Friedrich indessen den Titel eines Königs von Ungarn führen. Aber die Noth hatte einen Vertrag geschlossen, den man nicht halten konnte, und weil die Ungarn fortfuhren, Oestreich zu belästigen, wurde im Jahre 1489 ein neuer Friede versucht. Matthias lag damals krank in Wien, Friedrich und Maximilian (im Februar des Jahres 1486 von den Fürsten zum römischen Könige gewählt, dann in Flandern gefangen gehalten, und endlich nach langen Verhandlungen wieder befreit) weilten in Linz, und sie suchten durch den Bischof Johann von Wardein den Frieden zu erlangen. Matthias forderte siebenzigtausend Goldstücke, Friedrich wollte, daß er Oestreich ohne alle Entschädigung verließ, Maximilian einen Mittelweg einschlage, und so kam es denn zu nichts, bis Matthias in dem folgenden Jahre, worauf Friedrich wirklich gewartet hatte, am Schlage starb. Jetzt erhob sich der Streit um die ungarische Krone, auf welche Friedrich und sein Sohn Maximilian Anspruch machten. Die Ungarn jedoch zogen den Vladislav aus Böhmen vor, und obgleich Maximilian Oestreich wieder säuberte von den Ungarn, ja selbst in dem dortigen Lande vordrang, kam es endlich unter der Bedingung zu einem Vergleiche, daß Vladislav die ungarische Krone behielt, dagegen aber alle Orte, welche er noch in Oestreich besetzt hatte, zurückgab, fünfzigtausend Goldstücke als Kriegskosten zahlte, und Maximilian die Erbfolge auf Ungarn gesichert blieb.

Aber auch die Baiernherzoge, die alten Nebenbuhler des Hauses Oestreich, hatten Friedrich zu schaffen gemacht. Sie verspotteten seine Verordnungen über den Landfrieden, und da Friedrich auch mit den Uebrigen nichts ausrichtete, die schwäbischen Stände sahen, daß sie sich nicht besser helfen konnten, kamen sie zuerst in Ulm, dann in Reutlingen, endlich in Eßlingen zusammen, und schloßen an dem Valentinstag des Jahres 1488 ein Bündniß zum Schutze des Landfriedens, welches acht Jahre dauern sollte, und von der Zeit an unter dem Namen des schwäbischen Bundes oder der Gesellschaft von St. Georgen Schild, dessen Bildniß sie auf demselben

trugen, oder auch der Bundt im Landt zu Schwaben bekannt ist, und dem später verschiedene Herzoge, geistliche und weltliche Fürsten, Edle und Städte beitraten. Dieser Bund ward zu verschiedenen Zeiten bestätigt, und leistete den schwäbischen Ständen gute Dienste. Als aber der Herzog von Baiern nicht aufhörte, ihn zu belästigen, drohten die Verbündeten mit Krieg. Der Herzog Georg jedoch, der eine so große Macht gegen sich heranrücken sah, legte nicht blos seinen angebornen Uebermuth ab, sondern wurde auch plötzlich aus einem sehr hochmüthigen Manne ein gar demüthiger. Es kam daher, vorzüglich durch Maximilians Vermittlung, im Jahre 1489 in Dinkelsbühl zu einer Versöhnung, worin Georg gezwungen wurde, Alles, was er genommen, zurückzugeben, und noch außerdem eine große Geldentschädigung zu zahlen. Aber auch Albert, des Kaisers Schwiegersohn, mußte Regensburg zurückgeben. Der Kampf entbrannte jedoch von Neuem zwischen dem Herzoge von Baiern und dem St. Georg- und Löwen-Bunde, dessen Beilegung zuerst auf dem Nürnberger Reichstage (1491) durch Maximilian versucht wurde, aber erst im folgenden Jahre theils durch gütliche Vermittlung, theils durch das Ansehen Maximilians bewerkstelligt werden konnte, bei welcher Gelegenheit denn auch Albrecht sich mit Friedrich aussöhnte.

Zu den Zeiten, wo der schwäbische Bund und die Herzoge Georg und Albrecht einander bekriegten, hatte Friedrich einen Reichstag in Frankfurt angesagt. Es war das Jahr 1489, und Maximilian, der römische König, führte den Vorsitz. Auf jenem Reichstage erfolgte nach einigen Schriftstellern zuerst eine Theilung der Stände in Collegien. Außerdem wurde dem Kaiser ein jährliches Hilfscorps von sechstausend Mann unter dem Namen „eylende Hilfe" bewilligt, die im Falle der Noth nach der angenommenen Matrikel auf zweiunddreißigtausend Mann gebracht werden konnte. Auch wurde zur Förderung des Landfriedens ein neues Decret über das Kammergericht erlassen, und zu gleicher Zeit mit Frankreich, dessen König sich verschiedener Landestheile bemächtigt, die ehemals dem Reiche gehörten, die er aber als Lehen der französischen Krone und der burgundischen Lande beansprucht hatte, Frieden geschlossen. Ebenso wurde die Angelegenheit mit Böhmen beigelegt, worüber Vladislav nicht blos bei den Churfürsten, sondern auch beim Pabste geklagt hatte. Dieser war nämlich bei der Wahl Maximilians zum römischen Könige nicht zugezogen worden, wie es ihm doch als Churfürsten gebührte. Er drohte daher mit seinen Bundesgenossen, den Königen von Ungarn und Polen, mit einem Einfall in Deutschland. Doch die Sache wurde vorzüglich durch Vermittlung des Churfürsten Albrecht von Sachsen und Albrechts von Baiern dahin beigelegt, daß die Churfürsten durch einen besondern Revers erklärten, und zwar unter der Strafe von

fünfhundert Mark Silber, den König von Böhmen in der Folge nicht mehr zu umgehen. Es schickte jedoch auch der russische Gebieter Iwan Basilewitsch Gesandte an den dortigen Reichstag, welche Geschenke brachten und Freundschaft.

Die letzten Jahre Friedrichs III. gehen fast in dem Leben Maximilians auf, und dieser mußte sich vor Allem die Sporen gegen Frankreich verdienen, dessen König nicht nur einen Theil seines Landes, sondern auch nach Maria's Tode seine zweite Braut raubte. Es kam jedoch nach hartnäckigen Kämpfen zum Frieden. Friedrich, sein Vater, verlebte unterdessen in Linz die letzten Tage in Ruhe, von Astronomen, Chemikern und Alchemisten umgeben. Nach Grünbeck hat er angefangen, „sein gemeinschaft mit erfahrnen Män-„nern in die heimbliche, verborgene Majestät der natur zu haben, „Alß mit Monsehern, Alchemisten und andern dergleichen, durch „welche er so gelehrt ist worden, daß er nit allein die Planethen und „ihren Lauf, den Polum, sondern den besten Stern viel mit sambt „ihren Bewegungen und einflüssen weislich und fürsichtiglich er-„kennth hat und viel hohe Ding geurtheilt und angesagt. — In „anderweg ist er viel mit schmeltzen, goltscheiden, ausbrennung der „Wasser und verwechselung der Metall durch das Feuer umbgangen „und in der Alchemie also erfahren und geübt gewesen, daß er aus „Kießlingsteinen mit Zugebung der Farben viel stein, alß ob Sie „Diamanten, Rubin, Schmaragden oder Saphiren gewesen, gemacht „hat, demnach aus Kochsilber mit etlichen Zusetzen guet geldt können „machen, Aus etlichen gefeilten Stückchen, Wasser gemacht, die viel „Krankheiten gut und heilsam gewesen seindt.“ Aber außer seinem Alter begann er nun noch an einer heftigen Krankheit zu leiden, und nachdem er sich an dem Vorfeste Mariä Himmelfahrt in seiner Frömmigkeit aller Speisen enthalten, aß er, des Schicksals seines Vorgängers uneingedenk, Melonen, woran vier Kaiser gestorben, und was nach Einigen ihm ebenfalls den Tod verursacht. Nach Andern starb er jedoch in Folge eines Brandes am Fuße. Als dieser ihm abgenommen worden, nahm er scherzhaft den Fuß in die Hand, und sagte: „Jetzt ist dem Kaiser und dem heiligen römischen Reiche der eine Fuß abgeschnitten. Was ist nun für ein Unterschied zwischen dem Kaiser und einem Bauern? Ist der gesunde Bauer nicht glücklicher, als der kranke Kaiser?“ Friedrich starb am 19. August 1493 im achtundsiebenzigsten Jahre seines Alters, im dreiundfünfzigsten seiner Regierung. Kein Kaiser, seit den Tagen des August, hatte so lange regiert, wie er. Sein Leichnam ward in Neustadt an der Seite seiner Gemahlin begraben. Von seinen Kindern, die er mit Eleonora, seiner einzigen Gemahlin, hatte, und die im Jahre 1467 gestorben, waren blos noch Maximilian, sein Nachfolger, und

Kunigunde übrig geblieben, die mit Albrecht von Baiern verheirathet war. Es ist nicht leicht, über Friedrich III. ein entscheidendes Urtheil zu fällen. So viel ist gewiß, wer seine Geschichte sorgfältig studiert, muß sagen, er hatte viele häusliche Tugenden. Er war enthaltsam und ein ausgezeichneter Privatmann. Auch sonst sah er die Pflichten des Reiches mit hohem Ernste an. Das zeigte er schon gleich nach seiner Vermählung in Neapel *). Er war jedoch etwas zu langsam, vielleicht zu bedächtig, und weil er im Ganzen Gottes Segen hatte, ging doch am Ende Alles gut. Freilich gingen die Fürsten oftmals damit um, ihn abzusetzen. Aber bei dem Allem ist er doch gleichsam der zweite Gründer der östreichischen Monarchie zu nennen. Daß die Fürsten, besonders nach dem Beispiele der Theologen von Basel, die aus dem Cicero bewiesen, daß sie den Pabst absetzen könnten, auch Friedrich abzusetzen versuchten, kann uns bei einer so aufgeregten, theilweise anarchischen Zeit kein Wunder nehmen. Dazu kamen nun noch die großen Entdeckungen, welche einen gewissen Geist der Unruhe in die damaligen Gemüther brachten, denen nichts mehr zu kühn schien, und die Manches aus ihren Fugen rissen. Die wichtigste Entdeckung war darunter unstreitig:

Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat in der neuern Zeit manchen Streit veranlaßt. Aber die sorgfältigsten Untersuchungen bezeichnen Mainz wenigstens als denjenigen Ort, an welchem sie zuerst jene allgemeine Bedeutsamkeit erlangte. Außerdem streiten Harlem, Straßburg, Bamberg um die Priorität der Erfindung. Hätten wir auch keine genauern Nachrichten über jene großartige Erfindung, die dem deutschen Geiste ein so glänzendes Zeugniß gibt, so würden wir schon gleich die Wiege derselben in den Städten Straßburg, Nürnberg, Mainz suchen. Aber wir haben das bestimmte Zeugniß eines berühmten Mannes und Zeitgenossen, des Abtes Trithem. Dieser sagt nämlich in seinen Annalen des Klosters Hirschau zu dem Jahre 1450: „Zu dieser Zeit wurde in Mainz, einer Stadt Deutschlands am Rheine, und nicht in Italien, wie Einige fälschlich berichten, jene wunderbare und früher unerhörte Kunst, Bücher mittels Buchstaben zusammenzusetzen und zu drucken, durch Johann Gutenberg, einen Mainzer Bürger, erfunden und ausgedacht, welcher, als er beinahe sein ganzes Vermögen für die Erfindung dieser Kunst aufgewendet hatte, mit übergroßen Schwierigkeiten kämpfend, bald in diesem, bald

*) Aeneas Sylvius, hist. Friederici III. Imp.

in jenem mit seinen Mitteln zu kurz stand, und schon nahe daran war, das ganze Unternehmen, an dem Erfolge verzweifelnd, aufzugeben, endlich mit dem Rathe und den Vorschüssen des Johann Fust, ebenfalls Bürger von Mainz, die angefangene Sache vollbrachte. Demnach druckten sie zuerst das unter dem Namen Catholicon bezeichnete Wörterbuch, nachdem sie die Züge der Buchstaben nach der Ordnung auf hölzerne Tafeln gezeichnet und die Formen zusammengesetzt hatten; allein mit denselben Formen konnten sie nichts anders drucken, eben weil die Buchstaben nicht von den Tafeln ablösbar und beweglich, sondern eingeschnitzt waren. Näch diesen Erfindungen folgten künstlichere. Sie erfanden die Art und Weise, die Formen aller Buchstaben des lateinischen Alphabetes zu gießen, welche Formen sie Matrizen nannten, und aus welchen sie hinwiederum eherne oder zinnerne, zu jeglichem Drucke geeignete Buchstaben goßen, welche sie früher mit den Händen schnitzten. Und in der That, wie ich vor beinahe dreißig Jahren aus dem Munde des Peter Schöffer von Gernsheim, eines Mainzer Bürgers und Schwiegersohnes des ersten Erfinders der Kunst, gehört habe, hatte die Buchdruckerkunst vom Anfange ihrer Entstehung an große Schwierigkeiten zu bekämpfen. Denn als sie beschäftigt waren, die Bibel zu drucken, hatten sie schon mehr als viertausend Gulden ausgegeben, ehe sie noch das dritte Quaternion zu Stande gebracht. Der erwähnte Schöffer aber, damals Gehülfe, nachher Tochtermann des ersten Erfinders Faust, ein kluger und sinnreicher Kopf, dachte eine leichtere Art aus, Buchstaben zu gießen, und vervollständigte die Kunst, wie sie jetzt ist. Und diese Drei hielten ihre Art und Weise zu drucken einige Zeit geheim, bis dieselbe durch Gehülfen, ohne deren Mitwirkung sie die Kunst selbst nicht ausüben konnten, zuerst bei den Straßburgern und endlich bei allen Nationen verbreitet wurde. Das Gesagte mag über die wunderbare Buchdruckerkunst genügen. Deren erste Erfinder wohnten aber zu Mainz, im Hause zum Jungen, welches hierauf und noch bis jetzt das Druckhaus genannt." *) — Mit diesem erschöpfenden Berichte Trithems stimmt auch das Urtheil der fast gleichzeitigen kölnischen Chronik. **) Nach dieser kam jedoch die edle Kunst von Mainz zuerst nach Köln, dann nach Straßburg, wo aber bereits früher ihre Wiege gestanden, indem Gutenberg schon bei seinem frühern Aufenthalte daselbst, in dem Jahre 1430 einige Versuche angestellt, endlich nach Venedig. Was jedoch die Kölner Chronik von den ersten Versuchen in Holland berichtet, womit man später die Geschichte des Lorenz-

*) Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung von Dr. Karl Falkenstein.

**) Die Cronika van der hilligen Statt Cöllen.

Klosters von Haarlem in Verbindung gebracht hat, wird wohl dahin zu berichtigen sein, daß man hier gleichzeitig mit Mainz und Straßburg auf Holztafeln druckte.

Gutenberg selbst (sein Familienname war eigentlich Gensfleisch, und von einem später ererbten Besitzthum Gutenberg genannt) starb arm und kinderlos in Diensten des erwählten Churfürsten von Mainz, Adolf II. von Nassau.

Trithem.

Der durch seine wissenschaftliche Thätigkeit so berühmte Abt von Spanheim, Johannes Trithem, dessen Zeugniß wir oben über die Erfindung der Buchdruckerkunst angeführt, war den 1. Februar 1462 zu Trittenheim, einem Dorfe an der Mosel, geboren. Sein Vater war ein armer Winzer, und starb ein Jahr nach der Geburt des so berühmten Sohnes. Seine Mutter erzog das Kind sieben Jahre in aller Sorgfalt während ihres Wittwenstandes, nahm dann aber einen zweiten Mann, der mit der ganzen Geistesrichtung des Knaben nicht zufrieden war, und ihn besonders vom Studiren abhalten wollte. Dieser hatte jedoch einen Oheim, der sich seiner annahm, und als er es im elterlichen Hause nicht weiter aushalten konnte, entfloh er seinen Studien zu Liebe nach Trier und Heidelberg. Der Zufall führte ihn später in das Kloster zu Spanheim, wo er endlich zu bleiben beschloß, und sich im Jahre 1482 einkleiden ließ. Er war kaum ein Jahr im Kloster, als er von den dortigen Brüdern zum Abt erwählt wurde. Mit allem Ernste bemühte er sich nun sowohl die verfallene Zucht, als die heruntergekommenen öconomischen Verhältnisse des Klosters (zwei Dinge, die bei allen Klöstern Hand in Hand gingen) wiederherzustellen. Von Büchern, mittels deren er die Mönche zum Studiren anhalten konnte, fand er nur wenige vor. Er nöthigte sie daher zum Abschreiben und schuf eine Bibliothek von beinahe zweitausend Bänden. Das Kloster kam dadurch in großen Ruhm, und von allen Seiten strömten Fremde herbei. Die Brüder aber waren mit der Zucht des Abtes nicht zufrieden. Das fortwährende Abschreiben und Studiren, die Besuche der Fremden waren ihnen lästig. Dazu kam noch der Verdacht der Zauberei, worin ihn theils Böswilligkeit, theils Unverstand, vielleicht auch wohl Unvorsichtigkeit und seine Aeußerungen über die damals so beliebte Kabbala und Alchemie brachte. Der Abt hatte daher wenig Freunde in seiner hohen Stellung. Die Sache kam jedoch zum völligen Bruche, als eine in der Nähe erhobene Fehde Trithem zur Flucht nach Kreuznach nöthigte. Die Gegenpartei hatte jetzt volle Gewalt, und Johannes wagte es nicht mehr, zurückzukehren, sondern er ging auf Einladung

des Churfürsten Joachim von Brandenburg zunächst nach Berlin, wo er thätig war bei der Stiftung der Universität Frankfurt an der Oder, später kehrte er nach Speier zurück. Nachdem er aber aller Leitung des Klosters Spanheim entsagt, übernahm er im Jahre 1506 jene des Schottenklosters St. Jacob in Würzburg, wo er, wie früher in Spanheim, zur Erhebung desselben mit allen Kräften thätig war. Hier lebte er noch zehn Jahre († im December 1516) in gelehrtem Verkehre mit den berühmtesten Männern seiner Zeit; außerdem mit Pabst Julius II., dem Churfürsten Herrmann von Köln, Joachim von Brandenburg, Friedrich von Sachsen, Jacob Wimpfeling, Konrad Celtes.

3. Kaiser Maximilian *).

Maximilians Kriege gegen Frankreich um Burgund, um das Herzogthum Geldern, um Mailand mit den Schweizern. Eintheilung Deutschlands in Kreise und ewiger Landfriede. Reichskammergericht. Der Bauernkrieg. Literatur und Kunst. Der Abfall von der Kirche.

Maximilian war den 22. März des Jahres 1459 zu Neustadt in Oestreich geboren. Er hatte einen starken Körperbau, konnte aber lange nicht sprechen, so daß er noch bis zu seinem neunten Jahre für stumm gehalten wurde. Er entwickelte jedoch später die Gabe der Sprache in einem solchen Grade, daß er auch Fremden darin bewundernswürdig schien. Denn er sprach nicht nur das Deutsche, Französische, Italienische mit Zierlichkeit, wie er dies bei verschiedenen Reichstagen und sonstigen Gelegenheiten bewies, und sowohl fremde Gesandte, als auch die Stände seines verschiedenartigen Reiches bekannten. Er liebte den Umgang mit Gelehrten, begünstigte sie, und suchte sich in allem Guten und Edlen zu unterrichten, so wie es sein ritterlicher Sinn mit sich brachte. Aber bei allem dem wird ihm von verschiedenen Geschichtschreibern, besonders Ausländern, ein Hang zum Abentheuerlichen vorgeworfen, und er war selbst seiner großen Geistesgaben und kriegerischen Thätigkeit ungeachtet, nicht immer glücklich, sei es, weil er doch in die Zeitumstände nicht ganz paßte, diese seine Mittel bei weitem überwogen, sei es aus sonstigen Gründen. Sein Hang zur Freigebigkeit, und weil er bedächtig war in der Wahl seiner Mittel, brachten ihn in manche Verlegenheit, und er war in vielen Unternehmungen blos deshalb unglücklich, weil er kein Geld

*) Struvius, corpus hist. germanic. Coxe, Geschichte des Hauses Oestreich.

hatte. Denn das Geld war schon damals ein mächtiger Hebel in politischen Dingen, selbst kriegerischen Unternehmungen.

Maximilian mußte schon früh in den Krieg, und sowohl der erste, wie so manche andere gegen Frankreich waren bei ihm Angelegenheit des Herzens. Er verstand jedoch auch das Kriegswesen und die Handhabung der Waffen, so wie es die damalige Zeit mit sich brachte, durch und durch; ja jenes hat ihm Manches zu danken. Er theilte das Heer in Regimenter, und er ist der Gründer der später mitunter freilich für Deutschland so unheilvoll gewordenen Landsknechte, der ersten Anfänge stehender und besoldeter Heere, die, ohne höhern Sinn für das Vaterland, dem dienten, der Geld gab, und keine andere Treue und Ehre kannten, als das Idol ihrer Fahne, zu welcher sie geschworen. Diese Fahne konnte man nach Zeit und Umständen umkehren, zu Freund oder Feind, wie es im schwedischen Kriege so oft geschah, herübertragen, ja das Vaterland konnte, so wie in den Türkenkriegen, durch die in Janitscharen verwandelten Christenkinder, auch durch eigene Landesgeborne verheert und vernichtet werden, Frankreich Eroberungen mit deutschem Blute machen, und die Anarchie im großen Style zu einer Art von Gesetzmäßigkeit erhoben werden.

Maximilian hatte sich im August des Jahres 1477 mit Maria, der reichen Erbtochter Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund, vermählt. Die Vermählung geschah in Gent, und die Trauung verrichtete in Anwesenheit vieler Edlen und Gesandten, des päbstlichen Legaten Julian, Kardinal von Ostia, der Bischof von Tournai. Maximilian war aber nicht ohne Gegenbewerber gewesen, wie wir dies bereits oben erwähnt haben. Denn wiewohl ihm die gesuchte Braut von dem Vater zuerst bei der Zusammenkunft desselben mit Kaiser Friedrich zu Trier, dann bei den Unterhandlungen von Neuß zugesagt worden, so meldete sich doch bald König Ludwig XI. mit Ansprüchen für seinen Sohn, und es fehlte auch nicht an sonstigen Bewerbern, die mit Unterstützung der niederländischen und burgundischen Stände die Hand einer so reichen und mächtigen, dabei höchst liebenswürdigen Erbtochter suchten. Maria jedoch sprach sich für Maximilian aus, den sie wegen seines ritterlichen Sinnes liebte, und die Stände gaben ihre Einwilligung, weil sie ihrem Herzen keine Gewalt anthun wollten. Maximilian blieb nach seiner Verheirathung zunächst in Flandern, wo er sehr ehrenvoll empfangen ward, dann ging er nach Holland zur Schlichtung mehrerer Streitigkeiten, die sich zwischen den politischen Parteien erhoben hatten. Er ward aber bald in einen Krieg mit Ludwig XI. von Frankreich verwickelt, der unterdessen mehrere Städte seines burgundischen Landes weggenommen. Dieser hatte nämlich den Bischof von Verdun verjagt, Cambrai

genommen, und suchte mehrere Städte von Burgund dem Reiche zu entziehen. Es kam indessen noch einmal zu einem Waffenstillstande. Als dieser im Jahre 1478 zu Ende ging, erfocht Maximilian einen glänzenden, jedoch blutigen Sieg über die Franzosen. Der Krieg wurde aber sonst mit abwechselndem Glücke bis zum Tode Mariens (1481) fortgesetzt, in dem darauffolgenden Jahre durch einen Vergleich beendet. In jenem Vergleiche wurde Karl VIII., dem französischen Thronfolger, die zweijährige Tochter Maximilians, Margaretha, als künftige Gemahlin verlobt, und derselben als Heirathsgabe die Grafschaft Artois, Burgund und einige sonstige Landesstriche des jetzigen französischen Gebietes verheißen. In Folge jenes Vertrages wurde Margaretha in feierlicher Gesandtschaft nach Frankreich gebracht und dort festlich verlobt.

Maximilian wurde in Löwen von den brabantischen Ständen zum Vormunde seines Sohnes Philipp erklärt, und während er da weilte, erhielt er die Nachricht von einer schändlichen That Wilhelms von der Mark in Lüttich, und von der Ermordung des Bischofes Ludwig von Bourbon. Diesen Mord zu rächen, beschloß er gegen Wilhelm zu Felde zu ziehen. Er schlug die mit diesem verbündeten Lüttícher in einer Schlacht, worin letztere an dreitausend Mann verloren, und in deren Folge sie sich an den Feldherrn Maximilians, den Grafen von Cleve, ergeben mußten. Wilhelm flüchtete sich zu den Franzosen.

In dem Jahre 1484 kam es zu einem neuen Kriege, und auch hierin erlagen die Lütticher, und der Sohn Wilhelms von der Mark mußte sich zum Ersatze bequemen. Maximilian hatte unterdessen in Flandern allerlei Verdrießlichkeiten. Die flandrischen Stände suchten ihm, von den Gentern aufgeregt, auf jegliche Weise die Vormundschaft über seinen Sohn Philipp zu entziehen. Sie behaupteten, das Land würde nicht gut verwaltet, die Einkünfte an deutsche und sonstige Ausländer verschwendet; es sei nicht länger zu ertragen, daß derjenige den Angelegenheiten seines Sohnes als Vormund vorgesetzt sei, welcher seine eigenen nicht verwalten könne. Daraus entstand zunächst ein Krieg zwischen denen von Flandern und Brabant, welche den Erzherzog zuerst zum Vormund seines Sohnes erklärt hatten. Karl VIII. von Frankreich mengte sich in die Angelegenheit, und unterstützte die Flanderer mit seinen Truppen. Diese wurden jedoch mehrere Mal geschlagen, und mußten sich im Jahre 1485 zum Frieden bequemen. Die Flanderer erkannten darauf den Maximilian als den gesetzmäßigen Vormund seines Sohnes Philipp an, und beschworen den Vertrag darüber zu Gent. Maximilian versprach dagegen sie in allen ihren Rechten, Privilegien, Freiheiten und Gewohnheiten zu schützen, so wie auch dasjenige, was in deren Namen seit dem

Tode Mariens geschehen, und er hielt, nachdem Gent seinen Sohn zuerst in seine Mauern genommen, mit dem Versprechen, denselben vor seiner Großjährigkeit nicht zurückzufordern, der Verzeihung alles Geschehenen und Herstellung der Verbannten, dort seinen Einzug. Damit war indeß der Friede keineswegs dauerhaft hergestellt. Denn die Franzosen hausten an der Meeresküste, hatten St. Omer genommen, und die Genter unterhielten mit ihnen ein geheimes Einverständniß.

Maxmilian war unterdessen, im Februar des Jahres 1486, auf dem Reichstage zu Frankfurt zum deutschen Könige gewählt worden. Er fand zunächst im Osten gegen Matthias zu schaffen, und ließ sich dann, nachdem auf dem dortigen Reichstage über Landfrieden und Kammergericht verhandelt worden, in Achen krönen. Es war der 18. März, als man nach Rense kam. Hier stiegen der Kaiser und die Churfürsten, die den Rhein hinunterfuhren, an's Land, und setzten Maxmilian auf den Königsstuhl. Am 9. April geschah die Krönung in Achen.

In dem folgenden Jahre beschäftigte der König sich noch immer mit dem Kammergerichte, den Türken, dem allgemeinen Feinde der Christenheit, und Matthias von Ungarn. In dem Jahre 1487 hielt er den Reichstag zu Nürnberg, wo unter andern auch Konrad Celtes zum ersten Male unter den Dichtern feierlich gekrönt wurde. Die Krönung eines Dichters blieb von der Zeit an ein kaiserliches Reservatrecht.

Im Jahre 1488 kam Maxmilian nach Belgien zurück. Die Bewohner von Brügges lockten ihn in ihre Mauern, und hielten ihn neun Monate gefangen, ja die Franzosen würden sich gefreut haben, wenn jene den römischen König und künftigen Kaiser getödtet hätten. Dieser aber war an Gefahren aller Art schon von früher Jugend gewöhnt, und wußte die Noth männlich zu tragen. Es wurde indessen sowohl in Mecheln, als anderweitig thätig an seiner Befreiung gearbeitet. Der Pabst schickte Gesandte und Briefe nach Flandern, und drohte mit dem Interdikte, wenn Maxmilian nicht losgelassen würde. Jedoch bis dahin war Alles vergebens. Gerne hätten nun die von Gent den Maxmilian aus den Händen der Bewohner von Brügges entlockt, um ihn den Franzosen auszuliefern. Jene aber bedachten sich, als sie hörten, daß der alte Kaiser mit einem Heere nach Belgien rücke. Sie gaben am 16. März 1488 den römischen König unter der Bedingung frei, daß die Deutschen aus Belgien abgeführt, mit den Franzosen Frieden gemacht, und dieser von Maxmilian auf dem Marktplatze zu Brügges beschworen würde. Der römische König suchte nun auch in der That seinen Vater, der zur Bestrafung der

verletzten kaiserlichen Majestät heranrückte, zu besänftigen. Friedrich jedoch behauptete, es sei unter seiner Würde, die nicht blos an seinem Sohne und Enkel, sondern auch an dem Reiche verübte Schmach nicht zu rächen. Er hielt daher im Jahre 1488 eine Zusammenkunft in Mecheln, wo der Beschluß gefaßt wurde, der Kaiser sei an die Versprechen seines Sohnes nicht gebunden. Da ging Philipp von Cleve, welcher im Namen Maximilians geschworen, und mit den Bewohnern von Brügges den Vertrag geschlossen, zu Karl VIII. von Frankreich über. Er ward deshalb zu Antwerpen in den Bann gethan. Nachdem also der Krieg von Neuem begonnen, den die flandrischen Städte mit französischer Hilfe führten, und zwar mit abwechselndem Glücke, kam es endlich im Jahre 1489 auf dem Reichstage zu Frankfurt zum Frieden. Hier erschienen die französischen Abgeordneten, und versprachen unter Vermittlung des päbstlichen Gesandten, zugleich zur Beruhigung Flanderns mitzuwirken, die sonstigen Streitigkeiten aber auf einer nächstbevorstehenden Zusammenkunft beizulegen. Das geschah im October auf einer hiezu bestimmten Tagsatzung. Hier wurde mit den Franzosen und Flanderern auf folgende Bedingungen unterhandelt. Die Flanderer sollten den römischen König als gesetzmäßigen Vormund seines Sohnes anerkennen, ihm fünfmalhunderttausend Gulden zahlen, die Gefangenen ohne Lösegeld ausliefern, ebenso die Burgen und Festungen, die sie mit gewaffneter Hand genommen. Es brach daher Albrecht, Herzog von Sachsen, welchen Maximilian in Belgien als Befehlshaber zurückgelassen, mit einem Heere von fünftausend Mann nach Flandern auf, um daselbst an des Königs Stelle die einzelnen Städte in Treue zu nehmen. Dann ging er nach Holland, nahm Sluse, und brachte auch Philipp von Ravenstein zum Frieden. Da aber Karl VIII. noch nicht vollends abstand von seinen Gelüsten, so schloß Maximilian im September 1490 ein Bündniß mit Heinrich VII. von England, das später erneuert ward, und worin man sich über einen Einfall in Frankreich einigte. Für Maximilian jedoch fand sich bald eine andere Veranlassung zum Kriege gegen das tückische Frankreich. Im Januar 1491 hatte er sich nämlich mit Anna, Tochter des Herzogs Franz von Bretagne, der ohne männliche Erben gestorben war, verlobt. Er schickte daher den Prinzen von Oranien und Wolfgang Polheim mit einem Heere von zweitausend Deutschen, welche der Herzogin Anna zum Schutze dienen sollten, nach der Bretagne, um allda die Ehe mittels Stellvertretung abzuschließen. Der Prinz von Oranien erfüllte auch, wie es unter Fürsten Sitte ist, seinen Auftrag. Die Herzogin Anna befand sich damals in Rennes. Sie hatte eine Begleitung von hundert vornehmen Bretagnern, die als Reiter dienten, und zwölftausend Mann Engländern an Fußvolk. Aber diese Macht war zu gering

gegen den französischen König, der Anna den Krieg angesagt, und beinahe das ganze Herzogthum besetzt hatte. Um so mehr war sie über jene Hilfe erfreut, und leistete, weil sie von Maximilian einen größern Beistand erwartete, dem Könige Karl desto heftigern Widerstand. Karl jedoch wünschte die reiche Braut mit ihrem schönen Lande für sich. Er drängte daher mit der größten Anstrengung, die Herzogin, bevor jene Hilfe käme, in seine Gewalt zu bekommen. Er belagerte Rennes mit großer Ausdauer, und als er die Vornehmsten der Bretonen durch Bestechung gewonnen, die Truppen des römischen Königs durch einen dreimonatlichen Sold, wurden ihm Anna und die Stadt durch einen Vertrag, oder vielmehr durch Verrath ausgeliefert. Aber jetzt folgte das Empfindlichste für Maximilian. Wenige Tage nachher wurden Anna und Karl VIII. ehelich getraut, die ihm früher verlobte Margaretha, Maximilians Tochter, nach Hause geschickt. Das war eine doppelte Kränkung. Maximilian versammelte daher die Reichsstände in Nürnberg, die ihm auch Hilfe versprachen. Die Sache indeß schien doch schlecht von Statten zu gehen. Denn als er im Jahre 1492 einen abermaligen Reichstag in Metz angesagt, und dort die bewilligte Hilfe in Anspruch nahm, konnte er nichts erreichen; eben so wenig in Konstanz und in Koblenz, obgleich er den Fürsten begreiflich zu machen suchte, daß die Beleidigung Karls nicht ihm blos, sondern allen Deutschen zugefügt wäre. Die Fürsten schienen aber das nicht zu fühlen, vielmehr zum Frieden geneigt, jedoch bewilligten sie das, was man damals „eilende Hilfe" nannte. Der Versuch eines Bündnisses mit Heinrich VII. von England gegen Frankreich schlug ebenfalls fehl. Da begann Maximilian mit den Schweizern über diese Angelegenheit zu verhandeln. Diese aber sagten, die Sache sei mehr eine Angelegenheit des Pabstes, welcher Karl, wenn er gegen die kirchlichen Vorschriften gehandelt, mit dem Interdicte bestrafen müßte. Wäre dies geschehen, dann sei es Sache der übrigen Fürsten, dieses zu unterstützen. Sie würden auch dann nicht fehlen; ohne das jedoch würden sie allein nichts vermögen. Obgleich nun der Pabst die von Karl VIII. geschlossene Ehe als eine kirchlich-gültige bestätigte, und zum Frieden mahnte, erließ Maximilian dennoch zu Mecheln ein Manifest gegen den König von Frankreich, worin er sich über die ihm zugefügte Beleidigung beklagte. Auch Heinrich VII. von England rückte in's Feld, eroberte Boulogne und die Picardie, mußte jedoch, da Maximilian ihn nicht gehörig unterstützen konnte, Frieden machen. Aber auch die Franzosen und Belgier waren des Krieges müde, und da kam endlich unter Vermittlung des Kaisers, des Churfürsten von der Pfalz zu Senlis ein Vergleich unter der Bedingung zu Stande, daß der König Karl alle die Orte, die er von Artois in Besitz genommen, an Philipp, Max-

milians Sohn, zurückgab, Margaretha dagegen auf ihr Eheverlöbniß verzichtete, und zu ihrem Vater zurückkehrte (im Juni 1493).

Maximilian fand indessen anderweitig die Hände voll. Denn bald darauf, 19. August 1493, starb sein Vater, der alte Kaiser Friedrich, und er war nun allein König.

Noch in demselben Monate, wo Friedrich gestorben war, hatten die Türken Kroatien und Kärnthen verheert, Maximilian zog ihnen entgegen, trieb sie zurück, und nachdem er diese Lande wenigstens für den Augenblick gesichert, eilte er wieder nach Oestreich, und von da nach Tyrol. In Inspruck feierte er seine zweite Vermählung mit Maria Blanca, Tochter des Herzogs von Mailand, was jedoch den Deutschen eine keineswegs angemessene Heirath schien. Aber Blanca hatte Geld, und das konnte Maximilian immer gebrauchen. Die Ehe war indeß nicht ganz glücklich.

Maximilian ging darauf nach dem Niederrhein, um das Herzogthum Geldern als burgundisches Lehen für seinen Sohn in Empfang zu nehmen. Die Sache sollte in Mastricht durch ein Schiedsgericht gegen den Grafen Egmond entschieden werden. Es kam aber zum Kriege, worin Maximilian Venlo und Ruremond besetzte, jedoch die Belagerung von Nymwegen aufheben mußte. Als er hierauf zu Löwen seinen Sohn Philipp mit dem Herzogthum bekleidet, bereitete er sich zur Abreise nach dem Reichstage von Worms. Das war der erste, den er als selbstständiger König hielt. In Geldern hatte er den Churfürsten Albrecht von Sachsen mit einem Heere zurückgelassen. Denn er fand auch sonst noch Beschäftigung vollauf. Die Türken waren von Neuem in die östreichischen Lande eingefallen, und der französische König Karl VIII. in Italien. So gefährliche Feinde forderten kräftige Hilfe, und Maximilian hatte deshalb den Reichstag auf Lichtmeß des Jahres 1495 nach Worms angesagt. Er konnte aber für den Augenblick nicht erscheinen. Denn Unruhen hielten ihn in Belgien zurück. Er kam daher erst Donnerstag nach Oculi in die Versammlung, die diesmal von den Fürsten zahlreich besucht ward, um daselbst seine Vorschläge über die Abwehr der Türken und Franzosen vorzulegen, so wie sich von dem Verdachte zu reinigen, als sei er in's Geheim mit Karl VIII. einverstanden. Da es bekannt war, daß Ludwig Maria Sforza, Herzog von Mailand, eine feierliche Gesandtschaft nach Frankreich abgesendet hatte, um den König zu dem Zuge zu ermuntern, Maximilian jedoch den Ludwig wegen seiner Heirath, die den Fürsten mißliebig war, begünstigte.

Sollte nun etwas Tüchtiges vollbracht werden gegen die äußern Feinde, so war es vor allen Dingen nothwendig, daß man den Frieden im Innern sicherte und den Fehden wehrte. Zu jenem Zwecke wurde der Landfriede, der im Jahre 1486 auf zehn Jahre festgesetzt

war, gegenwärtig seinem Ende nahte, abermals auf drei Jahre verlängert. Den meisten Ständen schien das jedoch nicht hinreichend. Sie verlangten einen „ewigen“, der auch unter dem Namen des „königlichen Landfriedens zu Worms“, oder „Handhabung des Friedens und Rechtens zu Wormbs“ allgemein angenommen wurde. Zur Sicherung dieses Landfriedens wurde zugleich der schwäbische Bund auf drei Jahre verlängert, und verschiedene Vereine der Fürsten unter sich geschlossen. Weil aber alle Streitigkeiten der Fürsten unter einander von nun an vor dem Hofe des Kaisers beizulegen seien, und der kaiserliche Hof bald hier, bald dort wäre, wurde zur Erhaltung des öffentlichen Friedens und zur Schlichtung der Streitigkeiten, die in den Austrägen nicht beigelegt werden könnten, ein eigenes Reichskammergericht festgesetzt, das seinen Sitz an einem bestimmten Orte habe, in des Kaisers Namen Recht spreche. Der Sitz dieses höchsten Gerichtshofes war anfänglich in Frankfurt, dann in Worms, später in Speier, als jedoch die Stadt durch die französischen Mordbrenner 1689 ausgebrannt und zerstört worden, in Wetzlar. Nach mancherlei Verhandlungen über die dem Reiche zu stellenden Streitkräfte wurde endlich die sogenannte „eilende Hilfe“ bewilligt, und der Herzog Albrecht zum Befehlshaber der kaiserlichen Milizen ernannt. Auch die Schweizer wurden um Hilfe angegangen, und der sogenannte „gemeine Pfennig“ bewilligt, der auch noch für die folgenden vier Jahre theils als Unterstützung für die Erhaltung des Friedens, theils für das neu gegründete Kammergericht gelten sollte. Maximilian aber ertheilte an Ludwig Sforza, den er schon früher gegen den Empfang einer bedeutenden Summe belehnt hatte, von Neuem die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand, was jedoch den Churfürsten nicht so ganz recht war, da ihnen Johann Galeazzo, dessen Vetter, mehr Ansprüche darauf zu haben schien. Ebenso wurde der Graf Eberhard der Bärtige zum Herzoge von Würtenberg erhoben, und die Angelegenheit wegen des Herzogthums Geldern kam ebenfalls auf dem Reichstage zur Sprache. Auch wurde ein Gesetz gegeben gegen die damals zunehmende Gotteslästerung und über die Reform des westfälischen Gerichtes. Um dem Reichstage noch mehr Feierlichkeit zu verleihen, waren die Churfürsten von Mainz, Trier, Köln, Philipp von der Pfalz, Friedrich von Sachsen in seinem und seines Bruders Namen, Albrecht, Herzog von Sachsen, der Churfürst Johann von Brandenburg und sein Bruder, der Markgraf Friedrich, der Erzbischof von Salzburg und viele andere Fürsten feierlichst belehnt worden. Es bot sich aber, da die Versammlung fünf Monate dauerte, ein Abenteuer dar, das für Maximilian, „den kühnen Ritter und Jäger, den so geübten Waffenmeister, den letzten Ritter,“ der sich so oft zum Schrecken der Seinigen in die größten Gefahren

gestürzt, ganz geeignet war. Ein durch seine Thaten berühmter Ritter, Claudius von Bâtre, hatte sich in Worms eingefunden, und in französischer Prahlerei alle Deutschen zum Zweikampfe herausgefordert. Da sich Niemand fand, der die Herausforderung annahm, trat Maximilian in die Schranken, und rächte die deutsche Ehre an dem hochmüthigen Franzosen. Coxe *) erzählt den Vorfall folgender Weise: Der fremde Ritter hatte unter ein Fenster seiner Herberge einen Schild stellen und durch die ganze Stadt die Aufforderung ergehen lassen, daß er mit jedem Deutschen, der das Herz hätte, selbander eine Lanze brechen wolle. Niemand antwortete. Aber Maximilian brannte, den Schimpf auszulöschen, den ein solches Schweigen über den Namen seines Volkes brächte. Er ließ seinen Schild mit dem Wappen von Oestreich und Burgund neben den des französischen Ritters hängen, und ausrufen, es habe ein Deutscher die Herausforderung angenommen. Am festgesetzten Tage erschienen beide, jeder in vollständiger Rüstung, in den Schranken. Keiner sprach ein Wort. Beim dritten Trompetenstoße rannten sie aneinander. Die Lanzen brachen, sie griffen zu den Schwertern, und nach langem Kampfe empfing Maximilian einen Hieb in die Brust. Schmerz und Wuth verdoppelten alle seine Kräfte. Er zwang den du Bâtre, ihm den Sieg zu lassen. Da schallte Beifallsgeklatsch von allen Seiten, und als der Sieger seines Helmes Visier aufgezogen, waren alle Zuschauer nicht weniger erfreut als erstaunt, in dem glorreichen Ritter der Ehre des Volkes ihren Kaiser zu erblicken. Das war jedoch nicht das einzige Mal, daß Maximilian scharf rannte. In dem französisch-geldrischen Kriege sandte Maximilian mehr als einmal einen Herold mit einer Herausforderung gegen jeden Ritter, der sich stellen wollte, und in zwei solchen Stechen erschlug er seine Gegner.

Während nun jenes auf dem Reichstage zu Worms vorfiel, war in Venedig, und zwar beim Beginne desselben, ein Bündniß zwischen dem Pabste, dem Kaiser, dem Könige von Spanien und der Republik Venedig, so wie dem Herzoge von Mailand, unterhandelt worden, welches die Schnelligkeit Karls VIII. und die Geschicklichkeit seines Unterhändlers Komines bis dahin immer hintertrieben hatte. Auch der König von Neapel suchte dringend, in jenes Bündniß aufgenommen zu werden, denn er hatte ebenfalls der französischen Uebermacht weichen müssen. Karl fühlte sich einem so starken Feinde nicht gewachsen. Er verließ Neapel und Rom, und kam nach Toscana. Am 6. Juli lieferte er den Verbündeten eine Schlacht, in welcher diese zuerst siegten, weil sie sich aber bei der Beute zerstreuten, fielen

---

*) Geschichte des Hauses Oestreich.

die Franzosen von Neuem über sie her, und jagten ihnen das Gewonnene wieder ab.

Im October machte endlich Karl mit Sforza Frieden, und ging mit seinen Truppen nach Frankreich zurück. Nun nahmen auch die Pisaner in dem darauf folgenden Jahre die Hilfe des Pabstes, des Kaisers, der Venetianer und des Herzogs von Mailand in Anspruch. Maximilian stellte ihnen einen Freiheitsbrief aus gegen Florenz, den auch der Pabst billigte. Weil aber die Venetianer sich thätiger in ihrer Hilfe zeigten, als die Herzoge von Mailand, so trugen die Pisaner diesen die Schutzherrlichkeit über ihre Stadt an. Jetzt jedoch hatte sich, wie das in jenen Kriegen so häufig vorkömmt, das Blatt gewendet. Die Venetianer spornten Karl VIII. von Frankreich durch wiederholte Gesandtschaften an, nach Italien zurückzukehren, was dieser schon an sich zu thun vorhatte, und wozu er bereits große Anstalten machte. Das schreckte Ludwig, der die Gefahr zunächst für sich herankommen sah. Er sendete daher einen zuverläßigen Boten an den Kaiser, der ihn mit großen Versprechungen zu Hilfe rufen sollte. Auch die Venetianer, die unterdessen wieder andern Sinnes geworden, brachte er von Neuem auf seine Seite, so daß diese ebenfalls auf des Kaisers Hinüberkunft dringen sollten, nachdem man eine Summe von monatlich zwanzigtausend Goldstücken festsetzte, wozu Maximilian noch eine andere von dreißigtausend in drei Monaten verlangte. Als den Venetianern diese Summe zu hoch schien, versprach Sforza, sie aus eigenen Mitteln zu zahlen, und weil er vernommen hatte, daß der deutsche König während jener Zeit in Tyrol an der Etsch auf der Jagd verweilte, lud er ihn zu einer Zusammenkunft ein, um unter dem Vorwande der Jagd Zeit und Weise des Zuges nach Italien zu berathen.

Für Maximilian gab es vor der Hand ein anderes Geschäft. Im März des Jahres 1496 war nämlich der Erzherzog Sigismund, Sohn Friedrichs des Aeltern von Oestreich, genannt mit der „leeren Tasche", gestorben. Er hinterließ sein Erbtheil an Maximilian. Dieser zog nun, nachdem er seine Angelegenheiten in Tyrol geordnet, mit einem Theile seiner Truppen nach Italien, und zwar, da er die Kaiserkrone noch nicht empfangen hatte, theils in der Absicht, um sich in Rom krönen zu lassen, theils sich den Franzosen entgegen zu werfen. In der Nähe von Mailand erhielt er die Nachricht von dem Tode Ferdinands von Neapel. Weil dieser keine Kinder hatte, dachte Maximilian, Neapel an seinen Eidam Johann von Spanien zu bringen, aber Ludwig Sforza widerrieth diesen Plan, und lenkte ihn auf Friedrich, den Oheim des verstorbenen Königs, dem er eine Urkunde über die Nachfolge in Neapel ausstellte. Maximilian belagerte unterdeß Livorno. Er mußte jedoch die Belagerung theils aus Mangel

an Kriegswerkzeugen, theils aus sonstigen Gründen aufheben, und da er seine Anwesenheit in Deutschland für nothwendig hielt, ging er über Pisa, Mailand und Tyrol dorthin zurück. Hier waren bereits zwei Reichstage, einer zu Frankfurt, ein anderer zu Lindau, angesagt, um das für den italienischen Feldzug an Geld und Leuten Erforderliche zu erwirken. Die Sache hatte aber keinen guten Fortgang, und man trat von Neuem in Worms zusammen unter dem Vorsitze des Grafen Jacob von Baden und Wolfgang von Nassau. Es kam jedoch nicht blos die dem Kaiser zu leistende Hilfe, sondern auch die traurige Lage des deutschen Reiches zur Sprache. Auch der Großmeister des deutschen Ordens begehrte Hilfe gegen die Russen, welche Liefland bedrängten. Da aber der Kaiser noch immer nicht anwesend sein konnte, so wurde der Reichstag nach Freiburg im Breisgau verlegt. Doch auch hiehin vermochte der Kaiser blos seinen Abgeordneten, den Grafen von Nassau, seinen Kanzler Stürzel und Herrmann von Sachsenheim zu senden. Diese forderten in des Kaisers Namen Hilfe gegen die Franzosen, welche Belgien, und gegen die Graubündtner, welche die östreichischen Lande angefallen hatten. Man verhandelte über die Ansprüche des Königs von Frankreich an das Herzogthum Mailand, den Türkenkrieg, die Verlängerung des schwäbischen Bundes, die Beilegung des Streites zwischen den Burggrafen und der Stadt Nürnberg, das Kammergericht, Münz- und Kleider-Ordnung, Verbesserung der Polizei, und erhielt die Bewilligung des gemeinen Pfennigs. Zum Kriege gegen den allgemeinen Feind der Christenheit, die Türken, ermunterte ferner noch der König von Polen, der um Hilfe bat. Aber es schien nicht recht ernst mit der That. Seit lange zeigte sich nirgendwo ein großartiger Entschluß bei der Reichsversammlung. Statt desselben beschloß man, eine Gesandtschaft an den Pabst Alexander VI. zu senden, die mit einer Menge von Beschwerden, welche von nun an stehend sind auf den deutschen Reichstagen, zugleich um Hilfe für den Türkenkrieg nachsuchen sollte. So ward endlich der Reichstag Donnerstags nach Aegidien des Jahres 1498 geschlossen, und ohne eine wesentliche That ein neuer auf St. Katharinen nach Worms angesagt, der jedoch unbesucht blieb.

Der König Karl VIII. von Frankreich war unterdessen gestorben. Maximilian benutzte die Gelegenheit. Er sammelte ein Heer Schweizer, womit er das Herzogthum Burgund, das mütterliche Erbe seines Sohnes Philipp, welches die Franzosen weggenommen hatten, angriff. Der französische Befehlshaber, der in Burgund commandirte, wurde allenthalben zurückgedrängt, und mußte sich endlich in Dijon einschließen lassen, und Maximilian würde ohne Zweifel das ganze Herzogthum wieder in Besitz genommen haben, wenn nicht die Bestechlichkeit der Schweizer dies verhindert hätte. Diese, von französischem

Gelde verleitet, forderten plötzlich ihren stehenden Sold oder Entlassung. Maximilian, der gewöhnlich im entscheidenden Augenblicke kein Geld hatte, wurde im Stich gelassen. Aber auch Egmond hatte sich verleiten lassen, und war von Neuem in Geldern eingefallen. Maximilian mußte daher mit dem neuen Könige, Ludwig XII. von Frankreich, einen Waffenstillstand schließen, dem auch Egmond auf sechs Monate beitrat. Als jedoch der Waffenstillstand abgelaufen war, suchte Maximilian auf jegliche Weise seinen Sohn Philipp zum Kriege gegen Geldern anzuspornen. Maximilian zog im Jahre 1499 von Neuem dorthin, und nahm Erkelenz in Besitz. Egmond aber vertheidigte sich nach Kräften. Er erhielt fünfhundert Lanzenreiter von dem Könige von Frankreich, welche, damit dieser nicht den Waffenstillstand zu verletzen schien, der Herzog von Bourbon und Robert von der Mark führten. Dafür bekam jedoch Maximilian Hilfe von Jülich und Cleve. Weil sich indessen ein Krieg entspann zwischen dem schwäbischen Bunde und den Schweizern, ging Maximilian nach dem obern Deutschland ab, und überließ den Krieg in Geldern den Herzogen von Jülich und Cleve, welche endlich unter Vermittlung Ludwigs XII. von Frankreich mit Egmond Frieden machten, ohne dabei des Kaisers und des Erzherzogs Philipp Erwähnung zu thun.

War nun der Krieg um Geldern nicht besonders glücklich für Maximilian, so ging's in der Schweiz noch schlimmer. Nie konnte das östreichische Haus die Verluste daselbst vergessen. Die nächste Veranlassung des gegenwärtigen Krieges war aber folgende. Von der Zeit an, wo Maximilian Sigismunds Erbschaft, die Grafschaft Tyrol, angetreten, hatte er von den Eidgenossen verlangt, daß sie das Bündniß und die Eintracht, welche zwischen Sigismund und ihnen bestand, auch jetzt fortsetzen möchten. Sie verweigerten das jedoch. Daraus entstand die zweite Bitterkeit. Dazu kam nun noch die Eifersucht der Fürsten und des Adels gegen das Schweizer Hirtenvolk, welches sich weigerte, dem schwäbischen Bunde beizutreten, worin der Adel größtentheils die Oberhand hatte. Als sich nun endlich Konstanz, welches, aller Lockungen ungeachtet, sich bis dahin zwischen den Parteien gehalten hatte, zum schwäbischen Bunde neigte, kamen die Gesandten des Kaisers und des schwäbischen Bundes dorthin, und schloßen eine Einigung mit dieser Stadt. Zu dieser gereizten Stimmung kam auch noch eine alte Eifersucht zwischen den Unterthanen des Kaisers an der Etsch und den Graubündtnern, einem Volke von Rhätien, welches zu dem Gebiete von Chur gehörte. Als aber die von Chur fürchteten, daß sie den Kräften ihrer Gegner nicht gewachsen wären, sandten sie nach Zürich an die dortige Tagsatzung, und ließen sich in den Bund aufnehmen. Das brachte noch mehr Erbitterung. Die Anhänger des Kaisers und des schwäbischen Bundes

hielten daher häufige Unterredungen in Konstanz, um sich über den bevorstehenden Krieg zu benehmen. Dieser begann nun wirklich bei Gelegenheit einer Gränzstreitigkeit um Veltlin, als die öſtreichischen Tyroler auf Befehl des Regierungsrathes von Inspruck in das Münsterthal eingefallen waren. Sie wurden zurückgetrieben, und verloren achtzehn ihrer Leute. Die Tyroler behaupteten, der Ort stehe unter den Befehlen Maximilians. Die Graubündtner verneinten es, und suchten sich mit gewaffneter Hand in ihren Ansprüchen zu behaupten. Ja sie machten sogar, durch die Verbindung mit den schweizerischen Eidgenossen ermuthigt, einen feindlichen Einfall in Tyrol und die sonstigen östreichischen Besitzungen. Wiewohl nun die Kaiserlichen an Kräften und Leuten weit stärker waren, so wichen doch die Eidgenossen nicht. Sie gewannen vielmehr bei Maienfeld in Graubündten, bei Treis, einem Dorfe in Appenzell, und bei Hardt am Konstanzer See den Sieg, und ungeachtet die Abgeordneten des Pfalzgrafen Philipp, der Baseler und Straßburger es versuchten, den Frieden zu vermitteln, war dieser doch bei der gereizten Stimmung der Gemüther nicht zu Stande zu bringen. Zwar versprachen die Schweizer, sich dem Reiche zu unterwerfen, und dem Kaiser Beistand gegen die Türken zu leisten, Maximilian aber verlangte unbedingte Ergebung an sein Haus, und da sich daran jede Unterhandlung zerschlug, benutzte König Ludwig von Frankreich die günstige Gelegenheit, und bot den Schweizern Frieden und Freundschaft. Denn er hoffte, so um so leichter Mailand besetzen und für sich behalten zu können. Auch die Schweizer hielten das Bündniß für vortheilhaft, und schloßen es auf zehn Jahre. Vier Tage später erfochten sie einen Sieg bei Basel, darauf einen andern bei Konstanz, ebenso im Rheinthale, auf der Malser Haide an der Etsch. Einmal jedoch wurden sie geschlagen. Das war im Hegau. Auf die Nachricht von allen diesen Niederlagen war Maximilian aus dem Gelderlande herbeigeeilt, nach Freiburg gekommen, und hatte allenthalben durch das Reich um Hilfe gesandt. Die kaiserlichen Hilfsvölker verheerten das Engaddin, und endlich kam es zu einer großen Schlacht bei Dorneck, in der Nähe von Basel, wo außer dem Grafen von Fürstenberg, dem Führer des Heeres, und vielen andern Edeln viertausend Kaiserliche auf dem Platze blieben. Ludwig aber, der unterdessen sein Augenmerk fortwährend auf Mailand gerichtet hielt, unterstützte die Schweizer mit allerlei Kriegsbedarf. Zwar versuchte es Maximilian in der Mitte des Monats Juli, mit einem großen Heere aus Konstanz seinen Feinden entgegen zu gehen, jedoch die Fürsten wollten nicht fechten. Sie widerriethen die Schlacht, und er mußte wieder nach Konstanz zurück. Der Herzog von Mailand vermittelte nun den Frieden, der auch im Monate September 1499 unter der Bedingung zu Stande kam, daß alles Genommene zurück-

gegeben werden, Pretigau dem Kaiser gehorchen, der Streit zwischen Tyrol und Chur dagegen durch Schiedsrichter beigelegt werden sollte. Der Krieg hatte aber an zwanzigtausend Menschen gekostet, und es waren darüber zweitausend Dörfer und Weiler verheert.

Ludwig XII. erregte jetzt einen großen Krieg um Mailand, worauf er, als ein Erbtheil seiner Großmutter, Anspruch machte. Er nannte sich schon gleich nach seiner Krönung nicht blos König von Frankreich, Neapel, Jerusalem und beider Sicilien, sondern auch Herzog von Mailand, und nahm im Jahre 1500 mit Hilfe der Schweizer das Herzogthum in Besitz, den Ludwig Sforza selbst gefangen nach Frankreich, wo er hart gehalten wurde *). Das machte Maximilian große Sorge. Er sagte daher einen Reichstag nach Augsburg an, der zahlreich besucht, wo der Landfriede nochmals bestätigt und der schwäbische Bund auf zwölf Jahre verlängert wurde. Zur Erhaltung des Landfriedens aber theilte man die Stände in sechs Kreise, nämlich den fränkischen, bairischen, schwäbischen, rheinischen, westfälischen, sächsischen. Den Grund jener Eintheilung Deutschlands scheint Maximilian von der Eintheilung Deutschlands, wie sie früher stattfand, nämlich von den fünf Stämmen, hergenommen zu haben, denen man jetzt noch einen sechsten hinzufügte. Die Eintheilung zeigte sich jedoch bald als eine nicht zweckmäßige. Auch waren die Kreise zu groß. Sie umfaßten nicht mehr, was jene alten Völkerstämme umfaßt hatten, und brachten zu viel Fremdartiges zusammen. Es fügte daher Maximilian auf dem Reichstage zu Köln 1512 vier neue Kreise hinzu, nämlich den östreichischen, burgundischen, obersächsischen, niederrheinischen. Einen böhmischen und preußischen Kreis zu errichten hatte man nicht vermocht, weil Preußen und Böhmen fürchteten, alsdann auch zu den besondern Reichslasten mit beitragen zu müssen. Aber eine andere Sache von Bedeutung wurde auf jenem Reichstage von Augsburg noch festgesetzt, die zu gleicher Zeit einen tiefen Blick in die damalige Lage der Dinge thun läßt. Man errichtete nämlich ein Reichsregiment, dessen Vorstand der Kaiser selbst oder der von ihm ernannte Stellvertreter sein sollte, und welches in Abwesenheit des Kaisers die vorhandenen Reichsfragen zu entscheiden hätte **). Es wurde demnach der Churfürst von Sachsen zum „Statthalter Unser und des Heiligen Reichsregiment" ernannt, und ihm zwanzig Beisitzer zugeordnet. Einer der sieben Churfürsten sollte beständig in Person anwesend sein, und das Regiment, das seine erste

---

*) Coxe, Geschichte des Hauses Oestreich.

**) Man sehe darüber: Ordnung des Regiments zu Augsburg, aufgericht 1500 in dem Werke: Alle des Heiligen Römischen Reiches gehaltene Reichstage. Mainz, in Verlegung Johann Martini Schönwetters. 1692.

Sitzung in Nürnberg 1500 hielt, vorläufig sechs Jahre dauern. Es unterblieb indeß schon nach dem zweiten, theils weil Maximilian mit der Einrichtung nicht zufrieden war, theils weil sich Viele darüber beschwerten, davon ausgeschlossen zu sein, da doch Geschäfte verhandelt würden, die man nur mit allgemeiner Beistimmung erledigen könne.

Ludwig XII. hatte sich in Oberitalien festgesetzt, und da er auch Neapel zu nehmen gedachte, suchte er Maximilian für sich zu gewinnen. Er schlug daher ein Ehebündniß vor zwischen Philipp, dem Sohne Maximilians, und seiner Tochter Claudia, welcher das mailändische Gebiet als Heirathsgut überliefert werden sollte. Philipp stimmte ein, und Maximilian brachte die Sache an das Reichsregiment, welches den Vorschlag genehm hielt. In Folge desselben kam es nun im Jahre 1501 zu einem Frieden, ohne daß darin auch nur Erwähnung von Neapel geschah. Unmöglich konnte eine solche Zweideutigkeit von dem gewünschten Erfolge sein. Nachdem sich aber Ludwig auch mit Ferdinand von Spanien geeinigt, der ebenfalls seinen Sinn auf Neapel gerichtet hatte, machten sie gemeinsam Friedrich, dem bisherigen Könige, den Krieg. Dieser war auf eine solche Täuschung nicht gefaßt. Die Verbündeten nahmen das Land und theilten es unter sich, also daß die Franzosen Neapel und die Abruzzen, die Spanier Apulien und Calabrien erhielten. Da sandte Ludwig Abgeordnete an den Kaiser und das Reichsregiment um die Belehnung mit Mailand. Diese schlugen das Begehren ab. Ludwig jedoch wiederholte sein Gesuch, und im October des Jahres 1501 kam es zu einem abermaligen Vergleiche. Hierin wurde die obige Verlobung bestätigt, und dem künftigen Dauphin von Frankreich, wer es immer sein möge, eine östreichische Erzherzogin versprochen, dem deutschen Könige Hilfe gegen die Türken, ebenso zur Erlangung der ungarischen und böhmischen Krone, so wie der Kaiserkrone, wofür Maximilian dem Könige von Frankreich die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand zusagte. Aber es zeigte sich auch jetzt wieder, daß es mit allem dem nicht redlich gemeint war. Dazu konnte sich der Pabst mit den Franzosen nicht einigen. Er schloß sich daher zu deren Vertreibung aus Italien an Maximilian an. Dieser hielt einen Reichstag in Nürnberg, wo außer der italienischen Angelegenheit auch über Basel verhandelt werden sollte, welches den Eidgenossen beigetreten war, so wie auch über die dem damaligen Deutschmeister, Friedrich von Sachsen, gegen die Polen zu leistende Hilfe, über die Befestigung des Landfriedens, die in der Münze eingeschlichenen Mißbräuche, das Kammergericht und sonstiges.

Die Bauernkriege.

In jener Zeit, wo in Deutschland alle Kraft erlahmt schien, die gefährlichen Elemente der Selbstsucht und des Mißtrauens Alles durchwühlt hatten, zeigte sich zuerst in dem Bisthum Speier eine gefährliche Empörung unter dem Landvolke, die [wie es in der damaligen Zeit gewöhnlich war, sich von irgend einem Nebendinge zu benennen und Gesellschaft zu stiften *)] unter dem Namen des „Buntschuhes", von einem bunten Schuhe, den sie in ihrer Fahne führte, bekannt wurde, sich später nach Schwaben, Oestreich und dem sonstigen Deutschland verbreitete, endlich, durch die falschen Grundsätze der sogenannten Reformation mit neuen Kräften genährt, zahllose Opfer forderte. Städte und Dörfer gingen unter den wüthenden Händen der empörten Bauern in Flammen auf, die ihre Herren mit besonderer Grausamkeit ermordeten, vorzüglich aber den Klerus wegen des Zehenten befeindeten, und endlich in einem offenen und mörderischen Kriege, der mehr als Einmalhunderttausend das Leben kostete, und worin Grausamkeit mit Grausamkeit vergolten wurde, gebändigt werden konnte **). Die Ursachen dieser betrübten Erscheinung sind von Verschiedenen verschieden angegeben, wie sie auch keineswegs nach Einer Seite hin zu suchen. Sie fanden allerdings in den Unruhen der Zeit, deren Drucke und Mangel an Rechtssinn, so wie zahllosen Lasten, die, wenn auch nicht größer wie früher, doch zu mancher Erbitterung aufstachelten, ihre Veranlassung und Vorwände. Hatten Alle sich emporgeschwungen oder emporzuschwingen versucht, waren die Macht der Fürsten und der Städte immer gestiegen, Kaufleute, wie in Florenz, zu Fürsten geworden, der Bürger behäbig, wie die Herren von Nürnberg, Köln und sonstigen Ortschaften, hatten die Hirten des Schweizervolkes es gegen den Adel und in einer Zeit durchgesetzt, wo dieser noch fast allein etwas galt im Kriege, was ließ sich jetzt bei der veränderten Kriegsweise, wo die Schlachten durch das Fußvolk, durch die sogenannten Landsknechte, entschieden wurden, und Bauern es mit den ganz in Eisen gehüllten Herren aufnehmen konnten, nicht alles erwarten? Dazu kamen nun noch die fortwährenden Beschwerden auf den Reichstagen, die (nach der Taktik der neuern Zeit) zwar vorzüglich Rom galten, aber zuletzt doch auf den Klerus im Allgemeinen zurückfallen mußten. Unläugbar haben alle diese Dinge auf die Bauernkriege vor der sogenannten Reformation

*) v. Stranz, Geschichte des deutschen Adels.

**) Sartorius, Versuch einer Geschichte des deutschen Bauernkrieges, oder der Empörung in Deutschland zu Anfang des XVI. Jahrhunderts.

ihre Einwirkung gehabt, daß sie jedoch nach der Kirchenspaltung so blutig wurden, und mit dieser selbst einen innigen Zusammenhang hatten, beweisen nicht blos die sogenannten Artikel, welche die Bauern aufstellten, und die man aus dem Werke von Sartorius: „Versuche einer Geschichte des Bauernkrieges“ vergleichen kann, sondern auch viele andere nicht zu läugnende Thatsachen *).

Maximilian, der sah, daß er mit den Fürsten auf dem Reichstage nichts ausrichten konnte, suchte sie einzeln zu gewinnen. Aber auch das erregte Unzufriedenheit. Die Churfürsten kamen im Juni des Jahres 1502 in Gelnhausen zusammen, und machten ein Bündniß unter sich, gemäß welchem sie die Reichsangelegenheiten nur nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft zu behandeln versprachen, ebenso Hilfe gegen die Türken, jedoch unter der Bedingung, daß alle übrigen europäischen Fürsten dazu eingeladen werden sollten. Weil aber das Kammergericht, das damals seinen Sitz nach Nürnberg verlegt hatte, nicht alle Geschäfte erledigen konnte, der Kaiser oft um Recht angegangen wurde, oder vielleicht mehr noch, um nicht alle Gewalt aus den Händen zu geben, hatte Maximilian, ohne die Stände darum zu fragen, ein neues Gericht, den sogenannten Reichshofrath, eingesetzt, welches, ungeachtet der Kaiser vollkommen in seinem Rechte war, manche Beschwerde veranlaßte **).

Die fortwährenden Einfälle der Türken, gegen welche die Stände des Reiches sich so lässig zeigten, hatten den Kaiser zur Gründung eines neuen Ritterordens veranlaßt, der unter dem Namen des heiligen Georg das leisten sollte, was die Stände versäumten. Es entspann sich aber jetzt ein anderer Krieg, welcher das ganze Reich erschütterte, und worin der Kaiser seinen ganzen Ernst entwickelte. Es war dies der Krieg über das Herzogthum Baiern. Georg von Baiern, aus der Landshuter Linie, hatte in seinem Testamente, da er ohne männliche Nachkommen starb, Ruprecht, Sohn des Churfürsten Philipp von der Pfalz und Gemahl seiner Tochter, zu seinem Erben eingesetzt. Er konnte jedoch von Maximilian die Bestätigung dafür nicht erhalten, und nach Georgs Tode machten die Agnaten von der Münchener Linie, Albrecht und Wolfgang, ebenfalls Ansprüche auf die Erbschaft. Da sich nun Ruprecht dem in dieser Sache ergangenen Spruche nicht unterwerfen wollte, wurde er in die Acht erklärt, und der Kaiser selbst rückte mit großem Herzeleide zu deren

*) Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. I. B. Schaffhausen, in der Hurter'schen Buchhandlung. 1846.

**) Pütters vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie.

Vollziehung heran. Ein anderes Heer, unter Anführung Ulrichs von Würtenberg, rückte gegen Ruprechts Vater, Philipp, ein drittes führte der Pfalzgraf Alexander, ein viertes Philipp, Landgraf von Hessen. Sie alle zogen in die Pfalz, und blieben fünf Monate daselbst. Endlich starb Ruprecht im August 1504. Der Kaiser sagte daher Frieden an, und die Angelegenheit wurde auf dem Reichstage zu Köln 1505 unter Vermittlung des Churfürsten Friedrich von Sachsen ausgeglichen. Ruprechts Söhne bekamen das von Georg hinterlassene Geld und einen Theil des Landes zwischen Donau und Nabe, welches die neue Pfalz, oder von der Hauptstadt Pfalzneuburg genannt wurde. Das Uebrige wurde Albrecht und Wolfgang zugesprochen. Zu gleicher Zeit wurde auf jenem Reichstage zu Köln über den Krieg gegen die Türken, gegen den Grafen von Zips, der nach der ungarischen Krone strebte, gegen Venedig und über den Römerzug verhandelt. Zwischen Maximilian und dem Könige von Frankreich war in jener Zeit das Bündniß von Neuem befestigt worden, und die künftige Heirath, welche seine Dauer begründen sollte, auch von Franz von Angoulême und den sonstigen französischen Großen schriftlich anerkannt. Maximilian hatte daher alle Briefe, die er anderweitig über das Herzogthum Mailand ausgestellt, vernichtet, und dem Könige von Frankreich und dessen Nachfolger ein Diplom ertheilt, wornach diesem unter der Bedingung, daß sich Karl und Claudia, oder für den Fall des Todes dessen Bruder Ferdinand ehelichten, an diese das Herzogthum Mailand übergehen sollte, ihm selbst dagegen eine Summe von sechzigtausend Goldstücken, die Hälfte gleich, die andere nach sechs Monaten, und außerdem ein paar goldene Sporen jedesmal am Weihnachtstage ausbedungen wurden.

Gegen Ende des Jahres 1504 war Isabella von Spanien gestorben, und ihr Eidam, Erzherzog Philipp, wurde, nachdem er zu Brüssel die Leichenfeierlichkeiten abgehalten, zugleich mit seiner Gemahlin Johanna in jenem Lande zum Könige proclamirt. Aber bald zeigte es sich, wie wenig zuverläßig das Bündniß mit Frankreich war. Denn Egmond erregte, von Frankreich aufgehetzt, neue Unruhen in Geldern, und der König Ludwig brach sein Wort dadurch, daß er die an Karl versprochene Claudia mit Franz von Angoulême vermählte. Das war wieder neuer Verdruß für Maximilian, der dadurch in einem andern Unternehmen gehemmt wurde. Er hatte nämlich um diese Zeit sein ganzes Augenmerk auf die römische Krönung gerichtet, und schon mit den Venetianern wegen des Durchzuges unterhandelt. Die Unternehmung Egmonds trat hemmend ein in diesen Plan. Zwar hatten die Brabanter schon ein Heer gesammelt und Arnheim belagert; der Kaiser eilte ihnen jedoch zu Hilfe, und Egmond, der sich einer solchen Macht nicht gewachsen fühlte,

mußte sich unterwerfen. Da kehrte Maximilian nach Köln zurück, wo er höchst ehrenvoll empfangen ward und einen glänzenden Triumph feierte. Aber bald zeigte sich eine andere Unannehmlichkeit. Die Ungarn suchten die alten Verträge zu umgehen, und da Vladislav, ohne männliche Erben, krank darnieder lag, sich im Falle des Todes einen andern König zu wählen, weil sie durchaus keinen deutschen wollten. Maximilian eilte mit einem Heere dorthin. Da aber später die Königin dennoch einen Knaben gebar (1. Juli 1506), machte er unter Aufrechthaltung der bestehenden Verträge Frieden.

Im folgenden Jahre erhielt Maximilian sowohl vom Pabste als von den Venetianern dringende Schreiben, die ihn ermahnten, die Würde des deutschen Reiches in Italien zu wahren. Denn Ludwig, der Franzosenkönig, wäre mit einem großen Heere in Italien angekommen, und habe bereits das Land zwischen der Adda und dem Tessin seinem Reiche hinzugefügt, Genua bewältigt, und gehe damit um, das Reich von den Deutschen auf die Franzosen zu bringen. Der römische König hielt daher einen Reichstag auf den Sonntag Oculi in Konstanz, bei welchem die geistlichen und weltlichen Fürsten zahlreicher als gewöhnlich erschienen. Maximilian machte die Reichsversammlung mit den Entwürfen des französischen Königs bekannt, und ließ die darüber empfangenen Briefe verlesen. Das rüttelte die Deutschen ein kleinwenig auf. Sie beschloßen mit großer Einstimmigkeit, die Rechte des Reiches zu vertheidigen. Sie versprachen nicht blos Hilfe, die hinreichend war, die Franzosen aus ganz Italien zu vertreiben, ihrem Könige Maximilian die Kaiserkrone zu verschaffen, sondern auch zur Herstellung der Majestät des Reiches in ganz Europa. Denn sie bewilligten, was man seit lange nicht gehört hatte, ein Heer von neunzigtausend Mann, zu welchem Zwecke denn auch eine eigene Reichsmatrikel angefertigt wurde. Diese ungeheuren Rüstungen schreckten Ludwig. Er ordnete seine Sachen in Genua, eilte zuerst nach Mailand und dann nach Savona, um sich mit Ferdinand von Arragonien zu besprechen, und von da nach Frankreich. Diese Nachricht kühlte aber auch die deutschen Fürsten etwas ab. Auch der Pabst besann sich, die Venetianer jedoch schlugen sich zur Gegenpartei. Denn der Pabst gedachte an die alten Mißhelligkeiten, die sich jedesmal bei oder nach der Krönung der Kaiser in Rom erhoben, und fürchtete den deutschen König mit seinen ungeheuren Rüstungen nicht weniger als den von Frankreich. Er schickte ihm daher den Kardinal von St. Croce entgegen, und mahnte ihn, er möge nur friedlich kommen, es solle ihm keineswegs an Ehren fehlen. Aber auch Ludwig suchte sich zu reinigen, und er vermochte dies um so eher, als er nichts gethan zu haben schien, was wider des Pabstes und des Reiches Rechte war. Statt des oben erwähnten Heeres von neunzigtausend

wurden daher dem Kaiser jetzt nur dreitausend Reiter und neuntausend Fußknechte mit einem halbjährigen Solde bewilligt, welche ihn nach Italien geleiten sollten, und außerdem die ärmliche Summe von einmalhundertzwanzigtausend Gulden für Geschütz und Heergeräthe. Dagegen versprachen auch die Schweizer, sechstausend Mann zu stellen, jedoch unter der Bedingung, daß sie nicht anders gegen die Franzosen kämpfen würden, als wenn diese zuerst angriffen. Zum Unglücke war nun auch Egmond wieder da. Er suchte, weil unterdessen Philipp von Castilien, Maximilians Sohn, gestorben war, die Jugend und Unerfahrenheit von dessen Kindern, die Beschäftigung Maxmilians im sonstigen Deutschland, endlich die französischen Versprechungen für sich zu benutzen, und griff im September des Jahres 1507 Brabant an. Die Belgier schickten daher Gesandte an Maximilian nach Oestreich, und ließen ihn bitten, das Land seiner Kinder und Enkel zu vertheidigen. An der Spitze dieser Gesandtschaft, die im Anfang des Jahres 1508 nach Oestreich abging, standen Wilhelm von Croy und Johann Houthem. Der deutsche König entschloß sich augenblicklich zur Mitreise, und als im December des Jahres 1508 der Friede wieder hergestellt, und er die Sorge über die belgischen Provinzen seiner Tochter Margaretha anvertraut, kehrte er wiederum nach Oestreich zurück. Aber Egmond blieb nicht ruhig, so lange Maxmilian lebte. Dieser dachte jedoch wieder an die Kaiserkrone und den Zug nach Rom. Jetzt machten die Venetianer Schwierigkeiten. Als er einen Herold nach Verona sendete, der daselbst anzeigen sollte, der König werde zur Empfangnahme der römischen Kaiserkrone nach Italien kommen, und verlange die Aufnahme von viertausend Reitern, antwortete der Magistrat nach Rücksprache mit den Venetianern, wenn er keinen andern Grund habe, würden sie ihn mit allen Ehren empfangen. Wenn er aber Geschütze und Heergeräthe an ihre Gränzen führe, dann stimme diese Thatsache nicht mit seinen Worten. Als daher Maxmilian im Februar 1508 nach Trient kam, ließ er den Rath und Dogen von Venedig dreimal vorladen, und weil keiner erschien, in die Acht erklären. Dann verkündete er durch seinen Geheimschreiber Matthäus Lang den Zug nach Italien in feierlicher Weise, und nannte sich von da „erwählter römischer Kaiser". Um sich den Weg mit den Waffen in der Hand zu bahnen, ging er mit dem Heere nach Vicenza. Er fühlte sich jedoch zu schwach, als er Widerstand fand, und nachdem er Roveredo durch den Markgrafen von Brandenburg vergeblich zu stürmen versucht, einige unbedeutende Städte genommen, ging er am vierten Tage seines Abmarsches von Trient zum Erstaunen Aller wieder dorthin zurück. Er hatte die Absicht, mehr Truppen zu sammeln. Die Venetianer aber, dadurch übermüthig gemacht, und auf ihre zehn-

tausend Mann Fußvolk und zweitausend Reiter vertrauend, machten einen Einfall in die kaiserlichen Erblande an der Etsch, verheerten Kärnthen, Istrien und Friaul, während von der andern Seite Andreas Gritti mit fünftausend Mann Fußvolk und einigen leicht bewaffneten Reitern in die Alpen einrückte, und des Kaisers Befehlshaber schlug. Zu gleicher Zeit wurde auch ein Theil des kaiserlichen Heeres, der sich noch in Italien zu behaupten suchte, zurückgedrängt, so daß die Venetianer allenthalben siegreich vorrückten. Sie nahmen unter Andern Clusa, Gradisca und Görz, ja sogar Triest, und es fehlte wenig, daß sie auch Trient besetzt hätten. Maximilian verweilte unterdessen in Köln, wo er sowohl die eigenen als des Reiches Angelegenheiten verhandelte. Es war aber kein Ausweg, als mit den Franzosen und Venetianern Frieden zu schließen, der in Form eines dreijährigen Waffenstillstandes unter der Bedingung zu Stande kam, daß ein Jeder behielt, was er besaß, und nach Gutbefinden befestigen könne.

Den Kaiser schmerzte die erlittene Schmach, und er suchte sich auf jegliche Weise an den treulosen Venetianern zu rächen. Dazu bot sich auch bald Gelegenheit. In den damaligen Zeiten wechselten die nach augenblicklichen Interessen geschlossenen Bündnisse gar leicht, und die Venetianer hatten sich durch ihre Herrschsucht verhaßt gemacht. Nicht nur der Kaiser, sondern auch der Pabst Julius II. und ihr bisheriger Bundesgenosse, der König von Frankreich, waren wider sie aufgebracht. Um den Stolz der Stadt zu demüthigen, schloßen daher der Pabst Julius II., der Kaiser Maximilian, der König Ludwig von Frankreich, Ferdinand von Spanien das berühmte Bündniß von Cambray, das den Untergang der Republik Venedig herbeigeführt haben würde, wenn es nicht in ähnlicher Weise, wie so viele Andere, geendet hätte. Das Geheimniß der Verhandlung wurde aber so strenge bewahrt, daß die Venetianer, als die Sache endlich ruchbar geworden, nicht einmal daran glauben wollten. Gemäß diesem Bündnisse, welches am 10. December 1508 in dem Dome zu Cambray feierlich verkündet wurde, hatte sich ein Jeder seinen Theil ausersehen, den man von den Venetianern verlangte. Der Pabst Julius forderte von ihnen, als unrechtmäßigen Besitzern, Faenza, Rimini, Cerviä, der Kaiser in des Reiches Namen Padua, Vicenza, Verona, in seinem Namen Friaul, Trevigo, der König von Frankreich Cremona, Brescia, Bergamo, Crema und Anderes, der König von Spanien Porta und die Städte, welche ihnen von Ferdinand, König von Spanien, während des französischen Krieges verpfändet worden. Die Venetianer erkannten anfangs die Gefahr nicht, die ihnen drohte. Später jedoch legten sie sich auf's Bitten, zunächst bei dem Kaiser. Dieser war aber zu aufgebracht, und wollte ihre

Gesandten nicht einmal sehen. In Folge dieses Bündnisses nun wurde Ludwig im Juni 1509 mit dem Herzogthum Mailand belehnt, da man sich über die streitigen Punkte wegen des Herzogthumes vertragen, und Maximilian mit einer Geldentschädigung abgefunden. Der Krieg wurde aber anfangs höchst unglücklich für die Venetianer geführt. Die Franzosen eroberten und brandschatzten, nachdem sie die Venetianer bei Agnadello geschlagen, in weniger als siebenzehn Tagen Bergamo, Brescia, Peschiera und alle Ortschaften, die ihnen in der Theilung zugefallen. Sie drangen sogar an die Ufer des Meeres vor. Der Pabst focht mit zwiefachem Schwerte. Er sprach den Bann aus über Venedig, und besetzte die Ortschaften Faenza, Rimini, Ravenna, der Herzog von Ferrara Rovigo, der Markgraf von Mantua Asola und Linato, die kaiserlichen Feldherren Frangipani, und der Herzog Erich von Braunschweig Görz, Triest und alles im vorigen Kriege Verlorene, ja sogar Feltri und Belluno. Die Venetianer glaubten sich bereits verloren. Sie wandten sich daher nochmals an den Kaiser, und erboten sich, alle verlangten Städte herauszugeben. Als sie jedoch damit nichts erreichten, wandten sie sich an die Churfürsten, und sprachen diese um Vermittlung an. Letztere schienen aber die venetianischen Angelegenheiten keineswegs als Reichsangelegenheiten betrachten zu wollen, sie weigerten sich sogar, dem Kaiser auf dem Reichstage zu Worms die verlangte Hilfe zu stellen, obgleich er daselbst die Acht gegen Venedig ausgesprochen hatte.

Die Venetianer, welche sahen, daß sie bei dem Kaiser nichts ausrichteten, wandten sich nun an Ferdinand von Arragonien, wo sie ein geeignetes Gehör fanden. Aber wiewohl die Veronesen, Paduenser, Vicentiner und Bürger vieler andern Städte sich dem Reiche ergeben, ging dennoch Padua wieder verloren, und es zeigte sich bald, daß die Belagerung von Venedig, die man bereits verabredet hatte, eine Unmöglichkeit war. Denn dem Kaiser fehlte es zunächst an Geld. Er mußte den größten Theil seines Heeres entlassen und nach Deutschland zurückgehen, nachdem er den Markgrafen von Brandenburg mit einer Besatzung in Verona zurückgelassen.

Zu Anfang des Jahres 1510 hielt der Kaiser einen Reichstag zu Augsburg. Hier kam es zwischen Maximilian und dem päbstlichen Legaten zu einem Zwiste, weil dieser die Churfürsten eher zum Frieden mit den Venetianern, als zur Unterstützung des Kaisers und zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen suchte. Maximilian erreichte übrigens seinen Zweck, und wollte von den Friedensvorschlägen der Venetianer nichts wissen, wenn sie nicht zugleich Verona abträten. Das wollten sie nicht. Sie boten aber eine große Geldentschädigung. Obgleich nun der Pabst Julius sich von dem Bündnisse trennte,

reizten die Franzosen noch immer zum Kriege. Der Pabst machte mit den Venetianern Frieden, unter dem Vorbehalte jedoch, daß sie ebenfalls mit dem Kaiser Frieden schlößen, Triest und Alles, was sie in Friaul, Kärnthen und Istrien genommen hätten, zurückgäben, und für die Folge sich alles Fremden enthalten sollten.

Der Krieg zwischen Frankreich, dem Kaiser und Venedig ward nun, nachdem sich bereits zwei Bundesgenossen davon losgesagt, mit abwechselndem Glücke und vieler Verheerung geführt. Alles war voll Mord und Brand in den Landestheilen, welche den Schauplatz des Krieges bildeten. Zwar wurde im Jahre 1511 ein neuer Friedensversuch gemacht, der Kaiser schickte deshalb als seinen Abgeordneten Matthäus Lang, Bischof von Gurk, an den Pabst, der auch in Bologna wohl aufgenommen ward, aber von den Venetianern forderte er, daß sie alle Städte des Reiches und der östreichischen Erblande herausgäben, mit Ausnahme von Padua und Treviso, die sie für ein Stück Geld behielten. Der Pabst sagte zu, aber den Venetianern schienen diese Bedingungen doch zu hart. Auch Ludwig bemühte sich, Maximilian beim Bunde zu halten, weil er im Falle des Friedens fürchtete, daß sich der ganze Sturm gegen ihn entladen würde. Ja der französische König schritt sogar zu einem bösen Mittel, für welches er jedoch Maximilian nur theilweise, die Deutschen gar nicht gewinnen konnte. Ludwig gedachte nämlich, dem Pabste, der auch zu Rom Feinde hatte, besonders mittels der französischen Kardinäle, denen sich auch die deutschen anschließen sollten, in dem von jenen zusammenberufenen Concilium von Pisa einen neuen Feind zu erwecken. Dieser erkrankte, und schon verbreitete sich die Nachricht von seinem Tode, als er von Neuem erstarkte, dem Afterconcile zu Pisa, welches nach einigen Sitzungen nach Mailand verjagt wurde, wozu die Bewohner selbst mithalfen, ein allgemeines zu Rom im Lateran entgegensetzte. Der Kaiser selbst ließ nach jener Zusammenberufung keinen der deutschen Bischöfe mehr nach Pisa, wozu sie schon an und für sich keine besondere Lust hatten, eingedenk der frühern Erfahrungen, ja sie erklärten sogar auf der Reichsversammlung zu Augsburg die Versammlung zu Pisa als eine aufrührerische und verabscheuungswerthe. Julius II., fest entschlossen, die Versammlung in Pisa auseinander zu treiben, und gegen die Förderer desselben, die Franzosen, sich zu verstärken, machte ein Bündniß mit Arragonien und Venedig, worin auch dem Kaiser, dem Könige von England eine Stelle offen gelassen wurde. Das schien um so leichter, als Maximilian selbst mit Frankreich wieder unzufrieden war, und auf Vollziehung der Heirath seines Enkels Karl mit der französischen Prinzessin drang. Julius II. aber berief die Fürsten Europa's zum Kampfe gegen Ludwig, und drohte mit dem Banne gegen Alle, welche

ihm anhingen. Während jetzt der Kaiser einen Waffenstillstand von eilf Monaten mit den Venetianern schloß, wurden die Franzosen auf allen Punkten durch die päbstlichen Truppen zurückgedrängt, und die Kardinäle, welche sich von dem sogenannten Concilium zu Pisa nach Mailand begeben hatten, von da fortgejagt, so wie die Franzosen aus ganz Italien. Für das Jahr 1512 hatte Maximilian einen Reichstag nach Trier angesagt. Hier war eine große Zusammenkunft der Fürsten. Anwesend war zugleich Campeggio, Gesandter des Pabstes Julius II., ferner die Gesandten der Könige von Frankreich, Navarra, England, Polen. Es brach aber, vorzüglich durch die große Menge der Anwesenden, eine ansteckende Krankheit aus, woran Viele starben. Der Reichstag wurde daher nach Köln verlegt. Hier kamen verschiedene Dinge zur Verhandlung, unter andern auch die Reichshilfe, welche man Maximilian zusagte. Auch das Schisma kam zur Sprache, das einige Kardinäle gegen Julius II. erregt hatten, und welches man um keinen Preis dulden wollte. Gegen die Gotteslästerung, das Fluchen, das viele Trinken wurden Verbote gegeben, so wie auch ein Verbot, in den französischen Kriegsdienst zu gehen.

Als die Franzosen aus Italien vertrieben waren, sagte Julius II. eine Zusammenkunft in Mantua an, wohin auch der Kardinalbischof von Gurk von dem Kaiser gesendet wurde. Der Kardinal hatte sich jedoch schon auf die falsche Nachricht von dem Tode des Pabstes auf die Reise nach Rom begeben, um an der dortigen Pabstwahl theilzunehmen, und ein seltsames Projekt zu fördern, womit sich Maximilian, Einige behaupten, im Scherz, herumtrieb *). Dieser wollte nämlich nach dem Tode des Pabstes die Krone niederlegen, in den Priesterstand treten und selbst Pabst werden. Der Bischof von Gurk wurde beauftragt, die Kardinäle zu jenem Zwecke zu gewinnen. Der Pabst genaß aber, und wußte derartigen Umtrieben durch eine eigene Constitution vorzubeugen. Doch kam es nach manchen vergeblichen Versuchen, die Venetianer zum Frieden zu bewegen, zu einem Bündnisse des Kaisers und des Pabstes gegen Venedig. In Folge dieses Friedens erhielt auch Sforza Mailand wieder. Aber alles das hatte keine lange Dauer.

Während man im Jahre 1513 mit Frankreich und Venedig des Friedens wegen unterhandelte, der Pabst den König Ludwig von Frankreich als Urheber des kirchlichen Schisma und Dränger Italiens seiner Würde entsetzte, Ferdinand dem Katholischen Navarra überwies, starb Julius II. An seine Stelle wurde der Kardinal Johann von Medicis, Leo X., erwählt **). Dieser war den Franzosen günstiger,

---

*) Coxe, Geschichte des Hauses Oestreich.

**) Roscoe, Leben Leo's X.

und es kam wieder zu einem Frieden mit ihnen und dem Pabste, in welchem sich der Letztere das Gebiet von Mailand, die Venetianer Terra-Firma vorbehielten, und sich darin zur Wiedererlangung gegenseitig Hilfe zu leisten versprachen. Die Franzosen drangen daher von Neuem in das Gebiet von Mailand ein, wurden aber im Juni des Jahres 1513 bei Novara von den Schweizern, welche Maximilian und Sforza zu Hilfe kamen, geschlagen, und mußten das Mailändische verlassen. Auch die Venetianer wurden bei Vicenza geschlagen, und es kam wieder zu einem Waffenstillstande und Friedensvorschlägen, worin der Pabst zum Vermittler erwählt wurde. Aber auch für diesmal ging die Sache auseinander.

Nicht besser als in Italien stellte sich die Sache Ludwigs in den Niederlanden und auf dem französischen Boden selbst. Hier standen Heinrich VIII. in dem ehemaligen Gebiete der Meriner, die Schweizer in seinem Solde, und auch ein Corps Kaiserlicher unter Ulrich von Würtenberg rückten unaufhaltsam in Burgund vor. Sie belagerten Dijon, und der französische Befehlshaber wußte sich nur durch einen trügerischen Vergleich zu retten, in welchem der König von Frankreich auf das Gebiet von Mailand verzichten und eine Summe von sechsmalhunderttausend Goldstücken zahlen sollte. Dieser Vergleich ward jedoch von Ludwig verworfen, und der Krieg von Neuem fortgesetzt. Um die Engländer in ihrem eigenen Lande zu beschäftigen, hatte der König von Frankreich die Schottländer zu einem Einfalle verleitet. Diese aber wurden mit Verlust zurückgetrieben. Maximilian, der mit einem eigenen Heere an dem Kriege in den Niederlanden nicht theilnehmen konnte, diente als Freiwilliger in dem englischen, und hatte als solcher den meisten Antheil an dem glänzenden Siege bei Guinegate (17. August 1513). In diesem Kampfe wurden der Herzog von Bouqueville, der Ritter Bayard und eine Menge der vornehmsten Anführer gefangen. Die Schlacht selbst ist bekannter unter dem Namen der S p o r e n s c h l a c h t, weil die Franzosen so gejagt wurden, daß sie sich mehr der Sporen, als des Degens bedienen konnten. Jetzt ergab sich Teroanne, Tournay ward belagert. Das war jedoch auch Alles, was in dem Feldzuge geschah. Denn der König von England ging nach Hause, und machte sogar Frieden und Freundschaft mit Ludwig.

Ludwig XII. war im Januar 1515 gestorben. Sein Nachfolger, Franz von Angoulême, nahm mit seiner Thronbesteigung zugleich den Titel eines Herzogs von Mailand an. Er schloß zur Wiedergewinnung des Verlornen ein Bündniß mit den Venetianern. Auch die Schweizer suchte er für sich zu gewinnen. Diese aber wollten nichts von ihm wissen, und drohten mit einem Einfalle in Burgund und das Delfinat. Maximilian kannte seinen Gegner, und auch er

sah sich nach Bundesgenossen um. Er schloß daher Familien- und Freundschafts-Bündnisse mit den Königen von Ungarn, Böhmen und Polen, die zu Wien mit großer Pracht verherrlicht wurden. Zum Schutze von Mailand ward ein anderes Bündniß verabredet zwischen ihm, dem Herzoge und den Schweizern, dem Könige von Arragonien, dem endlich auch der Pabst beitrat. Franz, im Vertrauen auf seine Macht und die Unterstützung der Venetianer, war bereits in Italien eingefallen. Während Franz die Schweizer zu gewinnen hoffte, kam es zu einer blutigen Schlacht bei Marignano, worin die Schweizer anfangs mit glänzendem Erfolge das französische Lager anfielen, dann jedoch von den Franzosen blutig zurückgetrieben wurden. Nun konnte sich auch Sforza nicht mehr halten, er mußte sich den Franzosen ergeben. Selbst der Pabst machte Frieden, und Ferdinand von Arragon, über die Fortschritte der Franzosen in Italien in Sorgen und für Neapel fürchtend, starb im Februar des Jahres 1516. Aber während Franz an die Eroberung von Neapel dachte, besetzte Maximilian alles Land zwischen dem Po und der Adda mit Ausnahme von Cremona und Crema. Er ging über die Adda, nahm Lodi, und würde auch Mailand, das bereits unterhandelte, besetzt haben, wenn sich nicht die Schweizer in seinem Lager empört hätten, und innerhalb vier Tagen nach Hause zu gehen gedroht, wenn sie kein Geld bekämen. Maximilian mußte sie wirklich ziehen lassen. Da liefen jedoch auch noch dreitausend Andere, theils Deutsche, theils Spanier, zu den Venetianern, und für Maximilian, ohne Heer, blieb nichts übrig, als mit den Franzosen und Venetianern einen höchst nachtheiligen Frieden zu schließen. Diese erhielten Verona gegen eine jährliche Summe von fünfundzwanzigtausend Gulden zurück, und zwischen Karl und Ludovica, der einjährigen Tochter des französischen Königs, wurde ein Ehebündniß verabredet. Man hielt also noch immer an der alten Täuschung.

Maximilian fühlte indessen sein Ende herannahen, und zur Sicherung der Thronfolge wie der sonstigen Angelegenheiten des noch dazu durch religiösen Zwiespalt so bewegten Reiches hielt er im Jahre 1518 eine glänzende Zusammenkunft der Provincialen in Inspruck, wo für den Fall seines Abganges und zur Erhaltung des östreichischen Hauses das Nöthige verabredet wurde. Dann ging er nach Augsburg, wo die Churfürsten, Bischöfe, sonstigen Großen und Fürsten des Reiches zusammenkamen. Auch der päbstliche Legat von Cajeta war dort zugegen. Es erschienen Abgeordnete der Könige von Spanien, Frankreich, Ungarn, Böhmen, Polen, und nebst der in der Kirche drohenden Spaltung war der vornehmste Gegenstand der Verhandlung die Wahl eines neuen römischen Königs. Maximilian hatte sich von dem Tage an, wo er zur Krönung nach Italien

zog, „erwählter römischer Kaiser" genannt, und wie Einige behaupten, obgleich ihm darüber vom Pabste Vorstellungen gemacht worden, doch später die Erlaubniß bewirkt, sich so nennen zu dürfen, da ihm der Pabst diesen Titel durch einen eigenen Abgeordneten entgegensendete. Weil es aber ohne Beispiel war, daß, so lange der Kaiser noch nicht wirklich gekrönt, ein römischer König gewählt würde, der dessen Stelle versah, so beschloß man, eine Gesandtschaft an den Pabst Leo X. zu senden, und diesen zu bitten, er möge die Krone und andern Insignien der römisch-deutschen Kaiserwürde durch einen Legaten nach Deutschland schicken. Auch über den Türkenkrieg und die deshalb nöthige Beihilfe aus den Zehenten wurde verhandelt, und dem Churfürsten Albrecht von Mainz der Kardinalspurpur überbracht. Es kamen jedoch auch zu gleicher Zeit die alten Beschwerden wieder vor, welche dem Kaiser in einem angeblich zur „Erhebung Deutschlands und zu Ehren Gottes" zu Schlettstadt im Elsaß gedruckten Exemplare übergeben wurden, und wobei sich Jacob Wimpfeling bemühte, Maxmilian zu bewegen, daß das zwischen Franz I. von Frankreich und Pabst Leo X. geschlossene Concordat oder die pragmatische Sanction *) auch für Deutschland zur Geltung kommen möchte.

Nach Aufhebung des Reichstages zu Augsburg ging Maxmilian nach Inspruck zurück, wo er sich besonders den Geschäften über die Nachfolge seiner Enkel widmete. Aber hier befiel ihn ein leichtes Fieber. Er suchte sich anfangs durch den Wechsel der Luft und die Jagd zu helfen, und ging nach Wels. Als er jedoch, von der Jagd erhitzt und von Durst gequält, sich mit Melonen zu erquicken suchte, wurde das Fieber genährt und ohne Unterbrechung. Dazu kam noch ein Durchfall oder die rothe Ruhr, und Maxmilian, der fühlte, daß er weder der Krankheit, noch dem Alter widerstehen könne, nahm die heilige Wegzehrung, machte sein Testament und verschied am 12. Januar 1519. Sein Tod wurde durch einen großen Brand Wien's doppelt schmerzlich. Maxmilian wurde unter großer Trauer in Neustadt begraben, und mit ihm war einer der größten Fürsten seiner Zeit aus der Welt geschieden. Denn wiewohl er oft im entscheidenden Augenblicke Unglück hatte, oder vielmehr die Treulosigkeit der Menschen ihn verließ, wiewohl ihn ausländische Schriftsteller so sehr mißhandelt haben und herunterzusetzen suchen, so hatte er doch zu glänzende Eigenschaften des Geistes und des Herzens, er war Herr zu vieler Völker und Reiche, und Vollbringer zu mächtiger Thaten, Besitzer zu mannigfacher Kenntnisse, und sein Einfluß zu groß auf die Zeit, wenn er sie auch nicht bewältigen konnte, als daß er nicht stets

*) Roscoe, Leben Leo's X.

eine mächtige Stellung in der Geschichte und wegen seiner Treue auch ein ehrenwerthes Andenken behaupten sollte. Wir haben schon erwähnt, wie Maximilian nicht nur in allen Wissenschaften der damaligen Zeit hinreichend unterrichtet war, ja ihnen durch manche Erfindungen vorauseilte, Alles kannte, was sich auf das Kriegswesen bezog, und über Manches schrieb, welchen hohen, ritterlichen Geist er bei verschiedenen Gelegenheiten zeigte, und welch eine unermüdete Thätigkeit er bewährte. Zwar hatte er in Behandlung der Geschäfte, besonders des Auslandes, nicht immer das Glück, welches seine Hochherzigkeit, Geschicklichkeit und Tapferkeit verdiente, aber daran waren verschiedene Dinge schuld, die nicht immer in der Gewalt Maximilians gelegen. Es waren nicht blos die Treulosigkeit der Menschen und deren Arglist, woran das ritterliche, zuweilen allerdings abenteuerliche Gemüth, das, wie jenes seines Vaters, nicht jedes Mittel anwenden wollte, scheiterte, sondern auch die Selbstsucht und der kleinliche Sinn der Reichsfürsten, die ihn nicht immer hinlänglich unterstützten, und die selbst gegen die von den Türken drohende Noth nur ganz jämmerliche Maßregeln ergriffen, und endlich das Geld, welches Maximilian geringer achtete, als er es in seiner Stellung hätte thun sollen. Aus Mangel an Geld wurde er von den Schweizern in den entscheidenden Augenblicken vor Dijon, vor Mailand verlassen. Da er immer Geld bedurfte, weil er Alles wieder fortgab, mußte er sich auch in jedem Friedensschlusse wieder Geld ausbedingen, oft zu Mitteln greifen, welche die kaiserliche Würde verletzten. Sein ritterlicher Sinn, der sich nicht nur auf dem Reichstage zu Worms, sondern auch noch bei zwei andern Gelegenheiten bewährte, wo er scharf rannte und seine Gegner erlegte, verleitete ihn mitunter zu gefährlichen Abenteuerlichkeiten, und veranlaßte, daß er die Dinge nicht immer gehörig überlegte, sich in Gefahren stürzte, woraus er fast nur auf wunderbare Weise gerettet wurde, wie die Begebenheit auf der Martinswand, oder sich ohne hinlängliche Mittel in Unternehmen verwickelte, die dann wenig ehrenvoll für ihn ausliefen. An den vielen Kriegen, die er gegen Frankreich führte, hatte er allerdings ein persönliches Interesse, aber merkwürdig ist der Irrthum, wie er dieses fast bei jedem Friedensschlusse wieder durch Ehebündnisse zu wahren suchte.

War nun Maximilian im Auslande nicht immer so glücklich, wie es seine angeborne Tapferkeit, seine ausgezeichneten kriegerischen Talente verdienten, zeigten sich die Fürsten des Reiches mannigfach schwierig, so offenbarte er in der Verwaltung seiner östreichischen Erblande entschiedene Fähigkeiten, und machte sich um dieselben nicht sowohl durch Erhaltung des Landfriedens, als auch durch sonstige weise Anordnungen verdient. Wir haben schon oben erwähnt, was

ihm die Kriegskunst Alles verdankt. Er ist gewissermaßen der Vater der neuen Kriegskunst. Er kannte Alles, was darauf Bezug hatte. Er wußte Geschütze zu gießen, Waffen zu stählen. Aber auch um die Gelehrsamkeit und namentlich die Geschichte machte er sich verdient. Immer hatte er Gelehrte in seiner Umgebung, und es ist leicht begreiflich, wenn Maximilian „der Weißkunig", der gefeierte Held in so vielen Gesängen und Geschichtswerken ward, dessen Lebensgeschichte und Abenteuer zuweilen an das Wunderbare streiften. Er selbst dictirte seinem Geheimschreiber die merkwürdigsten Begebnisse seines Lebens, und so sind die Nachrichten Joseph Grünbecks, Maximilians geheimen Rathes, und seines bekannten Geheimschreibers Melchior Pfinzing zu erklären, der das Leben seines kaiserlichen Herrn unter der poetischen Form: „Gefährlichkeiten und ein teils der Geschichte des löblichen, streitbaren und hochberühmten Helds und Ritters Theuerdank," mit Holzschnitten geziert, herausgab, die Maximilian selbst vorgezeichnet haben soll. Ein anderes derartiges Buch ist der „Weißkunig" von M. Treitzsauerwein von Ehrentreitz, ebenfalls mit zweihundertsiebenunddreißig Holzschnitten von Hanns Burgmeier, einem Schüler Albrecht Dürers. Der Uebersetzer von Coxe's Geschichte des Hauses Oestreich nennt folgende Schriften, welche Maximilian ihren Ursprung verdanken: Grab, Erenporten, Freydank, Triumpfwagen, Stammchronik, der Stamm Artallerey, die sieben Lustgezirk, Wagenpurch, Stallpurch, Platnerey, Jägerey, Valknerey, Kellnerey, Vischerey, Gärtnerey, Paumeisterey, Moralität, Andacht, St. Görgen, deren Manuscripte noch gegenwärtig auf der Wiener Bibliothek liegen sollen. Sämmtliche Werke geben zu gleicher Zeit eine merkwürdige Probe von einem Theile der damals blühenden Literatur. Wir finden es aber nothwendig, hier einen besondern Abschnitt sowohl über die damalige Zeit als Kunst einzufügen.

Literatur und Kunst zu Anfang des XVI. Jahrhunderts.

Deutschland hatte zu Maximilians Zeit eine Menge von berühmten Männern, die sich nicht nur durch verschiedene Schriften einen ausgezeichneten Namen verschafften, an dem kaiserlichen Hofe in jeglicher Art geehrt waren, sondern auch unter sich in lebhaftem Verkehre standen. Wir haben schon erwähnt, wie der Dichter Konrad Celtes am 1. Mai 1491 zu Nürnberg feierlich gekrönt ward. Die Krönung eines Dichters blieb immer ein kaiserliches Reservatrecht. Außer Trithem, dem berühmten Abte von Spanheim, Konrad Celtes, dem gekrönten Dichter, Peutinger, dem Entdecker einer für die alte Geographie wichtigen Tafel, Wilibald Pirkhaimer, dem Geschichtschreiber

Beatus Rhenanus, Reuchlin, dem gefeierten Orientalisten, gab es noch sonst eine Menge von ehrenwerthen Namen, denen sich Erasmus von Rotterdam wie ein Wunder der Welt beigesellte. Kardinäle und Päbste fühlten sich geehrt, mit diesem in Verbindung zu stehen. Die deutschen Hochschulen, namentlich Heidelberg, die deutschen Druckorte, vornehmlich Basel, strahlten in besonderem Glanze. Aber es zeigte sich in jenen Berühmtheiten nicht jene edle Selbstverläugnung und bescheidene Größe, wie es einst bei den Universitäten und Gelehrten des Mittelalters, Paris, Köln, Prag, Albert dem Großen und Thomas von Aquin, der Fall gewesen, sondern auch ein großer Theil von gelehrter Eitelkeit, windigem Wesen, und endlich eine Richtung, die bald für die vaterländische Literatur und Kunst nicht minder verderblich werden sollte, wie sie es für die Kirche geworden ist. Denn die Richtung, zu welcher man sich bekannte, die eine Folge der blinden Vergötterung des alten Griechenthumes und seiner Literatur, und welche sich gerade nach dem Sturze der politischen Existenz jenes Volkes im Abendlande am meisten geltend machte, war eine den vaterländischen Institutionen, womit man erzogen, groß geworden und mehr als achthundert Jahre verlebt hatte, nicht blos durchaus fremde, sondern feindliche. Dazu war bei dem ganzen Wesen, welches die Wissenschaften verweltlichte, herunterzog, viel Ziererei, Phrasenkram, Schulpedanterei, und jener Hochmuth, der überall eher zerstört, als erbaut. Kein Wunder, daß die Kölner Universität, ihres alten Ruhmes eingedenk, ihre Stimme erhob gegen die bedenkliche Neuerung. Wenn nun auch die Sache gerade wegen der deutschen Solidität und Bedächtlichkeit in Deutschland nicht so arg schien, wie an manchen andern Orten, so hatte man doch an einzelnen Stellen in der Schwärmerei für das classische Alterthum, wenn auch unbewußt, das abgethane Heidenthum von Neuem zu vergöttern versucht. Am schlimmsten stand die Sache an dem Hofe der Medicäer zu Florenz. Die neu erweckte Begeisterung riß die Gemüther unbesonnen mit sich fort, und unter dem schuldlosen Vorwande, die Philosophie des Plato gegen jene des Aristoteles, des damals gangbaren Systemes, zu vertheidigen, griff man das Christenthum selbst an. Wie aber die Anhänger des alten Systemes in Deutschland schon durch die natürliche Verfassung der damaligen Dinge, ohne ein besonderes Bündniß, durch die gemeinsame Lehre und Lehrweise, durch den kirchlichen Orden, dem sie angehörten, und außer denen es eine Zeit lang gar keine Gelehrsamkeit gegeben hatte, miteinander verbunden waren, so schaarten sich jetzt die neuen, großentheils weltlichen Gelehrten, „Humanisten" genannt, nach Art der Literaten zusammen, halfen einander an ihrer Berühmtheit, priesen einander durch Lobgedichte, veröffentlichten Briefe, wozu ihnen die bereits fortgerückte Erfindung

der Buchdruckerkunst wesentliche Dienste leistete, und suchten ihre Gegner, was man bis dahin für einen unehrenwerthen Kampf gehalten, durch Spott und Leichtfertigkeit, so wie, was früher unmöglich gewesen, durch populäre Tagesschriften, worin sie sich an die rohen Massen wendeten, zu vernichten. Der erste namhafte Streit, der sich in der Weise entspann, und der wohl mit noch solidern Waffen geführt wurde, war zwischen Reuchlin und der Kölner Universität, vertreten in dem gelehrten Dominicaner Hochstraeten. Wenn man die Schriften der meist als Gegner der katholischen Kirche bekannten Schriftsteller liest, so muß man allerdings Reuchlin, den damals berühmten Orientalisten und Linguisten, für einen höchst aufgeklärten, von Dummheit und Fanatismus verfolgten Mann halten, der das Opfer eines fanatischen zum Christenthume bekehrten Juden, Namens Pfefferkorn, werden sollte. Die Sache, wiewohl sie nicht blos mit der Feder, sondern auch von einem vorzüglichen Secundanten derselben, von dem in seiner eigenen Schande verkommenen irrenden Ritter Ulrich von Hutten, gegen die Person des wehrlosen Mönches mit dem Säbel geführt wurde, verhält sich aber ganz anders. Reuchlin, den die Dominicaner, welche zuerst, vermöge ihres Berufes als Vertheidiger des Glaubens, in der neuen Richtung Verderben witterten, angriffen, wurde nicht deshalb verfolgt, weil er die hebräische Sprache lehrte, die auch Hieronymus, einer der größten Kirchenlehrer, von einem Juden erlernt (Reuchlin vielleicht von einem Mönche), sondern weil er sie mißbrauchte, die heilige Schrift gegen die alte Weise mittels kabbalistischen und talmudischen Unsinnes zu erklären suchte. Es ist wahr, die Humanisten brachten durch die Presse die dem Klerus entwundenen Wissenschaften unter das Volk, jedoch die edle Flamme, ursprünglich zur Erleuchtung und Wärme bestimmt, wurde bald ein verderbliches Feuer, welches unter ungeschickten Händen Alles versengte, jeden ruhigen Entwicklungsprozeß vernichtete, die Wohnungen mit dem ganzen Hausrath zerstörte. Das erfuhr nun zunächst die Kunst. Die Zeit, welche die großartigen Dome gebaut, die schönsten Erzeugnisse des deutschen Geistes, war vorüber. Zwar baute man noch allenthalben zu Anfang des Jahrhunderts an den vorhandenen, aber unvollendeten Werken, so namentlich auch in Köln, wie die Chronik dieser mächtigen Stadt berichtet *). Aber die Kunst, die sich erschöpft, hatte ihr eigenes Wesen verkannt. Die architektonischen Formen waren in das Malerische ausgeartet und von ihrem natürlichen Princip abgewichen. Wäre jedoch dies auch nicht gewesen, die Gelehrteneitelkeit vermochte es nicht mehr, sich zu jener edlen Begeisterung emporzuschwingen. Es

*) Die Cronika van der hilligen Stat Coellen.

entstand bald mittels der neuen Richtung in der Wissenschaft eine Opposition, ein Krieg auf Leben, auf Tod gegen die Werke, welche der deutsche Geist geschaffen, die man als barbarische nicht verstehen wollte, die selbst ein Raphael, das größte Kunstgenie aller Zeiten, verkannte *), die man daher ohne Schonung vernichtete, um neuen classischen Werken Platz zu machen, oder in Deutschland, als die Kirchenspaltung hinzukam, sich nicht durch den Unsinn zu entehren, welchen die Zeit des Papismus und der scholastischen Finsterniß geschaffen. Zwar ging man schrittwärts vor, ehe es zum Aeußersten kam. Aber der Grund zur Vernichtung der deutschen Kunst wurde im XV. und XVI. Jahrhunderte durch die neue Wissenschaft gelegt. Es war natürlich, daß derselbe Geist, der gegen die deutschen Kunstwerke, die materielle Architektonik wüthete, auch gegen die geistige, gegen die schöne Architektonik, welche das deutsche Reich, so viele bürgerliche Einrichtungen geschaffen, losstürmte, und endlich Alles über den Haufen warf. Allerdings war die Zeit in mancher Beziehung hiezu reif geworden. Denn wie die Selbstsucht allenthalben den schönen Bau des deutschen Reiches unterwühlt, das kaiserliche Ansehen durch eine Menge entehrender Beschränkungen geschwächt hatte, und Alles in Eigennutz und Kleinheit auflöste, wie überall der erhebende Schwung und die edle Begeisterung fehlten, welche die reiche und sinnige Architektur des deutschen Reiches allein in ihrer materiellen Großartigkeit zusammenhalten konnte, so war es auch bei der geistigen. Stand aber in jener Zeit das deutsche Handwerk auf dem Gipfel seiner Blüthe, war der Nürnberger Kunstfleiß durch alle Welt gepriesen, so war auch die Malerei in einzelnen Männern vertreten, welche jedem Zeitalter, selbst dem glänzendsten, Ehre gemacht hätten. Da waren Albrecht Dürer, Lucas von Leiden **), (1494 — 1533) die ältern und jüngern Holbeine ***), die beiden Kranache, der alte 1472 — 1553, der jüngere starb 1586 [ihr ursprünglicher Name war Sunder] †). Die Poesie des Minnegesanges war mit dem Ritterthume zu Grabe gegangen, und die edle Kunst des Gesanges hatte sich unter dem Namen des Meistergesanges in die Werkstätten des Bürgerthumes geflüchtet, wo sie in dem Nürnberger Schuhmacher Hanns Sachs einen edlen Pfleger gefunden. Dann verstummte sie für eine Zeit lang gänzlich. Die Gemüther, von heftigen Leidenschaften zerrissen, in den wichtigsten Angelegenheiten gespalten,

*) Man sehe darüber einen Aufsatz im Domblatt: Werke des Spitzbogenstyles in Rom. Jahr 1852. Nr. 51.

**) Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei.

***) Kugler.

†) Lucas Kranach von Schuchardt.

schienen beinahe an hundert und fünfzig Jahre für alle Poesie unempfänglich. So hatten sich jene Männer, welche, wie Albrecht Dürer, Hanns Sachs, anfänglich der neuen Richtung mit Begeisterung sich anschloßen, weil sie dieselbe als einen neuen Aufschwung in der Kunst betrachteten, in ihrer Erwartung getäuscht! Albrecht Dürer, der größte der deutschen Künstler, Goldschmied, Maler, Kupferstecher, Formschneider und wie Leonardo Theoretiker, wurde am 20. Mai 1471 zu Nürnberg geboren, und starb im April des Jahres 1528. (Ein Verzeichniß seiner Werke befindet sich bei Knorr, allgemeine Künstlerhistorie.) Hanns Sachs war geboren 1494, und starb 1576, seines Gewerbes ein Schuhmacher, aber fruchtbarer Dichter, der mehr als sechstausend verschiedene Gedichte und Komödien hinterließ, darunter einige von solchem Werthe, daß selbst Göthe es nicht verschmähte, das Hanns Sachsische Versmaß zuweilen in Anwendung zu bringen. Nach Hanns Sachs verstummte der Volksgesang. Es war, als hätte die Sprache ihre Kraft verloren. Trotz Luthers deutscher Bibel brachten die gelehrten Herren eine solche Entartung in die deutsche Sprache, daß sie für die dichterische Form fast unempfänglich schien, welche sich nur im Kirchenlied erhielt. Erst unter Opitz, 1597 — 1639, der das Uebel wohl kannte, so wie auch den Grund desselben, vermochte es auch die deutsche Dichtkunst wieder, ihre Flügel zu erheben. Aber alles das waren nur Versuche, weil der eigentliche Volksgeist aus dem deutschen Volke heraus war, die Kunst sich an die Höfe geflüchtet. Hier mußte man freilich mit den fremden zur Mode gewordenen und französisch zugeschnittenen Formen des Griechen- und Römerthumes, mit ihren Göttern, Göttinnen und Heroen spielen, wovon das Volk nichts verstand, und wobei es die Herren selbst fröstelte. Wir werden noch weiter hören, wie sich im protestantischen Norden Alles in Streitsucht auflöste.

Eine Merkwürdigkeit, wodurch sich noch die Regierung Maximilians große Verdienste um Deutschland erwarb, ist die Einführung des Postwesens, womit er den später in den Fürstenstand erhobenen Franz von Thurn und Taxis unter dem Namen eines Generalpostmeisters belehnte *).

---

*) Köhlers Reichshistorie. Pütters historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reiches.

Die Kirchenspaltung des XVI. Jahrhunderts, mit Unrecht Reformation genannt.

Auf nichts wirkte die neue Richtung, die sich in der Kunst und Wissenschaft, so wie im bürgerlichen Leben geltend zu machen suchte, die schon gegen Ende der Regierung Maximilians alle Verhältnisse angefressen hatte, so nachtheilig, als auf die bis dahin in Deutschland gültige kirchliche Verfassung. Die deutsche Kirche hatte im Laufe der Zeit manche Erschütterungen erlitten. Aber es waren alles das nur einzelne Stöße, von denen man sich erholte. Heinrich IV., die Hohenstaufen, selbst der Erzbischof Rainald von Köln hatten, wenn auch nicht gegen das Princip der kirchlichen Auctorität, doch gegen die Träger derselben verschiedene Versuche gemacht. Das große Schisma des XV. Jahrhunderts, die hussitischen Lehren und deren anfängliche Fortschritte konnten ihre nachtheilige Wirkung nicht verfehlen, jedoch das Wesen der Auktorität selbst war bis dahin in Deutschland noch nicht angegriffen worden. Jetzt aber trat ein Mann auf, der das ganze Gebäude bis in seine tiefsten Grundlagen erschütterte. Das war Martin Luther, Sohn eines dem Anscheine nach nicht unbemittelten Bergmannes im Mannsfeldischen *). Martin Luther ward 1483 in Eisleben geboren. Er hatte in Eisenach und Erfurt studiert, und sich die Mittel zu seinen Studien nach damaliger Weise durch Singen vor den Thüren der Wohlthäter verschafft. Wider den Willen seines Vaters trat er in den Orden der Augustiner in Erfurt. Wiewohl von fortwährenden Gewissensbissen gequält, machte er doch bei angebornen Talenten in den Wissenschaften einige Fortschritte, und ward endlich Lehrer an der von dem damaligen Churfürsten Friedrich von Sachsen gegründeten Universität zu Wittenberg. Während er hier unter der Aufsicht eines zweideutigen Obern, des Staupitz, lehrte, fand er Gelegenheit zu einer in der damaligen Zeit nicht ungewöhnlichen Disputation. Pabst Julius II. hatte nämlich, weil die alte baufällig und dem Verfalle nahe war, den Bau einer neuen Peterskirche zu Rom begonnen. Leo X., sein Nachfolger, ließ zur Förderung desselben einen Ablaß ausschreiben, dessen sich Alle, welche außer den sonstigen Erfordernissen zur Gewinnung ein Stück Geld für den Bau hergaben, theilhaft machen konnten. Die Besorgung dieses vielleicht unzeitigen Ablasses war in Deutschland dem Kardinal-Erzbischofe Albrecht von Mainz anvertraut, der zugleich Erzbischof

*) Audin, Geschichte des Lebens, der Lehren und Schriften Dr. Martin Luthers. Nach dem Französischen von Karl Egger.

von Magdeburg war, und dieses Geschäft den Dominicanern übertragen. Schon vor Luthers Zeit war manche Stimme gegen die bei den Ablässen vorkommenden Mißbräuche laut geworden, die auch gewiß nie im Sinne der Kirche waren. Hutten und die sogenannten Humanisten hatten bei verschiedenen Gelegenheiten, ja fast bei jeder Reichsversammlung, ganz nach der Weise der in der neuern Zeit bei Kammern vorkommenden liberalen Opposition, auch immer die sogenannten Beschwerden des deutschen Volkes gegen den römischen Hof vorgebracht. Darin war denn auch ein stehender Posten über die Verwendung der zum Türkenkriege eingehenden Ablaßgelder. Es kann sein, daß hie und da, wer mag das läugnen? Pallavicini selbst gibt es zu *), in der Ausführung jener Ablaßbulle Leo's X. Mißbräuche gemacht wurden. Ja derartige Mißbräuche waren bei der mitunter vorkommenden Unwissenheit mancher Weltpriester und Mönche unvermeidlich. Es fällt uns nicht ein, die Unwissenheit mancher jener Seelsorger zu läugnen. Wir machen aber daraus einen andern Schluß, als dies protestantischerseits geschieht. Wir behaupten, daß es nur dadurch möglich war, daß die Lehrsätze Luthers an einzelnen Stellen eine so günstige Aufnahme fanden. Die Unwissenden fielen ab oder machten den Abfall ihrer Gemeinden möglich, während die Unterrichteten da, wo ihr Herz noch auf dem rechten Flecke saß und nicht Schiffbruch gelitten hatte, Stand hielten und der alten Kirche treu blieben. Zwar suchten Luther und seine Anhänger ihre Gegner auf jegliche Weise zu verspotten, und als unwissende Menschen zu brandmarken, denen sie auch das Unsinnigste andichteten, eine genauere und freiere Erforschung der Reformationsgeschichte hat jedoch auch hierüber das gehörige Licht verbreitet, und die Vorwürfe, welche Luther dem Dominicaner Tetzel, der in jenen Gegenden den Ablaß verkündete, anhing, abgewiesen. Calumniare audacter, semper aliquid haeret war gewisser Leute Spruch von Anfang an. Hatte ja doch Luther selbst gestanden, daß er, wenn er seinen Zweck erreicht habe, seine Fehler und Lügen wieder gut machen wolle, was kam es also darauf an, wenn er den armen Dominicaner durch seine Verläumdungen, durch Schimpf und Hohn zu Tode brachte? Er hatte seinen Orden, der sich zurückgesetzt fühlte, gerächt, seinen Stolz befriedigt. Es würde indessen zu weitläuftig sein, hier die eigentlichen Motive Martin Luthers bei seinem ersten Auftreten in der Ablaßangelegenheit zu untersuchen. Wir können uns dabei auf so viele Werke bewährter katholischer Schriftsteller beziehen, namentlich auf Prechtl, Seitenstück zu Martin Luthers Weisheit, auf so manche Aufsätze in den ersten

*) Vera oecumenici Concilii Tridentini historia.

Jahrgängen der in München erschienenen historisch-politischen Blätter, das Werk „Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation" *).

Es war am Allerheiligen-Abende des Jahres 1517, als Luther an der Universitätskirche zu Wittenberg fünfundneunzig Theses aufschlug, worin er nicht so sehr über den Mißbrauch des Ablasses disputiren wolle (wer hätte ihn daran gehindert? Das war ganz in der Art und Weise der Zeit, er hätte als ein zweiter Bernhard verfahren können), als vielmehr das Wesen des Ablasses selbst, die Lehre und Auctorität der Kirche über die Rechtfertigung zu vernichten suchte. Die Sache machte daher großes Aufsehen, wurde in besondern Flugblättern verbreitet, und von den sogenannten Humanisten in jeglicher Weise aufgestachelt. Von der andern Seite fehlte es dagegen auch nicht an Leuten, welche auf den ersten Blick erkannten, was mit den Grundsätzen, die Luther so keck in die Welt hineinwarf, zu machen war. Durch ganz Europa hatte sich damals vorzüglich durch die neuen und großen Entdeckungen ein unruhiger Geist verbreitet. Der unzufriedene Geist zeigte sich bei allen Klassen, wiewohl die Meisten dadurch verloren, besonders aber auch bei der durch fortwährende Fehden, die neue Kriegsweise heruntergekommenen Ritterschaft, die vorzüglich, um sich wieder zu erholen, nach den Gütern des Klerus trachtete. So hatte der Ritter Franz von Sickingen, einer der Hauptförderer der sogenannten Reformationsbestrebungen, es auf nichts weniger als das ganze Erzbisthum Trier abgesehen **). Der Schwindel hatte sich aller Gemüther bemächtigt und an der hergebrachten Ordnung gerüttelt. Alle wollten gewinnen, Alle mit einem Schlage über Nacht reich werden. Zu Wittenberg an der Schloßkirche wurden Grundsätze angeschlagen, die wie Zaubermittel wirken konnten. Die großen Veränderungen im Kriegswesen durch die Entdeckung des Schießpulvers, die Einführung der Landsknechte und der Schweizer, welche nicht für das Vaterland und die Ehre, sondern um Geld und Gewinnst dienten, die Entdeckung des neuen Goldlandes, eines neuen Handelsweges, welche den deutschen Städten so nachtheilig war, die überraschenden Reichthümer, welche man von Amerika erwartete, das Geheimniß der Buchdruckerkunst hatten die Gemüther nicht blos in einen phantastischen Schwung gesetzt, sondern auch allenthalben ein unruhiges Streben verbreitet, seine Lage durch einen plötzlichen Schlag zu verbessern, und hiezu ebenfalls neue Mittel zu entdecken, je gewagter mitunter, desto besser. Selbst die natürliche Ordnung und das bisherige Erbrecht wurde umgestürzt, und man hielt nach einem bestimmten Zeugnisse des Aeneas Sylvius die natürlichen

*) Schaffhausen, Hurter'sche Buchhandlung. 1846.

**) Buchholz, Geschichte Ferdinands I.

Kinder für geschickter zum Herrschen, als wie die ehelich gebornen, und wünschte sie daher vorzüglich als Fürsten. In Florenz hatten es die Mediciäer zur Herrschaft gebracht, in Augsburg die Welser und Fugger zu fürstlichen Reichthümern. Waren Jene durch die Künste des Friedens zu Ehren und Ueberfluß gelangt, so war doch auch mancher Condottiere durch List und Gewalt zur Herrschaft in Italien gekommen. Das reizte auch für Deutschland, wo der Adel neuer Erwerbsquellen bedurfte, seit ihm die Einsetzung des ewigen Landfriedens die Mittel nahm, auf Kosten des friedlichen Wanderers aus dem Stegreife zu leben. Wir haben schon erwähnt, wie die Bauern im Bauernkriege ihre Lasten abzuwälzen suchten, und wie die neue Richtung der Wissenschaften der kirchlichen Ordnung gefährlich ward, und sich ein kirchenfeindliches, auflösendes Streben verbreitete, das am meisten da um sich greifen mußte, wo wirklich das Salz schal geworden schien und seine Kraft verloren hatte, unter den Mönchen und Geistlichen, welche nicht überall ihren Beruf erkannten, und jenen kirchlichen Orden und Klöstern, welche nicht Kraft genug in sich besaßen, sich in ächt evangelischem Geiste, wie das der Orden des heiligen Benedikt und viele seiner Klöster thaten, zu erneuern. Denn hier hatte man in der Boursfelder Congregation in Deutschland die Reformation bereits in den achtziger Jahren des XV. Jahrhunderts in edlem Sinne des Wortes mit Glück durchgesetzt, worin sich die Klöster, welche sich dazu bekannten, mit frischer Kraft stärkten. Die, welche widerstrebten, konnten sich nicht lange mehr halten, waren geistig und öconomisch zerrüttet. Sie sogen jene Lehren, welche die Emancipation des Fleisches im Hintergrunde hatten, ja offen verkündeten, mit begierigen Zügen ein, und liefen aus. Sie würden das auch sonst, wenn Luther nicht aufgetreten, gethan und einen andern Schildträger gesucht haben, wie sich deren wirklich gleichzeitig in anderer Richtung, aber in demselben Geiste der Empörung, in Zwingli und Calvin vorfanden, und welche für alle abtrünnigen, im Innern faul gewordenen Mönche und Magistrate, für alle an ähnlichen Gebrechen leidenden Menschen vollkommen dasselbe leisteten, was in unserer Zeit der sogenannte Deutschkatholicismus zu wollen schien, wenn auch mit weniger Energie und unter weniger günstigen Zeitumständen.

Pabst Leo betrachtete die Sache von Wittenberg anfangs als einen Schulstreit, und erwartete sicher, Luther würde bald zur Besonnenheit kommen. Ja er gestattete diesem sogar auf Verwendung des Churfürsten von Sachsen, daß er, nach Rom gerufen, dennoch die Vertheidigung vor dem päbstlichen Legaten in Deutschland führen könne. Luther ward auf dem Reichstage von dem Kardinal-Legaten Cajetan freundlich behandelt. Als er sich aber nicht unterwerfen

wollte, sagte dieser: „Mein Bruder! es ist nicht meine Absicht, mit „Euch zu disputiren. Ich verlange von Euch im Auftrage des hei„ligsten Vaters, daß Ihr Euren Irrthum zurücknehmt, gelobt, auch „in Zukunft davon abzustehen, und Alles zu meiden, was die Kirche „beunruhigen und stören kann.“ Das wollte jedoch Luther nicht. Sein Stolz war gekränkt. „Ich soll zurücktreten?“ sagte er. „Welchen Irrthum habe ich denn gelehrt?“ Als der Kardinal ihm vorhielt, gegen welche Sätze der Kirche er verstoßen, wollte Luther durchaus aus der Schrift widerlegt sein. Die Auctorität der Kirche, so vieler berühmten Männer, Päbste, Kirchenlehrer und Bischöfe, die im apostolischen Amte und in der Lehre ergraut waren, hatten für den bis dahin unbekannten sächsischen Mönch kein Gewicht. Alles, was der Kardinal that, ihn zum Widerrufe zu bewegen, Güte und Ernst, war vergebens. Der längst vorbereitete und jetzt reif gewordene Streit spann sich daher immer weiter fort, wurde von Vielen mit Jubel begrüßt, und mit aller möglichen Erbitterung von Seiten derer fortgeführt, welche bei der Umwälzung ein Interesse hatten oder dadurch zu gewinnen hofften. Zwar schrieb Luther einen dem Anscheine nach demüthigen Brief an den Pabst, der ihn sogar nach dem Zeugnisse protestantischer Schriftsteller mit so viel Milde behandelte, aber an eine Unterwerfung des Abtrünnigen war nicht zu denken. Der Pabst hätte Luther excommuniciren können, sagte Roscoe. Er zog es vor, die Aufrichtigkeit des Doctors auf die Probe zu setzen. Das sichtbare Oberhaupt der Kirche, das lebendige Bild Gottes auf Erden, Leo, konnte im Namen des allmächtigen Herrn Jesus Christus zu einem katholischen Priester sagen: „Sieh' die Lehre der Kirche, glaube und gehorche, oder Du wirst ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Apostel. Die Wirksamkeit des Ablasses ist eine Glaubenswahrheit. Deine Vernunft verwirft sie. Du bist nicht mehr mein Sohn, Du bist kein Ring mehr von dieser großen Kette, die Dich an die Jünger Jesu anschloß, Du bist kein Tropfen mehr von dem katholischen Ocean, der nicht vertrocknen wird bis an's Ende der Welt. Ich verläugne Dich im Namen Jesu, wie Wicleff, Huß und alle diejenigen verläugnet wurden, welche, wie Du, ihrem eigenen Sinne folgen wollten, anstatt daß sie dem Lichte folgten, welches jedes gehorsame Kind erleuchten wird bis zum Ende der Zeiten.“

Aber alle diese Güte machte keinen Eindruck auf einen Mann, der einmal, von seinem Hochmuthe gespornt, von hohen Gönnern geschützt, von seiner Umgebung gereizt, in der Bitterkeit seines Herzens keinen Widerstand ertragen konnte. Er schritt immer weiter vorwärts auf seinen verkehrten Wegen, und seine Schreiben an den Pabst und über den Pabst, den er mit den größten Beschimpfungen überhäufte, und welche eine ächte Fundgrube sind für alle Fanatiker

alter und neuer Zeiten, verletzten endlich allen Anstand. Wir wissen freilich, daß Viele darin nur eine große Naturkraft des sogenannten deutschen Reformators gesehen, und wir wollen uns hier aus besondern Gründen auf eine Beurtheilung des Charakters, der Art und Weise Luthers nicht einlassen. Es ist dies vielseitig von katholischen Schriftstellern geschehen, die man am Ende so unbequem gefunden, daß, wenn sie auch Alles mit Luthers eigenen Worten, mit Auszügen aus seinen selbsteigenen Schriften belegten, wie dies bei Freudenfeld, bei Riffel geschehen, man sie in anderer Weise zum Schweigen gebracht hat. Aber demohnerachtet können wir nicht umhin, hier eine Stelle anzuführen, die wir dem Werke von Audin über Luthers Leben entnehmen. „Eine literarische Arbeit liegt uns vor," sagt dieses, „zu welcher schon das Leben eines Schreibers erforderlich wäre, um nur eine Abschrift von ihr zu nehmen. Denn derjenige, welcher sie hinterließ, glich dem schnell vorübereilenden Geisterbilde in der deutschen Ballade. Diese Arbeit ist ein Chaos, in dem der Verfasser Alles durcheinander mengt, Poesie, Beredtsamkeit, Gleichnisse, Zorn, Koth, Lüge, auch Wahrheiten. Sie ist ein Heldengedicht, in welchem Päbste, Kaiser, Mönche, Doctoren, Juristen auftreten mit dem Teufel, als dem eigentlichen Helden, der alle diese Köpfe, die er aufregt und in Bewegung setzt, in einem Garn gefangen hält. Das ist ein Werk, in welchem Luther bald als Demosthenes, bald als deutscher Bauer, oft auch als Petronius erscheint, das man kennen lernen muß, wenn man jedes Zweifels überhoben werden will. Sammelt diese Blätter, stellt diejenigen zusammen, welche seine magere Hand, die schon dem Grabe nahe war, in Eisleben fallen ließ, und diejenigen, welche er schrieb, als er, noch völlig in den Knabenjahren, das Kloster in Erfurt verließ, vergleicht sie miteinander, und ihr werdet nie eine Dogmatik zusammenbringen. Die Lehren überstürzen sich nämlich wie Schneelavinen, und stoßen sich wie Stürme, nicht ein Sonnenstrahl verkündet uns den Weg des Heils, es eröffnet sich ein Abgrund von Neologien, Widersprüchen und paradoxen Sätzen. So hoch die Säule ist, auf welche die Lobredner Luthers ihren Styliten stellen, um ihn zur Bejahung zu erheben, er wußte nur zu läugnen, und läugnen heißt zerstören. Wir erlauben uns, so zu reden, weil wir ihn gelesen und durchdacht haben. Unser Herz wurde oft betrübt, wenn es sah, welchen Gebrauch der Augustiner-Mönch von den Gaben machte, die ihm Gott verliehen hatte. Wir haben die fortwährenden Veränderungen hervorgehoben, die Unmöglichkeiten, die er als offenbare Gewißheiten darstellte, seine Prophezeihungen vom Verfall der römischen Kirche, seine Beleidigungen gegen den päbstlichen Stuhl, seine Lästerung gegen die Aufklärung der Tradition, gegen die Ehre des Priesterthumes und der Menschheit, und all den unbegreiflichen

Haß und Groll, den er gegen Jeden ausließ, der nicht an ihn glauben wollte. Man wird unser Buch oft aus den Händen legen. Der Zweifel wird sich oft gegen unsere Schilderung erheben. Man mag sich aber sträuben, wie man will, wir legen den Beweis vor Augen, man muß sich unterwerfen oder Luther verläugnen. Wir sagten in unserer ersten Arbeit: Das ist Luthers Wort, das wir wiedergeben, ganz sein unverhülltes Wort. Wir haben einen Augenblick Anstand genommen, und es nicht wagen wollen, die Bilder wiederzugeben, welche Aug' und Ohr zugleich empören, wir haben jedoch mit dem Gedanken Muth gefaßt, daß es nicht uns zustehe, für Luther zu erröthen *)."

In dieser Schilderung ist der Charakter Luthers, dessen Unternehmen so ziemlich treu gezeichnet, und wir können kühn behaupten, daß dessen unglückliche Folgen für das bürgerliche Leben nicht weniger verderblich gewesen, wie für das kirchliche. Denn die Kirche hatte Mittel der Stärkung und Genesung genug in sich und in dem unmittelbaren Beistande des Heilandes. Sie konnte bei aller Trübsal, die sie erlitt, dennoch immer einem derartigen Sturme widerstehen, und blieb bei dem allem noch jung und frisch. Anders aber war es mit den bürgerlichen Verfassungen sowohl in Deutschland als allenthalben, wo sich Luthers Werk verbreitete. Hier entstanden überall Unordnung, Krieg, blutige Verfolgungen, Haß, Neid und Umsturz. Die heiligsten Bande wurden auseinander gerissen, die Throne zertrümmert, die gesetzlichen Freiheiten der Völker zernichtet, für Deutschland erfolgte Schmach und Entkräftung, der Untergang des Reiches, wie wir dies bei Gelegenheit jenes Krieges erwähnen werden, der das große und schöne Vaterland dreißig Jahre lang zur Beute der Fremden machte. Für jetzt verweisen wir nur noch auf einen Aufsatz im Katholiken, der in den zwanziger Jahren erschien, und unter der Ueberschrift „Luthers Werk und Werke" den alten Görres zum Verfasser hatte, das schöne Buch von Kerz: Ueber den Geist und die Folgen der Reformation, Döllingers vortreffliches Buch: Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses (3 Bände. Regensburg bei Manz), Adolf Menzel, neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. (Breslau, Druck und Verlag von Graß und Comp.)

*) Audin, a. a. O.

4. Kaiser Karl V. *)

Fortgang und Folge der Kirchenspaltung. Bauernkriege und Wiedertäufer. Kriege in Italien, Spanien und den Niederlanden. Schlacht bei Pavia. Plünderung Roms. Neues Bündniß mit dem Pabste. Gefahren von Seiten der Türken. Ferdinand, römischer König. Schmalkalder Bündniß. Säcularisation Preußens. Die Wiedertäufer in Münster. Karls Zug nach Tunis. Neuer Krieg mit Frankreich. Die heilige Liga. Das Interim. Karls Expedition nach Algier. Neuer Krieg mit Frankreich. Krieg gegen Naumburg und gegen den Herzog von Braunschweig. Der Türkenkrieg. Verhandlungen mit den Protestanten. Schlacht bei Mühlberg. Neue Einigungsversuche. Moritz von Sachsen. Flucht des Kaisers. Der Passauer Vertrag. Markgraf Albrecht von Brandenburg. Der geistliche Vorbehalt. Karls Abdankung.

Nach dem Tode Maximilians blieb der Thron Karls des Großen in Deutschland fünf Monate erledigt. Während jener Zeit führte der Churfürst Friedrich von Sachsen mit dem Beinamen des Weisen das Reichsvicariat, eine Zeit, welche die Anhänger der Kirchenspaltung um so trefflicher für ihr Treiben zu benutzen wußten, als der Churfürst selbst, sein Kanzler Spalatin erklärte Gönner Luthers waren. Der Churfürst von Mainz schrieb endlich im Monat Juni den Wahltag aus. Es bewarb sich um das Reich der König Karl von Spanien, Maximilians Enkel, der mächtigste Fürst seiner Zeit. Er war zugleich Herr der Niederlande, des neu entdeckten Goldlandes, und konnte mit Recht von seinem Reiche sagen, daß es so groß war, daß darin die Sonne nicht unterging. Denn er hatte nicht blos den bedeutendsten und reichsten Theil von Europa inne, sondern auch in Ost- und Westindien große Gebiete. Es bewarb sich ferner König Franz I. von Frankreich, der alte Gegner des Hauses Oestreich. Er schien vom Pabste Leo begünstigt, und versprach die Herstellung des alten karolingischen Reiches durch die Verbindung von Deutschland mit Frankreich, wozu er noch Italien erobern wollte, und den Titel eines Kaisers des oströmischen Reiches, welchen ihm der Pabst verschaffen sollte. Dann gelobte er die Türken mit Macht zu bekämpfen.

*) Struvius, corpus hist. germanic.

Auch Heinrich VIII. von England soll es nicht an Ehrgeiz gefehlt haben, sich um die deutsche Krone zu bewerben. Die Fürsten hatten aber mit Recht zu Franz kein Vertrauen, und bevor es zum Wahltage selbst kam, hielten die rheinischen Churfürsten, weil sie französische Ränke fürchteten, eine Zusammenkunft in Oberwesel, in welcher sie sich, falls Franz zu Gewaltthätigkeiten schritt, gegenseitigen Schutz gelobten. Man hielt bei jenem Vertrage die im Jahre 1390 zu Boppard gefaßten Beschlüsse fest, und nannte die Uebereinkunft: die besondere rheinische Churvereinigung, zwischen Churmainz, Trier, Köln, Pfalz. Auch der Pabst hatte Abgeordnete geschickt, und vor Allem gegen die Wahl des Königs von Neapel Einspruch gethan, indem er sich dabei auf eine Constitution Clemens IV. berief, ja er soll zu einem Fürsten aus ihrer eigenen Mitte gerathen haben. Nie war vielleicht eine Wahl mit größern Intriguen umsponnen gewesen. Als der festgesetzte Tag herankam, erschienen die Churfürsten sämmtlich in Person mit Ausnahme von Böhmen. Auch die Bewerber schickten Abgeordnete, die jedoch nicht nach Frankfurt kamen, sondern die Karls blieben in Mainz, die des Königs von Frankreich in Coblenz. Die Churfürsten schienen aber anfangs weder den Einen, noch den Andern zu wollen, sondern wendeten ihre Blicke auf den damaligen Reichsverweser Friedrich von Sachsen, mit dem Beinamen des Weisen. Dieser war jedoch zu besonnen, eine Würde anzunehmen, die ihm nichts verschafft hätte, als Verdruß. Er leitete die Stimmen auf Karl, rieth aber den Churfürsten, daß sie zuvor eine Wahlcapitulation unterschreiben ließen *), welche von dieser Zeit an üblich wurde. So ward Karl am 28. Juni 1519 in der Kirche zum heiligen Bartholomäus in Frankfurt zum deutschen Könige gewählt. Er nahm die Würde an, wiewohl die Spanier es nicht gerne sahen, weil sie durch die Abwesenheit ihres Königs in fremden Landen nur Verderben für ihr eigenes fürchteten.

Karl, seines Namens V., war der Sohn Philipps von Oestreich und Herrn der Niederlande, und Johanna's, Erbin von Spanien, Maxmilians Enkel. Er war den 24. Februar des Jahres 1500 in Gent geboren. Den größten Theil seiner Jugend hatte er unter der Aufsicht seiner Großmutter und seiner Tante, Margaretha, zweier der vortrefflichsten Frauen ihrer Zeit, in Mecheln verlebt. Seinen Vater, Philipp, verlor er noch nicht sechs Jahre alt, und erhielt den damaligen Professor Adrian von Utrecht, nachherigen Pabst, zu seinem Lehrer, Wilhelm von Croy als seinen Hofmeister. Karl verrieth anfangs wenig Geist, und keineswegs die großen Anlagen, wodurch er

---

*) Pütter's historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reiches.

sich später als Herrscher auszeichnete *); doch lernte er das Niederländische, Deutsche, Spanische, Französische, Italienische wenigstens so, daß er es mit einiger Geläufigkeit sprechen konnte, und er sich zur Bezeichnung des Charakters der von ihm beherrschten Völker des Ausdruckes bediente: „Ich rede italienisch mit den Damen, spanisch mit Gott, deutsch mit den Pferden."

Karl wurde, noch jung, Herr der größten Länder. Als er seinen Vater verloren, übernahm er im Jahre 1515 die Regierung der reichen und schönen belgischen Lande, und nachdem Ferdinand der Katholische den 23. Januar desselben Jahres gestorben, erhielt er auch dessen ganze Erbschaft, die er unter Leitung des Kardinals Ximenes antrat. Wiewohl man nun bei Lebzeiten seiner Mutter anfangs in Spanien Bedenken getragen hatte, ihm den königlichen Titel zu geben, so wurde er dennoch durch besondere Verwendung des Kardinals Ximenes **) zum Könige gekrönt, und empfing im Februar des Jahres 1518 zu Valladolid die Huldigung. Er fand aber allenthalben die Hände voll. Zuerst waren es die Oestreicher, dann die Spanier, welche sich nicht fügen wollten. Sie mußten sich jedoch sämmtlich unterwerfen.

In dem Jahre 1520 reiste Karl aus dem Hafen von Corunna nach Deutschland. Er ging zuerst zu Heinrich VIII., welcher seiner Mutter Schwester zur Frau hatte, nach England, wo er glänzend aufgenommen wurde. Dann kam er nach Belgien. Hiehin eilten ihm die Gesandten der deutschen Fürsten entgegen. Die Krönung wurde zu Achen, anfangs auf den 6. October, festgesetzt. Weil jedoch in jener Zeit in der dortigen Gegend eine ansteckende Krankheit wüthete, und die Churfürsten schon über die Wahl eines andern Ortes unterhandelten, wurde sie bis zum 23. verschoben. Bei der Krönung leistete Karl folgenden Eid: „Ich verspreche vor Gott und seinen Engeln, „das Gesetz zu beobachten, Gerechtigkeit walten zu lassen, die Rechte „des Reiches zu schützen, die schuldige Ehrerbietigkeit dem Pabste und „sonstigen Fürsten; den Vasallen zu gewähren, was ihnen zukommt; „die Stiftungen der Kirche zu mehren, wozu Christus Hilfe, Kraft „und Ruhm verleihen wolle."

Den ersten Reichstag setzte Karl auf Erscheinung des Herrn 1521 in Worms an. Hier versammelten sich die Fürsten in großer Anzahl, und es kam zuerst zwischen Karl und seinem Bruder Ferdinand über die östreichischen Lande, so wie mit den Venetianern zu einem Vergleiche. Dann wurden über die Erneuerung des kaiserlichen Hofgerichtes und die Befestigung des Landfriedens Gesetze gegeben, der besonders durch den Hildesheimer Krieg gestört war. Weil aber der

---

*) Buchholz, Geschichte Ferdinands I.

**) Leben des berühmten Kardinals Franz Ximenes von Cismeros von Fléchier.

Kaiser durch dringende Angelegenheiten nach Spanien gerufen ward, so wurde für dessen Stellvertretung durch die Anordnung vom „kaiserlichen Majestät Regiment im Reiche" gesorgt. Als Vorsitzer desselben wurden der Erzherzog Ferdinand von Oestreich und der Churfürst Friedrich von der Pfalz bestimmt, denen man zweiundzwanzig Beisitzer zugesellte. Der Sitz des Reichsregimentes sollte vor der Hand Nürnberg sein. Eine andere Angelegenheit jedoch, welche damals die Gemüther beschäftigte, war die bereits auf einen solchen Standpunkt gekommene Kirchenspaltung, daß sie nicht mehr, wie auf dem Reichstage zu Augsburg, als eine persönliche, sondern wie eine Reichsangelegenheit betrachtet wurde. Der Kardinal Cajetan hatte Luther auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 vergebens zum Widerrufe zu bewegen versucht, und als im Jahre 1519 Leo X. den sächsischen Hofmann von Miltiz zur Ueberbringung der goldenen Rose an den Churfürsten von Sachsen nach Deutschland beorderte, diesen zu gleicher Zeit auch mit der Beilegung des durch Luther aufgeregten Zwistes beauftragt. Leider war Miltiz nicht der Mann für solche Angelegenheit. Luther durchschaute ihn gleich. Er täuschte ihn durch zweideutige Aeußerungen. Er blieb dabei, widerlegt zu werden aus der heiligen Schrift. Dieses Verlangen war eben so neu, wie es alle bisherige kirchliche Disciplin umstieß, dazu unmöglich. Wer sollte entscheiden, ob Luther wirklich widerlegt sei, oder nicht? Der Pabst, die erprobtesten Kirchenlehrer? Alle die erkannte Luther nicht an. Und wie kam Luther dazu, die heilige Schrift mit Beiseitesetzung aller kirchlichen Auctorität und bisherigen Tradition, zur einzigen Glaubensnorm des Christenthums zu erheben? Hatte dieses nicht beinahe ein halbes Jahrhundert, und gewiß nicht in seiner schlechten Zeit, bestanden, ohne die heilige Schrift? Wer bürgte dafür, daß sie unverfälscht war, wenn die Auctorität der Kirche nichts mehr galt? Wer soll sie erklären? Hatte nicht die Erfahrung von fünfzehn Jahrhunderten gezeigt, daß sich mit dem Buchstaben Alles machen ließ, daß alle Irrlehrer auf die Schrift fußten? Aber dennoch wollte man nichts unversucht lassen. Es kam auf Veranlassung des katholischen Herzogs, Georg von Sachsen, zu einer feierlichen Disputation in Leipzig, wie sie in den damaligen Zeiten nicht ungewöhnlich waren, gleichsam einem geistlichen Tourniere, in welchem Eck, der berühmte Kanzler der Universität Ingolstadt, die Auctorität der Kirche gegen Luther und Karlstadt siegreich vertheidigte. Karlstadt selbst mußte sich überwunden bekennen, und Luther wußte die empfangene Niederlage nur durch Ausfälle gegen seine Feinde, durch Appell an die unerfahrene Jugend und die rohen Massen zu vertuschen *).

*) Audin, a. a. O.

Nicht blos der Pabst hatte die Lehre Luthers verdammt, sondern auch die Universitäten Köln, Löwen, Paris hatten sich gegen ihn ausgesprochen. Das stachelte seinen Zorn. Aber er konnte sich nicht besser helfen, als durch ein eigenes Schauspiel, das er anstellte, und worin er sowohl die päbstliche Bulle, die ihn verdammte, als das kanonische Recht, worauf das Verdammungsurtheil seiner Lehre beruhte, auf einem vor den Thoren von Wittenberg errichteten Scheiterhaufen in Anwesenheit der unerfahrenen Universitäts-Jugend verbrennen ließ, und seine Gegner mit allem möglichen Schimpf überhäufte. Dem Kaiser war das ganze Treiben nicht recht, und obgleich ihn Friedrich, Churfürst von Sachsen, schützte, verlangte er von Luther, daß er sich dem Pabste unterwerfen sollte, dieser, durch seinen Legaten Aleander, von Friedrich die Auslieferung oder Bestrafung desselben. Friedrich jedoch wollte sich dazu nicht verstehen, er verlangte, daß Luther gehört werden möge, obgleich dieses geschehen war, und weil auch der Kaiser Rücksicht zu nehmen hatte gegen den Churfürsten, gab er Luther einen Geleitsbrief, womit dieser am 16. April in Worms ankam. Es hat nicht an Leuten gemangelt, welche in dieser Erscheinung Luthers auf dem Reichstage zu Worms eine große Heldenthat gesehen. Aber Luther wußte gar zu wohl, worauf er rechnen konnte. Er hatte nicht blos den Churfürsten von Sachsen, sondern auch eine wohlgerüstete Schaar der freien Reichsritterschaft, die sich zu seiner Vertheidigung erboten, und von denen der Kaiser Einige schonen mußte. Luther wurden in Worms die unter seinem Namen bekannten Schriften vorgelegt, er selbst gefragt, ob er sich zu denselben bekenne, und die darin ausgesprochenen Grundsätze widerrufen wolle. Da er dies weigerte, und mehrfache Versuche, ihn zur Aussöhnung mit der Kirche zu bewegen, fehlschlugen, wurde er von dem Kaiser in die Acht erklärt, ihm eine Zeitfrist von einundzwanzig Tagen gesetzt, worin er nach Hause zurückzukehren habe. Luther verließ daher Worms, wurde jedoch auf dem Wege von verkappten Rittern, die ihm der Churfürst von Sachsen entgegengesendet, in der Nähe bei Eisenach aufgegriffen und nach der Wartburg gebracht, wo er unter dem Namen eines Junker Görge verborgen blieb, und erst im März des darauffolgenden Jahres, als sein Schüler Karlstadt in Wittenberg Unruhen erregte, wieder zum Vorscheine kam.

Karl, der mit Leo ein Bündniß geschlossen zu seiner Vertheidigung und zum Zwecke, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, hatte am 8. Mai in dem Dome zu Worms die päbstliche Bulle verkündet, worin Luther als ein öffentlicher Ketzer bezeichnet und gebannt wurde, Allen verboten, ihn nach Ablauf der bewilligten einundzwanzig Tage aufzunehmen, und seine Lehre weiter zu verbreiten. Schon bei der zweiten Unterredung mit Luther hatte Karl, als sich jener nicht

unterwerfen wollte, sich in sein Gemach zurückgezogen und eine Erklärung aufgeschrieben, in welcher er seine Anhänglichkeit an die Kirche und seinen Entschluß, die verworfenen Lehren auszurotten, betheuerte. Entsprossen, wie ich bin, heißt es darin, von Deutschlands christlichen Kaisern, von Spaniens katholischen Königen, den Erzherzogen von Oestreich und Herzogen von Burgund, die insgesammt bis zu ihrem letzten Athemzuge der Kirche treu geblieben, und zu jeder Zeit den katholischen Glauben und die Satzungen, Feierlichkeiten desselben vertheidigt und beschirmt haben, bin ich von je und noch jetzt der christlichen Lehre und der kirchlichen Verfassung, die mir meine Vorfahren als ein heiliges Erbtheil hinterlassen haben, ergeben, und werde es auch in Zukunft sein. Da es außer Zweifel ist, daß ein bloßer Mönch Meinungen aufgebracht hat, die den Gesinnungen aller verstorbenen und jetzt lebenden Christen zuwiderlaufen, habe ich dem Vorwurfe zu begegnen beschlossen, den man Deutschland wegen Duldung dieser und ähnlicher Irrthümer machen könnte, und will meine ganze Macht, Leib, Blut, Leben, selbst meine Seele daran setzen, um die weitere Ausbreitung dieser gotteslästerischen Lehre zu hemmen. Also werde ich nicht zugeben, daß sich Luther in neue Erklärungen einlasse, ich werde ihn alsbald zurückschicken und als Ketzer behandeln, aber das sichere Geleit, das ich ihm zugestanden, werde ich ihm halten, und ihn sicher nach Wittenberg zurückbringen lassen.

Der Krieg zwischen Franz von Frankreich und Karl, dem deutschen Könige, hatte sich bereits an der spanischen Gränze entzündet. Auch in den Niederlanden wurde, und zwar glücklich, gekämpft. Jetzt begann auch der Krieg in Italien, um dem Pabste Parma und Piacenza, und Franz Sforza das Mailändische wieder zu verschaffen, welches die Franzosen besetzt hatten. Da starb Leo X. im December 1521, und an seine Stelle stieg der ehemalige Lehrer Karls V., unter dem Namen Adrian VI., ein Niederländer aus Utrecht, auf den päbstlichen Thron. Die Kaiserlichen schlugen die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Schweizer im April des Jahres 1522 in einer blutigen Schlacht zu Bicocca, worauf diese das Mailändische räumen mußten und Sforza zurückkehrte.

In Deutschland bekam nun auch der Ritter Franz von Sickingen, der so Manchen gebrandschatzt, von dessen Burg, Ebernburg, mittels eigener Handpresse, so heftige Pamphlete gegen die Kirche und deren Diener in die Welt geschleudert wurden, seinen verdienten Lohn *). Dieses Mal sollte es dem Churfürstenthum Trier gelten, welches der Ritter nach dem revolutionären Sinne der Zeit für sich zu erobern und in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln gedachte. Er fand

*) Buchholz, Geschichte Ferdinands I.

aber an dem damaligen Churfürsten Richard Greifenklau einen Gegner, der ihm gewachsen. Die Stadt Trier, die Sickingen belagerte, wehrte sich nicht nur tüchtig, sondern Sickingen mußte sich auch mit Verlust zurückziehen. Er wurde endlich von dem mit dem Churfürsten von Trier verbundenen Ludwig von Pfalz und dem Landgrafen von Hessen in seiner Feste Landstuhl belagert, wo er als ein Geächteter an seinen Wunden verschied, nachdem er jedoch zuvor gebeichtet, sich mit der Kirche ausgesöhnt. Er hatte früher selbst Klöster gegründet, nachher beraubt, und Gott gab ihm die Gnade der Erkenntniß. Als die Fürsten den Verwundeten fanden, sprach er reumüthig: „Ich dachte, es sollte anders kommen."

Der Kaiser hatte zu Anfang des Jahres 1522 einen Reichstag nach Nürnberg angesagt. Hiehin schickte unter Andern auch König Ludwig von Ungarn Gesandte, welche Hilfe gegen die Türken begehren sollten, da bereits Belgrad genommen. Aber auch Rhodos ging verloren, und man fürchtete einen Einfall in Italien und Sicilien. Es wurden daher zu einem Kriege gegen die Türken und zum Zuge des Kaisers nach Rom vierundzwanzigtausend Mann bewilligt. Erzherzog Ferdinand von Oestreich suchte nun sowohl in diesem Lande, als in dem von ihm besetzten Würtenberg dem Edikte von Worms, gegen Luther und seine Anhänger, Geltung zu verschaffen. Karl jedoch rüstete zur Abreise nach Spanien. Er übertrug die Verwaltung seiner niederländischen Provinzen an seine Tante Margaretha, die des deutschen Reiches aber an Ferdinand. In Calais schiffte er sich ein, und ging zunächst nach Dover zu einem abermaligen Besuche des Königs Heinrich VIII. von England, der ihm nicht blos zu dem italienischen Kriege eine bedeutende Summe vorgeschossen, sondern auch die Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zusagte, und zur Befestigung der gegenseitigen Freundschaft seine noch siebenzehnjährige Tochter Maria zur Ehe. Karl blieb einen ganzen Monat in England, wo er unter besondern Festlichkeiten, jedoch auch gewiß nicht ohne thätigen Antheil an den Reichsgeschäften verweilte. Endlich landete er in Spanien. Von den Ständen in Asturien wurde er mit Freuden empfangen, und erhielt zugleich die Nachricht von den Siegen seiner Heere in Bretagne, Catalonien, dem baldigen Falle Fontarabias. Auch die Feinde seiner Regierung in Spanien unterwarfen sich. In Deutschland jedoch wollte man von dem eingesetzten Reichsregimente kaum etwas wissen. Hier war überall Mißtrauen, es kam nichts zu Stande, und die Unruhen, die man unter dem Vorwande der Religion allenthalben im Reiche erregte, machten Ferdinand viel Sorge. Zwar hatte der Pabst Adrian VI., von Natur milde, reinen Sitten, zu einer wahrhaften Reform, im Sinne des heiligen Bernhard, geneigt, Alles aufgeboten, um den

Frieden in Deutschland wieder herzustellen. Er hatte seinen Legaten Franz Cheregati mit außerordentlichen Vollmachten an die deutschen Fürsten gesendet, und auch besonders zum Türkenkriege gemahnt. Aber alles das war vergebens, und scheiterte an der Widersetzlichkeit der sogenannten Reformatoren, die sogar den Krieg gegen die Türken als ein gottloses Werk erklärten *). Wenn sich jedoch Ferdinand auf die Ausführung des Ediktes von Worms, als das einzige Mittel, den religiösen und bürgerlichen Frieden in Deutschland wieder herzustellen, berief, so behaupteten die der Neuerung zugethanen Stände, welche bei der Verwirrung zu gewinnen hofften, es sei hiezu kein besseres Mittel, als ein allgemeines, frommes, freies Concilium, welches der Kaiser selbst und die vorzüglichsten Obrigkeiten der Christenheit in irgend einer Stadt von Deutschland, entweder Mainz, Metz, Straßburg oder Köln, und zwar innerhalb eines Jahres zusammenberufen könnte. Sie fügten sogar Drohungen hinzu, und behaupteten, das Edikt von Worms sei ohne Aufruhr nicht auszuführen. Vor Cheregati aber kamen die sogenannten Beschwerden, in Betreff welcher man sich gegen den römischen Hof zu beklagen habe, und die von jetzt an bis auf hundert gebracht worden, um so eher zur Sprache, als der Pabst selbst die Nothwendigkeit einer Reform an Haupt und Gliedern nicht geläugnet hatte. Es wurde demnach im Monate März 1523 in des Kaisers Namen das sonderbare Mandat verkündet, nach welchem das Evangelium gemäß der von der Kirche aufgenommenen Erklärung, im Beisein von Menschen gepredigt werden sollte, welche die Irrenden zurechtwiesen, die Priester dagegen, welche entweder Frauen nähmen oder ihren Orden verließen, nach den kirchlichen Gesetzen bestraft werden sollten, aber übrigens Allen bis zu einem allgemeinen, in Deutschland abzuhaltenden Concilium Frieden und Sicherheit verheißen wurde. Mit dem Churfürsten von Sachsen wurde noch besonders verhandelt, daß er Luther verbiete, bis zu einem allgemeinen Concile etwas bekannt zu machen, was jedoch der Gesandte des Churfürsten öffentlich verweigerte.

Während dies in Deutschland vorging, führte Karl den Krieg in Frankreich, in Spanien, Belgien, Italien. Fontarabia ging nach einer langwierigen Belagerung im Jahre 1524 über, und Karls Truppen drangen in Verbindung mit den Engländern in die Picardie vor. Sie standen bis auf elf Meilen von Paris, als Vendôme kam und sie zurückwarf. In Italien hatten die Venetianer die Partei des Franzosenkönigs verlassen, und mit Ferdinand, Franz Sforza ein Bündniß geschlossen, worin sie sich zur Vertheidigung Mailands und Neapels gegen Frankreich verpflichteten, welchem auch der Pabst

*) Prisac, die päbstlichen Legaten Commendone und Capaccini in Berlin.

Adrian VI., König Heinrich VIII. von England, die Städte Florenz, Siena, Lucca und Genua beitraten. Franz machte aber große Anstrengungen, und würde mit einem ungeheuren Heere in Italien eingefallen sein, wenn ihn nicht der Graf von Montpensier verlassen, und der Connetable Karl von Bourbon zum Feinde übergegangen wäre. Auch leisteten die kaiserlichen Feldherren Prosper Colonna und Pesaro im Mailändischen tapfern Widerstand und die Franzosen mußten sich zurückziehen. Da erlitten die Deutschen einen Verlust in dem Pabste Adrian VI., der im September des Jahres 1523 mit Tode abging, und in der deutschen Reichskirche in S. Maria del Anima begraben wurde. Er erhielt zu seinem Nachfolger Clemens VII., einen Florentiner aus dem Hause Medicis. Dieser schickte seinen Legaten Campegio nach Deutschland, um daselbst sowohl wegen des Türkenkrieges, als wegen der Kirchenspaltung, die so große Verwirrung bereitete, zu unterhandeln. Auch der Kaiser Karl schickte dorthin, und beschwerte sich besonders über die Verletzung des Ediktes von Worms, dessen Beobachtung er mit aller Strenge anempfahl. Das schien aber den betreffenden deutschen Fürsten nicht besonders genehm. Sie hielten vielmehr unter sich eine Zusammenkunft, und beriefen sich darauf, der Pabst möge nach dem Willen des Kaisers, sobald als möglich, an einem geeigneten Orte ein freies Concilium (dieser Ausdruck verdient besonders bemerkt zu werden, denn wir werden noch hören, was man eigentlich darunter verstand) berufen. Die Stände sollten dann um Martini in Speier zusammenkommen und berathen, was zu thun sei. Außerdem jedoch sollten die Fürsten, jeder in seiner Provinz, gelehrte und rechtschaffene Männer wählen, welche aus Luthers und Anderer Schriften Stellen auszögen, worüber man disputiren könne, und diese der nächsten Zusammenkunft vorlegen, damit man auf dem Concilium, wenn dieses zu Stande käme, desto leichter fortschreiten könne, die Obrigkeit aber mit Fleiß dafür Sorge tragen, daß das Evangelium rein und bescheiden, nach dem Sinne und der Erklärung derjenigen Schriftsteller, welche die Kirche gebilligt, gepredigt werde (man sieht, welche zweideutige Gedanken hier vorwalteten), übrigens jedoch keine Schmähschriften und beleidigenden Bilder (Dinge, woran die Neuerer so reich waren) verbreitet werden, und alle jene Beschwerden, worüber die Fürsten sich schon öfter beklagt, ihr Ende finden möchten. Man sieht, die Empörung, obgleich sie noch sachte und hinter zweideutigen Formen auftritt, war doch schon so stark geworden, daß man ihr Concessionen machte. Der Kaiser, der wohl sah, wie wenig mit derartigen zweideutigen Ausdrücken, hinter welchen sich Jeder verschanzen konnte, und die besonders den Wühlern freies Terrain gewährten, für den Frieden gewonnen war, ward aufgebracht über derartige neue Beschlüsse. Er sandte eine Botschaft aus

Spanien, worin er an den Beschlüssen von Worms zu halten befahl, und die Erklärung gab, daß sowohl auf sein, als des Pabstes Geheiß, die ihre einzige Obrigkeit seien, ein allgemeines Concil zusammentreten würde. Letzteres hatte denn auch Ferdinand mit dem päbstlichen Legaten Campegio, dem Erzbischofe von Salzburg, den Bischöfen von Trient, Regensburg, Bamberg, Speier, Straßburg, Augsburg, Konstanz, Basel, Freisingen, Passau und Brixen in einer besondern Zusammenkunft, die sie nach dem Tage von Nürnberg und Regensburg hielten, verabredet.

Hätte man aber bereits keine andern Beweise gehabt, wozu die Neuerung taugte, so zeigte es sich noch offenbarer, was man mit der Lehre Luthers von der „Freiheit eines Christenmenschen" und mit seiner Auflehnung gegen die Auctorität der Kirche machen konnte. Während die der Neuerung zugethanen Fürsten die Wegnahme der Bisthümer und reichen Abteien im Ganzen und Großen im Auge hatten, suchten sich die Bauern in Schwaben und Thüringen ihrer kleinen Lasten zu befreien. Sie mußten jedoch bald erfahren, daß die Großen etwas thun können, was den Kleinen meist übel ausschlägt. Luther, der zuletzt doch die Folge jener Unbesonnenheit sah, mißbilligte endlich den Bauernkrieg, der sich jetzt, wie ehemals unter dem Namen des Buntschuhes, für die „Freiheit eines Christenmenschen" erhoben, von welcher sie so viel hatten reden hören, und wobei sich ihnen die Wiedertäufer unter Thomas Münzer und Storch in Thüringen als Bundesgenossen beigesellten. Dennoch war der ganze Krieg nur die naturgemäße Entwicklung des lutherischen Systemes, er war nicht blos ein Mißverständniß, er war die consequente Entwicklung jener Lehre. Lutherische Prädicanten trugen nicht blos zur Verbreitung des Bauernaufstandes in Schwaben dadurch wesentlich bei, daß sie als Hauptleute, Prädicanten, Agenten bei ihrem Heere dienten, sondern auch das Manifest, die sogenannten zwölf Artikel, worin sie ihre Forderungen formulirten, bezeichneten ganz bestimmt den Charakter und die eigentliche Natur des Krieges. Luther war Einer der Ersten, denen sie ihr Manifest sendeten, aber er beeilte sich nicht, die Verirrten zurechtzuweisen. Erst als die Sache verloren schien, die Bauern jämmerlich erschlagen wurden, da trat auch er auf Seite ihrer Feinde, und forderte in bluttriefenden Worten den Tod der großentheils durch ihn Verirrten.

Die Bauern sagten in der Einleitung zu jenem Manifeste, man thue ihnen Unrecht, sie als Räuber zu verschreien, sie verlangten nichts als nach dem Worte Gottes gehalten und regiert zu werden, dann das Recht, daß jede Gemeinde ihre christlichen Lehrer selbst bestellen und absetzen dürfe, Abschaffung der Viehzehnten und Anwendung der Getraidezehnten zur Besoldung der neuangestellten Prediger, und

zu andern dem gemeinen Besten nützlichen Anstalten, sie wollten nicht ferner als Sklaven und Leibeigene gehalten werden, da Christus sie alle gleich durch sein theures Blut erlöst habe, und erboten sich schließlich, wenn man ihnen aus der Schrift beweise, daß die verlangten Punkte einzeln oder im Ganzen unrecht seien, dieselben aufzugeben *).

Die Bauern hatten sich in drei Heerhaufen getheilt. Der eine zog in die Gegend von Biberach, der andere in's Algäu, der dritte an den Konstanzer See. Der schwäbische Bund schickte, als gütliche Unterhandlung nichts mehr half, seine Bundestruppen unter Anführung Georgs von Waldburg-Truchses gegen sie an. Dieser tödtete ihrer eine Menge, die sich in der Nähe des Klosters Elchingen mit Plündern beschäftigt hatten, eine andere Schaar bei Ulm, und endlich griff er den Haufen an, der nach der Einnahme von Weinsberg den Grafen von Helpenstein so grausam erschlagen. Als Sühne dafür wurden ein paar Tausend im Kampfe getödtet. Eine andere Abtheilung Bauern war nach Franken gezogen, hatte an zweihundert feste Plätze genommen und geplündert und niedergebrannt, das Schloß von Würzburg belagert, nachdem er die Stadt besetzt. Der Graf von Waldburg-Truchses zog dorthin, und befreite die Burg. Jetzt warf sich der Krieg in's Elsaß, und hier wurden achtzehntausend Bauern in drei Schlachten getödtet. Bei Pfeddersheim in der Nähe von Worms schlugen sie der Churfürst von der Pfalz und jener von Trier, und in Allem verloren blos in jenen Gegenden von Deutschland an fünfzigtausend Bauern das Leben.

Von Franken und Schwaben wälzte sich das Verderben nach Sachsen und Thüringen. Die Aufrührer schaarten sich hier um zwei protestantische Schwärmer, Storch und Thomas Münzer. Letzterer war früher lutherischer Prediger in Zwickau gewesen. Aber er protestirte nicht blos gegen den Pabst, er protestirte auch gegen Luther, und ward von diesem mit aller Bitterkeit verfolgt, von Stadt zu Stadt gejagt. Er kam nach Nürnberg, und von da ausgestoßen, nach Thüringen, wo er sich mittels des fanatischen Volkes in Mühlhausen der Regierung bemächtigte. Er sprach viel von Offenbarungen, deren er sich erfreute, von dem Umgange mit den Engeln, von Abtödtung des Fleisches im gnostischen Sinne, und wie er vom Pabste behauptete, daß dieser die Menschen durch zu strenge Gesetze gefesselt habe, so sagte er von Luther, daß er zu viel nachgesehen, und nicht lehre, was des Geistes wäre. Die von Mühlhausen, die auf die protestantische Ehre ihrer damals zu einer so traurigen Berühmtheit

---

*) Sartorius, Versuch einer Geschichte des deutschen Bauernkrieges oder der Empörung in Deutschland zu Anfang des XVI. Jahrhunderts.

gelangten Stadt so stolz sind, daß sie noch gegenwärtig in ihrer Mitte keine Katholiken dulden wollten, und sich diese als eine königliche Gnade verbeten haben *), hielten Alles, was ihnen Münzer sagte, für unmittelbar göttliches Wort. Sie standen ab von ihrer Arbeit, als er die Gemeinschaft der Güter verkündete, und überall, wo Münzer sich nur zeigte, gab's Unordnung. Der Aufruhr in Schwaben brachte ihm eine große Anzahl von Schülern zu. Es strömte viel Landvolk in die Stadt, und er gewann an einem gewissen Pfeifer, einem ehemaligen Prämonstratenser-Mönche, einen andern schwärmerischen Gehilfen. Dieser machte nun verschiedene Einfälle in das benachbarte Gebiet der Eichsfelder, und kehrte stets mit Beute beladen zurück. Das ermunterte zu weitern Zügen nach andern Gegenden, an welchen auch Münzer theilnahm, und auf welchen er sich mit den Bauern von Frankenhausen verband, die, eilfhundert Mann stark, Erfurt geplündert, aber eine Niederlage erlitten hatten. Jetzt zogen der Graf Albrecht von Mannsfeld, der Churfürst und der Herzog von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen mit dem Herzoge von Braunschweig zur Bekämpfung der Aufrührer heran. Die Bauern waren auf einem Hügel versammelt, jedoch sie hatten kein Geschütz, kein hinlänglich Kriegsgeräth, und waren einem so zahlreichen Heere durchaus nicht gewachsen. Die Fürsten, von Mitleiden bewegt, und um Menschenleben zu schonen, suchten sie daher durch gütliche Vorstellungen zu gewinnen. Sie verlangten blos, daß sie die Urheber des Aufruhrs auslieferten, die Waffen niederlegten und friedlich nach Hause gingen. Münzer aber entflammte sie zum Kriege, und da zufällig ein Regenbogen am Himmel sich zeigte, wies er darauf hin, als ein Zeichen des Sieges. Er versprach ihnen Engel des Himmels zu Gehilfen, und so entspann sich am 15. März 1524 die Schlacht, wo Münzers geblendete Anhänger sich weder vertheidigten, noch entflohen, sondern unter Anrufung des veni sancte spiritus **) die verheißenen Kriegsschaaren der Engel erwarteten, und der Bauern an fünftausend getödtet wurden. Münzer entfloh nach Frankenhausen, was indessen bald genommen wurde. Hier versteckte er sich auf den obern Theil des Hauses in einem Bette, wo er, das Fieber heuchelnd, dennoch entdeckt, dem Herzoge von Sachsen und Landgrafen Philipp ausgeliefert wurde, die ihn mit dem Schwerte hinrichten ließen, nach-

---

*) Prisac, Zeichen der Zeit. 1. Heft.

**) Wahrscheinlich das bekannte Reformationslied:

Nun bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüt' an unserm Ende,
Wenn wir hinfahren aus diesem Elende.

dem er jedoch zuvor seinen Irrthum erkannt, und wie Einige behaupten, zur katholischen Kirche zurückgekehrt.

Für Karl hatte sich unterdessen der Krieg in Italien höchst günstig gestellt. Bourbon und Pescara waren sogar in das südliche Frankreich eingedrungen, und hatten Marseille belagert. Sie wurden aber von Franz mit überwiegenden Streitkräften zurückgedrängt, und mußten wiederum über die Alpen. Franz folgte ihnen, und belagerte Pavia, welches Anton Leiva mit aller Tapferkeit eines erfahrnen und tüchtigen Kriegers vertheidigte. Aber nun änderte sich auch die Politik des Pabstes, der schon als Florentiner und Medicäer zu Frankreich hinneigte. Er schloß mit König Franz ein Bündniß, welches den Zweck hatte, die Spanier aus Italien zu vertreiben. Die Sache schlug jedoch zum Verderben aus für den Pabst. Denn Franz wurde nicht nur bei Pavia am 24. Februar 1525 in einer Hauptschlacht geschlagen *), sondern auch mit vielen der Vornehmsten seines Reiches gefangen genommen, nach Spanien abgeführt, und konnte nur im Frieden von Madrid unter sehr harten Bedingungen seine Freiheit erkaufen. Franz versprach hier (nachdem er jedoch im Geheimen vor Notar und Zeugen erklärt hatte, daß er das aus Noth thue), das Herzogthum und die Grafschaft Burgund mit Allem, was dazu gehöre, sechs Wochen nach seiner Befreiung abzutreten, bis dahin aber zwei seiner Söhne, nämlich den ältesten, Franz, und den Herzog von Orleans, oder in dessen Namen zwölf der Angesehensten seines Reiches als Bürgen zu stellen. Er entsagte allen Ansprüchen auf das Königreich Neapel, das Herzogthum Mailand, die Stadt und das Gebiet von Genua, Asti und allen Bündnissen, welche auf Wiedererlangung derselben Bezug hätten, auch seinen Anrechten auf Flandern und Artois. Zur Befestigung des Friedens sollte Franz Eleonora, die älteste Schwester Karls und Wittwe Emanuels von Portugal, zur Frau nehmen, der Dauphin deren Tochter Maria. Franz sollte sich ferner aller Hilfe an Heinrich Albert, den Herzog Karl von Geldern, Ulrich von Würtenberg enthalten, und den Kaiser, wenn er zur Krönung nach Rom reiste, mit einer Flotte unterstützen, an England fünfmalhunderttausend Goldlire zahlen, und Karl von Bourbon und Andere, welche es mit dem Kaiser gehalten, restituiren. Man hat Karl bei diesen Bedingungen vielfach getadelt. Sie schienen aber schon damals erfahrenen Männern als halbe Maßregeln dem kaiserlichen Ansehen gefährlich. Gattinara, des Kaisers Kanzler, wollte sie nicht unterschreiben. Denn sein Rath war, entweder Franz ohne dieselben frei zu lassen oder ihn in Haft zu halten.

---

*) Ueber die Schlacht von Pavia ist zu vergleichen: „Barthold in seinem Leben Georg Frundsbergs.“

Karl jedoch, der dem Rathe des Herzogs Alba gefolgt, aus jener Freilassung einen möglichst großen materiellen Nutzen ziehen wollte, unterschrieb daher selbst. Die Folge zeigte, daß er nicht richtig gerechnet hatte. Denn Franz lieferte das Herzogthum Burgund nicht aus unter dem Vorwande, daß er von dem Körper des französischen Reiches kein Glied trennen könne, und ersuchte vielmehr den Kaiser, eine Geldentschädigung dafür anzunehmen, was dieser aber verweigerte, und so ging denn der Krieg von Neuem los, der jetzt auch den Pabst Clemens VII. bedrohte. Dieser hatte nämlich im Jahre 1526 mit den Venetianern, Franz Sforza, der vom Kaiser abfiel, und dem Könige von Frankreich ein Bündniß gemacht, welches man das clementinische oder die heilige Liga nannte, als deren Protektor man auch den König von England einlud, der mit Karl unter andern Gründen auch deshalb unzufrieden war, „weil er jetzt, von Stolz aufgeblasen, die ihm früher angelobte Tochter verschmähte und Elisabeth von Portugal zur Frau nahm.“ Heinrich trat daher dem Bunde im August des Jahres 1526 zu Hamptoncourt bei, und versprach unter Anderm, auch für die Loslassung des Prinzen Sorge zu tragen. Der Papst Clemens jedoch hatte bereits Karl den Krieg angekündigt, und zwar in einem Manifeste, worin er sich über viele Dinge beschwerte, und welches der Kaiser ebenfalls in einer eigenen Staatsschrift, worin er zugleich zu einem allgemeinen Concilium einlud, zu beantworten suchte.

Die Truppen der Verbündeten konnten denen des Kaisers, obgleich diese an Allem Mangel litten, nicht widerstehen, und auch die Citadelle von Mailand mußte sich ihnen ergeben. Die Kaiserlichen suchten indessen den Pabst von seinen Verbündeten zu trennen, und da wirklich unter Vermittlung des Colonna ein Waffenstillstand von einigen Monaten zu Stande kam, entließ der Pabst alle seine Truppen, die er im Kirchenstaate hatte. Das benutzten die kaiserlichen Feldherren Prosper Colonna und Moncada. Sie kamen mit einem kleinen Heere von ungefähr dreitausend Mann Fußvolk und achthundert Reitern unvermerkt nach Rom, um den Pabst gefangen zu nehmen. Es waren aber großentheils undisciplinirte Leute, welche bei ihrem Eindringen in die Stadt nicht zusammengehalten werden konnten, und statt dessen St. Peter und sonstige heilige Orte plünderten. Der Pabst war indessen in Sicherheit. Er flüchtete sich in die Engelsburg, und schloß mit Moncada einen Waffenstillstand unter der Bedingung, daß er alle seine Truppen aus Oberitalien herausziehen wolle, Andreas Doria, den Befehlshaber seiner Flotte, von den Verbündeten zurückzöge. Die Kaiserlichen dagegen sollten ihre Truppen aus dem römischen Gebiete nach Neapel ziehen. Diese hatten sich nun für den Mangel, den sie früher gelitten, hinreichend erholt,

und verstärkten sich noch mehr, als der Vicekönig Lanoi auf Geheiß des Kaisers mit der Flotte nach Italien kam, Bourbon mit Alfons Davola, Georg Frundsberg, Basti mit vierzehntausend Mann Fußvolk und fünftausend Reitern zu Hilfe eilten. So kam es denn ungeachtet jenes Waffenstillstandes nicht zu einem bleibenden Frieden. Der Pabst vereinigte vielmehr zu Anfang des Jahres 1527 seine Truppen mit den Franzosen, und diese fielen unter Anführung des Grafen Baudemont in Neapel ein, wo sie mehrere Städte wegnahmen. Ihr Eifer legte sich jedoch bald. Denn sie litten an Allem Mangel, und der Kaiser suchte mit dem Vicekönige einen Waffenstillstand zu schließen. Demnach sollten die kaiserlichen Truppen auf Kosten des Pabstes eine gewisse Summe erhalten, Karl das Recht auf Neapel und Pompejo Colonna seinen alten Rang, dafür aber die gewonnenen Orte zurückgegeben werden. Der Pabst entließ nun seine Truppen. Als jedoch das versprochene Geld kaum zwei Monate im Rückstande war, plünderten die kaiserlichen Krieger das Gebiet von Bologna, und Bourbon rückte im Mai des Jahres 1527 vor Rom, das bald erstürmt und gräßlich geplündert wurde, wie es in Zeiten der Vandalen kaum gewesen. Deutsche und Spanier wetteiferten in Grausamkeiten. Die Plünderung Roms in jenen Tagen ist eine der gräßlichsten gewesen, die die Stadt je erlitten, und welche die neuere Geschichte kennt, unzählige Werke der Kunst gingen dabei zu Grunde. Der Einfluß der lutherischen Lehre äußerte besonders auf jene Krieger, welche sich in dem Heere Frundsbergs, „der frommen Landsknechte lieber Vater," befanden, bei der Plünderung der Kirchen und kirchlicher Gegenstände. Die rohen Krieger wanderten in Priester- und Kardinals-Gewändern umher, und schändeten die heiligen Gefäße. Der Pabst rettete sich wiederum in die Engelsburg, wo er einen Monat belagert ward. Die Sache gab großes Aufsehen in der Welt, und Karl entschuldigte sich damit, daß sie wider seinen Willen geschehen, indem die Soldaten Geld forderten, was er nicht habe, ja er ließ sogar in Spanien Gebete für die Befreiung des Pabstes anstellen. Endlich kam es zum Frieden. Der Pabst mußte wiederum Geld geben zur Befriedigung der Soldaten, und bis die erste Rate der stipulirten Summe gezahlt worden, mit dreizehn Kardinälen in der Engelsburg bleiben. Die kaiserlichen Truppen aber, welche seit acht Monaten fast ohne alle Disciplin gelebt, litten viel an der Pest, und darüber ging der günstige Augenblick zur Eroberung von Bologna verloren. Karl jedoch bestätigte den von Seiten seiner Feldherren geschlossenen Vergleich, und ließ sich Ostia und Civitavecchia als Pfand überliefern. Auch Frankreich suchte im Januar des folgenden Jahres um Frieden nach. Die Sache kam aber nicht zu Ende, wohl zu gegenseitigen Bitterkeiten, indem sich Karl nicht sowohl

über die Treulosigkeit des Königs Franz beklagte, sondern auch, damit das arme Volk nicht dabei litt, den Krieg durch einen Zweikampf auszumachen erbot. Es blieb jedoch bei einem heftigen Schriftenwechsel. Nur Egmond unterwarf sich. — Der französische Befehlshaber Lautrec hatte während jener Zeit große Fortschritte gemacht in Neapel, und er würde das ganze Land unter seine Botmäßigkeit gebracht haben, wenn nicht die deutschen und spanischen Hilfsvölker aus Rom herangerückt wären. Auch machte der Kaiser eine treffliche Eroberung an Andreas Doria, der zu ihm überging, weil Franz seine Vaterstadt Genua unterdrückt hatte. Dazu kam noch eine schreckliche Krankheit, die unter dem französischen Heere wüthete, also daß nur Wenige übrig blieben. Da mußten sich Capua, Puzzuoli, Nola an die Kaiserlichen ergeben. Auch Genua ging für die Franzosen verloren, welches Karl für frei erklärte. Da die Verbündeten in Oberitalien ebenso unglücklich waren, so machte der Pabst Clemens VII. endlich im Juni des Jahres 1529 mit Karl den Frieden zu Barcelona, worin jenem zugleich die Kaiserkrone ausbedungen wurde. Auch die sonstigen Verbündeten traten diesem Frieden am 5. August zu Cambray bei. Im Ganzen wurde hiebei der Madrider Friede zu Grunde gelegt. Franz mußte allen Ansprüchen auf das Herzogthum Mailand, auf Neapel, Flandern und Artois entsagen, Karl seinen Ansprüchen auf Burgund, und auf dem Wege Rechtens geltend machen oder durch ein Schiedsgericht, was allerdings eine schwierige Sache war, und womit man gewiß nicht zum Ziele kommen konnte. Nach dem Frieden von Barcelona, worin sich Karl mit dem Pabste ausgesöhnt, Cerviä, Ravenna, Modena, Rheggio und Rubercerio an die Kirche zurückzugeben, und zu gleicher Zeit auch die Herstellung der Mediciäer in Florenz versprochen, hatte Jener bereits die erforderlichen Befehle erlassen, und ging nach Italien. Er landete in Genua, und mit Ausnahme von Venedig kamen ihm von allen Seiten Gesandte entgegen, um ihn zu beglückwünschen. Doch auch die Venetianer und Sforza erlangten die Aussöhnung. Da schloß nun Karl mit dem Pabste, mit Ferdinand von Oestreich und den sonstigen Staaten Italiens, ja selbst dem Könige von Frankreich und England ein besonderes Bündniß zur Vertheidigung des apostolischen Stuhles, welches man das „Allerheiligste" nannte. Dann ließ sich Karl im November (1529) in Bologna zuerst mit der lombardischen, und um Deutschland um so näher zu sein, im Februar 1530 mit der römischen Krone zum Kaiser krönen. Beide Handlungen verrichtete der Pabst Clemens VII., nachdem Karl vorher den verlangten Eid der Treue und Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl geleistet.

In Deutschland waren es neben dem Türkenkriege die kirchlichen

Unruhen, welche Aller Gemüther beschäftigten. Von beiden Seiten drohten ernstliche Gefahren. Der König Ludwig von Ungarn war in der unglücklichen Schlacht von Mohacs (29. August 1526) gefallen *), und Ferdinand hatte vermöge alter Erbverträge den erledigten Thron in Besitz zu nehmen gesucht. Es gab aber eine Partei in Ungarn, die damit nicht zufrieden war, sondern den Woywoden Johann Zapolya zum Könige erwählte. Dieser konnte sich jedoch gegen Ferdinand nicht halten, und floh zu den Türken, denen er sich und sein beanspruchtes Reich übergab. Die Türken überschwemmten darauf nicht blos Ungarn, sondern drangen auch mit einem großen Heere bis Wien vor, wo sie aber mit blutigem Verluste zurückgeschlagen wurden. Sie hatten jedoch mehr als sechzigtausend Menschen mit sich fortgeschleppt. In Deutschland schien man die Schmach und das Unglück wohl zu fühlen, es kam aber zu keinem großen, rettenden Entschlusse, ja der kirchlichen Spaltung zugethane Menschen, welche nur von dem Unglücke gewinnen wollten, schienen darin ihren Vortheil zu sehen, und es darf uns daher gar nicht befremden, wenn die Fürsten des Reiches schon damals mit Johann Zapolya in ein ähnliches Bündniß traten, wie später mit Heinrich II. von Frankreich, dem Könige Gustav Adolf von Schweden, den Aufständischen unter Ragotzi, und Ferdinand die erforderliche Hilfe verweigerten, zu einem Kriege, den Luther und die protestantischen Prediger seinerseits als einen „gottlosen" bezeichneten. Die Reichstage von Augsburg 1525, Speier 1526 wurden nicht blos spärlich besucht, sondern es kam auch nichts zu Stande, da Karl in Spanien und Italien vollauf zu thun hatte, Ferdinand sich nur mit Mühe der Türken erwehren konnte. Ferdinand, statt mit Kraft das Edict von Worms durchsetzen zu können, mußte sich vielmehr auf dem erwähnten Reichstage gefallen lassen, daß der Churfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen mit ihren Theologen erschienen. Als nun über das Wormser Edict verhandelt werden sollte, drohten jene, den Reichstag zu verlassen, und es wurde vorzüglich aus Rücksicht für sie und wegen der nöthigen Reichshilfe der Beschluß gefaßt, eine Gesandtschaft an den Kaiser zu schicken, und ihn zu bitten, er möge den betrübten Zustand des Reiches berücksichtigen, und so schnell als möglich nach Deutschland kommen, und ein Concil veranlassen. In Bezug auf die Ausführung des Wormser Edictes dagegen beschloß man: „Jeder möge sich in seiner Provinz so verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne." Damit war nun seine ganze Wirksamkeit außer Kraft gesetzt. Während man aber über die wenige Mannschaft, welche man eilende Hilfe nannte, unter-

*) v. Hammer, Geschichte des osmannischen Reiches.

handelte, und die den Neuerungen ergebenen Stände durch Privatzusammenkünfte 1525 in Torgau die Spaltung befestigten, hatten die Türken bereits Ungarn überschwemmt, und die Unterhandlungen über die sogenannte „beharrliche" Hilfe keinen andern Erfolg als alle bisherigen. Dagegen rüsteten der Churfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen im Jahre 1528 zu einem Kriege gegen den katholischen Herzog Georg von Sachsen. Ein gewisser Otto von Pack, der sich bald als ein schlechter Mensch bewies, und den verdienten Lohn erhielt, floh aus den Diensten seines Herrn zu dem Landgrafen Philipp (einer von den Männern, von denen Luther gestand, daß das Evangelium sie nothwendig habe, und dem er daher auf sein Anliegen, da er die Gabe der Enthaltsamkeit nicht besäße, zu seiner Frau gleichzeitig Dispens zu einer zweiten ertheilte). — Pack kam mit der Warnung, er möge sich vorsehen, denn Ferdinand, der Churfürst Joachim von Brandenburg, Georg, Herzog von Sachsen, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, die Bischöfe von Mainz, Salzburg, Bamberg, Würzburg hätten sich zu seiner und des Churfürsten von Sachsen Unterdrückung verschworen. Er zeigte zu dem Zwecke die Abschrift eines Vertrags, dessen Original er ebenfalls ausliefern wolle. Es zeigte sich aber in der Folge, daß er dies nicht konnte, um so weniger, als der Herzog Georg behauptete, und sich später erwies, daß ein solches gar nicht vorhanden war. Demohnerachtet sollten die Bischöfe von Mainz, Bamberg, Würzburg dem Landgrafen die Kriegskosten zahlen. Denn Geld konnte auch er gebrauchen. Er suchte es sogar in den Gebeinen seiner verehrten Stammfrau, der heiligen Elisabeth, die er ihrer von der Frömmigkeit gespendeten Schätze und Kleinodien beraubte, und dann also zerstreute, daß von der einst in Deutschland so verherrlichten Frau, deren Lob so viele Chroniken verkündet haben, kaum noch hie und da eine Reliquie aufzufinden ist.

Karl hatte von Valladolid aus einen Reichstag ausgeschrieben, der im Februar des Jahres 1529 in Speier zusammentreten sollte, um allda wegen der Religion und Türkenhilfe zu verhandeln. Der Churfürst von Sachsen hatte wegen des Wormser Edictes Melanchthon mitgebracht, von dessen geschmeidiger Form er Vieles erwartete. Unter diesen Umständen kam der im Ganzen nichts sagende Beschluß zu Stande: „Welche des Kaisers Edict bisher befolgt, die sollten es „auch in Zukunft befolgen und das Volk dazu anhalten. Diejenigen „hingegen, welche an der Lehre geändert, und aus Furcht vor Re„bellion die Sache nicht wieder auf den frühern Zustand zurückführen „könnten, die sollten sich in der Folge mäßigen, keine weitern „Neuerungen einführen, bis zum Concil die Messe nicht abschaffen,

„und an den Orten, wo die neue Lehre bereits Eingang gefunden, „denjenigen, welche in die Messe gehen wollten, kein Hinderniß in „den Weg legen; diejenigen, welche über das Abendmahl anders „lehrten, als die Kirche, sollten nicht aufgenommen, die Wiedertäufer „dagegen, welche hartnäckig beharrten, mit dem Tode bestraft, den „Predigern aufgelegt werden, daß sie nach der von der Kirche ge„nehmigten Lehre predigten, die andern Dogmen dagegen, worüber „noch disputirt werden könnte, nicht berührten, sondern die Erklärung „des Conciles abwarten; ferner sollten alle Stände den Frieden unter „sich bewahren, sich gegenseitig keinen Schaden zufügen, noch Einer „des Andern Unterthanen in Schutz nehmen.“

Dieser Beschluß, ungeachtet die Anhänger der Kirchentrennung dadurch so viel gewannen, und der eigentlich nur eine Umgehung des Wormser Ediktes, war diesen dennoch nicht genügend. Es widersetzte sich zuerst der Churfürst von Sachsen, dann Georg von Brandenburg, die Herzoge Ernst und Franz von Lüneburg, Philipp von Hessen, der Fürst von Anhalt, und sie reichten, bevor sie den Reichstag verließen, einen Protest ein, woher dann in der Folge der Name: die Protestirenden, Protestanten. Diesen Protestanten schloßen sich an die Städte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Memmingen, Weinsheim, Lindau, Kempten, Heilbronn, Eisenach, Weissenburg, Nördlingen, St. Gallen. Ferdinand, der sah, daß er bei aller Milde nichts ausrichten konnte, wollte sich schon vor Beendigung des Reichstages entfernen. Auf Bitten des Churfürsten von Sachsen blieb er jedoch. Der Kaiser aber nahm die Botschaft, welche ihm die protestantischen Stände nach Italien sandten, sehr übel, und ließ die Ueberbringer verhaften. Da schloßen sich nun die protestantischen Fürsten und Städte näher an, was nach den Versammlungen in Torgau, Rotach, Saalfeld, Naumburg und Schwabach um so eher geschehen konnte, als sie sich hier über verschiedene Punkte geeinigt, woran sie bei allen Unterhandlungen festhalten wollten.

Der Kaiser aber, theils wegen des schlechten Fortganges der religiösen Einigung in Deutschland aufgebracht, theils wegen des Türkenkrieges in Noth, sagte nun einen Reichstag auf den 8. April 1530 in Augsburg an. Der Erste, der da erschien, war der Churfürst von Sachsen. Er kam mit seinem Sohne, Luther blieb in Koburg, jedoch statt seiner nahm der Churfürst den Melanchthon mit. Ferner erschienen die Churfürsten von Mainz, Köln, Brandenburg; Trier und Pfalz dagegen ließen sich durch Abgeordnete vertreten. Der Kaiser selbst kam erst im Juni. In dem Geleite des Kaisers fand

sich der Kardinal Campegio, als Bevollmächtigter des Pabstes. Tags darauf war das Fest unseres Frohnleichnams Jesu Christi. Der Kaiser begab sich daher im Geleite der Fürsten zur Kirche, wo der Churfürst von Mainz das Hochamt hielt. Es fehlten aber der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, die beiden Herzoge von Lüneburg, Georg von Brandenburg. Der Kaiser gebot ihnen zwar, zu erscheinen, und die Prediger, die sie mitgebracht, zu entlassen, sie kamen jedoch nicht und antworteten: Der Reichstag sei deßhalb zusammenberufen, daß Alle gehört werden möchten, und vor Entscheidung der Sache könne auch Keinem Stillschweigen geboten werden. Als man mit der Verhandlung über den Türkenkrieg begann, behaupteten die Protestirenden, es müßte zuerst wegen der Religion entschieden, die oft gerügten Mißbräuche abgeschafft werden. Wenn dies nicht geschehe, würden sie bei ihrem in Speier überreichten Proteste verbleiben bis zu einem allgemeinen Concile. Zugleich überreichten sie ein in deutscher und lateinischer Sprache abgefaßtes Glaubensbekenntniß, worin sie in achtundzwanzig Artikeln zu erklären suchten, was sie als Glaubensnorm betrachteten. Es ist dieses bekannt unter dem Namen Augsburgische Confession, als deren Verfasser man Melanchthon bezeichnet. Aber auch Luther hatte daran gearbeitet, und Melanchthon, vorzüglich um nicht anzustoßen durch Schärfe, die Redaktion übernommen. Jedoch gerade daher kam es auch, daß jenes Actenstück, worin man protestantischer Seits den Hauptunterschied zwischen ihren Lehren und der katholischen in möglichst milden Formen darzustellen gesucht, der Zweideutigkeit nicht entging, bei neuen Ausgaben immer daran, selbst in wesentlichen Dingen, änderte, so daß die spätern Exemplare den erstern kaum ähnlich sahen, und ihre katholischen Gegner mit Recht behaupten konnten, man wisse nicht mehr, welches denn eigentlich die rechte Augsburgische Confession sei. Selbst protestantische Schriftsteller konnten diesen Fehler nicht verkennen *). Aber unter den protestantischen Theologen selbst war gleich anfangs keine Einigkeit. Denn abgesehen davon, daß Luther mit den Schweizern, welche dem Calvin und Zwingli anhingen, die vorzüglich die rationalistische Richtung vertraten, gar nicht unterhandeln wollte, und nicht blos das Marburger Religionsgespräch, sondern auch viele andere Einigungsversuche der Protestanten unter sich an seinem Starrsinne scheiterten, hatten auch die Sädte Konstanz, Memmingen, Lindau, welche über das Abendmahl anders dachten, als der Churfürst von Sachsen, durch ihre Prädicanten Wolfgang Fabricius, Capito und Bucer ein Glaubens-

*) A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte.

bekenntniß anfertigen lassen, welches sie dem Kaiser überreichten. Selbst Zwingli sendete einen Inbegriff seiner Lehre an den Kaiser. Dieser jedoch war darüber sehr aufgebracht, und drohte mit der Acht. Dennoch wurde die Confession verlesen; der Landgraf entwich. Das brachte eine noch üblere Stimmung, und den Protestanten wurde in dem Monate September ein Termin gesetzt, wornach sie sich bis zum 15. April des folgenden Jahres mit der Kirche aussöhnen sollten, und daß dieses geschehen, dem Kaiser anzuzeigen hätten. Da überreichte nun am folgenden Tage der Churfürst von Sachsen dem Kaiser eine sogenannte Apologie, und die Protestirenden gingen, nachdem sie um Erlaubniß gebeten und blos Abgeordnete zurückgelassen, vom Reichstage weg. Hier war aber auch viel über die Verbesserung der Polizei, das Reichskammergericht verhandelt worden. Das Reichsregiment jedoch ging schon in dem nächsten Jahre ein. Zu gleicher Zeit wurden auch die Florentiner mit dem Kaiser und dem Pabste ausgesöhnt. Karl bestätigte ihnen unter der Bedingung, daß sie die Mediciäer wieder als ihre Regenten aufnähmen, ihre alten Privilegien mittels einer sogenannten goldenen Bulle zu Augsburg den 28. October 1530. Nach dem Reichstage von Augsburg ging der Kaiser im Spätjahre nach Köln. Hiehin wurde auch der Churfürst von Sachsen wegen wichtiger Reichsgeschäfte berufen. Als dieser aber hörte, daß daselbst wegen der Wahl eines römischen Königs verhandelt werden sollte, sandte er Boten an den Landgrafen und die sonstigen protestirenden Fürsten und Reichsstände, und lud zu einer Zusammenkunft nach Schmalkalden ein. Während diese sich hier versammelten, sandte er seinen Sohn nach Köln. Die Protestirenden jedoch suchten die Wahl eines römischen Königs dadurch zu verhindern, daß sie behaupteten, die Ausschreibung zu dem Wahltage nach Köln sei nicht nach der goldenen Bulle geschehen, und die Wahl selbst verletze die Rechte des Reiches. Sie machten daher am 22. December des Jahres 1530 ein Bündniß zu ihrer gegenseitigen Vertheidigung, dem auch die Grafen Gebhard und Albrecht von Mannsfeld, der Markgraf Georg von Brandenburg, die Abgeordneten anderer Fürsten, so wie die Städte Magdeburg, Bremen, Nürnberg, Weinsheim, Weissenburg beitraten. Sie sandten daher eine Erklärung an den Kaiser, worin sie sich über die Verletzung des Reiches und der goldenen Bulle, durch die Wahl eines römischen Königs bei des Kaisers Lebzeiten, das große Ungemach, das man zu erleiden hätte, wenn man zwei Herren habe, beschwerten. Eine gleiche Erklärung überreichten sie auch dem Collegium der Churfürsten. Die ganze Sache war eigentlich gegen Ferdinand gerichtet, den man wegen seiner Anhänglichkeit an die katholische Kirche nicht wollte. Der Kaiser aber setzte den zu Köln versammelten Churfürsten die Gründe dieser Wahl auseinander. Er

zeigte, wie es ihm nicht möglich, immer in Deutschland zu verweilen, weil die ganze Christenheit in Unruhe, Deutschland vorzüglich wegen der Religion gespalten sei, der Aufruhr und Bürgerkrieg, die Anfälle der Türken einen König nothwendig machten, der des Kaisers Stelle wahrnehmen könne. Hiezu sei jedoch Keiner geeigneter, als der Erzherzog Ferdinand von Oestreich. Dieser wurde nun auch wirklich am 5. Januar 1531 zum römischen Könige gewählt, und am 11. durch den Erzbischof Herrmann von Köln zu Achen gekrönt. Vergebens wandte sich Karl in besondern Schreiben an die protestirenden Stände, sie zur Anerkennung Ferdinands zu bewegen. Diese kamen vielmehr wiederholt in Schmalkalden zusammen, erneuerten ihr Bündniß, und weil sie Gewalt fürchteten von dem Kaiser, so luden sie die Könige von Frankreich, England, Dänemark, die Seestädte und sonstige Stände des Reiches zur Theilnahme an ihrem Bündnisse, und wenn auch die Städte sich nachher auf dem Tage zu Frankfurt zur Anerkennung des römischen Königs bequemten, so blieben doch die Fürsten auf ihrer Weigerung. Der Kaiser aber, dem an der Beseitigung des Zwistes Alles gelegen, und der vorzüglich wegen der von Seiten der Türken drohenden Gefahr Hilfe suchte, dachte noch immer an versöhnliche Mittel. Er sagte daher einen Reichstag zu Speier, und um Oestreich näher zu sein, einen andern in Regensburg an. Da es jedoch hier zu keiner Einigung kommen konnte, die Gefahr auf's Aeußerste stieg, so verkündete der Kaiser am 23. Juli 1532, um seine Kraft nicht zu zersplittern, einen allgemeinen Frieden für ganz Deutschland, gemäß welchem Niemand der Religion wegen verfolgt werden sollte, bis das Concil darüber entschieden, oder, wenn jenes nicht zu Stande käme, bis die Stände des Reiches in anderer Weise ein Mittel ausfindig gemacht hätten, den Streit beizulegen. Bis dahin sollten alle Klagen der Religion wegen unstatthaft sein. Jetzt erst bewilligten die Protestanten Hilfe. Jenes dem Kaiser durch die äußerste Noth abgepreßte Edikt ist bekannt unter dem Namen des **Regensburger Mandates**, oder des Regensburger Friedens. Es wurde aber auch hier neben den Verhandlungen über das Kammergericht das Rothweilergericht, eine eigene Criminalordnung, **peinliche Halsgerichtsordnung**, verkündet (Juli 1532).

Die Türken drangen indessen von Neuem in Oestreich bis Linz vor, und abermals suchten sie Wien, das Bollwerk der Christenheit, zu erobern. Sie hatten in Steyer Alles verwüstet. Als jedoch Solyman den Kaiser, der ihn in der Nähe von Wien erwartete, gerüstet fand, zog er wiederum nach Belgrad zurück. Er schleppte aber an dreißigtausend Menschen mit sich fort, eben so viele wurden getödtet. Die Zeiten der Noth wußte sich jedoch Albrecht von Brandenburg, seit 1511 Großmeister des deutschen Ordens in Preußen, zu Nutzen

zu machen. Er säcularisirte, auf Luthers Rath, unter dem Schutze polnischer Oberhoheit Preußen, führte daselbst den Protestantismus ein, und verheirathete sich dann mit Dorothea, einer Tochter des Königs von Dänemark. Die Universität Königsberg wurde von ihm gegründet, nachdem ihm Georg von Polenz, damaliger Bischof von Pomesanien und Samland, treuloser Weise sein Bisthum und die reichen Einkünfte desselben abgetreten. Später erbat er sich dafür ein Paar Krüge Bier, die er dann zuletzt mit Mühe erhalten konnte *).

Die deutschen Ordensbrüder aber widersprachen nicht blos dem widerrechtlichen und unritterlichen Benehmen ihres Großmeisters, sondern wählten auch in der Person des Walther von Cronberg ein neues Oberhaupt. Da sie jedoch ihre Ansprüche gegen die Macht Polens nicht durchsetzen konnten, von dem deutschen Reiche keine Hilfe zu erwarten war, schlugen sie ihren Sitz in Mergentheim (Marienheim) auf. Für jetzt erreichten sie nur soviel, daß das Kammergericht und der Kaiser den Albrecht in die Acht erklärten **).

Im Jahre 1533 ging Karl wieder nach Spanien, und im Jahre darauf war Deutschland mit einem neuen Bürgerkriege bedroht. Der Herzog Ulrich von Würtenberg war im Jahre 1519 von dem schwäbischen Bunde wegen Gewaltthat und Landfriedensbruch bekriegt, und als ein Geächteter seines Herzogthums beraubt worden. Sein Land wurde später dem Erzherzog Ferdinand zugesprochen, wofür er aber dem schwäbischen Bunde die Kriegskosten zu erstatten hatte. So hatte es der Erzherzog bis jetzt besessen. Jedoch Ulrich war einer von den Leuten, wie sie Protestirende besonders brauchen konnten, und Landgraf Philipp, derselbe, der sich wegen seiner Verdienste um das Evangelium von Luther die Dispens erwarb, zwei Frauen halten zu dürfen, war sein naher Verwandter, der die Rückkehr eines Gesinnungsgenossen in seine Staaten mit allen Mitteln durchzusetzen suchte, die ihm nur zu Gebote standen. Er wartete daher auf eine günstige Gelegenheit. Diese fand sich jetzt. Denn der Kaiser war in Spanien, Ferdinand hatte in den empörten östreichischen Landen vollauf zu thun, und der schwäbische Bund war nicht mehr. Philipp ging nach Frankreich, und verpfändete dort dem Könige in des vertriebenen Herzogs Namen die Grafschaft Mömpelgardt unter der Bedingung, daß sie dessen Eigenthum sein sollte, wenn sie nicht innerhalb drei Jahren eingelöst würde. Dann sammelte er ein Heer, und rückte

---

*) Gebser, der Dom zu Königsberg.

**) Ueber die spätern Versuche Albrechts, sich wiederum mit der Kirche auszusöhnen, ist zu vergleichen: Herzog Albrechts von Preußen erfolgte und Friedrichs I., Königs von Preußen, versuchte Rückkehr zur katholischen Kirche von Augustin Theiner. Augsburg, 1846.

damit in das Herzogthum vor. Ferdinand suchte den Landgrafen zu vertreiben, aber sein Heer wurde geschlagen. Ganz Würtenberg ging für Ferdinand verloren, und dieser mußte sich mit dem Landgrafen in dem sogenannten Cadanschen Frieden (1534) abfinden. Der Herzog von Würtenberg erhielt in diesem Vergleiche sein Land zurück, jedoch als östreichisches Afterlehen, und unter der Bedingung des Heimfalls an Oestreich, wenn der Herzog ohne männlichen Erben sterben sollte.

Die Wiedertäufer in Münster.

Während nun der Krieg in dem südlichen Deutschland um das Herzogthum Würtenberg geführt wurde, man im östlichen einen Einfall der Türken befürchten mußte, hatte sich die Sekte der Wiedertäufer in Westfalen und Münster ein eigenes schwärmerisches, mit Blut beflecktes Reich geschaffen. Der Urheber der ersten Unruhen in Münster war ein gewisser Bernhard Rottmann, protestantischer Prediger an St. Moritz in Münster. Die katholischen Einwohner hatten sich zwar anfangs mit allem Eifer seinem Treiben widersetzt; aber der reformsüchtige Landgraf Philipp von Hessen mengte sich in die Angelegenheit, und es kam endlich zu einem Vergleiche, dem auch der Bischof und die Angesehensten der Stadt beitreten mußten. Der Friede war jedoch nur von kurzer Dauer. Denn während Rottmann wühlte, gesellte sich zu ihm ein fanatischer Schneider, Johann Bockels, aus der Schule Thomas Münzers, und ein gewisser Bernhard Knipperdolling, welche sich allmählig des Regimentes der Stadt bemächtigten, und dieselbe in schwärmerischer Weise nach dem Beispiele Thomas Münzers in Mühlhausen beherrschten. Sie besetzten den Rath nur mit Männern ihrer Art, plünderten die katholischen Kirchen, zerschlugen die Bilder und Denkmale. Alles, was sich nur auf irgend eine Weise widersetzte, wurde verbannt oder getödtet. Man setzte sich aber gegen irgend einen Einfall des Bischofes oder die Vollstrecker der Ordnung nach Kräften in Vertheidigungsstand. Zu den genannten drei Schwärmern gesellte sich noch ein vierter, Namens Mathiesen. Dieser geberdete sich als Prophet, und man führte ein communistisches Regiment ein, worin man nicht blos die Gemeinschaft der Güter, sondern auch die der Weiber lehrte. Alles Silber und Gold, was die Stadt hatte, mußte daher an Einen Ort zusammengebracht und alle sonstigen Bücher, mit Ausnahme der Bibel, verbrannt werden. Der neue Prophet hauste jedoch nicht lange in dem neuen Jerusalem. Denn er wurde, als er dem Bischof, der die Stadt belagerte, entgegenzog, getödtet. Ihm folgte Johann Bockels, der Schneider von Leyden, im Prophetenthume. Er verwandelte den Knipperdolling,

der bisher Bürgermeister gewesen, in das wichtigste Werkzeug seiner Regierung, in einen Scharfrichter. Sodann umgab er sich mit einer Schaar von zwölf Männern, welche das Glück des neuen Israels auch den andern Völkern bringen sollten. Er verkündete der versammelten Menge, wie es der Wille des himmlischen Vaters sei, daß Er Herr der Welt werde, und die Könige und Fürsten fallen sollten unter der Schärfe des Schwertes. Auch Reichsinsignien ließ er sich machen, Krone, Scepter, Schwert, Kette und sonstige Zier aus dem feinsten Golde, und sich von einer gewählten Schaar von Jünglingen und Reitern umgeben, von welchen Einer ihm die Bibel, ein Anderer ihm ein gezücktes Schwert vortrug. Die Stadt erduldete unterdeß die schrecklichsten Qualen. Von Innen hauste ein zügelloses Regiment mit aller Grausamkeit und Ausschweifung, von Außen drohte ein zahlreicher und wohlgerüsteter Feind, der sie immer enger einschloß, so daß sie an allem Mangel litt und der Hungersnoth preisgegeben war. Sie wurde indeß im Juni des Jahres 1535 erstürmt. Rottmann, der ohne Hoffnung auf seine Rettung war, stürzte unter die dichte Masse der Feinde und ward durchbohrt. Johann Bockels und Knipperdolling wurden gefangen, und die Stadt nach einer so bittern Erfahrung endlich wieder in die Gewalt des Bischofes gebracht. Johann Bockels mit noch zwei andern Gefährten zur Todesstrafe verurtheilt, die mit aller Grausamkeit der damaligen Zeit an ihm vollzogen wurde, bekehrte sich noch vor seinem Ende. Er und seine Gefährten wurden mit glühenden Zangen gezwickt, und empfingen endlich den Todesstoß. Alle drei wurden in eisernen Körben an den Thurm von St. Lamberti zur ewigen Warnung aufgehenkt.

Karl machte unterdessen im April 1535 einen ritterlichen und glänzenden Zug nach Tunis, wo er die Ehre des christlichen Namens an den dortigen Piraten und Barbarossa, Dei von Algier, rächte. Er nahm Guleta und Tunis, welches er sich zinsbar machte, und mit einer spanischen Besatzung versah. Als er aber nun aus Afrika zurückkam, hörte er in Italien, daß Franz Sforza in Mailand ohne Kinder gestorben wäre. Er gedachte daher, das erledigte Herzogthum seinem Sohne, Philipp von Spanien, zu geben, konnte jedoch erst im October 1540 diesen damit belehnen. Denn es machte auf das erledigte Mailand Anspruch König Franz von Frankreich, welcher seinen Gesandten dem Kaiser nach Neapel entgegenschickte, und da er nichts ausrichten konnte, den Frieden brach. Dieser überfiel nun zuerst den Herzog von Savoyen unter dem Vorwande, die Hälfte des Landes gehöre ihm, vermöge der Erbansprüche seiner Mutter Ludovika. Der Herzog, der dem Könige nicht gewachsen war, wurde aus seinem

Lande vertrieben, und Franz besetzte Piemont, eroberte Turin und versah es mit einer Besatzung. Karl aber, der gleich zu Anfang merkte, daß es wohl auf Mailand abgesehen war, schrieb nach Deutschland und den sonstigen Staaten seines großen Reiches, und zog ein Heer in Italien zusammen. Als er von Neapel nach Rom kam, klagte er vor dem Pabste und einer zahlreichen Versammlung der Kardinäle über den Friedensbruch des französischen Königs, der die schönsten seiner Pläne verhindere. Jedoch auch jetzt erbot er sich wieder, die Sache durch einen Zweikampf auszumachen. Karl rückte nun mit seinem Heere in die Province ein, Franz, der ein Lager in der Nähe von Avignon aufschlug, wich vor ihm zurück, und suchte ihn durch Hunger und Krankheit zu vernichten. Ein anderer Theil von des Kaisers Heer belagerte Peronne, und rückte in die Picardie vor, mußte aber ebenfalls unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

Der Kaiser ging darauf nach Spanien, wo er das ganze Jahr 1537 verblieb, während der Krieg in Italien und Frankreich an verschiedenen Orten fortgeführt wurde. Endlich kam es zu einem Waffenstillstande, und einer persönlichen Zusammenkunft zwischen Karl und Franz.

In Deutschland suchte sich unterdessen der römische König Ferdinand zu helfen, so gut wie er konnte *). Der Pabst Paul III. hatte seinen Gesandten Vergerius dorthin geschickt, und das so häufig verlangte Concil ansagen lassen. Es sollte in Mantua zusammentreten. Der Herzog von Mantua jedoch erhob Schwierigkeiten wegen der Besatzung, und das Concil mußte daher wieder ausgesetzt werden. Den Protestanten wäre außerdem der Ort nicht genehm gewesen. Diese wollten durchaus ein Concil in Deutschland, und zwar auf dem ihre protestirenden Theologen mit den Bischöfen, denen nach göttlichem Rechte das Recht und das Amt, die Kirche zu regieren, zukam, gleiches Stimmrecht hatten. Das wollte der Pabst nicht zugeben. Auch wäre damit, wie das Concil von Basel zeigte, nichts erreicht worden. Schon der Sicherheit halber konnte ein solches Concil in Deutschland nicht zu Stande kommen. Denn man hatte, wenn das Concil ein allgemeines sein sollte, auch auf die ausländischen Prälaten Rücksicht zu nehmen. Diese scheuten sich aber, in das von wilden Empörern aufgewühlte Deutschland zu kommen. Die Protestirenden verstärkten indeß das zu Schmalkalden geschlossene Bündniß, und erwählten den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen zu Bundeshauptleuten. Der Kaiser, der es nicht zum Aeußersten kommen lassen wollte, suchte indeß durch seinen Vicekanzler Held und der Pabst durch seinen Legaten mit ihnen, wiewohl

*) Buchholz, Geschichte Ferdinands I.

vergeblich, zu unterhandeln. Denn sie blieben ihres Sinnes, und suchten sich vielmehr auf Anrathen Luthers durch die sogenannten Schmalkalder Artikel noch mehr zu einigen. Als nun die katholischen Fürsten die Gefahr merkten, die ihnen von dem Schmalkalder Bündnisse drohte, schloßen die Erzbischöfe von Mainz, von Salzburg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, Georg, Herzog von Sachsen, Erich und Heinrich von Braunschweig, unter Vermittlung des Vicekanzlers Held am 10. Juli 1538, die sogenannte heilige Liga zur Vertheidigung des katholischen Glaubens. Blieb nun auch für diesmal der Friede noch eine Zeitlang in Deutschland bestehen, so hatten sich dagegen die Bewohner von Gent in Flandern empört, und wollten, sich auf ihre Privilegien berufend, das von ihnen verlangte Geld nicht zahlen. Der Kaiser eilte mit aller Schnelligkeit dorthin, und nahm seinen Weg durch Frankreich, wo er zu Anfang des Jahres 1540 in Paris glänzend empfangen ward. Karl hatte durch diesen Zug des Vertrauens viel gewonnen. Schon am 24. Februar war er in Gent, und hatte die Aufrührer bald zur Ordnung gebracht. Aber jetzt konnten auch die Protestanten in Deutschland sehen, was sie zu erwarten hatten. Sie versahen sich daher mit neuen Bundesgenossen, schickten nach England und Frankreich, und weil sie wohl erkannten, daß die größte Schwäche in ihrer Uneinigkeit liege, so waren die Gesandten der protestirenden Fürsten und Stände abermals in Schmalkalden zusammengekommen, und hatten durch die Prediger Jonas, Pomeranus, Melanchthon, Cruciger, Bucer eine Formel entwerfen lassen, die sie sämmtlich in Einem Glaubensbekenntnisse vereinigen sollte, in ähnlicher Weise, wie später durch das von Jakob Andreä im Jahre 1580 entworfene Concordienbuch. Aber noch sollte es nicht zum Aeußersten kommen. Ungeachtet der vielen fruchtlos angestellten Versuche unternahm man es noch einmal auf dem Reichstage zu Speier, Worms und Regensburg, den Frieden durch ein Religionsgespräch zu bewerkstelligen. Der Kaiser sandte sogar den Granvella als Abgeordneten dorthin. Eck und Melanchthon hielten eine Besprechung von drei Tagen, jedoch am dritten Tage rief der Kaiser den Granvella zurück, und beschied die Sache auf den Reichstag nach Regensburg. Ungeachtet nun die Schriften von Luther, Melanchthon, Huß, Wiclef und andern Genossen im Reiche verbannt wurden, so versuchte man es dennoch im März des folgenden Jahres 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg, abermals die Streitigkeiten auf dem Wege eines Religionsgespräches beizulegen. Der Kaiser hatte sich persönlich auf dem Reichstage eingefunden. Aber auch der Landgraf Philipp kam, und ward freundlich aufgenommen. Der Churfürst von Sachsen schickte jedoch eine zahlreiche Gesandtschaft von Predigern, unter diesen auch Melanchthon. Von Seiten des Pabstes

kam der Kardinal Contareni. Das Colloquium begann. Auf Seiten der Katholiken standen Julius Pflug, Johann Eck, Johann Grepper, auf Seiten der Protestanten Melanchthon, Bucer, Pistorius, denen sich noch Cruciger, Nicolaus Amsdorf zugesellten. Die Unterredung hatte aber keinen besondern Erfolg. Da überreichte Granvella am 28. April ein Buch, welches man eigens zum Zwecke der Versöhnung zusammengestellt, und welches unter dem Namen des Regensburger Interims bekannt ist, das man bald einem katholischen, bald einem protestantischen Verfasser zuschrieb. Es wurde darum eben so wenig von Eck und den treuen Katholiken, als dem Pabste gebilligt, und sicher hatten sich auch der Kaiser Karl und der römische König Ferdinand nur aus Noth dazu bekannt. Denn jener mußte nicht nur zu einem abermaligen Zuge gegen Barbarossa rüsten, sondern auch Solyman, der Ofen erobert, drohte mit einem neuen Einfalle in Deutschland. Karl eilte gleich nach dem Regensburger Reichstage nach Italien, wo er mit dem Pabste in Lucca eine Zusammenkunft hielt. Dieser widerrieth die Seeunternehmung nach Algier wegen der vorgerückten Jahreszeit. Karl jedoch ließ sich nicht abhalten, sondern kam mit einem aus Spaniern, Deutschen, Italienern zusammengesetzten Heere im Monat October vor Algier an. Er hatte ungefähr zweiundzwanzigtausend Mann Fußvolk und tausend Reiter, die er an's Land setzen konnte. Aber die Flotte ging mit einem großen Theile des Kriegsgeräthes in einem Sturme unter, und Karl mußte unverrichteter Sache nach Spanien zurückkehren.

Jetzt hatte König Franz von Frankreich, des Kaisers bitterster Feind, eine Gelegenheit zu neuem Kriege gesucht, und sich so weit vergessen, mit Solyman, dem Feinde des christlichen Namens, ein Bündniß zu schließen. Es wurden seine Gesandten auf der Rückkehr aus Konstantinopel in Oberitalien durch kaiserliche Truppen ermordet. Ihr Befehlshaber betheuerte feierlich, daß er an jener Ermordung keinen Theil habe, und daß sie ohne seinen Befehl und Wissen geschehen. Franz aber betrachtete dieselbe dennoch als eine Kriegserklärung, und er sowohl, als der König Christian von Dänemark, kündigten im Frühjahr 1542 dem Kaiser mit höchst beleidigenden Worten den Krieg an. Franz rückte mit fünf Heeren zugleich in's Feld. Der Herzog von Orleans nahm Luxenburg, das sich aber bald wieder an den Prinzen von Oranien ergeben mußte, Antwerpen wurde bedroht, Vendôme fiel in Artois ein, der Dauphin in die Grafschaft Roussillon, aber Alles vergebens. Blos das französische Heer in Oberitalien konnte einige Ortschaften in Piemont nehmen. Im folgenden Jahre machte Franz dagegen mehr Fortschritte. Er nahm Landrecies. Den größten Schaden jedoch richtete er dadurch an, daß er den Sultan Solyman bewog, den Berbereskenadmiral und Piraten-

könig Barbarossa mit einer Flotte nach Italien zu senden. Dieser nahm Messana, die Burg von Rheggio, steckte die Stadt in Brand und schleppte die Bewohner mit sich fort. Dann fuhr er Ostia vorbei nach dem Hafen von Marseille. Hier vereinigte er sich mit der französischen Flotte, belagerte und nahm Nissa in Savoyen. Die Kaiserlichen rückten aber zum Entsatz heran, und Barbarossa, der überall verheert und geplündert, die Menschen geraubt, zog sich zuerst in den Hafen von Toulon und von da nach Algier zurück. Karl, der seine Anwesenheit in andern Theilen seines weiten, jedoch überall mit Kriegsunruhen bedrängten Reiches vonnöthen hielt, übertrug seinem Sohne die Verwaltung des Königreiches Spanien. Dann begab er sich zunächst zu einer Unterredung mit dem Pabste nach Italien. Diese hatte aber keinen besondern Erfolg. Jetzt ging er nach Deutschland und den Niederlanden. Nur der König von England konnte zu einem Bündnisse gewonnen werden. Franz hatte unterdessen von Neuem Luxenburg erobert, welches der Kaiser eben so wenig, wie Landrecies wieder zu gewinnen vermochte. Auch der Herzog Wilhelm von Cleve war auf Seiten Frankreichs getreten. Diesen hatte nämlich Egmond zu seinem Erben eingesetzt, und er suchte sich mit Hilfe der protestantischen Stände in dem Herzogthum zu behaupten. Anfangs gewann er auch eine Schlacht bei Sittard, jedoch das blendete ihn vollends. Der Kaiser rückte nun im Jahre 1543 nach Beendigung des Reichstages von Speier gegen ihn an, schlug ihn bei Düren, und das ganze Land von Jülich und Geldern ergab sich. Da mußte auch der Herzog zu Kreuze kriechen, und er verlor nicht blos die beanspruchten Lande, sondern auch die ihm von Frankreich versprochene Johanna von Navarra wurde ihm verweigert. Er fand aber später eine andere Entschädigung.

Der Krieg des Jahres 1544 war für die kaiserlichen Waffen anfangs nicht sehr glücklich gewesen, bald jedoch wurde es besser. Die Kaiserlichen eroberten Luxenburg, und drangen sogar gegen Paris vor. Da legte sich Franz zum Frieden, in welchem Alles zurückgegeben werden sollte, was seit dem Frieden von Nissa erobert worden, Franz sogar Hilfe gegen die Türken versprach, wogegen der Kaiser auf das Gebiet von Boulogne, Peronne und der Somme verzichtete. Zur Befestigung des neuen Friedens sollte der Herzog von Orleans Karls älteste Tochter, Maria, oder auch die seines Bruders Ferdinand zur Frau nehmen, in beiden Fällen die streitigen Lande als Heirathsgut mitbringen. Der Tod des Herzogs von Orleans machte aber dieses Projekt scheitern.

Während Karl mit seinem Erbfeinde, Franz von Frankreich, kriegte, war der römische König Ferdinand theils mit den Türken,

theils mit den protestantischen Ständen Deutschlands beschäftigt. Diese weigerten alle Hilfe, wenn Ferdinand nicht zugleich den Regensburger Frieden zu halten gelobte. Sie wurden vorzüglich von dem französischen Gesandten aufgehetzt. Auch die Bemühungen des päbstlichen Legaten Moroni in Betreff des in Montua, Ferrara, Bologna, endlich in Trient abzuhaltenden Conciles hatten keinen Erfolg. Der größte Streit aber erhob sich über die Besetzung des Bisthumes Naumburg. Das Capitel hatte bei der Erledigung des bischöflichen Stuhles hiezu den katholischen Julius Pflug erwählt. Der Churfürst von Sachsen jedoch wollte das nicht dulden, und setzte statt seiner den protestantischen Prediger Amsdorf ein, der von Luther selbst am 20. Januar 1542 in sein Amt eingeführt wurde. Die Frage kam zu den Ständen des Reiches und endlich zum Kriege, der aber unter Vermittlung des Landgrafen Philipp von Hessen beigelegt wurde. Weil der Krieg sich unmittelbar vor dem Osterfeste erhob und bald darauf beigelegt wurde, hieß er der Fladenkrieg. Der katholische (freilich nicht rein und treu seinem Glauben ergebene) Herzog von Braunschweig wurde nun das nächste Opfer des religiösen Zwiespaltes. Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen machten ihm den Krieg unter dem Vorwande, daß er die Protestanten verfolge, die Städte Goslar und Braunschweig, welche Mitglieder des schmalkaldischen Bundes wären, mit fortwährenden Belästigungen und Bedrückungen quälte. Der Herzog unterlag, und mußte sein Land verlassen. Er suchte dieses zwar später wieder zu erobern, allein er wurde in der Schlacht bei Nordheim überwunden, gefangen genommen und von dem Landgrafen nach der Veste Ziegenhain abgeführt, von wo er erst in Folge der Schlacht von Mühlberg wieder abreisen konnte.

Der Kaiser war im Januar 1544 zum Reichstage nach Speier gekommen. Hier erschien auch Ferdinand, der noch immer wegen der Türken in Sorgen war, sich aber vergebens bei den protestantischen Ständen um Hilfe bemühte. Auch die Braunschweigische und Clevische Angelegenheit wurde hier verhandelt. Selbst König Franz von Frankreich hatte Gesandte geschickt, die jedoch vom Kaiser abgewiesen wurden. Endlich bewilligten die Stände dem Kaiser vierundzwanzigtausend Mann Fußvolk und viertausend Reiter zum Kriege gegen Frankreich, und auch Ferdinand erhielt Unterstützungsgelder für den Türkenkrieg. Weil aber bis dahin viele Deutsche in dem Heere des Königs Franz gedient *), und somit dem Reiche geschadet hatten, wurde der Dienst im französischen Heere untersagt. In Bezug auf

*) Barthold.

die Religion sollte Friede sein, und auch mit Dänemark wurde der Friede abgeschlossen.

Für das Jahr 1545 hatte Karl einen Reichstag nach Worms angesagt. Er konnte aber wegen Krankheit nicht persönlich erscheinen. Von Seiten des Pabstes kam der Kardinal Farnese. Der Kaiser jedoch ließ durch Granvella und Navius mit den Protestanten wegen des Türkenkrieges unterhandeln. Das Projekt eines Religionsgespräches tauchte wiederum auf, womit man sich in Regensburg von Neuem beschäftigen wollte. Dem widersprachen aber die Katholiken als ein unnützes Werk, und sie konnten dieses um so eher, als man sich bereits auf die frühern Erfahrungen berufen durfte, die man in jener Beziehung gemacht, und als das so oft verlangte und viel begehrte allgemeine Concilium gleich nach Beendigung des Reichstages in Trient seine erste Sitzung halten sollte. Die Protestanten zeigten jedoch jetzt, daß es ihnen mit dem Concilium, wornach sie so oft verlangt, nicht Ernst war. Denn sie wollten an demselben nur unter Bedingungen theilnehmen, welche der bisherigen ganzen Praxis der Kirche widerstrebten, und die nicht zur Beilegung des Streites, wohl aber zur Verwirrung der Gemüther und zur Vergrößerung des Haders gedient hätten.

In Regensburg suchte man nichts desto weniger auf dem Wege eines Religionsgespräches, woran katholischerseits theilnahmen Peter Malvenda, ein Spanier, Eberhard Billich, ein Carmeliter, Johann Hofmeister, ein Augustiner, und Johann Cochläus, protestantischerseits Bucer, Brenz, Major, Schnepf, den Frieden. Aber im Geheimen bereitete sich der sogenannte schmalkaldische Krieg vor. Die Ursachen waren außer dem gegenseitigen Mißtrauen, das mit gewaffneter Hand erhalten und genährt wurde, der Einfall in Braunschweig, die protestantischen Neuerungen des verführten Erzbischofes Herrmann von Wied und Köln. Herrmann von Wied, ein schwacher, in theologischen Dingen unerfahrner Mann, hatte sich von der protestirenden Partei verleiten lassen, und mittels Bucer und Melanchthon, jedoch gegen den Willen des Capitels und des Rathes der Stadt Köln, die sogenannte Reformation im Erzstifte einzuführen gesucht. Das Capitel war deshalb klagbar geworden, der Erzbischof wurde in den Bann gethan, und mußte, wiewohl die Protestanten ihn zu halten suchten, sein Bisthum niederlegen.

Luther, der Urheber der traurigen Spaltung, war unterdessen im Februar 1546 zu Eisleben gestorben. Wie sein Werk Andern den Frieden nicht bringen konnte, so hatte es auch ihm die Ruhe des Lebens geraubt. Er starb in Bitterkeit, im Hasse gegen den Pabst und gegen Alle, die sich seiner geistigen Despotie widersetzten, wie

namentlich auch die Juristen, die seine Verwirrung nicht anerkennen wollten, die er in's Eherecht brachte *).

Der Kaiser, der, allenthalben von mächtigen und unermüdlichen Feinden umgeben, theils aus Noth und Bedrängniß, theils aus sonstigen Rücksichten gegen die protestantischen Fürsten eine so große Langmuth bewährt, überzeugte sich endlich, daß er damit nicht zum Ziele komme. Er hielt aber auch den Zeitpunkt, einen Hauptschlag gegen dieselben zu führen, um so geeigneter, als jetzt Friede war mit den Türken und Frankreich, und als das sogenannte Regensburger Colloquium, wie so viele andere, einen neuen Beweis geliefert, daß die Protestanten sich auf diesem Wege weder fügen mochten, noch konnten, auch die Auctorität des Conciliums nicht anerkennen würden. Der Kaiser schloß daher ein geheimes Bündniß mit Moritz von Sachsen, der zwar selbst der Neuerung zugethan, jedoch für das Schmalkalder Bündniß nicht hatte gewonnen werden können. Moritz, ein selbstsüchtiger, verschlossener, ehrgeiziger Mensch, machte seine Rechnung auf die Churwürde. Karl aber zog Hilfsvölker aus Italien, Spanien an, und war auch mit dem Pabste in engere Verbindung getreten. Doch auch die Protestanten suchten sich in jeder Weise zu verstärken, vor Allem aber von der Beschuldigung zu reinigen, als seien sie die Veranlassung des Krieges. Sie zogen jedoch zuerst in's Feld. Schärtlin fiel in Tyrol ein, bedrohte das Concilium von Trient, und würde Inspruck erobert haben, wenn sich ihm nicht die Truppen Ferdinands in den Weg gelegt. Dann eroberte er Dillingen und Donauwörth, und griff mit dem Churfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen Franken an. Der Kaiser aber, der sich damals noch in Regensburg befand, und nur ein Heer von neuntausend Mann zusammen hatte, erklärte beide in die Acht. Dann ließ er dem Moritz von Sachsen melden: er möge sich beeilen, das, worauf er Anspruch mache, zu nehmen, weil es sonst in andere Hand, in diejenige übergehen werde, die sich desselben bemächtige. Moritz verstand den Wink, aber er hatte noch nicht Macht genug, ihm augenblicklich zu folgen. Karl zog nun mit einem Heere nach Landshut, und von da, mit zehntausend Mann päbstlicher Truppen verstärkt, die ihm Octavio Farnese zuführte, nach Ingolstadt. Hier wurde sein Lager von den Anhängern des schmalkaldischen Bündnisses beschossen, von denen das Gerücht ging, daß sie an neunzigtausend Mann Truppen und einhundertdreißig Geschütze hatten, auf allen Fall eine Macht, die hinreichend war, den Kaiser aus ganz Deutschland zu vertreiben. Demohnerachtet kam es hier von ihrer Seite zu keiner Hauptthat, ja der Kaiser nahm sogar Donauwörth, Dillingen, Höchstätt, Lauingen,

*) A. Menzel, a. a. O. Band II.

Gundelfingen, und Moritz war endlich, mit den Truppen Ferdinands vereint, in Sachsen eingefallen. Die Sache der Protestanten verschlimmerte sich von Tag zu Tage, so daß mehrere derselben bereits an Frieden dachten, so Ulrich von Würtenberg, der Pfalzgraf Friedrich, die Städte Ulm, Frankfurt, Augsburg, Straßburg, welche sich sämmtlich mit dem Kaiser aussöhnten. Dagegen konnte der Churfürst von Sachsen nicht länger bei dem Bundesheere verbleiben. Denn die Böhmen und Ungarn, in Ferdinands Diensten, waren in das Voigtland eingefallen. Zwar hielten sich die Böhmen nicht lange zusammen, aber die mit Moritz verbundenen Ungarn nahmen Zwickau, Schneeberg, Altenburg. Blos Gotha, Eisenach und Wittenberg leisteten Widerstand. Der Churfürst von Sachsen jedoch nahm das Eroberte bald wieder ein, und trieb Moritz zurück. Auch der von Karl zu Hilfe gesendete Markgraf Albrecht von Brandenburg wurde geschlagen und gefangen genommen, und die Böhmen fielen von Ferdinand ab. Sie wählten sich einen neuen König, Kaspar Pflugk, und schloßen ein Bündniß mit dem Churfürsten von Sachsen. Aber alles das nahm bald eine andere Wendung. Der Kaiser kam seinem Bruder Ferdinand zu Hilfe, und stand mit einem Heere von dreißigtausend Mann Fußvolk und fünftausend Reitern in Sachsen, ehe der Churfürst noch so etwas ahnte. Da kam es denn bei Mühlberg an der Elbe zur Schlacht. Es war am Sonntage Misericordias. Der Churfürst, als er von dem Herannahen des kaiserlichen Heeres hörte, glaubte sich durch die Elbe gesichert. Die Spanier jedoch schwammen, den Säbel im Munde, unter dem Kugelregen der jenseitigen Besatzung durch den Fluß, bemächtigten sich der an dem dortigen Ufer zerstreut liegenden Kähne, und schlugen sowohl mit diesen, als denjenigen, die sie auf Wagen mit sich führten, eine Brücke über den Strom. Dazu entdeckte nun dem Kaiser, dem an Schnelligkeit Alles lag, ein Müller, der über den Raub eines Gespannes von Pferden Rache trug, eine Furt, wo er mit seiner ganzen Reiterei und den Schwerbewaffneten übersetzte. Da vermochten die Sachsen nicht zu widerstehen. Sie wurden in dem ersten Anprallen zurückgedrängt, erlitten eine allgemeine Niederlage, und der Churfürst selbst mußte sich ergeben. Er wurde zuerst zu dem Herzog Alba und von diesem zum Kaiser geführt. Als er aber jetzt sagte: „Ich gebe mich in Deine „Gefangenschaft, gnädigster Kaiser! und bitte Dich, daß Du mich in „solcher Haft hältst, wie sie eines Fürsten würdig ist," erwiederte dieser: „Ich bin also jetzt Dein Kaiser? Ich werde Dich aufnehmen, „wie Du es verdienst." Auch der Herzog von Braunschweig und eine große Anzahl des sächsischen Heeres wurde an dem Tage, der das Schmalkalder Bündniß vernichtete, gefangen. Dann zog der Kaiser nach Wittenberg, wo er am 4. Mai ankam. Er drohte, wenn sich

die Stadt nicht an einem gewissen Tage ergeben hätte, den Churfürsten Johann Friedrich mit dem Tode zu bestrafen, und seinen Kopf hineinzusenden. Die Gemahlin des Churfürsten, welche in der Stadt war, suchte sich anfangs zu halten. Es kam aber unter Vermittlung des Churfürsten von Brandenburg zu einem Frieden, gemäß welchem der gefangene Churfürst für sich und seine Kinder auf die Churwürde Verzicht leisten, Wittenberg und Gotha an den Kaiser überliefern, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg freigeben mußte, wogegen der Kaiser den gefangenen Herzog Ernst von Braunschweig der Haft entließ. Unter andern Bedingungen mußte der Churfürst auch jedem Bündnisse gegen den Kaiser und König Ferdinand entsagen. Seine Güter verfielen großentheils dem Kaiser, womit dieser Ferdinand und Moritz begabte, jedoch sollte Moritz ihm und seinen Kindern fünfzigtausend Goldstücke zahlen. Jetzt drohte die Strafe auch dem Landgrafen Philipp, für den sich Moritz und der Churfürst von Brandenburg verwendeten. Philipp kam nach Leipzig. Da aber der Kaiser nur unbedingte Unterwerfung verlangte, Philipp alle Festungen und Geschütze ausliefern sollte, ging er nach Hause. Er kam jedoch später wieder zurück nach Halle, wo er sich dem Kaiser zu Füßen warf und ergab. Als er nun hier, nachdem er bei dem Herzoge Alba gespeist, in Gewahrsam genommen wurde, beklagten sich Moritz und der Churfürst von Brandenburg darüber bei dem Kaiser, daß der Landgraf in Gefangenschaft gehalten werde, wäre wider ihr gegebenes und empfangenes Wort. Nach Einigen aber habe hier ein Mißverständniß obgewaltet, und der Kaiser gesagt, er solle nicht in ewigem Gefängniß gehalten werden, was jene dahin deuteten, daß der Landgraf nicht in „einigem" Gefängniß gehalten werde. Jetzt mußten sich auch die Böhmen unterwerfen.

Noch aus dem Lager zu Wittenberg hatte der Kaiser einen Reichstag nach Ulm berufen, und zwar auf Juni 1547. Er kam jedoch nicht persönlich dorthin, sondern schickte den Karl Otto von Waldburg-Truchses, Kardinal von Augsburg, ferner Johann von Brandenburg, Lira und Heinrich Josius. Auch Ferdinand schickte Abgeordnete. Diese setzten nun zuerst Alles auseinander, was wegen des Churfürsten von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen geschehen. Es traf aber eine ansteckende Krankheit ein, und der Reichstag wurde nach Augsburg verlegt, wo der Kaiser vor Allem Geld verlangte, das vorzüglich die Mitglieder des schwäbischen Bundes zu zahlen hatten. Endlich kam der Kaiser selbst. Er führte den gefangenen Churfürsten mit sich, den Landgrafen ließ er in Donauwörth. Der Reichstag glich jedoch mehr einem bewaffneten Lager. Denn rund um die Stadt herum standen Truppen aus Spanien und Italien. Hier wurde denn auch Moritz feierlich mit dem Churfürsten-

thum belehnt. Nur das konnte der Kaiser nicht erreichen, daß sein Bruder Ferdinand die Würde eines römischen Königs zu Gunsten seines Sohnes Philipp von Spanien niederlegte.

Das Concilium, welches endlich nach vielen Verhandlungen und großen Mühsalen zur Beilegung des religiösen Zwiespaltes und zur Festsetzung der kirchlichen Lehre über die streitigen Punkte, wie zur Bewerkstelligung einer heilsamen Reform in Trient zusammengetreten, die altkatholische Lehre über die Rechtfertigung, Sacramente von Neuem feststellte, und auf sicherer Grundlage so erhebliche Reformen einführte, daß die katholische Kirche aus den gewaltigen Stürmen der Zeit wieder frisch und verjüngt hervorging, hatte unterdessen sowohl wegen der Gefahren, die ihm von dem protestantischen Führer Schärtlin und seinen Landsknechten drohten, als wegen einer ansteckenden Krankheit nach Bologna verlegt werden müssen. Dies war jedoch den Deutschen nicht recht, und man griff mancherseits zu andern Mitteln, womit man den Zwiespalt zu heben gedachte. Weil man sich aber bis dahin, wiewohl vergebens, bemühte, irgend eine Formel zu Stande zu bringen, mittels welcher man die religiösen Streitigkeiten beizulegen gedachte, so erhielten Julius Pflug, Bischof von Naumburg, Michael Sidonius und Johann Agricola nochmals den Auftrag, ein Buch zusammenzustellen, worin sie das Regensburger Interim zu Grunde legten. Denn Ferdinand war noch immer der Meinung, der Zwist ließe sich durch einiges Nachgeben, wie etwa dadurch, daß man den sogenannten Geistlichen die Ehe, den Laien den Kelch gestattete, heben *). Der Streit lag jedoch tiefer. Die Sache wurde in Rom bekannt, und ehe noch die besagte Schrift veröffentlicht worden, schickte der Pabst seinen Legaten Sfondrati an den Kaiser mit dem Auftrage, das in Rede stehende Projekt als unnütz und verderblich fahren zu lassen. Ja der Pabst nahm es übel, daß sich der Kaiser in dogmatische Angelegenheiten mische. Er verwarf mit Recht das angefertigte Buch, und behauptete, wenn die Religion wieder hergestellt werden solle, müsse vor Allem der an ihr begangene Raub herausgegeben werden. Der Kaiser aber beharrte auf seiner Meinung, und wurde darin von einigen Ständen unterstützt. Er ließ daher das erwähnte Buch in einer doppelten Ausgabe, lateinisch und deutsch, herausgeben unter dem Titel: Des Römisch-Kayserl. Majestät Erklärung, wie es der Religion halber im heiligen Reich bis zu Austrag des gemeinen Concilii gehalten werden soll, auf dem Reichstage zu Augsburg, XV. Mai

*) Buchholz, Geschichte Ferdinands I.

im MDXLVIII. Jahr publicirt und eröffnet und von gemeinen Ständen angenommen. Diese Verordnung, wie alle Friedensschlüsse bis zum westfälischen, ebenfalls wieder ein Interim, sollte nur so lange dauern, „bis man sich der Religion wegen verglichen.“ Sie konnte jedoch, wie es in der Natur der Sache lag, keinen befriedigen. Die Katholiken fühlten sich darüber ungehalten, und die Protestanten wollten und konnten sich derselben nicht unterwerfen. Dennoch suchte sie der Kaiser mit aller Strenge durchzusetzen, ja er bestrafte sogar mehrere Priester, welche ihre Annahme verweigerten. Auch der gefangene Churfürst wurde deshalb strenger gehalten. Der Kaiser aber bedurfte Geld und Ferdinand Hilfe für den Türkenkrieg, und um beides zu erlangen, versprachen sie noch am Ende des Reichstages, dafür zu sorgen, daß das Concilium in Trient fortgesetzt werde, und daß sowohl die Fürsten als die Prediger der augsburgischen Confession zahlreich dorthin kämen. Denn es würde der Fall sein, daß die Angelegenheit dort rein und christlich, nach Lehre der Schrift verhandelt und entschieden, Jeder ohne Leidenschaft gehört werde. Nach dem Reichstage fuhr der Kaiser von Augsburg nach Speier, Mainz, dann rheinabwärts nach dem niedern Deutschland und nach Belgien, indem er den gefangenen Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen Philipp mit sich führte. Hier blieb er, das Land durchreisend und verschiedene Anordnungen treffend, bis zum Juli 1550, wo er wiederum einen Reichstag in Augsburg angesagt hatte, um allda der zerfleischenden Zwietracht ein Ende zu machen. Der Reichstag wurde von den Katholiken zahlreich besucht; aber Moritz fing bereits an, seine falschen und verderblichen Plane zu entwickeln. Katholischerseits erwartete man von dem Concilium, gegen welches Luther auf dem Sterbebette gebetet *), die einzige und sicherste Hilfe. Moritz jedoch ließ durch seine Abgeordneten erklären, daß er dieses nur unter der Bedingung anerkennen würde, wenn daselbst die Sache der Augsburgischen Confessionsgenossen von Neuem untersucht, und die Theologen derselben nicht nur gehört, sondern auch mit entscheidender Stimme erscheinen könnten, der Pabst sich aber diesem Concilium unterwerfe, alles Vorsitzes enthalte und die Bischöfe des Eides des Gehorsames entbinde. Damit wäre nun alle kirchliche Ordnung über Bord geworfen, und hätte man die Sache nur mehr verwirren wollen, man hätte kaum eine andere Forderung stellen können. Die Gesandten des Churfürsten verlangten daher, daß ihre Forderung zu Act genommen werden sollte, was man indessen verweigerte. So ging der Reichstag im Februar 1551 wieder auseinander, ohne daß auch nur etwas Erhebliches geschehen.

---

*) Menzel, a. a. O.

Das Benehmen des Kaisers in Beilegung der religiösen Streitigkeiten in Deutschland, so wie in den Angelegenheiten Oberitaliens hatten den Pabst verstimmt. Octavio Farnese war abgefallen, und des Kaisers Feldherren Ferdinand Gonzaga und Andreas Doria fanden ihre Hände voll in Oberitalien, in Deutschland aber wurde der Magdeburger Krieg fortgesetzt. Die Magdeburger waren als Anhänger des Schmalkalder Bundes schon im Jahre 1547 in die Acht erklärt. Der Kaiser schleuderte jetzt ein neues Interdikt gegen dieselben, und forderte die benachbarten Fürsten zur Bezwingung der Stadt mit Gewalt der Waffen auf. Diese jedoch wehrte sich tüchtig. Sie that nicht blos ihren Feinden vielen Schaden an, sondern es entwickelte sich auch ein vollständiger Krieg. Auf dem Reichstage zu Augsburg wurde sogar der Reichskrieg gegen die übermüthige Stadt beschlossen, und Moritz mit der Führung desselben beauftragt. Die Magdeburger unterwarfen sich zwar, aber Moritz, der den Krieg keineswegs mit besonderm Ernste geführt, benutzte die Gelegenheit, ein geübtes Heer zusammenzuhalten, womit er angeblich zur Vertheidigung der deutschen Freiheit auftrat, in der That jedoch die Zwecke seines Ehrgeizes verfolgen konnte, die er bei seiner treulosen Gesinnung und der Falschheit seines Charakters längst genährt. Seinem Verwandten und Glaubensgenossen hatte er die Churwürde geraubt, und es fehlte nur noch, daß er sich durch einen Schlag, den er gegen den Kaiser führte, wieder in Kredit setzte. An Vorwänden aber zu einem Unternehmen gegen den Kaiser konnte es nicht fehlen. Er hatte sich bei dem Landgrafen für dessen Freilassung verbürgt. Dieser wurde jedoch noch immer in Haft gehalten, und er sowohl wie die sonstigen Fürsten hatten sich bis dahin vergeblich um seine Loslassung bemüht. Weil sich aber Moritz allein gegen den Kaiser zu schwach fühlte, so schloß er zuerst in Friedewalde, im Hessischen, im October des Jahres 1551, dann mit König Heinrich II. von Frankreich ein geheimes Bündniß in Chambord, worin er an diesen die Bisthümer Metz, Toul, Verdun verrieth, und so den Franzosen den Weg nach Deutschland eröffnete. Es gibt Leute, die für Alles ein zwiefaches Maaß haben, und die darum auch in dem Vertrage und Verrathe von Chambord keine Schande sehen, die eine so gräßliche Angst vor den Ultramontanen, Jesuiten und Römlingen haben, daß sie darüber ihre eigene Schmach und das Vaterland vergessen, die immer von eingebildeten Verbrechen reden, welche sie jenen aufbürden, um damit die Kinder in Angst zu jagen. Mag es den protestantischen Schriftstellern meist unangenehm sein, wenn sie von dem Vertrage von Chambord hören, wir können nicht umhin, der Wahrheit das Zeugniß zu geben, und wir lassen hier die Aeußerung selbst eines protestantischen Schriftstellers folgen, der freilich sich auch nicht gescheut,

die falsche Glorie eines Gustav Adolf herunterzureißen. Es ist dieses Barthold, der sich nämlich also vernehmen läßt:

„Ehe wir auf den Gegenstand der Abtretung, die drei Bisthümer, um deren Verhältnisse unsere Aufgabe vielfach sich dreht, zurückkommen, können wir einige Bemerkungen über das Bündniß von Chambord und dessen Urheber nicht unterdrücken. Dasselbe war ein nie zu rechtfertigender Verrath an dem deutschen Vaterlande, da es insgeheim, von einer geringen Minderheit der Stände, gegen den entschiedenen Willen der Mehrheit, selbst redlich gesinnter protestantischer Fürsten, wie Würtenbergs, Chur-Brandenburgs, auch der Pfalz, zu geschweigen der katholischen Stände, abgeschlossen wurde, und in einer Parteiangelegenheit mit Willkühr über Gebiete verfügte, welche dem Reiche gehörten, und deren Entfremdung das Vaterland für alle Zeiten gefährden mußte. Dem Bündnisse lag Heuchelei seines Urhebers, des Churfürsten Moritz, zu Grunde, der, ohne irgend erwärmt zu sein für das protestantische Bekenntniß, das er im Jahre 1546, seines Vortheils willen, zum Untergange seines nächsten Blutsverwandten verrathen hatte, sich jetzt den Schein gab, die Religion retten zu wollen, die er selbst in's Verderben gebracht, und dabei zum Verräther seines Wohlthäters, des Kaisers, ward. Nach seiner eigenen Aeußerung, „in der Religion kein Mameluk," hatte er während der Befreundung mit der katholischen Welt sich nicht gescheut, zu erklären, wenn der Pabst es gewollt hätte, würde er ihm mit sechstausend Pferden gegen den Kaiser gedient haben, und der Erste gewesen sein, zum Fußkuß nach Rom zu gehen, weil er sich nicht um die Religion kümmere, als soweit es ihm zum Nutzen gereiche. Hätte das Gefühl der Scham und der Reue ihn vermocht, die begangene Unthat wieder gut zu machen, so mußte er damit anfangen, seinen Raub, den Lohn des frühern Verrathes, dem Churfürsten zurückzuerstatten, welcher, fechtend für seine Ueberzeugung, mit dem Schwerte in der Hand gefangen war, und wegen seiner Glaubensstandhaftigkeit im Leiden die Verehrung der gesammten Welt verdient hatte. Kaum wurde des Märtyrers im Vertrage anders gedacht, als daß man ihm nur die Freiheit erwirken wollte, falls er auf die frühere Churwürde und sein Erbe verzichte; seinen Söhnen drohte man mit Feuer und Schwert, falls sie nicht gemeine Sache machten, um den Sieg ihres verhaßten Vetters für immer zu besiegeln. Finden die Söhne des Landgrafen wegen ihres drängenden Antheils am Bunde Nachsicht vor der Geschichte, da die Liebe für den gefangenen greisen Vater sie bewegte, so bekennen wir doch andererseits, daß im Verfolge seiner Einheitspläne der sieghafte Kaiser, nach Herausgabe der Länder des Ueberwundenen an die Söhne, das Recht hatte, einen so gefährlichen Mann wie den alten Philipp, der seiner

Gnade sich ergeben, so lange festzuhalten *), als das große Werk der kirchlichen Einigung noch nicht vollendet war. Obenein wurden die Unterhandlungen um die Freilassung des Gefangenen zumal von dem Mitbürgen, dem gewiß nicht undeutsch gesinnten Churfürsten Joachim II., ernstlich betrieben, und verhießen beim Fortgange des Concils unzweifelhaften Erfolg. Lüge war das Vorgeben, die deutsche Freiheit durch die besondere Mitwirkung eines fremden Herrschers zu retten; denn was die Verbündeten Freiheit nannten, war die Unabhängigkeit der Territorialherrschaft von dem selbstgewählten, gesetzlichen Oberhaupte, und die Befugniß, dem Wohle des Ganzen gegenüber ihren Privatvortheil ungehindert verfolgen und sich, wie der Markgraf, mit dem Raube ihrer Gegner bereichern zu dürfen. Wie konnte endlich Heinrich II. ihnen Vertrauen als Schützer ihrer Gewissensfreiheit einflößen, der gleichzeitig mit den Verhandlungen zu Lochau und Friedewald die Blutgesetze von Chateaubriand gegeben, und die Zahl der Märtyrer durch ganz Frankreich vermehrte? Suchten sie ihr Unternehmen mit der Sorge zu rechtfertigen, Karl möge den deutschen Kaiserthron mit Spanien verbinden und seiner Familie erblich machen, so kannten sie gleichwohl den Zwiespalt, welcher im Stillen den römischen König Ferdinand von seinem Bruder trennte, und den Widerspruch, welchen Erzherzog Maximilian, Ferdinands Sohn, gegen den Infanten Philipp erhob. Ein Unglück war dieses Bündniß mit seinen Folgen für die gesammte Entwicklung des deutschen Staatslebens und des Nationalcharakters, indem die Möglichkeit, den Glaubenshader unter irgend einer Form auf dem Concil zu Trident, zu dessen Besuch die protestantischen Theologen aller Orten, selbst aus dem äußersten Pommern, sich anschickten, auszugleichen, seit jenen Tagen unwiederbringlich geschwunden, und die Kluft befestigt ist, die nachgerade drei Jahrhunderte jeden nationalen Aufschwung, jede gemeinsame Volksthat verkümmert. Seit jene Fürsten, leidenschaftlich verblendet und von Selbstsucht getrieben, den fremden König in den heimischen Streit lockten, ihn als den Wohlthäter der Nation und den Retter deutscher Freiheit begrüßten, hielt Selbstberückung die edelsten Gemüther gefangen, wurde politische Heuchelei, Käuflichkeit allgemein, und haben die Könige von Frankreich in großmüthiger Uebung jenes ihnen beigelegten Schutzherrnamtes der Reichsfreiheit ihre Gränzen bis an den Rhein ausgedehnt. Wenn nun leider die deutsche Fürsten- und Volks-Geschichte mehr als ein Capitel hat, über welches die Nachkommen erröthen müssen, so gibt

*) Unparteiische, leidenschaftslose Prüfung des Vorganges in Halle hat erwiesen, daß die armselige Fabel mit dem „ewig und einig" erdichtet sei.

es doch keines, welches mehr Schmerz zu erregen im Stande ist, als dieser erste große Act des Selbstverraths."

Kaum war das Bündniß zwischen Moritz und dem französischen Könige zum Verderben des Vaterlandes geschlossen, als dieser, nicht weniger schändlich, seine alte Freundschaft mit den Türken erneuerte, im Mittelmeer eine Flotte und in Italien ein Heer zusammenbrachte, und den Krieg in Verbindung mit dem Feinde des christlichen Namens eröffnete, eilf niederländische Schiffe, die, auf den Frieden vertrauend, nach Spanien segelten, wegnahm. Mit demselben Verrathe, womit die Franzosen und Türken den Krieg in Afrika, Italien, den Niederlanden führten, überfiel jetzt Moritz den auf solchen Fall gar nicht vorbereiteten Kaiser. Er ging mit seinem Heere über Rothenburg, Dinkelsbühl, Nördlingen nach Donauwörth. In Rothenburg verband sich ihm ein gleichgesinnter, möglicher Weise noch raubsüchtigerer Mensch, der Markgraf Albrecht von Brandenburg. Sie fanden nirgendwo Widerstand, nahmen Geld und Geschütze, und setzten neue Magistrate ein. Augsburg fiel in Moritzens Hand. Er führte daselbst den Protestantismus ein. Dann ging er nach Oestreich, wo Ferdinand den Frieden zu vermitteln suchte, und daher eine Zusammenkunft mit ihm in Linz hatte. Moritz aber hatte den Kaiser noch nicht genug gedrängt. Der Churfürst zog jetzt über die Alpen nach Tyrol. Karl, am Podagra leidend, hatte kaum noch Zeit genug, sich in einer Sänfte bei Nacht und Nebel von Inspruck nach Villach in Kärnthen flüchten zu lassen. Da gab nun endlich Karl den Churfürsten von Sachsen los unter der Bedingung, daß er keinen Krieg errege wider das Haus Oestreich, und weder Moritz, noch Andere stören wolle in ihren Besitzungen.

Unter Ferdinands Vermittlung kam es endlich zu einem Waffenstillstand mit Moritz und zu den Verhandlungen von Passau. Aber auch Heinrich, der Franzosenkönig, war nicht unthätig gewesen. Er verkündete sich in einem eigenen Briefe als Rächer „der deutschen Freiheit" und der gefangenen Fürsten, fiel mit einem Heere in Lothringen ein, nahm die Städte Metz, Toul und Verdun, und versah sie mit einer Besatzung. Er zahlte Moritz seinen versprochenen Sold, und dachte schon daran, die französische Gränze bis an den Rhein vorzurücken, und zu dem Zwecke noch Straßburg, Mainz, Trier und die sonstigen Rheinstädte anzugreifen. Maria von Oestreich jedoch, Regentin der Niederlande, hatte hier ein Heer von fünfzehntausend Mann Fußvolk und dreitausend Reitern zusammengebracht, welche unter Anführung ihres Feldherrn in die Champagne und Picardie einfielen und den Parisern Schrecken einjagten. Heinrich mußte daher dem eigenen Lande zu Hilfe eilen, und er konnte in Deutschland um so weniger eindringen, als die deutschen Fürsten doch nun aufmerksam

wurden und Vorsorge trafen. Die protestantischen Fürsten und Städte fingen bereits an, zu fürchten. Sie schickten Gesandte an den französischen König, dankten ihm für seine Hinüberkunft, baten aber, er möge nun nicht weiter mehr vordringen. Denn der Kaiser sei bereits in solcher Noth, daß er ihnen Genüge leisten und Alles unterschreiben müsse. Endlich im Monat August des Jahres 1552 kam es mit Moritz und den protestirenden Fürsten unter Vermittlung des römischen Königs Ferdinand zu einem Vergleiche, zu dem sogenannten Passauer Vertrage. Zunächst sollten beide Theile die Waffen niederlegen, ihre Truppen entlassen oder Ferdinand überweisen. Auch der Landgraf Philipp von Hessen erhielt seine Befreiung. Er mußte jedoch so lange auf seiner Burg Rheinfels bleiben, bis seine Streitigkeit mit dem Grafen von Nassau durch den Churfürsten entschieden war. Der Kaiser sollte innerhalb sechs Monaten einen Reichstag berufen, wo über die Religionsangelegenheiten jeder Streit beigelegt würde, bis dahin aber Alle Frieden und wegen der Religion keine Beschwerde haben, die Augsburgischen Confessionsgenossen ebenfalls als Richter bei dem Kammergerichte zugelassen werden. Was nun den König von Frankreich betreffe, so wurde arglistiger Weise beliebt, daß er die Privatangelegenheiten, die er mit dem Kaiser habe, Moritz vortrage, und durch diesen dem Kaiser. Die Gebannten sollten ebenfalls alle wieder eingesetzt werden, wenn sie sich später gegen Kaiser und Reich nichts zu Schulden kommen ließen, und diejenigen, welche noch dem Könige von Frankreich dienten, innerhalb drei Monaten zurücktreten würden. Albrecht jedoch wollte diesem Vertrage nicht beitreten. Er gedachte vorher noch die Bisthümer Bamberg und Würzburg zu brandschatzen, und fiel, nachdem er sich von diesen eine große Summe hatte zahlen lassen, in Mainz ein, das er mit Feuer und Schwert verheerte. Da verlangte er von dem Erzbischofe von Trier die Veste Ehrenbreitstein, nahm Worms und Speier, belagerte Frankfurt, und trieb, als er dies nicht einnehmen konnte, wieder Brandschatzung in Mainz und Speier ein. Hier plünderte er den Dom, raubte das Blei von Dächern und wollte den Königsbau zerstören, wenn ihn nicht der Rath auf andere Gedanken gebracht. Da ging's wiederum an die Plünderung von Mainz. Dann zog er mit seinem Heere nach Luxenburg und Lothringen, wo er sich an den König von Frankreich anzuschließen hoffte. Das war der erste jener Raubzüge, die später im dreißigjährigen Kriege in größerm Style noch, bei dem Halberstädter Christian, Mannsfeld und dem Herzoge Bernhard von Weimar, alles von wegen „der deutschen Freiheit", sich wiederholten.

Die Franzosen hatten zu jener Zeit den Krieg in Italien im Bündnisse mit dem türkischen Sultan Solyman, der seine Flotte die

Küsten Neapels umschiffen ließ, mit Eifer fortgesetzt und Alles mit Schrecken erfüllt. Andreas Doria, der, mehr um die Bewohner zu ermuthigen, als weil er auf einen Sieg hoffte, eine Schlacht wagte, wurde geschlagen, und der türkische Admiral konnte bei seinem Rückzuge aus Italien eine große Menge Menschen nach Konstantinopel schleppen. Ebenso war der Versuch Karls, Metz wieder zu erobern, vergeblich. Er söhnte sich dagegen mit Albrecht aus, der mit einem Heere in Ponta-Mousson stand, die Franzosen wollten sich vorsehen, daß ihnen durch Albrecht kein Nachtheil geschehe. Sie griffen ihn am 4. November unter Anführung des Herzogs von Aumale an. Aber dieser wurde geschlagen und gefangen. Albrecht kam mit dem Gefangenen in's Lager vor Metz. Der Kaiser jedoch weilte krank in Thionville (Diedenhofen). Er setzte zwar die Belagerung mit allem Ernste fort, aber das Unternehmen scheiterte vorzüglich an der Strenge des Winters. Nur das belgische Heer war glücklich. Albrecht, von nun an in des Kaisers Diensten, zog mit seinem Heere nach Franken. Hier überzog er die Stadt Nürnberg und die fränkischen Bisthümer von Neuem mit einem schändlichen Kriege. Er wüthete mit Feuer und Schwert, sich Geld zu erpressen, und dachte wohl gar, sich einen Königsthron zu erobern. Das Kammergericht erließ ein Mandat gegen ihn, aber man hatte nicht Macht genug, es zum Vollzug zu bringen. Vergebens hatten sich die Erzbischöfe von Mainz, von Trier, der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Großmeister des deutschen Ordens und Andere gegen Albrecht verbündet und Moritz von Sachsen zu ihrem Feldherrn gewählt. Denn dieser traute seinen eigenen Leuten nicht, und wagte es nicht, etwas gegen Albrecht zu unternehmen. Endlich schloß sich der römische König Ferdinand den Verbündeten an, und Albrecht wurde feierlich der Krieg angesagt. Auf beiden Seiten stand ein Heer von vierundzwanzigtausend Mann. Als aber Albrecht über die Weser ging und nach Sachsen kam, zog ihm Churfürst Moritz unvermuthet entgegen. Im Juli 1553 kam es bei Siegfriedshausen, im Lüneburgischen, zu einer blutigen Schlacht, worin Moritz blieb, jedoch sein Heer siegte. Albrecht entging nur mit Mühe der Gefangenschaft. Er sammelte die Trümmer seines Heeres, und setzte sich in Braunschweig. Aber bald erlitt er eine neue Niederlage, welche ihm die Ueberzeugung verschaffte, daß er sich hier nicht halten könnte. Der Landfriedensbrecher und Räuber suchte sich daher mit seiner Reiterei durch Thüringen nach Franken durchzuschlagen, und hier von Neuem zu behaupten. Vom Kammergerichte und vom Kaiser jedoch geächtet, floh er nach Frankreich. Doch auch von hier kam er später in der Absicht zurück, sich gesetzmäßig zu vertheidigen. Er starb aber arm und verlassen, wie es sein schändliches Treiben verdient hatte.

Im October des Jahres 1554 ließ Karl seinem Sohne Philipp das Herzogthum Mailand feierlich übertragen, und Ferdinand kam auf den Reichstag nach Augsburg. Die Fürsten bezeigten aber wenig Theilnahme an den Reichsangelegenheiten. Ferdinand ließ sie daher nochmals durch besondere Boten und Briefe einladen. Wiewohl nur noch Wenige anwesend waren, begannen doch endlich die Verhandlungen im Februar 1555. Vor Allem kamen die religiösen Angelegenheiten zur Sprache. Es wurde den Protestanten in Bezug hierauf volle Sicherheit versprochen. Sie verlangten jedoch noch mehr, nämlich den Besitz aller Güter, die sie inne hatten, die Befreiung von der Gerichtsbarkeit der katholischen Bischöfe, was ihnen auch, der Einsprache dagegen ungeachtet, bewilligt wurde. Nur Eine Bestimmung fügte Ferdinand kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit, da man sie sonst nicht durchgesetzt hätte, hinzu, das war der sogenannte geistliche Vorbehalt. Gemäß diesem Vorbehalte sollten nämlich, wenn irgend ein Bischof, Prälat oder sonstiger Pfründner der katholischen Kirche diese verließe und zur protestantischen überträte, seine Würde niederlegen müssen, jedoch unbeschadet seiner Ehre. Zwar bestritten die Protestanten die Giltigkeit dieser Klausel, welche der Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit und nach dem natürlichen Rechte der Billigkeit für die Katholiken beigefügt hatte, aber der westfälische Friedensschluß selbst mußte sie anerkennen, und nur dadurch konnte der Frieden in Deutschland gesichert bleiben.

Karl, von Sorgen ermüdet, alt, schwach und krank, hart heimgesucht, der Welt und der Geschäfte überdrüssig, suchte endlich Ruhe und einen Gedanken zur That zu machen, der, so unbegreiflich er immer scheinen mochte, doch manchmal von ihm ausgesprochen. Er wollte die Regierung niederlegen. Er rief daher seinen Sohn Philipp, König von Spanien, der sich gerade in England befand, nach Belgien, und übertrug ihm am 8. September 1556 in feierlicher Sitzung der niederländischen Stände die Regierung dieser Lande, dann später aller jener Reiche, welche er vermöge Erbrechtes und des Rechtes der Eroberung besessen, nämlich Spanien, Sicilien, Sardinien, die balearischen Inseln, seine Besitzungen in Amerika, in Ostindien, indem er sich weiter nichts vorbehielt, als ein jährliches Einkommen von einmalhunderttausend Kronen. Es war ein rührender Act, als Karl in der Versammlung der Stände zu Brüssel, auf den Prinzen von Oranien gestützt, seine Abschiedsrede hielt. Er gedachte der Arbeiten, denen er sich seit dem dreizehnten Jahre hingegeben, seiner häufigen Reisen in Europa, selbst nach Afrika, so vieler Siege. Besonders stützte er sich darauf, wie er seine Zeit, sein Vergnügen, selbst seine Gesundheit zum Opfer gebracht, um die Religion zu schirmen und den gemeinen Nutzen zu fördern. „So lange es meine Kräfte erlauben,“

„fuhr er fort, „habe ich meine Pflicht gethan. Jetzt fühle ich, daß „mich eine unheilbare Krankheit überfallen, und meine Entkräftung „macht mir Ruhe nöthig. Meiner Völker Glück liegt mir mehr am „Herzen, als der Ehrgeiz der Könige. Für einen Greis, der eben „in die Grube gehen will, gebe ich Euch einen Fürsten in der Blüthe „der Jahre, mit Scharfsinn begabt, thätig und unternehmend. Wenn „ich für meinen Theil im Laufe meiner langen Regierung Manches „gefehlt habe, so schreibt es nur meiner Schwachheit, nicht einer „verdammlichen Absicht zu, und vergebt mir's. Eurer Treue und „Anhänglichkeit werde ich immer und auf das Lebhafteste eingedenk „sein. Euer Glück wird das erste meiner Gebete an den allmächtigen „Gott sein, dem ich meiner Tage Rest weihe." Hierauf, zu seinem Sohne gewendet, der auf den Knieen lag und ihm die Hand küßte, sprach er: „Und mein Sohn, möge dieser Tag Deine Liebe zu Deinen Völ„kern verdoppeln! Mögen sich andere Fürsten freuen, sterbend ihre „Staaten ihren Kindern zu hinterlassen, ich, ich will noch bei meinem „Leben das doppelte Vergnügen empfinden, daß Du mir Dasein wie „höchste Gewalt schuldig seiest! Wenige Fürsten mögen meinem Bei„spiele folgen." Dann gab er Philipp seinen Segen, und drückte ihn heftig an seine Brust, worauf er, von der Anstrengung erschöpft und den Thränen der Versammlung, wie durch ihr Bedauern, einen so großen Herrscher zu verlieren, bewegt, in seinen Sessel zurücksank *). Die spanische Krone legte er unter ähnlichen Feierlichkeiten nieder.

Da er es vergebens versucht hatte, Ferdinand zur Niederlegung der römischen Königskrone zu bewegen, schickte er Gesandte nach Inspruck mit dem Auftrage, das Reich in dessen Hände zu geben, so wie, daß er seinen Sohn Philipp den Fürsten empfehlen möge. Im August des Jahres 1556 schrieb Karl an das Reichskammergericht, und im September von Sudenburg aus an die Stände des Reiches, worin er ihnen seinen Entschluß kund that, und sie ermahnte, seinem Bruder Ferdinand zu gehorchen. Dann sandte er eine Gesandtschaft, den Prinzen Oranien, seinen Vicekanzler Held und seinen Geheimsecretär. Diese konnten aber, theils weil drei Churfürsten gestorben, theils weil der Krieg mit Frankreich von Neuem ausgebrochen, ihr Geschäft erst in zwei Jahren erfüllen. Im September des Jahres 1556, zehn Tage nach seiner Abdankung, segelte Karl von Sudenburg nach Spanien. Hier, an's Land gestiegen, sagte er: „Nackt „bin ich in die Welt gekommen, und nackt komme ich wieder zu dir, „du aller Menschen Mutter! dir weihe ich meinen Leib, als wodurch „ich allein alles Gute anerkennen kann." Dann nahm er ein Crucifix,

*) Coxe, Geschichte des Hauses Oestreich.

und dankte in Thränen schwimmend dem Herrn, der ihm am Ende seiner Laufbahn das Reich wieder zu sehen vergönnt habe, das ihm immer das liebste gewesen, das ihn zu großen Ehren gebracht, und dem er nächst der Vorsehung alle seine Siege, all sein Waffenglück verdanke.

Von den Ständen wohl aufgenommen, redete er sie freundlich an, umarmte seinen Enkel Karl, mahnte ihn zur Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, und begab sich dann zu Ende des Jahres, blos von zwölf seiner Diener begleitet, in das Eremitenkloster des heiligen Justus in Estremadura, welches er schon früher als einen ganz geeigneten Ruheplatz für einen Diocletian bezeichnet hatte. Hier verlebte er nur noch zwei Jahre, und das letzte ganz in stiller Einsamkeit und Betrachtung. Sein Einkommen wurde meist zu milden Zwecken verwendet. Endlich nachdem er noch sein eigenes Begräbniß gefeiert (ein religiöser Act, der im Mittelalter nicht selten vorkommt), wurde er von einem Fieber ergriffen, woran er am 21. September 1558 starb. Er wurde zuerst in Granada, an der Seite seiner Mutter und Großältern, später im Escurial begraben.

Drei Jahre nach Karls Tode starb auch seine Schwester Maria, Königin von Böhmen und Ungarn, Verwalterin der Niederlande. Seine Frau, Isabella, war schon im Mai 1539 verschieden. Hiemit hatte er drei Kinder, nämlich Ferdinand, der noch in der Wiege starb, Philipp, geboren 1527, und Maria, später Gemahlin Maximilians II., geboren 1528.

5. Ferdinand I.

Ferdinand, König von Böhmen und Ungarn, Herzog von Würtenberg und römischer König. Der Türkenkrieg. Verhandlungen wegen der Religion in Deutschland. Der Grumbach'sche Handel. Verhandlungen mit dem Pabste. Die Protestanten. Fruchtlose Versuche, sie für die Beschickung des Conciliums von Trient zu gewinnen. Ferdinands Tod.

Ferdinand, der schon lange vor dem Tode und der Abdankung Karls V. die deutschen Reichsangelegenheiten unter großen Sorgen und Schwierigkeiten geleitet, war jetzt oberster Herr. Er war im Jahre 1513 zu Alcala de La Henarez in Spanien geboren, ein Sohn Philipps, Erzherzogs von Oestreich und Königs von Castilien, und der Johanna von Spanien. Seine Lehrer waren Osorius und

Nonnius; Guzman, Ritter des Calatrava-Ordens, unterrichtete ihn in der Kunst der Waffen und des Krieges. Auch Adrian hatte er eine Zeitlang zum Lehrer.

Nachdem Ferdinand der Katholische gestorben, übernahm Ximenes die Vormundschaft. Die Spanier, bei denen Ferdinand erzogen war, hätten ihn gern zum Könige gehabt. Aber der Kardinal rieth, daß Ferdinand zu seinem Großvater Max nach Oestreich ginge. Nach Andern jedoch hatte Karl den Ximenes im Verdacht, daß er seinen Bruder mehr begünstige, eine Verkennung, die der große Mann und Kirchenfürst mit Würde zu ertragen wußte.

Im Jahre 1518 kam Ferdinand nach den Niederlanden, wo man über die Leitung seiner Studien mit dem berühmten Erasmus von Rotterdam unterhandelte, was dieser jedoch wegen Kränklichkeit ablehnte. Zwei Jahre später vermählte sich der junge Fürst mit Anna von Ungarn, und Karl trat ihm sein Erbtheil in den öftreichischen Landen ab mit Allem, was dazu gehörte. Als nun im Jahre 1526 der König Ludwig von Ungarn in der unglücklichen Schlacht von Mohacz gefallen war, wurde Ferdinand im Februar 1527 in Prag zum Könige von Böhmen gekrönt. Schwieriger war die Sache in Ungarn. Die Ungarn wollten sich die Wahl nicht nehmen lassen, und es war hier immer eine den Deutschen feindliche Partei. Diese wählte daher, zwar zahlreich, aber doch nicht in gesetzlicher Form, den Woywoden Johann Zapolya zum Könige, der auch von dem Erzbischofe von Gran mit der Krone des heiligen Stefan gekrönt ward. Er nahm seinen Sitz zu Ofen, während der Palatin einen neuen Reichstag nach Preßburg zusammenrief, jene Wahl für nichtig erklärte, und Ferdinand zum Könige von Ungarn gewählt wurde. Das gab nun einen Thronstreit, in dem zwar Johann Zapolya anfänglich unterlag, der jedoch dem Lande viel Blut kostete, und es großen Verheerungen von Seiten der Türken aussetzte. Nachdem Johann Zapolya aus Ungarn herausgeschlagen, ward Ferdinand in Stuhlweissenburg zum Könige gekrönt.

Im Jahre 1530 wurde Ferdinand auf dem Reichstage zu Augsburg von Karl feierlichst mit dem Herzogthum Würtenberg belehnt, und das Jahr darauf, wie bereits gemeldet, in Köln zum römischen Könige erwählt. Es widersprachen aber die protestantischen Stände, und sie konnten erst im Frieden von Cadan zur Anerkennung gewonnen werden (1534). Die ungrische Krone kostete Ferdinand viel Sorgen, und verwickelte ihn in die härtesten Kämpfe, die auch auf Deutschland den größten Einfluß übten. Es waren jedoch diese Kämpfe nicht blos Kämpfe im Interesse Ferdinands, sondern auch für die Erhaltung des christlichen Glaubens in Ungarn und Deutschland, ja

für die Erhaltung der Christenheit in Mitteleuropa *). Johann Zapolya, in Ungarn geschlagen, wandte sich zu den Türken. Von diesen unterstützt, drang er von Neuem in Ungarn ein. Die Oestreicher wurden allenthalben von überwiegenden Kräften zurückgedrängt, und Wien selbst wurde nur durch die Tapferkeit seiner Bewohner und seines Befehlshabers Nicolas von Salm gerettet. Der Sieg über Solyman war glänzend, die Beute unermeßlich, aber das Land umher war verheert.

Ferdinand, von allen Seiten in Noth, suchte sich mit Johann zu vergleichen. Dieser erhielt Siebenbürgen und den Theil von Ungarn, den er gerade inne hatte, auf Lebenszeit. Als er nun im Jahre 1540 gestorben, forderte Ferdinand ganz Ungarn. Jedoch eine Partei derselben erhob Johanns Sohn zum Könige. Dieser war noch ein Knabe, und hieß Stefan. Als jene aber allenthalben den östreichischen Waffen weichen mußte, Ofen belagert wurde, schickte Solyman sein Heer in's Land, und schlug die Truppen Ferdinands zurück. Er lockte den jungen König mit Schmeicheleien in sein Lager, besetzte die Stadt Ofen mit List, und fügte der Christenheit viel Schaden zu. Die Türken nahmen darauf in Bosnien und Kroatien eine Stadt nach der andern, und im Jahre 1544 die Festung Vicegrad. Endlich im Jahre 1545 kam es zu einem fünfjährigen Waffenstillstande, der zwar sehr hart war, denn Ferdinand mußte einen jährlichen Tribut von dreißigtausend Ducaten zahlen, jedoch sowohl vom römischen König, als vom Kaiser weise benutzt wurde. Ferdinand erhielt bald darauf Agram und befestigte die Stadt. Als aber im Jahre 1550 der Waffenstillstand abgelaufen war, entbrannte der Krieg von Neuem. Die Königin Wittwe und die Vormünder des jungen Königs Stefan wurden gezwungen, der ungrischen Krone zu entsagen, und sich mit Siebenbürgen zu begnügen, so wie mit dem Lande östlich der Theiß. Das suchten jedoch die Türken zu verhindern, und wenn auch die Truppen Ferdinands anfangs siegten, so drangen jene doch von Neuem in Siebenbürgen vor. Aber Ferdinand war nicht muthlos, seine Truppen nahmen Segedin, weil sie jedoch nicht vorsichtig waren bei der Belagerung der Burg, wurden sie von den Türken niedergehauen. Diese nahmen Temeswar und schlugen das christliche Heer, mußten aber die Belagerung von Agram mit großem Verluste wieder aufgeben. Das geschah gerade zu der Zeit, wo Karl von Moritz in Deutschland treulos überfallen wurde. In den Jahren 1553 und 1554 jedoch wurde an verschiedenen Stellen in Ungarn gegen die Türken geschlagen, und Ferdinand, der von dem erschöpften deutschen Reiche, welches im Westen und in Italien gegen die Franzosen im

*) v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches.

Kriege begriffen war, hatte vergeblich mit den Türken Frieden zu schließen gesucht. Die Türken, welche im Jahre 1556 Sigeth vergeblich stürmten, wurden bei Bobatsch geschlagen, und es kam endlich zu einem Waffenstillstande. Weil aber Siebenbürgen wieder abfiel, ging der Krieg in dem Jahre 1560 von Neuem los. Zwei Jahre später jedoch schloß Ferdinand mit Solyman einen Waffenstillstand auf acht Jahre.

Ferdinand war zwar im Jahre 1544 auf dem Reichstage zu Speier von allen Ständen als deutscher König anerkannt worden; er fand aber Widerstand bei dem Pabste Julius III., der die ohne seine Einwilligung veranlaßte Wahl nicht anerkennen wollte, und den deutschen König sogar in den Bann that. Denn auch sonst wegen seiner religiösen Nachgiebigkeit war der Pabst mit ihm unzufrieden. Als Ferdinand im Jahre 1552 den Passauer Vertrag schloß, wobei die Kirche so viel einbüßte, und drei Jahre später auf Grundlage desselben, in Karls Namen, den sogenannten Religionsfrieden bekannt machte, zürnte der Pabst noch mehr, weil er in unzeitiger Schwachheit zu viel nachgegeben, und ohne des Pabstes Einwilligung und Rath über Religionsangelegenheiten verhandelt habe. Das war denn auch der Grund, warum der Pabst sowohl die Abdankung Karls von der deutschen Kaiserwürde, als die Uebertragung derselben an Ferdinand nicht anerkennen wollte. Ferdinand hielt sich indeß in Besitz. Er sagte im Jahre 1557 einen Reichstag in Regensburg an, wo das Projekt eines abermaligen Religionsgespräches von Neuem auf dem in Worms zu haltenden Reichstage verfolgt, die Türkenhilfe verdoppelt und über den Religionsfrieden verhandelt wurde. Die Protestanten hatten jedoch Ferdinands Noth immer mehr zu benutzen gewußt. Sie widersetzten sich dem geistlichen Vorbehalte, und schon im December 1556 hatten sie eine Protestation über die Autonomie der protestantischen Kirche, wie sie die Anhänger des Protestes bezeichneten, die nie eine sichtbare Kirche bilden können, grundsätzlich nicht einmal wollen, eingereicht, welche Ferdinand dahin beantwortete, daß er den Religionsfrieden in allen seinen Artikeln und Klauseln halten wolle. Die Protestirenden aber behaupteten, daß ihren Beschwerden in keinerlei Weise abgeholfen werde, und überreichten im März des Jahres 1557 eine neue Protestation. In demselben Jahre wurde auch zu Frankfurt am Main, unter Vermittlung des Pfalzgrafen Otto Heinrich, des Churfürsten August von Sachsen, Wilhelm von Cleve die Angelegenheit über Katzenellenbogen, welche fünfzig Jahre geschwebt, zwischen Hessenkassel und Nassau erledigt, und während der Unterhandlung der Tag über die Abhaltung des Religionsgespräches in Worms festgesetzt. Das Religionsgespräch zerschlug sich jedoch unter andern auch daran, daß die Katholiken blos mit den

Augsburgischen Confessionsgenossen, denen allein der öffentliche Friede im Reiche gesichert worden, und nicht mit den Zwinglianern, Osiandristen, den sonstigen zahllosen Sekten, mit denen es durchaus nicht zu Ende kommen konnte, zu thun haben wollten. Denn die Protestanten hatten sich schon damals in unsägliche Parteien gespalten, die sich nicht nur einander bekämpften, sondern auch in Hauptfragen gerade das Entgegengesetzte lehrten. Melanchthon selbst war von der lutherischen Lehre über die Rechtfertigung abgewichen. Selbst an ihren Bekenntnißschriften hatten sie immer gemodelt, und wenn auch der Weg eines Religionsgespräches damals, wo die Parteien sich nicht einmal untereinander mehr verstanden, sondern sich bis auf's Blut, Verbannung und Enthauptung verfolgten *), zur Beilegung des Zwistes sonst wohl geeignet gewesen wäre, so hatten es die Parteiführer nicht einmal mehr in ihrer Macht, dem Spalte ein Ende zu machen. Zunächst entstanden neue Spaltungen der Protestanten unter sich. Melanchthon und die übrigen Theologen des Churfürsten von Sachsen behaupteten, die Zwinglianer, Synergisten und Adiaphoristen dürften nicht vor gehörter Sache verurtheilt werden. Die Theologen des jüngern Herzogs von Sachsen dagegen, Schnepf, Strigel, Rossel, Joachim Marlinus, Erasmus Sarcerius, legten bei dem Präsidium des Religionsgespräches, Julius Pflug, eine Protestation ein, worin sie sich gegen die Irrthümer der Zwinglianer, Osiandristen, Majoristen, Synergisten und Adiaphoristen erklärten, und mit diesen keine Gemeinschaft haben wollten. Demohnerachtet wollte Ferdinand das Religionsgespräch fortgesetzt wissen, und da er dadurch nichts zu erreichen vermochte, so gab er eigenmächtig, weil er davon Frieden hoffte, in einer Versammlung der östreichischen Stände so weit nach, daß er die Communion unter beiden Gestalten gestattete. Jedoch auch das führte nicht zum Zwecke.

Die erste Angelegenheit, welche aber Ferdinand vermöge kaiserlicher Machtvollkommenheit zu schlichten suchte, war die der Erben des geächteten Markgrafen Albrecht. Die Erben erhielten zwar das Land wieder, weil durch den Tod Albrechts der Frevel aufgehört, und es mehr Haß erwecken würde, wenn jene darunter litten, jedoch sei es auch billig, daß jene, welche zu Verlust gekommen, entschädigt würden. Damit waren beide Parteien zufrieden. Aber bald erhob sich ein anderer Handel, der Deutschland in große Bewegung setzte. Es war dies der sogenannte Grumbach'sche. Der Bischof von Würzburg, mit Mühe der Nachstellung entkommen, die ihm ein gewisser Grumbach gelegt, wurde in seiner eigenen Stadt, auf offenem Markte von fünfzehn Meuchelmördern überfallen und getödtet. Die Bewohner

*) A. Menzel, a. a. O.

wurden so in Angst gesetzt, daß sie glaubten, ihre Stadt sei in Brand gesteckt, und zum Löschen eilten, während die Uebelthäter sich in aller Stille entfernten. Auf dem Rückwege begegneten sie Johann Zobel, einem Verwandten des Bischofes. Sie setzten ihm Ort und Tag, wo er sich zu stellen habe, gleichsam als sei er in einem rechtmäßigen Kriege gefangen. Anfangs wußte man die eigentlichen Thäter nicht. Später aber ward ein gewisser Christoph Kretzer, als Emissär Wilhelm Grumbachs, bezüchtigt, öffentlich in die Acht erklärt, und nachdem er sich lange verborgen, endlich auf der Gränze von Lothringen ergriffen. Er sollte zur Vollziehung der verdienten Strafe nach Würzburg geführt werden, er kam aber seinen Wächtern, während diese schliefen, zuvor, und schnitt sich den Hals ab, nachdem er jedoch vorher die Namen seiner Mitschuldigen bekannt. So ermittelte es sich, daß die That auf Veranlassung eines fränkischen Ritters, Grumbach, geschehen, der dem Bischofe deshalb gram war, weil dieser das von seinem Vorgänger, Konrad von Bibra, seiner Gemahlin hinterlassene Legat nicht auszahlen wollte, zudem den Ritter, der mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg das Land verwüstet, von seinen Gütern gejagt. Der Ritter fand aber Schutz bei dem Herzoge von Gotha.

Ferdinand, als er die Verwaltung des deutschen Reiches in eigenem Namen übernommen, schickte bei seiner Rückkehr nach Wien seinen Oberkämmerer, Martin Guzman, an den Pabst Paul IV., und ließ ihm dieses melden. Der Pabst aber, wiewohl Philipp II. von Spanien ihn durch seine Gesandten darum bitten ließ, wollte doch des Kaisers Abgeordnete weder hören, noch anerkennen. Er behauptete vielmehr, Karl habe der Regierung noch nicht entsagt und Ferdinand dieselbe wider sein Wissen und Willen angetreten, so wie den protestantischen Ständen einen der Kirche nachtheiligen Frieden gewährt. Guzman mußte also unverrichteter Sache von Rom abreisen, wo er jedoch eine Protestation hinterließ. Erst als Paul IV. gestorben war, und Pius IV. zu seinem Nachfolger erhielt, erkannte der Pabst die an Ferdinand übertragene Würde an, und empfing dessen Gesandte als die eines rechtmäßigen katholischen Kaisers.

Ferdinand hatte im Jahre 1560 einen Reichstag zu Augsburg gehalten. Hier wurden zuerst die Exequien Karls V. mit großem Aufwande gefeiert. Die Leichenrede hielt Ludwig Madruzzi, erwählter Bischof von Trient und später Kardinal der heiligen römischen Kirche. Als die Leichenfeier zu Ende, wurden die Acten des Religionsgespräches auf Geheiß Ferdinands verlesen. Aber die Stände konnten daraus die Unmöglichkeit ersehen, auf diesem Wege zur Einigkeit zu kommen. Ferdinand versprach daher, dafür Sorge zu tragen, daß das allgemeine Concil wiederum zusammenträte, und ersuchte sie, den Decreten desselben beizustimmen. Es zeigte sich jedoch bald wieder,

wie es mit dem früher protestantischer Seits so heftig verlangten Concilium gemeint war. Denn die Gesandten des Churfürsten von Sachsen und der sonstigen von der Kirche getrennten Fürsten legten wiederum Protest ein: „Vergebens," hieß es darin, „erwarte man „eine Einigung von einem päbstlichen Concile, es sei rechtmäßiger, „an den Beschlüssen des Passauer Vertrages und dem in Augsburg „noch jüngst verkündeten Religionsfrieden zu halten, sich gegenseitig „zu dulden, bis die Vorsehung einen geeigneten Weg zur Einigung „zeige." Das war so viel, als die Protestanten bei der Wegnahme der Kirchengüter zu lassen, und wer die Geschichte kennt, ihnen volle Freiheit zu geben zu neuer. Weil daher Ferdinand auf seinem Beschlusse bestand, erwiederte der Churfürst von Sachsen und seine Parteigenossen: „Auch sie wären einem christlichen, freien Concilium „in Deutschland nicht entgegen, wenn es nur rechtmäßig versammelt, „und nicht vom Pabste, sondern vom Kaiser zusammengerufen würde, „der Pabst in demselben nicht Vorsitzer oder Richter, sondern Partei „sei, und sich dem Concilium unterwerfe, den Erzbischöfen, Bischöfen, „Prälaten und den Sonstigen die Eide, womit sie gebunden seien, „erlassen würden, damit sie frei und ohne Furcht ihre Meinung sagen „könnten. Als Richtschnur aber, die man auf dem Concilium ver„folgen wollte, sollten blos das Wort Gottes oder die heilige Schrift, „nicht die menschlichen Gesetze oder die Tradition und Gewohnheiten, „welche dem Worte Gottes widersprächen, nicht die Einwilligung der „päbstlichen Kirche gelten. Die Stände und Theologen der Augs„burgischen Confession sollten nicht blos gehört werden, sondern auch „bei Erwägung der streitenden Artikel eine entscheidende Stimme „haben. Die Entscheidung und Decrete des Conciles aber nicht nach „Stimmenmehrheit, sondern nach der Vorschrift des Wortes Gottes „festgesetzt, vor Allem aber die Acten und Beschlüsse des bisherigen „Conciliums von Trient vernichtet werden, endlich, wenn man „die Eintracht, wie sie mit dem Worte Gottes stimme, auf dem „Concil nicht finden könne, sollten nichts desto weniger den Ständen „der Augsburgischen Confession der Religionsfriede und die Bestim„mungen des Passauer Vertrages im Reiche gesichert bleiben. Unter „diesen Bedingungen" (die freilich den Protestanten Alles gewährten, was sie nur verlangten, und die eigentlich das Concil ganz nutzlos machten), „würden sie dieses, wenn Kaiserliche Majestät ein solches „verlange und die Stände ihnen darüber hinlängliche Sicherheit ver„schafften, beschicken, und dem Reichsabschiede einzufügen gern will„fährlich sein." Dann kamen sie aber auch wieder mit ihren alten Beschwerden heraus, worin sie sich beklagten, daß ihnen der Religionsfriede nicht gehalten würde, daß Gleichheit unter den Ständen des Reiches zu beobachten sei, und daß man die Reformation (das

heißt das Protestantisiren) der Klöster und Benefizien durch Mandate des Reichshofrathes verhindere. Die Katholischen wußten aber darauf zu antworten, und bewiesen, daß nicht sie der angreifende Theil, sondern daß die protestantischen Stände fortwährend Kirchen und Klöster plünderten, das Gut der Armen, Wittwen und Waisen an sich rissen, die rechtmäßig ergangenen Mandate des Kammergerichtes verhinderten. Ferdinand, in der Noth, wußte sich nicht besser zu helfen, als daß er den sogenannten Religionsfrieden von Neuem bestätigte, und gegen die Störer des öffentlichen Friedens, so wie über Münze und Gewicht abermalige Verordnungen erließ. Zugleich wurde eine Gesandtschaft an den König Heinrich von Frankreich beschlossen, wegen der Rückgabe von Lothringen. Grumbach wurde in die Acht erklärt.

Die protestantischen Stände, denen sich auch der König Friedrich II. von Dänemark anschloß, hielten zu Anfang des Jahres 1561 zu Naumburg eine Zusammenkunft, die etwa sechs Wochen dauerte. Es wurde hier zuerst über die Augsburgische Confession, dann über die Theilnahme an dem wiedereröffneten Concilium verhandelt. In Bezug auf die Erstere verhandelte man die Frage, ob man die alte oder neue veränderte Augsburgische Confession in öffentlichen Verhandlungen festhalten sollte. Aber auch jetzt zeigte sich die Uneinigkeit, und es kam zu keinem gemeinschaftlichen Beschlusse. In Bezug auf die Theilnahme an dem Concilium antworteten die protestantischen Stände den Gesandten Ferdinands, daß sie an keinem Concilium theilnehmen könnten, worin der Pabst mit seinen geschwornen Bischöfen den Vorsitz habe. Dem päbstlichen Gesandten Commendone aber ertheilten sie nach dessen Anhörung den Bescheid, daß die Churfürsten und Fürsten in dem Pabste durchaus keine Jurisdiction anerkennen könnten. Sie faßten vielmehr den Beschluß, daß einige Fürsten, Räthe und Theologen in Erfurt zusammenkommen sollten, um dort eine scharfe, vollständige Antwort wegen des Conciliums abzufassen, die sie dem nächsten Reichstage aushändigen wollten. Das päbstliche Breve aber, das ihnen der Legat überreichte, und die Ueberschrift hatte: „an unsere lieben Söhne," nahmen sie deshalb nicht an, weil sie den Pabst nicht als Vater anerkännten, und darum auch dessen „lieben Söhne" nicht sein könnten.

Von Seiten Roms ließ man indessen nichts unversucht, die Getrennten wieder zu gewinnen, und zur Theilnahme an dem Concilium einzuladen. Der päbstliche Legat Commendone reiste nicht nur in dieser Absicht an den verschiedenen protestantischen Höfen umher, sondern man gewährte ihnen auch alle nur mögliche Sicherheit. Das Concil, das so lange unterbrochen, wurde im Januar 1562 wieder eröffnet, und wenn auch die Protestanten daran keinen Theil nahmen,

so hatte es doch für die Katholiken den gesegnetsten Fortgang. Man hatte die Schäden der Kirche kennen gelernt, und es wurde nichts zur Heilung derselben versäumt. In mehreren feierlichen Sessionen hatte man bereits die wichtigsten Glaubenslehren, welche im Laufe der letzten Jahre wankend gemacht werden sollten, von Neuem befestigt, und auch für die Herstellung der Disciplin die nothwendige Vorsorge getroffen. Die Reformation an Haupt und Gliedern war endlich zu Stande gekommen, aber von Jenen verschmäht, welche unter ihrem Vorgeben die Welt in Verwirrung setzten. Die Protestanten verschmähten das Concil, obgleich sie nicht im Stande waren, ein Glaubensbekenntniß festzustellen, worunter sie sich selbst einigten, oder woran auch die Bekenner festhielten, wie sie das auf dem Tage zu Naumburg und bei so manchen Gelegenheiten gezeigt. Melanchthon war nicht blos in vielen wesentlichen Punkten über die Freiheit des menschlichen Willens, die Nothwendigkeit der guten Werke von der Ansicht Luthers abgefallen, man konnte sich nicht einmal mehr über den Text der Augsburgischen Confession einigen. Dagegen hatten die protestantischen Fürsten unter dem Namen der deutschen Freiheit die Fremden in's Land gelockt, beträchtliche Theile des Reiches abgetreten, und sie, die so oft von römischem Despotismus gesprochen, führten eine Geistestyrannei ein, wogegen die römische, wenn es je eine gegeben hätte, gewiß nur Spielwerk war. Wie oft hatte sich Luther, wenn er heute etwas verlangte, was er morgen verwarf, statt auf irgend eine Lehre der Kirche blos darauf berufen: Luther will's so? Ueberall entstanden Parteien unter den Protestanten selbst, die sich einander blutig verfolgten, ihre Bekenner auf das Blutgerüste brachten oder außer Land jagten. Die majoristischen, synergistischen, adiaphoristischen Händel, Heßhus und sonstige Fanatiker riefen die unerquicklichsten Kämpfe hervor, und vernichteten alle heilsamen Bestrebungen in Literatur und Kunst *).

Noch immer kam der Tag der Rache für Grumbach, den Mörder des Bischofes von Würzburg, nicht. Grumbach, welcher den Herzog Friedrich für sich gewonnen, brachte ein Heer von tausend Reitern und eben so viel Fußvolk zusammen, die sich in aller Stille in Koburg einfinden sollten. Sie nahmen den Probst Richard Keeres von Würzburg gefangen, und überrumpelten Würzburg selbst. In der Stadt angekommen, ließ sich der Ritter die Waffen ausliefern, indem er den Bürgern erklärte, daß er nicht mit ihnen Krieg führe, sondern mit dem Domcapitel, an welchem er, so wie an den Mönchen Rache übte. Als aber Grumbach Anstalten machte, sich in der Stadt festzusetzen, diese

*) Menzel, a. a. O.

in Brand zu stecken drohte, und das Land verwüstete, wenn sie seine Forderung nicht bewilligen wollten, gerieth das Domcapitel in Schrecken, und schloß mit ihm einen Vertrag, gemäß welchem er in seine väterlichen und erblichen Güter wieder eingesetzt werden sollte. Auch seine Freunde Ernst Mandelsloh und Stein sollten für die Verluste, welche sie in dem Kriege Albrechts von Brandenburg gegen den Bischof erlitten, entschädigt werden, der Mord des Bischofes weiter nicht klagbar sein, noch berührt werden, Richard Keeres aber mit Zedwitz über seine Freiheit unterhandeln, ja es wurde sogar noch hinzugefügt, daß weder Kaiserliche Majestät, noch irgend ein Anderer gegen diesen (schändlicher Weise erzwungenen) Vertrag etwas einzuwenden habe, der Bischof selbst Grumbach und seine Genossen vor dem Kaiser, dem Reichskammergericht oder jedem andern vertheidigen solle, oder doch dahin wirken, daß jener Vertrag bestätigt werde und sie so unbeschädigt davongingen. Der Kaiser aber vernichtete voll Unwillen den von Grumbach, Stein, Mandelsloh, Zedwitz, Füßlin und andern Genossen aufgenöthigten Vertrag, und that sie sämmtlich in des Reiches Acht und Aberacht. Zwar versuchte Grumbach, sich auf dem Reichstage zu Worms 1564 zu vertheidigen. Er rühmte seine Friedfertigkeit, und behauptete, nur gezwungen zur Vertheidigung seiner Güter unter die Waffen getreten zu sein. Aber es war ein Leichtes für den Bischof, den Gewaltthätigen zu widerlegen. Ferdinand litt unterdeß an einem leichten Fieber. Dazu kam nun noch die Wassersucht, woran er am 25. Juli 1564 zu Wien verschied, nachdem er sechzig Jahre und neun Monate alt geworden.

Als man im August zu Wien die Leichenfeier gehalten, wurde sein Körper nach Prag gebracht und dort begraben. Nach Coxe starb er aus Verdruß über die religiösen Unruhen. Ferdinand war ein guter und weiser Regent, aber leider von den traurigen Zeitumständen hart bedrängt. An den Gränzen seiner Erblande waren es die aufrührerischen Ungarn, die Türken und Feinde des christlichen Namens, welche ihn drängten, in Deutschland die Anhänger der kirchlichen Spaltung, welche ihn in Sorge setzten, und sogar mit dem Oberhaupte der Kirche in Zerwürfniß brachten. Aber demohnerachtet versäumte er nichts, den Feind abzuhalten, Gerechtigkeit und Mäßigung walten zu lassen. Er war der katholischen Kirche von Herzen zugethan, und ihren Pflichten mit Treue ergeben. Sein Herz und allzugroße Aengstlichkeit für den Frieden verleiteten ihn aber, den Feinden der katholischen Kirche zu viel nachzugeben, zu Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, welche sich schon längst als schädlich erwiesen hatten. Dahin gehörte denn auch die Ansicht, die Protestanten durch Gewährung des Laienkelches und Priesterehe zu entwaffnen.

Ferdinand hatte sich im Jahre 1521 mit Anna von Ungarn

vermählt. Mit dieser zeugte er fünfzehn Kinder, vier Knaben und elf Mädchen. Die an Tugenden so reiche Fürstin starb schon im Jahre 1547, und Ferdinand vermählte sich darauf zum zweiten Male mit Anna Catharina, Tochter des Herzogs Wilhelm von Mantua.

Von seinen Söhnen erreichten drei das männliche Alter, und davon erbten Maximilian, der älteste, das östreichische Land und die Nachfolge im Reiche, Ferdinand, vermählt mit Philippine Welser aus Augsburg, Tyrol; Karl Steiermark.

6. Maximilian II.

Maximilians Erziehung und Grundsätze. König von Böhmen, wird er von den Fürsten einstimmig zum römischen Könige gewählt. Unterhandlungen mit dem Pabste. Der Türkenkrieg. Das Concil von Trient. Folgen des Grundsatzes: dem das Land gehört, gehört auch die Religion. Neue Verwicklungen der Grumbach'schen Händel und Grumbachs Ende. Bewilligungen Maximilians an die östreichischen Stände. Beilegung der Streitigkeiten wegen Trier und Florenz. Der Niederländische Krieg. Die Königswahl in Polen. Die Reclamation des deutschen Ordens. Verlust von Liefland und Kurland für das deutsche Reich. Maximilians Tod, sein Charakter.

Ferdinands I. Nachfolger im Reiche, Maximilian II., war den 1. August 1527 zu Wien geboren und in Spanien erzogen. Die ersten Kriegsdienste that er im Jahre 1544 im Französischen. Auch in dem darauf folgenden Deutschen war er zugegen. Im Jahre 1548 eröffnete er den Reichstag zu Augsburg. Er hatte Maria, Karls V. Tochter, zur Frau, und verwaltete drei Jahre hindurch das Königreich Spanien. Maximilian war von sehr verdächtigen Grundsätzen, und ist kein Wunder, wenn er bei seiner Rückkehr aus Spanien den Passauer Vertrag mit aller Kraft förderte, und er in den Verdacht gerieth, als sei er, was doch in der That nicht der Fall, dem Protestantismus zugethan. Im September des Jahres 1562 empfing er die böhmische Krone, und im November desselben Jahres ward er von den Churfürsten, und zwar von allen, die zugegen waren, in Frankfurt zum römischen König gewählt; ja die Churfürsten handelten in jener Sache so einstimmig, daß sie, als der Churfürst von Köln während der Wahlverhandlungen gestorben, nicht fortschreiten wollten,

bis ein neuer gewählt worden. Sie drangen daher in das Domcapitel, die Sache zu beschleunigen, und diese wählten den Grafen Friedrich von Wied, der gleich nach Frankfurt eilte, um an der Wahl des römischen Königs Theil zu nehmen. Gleich nach seiner Wahl ward Maximilian von dem Churfürsten zu Mainz in Frankfurt gekrönt.

Am Feste Mariä Geburt 1563 empfing er zu Pesth die Krone von Ungarn.

Kaum war Maximilian gekrönt, als er auch mit dem Pabste Pius IV. in Unterhandlungen trat über die Weise, wie die Bestätigung nachgesucht werden sollte. Der Pabst Pius verlangte, der neue König solle die „Obedienz" leisten und diese mit einem Eide beschwören. Maximilian weigerte dieselbe. Der Pabst suchte jedoch die Sache auf jede Weise zu vermitteln, und es kam Alles darauf an, wie man den Ausdruck faßte. So verständigte man sich auch. Denn der Graf von Helpenstein, den der Kaiser als Abgeordneten nach Rom sandte, und welcher dort in der Versammlung der Kardinäle feierlichst aufgenommen wurde, gelobte Liebe und Ehrfurcht gegen den Pabst. Dem Reiche drohten aber damals, außer der Zwietracht im Innern, von zwei Seiten Gefahren, von Frankreich und von den Türken. Mit diesen war man noch immer in Unterhandlung, und Busbeck, der wegen eines achtjährigen Waffenstillstandes nach Konstantinopel abgegangen war, kehrte endlich im Jahre 1562 nach Wien zurück, nachdem er jedoch einen Stellvertreter in Konstantinopel zurückgelassen. Aber auch Solyman sandte einen Abgeordneten Ibrahim, der bei Maximilians Krönung in Frankfurt anwesend war, und mitbrachte, was man verlangte, unter der Bedingung jedoch, daß dafür dreißigtausend Goldstücke nach Konstantinopel gesendet werden sollten. Aber im folgenden Jahre dachte man doch an Krieg. Nicolaus Zerini rieth dazu, obgleich Maximilian zum Frieden neigte. Weil aber der Fürst Johann Sigismund von Siebenbürgen dem Kaiser den Krieg ankündigte, mehrere Städte nahm, sandte Maximilian ihm seinen Feldherrn Lazarus Schwendi mit einem Heere entgegen. Man sah sich jedoch der türkischen Macht nicht gewachsen, und es kam zu einer neuen Gesandtschaft an Solyman, welche zu gleicher Zeit den rückständigen Tribut der drei vergangenen Jahre brachte, und um Fortsetzung des Waffenstillstandes nachsuchen sollte. Schwendi focht aber glücklich. Er nahm Tokay und Erdad, wo es unter der Bedingung zu Friedensvorschlägen kam, daß Johann Sigismund Siebenbürgen auf ewig als sein Erbthum behalten sollte. Nur dann, wenn er ohne Erben stürbe, würde es an den Kaiser und dessen Nachfolger zurückfallen. Auch mußte sich Johann Sigismund des königlichen Titels enthalten. Der Sultan verlangte aber

die Rückgabe von Tokay an Siebenbürgen, wofür der Fürst dem Kaiser die durch den Friedensbruch verursachten Kosten ersetzen sollte. Darüber brach der Krieg von Neuem los.

Während dieses nun an der östlichen Gränze des deutschen Reiches und Ungarns vorfiel, hatte das Concil von Trient sein heilsames Geschäft in fünfundzwanzig feierlichen Sitzungen vollendet, die Kirche mit frischer Kraft erfüllt. Der Pabst sandte daher im Jahre 1564 seinen Legaten nach Deutschland, die Beschlüsse des Conciles als Gesetze bekannt zu machen. Der Kaiser zeigte sich zwar bereitwillig, dieser Verkündigung kein Hinderniß in den Weg zu setzen, er suchte aber vorher noch gewisse Punkte zu erlangen, von denen er den Frieden in Deutschland erwartete. Es waren dies nämlich die Bewilligung des Kelches für die Laien, Gestattung der Ehe für diejenigen Priester, welche sich bis dahin verheirathet, so wie die durch die Bischöfe zu gewährende Erlaubniß, daß an denjenigen Orten, wo kein Priester zu haben sei, unbescholtene und in der christlichen Lehre erfahrene Laien die Geheimnisse des Altars und die sonstigen priesterlichen Verrichtungen wahrnehmen könnten; Dinge, die sowohl nach der Lehre als Disciplin der Kirche unmöglich gestattet werden konnten. Als aber Maximilian dennoch auf seinem Vorhaben bestand, den Pabst durch einen eigenen Gesandten ersuchen ließ, er möge mit den beweibten Priestern in Oestreich, Ungarn und den sonstigen Donauländern wenigstens einige Nachsicht haben, schickte jener seinen Legaten Commendone mit der Weisung an den Kaiser, das Oberhaupt der Kirche würde mit aller Strenge gegen ihn verfahren, ihn der kaiserlichen Würde berauben, die katholischen Fürsten zusammenberufen und auf der Wahl eines neuen Kaisers bestehen, wenn er irgend ein derartiges Decret erlasse.

Den ersten Reichstag hielt Maximilian im Monat März 1566 in Augsburg, wo außer den Verhandlungen über das Reichskammergericht, Münze, vorzüglich die Türkenfrage zur Sprache kam, und eine größere Hilfe als gewöhnlich gewährt wurde. Auch Grumbach, der Mörder des Bischofes von Würzburg, der sich in der Burg zu Gotha hielt, wurde, wiewohl sich der Herzog Friedrich von Sachsen für ihn verwandte, von Neuem in die Acht erklärt, und August, Churfürst von Sachsen, mit dem Churfürstenthume belehnt, so wie Anton mit der Grafschaft Oldenburg, obgleich der König Friedrich von Dänemark auf das Herzogthum Anspruch machte. Als man nun auch die religiösen Angelegenheiten hier verhandeln wollte, legte der päbstliche Legat Commendone, den der Pabst Pius IV. dort hingeschickt, Verwahrung ein, und beschwerte sich bei dem Kaiser und der Versammlung der Fürsten in feierlichen Ausdrücken, indem er versicherte, der Pabst würde, wenn sie auch nur einen derartigen Gedanken

hegten, das ganze Gewicht seiner Auctorität sowohl gegen Geistliche als Weltliche in Anwendung bringen. Man ließ katholischer Seits also jenen Gedanken um so mehr fahren, als das Concil von Trient, worauf man sich so oft berufen, alle religiösen Streitfragen hinlänglich entschieden, und eine neue Erörterung derselben nur als eine Auflehnung gegen die kirchliche Auctorität betrachtet werden müßte.

Eine andere Frage aber war die, ob der Churfürst Friedrich von Pfalz, der erste unter den deutschen Fürsten, welche die sogenannte reformirte (calvinische) Religion angenommen, ja sogar seine Unterthanen (nach einem furchtbaren Grundsatze: „Dem das Land gehört, dem gehört auch die Religion") hiezu gezwungen, des Religionsfriedens theilhaft sei, und nicht vielmehr von seinem Churfürstenthume entfernt werden müsse. Das war eine Frage, woran Katholiken und Lutherische gleichmäßig betheiligt, und sie wurde bei der Pfalz um so nothwendiger, als hier der öftere Religionswechsel der Fürsten allerlei Unruhen und Besorgnisse erregte. Denn die protestantischen Fürsten betrachteten sich nach dem Grundsatze und dem Rechte, welches ihnen ihre Prediger eingeräumt, „christliche Reformation einzuführen," nicht blos als Herren ihrer Länder, sondern auch der Gewissen ihrer Unterthanen, denen von der sogenannten „Freiheit eines Christenmenschen" nichts anderes übrig blieb, als die Religion oder Irreligion ihres Landesherrn anzunehmen oder auszuwandern. Das war die Folge jenes gottlosen und rechtlosen Spruches: Cujus est regio, illius est religio. Also war der Protestantismus auch hierin mit sich selbst im Widerspruch. Er verkündete Freiheit der Gewissen und hinterließ nur die ärgste Tyrannei. Denn die alte Kirche blieb stets bei ihren Lehrsätzen, und die Unterthanen wußten seit mehr als tausend Jahren, woran sie waren, die neue aber wechselte mit den Launen der Fürsten. Das erfuhren besonders die Unterthanen der Pfalz und Mark Brandenburg. In der Pfalz führte Churfürst Friedrich III. den Calvinismus ein. Er vertrieb und bedrückte die Lutheraner. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig war wieder eifriger Lutheraner. Mit Hilfe des Religionsfriedens dachte er die calvinischen Prediger wieder abzuschaffen, und die in der Augsburgischen Confession vorgeschriebenen Religionsübungen einzuführen. Er starb und sein Nachfolger Johann Casimir vertrieb wieder die Lutherischen, und rief die Calvinisten zurück. So ging es fort *).

Gegen den Churfürsten Friedrich von der Pfalz klagten nun zunächst die Bischöfe von Worms und Speier, daß er unter dem beliebten Vorwande: „christliche Reformation einzuführen" die Klöster

---

*) A. Menzel, a. a. O.

Neuhausen und Sintzheim geraubt (eine gewöhnliche und sehr lockende Weise, zu reformiren), und verlangten deren Rückerstattung. Aber der Churfürst war Calvinist, und darum waren auch die Lutherischen nicht ganz zufrieden. Tillman Heßhus, ein bekannter Geistestyrann, welchen der Pfalzgraf Wolfgang mit sich führte, und die Theologen des Herzogs von Würtenberg stimmten diesmal mit den Katholiken gegen den Calvinisten. Endlich kam die Sache dahin, daß dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz durch den Vicekanzler Ulrich Zasius gemeldet wurde, „er möge die Klöster Neuhaus und Sintz„heim zurückgeben, die Theologen der calvinistischen Secte aus seinem „Gebiete entfernen oder dem Churfürstenthume entsagen, welches der „Kaiser gerne auf seinen Sohn übertragen wolle.“ Aber der Churfürst, der sich ein wenig entfernt hatte, trat von Neuem in die Versammlung, mit ihm sein zweitgeborner Sohn Johann Casimir, der eine Bibel in der Hand hielt, und verkündete in gravitätischen Ausdrücken, die genannten Klöster seien in seinem Landsgebiete gelegen, und er könne sie nicht unverhörter Sache herausgeben. Was jedoch die Religion belange, so sei das eine Sache des Gewissens, die nicht erzwungen werden könne. Er habe die Schriften Calvins nicht gelesen, sein Katechismus aber werde durch Gründe aus der heiligen Schrift bestätigt, würde er eines Bessern belehrt, so wolle er leicht einstimmen, seine Religion jedoch zu verdammen, wo er noch nicht hinlänglich gehört, sei weniger gerecht, als vielmehr auf den Antrieb des gemeinsamen Feindes und daher des Pabstes geschehen, um dadurch den Frieden Deutschlands zu stören. Der Churfürst August von Sachsen verwendete sich jedoch für den von der Pfalz, und der päbstliche Abgeordnete Commendone konnte mit seinen gerechten Ansprüchen nicht durchdringen. Friedrich wurde nicht blos gnädig entlassen von dem Kaiser, sondern die protestantischen Fürsten und Theologen suchten auch die Zänkereien unter sich, die Beraubungen so vieler katholischen Kirchen, der Wittwen und Waisen höchst seltsamer Weise den Beschlüssen des Concils von Trient zur Last zu legen.

Der Krieg mit den Türken wurde unterdessen mit abwechselndem Glücke, doch durch die Tapferkeit des kaiserlichen Feldherrn Lazarus Schwendi im Ganzen mit Vortheil geführt. Endlich im Jahre 1568 kam es unter der Bedingung zum Frieden, daß Maximilian, wie es sein Vater gethan, jährlich dreißigtausend Goldstücke nach Konstantinopel zahlen sollte, Jeder behielt, was er zur Zeit besaß. Schwendi aber hatte die Gränzen mächtig erweitert. In Deutschland erregte die Grumbach'sche Sache neue Verwicklungen. Dieser hatte die Herzoge Johann Friedrich und Johann Wilhelm von Sachsen dadurch auf seine Seite zu bringen gesucht, daß er ihnen versprach, er wolle

ihnen wieder zu den verlornen Gütern verhelfen. Johann Wilhelm von Weimar ließ sich nicht fangen, aber Johann Friedrich, sowohl durch die eitlen Versprechungen Grumbachs als seines Kanzlers Brück verlockt, nahm den Geächteten auf, weil er hoffte, wenn der Churfürst August von Sachsen entweder durch Meuchelmörder auf die Seite geschafft wäre, oder durch einen allgemeinen Aufruhr, woran sich Deutschland unter irgend einem Vorwande betheiligte, aus seinem Besitzthume ausgetrieben wäre, zu dem gesammten väterlichen und großväterlichen Erbe wieder zu gelangen. Er umgab sich daher mit einem zahlreichen Gefolge von Reiterei und Fußvolk, womit er in das Gebiet des Churfürsten einfiel, Land und Straße beraubte. Die Verschwornen hatten, wie sich nachher aus den Briefen und Aussagen der Gefangenen erwies, den Plan, mit dem Anfange des Frühjahres achttausend Mann Reiterei auszuschreiben und einige Armeecorps zu sammeln, von denen zwei in Westfalen bis zum Rheine hin liegen und zwei im südlichen Deutschland stehen sollten. Die Westfälischen hatten den Auftrag, durch die dortigen Bisthümer in Franken und Thüringen einzudringen, Mühlhausen, Nordhausen, Erfurt zu brandschatzen, die im südlichen Deutschlande sollten desgleichen thun, und endlich das ganze Gebiet des Churfürsten mit Feuer und Schwert verheeren. Darauf sollte Johann Friedrich in Wittenberg zum Churfürsten ernannt werden, und wenn sich beide Heere geeinigt, sogar von dem Heere nach altrömischer Weise zum Kaiser ausgerufen werden. Diejenigen, welche von den übrigen Fürsten die Anerkennung verweigerten, sollten aus dem Wege geräumt, der Ritterstand wieder in seine Freiheit hergestellt und dem Kaiser unmittelbar unterworfen, und ein ganz neuer Reichstag eingesetzt werden. Zu gleicher Zeit hatte man mit fremden Fürsten neue Bündnisse geschlossen, besonders mit Erich von Schweden, dessen unruhiger Geist vorzüglich geeignet schien zu derartigen phantastischen und verworfenen Unternehmungen. Auch an den König von Frankreich hatte man Briefe gesandt. Dazu kam noch ein Betrüger, der sich für die Königin Anna, Tochter des Herzogs von Cleve, ausgab, und Hilfe aus England verhieß. Grumbach selbst suchte durch Schwarzkunst und sonstige abergläubische Betrügereien Hilfe zu gewinnen. Das Volk verleitete er durch falsche Gerüchte, als habe sich der Kaiser mit den Bischöfen und Fürsten, darunter auch Churfürst August, gegen die Religion verschworen. Vergebens wurde der Herzog gewarnt. Nicht blos der Kaiser, sondern auch der Churfürst August, sein Neffe Johann Friedrich baten ihn, er möge die Raubmörder von sich entfernen. Desgleichen thaten der Churfürst von der Pfalz und Landgraf Philipp von Hessen. Aber als das nicht half, wurde endlich auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 die Acht über Grumbach, dessen Anhänger und Alle, die ihn aufnähmen, bei Trommelschlag

und Trompetenschall nochmals feierlich verkündet, die Execution an den Churfürsten August übertragen. Zugleich wurde der Beschluß gefaßt, daß Johann Friedrich den Geächteten entweder in des Kaisers Hand überliefern oder gefesselt stellen sollte, und falls jener nicht gehorchen würde, auch die Hehler mit der verdienten Strafe belegt werden. Jener hielt sich aber wegen des ungarischen Krieges in Sicherheit, und verschmähte alle Vermittlung, wozu sich der Churfürst von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen erboten. Auch August mahnte nochmals. Er gedachte daher endlich, des Kaisers Auftrag zu erfüllen. Um Weihnachten des Jahres 1566 sammelte er ein Heer, und zwar wider Erwarten ein zahlreiches, und rückte damit gegen Gotha. Alsbald sandte er einen Abgeordneten an die Bewohner, sprach sie wegen des Majestätsverbrechens Johann Friedrichs von dem geleisteten Eide der Treue los, und ermahnte sie, diesen zu verlassen, und sich in den Schutz des Bruders zu begeben. Als diese sich weigerten, wurde Gotha belagert. Die Belagerung rückte jedoch anfangs, weil noch nicht genug Truppen versammelt waren, schlecht vorwärts. Aber endlich zog die Hauptmacht heran. Die Verschworenen versuchten zwar Mittel der Verführung, jedoch die Bewohner, als sie sahen, daß ihnen keine andere Hilfe blieb, hielten Rath und beschloßen, eine Vorstellung an ihren Fürsten zu schicken, worin sie diesen baten, er möge sich weder selbst, noch die Seinigen um der Verschworenen willen, deren Sache schon verloren, hartnäckig in einen verderblichen Krieg verwickeln. Sie erhielten aber darauf keine Antwort als Drohungen. Da kam endlich die Sache zu einer öffentlichen Empörung, und als Brandenstein, der Commandant der Burg, sie zu neuem Eide verpflichten wollte, drangen die, welche draußen standen, hinein, bemächtigten sich des Brandenstein, und nahmen ihn mit Grumbach, dem Haupte der Verschwörung, Wilhelm Stein, seinen Gefährten und vorzüglichsten Rathgeber, Christian Brück, den Kanzler, und Johann Beier, den Münzmeister des Churfürsten August, der diesem wegen Schulden entlaufen, gefangen. Sie wurden in die Stadt geschleppt und an verschiedenen Stellen derselben in Gewahrsam gehalten. Da suchten nun die Bewohner auf billige Bedingungen zu unterhandeln. Auch der Herzog Johann Friedrich schloß sich ihnen an. Er mußte sich und die Stadt ohne Bedingungen übergeben, alle Kriegsvorräthe zurücklassen und die Gefangenen ohne Lösegeld ausliefern. Die Bewohner von Gotha dagegen behielten ihr Gut. Sie sandten Botschaft an den Kaiser, worin sie versicherten, daß sie nie gegen den Kaiser, das Reich und den Churfürsten von Sachsen einen Krieg unternehmen würden, mußten eine Besatzung in ihre Burg aufnehmen und des Herzogs Bruder, Johann Wilhelm, schwören, worauf der Churfürst von Sachsen im April 1567 am

Sonntage Misericordias seinen Einzug in die Stadt hielt. Der Herzog übergab sich gefangen in die Hände des kaiserlichen Bevollmächtigten, und bat, man möge ihn nicht nach Oestreich abführen. Er mußte aber nach Wien. Mit Grumbach wurde nun vor Allem die peinliche Frage begonnen, und als seine und seiner Gehilfen Verbrechen offenbar geworden, er und Brück geviertheilt, mit Stein jedoch, weil Grumbach ihn als Verführten dargestellt, milder verfahren. Er wurde zuerst enthauptet, dann geviertheilt. Derselben Strafe unterlag Brandenstein, Befehlshaber der Burg, der sich auch bei der Plünderung von Würzburg so grausam benommen, die Bewohner von Gotha so arg geplagt hatte. Beier wurde mit einem Stricke der Hals gebrochen. David Baumgärtner, ein Freiherr aus Schwaben und in Augsburg geboren, wurde enthauptet. Er mußte wegen Schulden flüchtig werden und hatte sich Grumbach angeschlossen, an dessen schändlichen Streichen betheiligt. Ein Knabe, der sich mit Zauberei beschäftigt hatte, wurde aufgehängt. Die Sieger theilten einhundertsechzig Geschütze. Die Burg von Gotha wurde geschleift, und Johann Friedrich blieb in Gefangenschaft zu Neustadt, wo er 1595 starb. Den andern Verschwornen, Ernst Mandelsloh, Dietrich Pust, Michael Faist, Zedwitz, gelang es, vor der Hand zu entfliehen.

Maximilian war in Geldnoth. Er ersuchte die östreichischen Stände um Erleichterung. Diese aber wollten kein Geld geben, wenn er ihnen nicht die freie Ausübung der Augsburgischen Confession gestatte. Da mußte endlich der Kaiser in so weit nachgeben, daß er zweien östreichischen Ständen, den Dynasten, Grafen, Freiherren und übrigen Edlen in den Kirchen, wo sie das Patronat hatten, die freie Lehre und Ausübung der Augsburgischen Confession bewilligte, unter der Bedingung jedoch, daß jedesmal sechs von beiden Seiten, nämlich dem Kaiser und den Ständen, erwählt würden, und darunter zwei aus den sächsischen Kirchen, welche sich über die einzelnen Artikel und Gebräuche einigten. Es wurden dazu aus der sächsischen Kirche Joachim Camerarius aus Leipzig und David Chyträus aus Rostock mittels kaiserlicher Briefe berufen.

Im Jahre 1568 hatte der Erzbischof Jacob von Els die Stadt Trier, welche ihm den Gehorsam verweigerte, belagert. Die Bewohner erwirkten zwar ein Mandat des Reichskammergerichtes gegen den Churfürsten, dieser beharrte aber demohnerachtet bei der Belagerung. Endlich wurde die Sache durch Vermittlung des Kaisers und des rheinischen Kreises beigelegt unter der Bedingung, daß der Erzbischof Bürgschaft darüber stelle, daß er den Bewohnern keine Beschwerde oder keinen Schaden zufüge, zwar in die Stadt zöge, aber

die Bürger sich so gegen ihn benehmen sollten, daß er keinen Grund finde, länger daselbst zu verweilen. Die beiderseitigen Streitfragen sollten auf dem Wege Rechtens beigelegt werden.

Auch die Streitfrage zwischen Florenz und Ferrara wurde um jene Zeit erneut. Der Pabst wollte die Sache vor seinen Richterstuhl ziehen, aber der Herzog von Ferrara zog sie in die Länge, und konnte keineswegs dahin gebracht werden, einen Vertreter nach Rom zu schicken. Er wollte vielmehr die Sache am Hofe des Kaisers abgethan wissen. Cosimo konnte dies mit Anstand nicht verweigern, damit er es jedoch auch mit Gutheißen des Pabstes thäte, brachte er es dahin, daß der Pabst Maximilian beistimmte, aber nicht als Kaiser, sondern als Schiedsrichter, und den Streit innerhalb einer gewissen Zeit erledige. Maximilian jedoch, der sowohl sein Ansehen behaupten, als weder dem Herzoge von Ferrara, noch von Florenz eine Beschwerde zufügen wollte, nahm das päbstliche Schreiben, worin ihm Zeit und Weise, den Streit zu schlichten, vorgeschrieben wurde, sehr übel. Er schob daher die Sache in die Länge. Pius V., der Cosimo bevorzugte, ernannte darauf diesen im Jahre 1569 zum Herzoge von Toscana. Das gab nun wiederum Anlaß zu großen Beschwerden, und obgleich der Pabst den Kardinal Commendone an den Kaiser sendete, die Rechte des Pabstes zu beweisen, konnte die Sache doch erst im Jahre 1574 zu Regensburg beigelegt werden, nachdem Franz, Cosimo's Sohn, Johanna, eine Tochter Ferdinands I., zur Frau genommen, bei welcher Gelegenheit ihm denn auch der Titel eines Großherzogs feierlichst zuerkannt wurde.

Die Kriege in Belgien und Frankreich verursachten indeß, daß manchmal feindliche Truppen in's Reich einfielen. Es war durchaus nöthig, sich deshalb vorzusehen. Es wurde daher im Jahre 1569 eine Versammlung der Stände in Frankfurt angesagt, und hier sowohl über den Nachtheil, welchen das Heer des Prinzen von Oranien, als auch die Truppen des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von der Pfalz in der Diöcese Speier angerichtet, geklagt. Man konnte sich aber über die Mittel zur Abwehr nicht einigen, und sagte in dem folgenden Jahre eine abermalige Zusammenkunft in Speier an, wo dann auch das Verbot, in fremde Kriegsdienste zu treten, und über die Abwehr des Muthwillens, den sich fremde Truppen im Reiche erlaubt hatten, verhandelt wurde. Aber hier reichten nun auch die Bewohner der vereinigten Provinzen Belgiens eine Beschwerdeschrift ein, und verlangten Hilfe.

Als König Sigismund von Polen gestorben, wurde im Jahre 1572 den Polen durch den päbstlichen Legaten Commendone des

Kaisers Maximilian Sohn zum Könige empfohlen. Ihn begünstigten auch die Lithauer. Aber Jener zeigte sich etwas lässig, und Heinrich von Valois wurde ihm vorgezogen. Dieser blieb jedoch nicht lange in Polen, sondern ging im Jahre 1575 nach Frankreich zurück. Da hatten nun die Polen von Neuem zu wählen. Ein großer Theil der polnischen und lithauischen Großen mit dem Erzkanzler riefen Maximilian zum Könige aus, ein anderer aber, darunter Peter Sborov, Palatin von Krakau, Koska von Sendomir. Andere jedoch, welche im Gegensatze zu dem Senate der Meinung waren, man möge einen König aus polnischem Blute wählen, setzten Anna, die Schwester des verstorbenen Königs Sigismund, eine fünfjährige Jungfrau, zur Königin ein, und bestimmten Stefan Bathori, Fürsten von Siebenbürgen, zu ihrem königlichen Gemahl, zugleich sendeten sie ein Schreiben an Maximilian, er möge, auf so wenig Stimmen vertrauend, nicht ferner mehr an den polnischen Thron denken. Dasselbe thaten aber auch die, welche Maximilian gewählt, an Stefan Bathori. An Maximilian sandten sie im Jahre darauf eine glänzende Gesandtschaft, um die Artikel, in Betreff welcher man bei der Wahl übereingekommen, bestätigen zu lassen, ehe er noch im Reiche erschien. Maximilian wollte jedoch eine Ermäßigung derselben. Weil aber die Polen Gefahr im Verzuge sahen, brachte der Kaiser nochmals seinen Sohn Ernst in Vorschlag, den man mit Anna vermählen könne. Die Polen jedoch wollten darauf nicht eingehen, und Maximilian leistete endlich den verlangten Eid. Aber Stefan Bathori war ihm zuvorgekommen. Dieser leistete nicht nur gleich anfangs den verlangten Eid, sondern beeilte sich auch, nach Rom zu reisen, wo er Anna heirathete und in Krakau gekrönt ward.

Die Bewerbung Maximilians um die polnische Krone hatte aber für Deutschland das Nachtheilige gehabt, daß man die Rechte des deutschen Ordens gegen Polen, und an Liefland, Estland, Kurland gegen Rußland und Schweden nicht so kräftig vertheidigen konnte. Das Reichskammergericht hatte zwar gegen Albrecht, Großmeister des deutschen Ordens, welcher sich zum Protestantismus bekannte, sein Land säcularisirte und unter die Oberhoheit Polens stellte, ein Urtheil gefällt, wornach jenes an den deutschen Orden zurückgegeben werden sollte, das Urtheil fand aber in den damaligen Zeiten keine Unterstützung. Die Sache wurde bei verschiedenen Reichstagen verhandelt, jedoch Albrecht, den die Gesetze und Gerechtigkeit verurtheilten, suchte Schutz bei den protestantischen Fürsten, und verlangte von Polen sogar die Mitbelehnung für Chur-Brandenburg (1569). Das reizte noch mehr. Auf dem Reichstage zu Speier forderte der Großmeister des deutschen Ordens, auf das Urtheil des Kammergerichts vertrauend, die deutschen Stände dazu auf, dasselbe zu vollziehen oder

ihm den Durchzug mit seinen Truppen zu gestatten, damit er sein Land wieder erobern könne. Maximilian, der die Polen nicht reizen wollte, suchte die Sache jedoch mit den Ausdrücken zu vermitteln, „daß er unter der Stände Mitwirkung die vom Reiche abgekommenen Lande wieder zu erwerben suchen würde." Dasselbe war der Fall mit Liefland. Im XIV. Jahrhunderte nämlich eroberte der deutsche Orden Liefland, Estland, Kurland und Semgallen, und ließ sie durch einen neuen Provincialmeister regieren. Der Heermeister Walther von Plettenberg aber bekannte sich zum Protestantismus, und das ganze Land wurde bald eine Beute der Spaltung, den Einfällen der Polen, Russen, Dänen und Schweden preisgegeben. Der Czaar Iwan Basilewitsch II. nahm einen Theil von Liefland, den andern trat der damalige Heermeister Ketteler, der ebenfalls dem Beispiele Albrechts gefolgt und Protestant geworden, an den König von Polen ab, und suchte sich dafür Kurland, Semgallen als Erbland zu sichern. Der Stamm war jedoch von seiner Wurzel entfernt und hatte keine eigene Lebenskraft. Reval begab sich unter den Schutz des Königs von Schweden. Der Bischof Magnus suchte sich ebenfalls ein ephemeres Reich mit Hilfe der Russen in Wenden zu gründen. Aber diese nahmen bald wieder, was sie freigebig gespendet. Vergebens wandte sich nun der deutsche Orden an Maximilian. Dieser wollte Iwan nicht beleidigen, weil er seinen Einfluß auf die polnische Krone fürchtete.

Während sich nun Maximilian durch seine Langsamkeit und Unentschlossenheit um den polnischen Thron brachte, hielt er einen Reichstag in Regensburg sowohl wegen des Türkenkrieges, als auch der religiösen Angelegenheiten. Aber er sollte den Reichstag nicht überleben. Von Trauer und Sorgen übermannt, ward er an dem Tage, wo der Reichsabschied bekannt gemacht werden sollte, am 12. October 1576, vom Tode hinweggerafft.

Ueber Maximilians Charakter werden sich wohl Katholiken und Protestanten schwerlich einigen können. Er hatte allerdings große Fähigkeiten, aber was diese als Weisheit ausgeben, werden jene als Schwäche oder wohl gar als eine unglückliche Geistesrichtung tadeln müssen. Wenn er auch nicht gerade eine entschiedene Neigung zum Protestantismus hatte, so ließ er sich doch von einem eigenthümlichen Syncretismus leiten, und wenn er auch darin nicht weiter ging, so war es vielleicht vorzüglich die ächtkatholische Gesinnung seiner Gemahlin, die ihn zurückhielt, und in jeder Hinsicht ein ächtes Muster einer katholischen Königin genannt werden konnte. Sie überlebte ihren Gemahl, und bei dem Tode desselben kehrte sie nach Madrid zurück, wo sie ihre Tage in dem Nonnenkloster der heiligen Clara zu Villamont beschloß. Pius IV. aber hielt sie eines Platzes unter den

Frauen würdig, welche ihrer Heiligkeit wegen auf Erden verehrt werden. Gregor XIII. nannte sie eine Säule des katholischen Glaubens. Sie gebar Maximilian sechzehn Kinder, von denen jedoch acht in ihrer Kindheit starben, blos drei Töchter und fünf Söhne ein höheres Alter erreichten. Von ihren Töchtern wurde Anna mit Philipp II. von Spanien vermählt, Elisabeth an Karl IX. von Frankreich, und starb nach dessen Tode in einem Kloster zu Wien. Margaretha wollte gar nicht heirathen, und starb, wie ihre Schwester, im Rufe der Heiligkeit in einem Kloster. Rudolf, der älteste Sohn Maximilians, wurde sein Nachfolger.

7. Kaiser Rudolf II.

Rudolfs Charakter und erste Regierungshandlungen. Die belgischen Angelegenheiten. Die Unruhen in Achen. Der gregorianische Kalender. Abfall des Erzbischofes von Köln von der alten Kirche. Die polnische Königswahl. Verwicklungen im Bisthume Straßburg. Der Türkenkrieg. Die italienischen Angelegenheiten. Die protestantische Union. Stand der Dinge in Ungarn. Achen. Der Herzog Friedrich von Würtenberg. Verfolgungen des Calvinismus in Sachsen. Neue Forderungen der Protestanten. Sigismund Bathori. Der Reichstag zu Regensburg (1603). Fortgang des Türkenkrieges. Der Streit wegen Donauwörth. Bildung der katholischen Liga. Unruhen in Böhmen. Der Jülich-Cleve-Bergische Erbschaftsstreit. Abermalige Forderungen der Protestanten, jetzt Correspondirenden, „Unirten". Unruhen im Elsaß und in Böhmen. Churtag in Nürnberg. Rudolfs Tod.

Rudolf II. war den 18. Juli 1552 geboren. Er war ein milder Fürst von angenehmem Aeußern und lebhaftem Geiste, auch rechtlich von Gesinnung. Als Privatmann wäre er durchaus ein Ehrenmann gewesen. Er liebte aber die Ruhe und die Studien, besonders die Naturwissenschaften, so wie die Künste zu sehr, daß er darunter die Geschäfte des Reiches mannigfach vernachlässigte. Während er sich mit chemischen Experimenten, der Zusammenstellung von Uhren, beschäftigte, war er oft Tage lang für die Angelegenheiten des Reiches nicht zugänglich. Er liebte besonders die Astrologie und magischen Künste, und die damit nach dem damaligen Zeitgeiste in

Verbindung gebrachte Astronomie. Weil er nun von dem berühmten Astronomen Tycho de Brahe vor den Nachstellungen seiner Verwandten gewarnt wurde, ward er zuletzt ganz mißtrauisch, und arbeitete an seinem eigenen Unglücke.

Rudolf war in Spanien erzogen. Als er zwanzig Jahre alt, wurde er am 25. September 1572 in Pesth zum Könige von Ungarn gekrönt, drei Jahre später zum Könige von Böhmen. In demselben Jahre, 1575 im November, empfing er in Regensburg die römische Königskrone, und 1576 folgte er seinem Vater im Reiche. Den ersten Reichstag hielt er 1577 vor der versammelten Deputation der Stände in Frankfurt, wo zunächst, wie das in den damaligen Reichstagen fast stehend war, über die Ordnung einer guten Polizei im Reiche verhandelt wurde *). Weil aber die damals noch zum Reiche gehörenden belgischen Provinzen dem Könige Philipp von Spanien den Gehorsam versagten, wurden im Jahre 1578 die Erzbischöfe Gebhard Truchses von Köln, Jacob von Els von Trier, der Erzbischof von Salzburg, der Herzog Ferdinand von Baiern und Otto Heinrich von Schwarzburg zur Beilegung der Streitigkeit dorthin gesendet. Im Jahre 1579 kam es zu einer Verhandlung in dieser Angelegenheit, wobei auch die Gesandten des Königs von Spanien erschienen, und mit den ebenfalls anwesenden Abgeordneten der belgischen Stände, deren Haupt Philipp von Arschot war, zu unterhandeln suchten. Die Sache ging jedoch wieder auseinander, nachdem sie sieben Monate verhandelt worden.

Während man aber in Belgien um die sogenannte Gewissens-

---

*) Die Reformation hatte nämlich, wie Luther und viele der protestantischen Schriftsteller selbst gestehen mußten (worüber das bereits angeführte Buch von Döllinger: „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen u. s. w.," zu vergleichen), einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Sitten gehabt, einen Geist der Rohheit, Härte, Gesetzlosigkeit und Barbarei auf alle Stände verbreitet. Diese Härte und Barbarei äußerte auch wiederum auf die Gesetzgebung selbst ihren Einfluß. Die Strafen sind barbarisch hart und wild, wie sie selbst die wildesten Zeiten im VIII. und IX. Jahrhundert nicht gekannt, von nun an entstehen die Hexenprozesse, die man früher, im Mittelalter namentlich, nicht gekannt. Waren es ja Päbste und angesehene Gelehrte, wie Roger Baco, der Pabst Silvester II. und Andere, der Bischof Albert der Große von Regensburg, welche man der Zauberei beschuldigte. Aber sie blieben in Amt und Ehren. Erst die Einwirkung der lutherischen Ansicht über den Einfluß des Teufels brachte die Hexenprozesse hervor. Aber von nun an mengt sich die Polizei in Alles, und doch wird es nicht besser. Saufen, Gotteslästerung, besonders furchtbare Flüche, Unzucht nehmen überhand. Denn das böse Beispiel wirkte auch auf die Katholiken, die altdeutsche Ehrbarkeit verschwindet immer mehr aus dem Leben, so daß Luther selbst über sein Werk verzweifelte. Döllinger, a. a. O.

freiheit kämpfte, konnten sich in Deutschland die Parteien um so weniger einigen, als die Schüler Luthers selbst ihrer eigenen Lehre untreu wurden, mannigfach von einander abwichen, sich nicht blos auf den Kanzeln als erbitterte Gegner betrachteten, sondern auch, wo sie dazu die Macht hatten, sei es bei den Magistraten der Städte oder in dem Rathe der Fürsten, einander bis auf's Blut, bis zur Hinrichtung und Verbannung verfolgten. Zwar hielten die protestantischen Fürsten mehrere Zusammenkünfte in dieser Angelegenheit, aber die erbitterten Gemüther konnten sich nicht verständigen, bis man dies endlich im Jahre 1580 mittels einer sogenannten Concordienformel versuchte, welche von den zu jenem Zwecke nach Torgau berufenen protestantischen Predigern Jacob Andreä, David Chyträus, Martin Chemnitz, Andreas Musculus, Christoph Corner und Johann Zanger entworfen, später im Kloster Berge bei Magdeburg von Andreä, Selnecker und Chemnitz von Neuem geprüft und verändert wurde. Aber auch bei dieser Veränderung blieb es nicht. Sie ward mit Beiziehung von Musculus, Corner und Chyträus nochmals umgewandelt und so noch vielfach bestritten.

Die belgischen Unruhen hatten viele Flüchtlinge nach Achen gebracht. Auch hier hatte sich das sogenannte Evangelium mittels eines ehemaligen Augustiner-Mönches auszubreiten gesucht, und es war nicht nur zu verschiedenen Reibungen zwischen dem in Belgien commandirenden Herzoge von Parma gekommen, sondern auch endlich zu Unruhen, welche das Einschreiten des benachbarten Grafen von Jülich und des Kaisers vonnöthen machten. Der Rath schwankte anfangs. Endlich kam es zu einer offenen Spaltung zwischen den katholischen und protestantischen Mitgliedern. Vergebens ließ der Kaiser bedeuten, daß dort keine Neuerung begünstigt und das bereits Bewilligte zurückgenommen werden solle. Die Protestanten kümmerten sich indeß nicht um des Kaisers Befehl, und setzten sich offen zur Wehr. Sie sammelten Truppen, schrieben eine anderweitige Hilfe aus, besetzten Thore und Wälle, die sonstigen Vertheidigungsplätze der Stadt, und vertrieben die Katholiken nicht nur aus dem Rathe, sondern auch theilweise aus der Stadt *).

Wie sehr aber die Spaltung der Religion in Deutschland, die sich wohl ganz mit Unrecht Reformation nannte, jeder wahren Verbesserung, und hätte sie sich auch mathematisch berechnen lassen, entgegen war, das zeigte sich vorzüglich bei Einführung des neuen Kalenders. Pabst Gregor XIII. hatte im Jahre 1582 mit Hilfe der

*) Achen'sche Geschichten, herausgegeben von K. F. Meyer.

bewährtesten Mathematiker und Astronomen einem bisher allgemein empfundenen Mißstand in der Zeitrechnung abzuhelfen gesucht. Man nannte die im Kalender eingeführte Verbesserung den sogenannten gregorianischen Kalender. Als die Sache nun auch in Deutschland auf dem Reichstage zur Verhandlung kam, weigerten die Protestanten die Annahme unter dem Vorwande: die Einführung eines neuen Kalenders sei ein kaiserliches Reservatrecht. Die Universität Heidelberg erklärte sogar, die neue Einrichtung sei „papistisches Teufelswerk", und während die Katholiken dem wahren Fortschritte, das heißt der Verbesserung, huldigten, blieben die Protestanten zurück. In Deutschland erregte die doppelte Zeitrechnung große Verwirrung, und lange noch behaupteten die Protestanten, sogar in ihren auf dem Regensburger Reichstage vorgebrachten Beschwerden, in Betreff der Religion, „der Pabst und seine Nuntien wollten mit Hilfe der Jesuiten die Ordnung der Zeit verkehren *)." Also hatte sie das Vorurtheil geblendet. Sie mußten aber der Wahrheit weichen, und sich vorzüglich auf Betreiben des Professors Weigel **) zu Jena auf dem Reichstage zu Regensburg 1699 ebenfalls zum gregorianischen Kalender bekennen.

Unter den Commissarien, welchen der Kaiser die Beilegung der Unruhen in Achen aufgetragen, war auch der Erzbischof von Köln, Gebhard von Waldburg-Truchses. Wiewohl dieser nun, besonders auf Verwenden seines Oheims, bei seiner Wahl einem angesehenen Mitbewerber vorgezogen worden, sich deßhalb einer besondern Gunst des römischen Stuhles zu erfreuen gehabt, war er doch seiner Kirche nicht getreu ***). Er hatte einen verbotenen Umgang mit der Gräfin Agnes von Mannsfeld, Stiftsdame von Gerresheim. Diese Leidenschaft führte ihn dem Protestantismus zu, und wider den geistlichen Vorbehalt, ungewarnt durch das Schicksal eines frühern Vorgängers, des Grafen Herrmann von Wied, aber von den Grafen von Solms und Nunaar, so wie den Verwandten der Mannsfeld getrieben, gedachte er, sich nicht blos zu verheirathen, sondern auch das Bisthum zu behalten, und sich darin mit Hilfe der protestantischen Fürsten zu sichern. Das schlug jedoch fehl. Gebhard, wiewohl er sich mit List und Gewalt einiger festen Orte im Erzstifte Köln und Westfalen

*) Coxe, Geschichte des Hauses Oestreich.

**) Pütter's historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reiches.

***) Ab Isselt de bello Colon.

bemächtigt *), wurde nicht blos in die Acht und den Bann erklärt, sondern auch aus dem Lande herausgejagt. Er flüchtete nach Holland, und starb endlich im Jahre 1601 in Straßburg **).

Als nun um diese Zeit der mit den Türken geschlossene Waffenstillstand abgelaufen, schickte Rudolf eine neue Botschaft nach Konstantinopel, und ließ denselben verlängern (1584). Aber demohnerachtet war eine Schaar Türken in Kärnthen eingefallen, wo sie großen Schaden thaten, Flecken und Dörfer verheerten und eine große Menge Menschen mit fortschleppten.

In dem Jahre 1587 war eine streitige Wahl über das Königreich Polen. Die Einen wählten nämlich Rudolfs Bruder, Maximilian, die Andern Sigismund, König von Schweden, zu ihrem Könige. Den Sigismund begünstigte Johann Zamosc, Kanzler des Reiches, der Krakau für sich zu behalten gedachte. Maximilians Truppen suchten es zu nehmen, aber Zamosc schlug sie dicht bei den Mauern der Stadt, und Sigismund wurde gekrönt. Maximilian erwartete neue Truppen aus Deutschland, und rückte in das Herzogthum Brieg ein, jedoch auch hier wurde er geschlagen, und mußte sich sogar gefangen geben. Erst im Jahre 1589 wurde er unter Vermittlung des päbstlichen Legaten, des Kardinals Aldobrandini und des kaiserlichen Gesandten von Rosenberg befreit, mußte sich aber des königlichen Titels enthalten, wobei denn zu gleicher Zeit die alten Verträge zwischen dem Königreich Polen, Ungarn, Böhmen und dem Hause Oestreich erneuert wurden. Dieser Friede wurde von Sigismund in Lublin, von Rudolf und den übrigen Fürsten Oestreichs in Prag beschworen.

Die Kriege in den Niederlanden gaben fortwährend Katholiken und Protestanten Gelegenheit zu gegenseitigen Beschwerden, und es war der Natur der Sache nach zu erwarten, daß man sich auf dem deutschen Reichstage darüber nicht einigen konnte. Die Sache der Spanier war die der Katholiken, die Sache der Niederländer die der Protestanten, und so wurden denn auch immer nach diesen Ansichten die beiderseitigen Truppen hinübergerufen. Es kam aber besonders auf dem durch Deputation vertretenen Reichstage zu Frankfurt 1590

---

*) Prisac, der Neußer Leben und Treiben.

**) Mörkens, conatus chronologicus.

zur Sprache, wie man die Spanier aus Deutschland entfernt halten könne. Aber die Spanier hatten eben bei dem Kölnischen Kriege gegen Gebhard Truchses treffliche Dienste geleistet, und die Protestanten ihre Glaubensgenossen ebenfalls nicht zurückgeschickt.

Der Kölnische Krieg war glücklich beendet, Gebhard Truchses hatte sein Bisthum verlassen müssen, und ein Anderer, Ernest von Baiern, war an seine Stelle getreten; schwieriger aber wurden die Verwicklungen in dem Bisthume Straßburg. Hier war im Jahre 1592 der Bischof Johann von Manderscheid gestorben. Das Domcapitel war geschlossen. Man war schon über den Ort uneinig, wo die Wahl gehalten werden sollte. Die katholischen Mitglieder wollten in Zabern, die protestantischen dagegen in der meist dem Protestantismus ergebenen Stadt Straßburg zusammentreten. Diese wählten auch wirklich hier Georg, den Enkel des Churfürsten von Brandenburg, zu ihrem Bischofe. Er nahm die Wahl an, und ließ sich von allen Vorstehern der untergebenen Ortschaften huldigen. Der Rath, der wohl voraussah, was aus diesem Zwiespalte werden würde, nahm Kockersberga, eine bischöfliche Veste, und versah Dachsstein mit einer Besatzung. Als das die Katholiken in Zabern hörten, setzten sie ebenfalls einen Tag zur Wahl des Bischofes fest, und bestimmten hiezu Karl, Kardinal von Lothringen. Karl forderte nun vom Rathe die besetzten Vesten heraus. Als dieses aber verweigert wurde, zog er eilftausend Mann Truppen zusammen, nahm Buchfeld, und drang bis an die Mauern von Straßburg. Der Erzherzog Ferdinand von Oestreich, dem der Kaiser dies Geschäft übertragen hatte, suchte den Frieden zu vermitteln. Aber die Straßburger behaupteten, die Angelegenheit gehöre nicht vor den Sohn des Kaisers, sondern vor die Stände des Reiches. Der Kardinal jedoch verfolgte sein Recht mit den Waffen. Er nahm Kockersberga, und besetzte das verlassene Dachsstein. Auch andere Orte geriethen in seine Gewalt. Die Straßburger aber bekamen jetzt Hilfe an dem Fürsten von Anhalt, welcher das Glück hatte, den Kardinal in mehreren Schlachten zu überwinden. Nach langen Unterhandlungen glaubte endlich der Kaiser seine Auctorität anwenden zu müssen. Er sandte einen Reichsherold in die Stadt, gebot, die Waffen niederzulegen und die Sache vor dem ordentlichen Richter abzumachen. Dasselbe geschah vor Karl, und die Angelegenheit wurde endlich durch einen Compromiß beigelegt und einem Schiedsgericht anheimgestellt. Zu diesem gehörten der Erzbischof Wolfgang Brendl, Julius, Bischof von Würzburg, der Erzherzog Ferdinand von Oestreich, der Landgraf Ludwig von Hessen, Philipp Ludwig von der Pfalz und der Churfürst Friedrich Wilhelm

von Sachsen. Der Kardinal sollte unterdessen Zabern, Binfeld und andere Präfecturen behalten, Molsheim ihm zurückgegeben werden. Georg von Brandenburg dagegen Dachsstein und andere Orte, die Straßburger Basselheim mit den dort gefundenen Geschützen zurückbekommen. Die Sache ging aber damit keineswegs zu Ende. Später mengte sich sogar Heinrich IV., König von Frankreich, vorzüglich auf Betreiben Ludwigs von der Pfalz, in die Angelegenheit, die erst durch den Vergleich von Hagenau im November 1604 unter der Bedingung erledigt wurde, daß Georg von Brandenburg gegen eine Entschädigung von einmalhundertdreißigtausend Goldstücken dem Bisthume gänzlich entsagte, und der Herzog von Würtenberg auf dreißig Jahre ein Pfandrecht an die Präfectur Obernagen behalten sollte für die an Georg vorgeschossenen Gelder.

Nächst diesen Unruhen waren es vorzüglich jene in Achen und der Türkenkrieg, welche die damaligen Gemüther beschäftigten. Der Kaiser erließ im Jahre 1584 ein Executionsmandat gegen die Achener, worin er ihnen befahl, bei der alten Religion zu bleiben. Diese aber appellirten von dem „übel unterrichteten an den besser unterrichteten Kaiser", und wußten mit Hilfe der protestantischen Fürsten die Execution zu hintertreiben. Der Türkenkrieg hatte im Jahre 1593 von Neuem begonnen. Schon vorher hatte ein Streifcorps unter Hassan Pascha von Bosnien einen Einfall in Croatien gemacht, Wihacz genommen, den Ban von Slavonien und das christliche Heer geschlagen, ganz Deutschland in Schrecken gesetzt. Jetzt gedachten sie Neuhäusel zu nehmen. Vergebens versuchte es der Kaiser, in Prag und Preßburg Geld und Hilfe gegen dieselben zusammenzubringen. Nur die deutschen Fürsten, der Pabst, der König von Spanien, die Italiener und Andere leisteten Hilfe. Sie drängten Hassan zurück, und schlugen ihn in einer großen Schlacht, worin er selbst blieb. Das reizte nun Amurath zu einem offenen Kriege gegen Rudolf, der zwar anfangs gegen einen jährlichen Tribut den Frieden zu erhalten gesucht, als er aber erfuhr, daß die Türken mit einem großen Heere in Croatien eingefallen waren, Sissec mit Sturm genommen, sandte er seine Truppen gegen dieselben. Die Türken nahmen Vesprim und Palotta, sie wurden jedoch von dem Grafen Ferdinand von Hardeck, kaiserlichen Oberbefehlshaber in Ungarn, bei Stuhlweißenburg geschlagen. Auch nahm Christoph von Tieffenbach den Türken in Oberungarn Villeck, und befestigte die Burg Zabucca.

Im Beginne des folgenden Jahres kam der Erzherzog Matthias mit einigen tausend Reitern nach Ungarn, nahm Neugrad und schlug die Türken. Er mußte aber bald wieder nach Deutschland zurückkehren. Denn das kaiserliche Heer in Ungarn litt an Allem Mangel. Die Türken nahmen Raab, welches Hardeck mit sechstausend Mann

hatte besetzen sollen. Er wurde des Verrathes angeklagt und enthauptet. Blos Komorn hielt sich tapfer. Auch erhielt die Sache in so fern wieder eine bessere Wendung, als der Fürst von Siebenbürgen, Sigismund Bathori, die Türken verließ und zum Kaiser überging. Dieses Bündniß zwischen Bathori und dem Kaiser Rudolf wurde im Frühjahr 1595 zu Prag feierlichst bestätigt. Beide Fürsten versprachen demgemäß die Türken mit vereinten Kräften zu bekämpfen, und nicht einseitig Frieden zu machen. Der Fürst von Siebenbürgen wurde aber in demselben nicht wie Einer, der sich unterworfen, sondern wie ein Freund und Bundesgenosse betrachtet. Er sollte sein Land für sich und seine männlichen Nachkommen als ein unabhängiger Fürst behalten, im Falle er jedoch ohne solche stürbe, sollte sein Reich an den Kaiser zurückfallen. Auch erhielt er eine Tochter des Erzherzogs Karl, Maria Christina, zur Frau. Der Türkenkrieg wurde nun mit erneuter Kraft fortgesetzt, und dem Kaiser nicht blos auf dem Reichstage zu Regensburg (1595) Truppen, sondern von den Kreisen auch noch eine außerordentliche Hilfe gesendet. Auch die Polen versprachen Beistand. Das Heer führte Erzherzog Matthias, und ihm war Karl von Mannsfeld untergeordnet, der aber bald starb, nachdem Strigonium sich an die Kaiserlichen hatte ergeben, die unter Osman zum Entsatz heranrückenden Türken geschlagen worden, und sich mit dem Verluste des Lagers und sechstausend Mann zurückziehen müssen. Auch Vicegrad wurde zur Uebergabe gezwungen, und Sigismund Bathori trieb die Türken aus Siebenbürgen und der Walachei. Weil aber das polnische Heer unversehens in die Moldau eingefallen, und diese den Türken überliefert, mußten auch jene bekämpft werden. Sigismund belagerte nun Temeswar (1596). Er wurde aber, da die Tataren zum Entsatze herbeizogen, gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Die übrigen kaiserlichen Heeresabtheilungen rückten langsam vorwärts, und als sie sich im October mit Sigismund verbunden, schlugen sie zwar die Türken in einer blutigen Schlacht, wurden aber bei Plünderung des Lagers von Neuem überfallen und verloren mehr als zehntausend Mann. Rudolf hatte für das Jahr 1597 Sigismund, der nach Prag kam, neue Hilfe versprochen, ebenso der Pabst durch seinen Gesandten Aldobrandini, der zehntausend Mann unter Anführung des Herzogs von Mantua zusagte. Auch die deutschen Kreise schickten Hilfe. Diese zog im Monat Juli und August langsam heran und nahm Pappa. Dann versuchte sie die Belagerung von Raab. Als sie aber hörten, daß die Türken mit Uebermacht zum Entsatze herankamen, zogen sie sich unthätig an das jenseitige Ufer zurück. Ebenso zeigte sich die abermals von Sigismund versuchte Belagerung von Temeswar besonders wegen der Witterung fruchtlos.

Im October waren es besonders die italienischen Angelegenheiten, welche für eine Zeitlang die Deutschen beschäftigten. Der Herzog Alfons von Ferrara, welchem der Kaiser in dem vorigen Jahre die Oberleitung des türkischen Heeres zu übertragen gedacht hatte, war in diesem Monate gestorben. Er hatte Cäsar von Este, seinen natürlichen Sohn, zum Erben seines Gebietes eingesetzt, und jener dieses auch gleich in Besitz genommen. Der Pabst Clemens VIII. legte dagegen als Lehensherr Einspruch. Er forderte Cäsar nicht nur vor seinen Richterstuhl, sondern that ihn auch, als er nicht erschien, in den Bann, und suchte jenem Spruche durch Gewalt der Waffen Geltung zu verschaffen. Die Sache wurde aber unter Vermittlung des Kardinals Aldobrandini dahin beigelegt, daß Cäsar von Este dem Pabste Ferrara abtrat, dagegen Rheggio, Modena und andere Städte theils als Reichslehen, theils als Allode behielt. Blos über Comachio war noch eine Frage, die aber später ebenfalls beigelegt wurde. Rudolph ertheilte nun dem Herzoge Cäsar von Este die Belehnung mit Rheggio, Modena, Carpi.

Für den Türkenkrieg hatte der Erzherzog Matthias im December 1597 zu Regensburg neue Hilfe zu erwirken gesucht. Sie wurde zwar zugesagt, aber die Protestanten machten wieder allerlei Einwendungen. Sie kamen im Jahre 1598 in Frankfurt, später in Friedberg zusammen, und beschloßen, die bewilligte Beisteuer nicht zu zahlen, sondern vielmehr in ein engeres Bündniß, das später unter dem Namen der Union bekannter wurde, zusammenzutreten.

In Ungarn wurde nicht glücklich gefochten. Der Anführer des kaiserlichen Heeres, Schwarzenberg, hatte Raab, Tatta, Palotta genommen, und die Kaiserlichen die Belagerung von Buda aufgegeben, die Türken dagegen jene von Wardein verlassen müssen, und der Woywode Michael von der Walachei sich dem Kaiser unterworfen. Auch Sigismund von Siebenbürgen glaubte, es sei für ihn und sein Land am besten, wenn er es ganz dem Kaiser überließe, und sich dafür die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor in Schlesien, so wie eine Summe von fünfzigtausend Joachimsthalern vorbehielt. Der Vergleich kam auch wirklich mit Uebereinkunft der Stände zur Ausführung, und Sigismund begab sich nach den ihm bestimmten Fürstenthümern in Schlesien. Aber später reute ihn die Sache. Er floh nach Polen zu seinem Verwandten Johann Zamosc, Großkanzler des Reiches, und ging wieder nach Siebenbürgen zurück, ehe noch der zu seiner Verwaltung bestimmte Maximilian mit einem Heere dort angekommen war. Das gab wieder neue Verwirrung. Sigismund ver-

sammelte die Stände in Klausenburg, setzte sie von den Gründen seiner Rückkehr in Kenntniß, und nahm das Land von Neuem in Treu und Pflicht. Zwar versuchte es Sigismund abermals, sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Die Aussöhnung kam aber nicht zu Stande, und der Fürst floh zum zweiten Male nach Polen.

Im Jahre 1598 kam nun auch das Mandat gegen die Reichsstadt Achen zur Vollziehung. Jene ward in die Acht erklärt, und der Churfürst Ernst von Köln, jener von Trier, so wie der Herzog von Cleve mit Vollziehung derselben beauftragt. Es kam jedoch unter Vermittlung des Erzbischofes Ernst von Köln und des Bischofes von Lüttich zum Frieden. Die Stadt mußte demnach die fremden Prediger austreiben, die katholische Religion und die Katholiken im Rathe wieder herstellen, so wie auch den verursachten Schaden ersetzen, und da die Protestanten dies entweder nicht wollten oder konnten, mußten sie im Jahre 1605 die Stadt verlassen *).

Im Juni des Jahres 1599 entband Rudolf den Herzog Friedrich von Würtenberg gegen Erlegung einer Summe von viermalhunderttausend Joachimsthalern der östreichischen Oberherrlichkeit, unter der Bedingung jedoch, daß der Kaiser sich für den Fall, daß es an männlichen Erben fehlen sollte, die östreichischen Rechte vorbehielt.

Wir haben oben erwähnt, welchem Ungemach die Unterthanen ausgesetzt waren, wenn es einem protestantischen Fürsten einfiel, oder er es in seinem Interesse glaubte, die Religion zu wechseln, und wie die Häupter der protestantischen Kirchenspaltung das nicht selten thaten. Wir kommen jetzt zu einem Falle, der ein klares Beispiel liefert von protestantischer Verfolgungssucht. Unter Churfürst Johann I., dem Nachfolger Augusts I., drang der Calvinismus in das Bollwerk der lutherischen Lehre, in Sachsen, ein. Er wußte sich sogar am Hofe des Churfürsten geltend zu machen. Der eifrigste Verkündiger jener Lehre war der Kanzler Nicolaus Krell. Auf sein Anrathen wurden nun einige Veränderungen in der lutherischen Liturgie vorgenommen, die sich der calvinischen Ansicht näherten. Die lutherischen Prediger, welche sich dieser Neuerung widersetzten, wurden verbannt. Der Tod des Fürsten aber änderte die ganze Sache. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes führte Wilhelm, Herzog von Sachsen-Weimar, die Regierung. Dieser stellte nicht nur die abgeschaffte lutherische Liturgie wieder her, sondern befahl auch, daß Alle, welche in der Kirche oder im Staate angestellt wären, bei Strafe der Ver-

*) Ueber die Compensirung des Schadens s. Meyers Achen'sche Geschichten.

bannung auf's Neue ein Glaubensbekenntniß ablegten. Die Anhänger des Calvinismus wurden verhaftet, Krell vor Gericht gestellt, und nach neunjährigem Gefängniß büßte er auf dem Blutgerüste sein Vergehen, von dem Lutheranismus zum Calvinismus übergegangen zu sein *).

Während der Kaiser aber Hilfe gegen die Türken bedurfte, und deshalb vor dem Deputationstage zu Regensburg im Jahre 1600 unterhandelt wurde, traten die protestantischen Fürsten, Friedrich, Churfürst von der Pfalz, Joachim Friedrich von Brandenburg, der postulirte Bischof Johann Friedrich von Straßburg, der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, Georg Friedrich, Markgraf von Brandenburg, Heinrich Julius von Halberstadt, Ernst Friedrich, Markgraf von Baden, der Herzog von Pommern, der Graf von Nassau, im October desselben Jahres in Speier zusammen und schloßen eine besondere Uebereinkunft, gemäß welcher sie vor Allem, ehe sie irgend Hilfe gegen die Türken bewilligten, die Abschaffung der kaiserlichen Hofprozesse verlangten, in der Straßburger Angelegenheit dagegen die Hilfe des Königs von Frankreich in Anspruch nehmen, und auf einen andern Tag, am 18. Januar 1601, in Friedberg zusammenkommen wollten. Hier traten denn auch Philipp Sigismund von Osnabrück und Franz, Herzog von Sachsen-Lauenburg, nebst einigen Andern dem protestantischen Bunde bei, der sich endlich unter dem Namen der **Union** im Februar 1603 vollständig constituirte. Ehe es jedoch so weit kam, hatten Maximilian von Baiern, der Pfalzgraf Philipp Ludwig es nochmals versucht, die Religionsbeschwerden durch ein friedliches Gespräch in Regensburg beizulegen. Auch der Churfürst von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Würtenberg, der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm hatten Abgeordnete gesendet, und man sich vorzüglich über einen Richter in der Streitigkeit zu einigen gesucht. Das war allerdings eine vergebliche Sache, besonders so lange die Protestanten den geistlichen Vorbehalt nicht anerkennen, sondern ein Bisthum, ein Gut der Kirche nach dem andern an sich reißen wollten. Sie nannten das christliche Reformation einführen, und beschwerten sich gewaltig, wenn die Katholiken ihr Recht verfochten, und zu dem kaiserlichen Hofgerichte ihre Zuflucht nahmen, und dies ihnen zuerkannte, was List, Gewalt und Verführung zu nehmen strebte, ja möglichen Falls das Urtheil, wie dies im Erzstifte Köln und in der Stadt Achen geschah, mit gewaffneter Hand aufrecht hielt. Aber was sollte den Katholiken wohl geblieben sein, wenn sie nicht noch einigermaßen Hilfe an dem kaiserlichen

*) A. Menzel, a. a. O.

Hofgerichte gehabt hätten! Zwar beriefen die Protestanten sich häufig auf den bereits erwähnten Religionsfrieden, aber dieser konnte doch keineswegs zu neuen Beeinträchtigungen der Katholiken gelten. Kaiser Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II. waren anerkannter Maßen sehr tolerante Männer, die theils aus Noth, theils aus Grundsatz und Milde duldeten, was nur immer zu dulden war, und leider oft zu viel nachgaben. Sie konnten aber die Ansprüche, welche die Protestanten unter dem Vorwande des Religionsfriedens machten, nicht so weit gelten lassen, daß sie die Katholiken damit heimatlos aus dem Lande jagten. An einen solchen Frieden, wie die Protestanten ihn verlangten, der nur eine gänzliche Unterdrückung und Rechtlosigkeit der Katholiken war, hatten jene Kaiser gewiß nicht gedacht. Wenn die Protestanten auch den geistlichen Vorbehalt später nicht anerkennen wollten, so konnte es doch gewiß nicht im Sinne des Passauer Vertrages sein, daß die Protestanten ein Bisthum, ein Stift nach dem andern an sich rissen, in weltliche Fürstenthümer verwandelten, und die Katholiken vor die Thüre setzten. Aber nichts desto weniger klagten die Protestanten über Verletzung des Religionsfriedens, wenn sich die Katholiken das nicht nehmen lassen wollten, was ihnen auf den Grund so vieler Verträge, der letzten Willensmeinung so erlauchter Verstorbenen, durch tausendjährigen Besitz, durch langjährige, ja man kann sagen unerdenkliche Verfassung des deutschen Vaterlandes, als ihr rechtmäßiges Eigenthum anerkannt worden, und den Deutschen nicht mehr als dem allgemeinen Verbande der Christenheit angehörte. Lag aber irgend ein katholisches Stift im Lande oder in der Nachbarschaft von protestantischen Fürsten, und diese waren darnach lüstern, so nahmen sie dasselbe ohne Weiteres weg, trieben die katholische Genossenschaft aus, verwandelten das Gebäude in ein sogenanntes Schloß, wie die Revolution in Zuchthäuser und Kasernen, die Einkünfte in eine herrschaftliche Domäne. Das alles nannten sie christliche Reformation einführen. Nach den Grundsätzen der sogenannten Reformatoren hätten nun zwar diese eingezogenen Güter zu Schulen, öffentlichen Anstalten, woran freilich bisher kein Mangel war, die aber mit dem Falle der geistlichen Stiftungen von selbst eingehen mußten, verwendet werden sollen. Allein wie wenig die Fürsten darauf bedacht waren, das kann man am Besten aus den Klagen Luthers und der sogenannten Reformatoren selbst erfahren *). Lag aber irgend ein mächtiges Bisthum in der Nähe, das man nicht so als Morgenbrod verschlucken konnte, so schickten die protestantischen Fürsten, wie dies mit Magdeburg, Halberstadt und andern geschehen, ihre nachgebornen Söhne mit Hilfe

*) Döllinger, die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkung u. s. w.

protestantisch gesinnter Domherrn, zuweilen noch in den Knabenjahren, dorthin, und ließen sie zum Bischofe wählen. Mußte es sein, so gaben sie auch, wie dies der Churfürst von Brandenburg in Bezug auf seinen zum Erzbischofe von Magdeburg erwählten Sohn that, das Versprechen an den römischen Stuhl, die katholische Religion dort zu erhalten, sich als treue Söhne der Kirche zu beweisen, und deshalb auch die Beschlüsse des Conciliums von Trient anzuerkennen. Aber kaum hatten jene sich dort festgesetzt, so folgten auch die Kanonen des Vaters als Unterstützer und kräftige Prediger des neuen Evangeliums, das Bisthum wurde ein protestantisches Herzogthum oder Fürstenthum, wie die Abteien in Schlösser verwandelt wurden. Unmöglich konnte das der Sinn des Passauer Vertrages sein. Deutschlands ganze Verfassung wäre damit schon vor dem dreißigjährigen Kriege zusammengestürzt. Wäre es den protestantischen Fürsten nur um Wahrung der Rechte der Gewissen zu thun gewesen, so hatten sie in dem Passauer Vertrage, was sie verlangen konnten, und hätten sie ernstlich daran gehalten, nie wäre Deutschland zu jenem schrecklichen Kriege gekommen, der dreißig Jahre in seinen Eingeweiden wüthete, ganze Gegenden verheerte und entvölkerte, und dann endlich doch die so oft bestrittene Klausel des Passauer Vertrages in dem sogenannten Normaljahr als einzige Möglichkeit eines dauernden Friedens feierlichst anerkennen mußte. Wenn aber die protestantischen Fürsten in jenen Zeiten so oft von Freiheit des Gewissens und Religionsfrieden reden, wofür sie das Schwert führen, so darf man dabei ja nicht denken, daß alles das, was sie von Kaiser und Reich für sich verlangten, auch für ihre Unterthanen gelten sollte. Diese hatten nur die einzige Freiheit, protestantisch zu werden, und nach Umständen bald calvinisch, bald lutherisch, oder auszuwandern. Die Freiheit des Gewissens galt damals noch und lange Zeit nachher blos für die Fürsten und Stände, und sie war für die Protestanten ein sehr einträgliches Geschäft, denn sie gab ihnen die nächste Anwartschaft auf alle Klöster und Stifter, deren sie sich bemächtigen konnten.

Sigismund Bathori sah endlich doch wohl ein, daß er sich in seiner Lage nicht halten konnte. Er hatte zwar sein Land dem Kardinal Bathori, seinem Verwandten, übertragen; aber der Kaiser sandte Georg Basta und den Woywoden der Walachei, Michael, gegen ihn, und der Pabst ließ ihn durch seinen Gesandten Malespina zum Frieden mahnen. Demohnerachtet kam es zu einer blutigen Schlacht zwischen dem Fürsten von Siebenbürgen und der Walachei, worin der Kardinal auf der Flucht getödtet wurde. Nun hielten zwar die in Klausenburg versammelten Stände um Frieden an, aber

alle Unterhandlungen zerschlugen sich, und Sigismund wurde von Neuem zum Fürsten erwählt, jedoch abermals mit einem Verluste von zehntausend Mann geschlagen, und endlich, als er sein ganzes Land verloren, unterwarf er sich im Jahre 1602 dem Kaiser, der ihn mit einer Pension von jährlich fünfzigtausend Gulden nach der Burg Lobkowitz in Böhmen schickte.

Auf dem Reichstage zu Regensburg 1603 wurde dem Kaiser eine Hilfe von achtzig Römermonaten bewilligt. Auch über den belgischen Krieg, und eine Gesandtschaft an den spanischen Statthalter Albrecht und die niederländischen Föderirten zur Beilegung des Streites zwischen der Stadt Emden und dem Grafen von Südfriesland, so wie über Verwaltung der Rechtspflege, den Mißbrauch im Münzwesen und die Berichtigung der Matrikel wurde daselbst berathen. Die protestantischen Fürsten aber hielten ihre besondern Tage in Friedberg, Heidelberg, Speier. Es waren Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz, der protestantische Administrator von Straßburg, der Landgraf Moritz von Hessen, die Markgrafen von Anspach und Baden, welche zu Heidelberg ein neues Bündniß gegen das Reichshofgericht schloßen. Sie schickten den Landgrafen Moritz nach Frankreich und den Niederlanden, baten um Hilfe und übertrugen endlich, um mehr Einheit zu haben, das Direktorium der protestantischen Union dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz.

In Siebenbürgen war mit der Unterwerfung Bathoris nicht Alles beendet. Es entstanden vielmehr neue Unruhen. Die Siebenbürger hatten Moses Tzekeli zum Fürsten gewählt, und dieser sich an den Sultan Mehmet gewandt, von dem er die Reichsinsignien erhielt und türkische Hilfstruppen. Er nahm nun vermittels derselben Klausenburg und andere Orte. Aber dennoch konnte er sich auf die Dauer gegen das kaiserliche Heer nicht halten, sondern wurde mit einem Verluste von viertausend Mann geschlagen und selbst getödtet. Obgleich nun ganz Siebenbürgen sich unterwerfen mußte, so wurde doch der Krieg mit den Türken während des Jahres 1603 fortgesetzt. Es wurden zwar im folgenden Jahre nach dem Tode Mehmets Friedensunterhandlungen angeknüpft. Diese hatten aber keinen Erfolg, weil die Türken Strigonium und anderes wieder forderten. Während nun die Türken Strigonium vergebens belagerten, erregte ein neuer Thronbewerber, Stefan Boskai, verderbliche Bewegungen. Als aber die Türken nach dem Tode des Moses den Bethlen Gabor an dessen Stelle zu setzen gedachten, schrieb er an

diesen, er wollte sich in der Türken Schutz begeben, daß er gewählt würde. Die Türken wurden indessen, als sie sich den Zugang nach Siebenbürgen erzwingen wollten, von den kaiserlichen Feldherren Dampierre und Rococi zurückgetrieben. Boskai brauchte nun die Religion zum Vorwande; er gab vor, der Kaiser wolle die protestantische Religion in Ungarn ausrotten, und gewann Anhang. Von den Türken empfing er eine goldene Krone, und legte sich den Namen eines Herrn von Oberungarn bei. Er wurde aber von Basta geschlagen. Demohnerachtet nahm er später Tokay, und ließ einen Einfall in Oestreich und Steiermark machen. Er wurde jedoch mit großem Verluste zurückgetrieben, und Boskai, obwohl ihm Mehmet eine Krone auf's Haupt gesetzt, dachte dennoch an Frieden, der auch im Juni 1606 unter der Bedingung zu Stande kam, daß den Ungarn Religionsfreiheit gewährt wurde, der Kaiser seinen Bruder Matthias als Vicekönig senden, der nach Stimmenmehrheit gewählte Palatin von dem Kaiser bestätigt, die öffentlichen Geschäfte mit Entfernung aller Fremden nach dessen Gutachten geleitet würden, Boskai aber Siebenbürgen und alles Land, wie es Sigismund gehabt, unter derselben Bedingung des Rückfalles als Erbreich besitzen solle. Darauf kam es auch mit den Türken zu einem zwanzigjährigen Waffenstillstand. Boskai aber starb bald darauf, wie es heißt an Gift, und an seine Stelle trat Sigismund Ragotzi, als Fürst von Siebenbürgen.

Daß Deutschland bei dem großen Risse und Zwiespalt, welche die Trennung von der Kirche hervorgebracht, nicht in Frieden leben konnte, zeigten nicht blos jeder Reichstag, die zahlreichen Versammlungen der protestantischen Fürsten, die geschlossene Union, die endlich einen Gegenbund von Seiten der Katholiken vonnöthen machte, die Berathung des Erzbischofes Lothar von Trier, der Churfürsten Suicard von Mainz, Ernest von Köln in Koblenz, der eine andere in Fulda folgte, die Unruhen in Hessenkassel nach dem Tode des Landgrafen Ludwig V., sondern auch ganz vorzüglich eine Angelegenheit, von der wir noch oft reden müssen. Es war dies die mit Donauwörth. Donauwörth, eine schwäbische Stadt, war einst dem Herzoge von Baiern unterworfen. Sie hatte sich aber zur Zeit Ludwigs des Baiern freigemacht, und ihre Freiheit auch in dem Passauer Vertrage behauptet. Die Stadt hatte sich, wie so viele mit liberalen Magistraten an der Spitze, zum Protestantismus gewandt, blos die Benediktiner-Abtei vom heiligen Kreuze in derselben war der katholischen Kirche treu geblieben. Es lag aber in der Natur der Sache, daß die Abtei sich unter solchen Umständen manche harte Bedrückung hatte gefallen lassen müssen. Der Abt wollte nun endlich wieder eine

feierliche Prozession halten, wie sie früher im Reiche allenthalben gewesen, und gegenwärtig selbst unter den Türken in Konstantinopel gehalten werden kann. Aber die protestantischen Gewissen nahmen Anstoß an der Religionsübung ihrer katholischen Mitbrüder und an dem, was die Väter in guten Zeiten über tausend Jahre gethan. Der Rath verbot die Prozession, und der Abt wandte sich an das kaiserliche Hofgericht, und bekam die Erlaubniß. Als nun im Jahre 1606 am Marcustage die Prozession mit Kreuz und Fahnen in aller Feier über den Markt und die Hauptstraßen der Stadt zog, und durch das Donauthor nach einem benachbarten Dorfe, eilten die Bürger mit Stöcken herbei, schloßen das Thor und verwehrten dem Abte die Heimkehr, ja die fanatisirte Menge fiel sogar über die Fahnen her, zerbrach sie, und die in der Prozession versammelten Katholiken kamen in wilder Flucht und großer Gefahr nach dem Kloster zurück. Der Abt berichtete darüber an den Kaiser, und klagte die Bewohner der Verletzung kaiserlicher Majestät an. Die Sache wurde noch schlimmer, als der Kaiser Maximilian von Baiern mit Untersuchung derselben beauftragte. Die Bewohner von Donauwörth gereizt, ließen nicht blos den kaiserlichen Abgeordneten nicht ein, sondern wagten es sogar, den Kaiser selbst zu schmähen. Da sie gutem Rathe kein Gehör geben wollten, wurden sie endlich im August des Jahres 1607 in die Acht erklärt, Maximilian mit Vollziehung derselben beauftragt. Die Stände des schwäbischen Kreises betrachteten dies als einen Eingriff in ihre Rechte, aber Donauwörth wurde nichts desto weniger von den Baiern in Besitz genommen, und als Entschädigung für die Kriegskosten, aller dagegen gemachten Vorstellungen ungeachtet, behalten.

Als nun Ferdinand im Jahre 1608 auf dem Reichstage zu Regensburg im Namen des Kaisers unter den zu erörternden Fragen, wie es naturgemäß war, den Türkenkrieg als das Wichtigste und am meisten Dringende oben an stellen, und dann die Frage über die Verbesserung der Rechtspflege, den belgischen Krieg, das Münzwesen und die Matrikel folgen lassen wollte, weigerten sich die Protestanten, auch das Mindeste beizutragen, bevor sie nicht ihre sogenannten Religionsbeschwerden erledigt sähen, Donauwörth zurückgegeben, die Hofprozesse beseitigt, den Geistlichen, Aebten, Mönchen, Prioren alle Prozesse gegen sie untersagt wären, den Protestanten die Begräbnisse bei den Katholiken gestattet, dem Pabste alles Recht an das Reich verweigert wäre, die Form bei der Investitur der Lehen geändert, und da, wo es sich über Angelegenheiten der Religion handelte, die Mehrheit der Stimmen nicht mehr gelten sollte. Das waren Dinge, die wollte und konnte Ferdinand nicht zusagen, und der Reichstag ging auseinander, ohne daß man auch die vorgelegten Fragen nur begonnen hatte. Es war offenbar, daß sie doch endlich nur durch

die Gewalt der Waffen entschieden werden konnten, und die Katholiken, von Noth gedrängt, setzten der protestantischen Union die katholische Liga entgegen. Aber nicht blos in Deutschland war der Zwiespalt wegen der Religion. Auch in Ungarn diente diese unruhigen Köpfen und ehrgeizigen Menschen zum Vorwande. Ja selbst des Kaisers Bruder, der Erzherzog Matthias, intriguirte, und Rudolf sah sich endlich gezwungen, diesem in einem am 17. Juni 1608 zu Prag geschlossenen Vergleiche das Königreich Ungarn und ganz Oestreich abzutreten, ihm die Nachfolge in Böhmen zu versprechen, und die Verwaltung von Mähren gleich zu gestatten, wogegen dann Matthias auf die Grafschaft Tyrol gänzlich verzichten sollte. Im November, am Elisabethentage, wurde Matthias feierlich in Preßburg gekrönt. Die protestantischen Stände wollten indessen dem neuen Könige den Eid nicht leisten, bevor ihnen volle Freiheit der Religion bewilligt, und sie suchten sich in ihrem Vorhaben mit Gewalt der Waffen zu schützen. Es kam jedoch im März 1609 zu einem Vergleiche. Aber auch in Böhmen wurde es unruhig. Die dortigen Stände verlangten auf einer Zusammenkunft in Prag ebenfalls Freiheit der Religion. Rudolf war indessen hiezu nicht geneigt. Er wollte nichts gewähren, als was vertragsmäßig war, Communion unter beiden Gestalten. Das war aber den nach Neuerung strebenden Böhmen nicht genug. Sie wendeten sich daher an Matthias, und als sie auch hier keinen günstigen Bescheid erhielten, wiederum mit einer Beschwerdeschrift an den Kaiser, worin sie von Neuem Religionsfreiheit verlangten, widrigenfalls sie ihr Recht mit Gewalt der Waffen durchzusetzen drohten. Es kam jedoch unter Vermittlung des Churfürsten von Sachsen und des spanischen Gesandten Balthasar Zunega zu einem Frieden. Die Böhmen erhielten darin den sogenannten Majestätsbrief, den ihnen Rudolf ausstellte, worin den utraquistischen Ständen freie Religionsübung, ein besonderes Consistorium, das Recht, ihre Priester zu wählen und ihr Antheil an der Prager Universität bestätigt wurde. Dasselbe Recht verlangten auch die Schlesier, und es mußte ihnen, weil die Böhmen ihre Truppen nicht eher entlassen wollten, ungeachtet des Einspruches des Erzbischofes von Breslau, gewährt werden. Es fehlte jedoch nicht an solchen, welche den Majestätsbrief als einen erzwungenen, und woran weder der Bischof, noch der Pabst Antheil hatten, für nichtig zu erklären suchten.

Nächst den böhmischen Unruhen war es jetzt besonders die Jülich-Cleve-Bergische Erbschaft, welche ganz Deutschland in Unruhen versetzte und mit blutigem Kriege bedrohte. Johann Wilhelm, Herzog von Jülich-Cleve-Berg, war im März des Jahres 1609 ohne Nach-

kommen gestorben *). Auf das erledigte Erbtheil machten Anspruch Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der in seines Vaters Namen nach Düsseldorf kam und Besitz ergriff. Dasselbe versuchte Stefan von Hertefeld, im Auftrage des Churfürsten Johann Sigismund von Brandenburg. Der Kaiser aber mahnte beide von Gewaltthätigkeiten ab, und die betreffenden Räthe, von den Bewerbern keinen anzuerkennen, bis darüber an seinem Hofgerichte entschieden wäre. Der Churfürst von Brandenburg gründete seine Ansprüche darauf, weil er Anna, die Tochter des Markgrafen Friedrich, der mit der ältesten Schwester Johann Wilhelms, mit Eleonora, vermählt war, zur Frau hatte. Diese aber war schon vor Johann Wilhelm gestorben. Philipp Ludwig von der Pfalz dagegen machte seine Ansprüche, weil er mit der jüngern Schwester Anna, die aber noch lebte und noch dazu einen Sohn, Wolfgang Wilhelm, geboren, vermählt war. Außerdem war aber noch eine dritte Schwester, Magdalena, Wittwe des Herzogs von Zweibrücken, und eine vierte, Sibylla, die ebenfalls ihren Theil verlangten, vorhanden. Als fernere Prätendenten traten vermöge früherer Belehnungen und Verträge auf der Churfürst von Sachsen und die Herzoge beider Linien von Sachsen. Die Hauptbewerber aber blieben immer der Churfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Pfalz-Neuburg. Der Landgraf Moritz von Hessen suchte die Sache zuerst in Homburg zu vermitteln, und endlich wurde in Dortmund eine Zusammenkunft gehalten, wo man sich wenigstens so weit einigte, daß die beanspruchten Länder bis zu Austrag der Sache gemeinschaftlich verwaltet, und die Unterthanen auf beide in Eid und Treue genommen werden sollten. Die beiden Prinzen zogen nun nach Düsseldorf, wo sie einen Ständetag hielten, um über die Verwaltung zu berathen. Der Kaiser aber that Einspruch und schickte den Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, als Commissär nach Jülich, der das Land bis zur Entscheidung über die Nachfolge unter Sequester nehmen sollte. Aber demohnerachtet ließ sich der Pfalzgraf fast an allen Orten des Jülicher Landes huldigen, und nahm um so eher Besitz, als ein französisches Heer in der Nähe stand, welches bereit war, die beiden Prätendenten zu unterstützen, und auch die Niederländer Hilfe zusagten. Es ward daher der in Dortmund geschlossene Vertrag im Jahre 1610 feierlich in Schwäbisch-Hall bestätigt, von Frankreich anerkannt, und als der Kaiser beide Fürsten zur Befolgung seines Mandates ermahnte, appellirten sie, besonders auf die französische Hilfe vertrauend, von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Kaiser. Es wurde darauf im Monat Mai zu Prag in einer Versammlung der

*) Brosius, Juliae montiumque Comitum Marchionum et ducum ann.

Fürsten und Churfürsten die Beilegung dieser Sache versucht, und zu dem Zwecke kaiserliche Commissarien ernannt. Inzwischen nahm aber Moritz von Nassau mittels französischer und niederländischer Hilfe, im August, Jülich, und gab es den beanspruchenden Fürsten. Es versammelten sich jedoch im Monate September nochmals in dieser Angelegenheit zu Köln Johann Suicard, Erzbischof von Mainz, Ernest, Erzbischof von Köln, die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand von Oestreich, Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig, der Landgraf Ludwig von Hessen, die Gesandten Albrechts von Oestreich, und als des Kaisers Commissarien Lothar, Erzbischof von Trier, und Johann Georg, Graf von Hohenzollern. Sie forderten, daß sich beide Fürsten dem Spruche des Kaisers unterwerfen sollten. Das weigerten sie, und man ging fruchtlos auseinander. Jetzt aber nahmen sich die Fürsten der protestantischen Union der Sache an, und da auch der Churfürst und die Herzoge von Sachsen zu gleicher Zeit in Besitz gesetzt werden wollten, kam es im Monate März 1611 zu einer neuen Berathung in Jüterbock. Hier war auch der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg zugegen, und als Vermittler Christian, Markgraf von Brandenburg, und Ludwig, Landgraf von Hessen. Aber auch diese Zusammenkunft hatte keinen Erfolg, und die sächsischen Fürsten bestanden auf ihren Ansprüchen *).

Die protestirenden Fürsten, welche sich wegen ihrer schriftlichen Verbindung „correspondirende" nannten, sandten im Jahre 1609, vorzüglich auf Betreiben des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, den Fürsten Christian von Anhalt mit Ludwig Camerarius nach Prag, forderten die Restitution Donauwörths, bessere Justiz, Sicherung des Religionsfriedens, Aufhebung der Reichshofrathsprozesse und Aufnahme der Protestanten unter jenes Collegium. Der Fürst von Anhalt wurde zwar gnädig aufgenommen, aber nur mit der Versicherung einer sorgfältigen Untersuchung der Beschwerden entlassen. Das reizte die protestantischen Fürsten. Sie kamen im Jahre 1610 nochmals in Schwäbisch-Hall zusammen. Es waren der Churfürst von Brandenburg mit seinem Bruder, dem ehemaligen Administrator von Straßburg, der Prinz Johann von Zweibrücken, Philipp Ludwig, Pfalzgraf von Neuburg, Johann Ernst, Markgraf von Onolsbach, Johann Friedrich, Herzog von Würtenberg, Georg Friedrich, Markgraf von Baden, Christian von Anhalt, viele Grafen und fünfzehn Städte, die sich vorzüglich auf Betreiben König Heinrichs IV. von Frankreich enger an einander schloßen, und die unirten

*) Struvius, corpus hist. germanicae.

Stände nannten. Heinrich IV. sandte einen Abgeordneten, der mit ihnen ein Bündniß schloß, das auch von dem Könige selbst zu Paris im Februar 1610 bestätigt wurde. Die protestirenden Fürsten aber sandten eine eigene Beschwerdeschrift an den Kaiser, worin sie sich beklagten, daß Donauwörth noch nicht restituirt, die Reichshofrathsprozesse noch nicht aufgehoben, und zugleich die Drohung hinzufügten, sie würden wohl entschuldigt sein, wenn sie, für den Fall keine Abhilfe getroffen würde, durch Noth gezwungen, zu den Waffen griffen. Auch die Jülicher Angelegenheit kam hier zur Sprache. Die Union bestand aber meistens aus calvinischen Fürsten, und sie hatte weder bei dem Churfürsten von Sachsen, noch den sonstigen lutherischen Fürsten besondern Beifall. Der Churfürst Christian II. von Sachsen, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Landgraf Ludwig von Hessen ließen daher in einem eigenen Schreiben (de dato Prag, den 22. Juli 1610) die Ulmer und Straßburger abmahnen. Die Katholiken sahen indeß, daß sie sich wehren müßten, um so mehr, als sich die Niederländer als Bundesgenossen der Union zeigten. Es traten daher der Erzbischof Suicard von Mainz, Lothar von Trier, Ernst von Köln zuerst in Koblenz zusammen, und gründeten dann auf einem zu Würzburg zu jenem Zwecke angesagten Tage die sogenannte Liga, der sich außer einem großen Theil der katholischen Fürsten und Stände die Bischöfe von Worms, Speier, Straßburg, Basel, Osnabrück, Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Augsburg, die Aebte von Fulda, Kempten, der Großmeister des deutschen Ordens und Andere verbanden. Haupt der Liga war der Herzog von Baiern. So standen also in Deutschland die Parteien wieder bewaffnet gegeneinander. Den nächsten Vorwand, ein Heer zusammenzuziehen, gab die Jülich-Bergische Erbschaft. Die Churfürsten von Brandenburg und Neuburg sammelten zu jenem Zwecke ein Heer in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. In Böhmen, Italien und den sonstigen Orten dagegen wurde für den Erzherzog Leopold geworben. Der Krieg ging zuerst im Elsaß los. Denn während der Erzherzog Leopold, als Bischof von Straßburg, durch den Grafen Franz von Kreichingen Truppen ausheben ließ, und diese den Straßburgern beschwerlich fielen, gingen der Churfürst von der Pfalz, der Markgraf Ernst von Brandenburg, Georg Friedrich von Durlach, Julius Friedrich von Würtenberg mit ihren Truppen über den Rhein, und während jene Leopolds sich nach Zabern und von Molsheim zurückzogen, wurde Dachsstein und Molsheim genommen. Die Sache kam aber noch einmal zu einem Vergleiche. Beide Parteien entließen ihr Heer, und selbst Maximilian von Baiern, dem die Execution gegen die Föderirten von dem Kaiser aufgetragen war, nahm Anstand und beschloß, den Streit lieber in Güte zu beendigen.

Schlimmer ging's in Böhmen. Der Herzog Leopold hatte nicht blos im Elsaß sammeln lassen, sondern auch im Bisthum Passau ein Heer stehen. Dieses war freilich dem Namen nach wegen der Jülicher Angelegenheit berufen, der That nach hatte es auch sein Augenmerk besonders auf Böhmen gerichtet, und sollte Rudolf gegen die Intriguen des Erzherzogs Matthias dienen. Die Fürsten versuchten es, den Kaiser mit Matthias auszusöhnen. Es kam auch wirklich dahin, daß Matthias Abbitte that, und auf Böhmen, nachdem er längst gestrebt, Verzicht leistete. Die Versöhnung war aber nur von kurzer Dauer. Denn als Leopold sein Heer nicht entließ, vielmehr mit demselben nach Oestreich rückte, da griff auch Matthias wieder zu den Waffen, und schrieb an die böhmischen Stände um Hilfe. Leopold zog nun mit seinem Heere nach Prag. Der Kaiser sandte ihm zwar einen Herold entgegen, der ihm Halt gebot, allein der Erzherzog fand sich bald zu einer Unterredung ein, und Rudolf hieß das Heer als Freund aufnehmen. Leopold drang wirklich in einen Theil der Stadt Prag ein, konnte sich aber nicht behaupten, und ging, nachdem er einen dreimonatlichen Sold für sein Heer empfangen, wieder zurück. Unterdeß kam aber auch Matthias, von den Ständen eingeladen, den 14. März 1611 nach Prag, und wurde glänzend aufgenommen. Für Rudolf war dies eine Niederlage, der die Entthronung bald folgte. Die Böhmen betrachteten ihn bereits als ihren Gefangenen, und Rudolf mußte sie und die Schlesier ihres Eides entbinden. Im Mai wurde Matthias feierlich gekrönt.

Auch in Achen wurde es wieder unruhig. Die Unirten aber hielten eine Zusammenkunft in Rothenburg, wohin auch der in seinem Ansehen so geschwächte Kaiser Abgeordnete schickte. Als diese Versprechen machten, antworteten die Protestanten, es bedürfe der That, da weder Donauwörth restituirt worden, noch die Heere von Passau und aus dem Elsaß entlassen seien. Sie würden sich nicht mehr hintergehen lassen, endlich Hand an's Werk legen zu ihrer Bundesgenossen Rettung, jedoch mit aller Ehrerbietigkeit gegen den Kaiser sich zum Rechte verhelfen. Sie trafen demgemäß alle Anstalten. Sie sammelten Geld und Kriegsbedürfnisse, versorgten sich mit Lebensmitteln und Allem, was nothwendig war. Auch die Bündnisse mit den Fremden kamen wieder zur Sprache. Sie sandten Abgeordnete nach Frankreich, England und Belgien, um Hilfe zu bitten. Auch das Schreiben der Venetianer und Schweizer, welches der Erzherzog Maximilian verlesen, wurde beantwortet, und die Protestanten, die sich so viel Gewaltthat gegen die Katholiken, ja gegen ihre eigenen protestantischen Glaubensgenossen erlaubt, die für sich das Recht, „christliche Refor-

mation einzuführen," in so rücksichtslosem Maße in Anspruch genommen, verlangten von dem Bischofe von Bamberg, „er möge aufhören, seine Unterthanen wegen der Religion zu belästigen" (in die eigentliche Sprache übersetzt: zu thun, was die Pflichten seines heiligen Amtes von ihm verlangten), von dem Bischofe zu Worms: „er möge die Jesuiten nicht einführen, und die eingeführten zurückweisen." Außerdem aber erließen sie eine Drohung, sowohl an den Präsidenten als die Beisitzer des Reichskammergerichtes, angeblich weil dieser bis dahin allen Klagen der Katholiken gegen die Protestanten, jedoch keiner der Protestanten gegen diese Folge gegeben. Allerdings ein schlimmes Zeichen, welches wir aber mit voller Ueberzeugung dahin deuten könnten, daß die Protestanten mit derartigen Forderungen im Unrechte waren. Sie und nicht die Katholiken waren die Angreifenden.

Im October des Jahres 1611 hielten die Churfürsten einen Churtag in Nürnberg. Von hier aus gingen nun Abgeordnete nach Prag zum Kaiser, der hier ganz abgeschlossen lebte, und außer dem Herzoge von Braunschweig Niemanden hatte, der ihm über die traurige Lage des Reiches Bericht erstatten konnte. In einer langen Rede hielten sie dem Kaiser den Zustand des Reiches und ihre Forderungen vor. Sie verlangten eine bessere Verwaltung, bessere Rechtspflege, neue Räthe und Minister und einen Reichstag im nächsten Frühjahr. Es mißfiel ihnen, was Matthias gethan, und es sei ihnen nicht angenehm, daß er den Khlesel und die anderen Gesandten derselben habe annehmen müssen, doch sei der Kaiser nicht ganz ohne Schuld. Man müsse annehmen, daß die Sachen deßhalb so schlecht gingen, weil er die wichtigeren nicht, wie es früher der Fall gewesen, mit ihnen berathen. Sie bäten ihn übrigens, wenn er Böhmen verlassen wollte, anzuzeigen, wo er zu residiren wünsche. Was aber die Wahl eines römischen Königs anginge, so würden sie darin nichts gegen seinen Willen unternehmen, und da sie das Haus Oestreich durchaus nicht zu übergehen gedächten, so würde ihnen derjenige recht sein, den er selbst wähle; sie aber deshalb entschuldigen, wenn sie die versprochene Steuer bis dahin noch nicht gezahlt, sie seien daran aus wichtigen Ursachen, welche sie dem nächsten Reichstage auseinandersetzen wollten, gehindert worden. Der Kaiser antwortete darauf: „Was den Nachfolger beträfe, so wünsche er, ehe in dieser Sache „weiter fortgeschritten würde, zuvor einen Reichstag abzuhalten, dem „er persönlich beiwohnen könne."

Rudolf war indessen alt und mißtrauisch geworden. Gegen Ausgang des Jahres 1611 fühlte er sich unwohl. Es kam noch eine andere Krankheit durch eine Entzündung am Schenkel hinzu, die ihn am 10. Januar 1612 mit sich fortraffte. Sein Tod ward bis zur

Ankunft des Matthias sorgfältig verhehlt, ein Beweis, daß dieser in der Intrigue gegen den Bruder auf das Innigste verwickelt war.

Rudolf II. ist von den Geschichtsschreibern wegen seiner Unthätigkeit sehr angeklagt worden. Er hatte indessen um die Wissenschaften und Künste von Deutschland großes Verdienst, und am wenigsten hätten die Prager Grund gehabt, ihm Verdruß zu bereiten. Rudolf hatte nicht nur stets ausgezeichnete Männer von berühmtem Namen um sich, darunter die Astronomen Tycho de Brahe, Keppler [der, von dem Fanatismus seiner protestantischen Glaubensgenossen verfolgt, nicht einmal in seiner Vaterstadt bleiben konnte, sondern an dem Hofe eines katholischen Fürsten seine Zuflucht suchen mußte *)]; auch seine Sammlungen waren die ausgezeichnetsten der damaligen Zeit, und nehmen noch gegenwärtig eine bedeutende Stelle ein. Außer den Intriguen seines Bruders Matthias hat ihm der Haß der protestantischen Stände am meisten zu schaden gesucht. Diese haben ihn stets als einen intoleranten Menschen verschrieen, auch da, wo er dem Rechte freien Lauf ließ, wie dies namentlich in Achen und mit so vielen Reichshofraths- und Kammergerichts-Prozessen geschah. Sie haben die natürliche Liebenswürdigkeit seines Charakters übersehen, dem allerdings die damaligen Reichsgeschäfte nur Verdruß bereiteten und seinen Studien keine besondern Reize gaben.

Rudolf hatte der Gram getödtet, aber dem Ende seines gedrückten Lebens sah er mit Heiterkeit entgegen, und so äußerte er unter Anderm: Als er in seiner Jugend von seinem Vater aus Spanien nach Deutschland berufen worden, habe er eine solche Freude empfunden, daß er in der folgenden Nacht keinen Schlaf in die Augen habe bringen können. Warum sollte er sich jetzt nicht weit mehr freuen, in das himmlische Vaterland zu reisen, wo kein Wandel des Glückes und kein Unfall mehr zu fürchten sei **).

Menzel vergleicht Rudolfs Schicksal mit dem Ludwigs XVI. von Frankreich, und weiß ihm fast nur das vorzuwerfen, daß er sich von Familienintriguen zu sehr umstricken ließ.

---

*) A. Menzel, Geschichte der Deutschen u. s. w.

**) Ebend. B. V.

8. Kaiser Matthias *).

Schlimme Vorgeschichte des Kaisers. Der Reichstag zu Regensburg. Bündniß mit Polen. Unionstag der Correspondirenden in Nürnberg. Unterhandlungen über die Nachfolge des Kaisers in dessen Erblanden und im Reiche. Der dreißigjährige Krieg. Matthias Tod.

Rudolf II. war unverehelicht und ohne Kinder gestorben. Von allen seinen Erblanden war ihm nichts mehr geblieben. Blos die Kaiserwürde hatte er noch behalten. In dieser folgte nach Rudolfs Tode Matthias, sein Bruder, der ihm das Leben verbittert. Matthias, der zweite Sohn Maximilians II., war am 24. Februar 1557 geboren. Sein Lehrer war der durch die türkische Gesandtschaft bekannte Busbegue. Der junge Prinz hatte sich aber schon frühe in Intriguen gegen seinen Bruder und mit den protestantischen Ständen eingelassen. Er war zuerst zum Statthalter der vereinigten Niederlande berufen, was dem Prinzen von Oranien eben so wenig recht war, wie dem Kaiser. Als die Niederländer mit Spanien gänzlich brachen und abfielen, fühlte er wohl, daß er nicht länger bleiben konnte. Er legte daher die Statthalterschaft nieder, und die Niederländer wählten statt seiner den Herzog von Alençon zu ihrem Führer. Der Kaiser wollte ihn wegen seines Benehmens in den Niederlanden, als er nach Prag kam, nicht sehen, er hieß ihn in Linz bleiben. Die Mutter söhnte ihn indeß einigermaßen mit dem Kaiser aus, obgleich dieser nicht dahin gebracht werden konnte, ihm Steiermark als Erbtheil zu überlassen. Später machte er den Krieg in Ungarn mit, und als Stefan Bathori, der König von Polen, gestorben, bewarb er sich, wiewohl vergebens, um die polnische Krone. Matthias blieb nun in Ungarn, und leistete hier gute Dienste, konnte aber das gerechte Mißtrauen seines Bruders nicht beseitigen. Die Erbitterung steigerte sich, als Rudolf bei dem Reichstage zu Regensburg 1608 seinen Oheim Ferdinand mit Uebergehung des Matthias zu seinem Stellvertreter ernannte. Matthias, der bereits viel Anhang unter den Protestanten hatte, suchte sich zuerst in Ungarn und Oestreich zu kräftigen. Das gelang auch. Denn im Jahre 1608 erlangte er die Krone von Ungarn. Aber damit nicht zufrieden, brachte er es auch durch seine Intriguen dahin, daß die böhmischen Stände ihm im Jahre 1611 die Krone von Böhmen übertrugen.

*) Struvius, corpus hist. germanic.

Nach dem Tode Rudolfs übernahmen der Churfürst Georg I. von Sachsen und Johann von Zweibrücken, als Vormund und Verwalter der Pfalz, das Reichsvicariat. Der Churfürst von Mainz rief endlich nach mannigfacher Berathung zur Wahl eines römischen Königs in Frankfurt zusammen. Hier erschien auch Matthias. Mitbewerber waren der Erzherzog Albrecht von Oestreich, dem außer Sachsen auch die geistlichen Churfürsten geneigt schienen. Auch Maximilian von Baiern und der Herzog von Savoyen wurden vorgeschlagen. Es wurde aber am 3. Juni 1612 vorzüglich auf Betreiben Albrechts Matthias zum Könige ausgerufen und eilf Tage später feierlich gekrönt.

Den ersten Reichstag sagte er in Regensburg an, nachdem er jedoch erklärt, daß dieses für Nürnberg, wo nach der goldenen Bulle der Kaiser seinen ersten Reichstag halten mußte, kein Nachtheil sein sollte. Aber bald kamen auch die sogenannten Beschwerden der correspondirenden Fürsten wieder zum Vorschein. Sie klagten über den Reichshofrath, forderten die Restitution von Donauwörth, protestantische Beisitzer am Reichskammergerichte u. s. w. Die Katholiken jedoch ließen diese Beschwerden nicht unbeantwortet, und suchten zu beweisen, wie die Protestanten die eigentlichen Störer und Friedensbrecher gewesen, und jene Urtheile, worüber sie sich beklagten, mit vollem Rechte über sie ergangen wären. Der Reichstag bewilligte endlich nach langen Unterhandlungen und einem Beschlusse über das Münzwesen, Berichtigung der Matrikel, der Rechtspflege, den Land- und Religions-Frieden, auch Geldhilfe für den Türkenkrieg, obgleich die Protestirenden vor Notar und Zeugen gegen das betreffende Decret Protest einlegten.

Im Jahre 1603 schloß Matthias mit Sigismund III., König von Polen, ein Bündniß, worin die alten Verträge zwischen diesem Lande und Oestreich erneuert wurden, und man sich gegenseitig Frieden und Freundschaft, so wie Handelsvortheile sicherte. Die Protestanten säeten indessen Mißtrauen. Sie befestigten im März des Jahres 1614 die Union zwischen dem Hause Sachsen, Brandenburg und Hessen zu Naumburg, worin auch der Jülich-Bergischen Erbschaftsangelegenheit um so eher gedacht werden mußte, als sich die beiden Häuser Brandenburg und Neuburg entzweit, ersteres an den Niederländern, letzteres an den Spaniern Bundesgenossen gefunden. Die Sache kam indessen unter Vermittlung Englands, Frankreichs, Dänemarks, von Köln und Würtenberg noch einmal zu einer friedlichen Verhandlung in Xanten, die jedoch scheiterte. Die Spanier hielten Wesel, die Niederländer Jülich besetzt, die sie beiderseits im Namen ihrer Clienten verwalteten. Auch hier war die Religion wiederum von bedeutendem Einfluß; denn Wolfgang Wilhelm neigte sich

auf Seiten der Katholischen, und wurde endlich, wie er selbst erklärte, vorzüglich durch das Studium des Canisius *), Katholik. Der Churfürst von Brandenburg, der durch eine rohe Behandlung seines schon bestimmten Schwiegersohnes die Versöhnung unmöglich gemacht hatte, nahm, um sich die Hilfe der Niederländer zu sichern, die calvinische Religion an, was große Verwirrung in seinen Erblanden gab.

Zur Vollziehung des Spruches gegen Achen wurde der Erzherzog Albrecht von Oestreich beauftragt, der die Stadt durch seinen Feldherrn Ambrosius Spinola einnahm und die katholische Religion daselbst herstellen ließ. Aber auch in Sachsen waren Unruhen, sowohl in Braunschweig als in Halberstadt. An letzterm Orte hatten die protestantischen Mitglieder des Domcapitels die katholischen zu verdrängen gesucht. Es wurde daher ein Kreistag zusammenberufen und beschlossen, Alles anzuwenden, um den Frieden zu bewahren. Die correspondirenden Stände schloßen sich aber enger an die Niederländer und die fremden Mächte an. Im Jahre 1615 hielten sie einen Unionstag in Nürnberg, wobei auch Abgeordnete von Frankreich, England, Dänemark und der vereinigten Niederlande erschienen. Hier kam aber unter Anderm auch die Jülich-Bergische Erbschaft und der von Matthias vorgelegte Plan eines neuen Reichshofrathes zur Sprache.

In Hannover währten die Unruhen fort. Der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig belagerte Braunschweig, und da sowohl die niederländischen als hanseatischen Truppen der Stadt zu Hilfe eilten, kam es endlich in Redernburg zu einem Vergleiche, worin die Braunschweiger zwar dem Herzoge den Lehenseid leisteten, aber doch ihre sonstigen Rechte und Privilegien behaupteten.

Mit den Türken hatte Matthias unterdessen einen Waffenstillstand geschlossen. Die türkische Gesandtschaft zog mit großer Pracht in Wien ein, und der Friede wurde im Mai 1616 von Neuem auf zwanzig Jahre bestätigt.

Weil der Kaiser ohne Kinder war, so wurde jetzt nicht blos über die Nachfolge im östreichischen Lande, sondern auch im Reiche manche Berathung gepflogen. Die beiden Brüder des Matthias, Albrecht und Maxmilian, hatten ebenfalls keine Kinder, und man suchte deßhalb mit Ferdinand, ältestem Sohne des Erzherzogs Karl, der seinen Sitz in Grätz hatte, zu unterhandeln. Matthias nahm auch wirklich

*) Brosius.

diesen an Kindes Statt an, wozu die böhmischen Stände unter der Bedingung ihre Genehmigung ertheilten, daß derselbe ihre Rechte und Privilegien, den Majestätsbrief bestätige, und sich bei Lebzeiten des Kaisers nicht in Regierungsgeschäfte mische. Ferdinand wurde nun im Juni des Jahres 1616 in Prag gekrönt. Damit waren aber sowohl die böhmischen Stände sub utraque, als die correspondirenden Fürsten nicht zufrieden, und zwar deßhalb, weil sie Ferdinand der katholischen Religion allzusehr ergeben wußten. Sie hielten daher eine eigene Berathung in Heilbronn. Nichts desto weniger suchte Matthias auch wegen der römischen Königskrone für Ferdinand zu unterhandeln. Er ging deßhalb mit dem Erzherzoge Maximilian nach Sachsen, wo er dem Churfürsten die Ueberzeugung beibrachte, daß es blos die Calvinisten seien, welche Unruhen erregten und ein Heer sammelten. Der Kaiser ließ darauf eine Versammlung der Churfürsten ansagen. Aber Friedrich von der Pfalz und die Correspondirenden suchten das zu verhindern. Jener kam nach München, und versprach dem Herzoge Maximilian von Baiern die Kaiserkrone, welche dieser jedoch anzunehmen verweigerte. Der Churfürst von der Pfalz richtete darauf sein Augenmerk auf den Herzog von Savoyen. Dadurch zog sich nun das ganze Geschäft in die Länge. In Deutschland aber war nirgendwo Einigkeit.

Der dreißigjährige Krieg.

Während nun die Protestanten im Jahre 1617 in den Tagen des 31. Octobers, 1. und 2. Novembers, vorzüglich auf Betreiben des Churfürsten Johann Georg von Sachsen, das Gedächtniß der hundertjährigen Spaltung feierten, die so schlimme Früchte reifte, hatte Paul V. ein allgemeines Gebet in Form eines Jubiläums-Ablasses ausgeschrieben, damit Gott der Glaubenstrennung ein Ende machen und den Zwist der Fürsten versöhnen wolle. Dieser war aber gerade jetzt nahe daran, in lichter Flamme hervorzubrechen, und Deutschland auf lange Zeit zu verderben. Vor Allem waren es Böhmen und Umtriebe des Churfürsten von der Pfalz, welche das Unheil reifen sollten. Die Böhmen waren im Vertrauen auf ihren Majestätsbrief, der eigentlich nicht von den Protestirenden, sondern von den Utraquisten handelte, immer weiter gegangen, und hatten denselben nicht blos auf die Calvinisten ausgedehnt, sondern sich auch immer neue Eingriffe erlaubt. Sie errichteten hie und da Kirchen, die der Erzbischof von Prag auf Grund eines kaiserlichen Urtheils niederreißen ließ. So wollten sie auch jetzt wiederum eine Kirche auf dem Gebiete des Abtes von Braunau wider dessen Wissen

und Willen errichten. Das wurde ihnen verwehrt. Sie erhielten Befehl, von dem Bau abzustehen, und da sie dennoch fortfuhren, wurden die Widerspenstigen nach Prag in's Gefängniß gebracht. Die böhmischen Stände setzten nun Alles in Bewegung, die Gefangenen zu befreien. Sie hielten verschiedene Zusammenkünfte, und drangen an der Spitze des Grafen von Thurn bewaffnet in den kaiserlichen Palast, verlangten die Räthe zu sprechen, klagten über Verletzung des Majestätsbriefes, und legten gar an drei Räthe, nämlich den Freiherrn Wilhelm Slabota, Jaroslav von Martiniz, genannt Smisanski, Marschall des Reiches, und den Secretär Fabricius, gewaltsam Hand an. Sie warfen sie als Verräther zum Fenster hinaus. Zwei Andere führten sie mit sich fort in Gewahrsam. Sie suchten darauf ihr verrätherisches Unternehmen in einer eigenen Denkschrift zu rechtfertigen, setzten neue Magistrate ein und wählten dreißig Direktoren aus dem ganzen Reiche, welchen sie die Bewachung des königlichen Palastes anvertrauten. Die Mitglieder der Gesellschaft Jesu wurden unter schweren Strafen verbannt und aus dem ganzen Reiche vertrieben. Dasselbe geschah mit allen Königlichgesinnten. Der Aufruhr griff aber nicht blos Böhmen, sondern auch die Provinzen an. So zeigte also die Empörung schon im Anfange ihren wahren Charakter, und das, was damals vorfiel, hat sich bis auf die neueste Zeit in jeder Empörung wiederholt. Es ist immer dasselbe Spiel gewesen. Die unruhigen Köpfe und Intriguanten haben zuerst unter irgend einem Vorwande, damals war es die Religion, die Regierungen geneckt, und wenn sie dieselben schwach fanden, davongejagt. Als das Wort Religion nicht mehr geeignet schien, die Gemüther zu erhitzen und Thörichte zu blenden, da hat man sich des Wortes Freiheit bedient. Der Aufruhr hat jedoch die Freiheit nur für sich verstanden. Er hat dieselbe nur zur Unterdrückung seiner Gegner oder auch nur Andersdenkender verwendet, namentlich aber die Diener der Kirche, als Vertreter der natürlichen Ordnung, mißhandelt und davongejagt. Daß die Mitglieder der Gesellschaft Jesu vor Allem dieses Loos traf, lag in ihrem eigenthümlichen Berufe, und ist das glänzendste Zeugniß ihres Werthes. Denn nur das Gleichartige verträgt sich miteinander, das Ungleichartige stößt sich ab.

Der Kaiser suchte nun die Sache in Güte beizulegen. Er versprach Aufrechthaltung und Erneuerung des Majestätsbriefes. Auch der Churfürst von Sachsen, der Herzog von Baiern und endlich König Ferdinand legten sich in's Mittel. Sie versprachen sogar den Schuldigen Verzeihung und Straflosigkeit. Aber alles das war vergebens, um so mehr, als auch die Niederländer reizten und die Böhmen auf die Hilfe der Union vertrauten. Da brach auch in Deutschland der Zwist los. Die protestantischen Fürsten zerstörten

nämlich das von dem Bischofe von Speier errichtete Udenheim, und fügten dem Bischofe einen Schaden von mehr als einmalhunderttausend Gulden zu. Den Böhmen versprachen sie Hilfe, deren Krone auf den Churfürsten von der Pfalz zu bringen, die katholischen Bisthümer unter Protestanten und Katholiken zu theilen, den Churfürsten von der Pfalz als Oberbefehlshaber des Heeres zu ernennen, diesem aber zwei Heerführer unterzuordnen, von denen der eine am Rhein, der andere in Franken den Befehl habe. Dazu versprachen sie dem Herzoge von Savoyen die Kaiserwürde, wenn mit dessen Hilfe der Churfürst von der Pfalz die böhmische Krone erlange. Sie hielten darauf eine Zusammenkunft in Rothenburg an der Tauber, und ermahnten den Kaiser, die böhmischen Unruhen sobald als möglich zu beenden, das heißt, ihre Forderungen zu bewilligen. Den Böhmen aber schickten sie den Grafen Mannsfeld mit einigen tausend Mann zu Hilfe. Dieser nahm auch im November des Jahres 1618 Pilsen, und die kaiserlichen Feldherren Bucquoi und Dampierre waren dem ihnen gegenüberstehenden böhmischen Heere nicht gewachsen. Dazu kamen nun noch die östreichischen und schlesischen Protestanten, welche eine allgemeine Religionsfreiheit und alles den Böhmen Gewährte auch für sich verlangten. Die Aufständischen theilten ihr Heer in zwei Abtheilungen, mit dem einen verheerten sie Oestreich, mit dem andern beobachteten sie das kaiserliche Heer, das in Böhmen stand. Auch die Oestreicher ob der Ens wurden zur Empörung gereizt. Sie suchten sich daher sowohl gegen einen Einfall von Baiern her, als von Seiten eines kaiserlichen Heeres zu sichern.

Aller dieser Beschwerden ungeachtet, gelang es doch Ferdinand, sich die Krone von Ungarn zu verschaffen. Im Juli des Jahres 1618 wurde er gekrönt. Er hatte jedoch an dem Hofe des Kaisers zu Wien einen Feind, der ihm in Erlangung der Krone von Ungarn und Böhmen widerstrebte. Das war der Kardinal Khlesel. Dieser merkwürdige Mann hatte sich von geringer Herkunft zu hohen Würden emporgehoben und Kaiser Matthias große Dienste geleistet. Leider war sein Charakter nicht ohne Flecken. Er wurde von Ferdinand beschuldigt, Zwietracht in die östreichische Kaiserfamilie gesät, und mehr seinen Vortheil als des Reiches Wohlfahrt erstrebt zu haben, gestürzt, seines Kardinalates entkleidet und verhaftet, jedoch später, weil der Pabst diese Sache nach Rom zog, und Khlesel hier unschuldig befunden, von Ferdinand restituirt.

Während nun Matthias, alt und schwach, von dem Bewußtsein seines Vergehens gegen seinen Bruder gequält, mit den Böhmen zu unterhandeln suchte, wurde er von einer Krankheit ergriffen, woran er im Monat März des Jahres 1619 in einem Alter von dreiund-

sechzig Jahren verschied. Fünf Tage später wurde er zu Wien bei den Kapuzinern begraben.

9. Ferdinand II.

Krieg mit den Venetianern. Ferdinands Wahl zum deutschen Kaiser. Schwierigkeiten mit Böhmen und den östreichischen Ständen. Die Böhmen wählen den Churfürsten Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige. Bündniß desselben mit Bethlen Gabor von Ungarn. Der dreißigjährige oder große deutsche Krieg.

Ferdinand II. war im Juli 1578 in Gratz geboren. Sein Vater war der Erzherzog Karl II. von der Steierer Linie und seine Mutter Maria, eine Tochter Albrechts V. von Baiern. Er war ein Fürst nicht blos von vorzüglichen Gaben, sondern auch der römischen Kirche von Herzen ergeben. Schon im zwölften Jahre verlor er seinen Vater, und früh folgte er in der Regierung von Steier. Dann nahm er Theil an den ungarischen Kriegen, so wie im Jahre 1615 an dem venetianischen. Als nämlich Uscoquen, croatische Flibustier, das adriatische Meer mit Seeräuberei beunruhigten und den Venetianern vielen Schaden verursachten, schickten diese Gesandte an Ferdinand, und ließen sich deßhalb bitter beklagen. Ferdinand hieß die Sache untersuchen und die Piraten bestrafen. Die Venetianer waren damit nicht zufrieden. Sie verfolgten nicht blos die Uscoquen zu Wasser und zu Land, sondern fielen auch in Friaul ein, belagerten Gradiska, das sie jedoch verlassen mußten, nachdem es sich tapfer vertheidigt hatte. Nach verschiedenen Niederlagen, welche die Venetianer nicht blos von den Uscoquen, sondern auch von der neapolitanischen Flotte erhielten, kam die Sache endlich unter Vermittlung Philipps III. von Spanien zum Frieden in Madrid, und als die Venetianer sich dennoch weigerten, die Bedingungen anzunehmen, im September 1617 unter Vermittlung Ludwigs XIII. in Paris. Demnach sollte herausgegeben werden, was Jeder von beiden Seiten genommen, und Segna, eine Feste der Uscoquen, eine deutsche Besatzung erhalten.

Nach dem Tode des Matthias übernahmen Churpfalz und Sachsen das Reichsvicariat, und die Churfürsten wurden im Juli des Jahres 1619 zur Wahl eines neuen römischen Königs nach Frankfurt zusammenberufen. Auch Ferdinand wurde dazu eingeladen, obgleich die Böhmen dagegen protestirten. Sie behaupteten nämlich, das Wahlrecht sei ein Realrecht, und könne ohne den wirklichen Besitz des

Churfürstenthumes nicht ausgeübt werden. Nichts desto weniger reiste Ferdinand zur Wahl. Aber auch die Böhmen schickten Abgeordnete dorthin mit dem Verlangen, daß diese, da ihr Reich ohne König sei, zugelassen werden möchten. Sie wurden jedoch abgewiesen, und sandten noch von Hanau aus einen Protest an Churmainz, worin sie auseinander setzten, weßhalb sie Ferdinand nicht zulassen könnten bei der Wahl, oder verlangten, daß diese wenigstens so lange ausgesetzt bliebe, bis die Streitigkeiten zwischen Ferdinand und Böhmen beigelegt wären. Auch die weltlichen Churfürsten dachten so, ganz besonders Churpfalz, um das Reichsvicariat desto mehr in die Länge zu ziehen und zu seinen Zwecken zu benutzen. Aber gerade das war für die geistlichen Churfürsten eben so viel Grund, zu eilen und Ferdinand zuzulassen. Der Churfürst Friedrich von der Pfalz wollte nicht einmal auf den Wahltag hinkommen, um die Böhmen und Unirten, falls Ferdinand gewählt würde, nicht durch Gratulation desselben zu beleidigen. Er sandte daher den Grafen Albrecht von Solms, seinen Großhofmeister, seinen Kanzler, Volrad von Plesse, Heinrich Dietrich von Schönberg und Ludwig Camerarius, seinen Geheimrath, nach Frankfurt. Diese Abgeordneten hatten nicht nur den Auftrag, Ferdinand die königliche Würde zu bestreiten, sondern auch die Böhmen in Betreff ihres Stimmrechtes zu unterstützen, und sich auf alle mögliche Weise zu bemühen, daß Ferdinand nicht gewählt würde. Da aber Sachsen zu Ferdinand übertrat, folgten die Andern, und wählten, mit Ausnahme von Pfalz, dessen Abgeordnete, um die Katholiken zu entzweien, den Herzog Maximilian von Baiern vorschlugen, Ferdinand zum römischen Könige, der auch, nachdem er die gewöhnliche Wahlcapitulation beschworen, und die Reichsinsignien von Achen und Nürnberg herbeigeholt waren, im August feierlich gekrönt wurde.

Ferdinand, jetzt römischer König, König von Böhmen und Ungarn, übernahm nun auch die Verwaltung der sonstigen östreichischen Lande, indem ihm der Erzherzog Albrecht sein Erbtheil übertrug. Er schrieb daher an die Stände des Erzherzogthums Oestreich, und verlangte die Huldigung, die östreichischen Stände aber machten Schwierigkeiten. Sie verlangten Abhilfe ihrer Beschwerden, und behaupteten, die Verwaltung des Landes käme ihnen zu, bis sie dem neuen Landesherrn den Eid der Treue geschworen. Ferdinand versprach, sowohl ihre, wie der Böhmen Privilegien anzuerkennen. Die Böhmen aber wollten sich damit nicht begnügen, sondern schloßen ein Bündniß mit den Ständen von Oberöstreich, und da die von Mähren sich nicht dazu bereit finden wollten, machte der Graf Thurn einen Einfall in Mähren, ging nach Niederöstreich, und zwang die, welche noch unschlüssig waren, den Böhmen beizutreten. Er nahm

Linz, ja er bedrohte sogar Wien, schlug im Angesichte Ferdinands sein Lager auf, und gedachte, jene Stadt durch Verrath zu erobern. Ferdinand wurde wie durch ein Wunder gerettet, und Thurn mußte schnell wieder nach Böhmen zurück, weil Mannsfeld durch Bucquoi geschlagen worden. Die Direktoren der Empörung hatten unterdessen einen Reichstag in Prag ausgeschrieben, wo zwischen den Böhmen, Mähren, Schlesiern und Lausitzern ein Bündniß geschlossen wurde, dessen Zweck der Schutz der sogenannten Freiheit der Religion und des Majestätsbriefes sein sollte. Auch setzten die Direktoren am 19. August 1619 im Angesichte der Abgeordneten von Mähren, Schlesien, Lausitz, Ferdinand als ihren König feierlich ab, und beschloßen, einen neuen zu wählen. Am 20. August wurde dieses Decret in Mähren, am 21. August in Schlesien und der Lausitz verkündet. Zwar mahnten die in Frankfurt versammelten Churfürsten die Böhmen durch eigene Briefe ab, diese aber, von einem ehrgeizigen Demagogen, dem Grafen Thurn, von Verbrechen zu Verbrechen geleitet, damit sie keine Straflosigkeit zu erwarten hätten, ließen sich nicht rathen, und wiewohl von Einigen an das Beispiel der Schweizer und Niederländer erinnert, die keinen König hätten, wählten sie dennoch am 26. August das Haupt der protestantischen Union, den Churfürsten Friedrich von der Pfalz, der mit ihnen schon längst in Verbindung gestanden, zu ihrem Könige. Friedrich jedoch bot nicht nur die Hilfe der protestantischen Union, er hatte auch mit England, Frankreich und den Niederlanden Freundschaftsverhältnisse, dennoch zögerte er anfangs, die angebotene Krone anzunehmen. Am meisten warnte seine Mutter Ludovica Juliana, eine verständige Frau, desto mehr stachelte seine Gemahlin, eine ehrgeizige Frau, die ihn mit Spott verfolgte, als der Churfürst Bedenken trug. Auch der Churfürst von Sachsen, ja selbst der König von England warnten. Dazu kam noch Maximilian von Baiern. Aber vergebens. Friedrich eilte seinem Schicksale entgegen. Es trieben ihn nicht blos seine Frau, sondern auch verzweifelte Menschen, darunter vorzüglich sein geheimer Rath Camerarius und sein erster Hofprediger Abraham Scultetus. Auch Moritz und der Herzog von Bouillon reizten aus Haß gegen Oestreich. Elisabeth aber, seine Frau, eine Tochter des Königs von England, entgegnete ihm: „Es sei schmählich für den, welcher die Tochter eines Königs „zur Frau zu nehmen gewagt, das vom Himmel angebotene Scepter „von sich zu weisen.“ Friedrich begab sich von Heidelberg nach Amberg und im October nach Waldsachsen, einer Stadt in der Oberpfalz, wo ihn zwanzig böhmische Abgeordnete, der Graf Joachim Andreas Schlick an der Spitze, zur Uebernahme des böhmischen Reiches einluden. Friedrich nahm an, wurde mit großer Feierlichkeit in Prag aufgenommen und gekrönt. Alle Feinde des Hauses Oestreich,

Deutschlands und der katholischen Kirche, Schweden, das protestantische Ungarn jauchzten Beifall. Die Böhmen aber schloßen ein Bündniß mit Bethlen Gabor, der sich im eigenen Lande nur mit türkischer Hilfe halten konnte. Bethlen Gabor fiel nun in Ungarn ein, und drang bis Preßburg vor. Da mußte Buquoi Böhmen verlassen. Die Siebenbürger und Böhmen folgten ihm auf dem Fuße, und trieben ihn über die Donau zurück. Ganz Ungarn war für Ferdinand verloren. Um seine ganze Kraft gegen Friedrich zu wenden, mußte er mit Bethlen Frieden schließen.

In Deutschland rüstete sich Alles zu einem allgemeinen Kriege. Denn vergebens erließ der Kaiser Abmahnungsschreiben an den Churfürsten von der Pfalz und die unirten Fürsten. Lutheraner und Calvinisten standen schlagfertig gegen die Katholiken, und diese sahen sich besonders nach der Drohung, welche sich die Unirten gegen den Herzog Maximilian von Baiern erlaubt, gezwungen, ebenfalls zu rüsten. Friedrich aber, der neue König von Böhmen, suchte allenthalben die calvinische Religion einzuführen, die sich die reformirte nannte, und deren Werk allenthalben damit begann, daß sie die Kirchen plünderte, die Bildnisse zerschlug, und nicht blos das alles entfernte, was bis dahin dem Glauben ehrwürdig gewesen, sondern auch die Theilnahme von Kunst- und Alterthumsfreunden besessen.

Als Ferdinand in Ungarn freie Hand hatte, erklärte er zunächst die Wahl Friedrichs zum König von Böhmen für nichtig. Maximilian stellte die Hilfe der katholischen Liga in Aussicht. Dagegen schickte der König von England viertausend Mann nach Holland, wofür die Holländer dreitausend Mann nach der Pfalz senden wollten. Der Markgraf von Baden sammelte aus der Schweiz und in Frankreich ein Heer von zehntausend Mann Fußvolk und eintausend Reitern. Der Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar führte zwei Abtheilungen Böhmen und der Graf von Styrum eine andere. Alle diese erhoben sich nicht nur im Namen der Religion, sondern angeblich auch der „deutschen Freiheit", ein Wort, das seit der Kirchenspaltung zur Vernichtung und Herabwürdigung des deutschen Vaterlandes in Gang gekommen, und das keineswegs die Bedeutung hatte, das Bürgerthum zu heben, den Landmann vor Bedrückung zu schützen, sondern mittels Herabwürdigung des kaiserlichen Ansehens Deutschland in unnennbare Stücke zu zerspalten, den damaligen Fürsten und Herren derselben die Gewalt und Mittel zu geben, ihre Unterthanen heute zur lutherischen, morgen zur calvinischen Religionspartei zu zwingen, in den Dienst der Feinde des Vaterlandes zu stellen, zuweilen zu verkaufen oder vom Bürgerkrieg zu leben. Denn die Religionsfreiheit war nur das Aushängschild, dessen sich die Führer bedienten, und mittels dessen sie sich nicht nur Straflosigkeit sicherten, sondern auch,

damit sie desto stärker seien, alle Gleichgesinnten zur Wegnahme der Güter der Kirche einluden. Die Gewissensfreiheit kam daher damals auch nur den Fürsten und Ständen zu Gute und keineswegs den Unterthanen. Diese mußten sich gefallen lassen, was jene mit ihnen machten, oder auswandern. Daß nun nach einem dreißigjährigen Kriege, der alle Parteien ermattete, endlich in dem sogenannten westfälischen Frieden auch den Unterthanen Religionsfreiheit ward, hatten diese einzig den gesunden und rechtlichen Ansichten der Katholiken zu danken, die in der Durchsetzung des Normaljahres, wie es auch schon dem Passauer Vertrage vorgeschwebt, wenigstens eines Jeden Bestand sicherten, und die Unterthanen vor den Launen und der Geistestyrannei eines sogenannten Reformators schützten.

Während nun den Protestirenden Hilfe aus England und den Niederlanden verheißen war, schickte der König von Spanien den Grafen Ognate, der ein Heer von zwanzigtausend Mann Fußvolk und dreitausend Reitern und Truppen aus Italien zusagte. Auch der Pabst Paul V. versprach Hilfe. Er schickte Geld, bewilligte Zehenten und sonstige Unterstützung an die Liga. Der niedersächsische Kreis hatte ein Heer unter Anführung des Herzogs Christian von Braunschweig, postulirten Bischofes von Minden, gesammelt, der obersächsische rüstete zu einer bewaffneten Neutralität. Denn die sächsischen Theologen, welche dem Lutherthum anhingen, haßten die Calvinisten, und trugen nichts bei, die protestantischen Parteien zu versöhnen. Dazu fürchtete der Churfürst von Sachsen die Erhebung von Pfalz und seinerseits den Verlust des Churhutes. Er erklärte sich daher für den Kaiser. Auch der Landgraf von Hessen war mit Friedrich nicht einverstanden, und mahnte ihn ab von seinem Treiben. Es kam daher zu einer Zusammenkunft von Seiten des Churfürsten von Sachsen, der geistlichen Churfürsten, des Landgrafen von Hessen und des Herzogs von Baiern in Mühlhausen, worin sie das Unternehmen Friedrichs nicht gut hießen, und diesen ermahnten, aus dem Königreiche Böhmen fortzugehen. Auch verlangten sie von der Union, sich in die Sache nicht einzumischen, weder unter dem Vorwande der Religion, noch einem sonstigen. Ferdinand gebot vermöge kaiserlichen Ansehens allen Ständen Ruhe. Das war aber Alles vergeblich. Erst der Vertrag von Ulm nöthigte die Union, Friedrich seine Hilfe zu entziehen für Böhmen. Sie verpflichtete sich blos zum Schutz der Pfalz. Maximilian bekam nun freie Hand. Er konnte sein dreißigtausend Mann starkes Heer gegen die empörten Stände Oberöstreichs wenden, und nach Unterjochung derselben sich mit den Kaiserlichen in Böhmen verbinden. Schlesien und Mähren wurden auf Veranlassung des Königs von Polen durch die Kosaken gedrängt, und der Churfürst von Sachsen brach sogar mit einem Executionsheere in die Lausitz

ein. Der Herzog Albrecht sendete ein Heer von zwanzigtausend Mann Fußvolk und viertausend Reitern unter Anführung Spinola's aus Belgien, um damit die Pfalz zu besetzen. Das bewog nun auch den König von England, etwas zu thun. Er schickte dreitausend Mann, die aber eben so wenig vermochten, als die ebenso schlecht zusammengesetzten, wie schlecht geführten Truppen der Union. Die Kaiserlichen rückten mit einem Heere von fünfzigtausend Mann in zwei Abtheilungen, die eine unter Bucquoi, die andere unter Maximilian, in Böhmen ein. Ein drittes Heer zog gegen die Ungarn, welche den Waffenstillstand gebrochen und Bethlen Gabor in Neusohl zum Könige ausgerufen. Dieses führte Dampierre. Friedrich, von seinen Bundesgenossen verlassen, von den Böhmen schlecht unterstützt, sah sich einem solchen Heere nicht gewachsen. Die Böhmen, als sie das englische Geld verzehrt, sich in ihren Hoffnungen auf Statthalterschaften in den zu erobernden östreichischen Landen getäuscht, die drückende Last des Krieges fühlend, fingen bereits an, die Sache mit kälterem Blute zu betrachten. Dazu kamen noch der Fanatismus des Oberpredigers Scultetus, die Aufgeblasenheit der neuen Königin, welche Friedrich verhaßt machten. Seine Befehle wurden schlecht befolgt, die Krieger zeigten eben so wenig Eifer wie die Bürger. Man suchte daher zu unterhandeln. Maximilian aber verlangte Unterwerfung, und nachdem sich alle Unterhandlungen zerschlagen hatten, kam es endlich am 8. November 1620 in der Nähe von Prag auf dem weißen Berge zur Schlacht. Der Sieg war entscheidend für die Kaiserlichen, und das ganze Königreich ging für Friedrich verloren. Er fürchtete sogar, von den Böhmen ausgeliefert zu werden, und machte sich mit Weib und Kind heimlich davon. Krone, Reichsinsignien, das ganze Archiv blieben in Prag zurück, und fielen in die Hände der Sieger. Friedrich, von dem Fürsten von Anhalt und dem Grafen Thurn begleitet, kam nach Breslau, wo er die Schlesier vergebens zur Ausdauer zu bewegen suchte. Da er nun auch hier keinen Halt hatte, floh er über Berlin nach den Niederlanden. Die Böhmen aber mußten sich dem Kaiser unterwerfen, ebenso Schlesien und die Lausitz. Blos Mannsfeld wagte es, die Trümmer des geschlagenen Heeres zu sammeln, und die Sache Friedrichs noch eine Zeit lang zu vertheidigen. Er befestigte Pilsen und Thabor, und trieb Brandschatzung ein, womit er sein Heer verstärkte.

Im Januar des Jahres 1621 wurden Friedrich von der Pfalz, der Markgraf Johann Georg von Brandenburg zu Jngerndorf, der Fürst Christian von Anhalt und der Graf Georg Friedrich von Hohenlohe in die Acht erklärt. Maximilian erhielt den Auftrag, die Oberpfalz, und Albrecht die Unterpfalz zu besetzen. Die correspondirenden Fürsten suchten, und zwar auf einem Tage zu Heilbronn, die Rechte

des geächteten Churfürsten wahrzunehmen, es blieb ihnen aber nichts anders übrig, als die Union aufzulösen, obgleich der König von England ebenfalls einen Gesandten dorthin gesendet hatte. Da schloß nun auch der Landgraf Moritz von Hessen Frieden. Nur die Stände des niedersächsischen Kreises, unter der Anführung des Königs Christian von Dänemark, blieben unter den Waffen, und Mannsfeld, der sich eine Zeit lang in der Niederpfalz gehalten, floh nach dem Elsaß.

In Böhmen und Schlesien wurden, nachdem es sich der kaiserlichen Auctorität wieder unterworfen, die katholische Religion von Neuem wieder eingeführt, die lutherischen Prediger, welche gehofft hatten, unter Vermittlung des Churfürsten von Sachsen zu bleiben, vertrieben, und siebenundvierzig von den bei dem Aufruhr am meisten Betheiligten theils mit dem Tode, theils mit ewigem Kerker bestraft. Dasselbe geschah in Linz. Die Lutheraner mußten Mähren und Kärnthen verlassen. Vergebens nahm sich ihrer der Churfürst von Sachsen an. Ferdinand hatte die Erfahrung gemacht, daß unter den damaligen Umständen sein Land sich nicht regieren lasse, bevor er die Einheit der Kirche wieder hergestellt. In Schlesien ging die Sache doch nicht so leicht. Hier hatte sich noch immer der Markgraf Johann Georg von Brandenburg, der seinen Sitz in Jägerndorf hatte, gehalten, ja sogar Neiße, Glatz, Troppau genommen, und sich nach einem Zuge durch Mähren und Ungarn mit einem neuen bedeutenden Heere verstärkt und mit Bethlen Gabor verbunden. Er konnte indeß, einige Verwüstungen abgerechnet, nichts ausrichten, und auch Bethlen mußte Frieden schließen. Zuletzt versuchte es noch der Herzog Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden und Mannsfeld, die Sache des geächteten Churfürsten aufrecht zu halten. Der Herzog nahm Amöneburg, und fiel in Hessen ein. Weil aber die Baiern und Spanier gegen ihn anrückten, nahm er seinen Rückzug durch Westfalen, eroberte Soest, Lippstadt, plünderte Paderborn und Münster und verstärkte sein Heer, während Mannsfeld im Elsaß wüthete. Er wurde im Januar 1622 ebenfalls geächtet. Schon gedachte er, sich dem Kaiser zu ergeben, als der flüchtige Churfürst Friedrich nach einer Reise durch Frankreich, Lothringen unbekannter Weise zu ihm stieß, und dadurch den Krieg erneuerte. Während nun die Heere im südlichen Deutschland und im Elsaß gegen einander standen, rückte der Herzog von Braunschweig aus Westfalen wieder vorwärts an den Rhein. Er brandschatzte Fulda, das Gebiet von Darmstadt, und nahm Höchst. Hier aber traf er mit Tilly und Cordova zusammen, die ihn in einer blutigen Schlacht zurücktrieben. Dennoch entkam er mit einem großen Theile seiner Truppen nach dem Elsaß, wo er sich mit Mannsfeld verband, Städte nahm und das Land verheerte, und nachdem Friedrich wegen der eröffneten Unterhandlungen sein He-

entlassen, den Krieg auf eigene Hand fortführte. Mannsfeld bot anfangs dem Kaiser seine Dienste an. Er ließ sich aber durch Bouillon verleiten, nach Frankreich zu ziehen, und als er auch hier keine Hilfe erhielt, wandte er sich nach den Niederlanden. Obgleich ihm nun Cordova hiehin den Weg zu verlegen suchte, so gelang es ihm doch, sich mit dem Prinzen von Oranien vor Breda zu vereinigen, was so viel bewirkte, daß Spinola die Belagerung von Bergen op Zoom aufheben mußte. Mannsfeld ging darauf nach Ostfriesland, und nachdem er sich von Neuem mit Truppen verstärkt, versuchte er abermals das Kriegsglück in Deutschland. Während der Zeit aber hatten die Baiern die Oberpfalz und die Spanier die Niederpfalz besetzt, selbst Heidelberg und Mannheim genommen. Bei der Gelegenheit wurde die so berühmte und an deutschen Handschriften so reiche Bibliothek, die sich in Heidelberg fand, dem Pabste Gregor XV. von Maximilian zum Geschenk gemacht. Jener schickte den berühmten Gelehrten Leo Allatius nach Deutschland, der die Bücher sorgfältig verpacken und nach Rom bringen ließ. Zugleich wurde aber auch die katholische Religion in der Pfalz wieder hergestellt.

In Ungarn wurde im Monate Mai des Jahres 1622 ein Reichstag in Oedenburg gehalten. Einige fürchteten neue Unruhen von Seiten Bethlen Gabors. Aber dieser unterwarf sich. Doch jetzt forderte Baiern den Lohn, und Ferdinand glaubte endlich den Zeitpunkt gekommen, wo er Maximilian für seine Treue mit der pfälzischen Churwürde belohnen könnte. Dem widersprachen zwar die Spanier. Aber der Churfürst von Mainz wünschte die Bergstraße, der von Köln war dem bairischen Hause verwandt, und wünschte dessen Vergrößerung, Trier hatte seine Gründe ebenfalls, mit Friedrich unzufrieden zu sein. Sachsen zürnte wegen der Vertreibung der lutherischen Prediger aus Böhmen und Schlesien, aber dennoch sandte es mit Brandenburg Abgeordnete nach Regensburg, wo die Sache zur Sprache kommen sollte. Obgleich nun Letzteres und auch Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, als Agnate, Einspruch thaten, übertrug der Kaiser dennoch, auf den Spruch der Mehrheit und besonders der Katholiken vertrauend, im Februar des Jahres 1623 die Churwürde und pfälzischen Landestheile an Baiern, unter dem Vorbehalt jedoch, daß sobald als möglich eine Zusammenkunft gehalten werden solle, wo man sich über das Recht der Kinder und Agnaten friedlich einigen werde, so daß die Sache nach dem Tode Maximilians Niemanden zum Nachtheile gereichen solle. Dennoch verweigerten Sachsen und Brandenburg anfangs die Anerkennung Maximilians, erst später fügten sie sich. Auch nahm der Kaiser die Herzoge Wilhelm und Friedrich von Sachsen, die er gefangen genommen, so wie den Fürsten Christian von Anhalt wieder zu Gnaden auf. Der Chur-

fürst von Mainz empfing auf demselben Reichstage die Belehnung, und Johann, Herzog von Hohenzollern, wurde im März in den Fürstenstand erhoben. — Ungeachtet der vielen Verordnungen über das Münzwesen war damals doch darin die größte Verwirrung. Die Münzen verschlechterten sich durch Zusatz von Kupfer, was oft Veranlassung zu Tumulten gab, Störungen im Handel und sonstige Verdrießlichkeiten. Man nannte davon die Zeit selbst: die Kipper- und Wipperzeit.

Da die Macht des Kaisers offenbar im Wachsen begriffen, die Beschlüsse auf dem Reichstage in Regensburg Vielen nicht gefallen wollten, so schloßen die Stände des niedersächsischen Kreises unter sich ein geheimes Bündniß, womit sie sich gegen den Kaiser zur Wehr zu setzen beabsichtigten. Sie sammelten ein Heer von zehntausend Mann Fußvolk und zweitausend Reitern, die sie besonders gegen Cordova und den Prinzen von Anhalt in Westfalen brauchen wollten. Sie wählten sich den Herzog Christian von Braunschweig als Führer dieses Heeres, indem sie vorgaben, ihn dadurch desto leichter von Mannsfeld abzuziehen, und mit dem Kaiser zu versöhnen. Der Herzog wurde aber, ehe er sich noch mit den niedersächsischen Truppen vereinigen konnte, von Tilly geschlagen. Auch Bethlen Gabor mußte Frieden nachsuchen, und erhielt ihn, als Ferdinand sich mit den Türken, Bethlens Bundesgenossen, nicht in neuen Krieg einlassen wollte.

Eine nothwendige Folge der Bemühungen Ferdinands, die katholische Religion in Oestreich und Böhmen wiederherzustellen, war auch die Rückforderung aller katholischen Kirchengüter und milden Stiftungen, deren sich die Protestanten unter allerlei Vorwänden seit dem Passauer Frieden bemächtigt hatten. Dieses Edikt, von den natürlichen Forderungen der Gerechtigkeit eingegeben, ist bekannt unter dem Namen des Restitutions-Ediktes, und brachte alle protestantischen Leidenschaften in Bewegung. Wie Manche hatten sich nicht bereichert auf Kosten der Kirche, der Armen, der Wittwen und Waisen, die sollten nun Alles herausgeben? Alles das, wozu man keinen Rechtstitel, als Gewalt hatte, was die Urtheile des Reichshofrathes und des Reichskammergerichtes schon lange abgesprochen, oder wofür es an manchen Orten blos deshalb keine Kläger mehr gab, weil man sie vertrieben hatte! Es war hart, so manches schöne Besitzthum zurückzuerstatten! — Das große Glück des Hauses Oestreich hatte indessen nicht blos die Furcht der deutschen Fürsten rege gemacht, auch der Neid der auswärtigen wurde jetzt wach, die, von falschen Staatsgrundsätzen geleitet, aus Gier nach fremdem Gute, ihre Sicherheit und Wohlfahrt nicht in dem ewigen Quell des Rechtes und der Ordnung, sondern im Untergang des Hauses Oestreich, dem Träger

derselben, suchten. So nahmen der damalige König von Frankreich, ungeachtet er sich genöthigt hielt, die Protestanten aus dem eigenen Lande zu vertreiben, der König von England, in allerlei Parteiungen in Folge des dortigen Sektenwesens verwickelt, der König von Dänemark, von Ländersucht und Ehrgeiz getrieben, der Herzog von Savoyen, lüstern nach der Kaiserkrone, die Venetianer, mit Ferdinand schon früher wegen der Gränze in Krieg verwickelt, die Niederländer, Feinde von dem katholischen Spanien und der katholischen Fürsten in Deutschland, Theil an den Intriguen der deutschen Fürsten gegen den Kaiser und die hergebrachte Ordnung. Sie schickten ihre Gesandten als Kaufleute gekleidet zur Unterhandlung. Als es aber zum Kämpfen kam, fand sich zunächst von Allen Christian IV. von Dänemark auf dem Wahlplatze. Er hatte nicht blos Sorge für Christian von Braunschweig, seinen Neffen, sondern er dachte auch an die Bisthümer Bremen, Verden und Minden und einige andere Stifter, welche er auf seinen Sohn bringen wollte. Vorzüglich aber unterstützten den König die Stände des niedersächsischen Kreises. Mannsfeld sollte nun im Elsaß kämpfen. Er stieß aber auf manches Hinderniß, und führte sein Heer nach den Niederlanden, wo es besonders an Krankheit und Ausreißen litt. Jenen beiden standen jedoch kaiserlicher Seits die bewährtesten Feldherren entgegen, nämlich Spinola, Tilly und der Obrist Wallenstein oder Waldstein, welchen der Kaiser seiner Verdienste wegen zum Herzoge von Friedland erhoben hatte, und der Anführer eines eigenen Heeres im Gebiete von Magdeburg, Halberstadt und der Elbe war. Tilly nahm Hameln und Minden, konnte aber Nienburg nicht erobern. Der König suchte nun Kalenberg zu gewinnen, welches Tilly besetzt hatte. Da kam es am 4. November zu einer blutigen Schlacht.

Die Tagsatzung zu Braunschweig im November 1625 suchte vergebens die streitenden Parteien zu versöhnen, und einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, wofür sich besonders Churbrandenburg, Sachsen und Pommern bemühte. Der König von Dänemark schien nicht abgeneigt. Aber Mannsfeld hielt ihn zurück. Auch reizten England, die Niederlande, Bethlen Gabor und die sonstigen Feinde des Hauses Oestreich. Der Kaiser hatte Niederlegung der Waffen, Schadenersatz und Beobachtung des Religionsfriedens gefordert, die Protestanten Restitution der Pfalz und Freiheit der Religion verlangt. Das Letzte war aber damals ein unbestimmter Ausdruck, womit man jede Unordnung in's Reich führen konnte. Abgesehen von den sonstigen Forderungen, zeichnete sich das Verlangen des Kaisers und der sonstigen katholischen Fürsten auch noch dadurch vortheilhaft aus, daß sie, an bestimmten Verträgen festhaltend, eine bestimmte Forderung hatten, die der Religionsfrieden deutlich bezeichnet, und wornach jeder

wußte, wie weit er gehen konnte. Der Ausdruck Freiheit der Religion, der den protestantischen Unterthanen damals nichts gewährte, war nur gegen die Katholiken und gegen die Güter der Kirche gerichtet. Er bedrohte nicht nur die heiligsten Interessen der Katholiken, sondern auch, wie dies die Vorgänge in der Pfalz und Brandenburg bewiesen, jene der Protestanten, je nachdem die Fürsten bald der lutherischen, bald der calvinischen Lehre anhingen.

Im Frühlinge des Jahres 1626 bereitete sich Alles zu einer Entscheidung durch die Waffen vor. Hatten der König von Dänemark und der niedersächsische Kreis an England und den Niederlanden Unterstützung gewonnen, so war anderer Seits auch der Kaiser durch ein Bündniß mit Spanien, dem Pabste und der katholischen Liga von Neuem verstärkt. Der König von Dänemark hatte mit Mannsfeld ein Heer von sechzigtausend Mann, welches er in drei Abtheilungen theilte. Das Eine führte der sogenannte Halberstädter Christian, der die Bisthümer Osnabrück, Hildesheim und Minden brandschatzte. Das zweite führte der König selbst, und stand an der Weser Tilly gegenüber, das dritte unter Mannsfeld an der Elbe. Christian starb in Wolfenbüttel, und Mannsfeld wurde von Wallenstein bis nach Ungarn gejagt. Er wollte sich nach dem Verluste seines Heeres und Kriegsgeräthes durch das türkische Gebiet zu den Venetianern begeben, wurde aber in der Gegend von Zara vom Tode überrascht. Es blieb also nur noch der König von Dänemark. Dieser wurde am 27. August von Tilly bei Luther am Barenberge, im Braunschweigischen, erhascht, und in einer Hauptschlacht geschlagen, da ging alles Land bis nach Bremen hin verloren. Der Herzog von Braunschweig mußte sich unterwerfen, und selbst Mecklenburg dachte bereits an Ergebung.

In Oestreich hatten die Bauern, die wegen Verweigerung der protestantischen Religion aufgebracht waren, unter Anführung Stefan Feidingers und Achatius Sillingers, eines Schuhmachers, einen Aufruhr erregt. Sie wurden aber durch Pappenheim zur Ruhe gebracht. Dasselbe geschah durch Wallenstein in Böhmen. Dieser trieb nicht blos den König von Dänemark, sondern auch die sonstigen Aufrührer aus dem Lande. Auch der Markgraf von Baden-Durlach, der mit englischem und französischem Gelde ein Heer in der Gegend von Basel gesammelt, konnte sich nicht halten vor dem Erzherzog Leopold.

Der Kaiser, der allenthalben Sieger war, drang nun mit allem Ernste auf die Ausführung des Restitutions-Ediktes. Zwar versuchte es der König von Dänemark mit Hilfe der Festungen, die er zwischen Elbe und Weser noch im Besitz hatte, dem weitern Vorrücken der Kaiserlichen Einhalt zu thun; aber Tilly und Wallenstein ließen sich nicht aufhalten. Tilly drang bei Tangermünde über die Elbe, Wallen-

stein nahm Boitzenburg, Lauenburg und besetzte ganz Holstein. Er eroberte Rendsburg und rückte in Jütland ein. Die Mark Brandenburg, Pommern, Mecklenburg wurden von den Kaiserlichen besetzt, und nach damaliger Weise ausgesogen. Freund und Feind wurde nicht verschont. Die siegreichen Bundesgenossen klagten daher nicht weniger, als die besiegten Protestanten. Denn die damaligen Heere Mannsfelds und Wallensteins waren vorzüglich auf Plünderung und Erpressung angewiesen, und es ist ganz bezeichnend, wenn Wallenstein sagte: Ein Heer von zwanzigtausend Mann, das kann ich nicht erhalten. Ich muß sechzigtausend Mann haben. Mit dem ersten ließ sich ein Land nicht lange behaupten und aussaugen. Das zweite war ein Heer, dem man wenigstens ein gleich starkes entgegensetzen mußte, um es zu vertreiben. Während nun der Krieg im Norden glücklich fortgeführt wurde, ging der Kaiser im November des Jahres 1627 von Wien nach Prag. Hier ließ er seine Gemahlin Eleonora zur Königin, und seinen Sohn Ferdinand III. zum Könige krönen. Denn er betrachtete Böhmen als ein erobertes Land, und nach einem protestantischer Seits so oft in Anspruch genommenen Rechte, „christliche Reformation einzuführen," setzte er die katholische Kirche in ihre alten Rechte wieder ein. Die Protestanten mußten sich entweder innerhalb sechs Monaten zur katholischen Kirche bekennen oder das Land verlassen. Den Herzog Maximilian von Baiern entschädigte er für die verwendeten Kriegskosten, die sich auf dreizehn Millionen Gulden beliefen, mit dem obern Theile der Oberpfalz. Dagegen löste er das verpfändete Oberöstreich wieder ein.

Nicht so glücklich, wie zu Lande, waren die kaiserlichen Truppen auf dem baltischen Meere. Wallenstein, der zur Entschädigung mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnt wurde, erhielt das Obercommando einer Flotte. Er nahm Wismar und belagerte Stralsund. Er verlangte von der Stadt, daß sie kaiserliche Besatzung einnehmen und eine große Summe zahlen sollte. Diese weigerte sich aber, und schlug, besonders auf schwedische Hilfe vertrauend, die Angriffe Wallensteins zurück, der mit einem Verluste von zwölftausend Mann die Belagerung aufgab.

Im Mai des Jahres 1629 kam es zwischen Dänemark und dem Kaiser zum Frieden in Lübeck. Der König von Dänemark behielt darin, außer seinen Erblanden, nichts als Holstein, einen Zoll auf der Elbe. Des Herzogs von Mecklenburg wurde gar nicht erwähnt. Der Friede würde aber für Dänemark noch ungünstiger ausgefallen sein, wenn sich nicht etwas vorher ein Streit über das Herzogthum Mantua erhoben hätte, welcher den Kaiser auch von dieser Seite in Anspruch nahm.

Wie in Oestreich so suchte Ferdinand auch in dem übrigen Deutsch-

land die katholische Religion allenthalben wieder herzustellen, und ließ das geraubte Kirchengut zurückgeben, was allerdings andererseits ein großes Geschrei über die Unterdrückung der Gewissensfreiheit veranlaßte. Sein Sohn Leopold wurde Bischof von Passau und Straßburg, der Straßburger Münster mußte den Katholiken zurückgegeben werden, und das Restitutions-Edikt ward den Fürsten mitgetheilt. Die Katholiken, besonders Baiern, billigten das Edikt, und drangen noch besonders auf die Herstellung der sogenannten Reichsvogteien, um die Reichsstädte, welche sich mit ihren Magistraten großentheils der protestantischen Lehre zugewandt, desto besser im Zaume halten zu können. An den Hof des Churfürsten von Sachsen wurden des Kaisers Vicekanzler Stralendorf und der Rath Herrmann Questenberg geschickt, um ihn zur Beipflichtung eines von natürlichem Rechte geforderten Ediktes zu bewegen. Es wurde vorzüglich auf Betreiben des päbstlichen Nuntius Karl Carafa im März des Jahres 1629 feierlich verkündet. Demgemäß sollten die Protestanten alle mittelbaren und unmittelbaren Kirchengüter, welche sie seit dem Passauer Vertrage widerrechtlich in Besitz genommen, zurückerstatten. Zu gleicher Zeit wurde die Erklärung gegeben, daß die Lutheraner das Gebiet der katholischen Stände verlassen müßten. Es mochte hart sein; aber Luther hatte ja das Recht, christliche Reformation einzuführen, den Fürsten übertragen, diese hatten es so oft gegen die Katholiken, Calvinisten oder Lutheraner geübt, warum sollte jetzt den katholischen Fürsten und Ständen nicht dasselbe Recht gestattet sein? Das traurige Loos der Auswanderung für Katholiken unter protestantischen Landesherren, für Protestanten unter katholischen war eine Folge der unglücklichen Kirchenspaltung, und es ließ sich voraussehen, daß damit kein dauernder Friede möglich war. Ferner sollte (was wiederum ganz consequent) der Religionsfriede auch nur für diejenigen gelten, mit denen er geschlossen, die Augsburgischen Confessionsgenossen, wogegen die Lutherischen nichts einzuwenden hatten.

Der Kaiser setzte nun ein Executionsheer und Commissäre zur Ausführung des Ediktes in Thätigkeit. Dieses erregte aber, wie vorauszusehen, bei den Protestanten große Unzufriedenheit. Dazu kam noch der Druck des kaiserlichen Heeres und Wallensteins Uebermuth. Selbst die Genossen der Liga wurden mit diesem unzufrieden. Sie kamen in Heidelberg zusammen, und überreichten dem Kaiser eine Beschwerdeschrift. Dieser sagte nun für das Jahr 1630 einen Reichstag in Regensburg an, wo er selbst, die geistlichen Churfürsten und Maximilian von Baiern erschienen. Die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, die am meisten zu verlieren hatten, wollten nicht kommen, denn sie waren aufgebracht über das Edikt, und wollten

auch dem Kaiser die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige nicht in's Gesicht verweigern. Nur in Einem Punkte waren Katholiken und Protestanten einig, in der Klage über die Erpressungen und Gewaltthätigkeiten Wallensteins und seines Heeres. Nicht blos die Churfürsten von Sachsen, Brandenburg, Pommern und Würtenberg klagten über den zum Herzoge von Friedland erhobenen kaiserlichen Feldherrn, sondern auch vorzüglich Maximilian, das Haupt der Liga. Der Kaiser mußte endlich, wiewohl ungern, dem Drängen des Churfürsten nachgeben, und Wallenstein entlassen. Aber dabei blieb es nicht. Es wurden auch mehrere kaiserliche Regimenter aufgelöst, und fünfzehntausend Reitern der Dienst gekündigt. Das war ein großes Unglück. Denn diese bildeten bald Zuwachs für die Feinde. Auch über die Restitution des Churfürsten von der Pfalz wurde, vorzüglich auf Betreiben Englands, unterhandelt. Es kam aber nur soweit, daß der geächtete Churfürst sich der Gnade des Kaisers unterwarf, der Krone von Böhmen, dem Churfürstenthume und jeglichem Bündnisse, welches darauf Bezug hatte, entsagte. Der Streit um Mantua fand ebenfalls seine Erledigung auf dem Reichstage. Das Land wurde dem Herzoge Karl von Nevers zuerkannt. Diese Angelegenheit hatte aber für Deutschland großen Nachtheil gehabt. Sie entzog dem Kaiser einen großen Theil der Truppen, der nach Italien ging, um gegen die mit dem Herzoge Karl verbündeten Franzosen zu kämpfen, gerade zu einer Zeit, wo man sie gegen den neuen Feind, der jetzt den deutschen Boden betrat, den König Gustav Adolf von Schweden, dringend bedurft hätte.

Gustav Adolf, König von Schweden, hatte sich schon längst in seinem Gemüthe mit den deutschen Angelegenheiten beschäftigt. Vor der Hand hielt ihn der Krieg in Polen zurück. Als dieser wie der Krieg gegen die Dänen glücklich beendet war, die Bewohner von Stralsund schwedische Hilfe in Anspruch genommen, hielt er endlich die Zeit für geeignet, auch thätig einzugreifen. Die Motive jener Unternehmung waren Ehrgeiz und Eroberungssucht, nach Einigen wollte er sich die deutsche Kaiserkrone erobern, dazu Aufreizung von Seiten Frankreichs und Englands. Nur ein Fanatiker und bornirter Schulmeister kann, nach der Aeußerung eines der solidesten protestantischen Schriftsteller, bei Gustav Adolf das Motiv seines großen deutschen Krieges in der Religion sehen. Bevor nun der Krieg selbst ausbrach, schickte Gustav Adolf Gesandte zur Theilnahme an den Friedensverhandlungen von Lübeck. Als diese keine besondere Aufnahme fanden, wurde er gereizt und rüstete zu Wasser und zu Lande. Er schrieb an die Niederländer, die Engländer, die deutschen Seestädte, und ließ sie zum Kriege auffordern. Ueberall schickte er Abgeordnete hin, wo er nur irgend Feinde des Kaisers vermuthete, so nach Frank-

reich, an den Herzog Karl von Mantua, an Ragotzi in Ungarn. Bei den Churfürsten beklagte er sich darüber, daß ihm der Kaiser den königlichen Titel verweigere. Endlich setzte er mit einem Heere von zwölftausend Mann nach Deutschland über. Johann Banér führte das Fußvolk, Torstenson die Reiterei. Die Landung geschah in Rügen im Juni 1630. Gustav Adolf nahm Usedom, Camin, Wollin und andere Ortschaften, zwang den alten Herzog Bogislaus von Pommern zur Uebergabe von Stettin, so wie zu einem Bündnisse. Da gingen Stargard, Anklam, Uckermünde, Wolgast und andere Orte verloren. Den Kaiserlichen blieb nichts als Greifswalde und Kolberg. Das ganze Herzogthum Mecklenburg fiel in wenigen Monaten in die Hände der Schweden. Nur Rostock und Wismar hielten sich eine Zeitlang. Die Wallenstein'schen Truppen wurden allenthalben zurückgetrieben. Der Herzog Franz Karl von Lauenburg wurde in Ratzeburg von der feindlichen Uebermacht erdrückt und gefangen. Der Kaiser sandte im August des Jahres 1630 ein Abmahnungsschreiben an den König von Schweden. Dieser aber antwortete: die Feindseligkeiten seien nicht neu; denn die Kaiserlichen hätten schon in Polen mit den Schweden gefochten.

Im Jahre 1631 zog Gustav Adolf, bereits Herr von ganz Pommern, gegen den noch unschlüssigen Churfürsten von Brandenburg. Mit Frankreich ward ein besonderer Tractat zu Berenwalde, in der Neumark, geschlossen. Der angebliche Zweck dieses Tractates war, die Wiedereroberung der sogenannten Freiheit für alle Freunde und Nachbarn, die Sicherheit des Oceans und des baltischen Meeres, die Freiheit des Handels, die Wiedereinsetzung der unterdrückten Reichsstände, die Herstellung der Festungen, wie sie vor dem Kriege gewesen. Gustav Adolf sollte zu jenem Zwecke ein Heer von dreißigtausend Mann Fußvolk und sechstausend Reitern in Deutschland unterhalten, der König von Frankreich dagegen die ärmliche Summe von viermalhunderttausend Unzen zahlen. Für jene elende Summe hatte es sich die Vernichtung der deutschen Ehre und Größe, der Wohlfahrt seines Landes und einen schönen Theil deutschen Gebietes vorbehalten. Damit aber der Churfürst von Baiern und die Katholiken nicht beleidigt würden, sollte sich Gustav Adolf in Allem nach den Reichsgesetzen richten, und die katholischen Gebräuche und Katholiken in ihren Rechten nicht antasten. Es zeigte sich aber bald, daß Letzteres nur Täuschung war, und der Vertrag wurde den Katholiken eben so wenig gehalten, wie Gustav Adolf jenen mit dem Churfürsten von Brandenburg hielt.

Die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg luden indeß die protestantischen Stände zu einer Versammlung ein, die im Februar 1631 in Leipzig zusammentreten sollte. Als Vorwand dazu gebrauchten

sie die vom Kaiser angesagte Zusammenkunft in Frankfurt, wo zwischen den Katholiken und Protestanten ein Vergleich versucht werden sollte. Sie wollten sich daher in Betreff dieser Punkte einigen. Sie verlangten die Aufhebung des Restitutions-Ediktes und der in Folge desselben erlittenen sogenannten Bedrückungen, und beschloßen, sich gegen die Gewalt der kaiserlichen Heere mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, jedoch in aller Ehrfurcht gegen den Kaiser. Gustav Adolf sandte ebenfalls seinen Abgeordneten Bogislav Ph. Chemnitz an die Versammlung der Protestirenden, der sie auf jegliche Weise zum Kriege gegen den Kaiser und zum Bündnisse mit dem Könige anstachelte. Der Churfürst von Sachsen wollte sich jedoch nicht darauf einlassen. Die Schweden hatten unterdessen mehrere Städte der Uckermark besetzt. Tilly, der ihnen entgegenstand und Mangel an Lebensmitteln fürchtete, wich vor ihnen, und griff dann Magdeburg an. Gustav Adolf konnte der Stadt nicht mehr helfen. Die durch ihren protestantischen Eifer so ausgezeichnete Stadt ward im Sturm genommen und den Uebeln ausgesetzt, die in einem solchen Falle unvermeidlich sind. Sie gerieth in Brand, ja nach den neuesten Untersuchungen war es sogar der schwedische Commandant Falkenberg, der zuerst Feuer anlegte, nach andern Pappenheim, weil aus einem Hause auf die Eindringenden geschossen wurde. Tilly rettete so viel er konnte. Demohnerachtet hat der Fanatismus das Magdeburger Unglück, welches sich die Stadt großentheils selbst und am meisten durch die von ihr zu Hilfe gerufenen fremden Truppen zugezogen, mannigfach dazu benutzt, den verdienten Feldherrn der katholischen Liga als einen unmenschlichen Barbaren darzustellen, der den Bedrängten alle Unterhandlung verweigert, und sich mit kaltem Blute an Mord, Plünderung und Brand geweidet. Und doch waren es gerade die Magdeburger, welche treulos handelten, den Trompeter, den Tilly, als schon Alles zum Sturme bereit war, in die Stadt sendete, und sie zur Uebergabe mahnte, drei Tage festhielten, noch in der eroberten Stadt kämpften, und dadurch die Krieger reizten und Vertheidigungsmittel nothwendig machten, welche den völligen Untergang herbeiführen mußten, und doch war es Tilly, den das Unglück am meisten rührte, der die Gefangenen loskaufte!

Das Unglück von Magdeburg war allerdings groß und schrecklich, aber man hat protestantischer Seits nicht ermangelt, die Schuld den Katholiken zur Last zu legen, um damit den Fanatismus zu entflammen.

Gustav Adolf, nachdem er den Churfürsten von Brandenburg zur Uebergabe von Spandau gezwungen, rückte nach der Elbe vor. Er nahm Havelberg und Werben, und schloß mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen ein Bündniß. Die Sache wurde in Deutschland

immer bedenklicher. Zwar versuchte man es im Monate August auf einem sogenannten Compositions-Tage nochmals zwischen Katholiken und Protestanten einen Vergleich zu Stande zu bringen. Die Katholiken verlangten Ausführung des Restitutions-Ediktes und Beobachtung des Passauer Vertrages, die Protestanten weigerten dies. Der Kaiser suchte daher mit Gewalt der Waffen den Frieden zu erzwingen. In derselben Zeit kehrte das nach Mantua abgeschickte Heer aus Italien zurück, und sein Führer, Egon von Fürstenberg, nahm Memmingen, Kempten, unterhandelte mit Würtenberg, und brachte die schwäbischen und fränkischen Stände zur Trennung von dem Leipziger Bündnisse. Die entlassenen Soldaten liefen großentheils zu den Kaiserlichen über. Das war die gewöhnliche Sitte im dreißigjährigen Kriege. Man hat diesen Krieg oftmals einen Religionskrieg genannt. Das war er auch in einem gewissen Sinne. Aber man würde sich sehr irren, wenn man die Soldaten, mit denen er ausgekämpft wurde, als von religiösen Motiven geleitet betrachten wollte. Diese dienten bald den Schweden, bald dem Kaiser, sie liefen von Wallenstein zu Gustav Adolf, und umgekehrt hinüber, wo es das meiste Geld gab und die größte Aussicht auf Plünderung. Denn es war damals gangbare Ansicht, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, und damit nahm man, was man nehmen konnte, und schonte weder Freund, noch Feind. Wo man nichts fand, suchte man durch die scheußlichsten Mittel Verborgenes zu erpressen, bekannt in jener Beziehung ist der Schwedentrunk. War eine Gegend ganz ausgesogen, so trug man den Krieg, in welchem unter fremden Führern Deutsche gegen Deutsche kämpften, in andere über. In dem Heere Gustav Adolfs war das schwedische Blut, welches er zur Rettung der sogenannten deutschen Freiheit ungerufen einsetzte, so wenig überwiegend, wie das französische, womit der Elsaß verloren ging *).

Nach der Eroberung von Magdeburg bewegte Tilly sein Heer gegen Thüringen, um nach Bezwingung des Churfürsten von Sachsen den Landgrafen von Hessen und die sächsischen Herzoge vom protestantischen Bündnisse zu trennen. Dann schwenkte er sich wieder nach der Elbe, um dem Könige von Schweden entgegenzugehen. Er forderte den Churfürsten von Sachsen auf, dem Leipziger Bündnisse zu entsagen, und als dieser sich weigerte, nahm Tilly Merseburg und Leipzig, blos die Pleissenburg hielt sich noch. Da schloß der Churfürst, der seine Truppen in Torgau zusammenzog, mit Gustav Adolf ein förmliches Bündniß, und dieser vereinigte sich zwischen Wittenberg

*) Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs. Gfrörer, Gustav Adolf, König von Schweden, und seine Zeit.

und Leipzig mit den sächsischen Truppen. Am 7. September 1631 kam es nun bei Breitenfelde in der Nähe von Leipzig zu einer entscheidenden Schlacht. Anfangs wurde der sächsische Flügel in die Flucht getrieben, aber nach fünfstündigem blutigem Kampfe blieb Gustav Adolf der Sieg, den die Kaiserlichen schon für gewiß gehalten. Die Schlacht war entscheidend, siebentausend Kaiserliche blieben auf dem Platze, Tilly, selbst verwundet, entging nur mit Noth der Gefangenschaft. Ein schwedischer Hauptmann, „der lange Fritz" genannt, griff bereits nach dem Zügel seines Pferdes, wurde aber durch einen Pistolenschuß getödtet. Tilly verdankte seine Rettung dem Herzoge Rudolf von Lauenburg. Von den Gefangenen aber gingen fünftausend in den Dienst des Königs. Gustav Adolf hielt am Tage nach der siegreichen Schlacht seinen Einzug in Leipzig. Dieses wurde von dem Churfürsten von Neuem besetzt. Der König eilte jetzt nach Merseburg und Halle, welche sich ebenfalls ergeben mußten und huldigten. Die Verwaltung des Erzbisthums Magdeburg aber wurde einstweilen dem Fürsten Ludwig von Anhalt anvertraut, und es kamen darauf auch die übrigen Fürsten der anhaltischen Lande, sich in des Königs Schutz zu begeben. Gustav Adolf aber beschloß, durch Thüringen, Franken, Sachsen in des Kaisers Erblande Böhmen und Schlesien einzudringen. Er eroberte und brandschatzte Würzburg, ehe Tilly noch der Stadt zu Hilfe eilen konnte. Da mußte auch der sogenannte Compositionstag in Frankfurt auseinandergehen. Frankfurt selbst öffnete im November seine Thore. Der König drang darauf in die Pfalz ein, eroberte Oppenheim und Mainz, welches letztere besonders hart herhalten mußte. Dann ging er den Neckar aufwärts, während Horn in Franken zurückblieb, Mergentheim, Weinsheim und Heilbronn besetzte. Tilly aber, als er sah, daß er Würzburg nicht mehr retten konnte, eroberte Rotenburg, und versuchte es, wiewohl vergeblich, Nürnberg zu nehmen.

In dem nördlichen Deutschland blieben die Schweden ebenfalls Sieger. Sie eroberten Rostock, Wismar, Dönnitz. Ganz Niedersachsen schloß sich an sie an; ja die Truppen des Churfürsten von Sachsen drangen sogar bis Prag vor, und eroberten die ungeschützte Stadt. Auch Eger und sonstige Ortschaften nahmen sie ein. Blos Pilsen entging ihnen, welches Gallas mit einer hinreichenden Besatzung versah, und der die weitern Fortschritte der Feinde hemmte.

In dieser Noth blieb dem Kaiser nichts übrig, da Tilly, früher Sieger in allen Schlachten, gegenwärtig Unglück hatte, als an einen neuen Feldherrn zu denken. Die Spanier wünschten Ferdinand, den König von Ungarn, die übrigen Deutschen dagegen, mit Ausnahme Maximilians, verlangten die Zurückrufung Wallensteins. Dieser lebte

mit königlicher Pracht in der Hauptstadt von Böhmen *). Als die Unterhandlungen mit ihm begannen, verließ er Prag und ging nach Znaym in Mähren. Er machte aber den Abgeordneten, welche ihm von Neuem das Commando übertragen sollten, harte Bedingungen. Er sprach von des Kaisers undankbarem Sinn, den schlimmen Anschlägen der Spanier, Baiern und Tilly's, und stellte sich, als wolle er gar nicht annehmen. Endlich gab er nach. Er verlangte aber den unumschränkten Befehl über das Heer, Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Prag, außerordentliche Belohnung für seine Krieger. Er verlangte das unbedingte Recht über Leben und Tod, das Recht der Confiscation, Steuern und Lebensmittel einzutreiben, wie er wolle, die Hauptleute und Befehlshaber zu ernennen, im Falle des Friedens Entschädigung für das Herzogthum Mecklenburg, und den Zutritt zu allen Erblanden des Kaisers für seine Heere. Die Bedingungen waren hart, aber der Kaiser mußte sich fügen. Denn Arglist, Noth und Kurzsichtigkeit schienen jetzt die katholischen Kräfte spalten zu wollen. Beim Beginne des Jahres 1632 suchten die französischen Gesandten Baiern und die Liga durch eine sogenannte Neutralität vom Kaiser abzuziehen. Sie kam aber nicht zu Stande, eben so wenig die, welche der Pfalzgraf von Neuburg und der Churfürst Ferdinand von Köln verlangten. Nur der Churfürst Philipp Christoph von Trier erhielt sie, nachdem er den Franzosen die Festung Ehrenbreitstein zugesagt. Im Februar fand sich auch der geächtete Churfürst Friedrich von der Pfalz bei Gustav ein. Dieser zog über Kreuznach nach dem Hundsrücken und der Mosel. Aber Horn wurde im Bisthum Bamberg von Tilly geschlagen. Gustav Adolf hatte Heidelberg und Philippsburg belagert. Er hob die Belagerung auf und zog gegen Tilly. In Eilmärschen kam er nach der Donau, nahm Donauwörth und setzte, wiewohl Tilly ihn daran zu hindern suchte, über den Lech. Hier ward der kaiserliche Feldherr von einer dreipfündigen Kanonenkugel getroffen, verwundet nach Ingolstadt gebracht, wo er in wenigen Tagen starb, nachdem er jedoch zuvor noch mit sterbender Stimme zur Besetzung von Regensburg ermahnt. Der König, als er seine Anschläge auf Regensburg vereitelt sah, besetzte und brandschatzte München, wo er

---

*) Das, was von seiner Hofhaltung in Prag erzählt wird, gränzte an's Fabelhafte. Fünfzig Hellebardiere standen in seinem Vorzimmer. Eine Patrouille von zwölf Mann sorgte für die höchste Ruhe. Zuweilen wurden sogar Straßen gesperrt. Sechsunddreißig Ritter begleiteten den Herzog, und sechzig Edelknaben aus den berühmtesten Geschlechtern bedienten ihn. Seine Tafel bestand täglich aus hundert Schüsseln. Prachtvoll waren seine Säle, seine Ställe hatten marmorne Krippen, und wenn er reiste, folgten zwölf Kutschen, fünfzig Wagen, fünfzig Stallknechte mit fünfzig Handpferden.

eine unermessene Beute machte an Kriegsmaterial, Geld und sonstigen Schätzen. Nach der Plünderung Baierns wandte sich Gustav Adolf wieder nach Franken. Memmingen, Kempten und die meisten Städte des Algaues gingen an Schweden über.

Während nun Pappenheim in dem niedersächsischen Kreise sich mit den Schweden unter Banér herumschlug, Magdeburg verloren ging, der Herzog Wilhelm von Sachsen Hameln, Goslar, Nordheim, Göttingen und Duderstadt eroberte, die Hessen in das Paderbörnische einfielen, der Herzog Wilhelm von Sachsen und Banér nach Franken gerufen wurden, Pappenheim nach der Weser zurückkehrte, Gustav Adolf Baiern verheerte und plünderte, rückte Wallenstein mit einem Heere von vierzigtausend Mann in Böhmen ein, um die Sachsen zu vertreiben. Zunächst kam es jedoch wieder unter Vermittlung Arnims, mit dem Wallenstein in einem zweideutigen Freundschaftsverhältnisse stand, zu Friedensversuchen, die aber zu keinem Ziele führten. Wallenstein zog daher nach Franken. Gustav Adolf lagerte vor Nürnberg, welches Wallenstein seinen Truppen zur Plünderung verheißen. Hier standen sich nun beide gegenüber. Wallenstein wagte es nicht, den König anzugreifen, und dieser, Mangel an Lebensmitteln fürchtend, versuchte es endlich, Wallensteins Lager zu stürmen. Aber er verlor zweitausend Mann seiner Truppen, warf eine Besatzung in Nürnberg und zog wieder ab. Die Kaiserlichen folgten, und Gustav Adolf, als er von dem Nachrücken des Friedländers hörte, schickte den Herzog Bernhard von Weimar nach Kitzingen, zur Vertheidigung von Franken. Er selbst ging nach Rothenburg an der Tauber, Dinkelsbühl, Nördlingen und Donauwörth, von Neuem nach Baiern, sowohl um dieses Land heimzusuchen, als auch den östreichischen Bauern Hilfe zu leisten. Der König konnte aber nicht lange hier verweilen, da der Churfürst von Sachsen ihn zu Hilfe rief. Denn Pappenheim war über die Weser gegangen, hatte den Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg gezwungen, die Belagerung von Kalenberg aufzuheben, Paderborn, Wolfenbüttel befreit, und Hildesheim genommen. Die Kaiserlichen aber waren durch das Luxenburger Land, den Elsaß in Würtenberg und Baden eingefallen, und wenn sie auch hier zurück mußten, die Franzosen Philippsburg berannten und Trier den Spaniern entrissen, so hatte doch eine andere Heeresabtheilung des Kaisers Zittau und Görlitz besetzt. Der sächsische General Arnim hatte freilich Großglogau erobert, aber Wallenstein, um die Sachsen aus Schlesien herauszuziehen, sendete den General Holk mit sechstausend Mann nach Sachsen, welcher das Land bis in die Nähe von Dresden weit und breit verheerte. Wallenstein selbst, nachdem er von Nürnberg aufgebrochen, verheerte Brandenburg-Kulmbach, suchte Koburg zu nehmen, und ging durch das Voigtland

nach Meißen zu, welches unter Gallas bereits schrecklich litt. Chemnitz fiel, und die Heere von Gallas und Holk vereinigten sich mit dem Friedländer. Auch Pappenheim eilte herbei, zog über die Saale und rückte gegen Leipzig vor, welches sich im October ergeben mußte. So war also der Churfürst in seinem eigenen Lande bedroht, und suchte wiederholt Hilfe bei Gustav Adolf nach. Dieser eilte durch Franken und Thüringen herbei, und vereinte sich bei Arnstadt mit dem Heere Bernhards von Weimar. Von da schickte er seinen Kanzler Oxenstierna nach Oberdeutschland, die protestantischen Stände in dem schwäbischen, fränkischen und rheinischen Kreise beim Bündniß zu erhalten. Als der König hörte, daß Wallenstein in Weissenfels lagere, rückte er nach Naumburg vor. Wie er aber vernahm, daß die Kaiserlichen Weissenfels verlassen, brach er ebenfalls von Naumburg auf, um den Feind zu beobachten. Auf die Nachricht, daß Pappenheim sich mit mehrern Regimentern entfernt, beschloß er, bevor sich diese wieder mit Wallenstein vereint, eine Schlacht zu wagen. Es war am 5. November, als beide Heere in Schlachtordnung gegeneinander rückten. Es kamen aber nur einzelne Abtheilungen in's Treffen, man blieb jedoch von beiden Seiten die ganze Nacht unter Waffen. Der König wollte noch vor Sonnenaufgang mit allen seinen Truppen angreifen. Es war aber so dichter Nebel, daß er dies nicht konnte. Wallenstein rief Pappenheim zurück, und um sich mit diesem desto besser vereinigen zu können, zog er mit seinem Heere auf Lützen zu. Er ließ dieses zur Rechten, und entfaltete sich auf der großen Ebene, dicht an der Heerstraße, die er noch mit schleuniger Aushöhlung eines großen Grabens zu befestigen suchte. Hier stellte er dann Kanonen und schwere Geschütze auf. Die Plänkeleien hatten aber schon frühmorgens begonnen. Als jedoch die Sonne gegen elf Uhr die Nebel trennte, ließ der König Lützen anstecken, und die Schlacht begann. Bei dem Graben kam es zuerst zum Kampfe. Das schwedische Fußvolk drang siegreich vor, aber die Reiterei fand Hindernisse. Da stellte sich der König an die Spitze seiner Smaländer, und ermahnte sie, sich tapfer zu halten. Er sprang über den Graben, aber auch zugleich mit den Wenigen, die ihm mit derselben Schnelligkeit folgten, in einen dichten Kugelregen. Einige glaubten, der König sei deshalb zu weit vorgedrungen, weil er nicht gut sehen konnte. Er erhielt einen Schuß in den Arm. Wiewohl er sich nun stellte, als fühle er den Schmerz nicht, und die Seinigen zum Kampfe ermunterte, mußte er doch zuletzt den Herzog Albrecht von Lauenburg, der an seiner Seite kämpfte, bitten, ihn an einen sichern Ort zu führen. Auf dem Wege dorthin erhielt er einen Schuß in den Rücken, den man wohl irrthümlich der Hand eines Meuchelmörders zuschreibt. Der König suchte sich zu retten. Aber die Kaiserlichen drangen heftig

ein, und den Verwundeten verließen die Kräfte. Er sank vom Pferde, welches ihn eine Zeit lang fortriß, so daß er noch lebend unter die Feinde gerieth. Jetzt soll ihn nun auf Antreiben der Schweden ein gewisser Johann Schneeberg aus dem Paderbörnischen mit dem Schwerte durchbohrt haben. Das Gerücht von dem Tode des Königs brachte das schwedische Heer, besonders die Finnen, zur Erbitterung. In heftigem Andrange stürzten sie unter Anführung Bernhards von Weimar auf die Kaiserlichen, und diese wandten den Rücken. Jetzt aber kam Pappenheim von Halle her. Er erneuerte das Treffen. Die Schweden wurden wiederum zurückgedrängt, und verloren die eroberten Kanonen. Aber auch die Schweden wiederholten den Angriff, verwundeten den Pappenheim tödtlich, schlugen die Kaiserlichen von Neuem zurück, nahmen die Kanonen zum Zweitenmale, und behaupteten endlich am Abende nach einem sehr blutigen Tage das Feld. Die Zahl der Todten soll auf beiden Seiten an neuntausend betragen haben. Der von Wunden entstellte Leichnam des Königs von Schweden wurde endlich gefunden, zunächst über Wittenberg und Brandenburg nach Wolgast gebracht, wo er bis zum Jahre 1633 blieb, und dann mit feierlichem Pomp nach Schweden hinübergeführt. Mit dem Tode Gustav Adolfs gingen alle seine Plane, die er in Bezug auf Deutschland gehegt, in's Grab. Hätte es auch nicht geradezu in seiner Absicht gelegen, ein protestantisches Kaiserthum daselbst für sich zu erobern, so hatte er doch ohne alle Rücksicht auf die mit seinen Bundesgenossen geschlossenen Verträge und den sonstigen Tractaten, da, wo er Sieger blieb, die Katholiken verjagt und den Protestantismus eingeführt. Die Vorsehung hatte freilich seinem Ehrgeize ein Ziel gesteckt, und ihn für seinen Ruhm früh genug weggenommen, aber damit war dem deutschen Vaterlande der Friede noch nicht gegeben. Die Zeit bitterer Heimsuchung sollte erst noch kommen. Denn schon stand ein anderer Abenteurer, und diesmal ein Deutscher, der Herzog Bernhard von Weimar, an der Spitze jener Heere, die es noch beinahe sechzehn Jahre hindurch verwüsten sollten, und der, wiewohl selbst ein Opfer seines Verrathes am Vaterlande, doch einen schönen Landestheil vom deutschen Reiche in die Hände des Erbfeindes lieferte. Bernhard zog sich mit dem siegreichen Heere nach Weissenfels. Die Sachsen eroberten Leipzig, und als sie sich mit den Truppen Bernhards vereinigt hatten, Chemnitz. Die Kaiserlichen wurden noch vor Ende des Jahres aus dem ganzen Churfürstenthum vertrieben.

Der Tod des Schwedenkönigs veranlaßte eine große Bewegung unter den protestantischen Fürsten. Sie hielten häufige Zusammenkünfte, um zu berathen, was nun ferner zu thun sei. Einige dachten an den Frieden. Der Kanzler Oxenstierna aber, der jetzt die Angelegen-

heiten des schwedischen Reiches leitete, hielt ihnen vor, sich enger aneinander anzuschließen, und wie er sagte, die unterdrückten Stände wieder herzustellen, die Gesetze des Reiches zu rächen, und damit, was freilich für ihn die Hauptsache war, der Krone Schweden auch die gerechte Entschädigung werde, nicht einzeln Frieden zu schließen. Es kam auch wirklich ein Bündniß in diesem Sinne zu Stande. Als Leiter desselben wurde Oxenstierna ernannt, und diesem ein sogenanntes Consilium formatum beigegeben. Demgemäß sollten alle diejenigen, welche sich von dem Bunde trennten, als Feinde betrachtet werden. Die verbündeten Stände versprachen, die Schweden so lange im Besitze des Eroberten zu schützen, bis diese eine hinreichende Entschädigung erhalten. Auch die Wittwe des Churfürsten von der Pfalz, der im Jahre 1632 in Mainz gestorben, hatte ihren Abgeordneten geschickt. Er wurde zugelassen, obgleich der Churfürst von Sachsen widersprach, und das Bündniß mit Frankreich erneuert. Die Niederländer boten eine Summe Geldes, und auch die Schweizer wurden zum Bunde eingeladen. Während dieses aber in Heilbronn vorfiel, erbot sich der König von Dänemark, der die wachsende Macht Schwedens fürchtete, zur Vermittlung des Friedens. Der Kaiser versprach ihm Bremen, Verden, Ratzeburg, den Zoll auf der Elbe, wenn er den Frieden mit Erhaltung der kaiserlichen Würde zu bewerkstelligen und die Schweden zu entfernen vermöge. Er ließ daher die kriegführenden Stände zu einer Zusammenkunft in Breslau einladen. Auch Frankreich, Polen, Holland, Pfalzneuburg, die Churfürsten von Mainz und Köln machten Friedensversuche, während die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg eine besondere Zusammenkunft in Dresden hielten. Aber unglücklicher Weise scheiterten alle diese Versuche.

Bernhard von Weimar drang mit einem großen Theile der Truppen in Franken vor. Er nahm Bamberg, rückte auf die Donau zu, und nachdem er sich im März des Jahres 1633 mit Horn vereinigt hatte, fiel er in Baiern ein und befestigte Neuburg. Es entstand aber eine Verschwörung unter den Soldaten, und Bernhard, der zur Dämpfung derselben am meisten beigetragen, erhielt von den Schweden das Herzogthum Franken mit den Bisthümern Würzburg und Bamberg als Lohn für seine Dienste. Die feierliche Ueberweisung geschah im Juni 1633 durch den schwedischen Bevollmächtigten Christoph Karl von Brandenstein. So schalteten also bereits die Fremden mit den deutschen Bisthümern und einer Stiftung, die der frömmste der deutschen Kaiser mit so vieler Liebe und Thränen gegründet! Aber dabei blieb es nicht. Auch Eichstädt, die Stiftung des heiligen Bonifaz, fiel in Bernhards Hände, der auch Ingolstadt dem Raube hinzuzufügen gedachte. Aber das gelang nicht, weil der Herzog von Feria, aus Italien kommend, sich mit Altringer vereinigt, und

dem Heere Bernhards, Horns und Christians von der Pfalz eine Schlacht bei Stockach lieferte. Im November nahm Bernhard jedoch Regensburg und Straubing, ging über die Isar Wallenstein entgegen, und als dieser sich nach Böhmen zurückzog, legte er seine Truppen in die Winterquartiere. Horn, der im Elsaß glücklich gekämpft, ging wieder über den Rhein, besetzte das Kinzigthal und Freiburg, um von da dem bedrängten schwäbischen Kreise Hilfe zu leisten. Er vereinigte sich mit einem Paar Tausend Würtenbergern, und zog gegen die Donau. Hier stießen die Truppen Banérs zu ihm, und er schlug dann die Baiern bei Kempten. Darauf zog Horn nach einer kurzen Vereinigung mit dem Heere Bernhards in die Oberpfalz, eroberte Neumark, und ging dann im September nach Konstanz, das er vergebens zu nehmen suchte. Er wandte sich jetzt nach dem Elsaß, setzte bei Straßburg über den Rhein, und vereinigte sich bei Colmar mit dem Rheingrafen. Als aber Horn wieder zurückging, besetzten die Kaiserlichen Hagenau und Neuburg, Badenweiler, Röteln, Sausenberg. Ihnen stellte sich der Rheingraf Otto Ludwig entgegen, und schlug die Kaiserlichen bei Breisach und Ensisheim. Die Belagerung von Breisach jedoch, welche der Rheingraf Philipp unternommen, mußte wegen der Annäherung von Feria und Altringer aufgehoben werden, ebenso die von Zabern und Hagenau.

In der Unterpfalz aber ging Heidelberg für die Kaiserlichen verloren. Die Baiern und Spanier, welche sie besetzt hatten, mußten weichen.

Die Niederländer hatten den westfälischen Kreis vergeblich in der Neutralität zu halten gesucht. Baudisius zog nicht blos in das Kölnische, um Andernach, das von den Spaniern belagert wurde, zu Hilfe zu kommen, sondern der Herzog Georg von Lüneburg brachte die Stadt und das Bisthum Osnabrück in seine Gewalt. Er besetzte Hervord, Bielefeld, Lemgo, und schlug den General Gronsfeld in der Nähe von Hameln und Minden. Der Landgraf von Hessen nahm Dortmund, Recklingshausen, Koesfeld, Paderborn, Lippstadt. Auch Hameln ging, nachdem die kaiserlichen Generale Gronsfeld, Merode, Benninghausen bei Oldendorp geschlagen worden, verloren. Benninghausen dagegen zog nach Hessen, besetzte Fritzlar, Frankenberg, Amöneburg. Da aber der Landgraf herbeieilte, zog er sich wieder nach dem Kölnischen zurück. Unterdeß hatte sich auch Osnabrück an Kniphausen ergeben müssen. Die Verwaltung des Bisthums ward an Gustav, einen natürlichen Sohn des Schwedenkönigs, übertragen. In Schlesien leisteten die Polen den Kaiserlichen Hilfe, und sowohl wegen der Eifersucht zwischen Sachsen und Schweden, als der Unthätigkeit Arnims geschah nichts Erhebliches. Ja es kam sogar der Graf Terzky in das Lager der Verbündeten mit Vor-

schlägen zu einem Waffenstillstand, und Wallenstein begann ein sehr verdächtiges Spiel. Wie das Gerücht ging, suchte er mit den Schweden unter der Bedingung Frieden zu schließen, daß er selbst zum König von Böhmen gewählt würde, die Verbannten zurückkehrten, die Protestanten volle Religionsfreiheit genößen, der Churfürst von der Pfalz wieder eingesetzt werde, und ihm statt Mecklenburg und Sagan und des rückständigen Soldes Mähren übertragen würde. Zugleich sollten ihm alle Heere übergeben werden, mit denen er den Kaiser zur Vollziehung dieses Friedens zwingen wolle. Noch liegt ein Schleier über diesen Verhandlungen, noch läßt sich nicht bestimmt ermitteln, wie weit Wallenstein gegangen, so viel aber ist gewiß, daß eine großartige Intrigue gesponnen war, und daß der Kaiser in großer Gefahr schwebte. Wallenstein, der die größte Zeit mit Unterhandlungen zugebracht, entfaltete indessen neue Thätigkeit. Er schlug die Schweden unter dem Grafen Thurn bei der Brücke von Steinau. Nachdem er den größten Theil der Gefangenen seinem Heere einverleibt, ließ er durch Schafgotsch Liegnitz, Glogau, Frankfurt nehmen. Die Schweden waren bereits wegen Pommern in Sorge. Wallenstein selbst drang in die Lausitz ein, besetzte Görlitz und Bautzen, und ließ dem Churfürsten von Neuem Friedenseröffnungen machen. Aber Oxenstierna gab sich alle Mühe, das protestantische Bündniß aufrecht zu erhalten. Er unterhandelte mit Frankreich und mit Ragotzi und den verschiedenen protestantischen Ständen, hielt Zusammenkünfte in Heidelberg, Halberstadt, Stendal, um Truppen und Geld zu erwirken, zur Fortdauer des Krieges zu ermuntern oder sich über den künftigen Frieden zu einigen. Wallenstein jedoch, von dem man glaubte, daß er Pommern überschwemmt haben würde, was ihm offen stand, oder sich Bernhard von Weimar mit aller Kraft entgegenzuwerfen, ging wieder nach Böhmen zurück. Von Neuem begann das Intriguenspiel, indem er zuletzt den eigenen Untergang fand. In Wien dachte man an seine Entfernung. Wallenstein wußte, was ihm drohte. Er offenbarte sich seinen Freunden Illo und Terzky, und suchte sich der Führer des Heeres zu versichern. Im Januar 1634 unterzeichneten zweiundfünfzig Obristen ihre Ergebenheit. Als man das in Wien erfuhr, wurden die Führer und Soldaten des Gehorsames gegen den Oberfeldherrn entbunden und an Gallas gewiesen. Jetzt aber dachte Wallenstein mit allem Ernste an eine Verbindung mit den Protestanten, zunächst an eine Vereinigung mit Sachsen. Um dem Herzoge Bernhard von Weimar desto näher zu sein, begab er sich von Pilsen nach Eger. Piccolomini errieth die Absicht. Für Wallenstein und für den Kaiser war es Zeit, zu handeln. Wallenstein ward geächtet und durch die Obristen Gordon, Buttler, Lesly am 15. Februar 1634 mit Illo, Terzky und Kinsky ermordet. Gallas und Piccolomini

hielten unterdessen das Heer in Treue, und überlieferten das Obercommando an den König Ferdinand von Ungarn.

Mit Ferdinand kam neues Leben in das kaiserliche Heer. Dieses rückte aus Böhmen, schlug die Schweden zurück, während Banér Straubing nahm. Horn dagegen besetzte Biberach, Kempten, Memmingen, und schlug die Kaiserlichen bei Wangen. Im Elsaß versuchten die Kaiserlichen, das bedrängte Breisach von Neuem mit Lebensmitteln zu versehen, was auch gelang. Sie bedrohten Colmar, wurden aber von dem Rheingrafen Otto Ludwig zurückgeschlagen, der ebenfalls Neuburg, Freiburg im Breisgau eroberte, nebst Philippsburg, welches jedoch die Franzosen in Folge eines zwischen dem Churfürsten von Trier und Gustav Adolf geschlossenen Vertrages besetzten. Als aber die Kaiserlichen die schwedischen Winterquartiere in Westfalen beunruhigten, war ihnen der hessische General Melander entgegengezogen.

Während nun der schwedische Kanzler Oxenstierna die protestantischen Bundesgenossen in Frankfurt versammelt hatte, um dort über Krieg und Frieden zu berathen, wurde der Krieg in Westfalen, Schlesien und Brandenburg mit allem Eifer fortgesetzt, während Banér und die Sachsen sogar Prag bedrohten, bereitete sich im südlichen Deutschland ein Hauptschlag vor. Ferdinand, der neue Oberfeldherr des kaiserlichen Heeres, hatte sich, mit den Spaniern verstärkt, auf Regensburg gezogen, und wiewohl Bernhard, der sich bei Augsburg mit Horn vereint, die Stadt zu decken suchte, diese doch mit einem Verluste von achttausend Mann in sieben Stürmen erobert. Die Schweden zogen nun gegen Augsburg, um sich den Kaiserlichen, wenn sie den Uebergang über die Donau versuchen sollten, bei Donauwörth entgegen zu werfen. Aber sie konnten das nicht hindern. Ferdinand ging über die Donau, nahm Donauwörth, und griff am 6. August Nördlingen an. Hier kam es am folgenden Tage (7. August 1634) zu einer Hauptschlacht, worin die Kaiserlichen einen entscheidenden Sieg gewannen. Die Schweden verloren sechstausend Mann an Todten, worunter der Markgraf Friedrich von Anspach, viele Gefangene, unter denen der General Horn, einhundertunddreißig Fahnen, alles Geschütz und Gepäck. Bernhard behielt nichts, als was er auf dem Leibe hatte. Es war eine Schlacht, wie sie im ganzen dreißigjährigen Kriege noch nicht gefochten worden. Der Sieg gab den Katholiken die größte Hoffnung zu einem günstigen Frieden, und er wäre auch wohl zu Stande gekommen und hätte namenloses Elend verhindert, wenn jenen nicht französisches Geld und französische Arglist entgegengearbeitet. Die Kaiserlichen verfolgten den Sieg bei Nördlingen mit frischer Kraft, nichts konnte ihnen widerstehen. Sie dehnten sich über ganz Schwaben und Würtenberg aus. Sie nahmen

Dinkelsbühl, in Franken Mergentheim, Königshofen, Kitzingen, Ochsenfurt, Schweinfurt, Würzburg, Weinsheim und Weissenburg. Die Baiern unter Gronsfeld fielen in die Pfalz ein, und suchten Heidelberg zu nehmen. Der Churfürst von Sachsen aber, der schon seit dem Tode Gustav Adolfs mit allem Ernste an den Frieden gedacht und durch seinen Feldherrn Arnim unterhandelte, schloß endlich im Mai des Jahres 1635 den Frieden zu Prag. Gemäß diesem Frieden sollten alle mittelbaren Kirchengüter ihren Besitzern so verbleiben, wie es der Passauer Vertrag bestimmt hatte. Alle unmittelbaren und mittelbaren Güter dagegen, welche die Protestanten nach dem Passauer Vertrage in Besitz genommen, noch vierzig Jahre in dem Stande bleiben, wie sie am 11. November des Jahres 1627 gewesen, und wenn sie den Katholiken genommen, zurückerstattet werden, vorausgesetzt, daß nicht vor der Zeit der etwa beim Kammergerichte erhobene Streit geschlichtet wäre. Es sollten aber in der Zeit alle Streitigkeiten auf freundschaftliche Weise oder dem Wege Rechtens entschieden werden. August, der zweitgeborne Sohn des Churfürsten, sollte das Erzbisthum Magdeburg alle Tage seines Lebens behalten, dagegen Christian Wilhelm von Brandenburg zwölftausend Joachimsthaler jährlich bekommen, Leopold Wilhelm Bischof von Halberstadt bleiben. Dem unmittelbaren Ritterstande, so wie den Reichsstädten sollte Religionsfreiheit gesichert, Donauwörth restituirt werden, sobald es den Churfürsten von Baiern wegen der Kriegskosten entschädigt. Sowohl das Reichskammergericht als der Reichshofrath sollten eine gleiche Anzahl von Mitgliedern beider Religionen enthalten. Dem Churfürsten von der Pfalz wurde die Restitution versagt, dagegen die des Herzogthums Mecklenburg gestattet. Das von beiden Seiten Genommene sollte zurückgegeben werden, und hiezu wollte man auch Schweden und Frankreich anhalten. Alle sollten eine allgemeine Amnestie genießen, mit Ausnahme derjenigen, welche bei den böhmischen und pfälzischen Unruhen betheiligt oder durch einen besondern Spruch verurtheilt. Die gewöhnlichen Reichsmilizen sollten wieder hergestellt, dazu einhundertundzwanzig Römermonate bewilligt, ein Reichstag angesagt und alle besondern Bündnisse aufgelöst werden. Diesem Friedensschlusse, der wie ein allgemeines Reichsgesetz gelten sollte, wurde noch ein besonderer Receß beigefügt, in welchem der Churfürst von Sachsen das Anrecht auf die beiden Lausitzen erhielt.

In diesem Frieden hatten die Protestanten nun Alles, was sie billiger Weise verlangen konnten. Damit sind auch protestantische Geschichtsschreiber, denen es um Recht und Wahrheit zu thun ist, einverstanden. Selbst die Schweden dachten an Frieden. Sie schickten daher den Hugo Grotius nach Frankreich, um daselbst zu unterhandeln. Aber unglücklicher Weise bestand hier das Hinderniß, und

weder die Gerechtigkeit der Sache, noch der edle Sinn des Unterhändlers vermochten etwas. Frankreich hielt Deutschland noch nicht für so gedemüthigt, wie es zur Befriedigung seiner Ländergier wünschte. Die Protestanten hatten einst Metz, Toul, Verdun ausgeliefert. Jetzt sollten sie den Elsaß geben, und unglücklicher Weise bot auch hiezu ein deutscher Fürst die Hand. Auf dem Tage zu Worms im Januar 1635 hatte nämlich Oxenstierna verschiedene Vorschläge gemacht über die Bedingungen, unter denen man den Oberbefehl des Heeres an den Herzog von Weimar übertragen wollte. Dieser erhielt auch wirklich am 11. März den Oberbefehl. Er vereinte sich in Saarbrücken mit dem französischen Heere, entsetzte Mainz, wurde jedoch von Gallas nach Lothringen geworfen, das schrecklich litt. In Niedersachsen zeigte sich der Herzog von Lüneburg ebenfalls schwierig, und das ganze protestantische Bündniß wäre auseinander gegangen, man hätte Schweden seinem Schicksale überlassen, aber Frankreich schaffte Geld, wofür einige protestantische Verbündete den Elsaß und Benfeld an eine herrschsüchtige Regierung verkauften, die sich mit deutschem Blute, deutscher Tapferkeit und der Kriegskunde eines deutschen Fürsten, wie Bernhard von Weimar war, den Erwerb sichern ließ. Bernhard, der Philippsburg erobert, sich noch nicht hinreichend unterstützt fand, hatte mit dem Könige von Frankreich einen Tractat geschlossen, gemäß welchem dieser zwölftausend Mann Fußvolk und sechstausend Reiter stellte und besoldete, außerdem noch vier Millionen Livres. Damit ging er nun nach dem Elsasse, denn sonst konnte er sich nicht halten. Der Herzog Eberhard von Würtenberg, die Reichsstädte Augsburg, Ulm, Memmingen waren dem Prager Frieden beigetreten. Würzburg und Koburg gingen an die Kaiserlichen über. Nürnberg nahm ebenfalls den Prager Frieden an, und der protestantische Bund war in Oberdeutschland so gut wie vernichtet. Hessen wurde von den Kaiserlichen bedrängt, Niedersachsen schwankte, Trier ward von den Spaniern genommen und der Churfürst Philipp Christoph von Sötern gefangen nach Wien geschleppt. Der Churfürst von Sachsen rieth dem schwedischen Kanzler Oxenstierna selbst zum Frieden, und obgleich die Unterhandlungen fehl schlugen, suchte derselbe doch die übrigen Stände der beiden sächsischen Kreise für den Frieden zu gewinnen, indem er ihnen begreiflich machte, sie würden noch bessere Bedingungen erlangen, wenn erst die Schweden aus dem ganzen Handel entfernt wären. Da traten nun auch die Fürsten von Anhalt, der Herzog Wilhelm von Sachsen, der Churfürst von Brandenburg und die übrigen Stände bei. Erfurt schickte die schwedische Besatzung nach Hause, und selbst Pommern und Hessen wankten. Auch die in Straßburg versammelten Fürsten nahmen den Frieden an. Sie schickten an Ferdinand und unterhandelten. Nur der Markgraf von Baden blieb

den Franzosen zugethan. Heidelberg ging an die Kaiserlichen über. Obgleich aber Gallas Mainz noch nicht nehmen konnte, besetzte er doch Bingen und Sachsenhausen.

Die Sachsen vertrieben die Schweden aus verschiedenen Städten des Bisthums Magdeburg. Auch Stargard konnte sich nicht mehr halten. Dagegen eroberte Banér im Dezember Havelberg. In Franken hatten die Schweden nur noch Eine Stadt besetzt, Königshofen. Sie fiel im December. Gallas aber ging aus Lothringen nach dem Elsaß, nahm Zabern und Dachstein. Hagenau wurde acht Tage beschossen, konnte aber nicht bezwungen werden. Am Rhein ging Mainz aus Mangel an Lebensmitteln über.

Jetzt arbeitete der Herzog von Mecklenburg nochmals am Frieden, aber vergeblich. Die Schweden erneuerten vielmehr ihr Bündniß mit Frankreich, fielen in Meißen ein, welches sie schrecklich verwüsteten. Die Sachsen stellten sich ihnen entgegen und belagerten, vereint mit dem kaiserlichen General Hatzfeld, Magdeburg, dem Banér vergeblich zu Hilfe eilte. Die Stadt mußte sich aus Mangel an Schießbedarf ergeben. Ebenso fielen Havelberg, Werben, Ratenau und Brandenburg in die Gewalt der Sachsen. In Pommern aber gewannen die Schweden einen großen Sieg bei Wittstock, der die Kaiserlichen bis nach Hessen zurücktrieb, und in dessen Folge Banér Erfurt, Meißen, Torgau eroberte. Auch der schwedische General Wrangel drang von Neuem in die Mark vor, ging aber wieder nach Pommern zurück.

In Westfalen erlitten die Kaiserlichen am 1. Januar 1636 eine Niederlage bei Haselüne. Sie verloren eintausend Mann und vier Geschütze. Sie verstärkten sich jedoch und drängten die Schweden nach der Weser. Aber auch die Schweden verstärkten sich, und Minden ging verloren. Dazu schloß sich nun auch der Landgraf Wilhelm von Hessen, der lange geschwankt, von Neuem an die Schweden an, und zwang den kaiserlichen General Lamboi, die Belagerung von Hanau aufzuheben. An der Mosel suchte Melander mit hessischen und niederländischen Truppen Ehrenbreitstein zu verproviantiren, welches Johann von Werth eingeschlossen hielt. Melander wurde aber am 30. Januar 1637 mit Verlust zurückgeschlagen.

Im Elsaß zwang Bernhard von Weimar, nachdem er sich von Neuem mit dem Heere des Kardinals de la Valette verbunden, Zabern, und nach einer hartnäckigen Vertheidigung auch Hohenbad zur Uebergabe. In Niedersachsen unterwarf Banér das Lüneburgische. In Hessen stand der kaiserliche General Götz. Er kam von da nach Westfalen, nahm Paderborn, Soest, Dortmund, Werl und Hamm. Dorsten versuchte er vergeblich zu nehmen. Die Hessen würden aus ganz Westfalen vertrieben worden sein, da erlitt auch Götz eine Niederlage. Den Franzosen suchte Gallas in ihrem eigenen Lande eine Diversion

zu machen. Er kündigte ihnen von Breisach aus den Krieg an, und drang in Burgund und Frankreich ein. Die Franzosen geriethen in Angst. Sie fürchteten bereits für Paris. Aber der Zug hatte keinen besondern Erfolg, als daß Gallas Dole, welches von Condé belagert wurde, entsetzte. Er mußte aus Burgund zurück, weil die Bewohner in seinem Rücken aufstanden.

Während nun das unglückliche Deutschland durch die Arglist der Fremden und innere Parteiungen zerfleischt ward, von allen Seiten verheert, Freund und Feind nichts übrig ließen, als Brand und Wüsteneien, machte der König von Dänemark einen abermaligen fruchtlosen Friedensversuch in Lübeck. Auch der Pabst Urban VIII. veranstaltete einen solchen in Köln. Er schickte (1636) seinen Legaten Ginetti dorthin, wo auch französische und sonstige Abgeordnete erschienen. Aber obgleich die Unterhandlungen während drei Jahren fortgesetzt wurden, hatten sie doch keinen Erfolg. Der Kaiser sagte unterdeß einen Reichstag nach Regensburg an (5. Sept.), und zwar deßhalb, um wegen des Friedens in Deutschland zu unterhandeln. Hier war nun zunächst die Frage, wie man die fremden Gäste, die Schweden und Franzosen, aus dem Lande entfernen solle, und ob diejenigen, welche an dem Prager Frieden noch nicht theilgenommen, ebenfalls zu den Verhandlungen zugelassen werden sollten. Der Kaiser hatte aber mit allen seinen Vorschlägen das Uebergewicht. Es geschah fast Alles, was er wünschte. Er erhielt daher die Vollmacht, an seinem Hofe mit den Schweden zu unterhandeln. Es sollte jedoch im Namen des Churvereines nicht blos der Churfürst von Mainz zugegen sein, sondern von den Churfürsten jeder, der wollte. Zur Vermittlung der Streitigkeiten zwischen Oestreich und Frankreich erbot sich der Pabst. Die schwierigste Frage entstand in Betreff derer, welche im Prager Frieden von der Amnestie ausgeschlossen waren, welche aber die Gesandten der beiden protestantischen Churfürsten ebenfalls verlangten. Für die Wiedereinsetzung des Churfürsten von der Pfalz bewarb sich noch der König von England durch seine Abgeordneten Taylor, Howard, Arundel, ja der Churfürst selbst wandte sich nicht blos in diesem Sinne an das Churcollegium, sondern suchte auch sein angebliches Recht in öffentlichen Schriften zu vertheidigen. Er konnte jedoch für jetzt nicht damit durchdringen, und die Wahl Ferdinands III. zum römischen Könige, im December desselben Jahres, wurde, nachdem er die gewöhnliche Capitulation beschworen, durchgesetzt, obgleich der Churfürst von Sachsen dieselbe bis zur allgemeinen Amnestie zu hindern suchte, Karl Ludwig von der Pfalz Protest einlegte, und der Churfürst von Trier, der noch zu Wien in Gefangenschaft war, dabei gar nicht berücksichtigt ward. Am 20. December wurde Ferdinand III. von dem Churfürsten von Mainz

feierlich gekrönt, etwas später (11. Jan. 1637) auch seine Gemahlin Maria Augusta.

Kaiser Ferdinand II. kehrte jetzt von Regensburg nach Wien zurück. Er litt an Erbrechen, das ihn allmählig aufrieb, und am 15. Februar 1637 verschied er ruhig und sanft in dem Herrn; denn Ferdinand war ein frommer und wahrhaft religiöser Mann. Er hatte aber auch in mancher Noth die Rettung des Himmels wie durch ein Wunder auf sein Gebet erfahren.

Ferdinand war zweimal verheirathet gewesen. Das erste Mal mit Maria Anna, einer Tochter des Herzogs Wilhelm von Baiern, die im März des Jahres 1616 starb. Vier Jahre später heirathete er Eleonora, eine Tochter des Herzogs von Mantua. In Allem hatte er sechs Kinder, nämlich Christina, starb als Kind, Johann Karl, starb 1619, Ferdinand, sein Nachfolger, Maria Anna, vermählt mit Maximilian von Baiern, Cäcilia Renata und Leopold Wilhelm, Bischof von Straßburg, Passau, Olmütz, Deutschmeister und Oberstatthalter von Belgien.

Ferdinand war einer von den Kaisern Deutschlands, die unter schwierigen Umständen am meisten für die katholische Religion und Kirche gethan und gelitten hatten. Zweimal rettete ihn seine Standhaftigkeit und sein Gottvertrauen aus großer Noth. Das erste Mal, als die Böhmen unter Thurn bis Wien vordrangen und die kaiserliche Burg stürmten; das zweite Mal nach der Schlacht auf dem Breitenfelde bei Leipzig. Als Thurn vor Wien stand, und es in der Stadt selbst nicht weniger als von Außen Feinde gab, warf Ferdinand sich vor dem Kreuze nieder. Aber er stand mit der Ueberzeugung auf, der Herr werde ihm beistehen. Seine Lage war unterdessen schrecklich. Seine Räthe verzagten, aber Ferdinand wollte sich lieber unter den Trümmern seiner Kaiserburg begraben lassen, als den ungestümen Forderungen der Empörer nachgeben. Die Kanonen der Böhmen schoßen Bresche in die Mauern, und schon hörte man sie rufen: Schließen wir ihn in ein Kloster, lassen wir seine Kinder protestantisch erziehen und seine verhaßten Räthe über die Klinge springen. Sechszehn Protestanten, Mitglieder der Stände, drangen in sein Gemach, überhäuften ihn mit Drohungen und Schmähworten. Aber da schmetterten auf einmal Trommeten, und fünfhundert Cuirassiere von Dampierre rückten heran. Die Abgeordneten flohen vor Schrecken, und die gutgesinnten Bürger von Wien bekamen neuen Muth und waffneten sich zur Gegenwehr. Ferdinand war gerettet. Dieselbe Standhaftigkeit zeigte Ferdinand später bei der Durchführung des Restitutions-Ediktes.

10. Kaiser Ferdinand III.

Fortsetzung des großen deutschen Krieges. Der westfälische Friede und dessen Folgen. Beilegung des Jülich-Berg-Cleve'schen Erbschaftsstreites. Reichstag zu Regensburg. Neue Fürsten und Titulaturen.

Ferdinand III. war am 13. Juli 1608 in Gratz geboren. Schon frühe verrieth er die glänzendsten Anlagen. Noch nicht achtzehn Jahre alt, ward er zum Könige von Ungarn gewählt und gekrönt (1625). Zwei Jahre später empfing er die Krone von Böhmen. Nach Wallensteins Sturz ward er Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere. Er zeichnete sich durch die Einnahme von Regensburg und die Schlacht von Nördlingen besonders aus. Dieser glänzende Sieg verschaffte ihm zu gleicher Zeit die Möglichkeit seiner Wahl zum römischen Könige. Nach seiner Wahl schickte Ferdinand den Fürsten Anton Eggenberg nach Rom, und ließ dem Pabste seine Obedienz melden.

Mit dem schwedisch-deutschen Kriege stand es nun folgender Weise. Banér hatte im Jahre 1637 die Sachsen bei Eulenburg geschlagen, Torgau genommen, Leipzig belagert. Aber die kaiserlichen Generale Hatzfeld und Götz kamen dem Churfürsten zu Hilfe, und Banér mußte die Belagerung aufheben. Er zog sich nach Pommern zurück, wo die Kaiserlichen unter Gallas Wolgast, Demmin, Usedom besetzten. An der Elbe nahmen sie Ratenau, Havelberg, Werben, Dönnitz und sonstige Ortschaften. Am Rheine mußte sich Ehrenbreitstein ergeben, nachdem man hier in der äußersten Noth Pferde, Esel, Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse gegessen. Aber der Herzog von Weimar, der sich mit dem französischen Heere vereinigt, suchte die Unfälle des schwedischen durch glückliche Operationen im Elsaß und am Niederrhein wieder gut zu machen.

Der Landgraf Wilhelm von Hessen, ein anderer Bundesgenosse der Schweden, der in Friesland eingefallen, war unterdessen gestorben. Die Stände huldigten seinem Sohne Wilhelm VI. Aber Georg II. von Hessen-Darmstadt verlangte vermöge kaiserlicher Auctorität die Verwaltung des Landes, und lud die hessischen Stände zu einer Zusammenkunft nach Alsfeld. Hier nahmen sich zwar die Kasseler ihres Fürsten an, jedoch der Churfürst von Sachsen ermahnte zum Gehorsam, zum Beitritt des Prager Friedens. Damit jene Mahnungen desto mehr Gewicht hätten, rückte Götz mit einem Heere gegen Hessen. Da schloßen die von Kassel mit dem Fürsten von Darmstadt einen Tractat zu Marburg. Er kam aber nicht zur Ausführung. Denn die Landgräfin Amalia, ein schlaues, herrschsüchtiges

Weib, zog unterdessen den hessischen General Melander aus Friesland, und diesem war Götz nicht gewachsen.

Auch Boguslaus, der Herzog von Pommern, war um jene Zeit ohne Kinder gestorben. Der Churfürst von Brandenburg machte daher Anspruch auf das erledigte Erbe, welches die Schweden theils auf Grund der Eroberung, theils eines mit Boguslaus geschlossenen Vertrages ebenfalls beanspruchten. Der Churfürst von Brandenburg suchte Besitz zu ergreifen, wurde aber von Bielk, dem die Schweden die Statthalterschaft anvertraut, daran gehindert.

In Köln wurde noch immer an dem Frieden gearbeitet, obgleich die Schweden sich im Februar 1638 in Hamburg von Neuem mit den Franzosen zur Fortsetzung des unglücklichen Krieges verbunden. Die Kaiserlichen aber drangen in Pommern vor, und eroberten unter Anderm auch die Schanze bei Warnemünde. Banér jagte ihnen indeß die gemachten Eroberungen wieder ab, und trieb den Gallas nach Schlesien und Böhmen zurück. Dazu kam noch in die Sache Frankreichs und Schwedens eine andere Wendung durch die großen Siege, die Bernhard am Oberrhein und im Elsaß erfocht. Bernhard hatte Laufenberg erobert und Rheinfelden belagert. Die kaiserlichen Generale von Werth, Savelli und General Speerreuter rückten zum Entsatze heran. Aber unglücklicher Weise war keine Einigkeit unter den Führern. Bernhard wurde zwar zuerst bei Rheinfelden geschlagen. Er kehrte jedoch plötzlich um, schlug das kaiserliche Heer und nahm alle Generale mit Fahnen und Feldzeichen gefangen. Blos der bisher so gefürchtete Reitergeneral Johann von Werth wehrte sich tapfer. Aber dennoch konnte er der Gefangenschaft nicht entgehen. Er ward nach Paris gebracht, wo die Franzosen dem Manne, der sie so oft geängstigt, mit aller Neugierde entgegensahen. Rheinfelden, Röteln und Freiburg mußten sich ergeben. Selbst Breisach fiel in Bernhards Gewalt. Er besetzte jedoch nicht blos den größten Theil des Elsasses, sondern fiel auch in den burgundischen Kreis ein, und machte daselbst Winterquartiere. Der Sieg Bernhards zwang die Kaiserlichen zum Nachgeben gegen die Forderungen der Hessen. Aber dennoch scheiterten alle Unterhandlungen mit diesen.

Die Stände des niedersächsischen Kreises hielten im November eine Zusammenkunft in Lüneburg, die aber für den allgemeinen Frieden eben so wenig Erfolg hatte, wie jene der Stände des oberrheinischen Kreises. Sie wollten nämlich Neutralität und zur Vertreibung der Schweden nicht mitwirken, wie es der Kaiser verlangte. In Deutschland jedoch fiel Alles auseinander. Nirgendwo war mehr eine imposante Macht, welche die fremden Eindringlinge auf ihren eigenen Boden zurückwerfen konnte oder wollte. Diese kämpften vielmehr mit deutschem Heere, deutschem Blute zur Zerstückelung des

Vaterlandes für ihr eigenes Interesse. Die schwedischen und französischen Heere, welche von jetzt an Deutschland durchzogen, plünderten und brandschatzten, endlich zerstückelten, bestanden größtentheils aus Deutschen. Schweden und Franzosen verhinderten den Frieden, weil ihnen dadurch die ersehnte Beute entging. Jeder Tag brachte eine neue Wendung der Dinge, jeder Sieg der Schweden oder der Kaiserlichen wirkte bereits damals, später aber noch vollständiger auf den Gang der eröffneten und schwebenden Unterhandlungen, die oft an verschiedenen Orten und mit verschiedener Absicht gepflogen wurden. Es kam indeß wiederum unter Vermittlung des Königs von Dänemark, nach verschiedenen Versuchen in Hamburg und Lübeck, zwischen dem kaiserlichen Bevollmächtigten Ferdinand Curtius, dem schwedischen Salvius, dem französischen d'Avaux zu ernstlichen Friedensprälimінarien, wiewohl sich noch über die Form der Geleitsbriefe und den Ort der Friedensunterhandlungen allerlei Schwierigkeiten erhoben. Aber demohnerachtet sollte Deutschland noch beinahe zehn Jahre verwüstet werden, und der Abschluß des Friedens kam nicht eher zu Stande, bis alle Parteien erschöpft.

Banér ging im Jahre 1639 über die Elbe, fiel in Meißen ein und nahm Freiberg. Mit Torstenson verbunden, schlug er die sächsischen und kaiserlichen Truppen bei Chemnitz, so daß diese beinahe ganz aufgerieben wurden. Dann ging er nach Böhmen und berannte Prag. Hatzfeld aber kam dem bedrängten Churfürsten zu Hilfe. Banér ging von Neuem aus Meißen nach Prag. Während nun Banér vor Prag stand, eroberte der Churfürst von Sachsen Bautzen, die Schweden dagegen ganz Pommern. Sie besetzten Landsberg, und eröffneten sich den Weg nach Schlesien.

Bernhard von Weimar betrachtete sich im Elsaß als der eigentliche Herr. Er ließ Münzen schlagen, und hoffte, sich hier ein eigenes Fürstenthum zu gründen. Das war aber den Franzosen nicht nach dem Sinn. Sie suchten ihm daher Breisach zu entlocken. Da sie nicht anders hiemit zum Ziele gelangen konnten, entzogen sie ihm die nothwendigen Hilfsgelder, verführten seine Truppen und unterhandelten im Stillen für den Fall seines Todes. Dieser traf wirklich im Juli des Jahres 1639 ein, und die damalige französische Regierung konnte dem Verdachte der Vergiftung nicht entgehen. So viel ist gewiß, daß die Franzosen die blutige Erbschaft des Herzogs, der sich einen so unglücklichen Namen in Deutschland gemacht, in Besitz nahmen, sein Heer und die von ihm gemachten Eroberungen durch den Vertrag von Colmar an sich zogen. Dieses stellte sich nun unter das Commando des Herzogs von Longueville.

Da sowohl die Kräfte des Kaisers als seiner Gegner gebrochen waren, so tauchte damals in Deutschland eine sogenannte dritte

Partei auf, die zwar klar einsah, was sie von Schweden und Frankreich zu erwarten hatte, aber sich auch nicht zum Kaiser schlagen wollte, weil sie die Bedingungen des Passauer Vertrages und des Restitutions-Ediktes fürchtete. Sie suchte für sich zu gewinnen, was sie konnte, die Kosten aber sollten die Katholiken tragen. An der Spitze jener Partei stand der König von Dänemark. Die Landgräfin von Hessen aber schloß mit dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg ein Bündniß zur Fortsetzung des Krieges, der sich zu Anfang des Jahres 1640 auf den dortigen Boden versetzte.

In Schlesien eroberten die Schweden Wolau, die Kaiserlichen Herrnstadt, Jauer, Strigau, die Eroberung von Hirschberg gelang nicht, weil Staelhantschk zu Hilfe kam. In Pommern benahmen sich die Schweden immer mehr als Herren des Landes.

Vergebens schmachtete Deutschland nach Frieden. Der deshalb im Jahre 1640 veranlaßte Churtag führte zu keinem Zwecke. Es wurde aber eine Versammlung aller Stände nach Regensburg berufen, bei welcher der Kaiser selbst erschien. Aber auch dieser brachte das Geschäft nur etwas näher. Man fürchtete das Uebergewicht der Katholiken, und als von Friedensvorschlägen die Rede war, hatte sich die Gegenpartei nicht anwesend gefunden. Es sollte daher ein neuer Tag in Nürnberg festgesetzt werden. Aber der Kaiser erkannte, daß es vergeblich sein würde, die Gesandten der Krone Frankreich und Schweden an Einem Orte zusammenzubringen. Er blieb daher bei den Unterhandlungen mit Frankreich auf Köln und mit Schweden auf Lübeck stehen. Aber es zeigte sich ein neues Elend der Zeit. Die Churfürsten, die so oft mit den Fremden zum Verrath gegen das Vaterland unterhandelt, hielten es mit ihrer Würde nicht verträglich, die Könige einzuladen, da sie dadurch den Frieden zu erbitten schienen. Man kam daher überein, der Pabst und die Venetianer sollten deshalb mit Frankreich, der König von Dänemark mit den Schweden unterhandeln. Als Versammlungsorte dachte man an Hamburg und Bremen, und auch über den Geleitsbrief wurde Vieles verhandelt. Eine andere Schwierigkeit bestand in der Amnestie. Diese wurde jedoch später beseitigt, und es kam endlich, im December 1641, zwischen dem kaiserlichen Bevollmächtigten Konrad Lützov, dem schwedischen Adler Salvius, dem französischen Claudius de Mesmes, Grafen d'Avaux, zu Friedenspräliminarien. Die Städte Osnabrück und Münster wurden zu Versammlungsorten bestimmt, und diesen die erforderliche Neutralität bewilligt. Denn zu einem Waffenstillstande bis zum völligen Abschlusse des Friedens konnte man es nicht bringen. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit derselben Anstrengung fortgesetzt, und Sieg oder Niederlage hatten stets Einfluß auf die Verhandlungen. Noch über sechs Jahre wurde die Verwüstung

Deutschlands fortgesetzt, während die Gesandten in Osnabrück und Münster über Rangordnung stritten, deutsche Länder und katholische Bisthümer verhandelten, ohne Empfindung für das Elend der Menschheit der Ländergier und Habsucht dienten, und dem Raube eine gesetzliche Form aufdrückten.

Banér, der die Beschlüsse des Regensburger Reichstages fürchtete, hatte es versucht, diesen auseinander zu jagen. Er rechnete darauf, die Donau im Frost zu passieren, und wenn dieses nicht gelänge, wenigstens den Krieg in die bairischen und kaiserlichen Lande zu tragen. Er suchte daher durch die Oberpfalz Böhmen zu gewinnen, aber von Piccolomini gedrängt, vereinigte er sich mit dem französischen Feldherrn Guebriant bei Zwickau. Von da zog er nach Halberstadt, wo er im Mai starb. Die Kaiserlichen erlitten aber eine Niederlage bei Wolfenbüttel, wo sie viertausend Mann auf dem Schlachtfelde verloren, und sich in ihre Befestigungen zurückzogen. Als sie jedoch Verstärkungen erhielten, eroberten sie Osterwyk, Hornburg, Eimbeck. Aber auch die Schweden erhielten Hilfe, und in Torstenson einen Obergeneral, der, wiewohl krank und leidend, sich dennoch als geschickter Feldherr bewährte, das schwedische Ansehen in Deutschland aufrechthielt. Damals stand die Sache so günstig nicht. Der Churfürst von Sachsen hatte Zwickau wieder gewonnen. Hatzfeld machte in Westfalen Fortschritte. Er eroberte Heldrungen, Masfeld, Henneberg. Der Herzog August von Braunschweig ging zu den Kaiserlichen über, und der Churfürst von Brandenburg drohte, Pommern zu besetzen. Ihm ging Staelhantschk aus Schlesien entgegen, und der Churfürst mußte seine Hauptstadt Berlin vertheidigen. Staelhantschk jedoch, nachdem er Brandenburg in Schrecken gesetzt, ging wieder nach Schlesien. Aber die mit den Kaiserlichen verbundenen Sachsen vertrieben die Schweden aus der Lausitz. Selbst in Schlesien stand es schlimm mit den Schweden. Da vereinigten sich zu Anfang des Jahres 1642 Staelhantschk, der Guben, Sarau und Sagan genommen, mit Torstenson, eroberte Glogau und andere Städte, und belagerte Schweidnitz. Der Herzog Franz Albert von Lauenburg, der Schweidnitz zu Hilfe kommen wollte, wurde geschlagen und gefangen genommen. Schweidnitz mußte sich ergeben. Torstenson eroberte darauf Olmütz, Königsmark Litta und Neustadt in Mähren, Lilienhoeck, Neisse und Oppeln mit Sturm. Die Belagerung von Brieg jedoch mußte Torstenson aufgeben, weil Piccolomini mit seinem Heere herankam, dafür entsetzte Torstenson Glogau.

Im Juli hauste Königsmark in Meißen und Thüringen. Er besetzte Nordhausen, Duderstadt und Gleichenstein, brandschatzte das Gebiet von Halberstadt und Magdeburg, dann zog er vor Naumburg, wagte es jedoch nicht, die Stadt zu besetzen. Torstenson aber,

der in Böhmen nicht weiter vordringen konnte, ging zurück nach der Elbe. Hier vereinigte er sich mit Königsmark und belagerte Leipzig, welches der Erzherzog Leopold zu entsetzen suchte. Im October des Jahres 1642 kam es wiederum zu einer großen Schlacht bei Breitenfelde, wo die Kaiserlichen abermals geschlagen wurden. Sie verloren fünftausend Mann und viele Generale. Da mußte sich Leipzig ergeben. Torstenson dachte sich nun einen Weg nach Böhmen zu öffnen. Er erlitt aber im Februar des folgenden Jahres vor Freiberg eine Niederlage. Der französische General Guebriant, der das Heer Herzog Bernhards von Weimar führte, hatte sich mit den Hessen vereint, und hauste in dem Erzstifte Köln und dem Jülicher Lande. Aber die Kaiserlichen trieben ihn hier weg.

Im April des Jahres 1643 drang Torstenson von Neuem in Böhmen ein. Er konnte sich aber hier nicht halten und ging nach Mähren, wo er viele Städte eroberte. Dann ging er nach Schlesien. Aber Gallas war hinter ihm her. Dieser nahm Lüben und Zittau, in Schlesien Lemberg. Königsmark, der sich von Torstenson getrennt, eroberte Halberstadt, und schützte dann Pommern vor den Kaiserlichen.

Guebriant, der sich aus dem Kölnischen nach Franken gezogen, bis dahin vergebens in Würtenberg einzudringen versucht, erstürmte Rothweil. Aber er kaufte die Stadt mit seinem Leben. Denn er erhielt einen Schuß in den Arm, woran er bald darauf starb, und die Baiern schlugen die Franzosen bei Dütlingen.

Zu derselben Zeit ungefähr war es zwischen dem Herzoge von Braunschweig und Ferdinand, Erzbischof von Köln, der zugleich Bischof von Hildesheim war, zwischen August und Christian Ludwig, Herzogen zu Braunschweig-Lüneburg, zu einer Einigung gekommen. Der Kaiser nahm seine Besatzung aus Wolfenbüttel und Eimbeck heraus, und übergab die Städte an den Herzog. Der Bischof von Hildesheim erhielt nicht blos Hildesheim, Peine und die sonst genommenen Orte zurück, sondern die Protestanten auf dem Hildesheimer Gebiet auch Freiheit der Religion.

Während jetzt auf dem Deputationstage zu Frankfurt über den künftigen Frieden verhandelt wurde, der Tod Ludwigs XIII. von Frankreich eine Stockung dieses Geschäftes befürchten ließ, die Schweden und Franzosen aber im October des Jahres 1643 ihr Bündniß mit Ragotzi erneuerten, erhob sich eine bedenkliche Frage über den Zoll, den die Dänen auch von den Schweden im Sunde verlangt hatten. Die Schweden rückten deshalb in Holstein und Jütland ein, und zwangen die Dänen, die auf einen solchen Anfall nicht gefaßt waren, zum Frieden.

In jener Zeit, wo Torstenson in Holstein stand, war Königsmark (Anfang 1644) in Meißen eingedrungen. Er mußte sich aber, weil

Hatzfeld mit überwiegenden Kräften herbeizog, über die Werra flüchten und hessische Hilfsvölker heranziehen. Die Kaiserlichen dachten indessen den Feldzug der Schweden nach Jütland zu benutzen, und das schwedische Heer dort einzuschließen oder durch Hunger aufzureiben. Gallas rückte daher nach Holstein. Er nahm Boitzenburg, und vereinigte sich mit den Dänen. Aber er war Torstenson nicht gewachsen, und zog sich vor diesem bis nach Meißen zurück. Dagegen gewannen die Kaiserlichen in Schlesien Drachenberg, Schweidnitz, Wolau und Oppeln, und die Schweden mußten Krossen und Frankfurt an Brandenburg zurückgeben.

In Oberdeutschland besetzten die Baiern Ueberlingen. Sie wurden aber von Turenne, der aus dem Elsaß und Lothringen herbeieilte, zwischen Donaueschingen und Hechingen geschlagen. Doch konnte er Freiberg nicht entsetzen. Zwar wurden die Franzosen durch den Herzog von Enghien verstärkt, doch bei einem blutigen Angriffe auf das bairische Lager zurückgeworfen. Sie nahmen aber Mannheim, Worms und Mainz, worauf Enghien wiederum nach Frankreich zurückging.

In Ungarn griff Ragotzi unter dem Vorwande, als verletze der Kaiser die Religionsfreiheit, zu den Waffen. Er eroberte Karlstadt, Tokay und andere Ortschaften. Aber die größte Gefahr drohte von Seiten Torstensons in Böhmen. Hier kam es im Februar 1645 bei Jankau zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Schweden Sieger blieben, den Kaiserlichen viertausend Mann tödteten, sechsundzwanzig Geschütze, vierunddreißig Fahnen des Fußvolkes und achtundvierzig der Reiterei eroberten, viele Generale und Obristen, namentlich Götz, blieben, andere, wie Hatzfeld, gefangen wurden. Der Kaiser, der von Prag nach Regensburg eilte, fürchtete für Wien. Torstenson aber eroberte Deutschbrody, Neuhausen, Iglau, Krems, und drohte, sich mit Ragotzi zu vereinigen. Dieser jedoch, der sah, daß Torstenson den Krieg nicht nach seinem Willen führen wollte, sondern auf die Sicherheit der schwedischen Heere Bedacht nahm, schloß Frieden mit dem Kaiser, und Torstenson mußte, von dem kaiserlichen Heere gefolgt, nach Böhmen zurückgehen, wo er im December an einer Krankheit starb, und Karl Gustav Wrangel zu seinem Nachfolger erhielt.

Das Friedensgeschäft in Münster und Osnabrück hatte unterdessen einen langsamen Fortgang. Die Gesandten erschienen sehr spät. Die Reichsstände mußten sogar durch Schweden und Frankreich eigens getrieben werden. Endlich im November 1644 wechselte man die gegenseitigen Vollmachten, und schritt auf Betreiben der Venetianer in Münster zum Vertrage. Die Kaiserlichen und Spanier verhandelten lateinisch, die Franzosen französisch, was bis dahin nie Brauch gewesen. In Osnabrück ward ohne Vermittler unterhandelt.

Die Franzosen nahmen jetzt thätigen Antheil an dem Kriege. Sie verloren aber bei Mergentheim unter Turenne eine bedeutende Schlacht gegen die Baiern, und den größten Theil ihres Fußvolkes, worauf die Sieger in Hessen einrückten. Aber die Franzosen verstärkten sich mit Königsmark und Enghien, und trafen im Juni 1645 bei Allerheim von Neuem mit den Baiern zusammen, wo diese über tausend Mann an Todten und sechzehn Stück Geschütze verloren. Als aber die Kaiserlichen den Baiern zu Hilfe kamen, fühlte sich Turenne zu schwach, und zog sich vor ihnen zurück bis nach Philippsburg. Die Hessen hatten jedoch durch jene Bewegungen der Franzosen wieder Luft bekommen, und konnten Kassel besetzen.

Der Kaiser hatte auf dem Deputationstage zu Frankfurt, vorzüglich auf Betreiben der Kronen von Frankreich und Schweden, endlich so weit nachgegeben, daß die Stände bei dem Friedensschlusse als Collegium anwesend sein konnten; jedoch durften sie sich in die Verhandlungen der kaiserlichen Gesandten mit den Fremden nicht direkt einmischen, sondern blos Rath und Hilfe leisten, damit das Geschäft nicht unnütz in die Länge gezogen würde. Der Kaiser hatte anfangs vorgeschlagen, den Tag von Frankfurt so lange zusammenzuhalten, bis der Friede unterzeichnet wäre, was aber die Stände verweigerten; ja diese gingen endlich, nach einer dreijährigen Verhandlung, Einer nach dem andern fort, weil ihnen in Betreff der Amnestie noch nicht so willfahren, wie sie wünschten. Endlich setzte der Kaiser den Erzbischof von Trier in Freiheit, nachdem er erklärt hatte, daß er bei dem Prager Frieden verharren, die Wahl des Kaisers und Alles, was seit der Zeit geschehen, bestätigen, Ehrenbreitstein bis zu Ende des Krieges in des Kaisers Gewalt lassen, und dafür Sorge tragen wolle, daß den Franzosen Philippsburg wieder genommen werde. Damit war endlich wieder ein Hinderniß beseitigt. Die Abgeordneten erschienen allmählig, die Protestanten in Osnabrück, die Katholiken in Münster. Die Schweden rückten mit ihrer Forderung heraus, und nun kamen die Franzosen. Es war eine heikliche Frage, welche die ganze Reichsverfassung betraf. Die kaiserlichen Abgeordneten hielten daher erst eine Zusammenkunft mit den churfürstlichen in Lengerich, wo ausgemacht wurde, daß die Gesandten aller Stände mit dem Stimmrechte zuzulassen seien, jedoch nicht in der bisher befolgten Weise. Sie sollten ihre Stimmen in drei Collegien abgeben, jedoch jedesmal abtreten, wenn die kaiserlichen Gesandten verhandelten. Diese sollten aber den Katholiken und die Schweden den Protestanten mittheilen, was verhandelt würde. Es erhoben sich jedoch verschiedene Streitigkeiten über Magdeburg, Kassel, Durlach, Nassau, Saarbrücken und Straßburg, deren Gesandte zwar in Osnabrück zugelassen, in Münster aber abgewiesen wurden. Endlich kam man

darin überein, daß für Magdeburg eine besondere Querbank eingerichtet wurde. Dann erhoben sich Streitigkeiten über den Titel Excellenz, welchen die Gesandten der Churfürsten verlangten. Erst am 11. December 1645 überreichten die Protestanten ihre sogenannten Beschwerden, denen die Katholiken mit den ihrigen am 24. Januar 1646 folgten.

In demselben Monate hatte Wrangel Brixen erobert, eine Feste, die bisher für unbezwinglich gehalten. Sie mußte sich aus Mangel an Schießbedarf übergeben. Weil sich aber doch der schwedische Feldherr der vereinten Macht der Kaiserlichen und Baiern nicht gewachsen glaubte, zog er sich nach der Weser zurück, nahm Höxter und setzte sich in Oberhessen. Nachdem er sich mit Königsmark verstärkt, drang er in Westfalen ein, und von da wieder in Hessen, wo er sich mit Turenne vereinigte. Beide zogen nun nach Oberdeutschland, belagerten Augsburg, das sie aber wieder verlassen mußten. Dann gingen sie wieder nach Baiern. Weil jedoch die Franzosen sich nicht weiter wagen wollten, legte Wrangel seine Truppen in Schwaben in die Winterquartiere. Die Kaiserlichen waren indeß siegreich in Schlesien gewesen, und hatten einen Ort nach dem andern erobert.

In Böhmen war die Macht des Kaisers so sicher, daß er im August 1646 seinen Sohn Ferdinand IV. daselbst zum Könige krönen ließ, und im Januar 1647 wurde derselbe auch zu Pesth zum Könige von Ungarn gekrönt. — Wrangel belagerte nun Lindau, die Franzosen Ueberlingen, aber vergebens.

Nachdem Gallas, der zu Wien am Fieber krank gelegen, gestorben, wurde Melander, der von den Hessen zu den Kaiserlichen übergegangen, und den Titel eines Grafen von Holzapfel erhielt, zum Oberfeldherrn ernannt.

In Ulm versuchte man jetzt wieder einen Waffenstillstand zwischen den Kaiserlichen, Schweden und Baiern, aber vergebens, und während man hier über den Waffenstillstand unterhandelte, eroberte Turenne Tübingen, Aschaffenburg, Höchst, brandschatzte das Mainzer Gebiet, und drückte mit seiner Last auf das Darmstädtische.

Wrangel, der wieder in Böhmen vorgedrungen, eroberte Eger. Er wurde aber bei einer Ueberrumpelung des kaiserlichen Lagers, die anfangs zu gelingen schien, zurückgeschlagen.

Der Churfürst von Baiern, nachdem der Ulmer Waffenstillstand verworfen worden, schloß ein neues Bündniß mit dem Kaiser, zu welchem Zwecke Khevenhüller und Mendel in Passau zusammenkamen, und in dessen Folge ihm von Neuem die Churwürde vom Kaiser zugesichert wurde. Der Churfürst von Baiern, der Memmingen genommen, vereinte von Neuem seine Truppen mit den Kaiserlichen. Wrangel aber, aus Böhmen zurückgedrängt, zog durch Thüringen an

die Weser und Elbe, und vertheilte seine Truppen in das Bisthum Halberstadt, Minden, Hildesheim, in die Braunschweiger Lande in die Winterquartiere. Melander dagegen nahm Marburg. Aber Königsmark ersetzte den Verlust. Er kam der bedrängten Fürstin zu Hilfe, nahm Vechta, Fürstenau, mehrere Orte im Darmstädter Gebiet und belagerte Paderborn, so wie er auch die Plane Lambois vernichtete.

Im Jahre 1648 rückte Wrangel aus seinen Cantonirungen an den Main, um sich mit Turenne zu vereinen. Er nahm Weinsheim, und trieb dann, mit Turenne vereint, die Kaiserlichen, die zwischen Neuburg und Ingolstadt standen, über die Donau zurück. Im April nahm er Dinkelsbühl, und in Verbindung mit Königsmark überfiel er die kaiserliche Nachhut, von der er zweitausend Mann tödtete. Die Kaiserlichen verließen darauf Donauwörth, und zogen sich nach Baiern zurück, die Schweden ihnen nach. Sie wurden aber im September bei Dachau geschlagen, und mußten nach Schwaben zurück. Die letzte bemerkenswerthe That im dreißigjährigen Kriege aber vollbrachte Königsmark durch Ueberrumpelung von Prag. Dieser Gedanke wurde ihm von einem gewissen Ernst Odowalsky, der den Kaiserlichen feind war, eingegeben. Königsmark, der aus der Oberpfalz in Böhmen eingedrungen war, und mehrere Ortschaften erobert hatte, wurde am 15. Juli von Odowalsky Morgens zwischen zwei und drei Uhr in die unbewachte Stadt geführt, und diese drei Tage hindurch geplündert. Die Beute war unermeßlich, ja die Botschaft von dieser That hätte, wäre sie drei Tage früher gekommen, sogar den Abschluß des Osnabrücker Friedens verhindert. Hier führten nämlich der Graf Maximilian von Trautmannsdorf, Johann Maximilian, Graf von Lamberg, und der Rath Krane als kaiserliche Bevollmächtigte die Unterhandlungen. Von Seiten der Schweden Oxenstierna, Kanzler des Reiches, und Johann Adler Salvius. In Münster aber wurde mit Ludwig XIV. von Frankreich unterhandelt. Es waren daselbst Fabio Chigi, als päbstlicher Nuntius, und die Gesandten der meisten katholischen Stände. Das Geschäft leiteten von Seiten des Kaisers Trautmannsdorf, der zwischen Münster und Osnabrück hin- und herreiste, Ludwig, Graf von Nassau, des Kaisers Geheimrath, Isaac Volmar, Rath des Erzherzogs Karl Ferdinand. Von Seiten Frankreichs waren der Herzog von Longueville, Claudius Mesmes, Graf d'Avaux, Abel Servien. Die Vermittlung führte der Ritter Contarini, Abgeordneter von Venedig. Die Protestanten wollten aber dem Churfürsten von Sachsen die Leitung ihrer Angelegenheiten nicht überlassen. Sie fürchteten, nichts weiter zu erlangen, als ihnen der Prager Friede gewährt hatte. Sie wählten daher den Altenburgischen Gesandten Wolfgang Konrad von Thumbshirn

zu ihrem Vertreter, dem ferner noch Heinrich Langerbeck, Gesandter von Celle, Jacob Lampadius, Gesandter von Braunschweig, Konrad Einsiedlen und Johann Krüll, Gesandter des Administrators von Magdeburg, beigesellt wurden. Von Seiten der Katholiken förderte Johann Philipp von Schönborn, Bischof von Würzburg, vor Allen das Friedensgeschäft. Nach verschiedenen schwierigen Unterhandlungen wurde zu Münster im Januar 1648 zuerst der Friede zwischen Spanien und den Niederlanden unterschrieben, und im Mai ratificirt. Die Niederlande wurden darin für frei erklärt. Im Juli konnte auch der Frieden mit den Schweden und den Kaiserlichen verlesen werden. Die Unterschrift wurde indessen so lange zurückgehalten, bis auch mit Frankreich der Friede abgeschlossen, doch die Annahme durch Handschlag bestätigt. In Münster aber war man noch nicht fertig. Die von den Franzosen geforderte Entschädigung im Elsaß machte viel Schwierigkeit, besonders die Frage, ob der König als Reichsstand mit aufzunehmen sei. Endlich am 14. October, Abends neun Uhr, war der Friede fertig, der am 15. auf dem dortigen Marktplatze unter Trompetenschall und Kanonenschüssen feierlich verkündigt wurde. Ebenso geschah es in Osnabrück. Aber der Friede fand jedoch nicht so allgemeine Anerkennung. Gegen den schwedischen legte vor allen der päbstliche Gesandte Fabio Chigi, als einen Raub an der Kirche, Protest ein, Pabst Innocenz X. erklärte denselben unter dem 26. November für null und nichtig. Gegen den französischen protestirte der burgundische Abgeordnete Peter von Weimbs, und wir werden hören, welche Nachwehen er sonst noch hatte. Der Friede selbst ist bekannt geworden unter dem Namen des westfälischen, worunter man die Verhandlungen mit den Schweden in Osnabrück und den Franzosen in Münster versteht. Der Osnabrücker Friedensschluß bestand aus siebenzehn Artikeln, und betraf vor Allem die Amnestie, die Pfälzer Angelegenheit, den Religionsfrieden, die Rechte der Stände, die schwedische Entschädigung und die dadurch veranlaßte Compensation. Was die Pfälzer Angelegenheit betrifft, so behielt Baiern die Churwürde und Oberpfalz, die Erben des geächteten Churfürsten aber, Karl Ludwig, wurden in die Unterpfalz wieder eingesetzt, zu ihren Gunsten eine achte Churwürde errichtet, und eine Summe von viermalhunderttausend Thalern versprochen, welche der Kaiser in vier Jahren zu zahlen hatte. In Sachen der Religion sollte der Passauer Vertrag und der darauf gegründete Religionsfriede von Gültigkeit, und auch die Calvinisten, sogenannten Reformirten, desselben theilhaft sein, so jedoch, daß außer Katholiken, Lutherischen und Calvinisten keine andern geduldet werden sollten. In Bezug auf die Rückgabe der Kirchengüter verlangten die Kaiserlichen anfangs das Jahr 1627, die Schweden dagegen 1618,

endlich kam man über den 1. Januar 1624 überein. Man nannte dieses das Normaljahr, wornach Alles wieder werden sollte, wie es damals war, katholisch, was am 1. Januar den Katholiken gehört hatte, protestantisch, was den Protestanten am 1. Januar 1624 gehört hatte. Nur in der Pfalz wurde eine Ausnahme gemacht. Hier sollte Alles wiederum werden, wie es vor dem Jahre 1618 gewesen. So erhielt also der geistliche Vorbehalt gewissermaßen eine allgemeine Anerkennung. Er wurde auch auf die Protestanten ausgedehnt. Was aber die Territorialrechte der einzelnen Stände anbelangt, so wurde ihnen die volle Souveränität zuerkannt, ja die Rechte des meist durch Deputationen beschickten Reichstages so weit ausgedehnt, daß der Kaiser in wichtigen Dingen nichts thun konnte ohne Genehmigung des Reichstages. Damit war die Auctorität des kaiserlichen Namens vernichtet, aber auch das Reich mußte immer mehr sinken. Noch dürftig schleppte es sich hundertundfünfzig Jahre fort, bis die französische Revolution, die eigentlich nur die radikale Durchführung des dreißigjährigen Krieges war, ihm den letzten Todesstoß gab. Allerdings hatte das kaiserliche Ansehen schon seit Jahrhunderten thatsächlich mannigfach gelitten; aber in dem westfälischen Frieden wurden alle jene Zustände, welche die Schwächen des Reiches so oft den Feinden bloßstellten, nicht allein als gesetzliche erklärt, sondern auch das ehrwürdige deutsche Reich unter den Schutz und Schirm zweier fremden Mächte, Frankreichs und Schwedens, als Garanten des Friedens gestellt, welche so oft bewiesen hatten, wie viel ihnen Recht und Treue galten, und die Deutschland nur zu zerstückeln, in Zwietracht und Anarchie zu erhalten suchten. Als Entschädigung für die Opfer, welche Schweden der sogenannten deutschen Freiheit gebracht, mußte es mit Vorpommern, der Insel Rügen und den damit verbundenen Ortschaften, der Stadt und dem Hafen von Wismar, der Schanze Walfisch, der Präfectur Poel abgefunden werden. Die Erzbisthümer Bremen, Hamburg, das Bisthum Verden wurden in weltliche Fürstenthümer verwandelt. Der Churfürst von Brandenburg erhielt Hinterpommern, und als Entschädigung für den Verlust Vorpommerns das Bisthum Kamin. Also schaltete man bereits nach einem Grundsatze, der blos das Vorbild war für den großen Kirchenraub im Lüneviller Frieden, und wornach man, das Recht des Stärkern obenanstellend, die Güter der Kirche, der Wittwen und Waisen als herrnlos ansah, die man nehmen, oder für wahre oder eingebildete Beschädigung, die ein Dritter zugefügt, als Ersatz bestimmen könne, wie es beliebe. Der Churfürst von Brandenburg erhielt ferner das Erzbisthum Magdeburg, das man in ein Herzogthum verwandelte, mit Ausnahme von vier Präfecturen, die an den Churfürsten von Sachsen fielen, außerdem noch die Bisthümer Halberstadt und Minden.

Der Herzog von Mecklenburg erhielt für den Verlust von Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg mit der Johanniter-Commende Mirov und Nemorov. Dem Hause Braunschweig, weil es der Coadjutorie auf die niedersächsischen Bisthümer, die in weltliche Fürstenthümer verwandelt worden, entsagte, wurde abwechselnd mit den Katholiken das Bisthum Osnabrück und die Abtei Walkenried zuerkannt. Hessenkassel erhielt die Abtei Hirschfeld, die in ein weltliches Fürstenthum verwandelt wurde, mit dem größten Theile von Schaumburg und einer Summe Geldes, welche die Bisthümer Mainz, Köln, Paderborn, Münster und die Abtei Fulda zu zahlen hatten. So verlor die katholische Kirche in dem Osnabrücker Frieden, außer dem, was die Protestanten bereits früher in Besitz genommen, drei Erzbisthümer und fünf Bisthümer, das deutsche Reich in dem münster'schen in Lothringen Metz, Toul, Verdun mit dem ganzen Elsaß, dem bald Straßburg folgen sollte. Der Friede setzte die Churfürsten von Trier, der Pfalz, den Herzog von Würtenberg, den Markgrafen von Baden wieder in den Besitz ihrer Länder. Er gewährte den Franzosen als Entschädigung den ganzen Elsaß und Breisach mit dem Suntgau, die Präfectur der zehn Reichsstädte, und das Besatzungsrecht in Philippsburg. Gegen diesen Frieden aber legte der Herzog von Mantua Karl II. von Gonzaga Verwahrung ein.

Noch zwei Punkte waren es, welche, des Friedens ungeachtet, noch an vier Jahre manche Gegenden die Last des Krieges fühlen ließen. Die Schweden wollten nämlich nicht aus dem Lande weichen, bis alle Bestimmungen des westfälischen Friedens erfüllt wären, und hielten sich so lange das Besatzungsrecht vor. Dann verlangten sie ferner im Namen des Heeres eine Entschädigung von mehreren Millionen Gulden, die endlich auf fünf herabgesetzt wurden.

Der Friedens-Executions-Hauptreceß mit Schweden und Frankreich erfolgte im Juni des Jahres 1650 auf dem Tage zu Nürnberg, und wurde mit Freuden im ganzen Reiche verkündet. Weil aber das Heer nicht auf einmal entlassen werden konnte, so litten manche deutsche Städte noch zwei Jahre unter dem Drucke der schwedischen Besatzung.

Der Streit über die Jülich-Cleve-Bergischen Besitzungen, der sich zwischen Brandenburg und Neuburg von Neuem erhoben, wurde jetzt auch zuerst durch eine friedliche Uebereinkunft in Kaiserswerth und Angermünde, und endlich durch den Clever Tractat, 11. October 1651, beigelegt.

Der Kaiser aber, der mit den Churfürsten von Mainz, Trier, Pfalz und Sachsen eine freundliche Zusammenkunft in Prag hatte, sagte einen Reichstag in Regensburg an, wo über die Ausführung des Friedens und die Wahl eines neuen römischen Königs verhandelt

werden sollte. Der Reichstag zeigte aber schon gleich anfangs, wie nachtheilig der Krieg auf die Gesinnung der Fürsten gewirkt. Er begann mit kleinlichen Verhandlungen über Titulaturen und Rangstreitigkeiten, über den Titel Excellenz, den die Gesandten der Churfürsten beanspruchten, über die Vorrechte zwischen Pfalz und Baiern, Sachsen-Weimar und Gotha, über Sitz und Reihenfolge und alle jene Kleinigkeiten, worin man jetzt seine Herrlichkeit suchte, nachdem die Größe des deutschen Namens vernichtet, die persönliche Würde vor der Nachäffung des Fremden verschwunden. Der Kampf, den die deutschen Fürsten mit Hilfe der Fremden gegen Kaiser und Reich, die bestehende Verfassung, in einem gewissen Grade siegreich durchgefochten, hatte eine Menge von kleinen Höfen geschaffen, die es allenthalben dem großen von Versailles gleich thun wollten, prächtige Residenzen bauten, die man nur mit dem Blutgelde fremder Subsidien, oder mit den schrecklichsten Erpressungen der Unterthanen erhalten konnte. Deutschland zersetzte sich immer mehr mit einem fremden Stoffe, der endlich seine Auflösung, mit der Zerstörung seiner Verfassung auch die seiner Einheit herbeiführte, die deutsche Kirche zu Boden schlug. Die Kronen Schweden und Frankreich nannten sich nicht blos die Bürgen des deutschen Friedens, Beschützer seiner Freiheit, sie nahmen auch an den Reichstagen einen entscheidenden Antheil, wirkten auf seine Sprache und Sitten. Die deutsche Sprache hatte nicht einmal das Recht, in die öffentlichen Verhandlungen aufgenommen zu werden. Zwar hatte lange Zeit, bis in die Tage Friedrich Barbarossa's, die lateinische Sprache, selbst bei Reichstagsverhandlungen, als die urkundliche gegolten; aber es war dazu ein natürlicher Grund vorhanden, der die Deutschen nicht erniedrigte. Die lateinische Sprache war nicht nur die Sprache der gesammten abendländischen Christenheit, deren Haupt der Kaiser in weltlichen Dingen, wie der Pabst in geistlichen, sie war nicht blos die Sprache der Kirche, sondern auch die gemeinsame Sprache aller jener Völker, welche sich zum deutschen Reiche bekannten, des Slaven, Deutschen, Romanen, Burgundionen u. s. w. Die lateinische Sprache wurde von Allen verstanden, und ihre Aufnahme in die öffentlichen Verhandlungen hatte für keine Nationalität etwas Zurücksetzendes. Die Aufnahme der französischen Sprache in die öffentlichen Verhandlungen, und die Verdrängung der lateinischen aus denselben zeigten, wie tief die Deutschen gesunken waren. Aber selbst protestantische Schriftsteller bemerken, daß mit der lateinischen Sprache auch die Geradheit aus den öffentlichen Verhandlungen verdrängt wurde, und statt derselben die Falschheit und Zweizüngigkeit hineinkam, und wir werden noch hören, wie die damalige französische Regierung ihr Uebergewicht in den sogenannten Reunionskammern, in der Besetzung von Straß-

burg und so vielem Raube auf die schändlichste Weise gebrauchte, und die Fürsten, die einen so gewaltigen Lärm erregten über den Besitz einer Bank, für den Verlust ganzer Länder fast gar keine Empfindung hatten, wenn dieser nur das Reich traf.

Da der Besitz eines Churfürstenthums auch immer mit dem Titel eines Erzamtes und Erztitels verbunden war, so erhielt Churpfalz, an die Stelle des an Baiern übergegangenen, den Titel eines Erzschatzmeisters. Die Spanier wurden für den Verlust von Frankenthal mit Besançon entschädigt. In die Reihe der Fürsten mit Sitz und Stimme wurden aufgenommen: Eitel Friedrich von Hohenzollern, Johann Anton Eggenberg und Wenceslaus Lobkowitz, Leopold Philipp Karl von Salm, Maximilian Dietrichstein, Octavio Piccolomini und Johann Weikhard Auersperg. Der Reichsprälatenstimme wurde auf dem Tage zu Regensburg die rheinische Stimme hinzugefügt, so wie der westfälischen Grafenbank eine vierte Stimme, Bremen zum Collegium der Städte zugelassen. Als aber der Reichstag zu Regensburg zugleich mit seinem Reichsabschiede auch die Urkunde des westfälischen Friedens, mit dessen Ausführung man sich lebhaft beschäftigt hatte, verkündete, legte der päbstliche Gesandte gegen Alles, was in jenem Abschiede sowohl, als in dem westfälischen Frieden zum Nachtheile der katholischen Kirche enthalten war, Verwahrung ein. Uebrigens konnte der Kaiser auf jenem Reichstage eben so wenig mit der Wahl eines römischen Königs, als mit seiner Forderung von sechzig Römermonaten durchdringen.

Im Jahr 1655 wurde ein Deputationstag der Reichsstände in Frankfurt am Main gehalten, der auch nach dem Tode des Kaisers fortwährte. Der Bischof Hugo Eberhard von Worms, der Graf Georg Ulrich von Wolkenstein und der kaiserliche Rath Krane machten hier in des Kaisers Namen die zur Ausführung des westfälischen Friedens erforderlichen Vorschläge. Es kam aber nichts Erhebliches zu Stande.

Ferdinand, der bis dahin die Churfürsten nicht dazu hatte bringen können, daß sie seinen Sohn Leopold zum römischen Könige wählten, ließ, wegen der Nachfolge besorgt, diesem von den östreichischen Ständen huldigen, und ihn am 5. Juni 1655 in Pesth zum Könige von Ungarn und im September zum Könige von Böhmen krönen.

Der Kaiser wurde endlich im März 1657, nachdem er noch kurz vorher mit Polen ein Bündniß gegen die Schweden geschlossen, von einer Krankheit überfallen, woran er am 23. März verschied. Ferdinand war dreimal verheirathet gewesen und hatte eine Menge Kinder, von denen jedoch die meisten gestorben. Seine erste Frau war Maria Anna, Tochter Philipps III. von Spanien. Seine zweite Maria

Leopoldine, Tochter des Erzherzogs Leopold von der Tyroler Linie; die dritte Eleonora, Tochter Karls II. von Mantua.

11. Kaiser Leopold I.

Streit über das Reichsvicariat. Verhandlungen über die Wahl des neuen Kaisers. Rheinische Fürstenallianz und Frieden von Oliva. Der Münster'sche Krieg. Der Türkenkrieg. Der Achener Friede. Verlust von Lothringen. Reichskrieg gegen Frankreich. Friede von Nymwegen. Verlust von Straßburg. Die Türken vor Wien und neuer Krieg gegen Frankreich. Verleihung einer neuen Churwürde an Hannover. Frieden von Ryswick. Streitigkeiten wegen der neunten Churwürde. Erhebung des Churfürsten von Brandenburg zum Könige von Preußen. Der spanische Erbfolgekrieg.

Nach dem Tode Ferdinands III. entstand zunächst ein Streit zwischen Baiern und Pfalz über das Reichsvicariat, welches Baiern deshalb für sich in Anspruch nahm, weil alle Anrechte der pfälzischen Chur auf ihn übergegangen. Pfalz dagegen behauptete, das Reichsvicariat sei nicht mit der Würde eines Truchses, sondern mit dem Besitze der Pfalz verbunden, und der Churfürst in alle seine Rechte durch den westfälischen Frieden wieder eingesetzt. Dieser Streit veranlaßte viel Verwirrung, aber Baiern wußte sich in Besitz zu setzen. Auch zwischen Mainz und Köln war Streit über die Krönung des neuen Kaisers, und es fehlte wenig, daß dieser Streit nicht mit Gewalt der Waffen entschieden wurde. Diese Sache wurde endlich durch die leopoldinische Capitulation dahin beigelegt, daß jeder in seiner Diöcese das Krönungsrecht üben, außer derselben aber gewechselt werden solle. Die Churfürsten kamen endlich im August 1657 zum Wahltage in Frankfurt zusammen, wobei aber nicht blos die Gesandten des Pabstes, sondern auch jene der fremden Fürsten und Könige erschienen. Persönlich anwesend waren der Erzbischof von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, Karl Kaspar von der Leyen, Churerzbischof von Trier, Maximilian Heinrich, Erzbischof und Churfürst von Köln, der Churfürst Johann Georg von Sachsen, Karl Ludwig von der Pfalz, für Baiern Egon von Fürstenberg, für Brandenburg der Graf Moritz von Nassau. Der Erzherzog Leopold hielt im März 1658 seinen feierlichen Einzug in die Wahlstadt. Die

Franzosen suchten die geistlichen Churfürsten auf ihre Seite zu bringen, und die Kaiserwürde für Ludwig XIV. Aber Sachsen und Brandenburg sprachen sich für Leopold aus, und als die Franzosen sahen, daß sie mit ihrem Ludwig nicht durchdringen konnten, empfahlen sie den Churfürsten von Baiern, dem sie durch ihren Gesandten, den Marschall Grammont, so lange er nicht durch Erwerb östreichischer Lande mächtiger geworden, eine Unterstützung von einer Million Livres jährlich versprachen. Der Herzog von Savoyen und die Schweden waren Leopold entgegen. Aber bei dem Allem konnten die Franzosen nicht durchdringen, und sie empfahlen nun den Erzherzog Wilhelm, Sohn Ferdinands II., den auch der Churfürst von Mainz begünstigte. Der Letztere änderte aber seine Meinung und empfahl Philipp Wilhelm von Neuburg. Da drohte der Churfürst von Trier mit Chursachsen und Brandenburg Frankfurt zu verlassen, und entweder in Regensburg oder Nürnberg den Erzherzog Leopold zum Könige zu wählen, und Mainz und Pfalz gaben nach. Leopold wurde am 8. Juli 1658 zum Kaiser erwählt, am 23. von dem Erzbischofe von Köln mit Genehmigung des Churfürsten von Mainz gekrönt. Die Franzosen hatten sich bemüht, ihm eine harte Wahlcapitulation vorschreiben zu lassen, die jedoch in manchem Punkte gemildert ward. Aber demohnerachtet mußte er versprechen: „Damit das Vaterland nicht in neue Unruhen verwickelt würde, auf keine Weise, „weder in Italien, noch in dem burgundischen Kreise, persönlich Krieg „zu führen, noch unter dem Vorwande des kaiserlichen Ansehens oder „des Hauses Oestreich Hilfstruppen oder Geld gegen Frankreich oder „dessen Verbündeten in Italien und dem burgundischen Kreise zu „schicken.“

Leopold war am 30. Mai 1640, während sein Vater Ferdinand III. auf dem Reichstage zu Regensburg war, in Wien geboren. Seine Mutter war Maria von Spanien. In der heiligen Taufe erhielt er die Namen Leopold Ignaz Joseph Balthasar Franz Felician, und war anfangs für den geistlichen Stand bestimmt. Er genoß daher eine religiöse, sorgfältige Erziehung, war den Studien, der Musik und mechanischen Künsten ergeben. Als aber sein Bruder Ferdinand gestorben, wurde er zum Könige von Ungarn und Böhmen erklärt.

Leopold gerieth zuerst in Händel mit dem Churfürsten von Mainz wegen Ausschreibung eines Deputationstages. Dann aber beklagte sich der Gesandte von Schweden, Gustav Matthias Biärenklau, in verschiedenen Schriften über Ferdinand III. und das Haus Oestreich, und unter andern auch darüber, daß dieses, dem westfälischen Frieden entgegen, Hilfe gegen die Schweden nach Polen geschickt, und weil die Stände auch eine solche zu Gunsten Spaniens gegen Frankreich befürchteten, schloßen sie im September 1658 zu Frankfurt (es waren

die Churfürsten von Mainz, Trier und Köln, der Bischof Christoph Bernhard von Galen, Philipp Wilhelm, Churfürst von Pfalzneuburg, der König von Schweden) die sogenannte rheinische Fürsten-Allianz. Ihr traten bei der Herzog von Bremen, August, Christian Ludwig und Georg Wilhelm von Braunschweig, der Landgraf Wilhelm, ja selbst Frankreich. Die Allianz hatte angeblich die Erhaltung des Friedens zum Zweck, und die Mitglieder versprachen sich deshalb gegenseitige Hilfe. Sie sammelten ein Heer von zehntausend Mann, womit sie Jeden, der etwas gegen den münster'schen Frieden unternehmen wolle, zurückzuweisen drohten. Das Direktorium dieses Bundes, der einstweilen drei Jahre dauern sollte, und welches in Hildesheim einen sogenannten Allianz-Rath bildete, übernahm Churmainz. Die Sache machte aber einen schlimmen Eindruck bei den Katholiken, und die Bischöfe von Trier und Münster traten zurück. Ebenso Neuburg. Demohnerachtet verstärkte sich später der Bund, dem auch der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg im April des Jahres 1664 zu Köln an der Spree beitrat. Der Kaiser blieb aber bei seinem Bündnisse mit Polen. Er hatte Hatzfeld mit sechszehntausend Mann nach Polen geschickt und Ragotzi zum Frieden gezwungen. Montecuculi trieb die Schweden aus Holstein, und nahm im Jahre 1659 in Pommern Triebsee, Loitz, Damgarten, Demmin, Kamin, Wollin. Endlich, im Mai des Jahres 1660, kam es unter Vermittlung englischer, niederländischer, französischer Gesandten zum Frieden von Oliva, nachdem Frankreich und Spanien im November 1659 den sogenannten pyrenäischen Frieden geschlossen. Auch zwischen Dänemark, welches als Bundesgenosse des Kaisers und Polens mit den Schweden gekämpft, und diesen kam es zuerst im Februar zum Rothschilder und dann zu dem Hafnenser Frieden. In demselben erhielt der Herzog von Holstein zu gleicher Zeit die volle Souveränetät über Schleswig, was nachher der Grund war vieler Streitigkeiten zwischen Dänemark und Holstein.

In derselben Zeit entzündete sich in Westfalen der sogenannte münster'sche Krieg. Christoph Bernhard von Galen war hier im Jahre 1650 zum Bischofe erwählt. Dagegen protestirte der Decan Bernhard Mallinkrodt. Die Stadt begünstigte Mallinkrodt. Weil sie aber zu gleicher Zeit Anspruch machte auf die Landeshoheit und ihre Verbindung mit den Hanseaten, wollte sie vom Bischofe keine Besatzung aufnehmen. Das veranlaßte verschiedene Unterhandlungen zwischen den benachbarten Fürsten und am Hofe des Kaisers. Bernhard schickte sich an, die Stadt zu belagern, welcher die Niederländer Hilfe leisteten. Aber Bernhard behauptete sein Recht, und Münster

mußte bischöfliche Besatzung nehmen. Es blieb jedoch nicht lange ruhig. Die Besatzung zog wieder aus. Die Münsterer suchten sich zwar mit Hilfe der Hanseaten und der Niederländer in ihren Ansprüchen zu behaupten, sie wurden aber durch des Kaisers Spruch verurtheilt, belagert, und mußten sich im März 1661 dem Bischofe ergeben. Dieser jedoch versah die Stadt mit einer Citadelle, um mittels derselben die Bewohner im Zaume zu halten.

Kaiser Leopold suchte übrigens die Ruhe des Reiches nach Kräften zu schützen. Im August des Jahres 1659 hatte er einen Reichstag in Pesth gehalten. Denn die Türken hatten, nachdem Ragotzi von Hatzfeld in die Flucht geschlagen, die siebenbürgischen Stände aufgefordert, sich einen neuen Fürsten zu wählen. Diese wählten nun den Franz Redei zum Reichsverweser. Während aber Ragotzi bei den Türken weilte, fielen die Türken in Siebenbürgen ein, nahmen mehrere Festungen und setzten den Achatius Barcschai den Ständen wider Willen zum Fürsten. Wardein ging, ungeachtet ihm die Kaiserlichen zu Hilfe eilten, verloren, und Ragotzi starb an seinen Wunden, die er in der Schlacht von Klausenburg von den Türken erhalten, als er sich ihnen zu widersetzen wagte. Barcschai erhielt nun einen andern Gegner, dem er sich unterwarf, Kemin. Als aber auch Kemin sah, daß er sich ohne kaiserliche Hilfe nicht halten konnte, schloß er ein Bündniß mit dem Kaiser, der ihm Montecuculi zu Hilfe sendete. Montecuculi hatte nur ein kleines Heer, das an Krankheiten litt, und mußte bald nach Ungarn zurückkehren. Barcschai aber spann Verrath mit den Türken. Sein Anschlag wurde entdeckt und er selbst enthauptet. Die Türken wollten nun an seine Stelle den Michael Abaffi zum Fürsten einsetzen. Dieser besiegte und tödtete den Kemin, aber die Türken wurden bei Klausenburg zurückgeschlagen. Leider zeigte sich auch jetzt der religiöse Zwiespalt wieder in Ungarn. Als Leopold im Mai 1662 auf dem Reichstage zu Pesth Hilfe begehrte, weigerten sich die protestantischen Stände, diese eher zu leisten, bis ihnen alle seit dem Jahre 1659 geschlossenen Kirchen zurückerstattet würden, ja sie wollten nicht einmal die deutschen Truppen, die ihnen so oft Hilfe gewährt gegen die Türken, bei sich dulden. Die Türken aber verlangten die Räumung Siebenbürgens, die Schleifung von Serinwar, Schadenersatz und eine Menge Geldes. Als sie dies nicht erhielten, rückte der Großvezier mit sechzigtausend Mann in Ungarn ein. Die Kaiserlichen waren auf so etwas nicht vorbereitet, und fürchteten sogar für Wien. Die Türken eroberten Neuhäusel, drangen über die Waag in Mähren ein und schleppten eine Menge Gefangener mit sich fort, so daß bereits ganz Deutschland zitterte. Aber Serinwar konnten sie nicht nehmen. Auch erlitten sie von Peter Zerini in Bosnien und von Nicolaus Zerini bei Comora eine Niederlage.

Die Noth hatte indessen Deutschland zu Anstrengungen getrieben, und im Jahre 1664 rückte ein bedeutendes Heer mit dem Herzoge Leopold von Baden, dem Grafen Georg Friedrich von Waldeck heran, sogar die rheinischen Verbündeten sandten Hilfe. Auch der Pabst Alexander VII. schickte Geld und Truppen aus Italien. Zerini vernichtete die Brücke bei Essec und Hohenlohe nahm Fünfkirchen. Er mußte aber von der Belagerung von Sigeth abstehen, weil Abaffi Klausenburg durch Verrath erobert hatte. Der kaiserliche Feldherr jedoch schlug die Türken, nahm Neutra und Leventza, und brachte ihnen an dem letztern Orte eine Niederlage bei, worin sie achttausend Mann verloren. Auch Barkan wurde genommen, aber Zerini, der gegen den Rath Montecuculis das übrige Heer nicht abwarten wollte, den Türken entgegenzog, wurde bei Serinwar geschlagen, die Veste selbst erobert und der Erde gleich gemacht.

Die Türken hatten es versucht, bei dem Kloster St. Gotthard über die Raab zu setzen. Im August 1664 drängten sechstausend Janitscharen den Großvezier und das übrige Heer gegen den meist aus ungeübten Truppen bestehenden Vortrab des christlichen Heeres. Sie sprengten denselben in die Flucht, und waren nahe daran, auch die sonstigen Truppen zu schlagen, als Montecuculi, Hohenlohe und Coligni die Schlacht erneuerten, über achttausend Türken tödteten, in die Flucht und in den Fluß trieben. Die Türken geriethen so in Schrecken, daß sie noch in der Nacht ihr Lager verließen. Die Christen konnten aber nicht folgen, weil sie an Allem, besonders an Schießpulver, Mangel litten. Die Türken suchten den Frieden nach, der auch auf zwanzig Jahre geschlossen ward unter der Bedingung, daß beide Theile ihre Heere aus Siebenbürgen zurückzögen, und dieses Land dem Abaffi wiedergegeben würde, der dafür sechsmalhunderttausend Thaler an die Türken als Kriegskosten zahlen sollte. Die Grafschaft Zattmar und Zaboth blieb dem Kaiser, dagegen Wardein und Neuhäusel den Türken, jedoch war es dem Kaiser unverwehrt, ein neues Werk an der Waag zu errichten. Dieser Friede war in mancher Beziehung übereilt und erregte viel Mißstimmung.

Im Jahre 1665 starb Franz Sigismund von Tyrol. Mit ihm erlosch die Linie, und das Erbe ging auf Leopold über. Der Herzog Christian Ludwig von Celle war in demselben Jahre ohne Kinder gestorben. Ueber das erledigte Herzogthum erhob sich nun ein Streit zwischen seinem jüngern Bruder Johann Friedrich, den die Schweden und Franzosen unterstützten, und Georg Wilhelm von Hannover, der als Katholik an den Katholiken Hilfe fand. Es kam indessen zuerst in Braunschweig und dann in Hildesheim zu einem Vergleiche, nach welchem Georg Wilhelm das Herzogthum Celle mit der Graf-

schaft Hoya und Diepholt, Johann Friedrich das Gebiet von Kalenberg und Grubenhagen erhielt.

Eine andere Begebenheit, die um jene Zeit viel Unruhe veranlaßte, war der Streit zwischen Churmainz und der Stadt Erfurt. Die Erfurter hätten gerne ihre Unabhängigkeit behauptet, was jedoch Churmainz und Sachsen nicht zugeben wollten. Als der Churfürst von Mainz von den Erfurtern begehrte, in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden, wie dies vor dem dreißigjährigen Kriege der Fall gewesen, jene dieses weigerten, erwirkte der Erzbischof ein Executionsmandat vom Kaiser. Es erhoben sich aber bald bei der Wahl der Magistrate noch andere Streitigkeiten. Die Verhandlungen wurden sehr weitläufig, bald eine Einigung getroffen und dann wiederum verworfen. Vergebens mahnte der Churfürst von Sachsen als Schirmherr zum Gehorsame. Die Stadt ward endlich mit der kaiserlichen Acht bedroht. Die Erfurter aber vergriffen sich an dem kaiserlichen Herold und dem Trompeter, der sie verkünden sollte, rissen sie vom Pferde und mißhandelten sie. Da erfolgte denn endlich die Execution, womit der Churfürst von Mainz, wiewohl die Stände des obersächsischen Kreises dagegen Einspruch thaten, beauftragt war. Das gab nun zuerst Aufruhr und Empörung des Pöbels im Innern der Stadt. Zwar suchten sich die sächsischen Herzoge der Stadt anzunehmen, sie konnten aber dem bedeutenden Heere, welches der Churfürst von Mainz um sie herum sammelte, nicht widerstehen, und Erfurt mußte sich ergeben. Wie Bernhard von Galen es mit Münster gemacht hatte, so baute auch der Churfürst von Mainz eine besondere Citadelle auf dem Petersberge, welche die Bewohner im Zaum halten sollte.

Während der Streit der Stadt Erfurt noch nicht beendet war, erhob sich gegen das Jahr 1664 ein anderer zwischen Pfalz und den benachbarten Ländern über den sogenannten Wildfang. Der dreißigjährige Krieg hatte nämlich ganze Landesstrecken verödet. Nach dem westfälischen Frieden aber siedelten sich viele Fremde in den durch den Krieg verwüsteten Nachbargegenden des Rheines an. Churpfalz betrachtete diese sämmtlich, vermöge des Rechtes des sogenannten Wildfanges, als seine Hörigen. Das wollte aber Mainz, Trier, Köln, Speier, der Bischof von Straßburg, Karl, Herzog von Lothringen, die Rheingrafen und viele andere Herren nicht eingestehen. Es entstand darüber ein Krieg, der nach langwierigen Verhandlungen und Verwicklungen, in welche der Churfürst von der Pfalz auch den König von Frankreich und Schweden hineinzog, endlich im Februar des Jahres 1667 zu Heilbronn beigelegt wurde.

Auch die Stadt Bremen konnte noch immer, nachdem das Erzbisthum an die Schweden übergegangen war, nicht ungestört zu dem

ihr von dem Kaiser gewährten Rechte gelangen. Denn die Schweden machten fortwährend Ansprüche auf den Besitz der Stadt. Diese wurde wiederholt gequält, belagert. Der Kaiser nahm sich der Sache mit allem Nachdruck an, schickte den Grafen von Sinzendorf nach Schweden, ließ sich über die Verletzung des Friedens beklagen; ja er forderte die Herzoge von Braunschweig und Sachsen zur Hilfe auf. Schon bereitete man sich allenthalben zum Kriege. Als die Schweden sahen, daß sie mit Gewalt der Waffen nichts ausrichten konnten, beriefen sie sich endlich auf ein Schiedsgericht. Die Stadt behauptete aber Sitz und Stimme. Dagegen zwang der Churfürst Friedrich Wilhelm die Stadt Magdeburg in dem Vertrage vom Kloster Berge zur Huldigung und Einnahme brandenburgischer Besatzung.

Die Jülich-Bergisch-Clevische Erbschaftsangelegenheit wurde endlich im September 1666 durch den Vertrag von Cleve erledigt. Nach diesem Vertrage erhielt Brandenburg Cleve, Mark und Ravensberg, Pfalz Jülich und Berg. Die Erbfolge in Ravenstein sollte durch Compromiß erledigt werden, die Rechte des Reiches und des Kreises aber für beide gleich sein. Dieser Erbschaftsstreit; der mehr als ein halbes Jahrhundert gedauert, war noch kein Jahr beseitigt, als sich im Juni 1667 nach dem Tode Anton Günthers von Oldenburg ein neuer über die Grafschaft Oldenburg und Delmenhorst erhob. Es machten darauf Ansprüche Friedrich III., König von Dänemark, der Herzog Christian Albert von Gottorp, Joachim Ernst, Herzog von Holstein-Plönies. Die Erstern ergriffen Besitz, der Letztere brachte seine Sache vor den Kaiser. Der König von Dänemark aber verglich sich über die Hälfte, welche er in Besitz genommen, mit seinen Gegnern, jedoch Christian Albert ließ es auf einen Spruch ankommen, der gegen ihn ausfiel, und der Herzog Joachim Ernst wurde in das beanspruchte Erbe eingesetzt. Er fand es aber für besser, seinen Antheil mit einigen Orten in Holstein und Schleswig an Dänemark für eine gewisse Summe abzutreten.

Zwei Jahre später, nachdem der Kaiser Leopold sich mit großen Festlichkeiten mit Margaretha Theresia, der zweiten Tochter des Königs von Spanien, vermählt, und diese Vermählung unter großen Festlichkeiten in Wien gefeiert worden, machten die Ungarn (1668) eine schändliche Verschwörung, in welcher sie nicht nur gegen die Deutschen barbarisch wütheten, sondern auch den Kaiser mit Gift aus dem Wege zu bringen suchten. In diese Verschwörung waren verwickelt Nadasti, der darüber aufgebracht war, daß ihm die Würde eines Palatin verweigert wurde, der Ban von Croatien, Graf Peter Zerini, Peter Tettenbach, Statthalter von Steiermark, Franz Frangipani. Auch die Protestanten wiegelten auf, und wählten den Ragotzi zu ihrem Führer, der aber vergebens Tokay und Mongatz zu nehmen

suchte. Alle ihre Anschläge wurden jedoch vereitelt, Nadasti, Zerini, Frangipani, Tettenbach nach Urtheil und Spruch hingerichtet, Ragotzi unterwarf sich.

Das Jahr 1666, das so viele Ansprüche durch Vergleich beseitigt, endete auch den Streit des Bischofes Bernhard von Galen über Schloß und Stadt Borkeloh, welches die Niederländer (1616) in Besitz genommen. Denn der Bischof hatte einen siegreichen Krieg geführt, den Ort selbst erobert. Der Churfürst von Brandenburg vermittelte den Frieden. Dafür fand der kriegerische Bischof bald eine anderweitige Gelegenheit, das Uebergewicht seines Namens als Vermittler geltend zu machen. Es hatte sich nämlich zwischen der Stadt und dem Churfürsten Maximilian Heinrich von Köln (1670) ein Streit entsponnen. Die Stadt Köln suchte sich daher von Neuem zu befestigen, und nahm holländische Besatzung. Das beleidigte aber nicht blos den Erzbischof von Köln, der über Verletzung seines Gebietes klagte, sondern auch den Bischof von Münster, der als Direktor des westfälischen Kreises, wozu Köln gehörte, behauptete, die Stadt bedürfe keiner fremden Hilfe, sondern habe an der Unterstützung des Kreises hinlängliche Sicherheit. Die Kölner jedoch wollten nichts davon wissen. Sie vermehrten die niederländische Besatzung und beeilten sich mit ihren Befestigungen. Das brachte das ganze Stift in Bewegung. Die Sache kam vor den Kaiser, und dieser schickte einen Abgeordneten, dann die Churfürsten von Mainz, Trier, Brandenburg als Commissäre, und als auch diese nichts ausrichten konnten, wurde ein Kreistag in Bielefeld angesagt. Nach zwei Jahren kam es endlich unter Vermittlung Christoph Bernhards von Galen zu einem Vertrage, worin die Kölner die fremden Truppen entließen, dagegen Kreistruppen aufnahmen, zwar die Stadt befestigen konnten, aber nur auf ihrem Gebiete, wo sie das Gebiet des Churfürsten berührt hatten, sollte Alles in den vorigen Stand gesetzt, das Uebrige vor dem Reichshofrathe entschieden werden.

In derselben Zeit aber, wo man sich an verschiedenen Stellen Deutschlands mit Erbschaftsstreitigkeiten, difficilen Rechtsfragen über die Stellung einzelner Städte beschäftigte, sehr eifersüchtig auf das seit dem westfälischen Frieden besonders in Schwung gekommene Ceremoniel hielt, entbrannte in der Nachbarschaft ein Krieg, der sowohl für die Ehre als die Sicherheit Deutschlands höchst gefährlich war, und ganz geeignet, den Deutschen zu zeigen, was sie von Frankreich und dessen vorgeblichem Schutze, der sogenannten „deutschen Freiheit", zu erwarten hätten. Der König Philipp IV. von Spanien war im Jahre 1664 gestorben, sein Nachfolger war noch minderjährig und Belgien hilflos. Es hatte nur zwölftausend Mann Fußvolk und viertausend Reiter, denen Alles mangelte. Dazu war das Land

uneinig, schlecht verwaltet, der Schatz erschöpft, die deutschen Fürsten, welche helfen konnten, von Frankreich bestochen. Unter solchen Umständen fiel Ludwig XIV. im Jahre 1667 mit einem erlesenen Heere in Belgien ein. Er eroberte Tournai, Douai, Oudenard, Ath. In Burgund fiel eine Stadt nach der andern in seine Gewalt, und Condé nahm das Land in einem Siegeslaufe von zehn bis vierzehn Tagen theils durch Gewalt der Waffen, theils durch Bestechung. Das weckte doch einigermaßen aus dem Schlafe, und wenn auch Deutschland sowohl wegen eigener Schwäche als des französischen Soldes seiner Fürsten zu nichts Ernstlichem fähig war, so schloßen doch England, Schweden, die Niederlande eine Tripel-Allianz zu Westminster gegen die Raubsucht des damaligen Frankreich. Das wirkte wenigstens einigermaßen. Denn im Monate Mai 1668 kam es zum Frieden von Achen, worin die Franzosen von dem Eroberten Burgund an die Spanier zurückgaben. Die Bürgschaft des Friedens übernahmen die Niederländer durch einen besondern Vertrag zu Haag vom 7. Mai 1669. Aber Ludwig XIV. wußte wenig von Treue, wenn sie seiner Herrschsucht und Ländergier widersprach. Aufgebracht über die Niederländer, die ihm das spanische Belgien entrissen, verleitete er England, Schweden, die Bischöfe von Köln und Münster zum Einverständnisse, und rüstete zum Kriege gegen die Niederlande. Aber auch Lothringen reizte seine Gier, der Herzog Karl IV. hatte keine ebenbürtigen Kinder. Anfangs wollte er seinen aus einer morganatischen Ehe entsprossenen Sohn Baudemont zum Erben einsetzen. Das machten ihm aber die Franzosen leid. Sie beredeten ihn zu seinem Neffen Karl, der durch einen eigenen zu Paris geschlossenen Tractat das Land an Frankreich gegen eine jährliche Pension verkaufte. Später gereute ihn jedoch der Handel, und die Franzosen, welche sahen, daß der Herzog sowohl wegen des sogenannten Wildfanges Truppen aushob, als auch in die Tripel-Allianz aufgenommen zu werden wünschte, betrachteten das als einen Bruch. Sie schickten unversehens ein Heer, und nahmen Nancy, Spinal, ja das ganze Land, es fehlte wenig, so hätten sie den Herzog selbst gefangen genommen. Der Kaiser sandte den Grafen Windischgrätz nach Paris, und verlangte die Wiedereinführung des Herzogs. Aber man spottete über die Forderung.

Der im April 1672 erfolgte Tod Friedrich Wilhelms, Herzogs von Sachsen, von der Altenburger Linie, veranlaßte eine neue Erbschaftsstreitigkeit über die Nachfolge in den Altenburgischen und Koburgischen Landen. Es machten auf das Erbe Anspruch die Brüder des Herzogs von der Weimarer Linie, welche die Sache nach Linien entschieden wissen wollten, und Ernst Pius von Gotha, der sich für

näher hielt. Bernard aber, der seinen Sitz in Jena hatte, ergriff Besitz von der Stadt und Präfectur Altenburg. Die andern Landestheile wurden theils von Weimar, theils von Gotha in Besitz genommen. Endlich kam es zum Vergleiche.

Die Unternehmungen der Franzosen gegen die spanischen Niederlande, gegen Lothringen schreckten die Deutschen doch auf. Die Direktoren des westfälischen Kreises, der Churfürst von Brandenburg, der Herzog von Jülich und Berg, der Bischof von Münster hielten im April des Jahres 1671 eine Zusammenkunft in Bielefeld, und schloßen einen Defensivtractat gegen einen Einfall der Franzosen in Belgien. Aber demohnerachtet verkannte man die drohende Gefahr, und der Churfürst von Brandenburg, so wie die übrigen Fürsten bewarben sich um Neutralität. Zwar schloßen die Niederländer im April 1672 einen neuen Tractat mit dem Churfürsten von Brandenburg zu Köln an der Spree, wodurch dieser sich verpflichtete, zwanzigtausend Mann zu stellen, und wozu auch der Kaiser eingeladen wurde. Diesem waren indessen die Hände gebunden wegen des Friedens vom 1. November 1671, dennoch trat er später bei, und schloß einen Tractat zur Erhaltung des westfälischen, pyrenäischen und Achener Friedens, zu welchem Zwecke von jeder Seite fünfundzwanzigtausend Mann gestellt werden sollten. Die Franzosen fielen nun wirklich in die Provinzen der vereinigten Niederlande ein. Sie fanden nirgendwo tüchtigen Widerstand. Utrecht, das Land an der Yssel, ein Theil der Betuve fiel in ihre Gewalt, selbst Cleve. Sie waren durch die Hilfe des Churfürsten von Köln, des Bischofes von Münster verstärkt, die sogar französische Besatzungen in ihre Lande aufnahmen, welche manche Städte ganz aussogen *). Da schien es endlich Zeit für die deutschen Fürsten, welche es noch wohl meinten mit der Erhaltung des Reiches, sich dem Raube der Franzosen entgegenzustellen. Der Churfürst von Brandenburg sammelte daher ein Heer, und vereinigte sich in der Gegend von Halberstadt mit den Kaiserlichen unter Montecuculi. Der Churfürst wollte durch Westfalen den Niederländern zu Hilfe eilen, aber Montecuculi mißrieth dies. Auch der Plan, über den Rhein und die Mosel zu gehen, und die Franzosen durch Mangel an Lebensmitteln zum Rückzuge zu zwingen, mißlang. Denn die Churfürsten von Mainz, Trier, Pfalz neigten sich ebenfalls in der Thorheit ihres Herzens zu Frankreich hin, und als die Unterhandlungen über den Rheinübergang so weit gediehen waren, wurden die Kaiserlichen von Turenne und Condé nach Westfalen zurückgetrieben.

---

*) Prisac, der Neußer Leben und Treiben.

Blos dem Bischofe von Münster konnten sie einige Ortschaften abjagen, sonst wurde nichts Erhebliches geleistet.

Im September des Jahres 1672 wurde ein abermaliges Bündniß zwischen dem Kaiser, Dänemark, Brandenburg, dem Herzoge von Celle und Wolfenbüttel, dem Landgrafen von Hessen zur gegenseitigen Vertheidigung geschlossen. Weil aber das kaiserliche Heer nach Böhmen zurück mußte, Turenne und der Bischof von Münster die Mark bedrohten, schloß der Churfürst von Brandenburg zum Schutze seines Landes im Juli 1673 mit Frankreich Frieden unter der Bedingung, daß die französischen Truppen das Cleve'sche, welches sie besetzt hatten, mit Ausnahme von Rees und Wesel verlassen, nicht ohne des Churfürsten Einwilligung mit ihren Truppen durchziehen und nichts gegen das Reich unternehmen sollten.

Auch die Niederländer hatten den Frieden nachgesucht. Es wurden ihnen aber zu harte Bedingungen gestellt. Dazu kam es nun im August 1673 zwischen ihnen, dem Kaiser und Spanien zu einem neuen Bündnisse. Montecuculi rückte mit dem kaiserlichen Heere aus Böhmen an den Rhein gegen Turenne, der aber in Deutschland weiter vordrang, Aschaffenburg am Main, Friedberg in der Wetterau eroberte. Ungeachtet Montecuculi durch Verhaltungsbefehle, die ihm von Wien aus ertheilt wurden, die Hände gebunden, erfocht er doch erhebliche Vortheile, und vereinigte sich im Kölnischen mit dem Prinzen von Oranien. Sie drängten die Franzosen immer mehr zurück. Unter Vermittlung Karls XI. von Schweden versuchte man von Neuem den Frieden. Aber man konnte sich gleich anfangs über den Ort nicht einigen. Die Franzosen und Engländer wünschten Dünkirchen. Doch keiner von den Verbündeten wollte dorthin. Man schlug daher Hamburg, Frankfurt, Braunschweig, Dortmund, Köln, Achen, Osnabrück, Antwerpen vor. Endlich einigte man sich über Köln. Die Sache zerschlug sich jedoch theils wegen der unerhörten Forderungen Frankreichs, theils daran, weil die Gesandten Lothringens nicht zugelassen werden sollten, und der an Frankreich verkaufte Fürstenberg den Vertrag dadurch verhinderte, daß er sich als Vertreter von Churköln betrachtet wissen wollte. Fürstenberg wurde von vierzig Mann von dem Regimente des Markgrafen von Gran aufgehoben und gefangen mit fortgeführt. Das gab nun Anlaß zu großem Lärmen. Die Schweden führten darüber namentlich als Vermittler des Friedens Beschwerden in Wien und Regensburg, die der Kaiser dahin beantwortete, daß es ihm nicht bekannt sei, daß Fürstenberg mit einem Gesandtschaftsposten beauftragt, vielmehr als Vasall des Reiches und Hauses Oestreich gefährliche Plane schmiede, aber auch keineswegs in französischen Diensten stehe. Dazu wurde nun noch an den Thoren von Köln ein Karren angehalten, angeblich mit Branntwein, der

nach Neuß gehen sollte, wo französische Besatzung war, die Fässer fanden sich jedoch, in die Wohnung des Commandanten gebracht, angefüllt mit Schießpulver und viermalhunderttausend Thaler. Als die Franzosen diese zurückverlangten, drohten sie mit dem Abgange und Rache.

Obgleich nun der Friede mit den Franzosen schlecht von Statten ging, so schloßen doch die Niederländer im Februar 1674 mit den Engländern den Tractat von Westminster, im April und Mai zu Köln Frieden mit den Bischöfen von Münster und Köln, in Haag mit den Schweden.

Als die Verhandlungen zu Köln mit den Franzosen sich zerschlagen hatten, suchte der Kaiser die Fürsten zum Reichskriege gegen Frankreich zu bewegen, und die französischen Gesandten, welche dies verhindern wollten, wurden aus Regensburg ausgewiesen. Der Reichskrieg kam auch endlich, trotz der Einsprüche von Schweden und Frankreich, zur Erklärung. Einzelne Fürsten, wie der Churfürst von Brandenburg, der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, der König von Dänemark, der Bischof von Münster, schloßen noch Separatverträge mit dem Kaiser, Spanien und den Holländern, und stellten außer den matrikelmäßigen viele tausend Bewaffnete. Die Franzosen aber rückten in drei Heeresabtheilungen in's Feld, und hatten (darin lag immer ihr Vortheil), ehe noch einer der Verbündeten auf dem Wahlplatze erschien, fast den ganzen burgundischen Kreis besetzt. Condé rückte in Belgien, Turenne in Deutschland ein. Während nun Turenne die Pfalz verwüstete, zogen der Churfürst Friedrich Wilhelm mit zwanzigtausend Mann, der Herzog von Celle und Wolfenbüttel mit zwölftausend, nachdem sie sich mit den Kaiserlichen unter Bourneville vereinigt, Turenne entgegen. Mit Condé stritt ein gemischtes Heer von Kaiserlichen, Spaniern und Niederländern. Aber unglücklicher Weise war keine Einigkeit unter den Führern, und der kaiserliche Feldherr verließ die Verbündeten im entscheidenden Augenblicke vor Oudenard.

Turenne, der die Pfalz wie ein roher Barbar verwüstete, wurde von dem Churfürsten persönlich zum Zweikampfe herausgefordert; aber die gebildete Regierung schien damals, wie späterhin zu Ausgang des XVIII. Jahrhunderts, keine Empfindung für derartige Gräuel zu haben, die sie sogar an den Gräbern übte, und womit sie Tausende von friedlichen Bürgern und Landleuten in's Elend jagte und in der Noth umkommen ließ.

Turenne zog sich nach verschiedenen Gefechten hinter die Weissenburger Linien zurück. Weil aber die Verbündeten ihren Zug auf Straßburg richteten, folgte er, und es kam im September zu einer blutigen Schlacht bei Holzheim und Ensisheim, die jedoch ohne

Entscheidung war. Die Kaiserlichen wurden durch den Churfürsten von Brandenburg mit zwanzigtausend Mann verstärkt, und unternahmen die Belagerung von Philippsburg. Aber auch hier war Uneinigkeit, und Turenne konnte sich unversehrt nach Lothringen zurückziehen. Jetzt schwebte jedoch Breisach in Gefahr. Turenne suchte der Stadt zu Hilfe zu kommen. Aber er selbst gerieth in Gefahr, und würde sich, hätte ihn Bourneville nicht gewarnt, nur schwerlich oder mit großem Verluste nach Lothringen haben zurückziehen können. Darüber kam der Winter, und die Verbündeten legten sich ohne eine große That, die sie bei so überwiegenden Kräften leicht hätten verrichten können, in die Winterquartiere. Ebenso endete der Zug, den der Herzog August von Holstein auf Ersuchen des spanischen Abgeordneten nach Burgund übernahm. Turenne blieb überall Sieger, und der Churfürst, der sich ihm in der Gegend von Mühlhausen in den Weg werfen wollte, erlitt eine große Niederlage. Als aber der französische Feldherr auf Kaisersberg rückte, verlor er bei Colmar an zweitausend Mann. Er verstärkte sich jedoch und behauptete sich im Elsaß, während die Verbündeten an den Rhein mußten. Um den Churfürsten in seinem eigenen Lande zu beschäftigen, hetzten die Franzosen die Schweden gegen ihn auf, diese drangen, wiewohl unter friedlichem Vorwande, in Pommern ein. Endlich behaupteten sie, der Churfürst habe durch seinen Zug nach dem Elsaß den westfälischen Frieden verletzt. Es sei ihre Absicht, Frankreich, das von so vielen Feinden unterdrückt würde, zu Hilfe zu eilen. Würde dieses niedergeworfen, so sei es um die religiöse Freiheit in Deutschland geschehen, Oestreich würde alsdann wieder zu seiner alten Oberherrschaft gelangen. Dem antwortete der Churfürst, und auf seine Veranlassung erklärten die Niederländer den Schweden den Krieg. Auch der König von Dänemark und die übrigen Stände des Reiches wurden dazu aufgefordert, womit diese jedoch zögerten. Der Churfürst aber zog im Mai mit seinen Truppen aus den fränkischen Winterquartieren auf Magdeburg zu. Hier ließ er sein Fußvolk, rückte mit der Reiterei über die Elbe und überrumpelte die Schweden bei Ratenau. Dann zog er sein Fußvolk herbei, um den Feind vollends zu vernichten. Wrangel, der bei Havelberg stand, rüstete sich zur Schlacht; der Churfürst griff aber eher an, warf die Feinde zurück und trieb sie gegen Fehrbellin hin, wo sie, verfolgt, mit Verlust über die Havel setzten, und sich über Ruppin und Witstock so schnell zurückzogen, daß sie nicht mehr zu erreichen waren. Dieser Sieg über das schwedische Heer ermunterte die übrigen Reichsstände, und sie erklärten im August die Schweden als Feinde des Reiches. Der Churfürst aber eroberte im October Wollin, am 5. November Wollgast mit Usedom.

Dem Beschlusse der Reichsstände folgten auch der Bischof von

Münster und der König von Dänemark. Sie nahmen Theil an dem Kriege gegen die Schweden. Die Dänen hatten sich aber zuerst des Herzogs Christian von Gottorp versichert, und hielten ihn in Rendsburg in Gewahrsam. Der Bischof von Münster ließ im September seine Truppen unter General Wedel durch die Grafschaft Lippe nach der Weser rücken. Er nahm Wildeshusen, welches seine Diöcese im westfälischen Frieden verloren, ging durch die Grafschaft Vechta und Hoya, und vereinigte sich mit dem Churfürsten von Brandenburg. Als er Tedinghausen genommen, wurde er mehrere Tage an der Weser aufgehalten. Denn es fehlte an Fahrzeugen, und an dem andern Ufer standen die Schweden mit dreitausend Mann, und Bremen, welches früher den Schweden den Durchzug verwehrt, wollte die Münster'schen ebenfalls nicht durchlassen. Sie sahen aber durch die Finger, ließen das Geschütz durch und die Nachen heimlich nehmen. Die Münster'schen rückten nun über den Fluß, eroberten Verden, Rotenburg, Ottersberga, und belagerten gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg Buxtehude, welches sie zur Ergebung zwangen. Im folgenden Jahre ergab sich auch Karlstadt und Stade. So hatten die Schweden das ganze Bisthum Bremen und Verden verloren, und Christoph Bernhard von Galen nicht blos Wildeshusen für seine Diöcese wieder gewonnen, sondern er behauptete auch das ganze Bisthum Verden und noch einige Städte in Bremen.

Die Franzosen hatten, während die ihnen verbündeten Schweden an der Oder und Weser unglücklich waren, siegreich gekämpft und im März 1675 die Burg von Lüttich erobert. Der König selbst hatte sich an die Spitze seiner Heere gestellt, Huy, Dinant und Limburg genommen, ehe noch der Prinz von Oranien und der Herzog Villa Hermosa Hilfe leisten konnten. Im Elsaß war Dachstein durch Verrath verloren gegangen, und Straßburg, nachdem die Kaiserlichen den Elsaß geräumt, zur Neutralität gezwungen worden. In der Nähe standen aber Montecuculi, der Herzog von Baden, Spork. Turenne, der im Juli nicht weit von Straßburg, bei Saspach, zur Auskundschaftung des kaiserlichen Lagers ausgeritten, wurde von einer Kanonenkugel getroffen, und starb zum großen Wehklagen der Franzosen. Diese wurden nun zurückgetrieben, und Straßburg öffnete die Thore. Doch wurden Hagenau und Zabern vergeblich berannt.

Auch an der Mosel ging's schlecht für die Franzosen. Denn Crecqui, der zum Entsatze von Trier heranrückte, wurde an der Brücke bei Conzen von den Verbündeten überrumpelt und geschlagen. Er verlor alle seine Geschütze und dreitausend Mann, die Uebrigen wurden zersprengt. Trier mußte sich den Spaniern ergeben, Crecqui selbst ward gefangen.

Unter dem Geräusche der Waffen wurde aber wieder einmal eine

Stimme nach Frieden laut. Der König Karl II. von England bot sich als Vermittler an. Aber auch die Venetianer erklärten sich bereit. Die Kaiserlichen wünschten sie, die Niederländer waren jedoch damit nicht einverstanden, die Franzosen wünschten die Schweden. Das war indeß dem Churfürsten von Brandenburg nicht recht. Die Spanier wollten den Pabst zugelassen wissen, und das wollten die Niederländer eben so wenig als den König von Portugal. Als Friedensort sollte Nymwegen gewählt werden. Ehe es aber zum förmlichen Frieden kam, wurde der Krieg noch immer fortgesetzt, in Deutschland nicht so ganz glücklich für die Franzosen und Schweden. Denn Philippsburg mußte sich ergeben, und der Churfürst eroberte die meisten Plätze in Pommern, der König von Dänemark schlug die Schweden in einem blutigen Seetreffen, verlor dagegen die Schlachten bei Lund und Malmoe. Die Franzosen wütheten indeß im Elsaß, während ihr König im Februar 1677 nach dem belgischen Heere abging und Valenciennes eroberte. Auch Cambray, St. Omer mußten sich den Franzosen ergeben, und Crecqui nahm Freiburg im Breisgau. Die Schweden siegten über die Dänen bei Landscron. Diese aber gewannen wieder zur See, was sie zu Lande verloren.

Die Verbündeten hatten im Februar 1678 zu Haag einen Congreß gehalten und dort beschlossen, die Franzosen in dem nächsten Sommerfeldzuge mit drei Heeren anzugreifen. Das erste sollte aus Kaiserlichen bestehen und am Rheine kämpfen, das zweite aus Münster'schen, Lothringern, lüneburgischen Truppen an der Maas, die Niederländer und Spanier in Belgien, der Churfürst von Brandenburg und Pfalzneuburg noch ein Reservecorps an der Maas aufstellen. Aber Ludwig, der schon im März im Felde war, zerstörte diesen Plan. Zuerst auf dem Wahlplatze eroberte er Gent, Ypern, denen der Prinz von Oranien nicht zu helfen wußte. Aber nun erschracken die Engländer, und sandten ein Heer nach Belgien.

In Nymwegen hatte das Friedensgeschäft noch schlechten Fortgang. Nach langen und mannigfachen Streitigkeiten über das Recht der deutschen Stände, Gesandte erster Klasse zu schicken, über die Titulatur Excellenz und den herzoglichen Titel von Lothringen, den Ludwig XIV. nicht anerkennen wollte, stellten die in Nymwegen versammelten Abgeordneten endlich im Februar 1678 ihre Forderungen. Die Franzosen dictirten hier wie Herrscher dem überwundenen Europa den Frieden. Sie erlaubten weder über die vorgeschlagenen Bedingungen zu verhandeln, noch daran zu mäkeln, und verlangten einfache Annahme oder Verwerfung, und das innerhalb dreißig Tagen, so daß nach Verlauf derselben alle Uebel des Krieges den Säumigen zur Last fallen

sollten. Diese Forderung schien um so ungerechter, als die verschiedenen Abgeordneten in jener Zeit kaum ihre Vollmachten von Madrid, Wien, Berlin u. s. w. einholen konnten. Demohneachtet unterzeichneten die Niederländer zuerst im August den Frieden, die Spanier folgten. Da mußte sich auch der Kaiser fügen, und er schloß im Februar des Jahres 1679 mit Frankreich einen Frieden, worin er fast alle Forderungen desselben bewilligte. Es sollte darin der westfälische aufrecht erhalten werden, die Kaiserlichen Freiburg abtreten und den Franzosen das Besatzungsrecht in Philippsburg verbleiben. Der Herzog von Lothringen, wie die Fürsten von Fürstenberg, sollten wieder eingesetzt, aber Nancy, Longhwi den Franzosen abgetreten werden. Der Kaiser hatte jenen Frieden ohne Einholung der Genehmigung der Stände geschlossen. Das erregte einige Unzufriedenheit, die sich jedoch legte, als er sich darüber erklärte, daß er jenes im Drange der Umstände gethan, die Rechte der Stände wahren, und solches in Zukunft nicht vorkommen solle. Obgleich nun die meisten Stände dem Kaiser für den Frieden dankten, so legten doch die Dänen, Brandenburg, Lüneburg Verwahrung ein. Nichts desto weniger erfolgte die Bestätigung des Friedens mit Schweden durch Separatvertrag, mit dem Herzoge von Lüneburg, dem Bischofe Christoph Bernhard von Galen, und im Juli 1679 auch mit Brandenburg durch den Vertrag von St. Germain, wodurch den Schweden, die in jenem Jahre ganz aus Deutschland herausgetrieben waren, die meisten von Brandenburg eroberten Plätze in Pommern zurückgegeben wurden. Auch der König von Frankreich trat dem Frieden durch den Vertrag von Fontainebleau mit den Schweden zu Lund bei, worin beiderseits das Eroberte zurückgegeben und der Rothschilder und Hafner Friede bestätigt wurde.

Im Jahre 1680 war der Administrator von Magdeburg gestorben, und der Churfürst von Brandenburg nahm in Folge des westfälischen Friedens von dem jetzt sogenannten Herzogthum Magdeburg Besitz.

Deutschland sollte leider die Früchte eines Friedens, den ihm fremde Uebermacht und Raubsucht dictirt, nicht lange genießen. Denn nach dem westfälischen Frieden hatten die Franzosen sich nicht nur die Oberhoheit und das Eigenthum über zehn Reichsstädte im Elsaß angemaßt, sondern diese auch im Jahre 1658 dem königlichen Gerichtshofe zu Ensisheim untergeordnet. Vergebens hatten sich die zehn Reichsstädte über den Verlust ihrer Hoheit beklagt. Auch der zuletzt geschlossene Friede hatte in dieser Hinsicht nicht geholfen. Im Jahre 1680 aber beklagten sich die Bischöfe von Metz, Toul, Verdun bei dem Könige von Frankreich, daß die Vasallen ihrer Bisthümer es nun beinahe seit hundert Jahren unterlassen, die Erneuerung ihrer

Lehen nachzusuchen. Das gab nun den gewünschten Anlaß zu einer abermaligen Räuberei Frankreichs, welcher die unter dem Namen von Reunionskammern in Metz und Breisach errichteten Gerichtshöfe einen gesetzlichen Schein zu geben suchten. Diese sollten nämlich nach einer Bestimmung des salischen Gesetzes verfahren, worin es hieß: „Was immer auf eine Weise in das Recht und Besitzthum Franciens gekommen, ist durch ein unauflösliches Band mit der Krone verwachsen, kann durch keine Zeit davon gerissen, vielmehr von Jedem, als Besitzer einer fremden Sache, zurückgenommen werden.“ So wurde also dem Churfürsten von der Pfalz Germersheim mit vielen andern Orten als vom Elsaß von Seiten Frankreichs geraubt, dem Bischofe von Speier Lauterburg, den Schweden Zweibrücken, der Pfalz Veldenz, Homburg, Bitsch, den Nassauern Saarbrücken, ja der ganze Hunsrücken mit vielen Besitzungen der Grafen von Hanau und Leiningen wurde verlangt. Der Herzog von Mömpelgardt wurde ausgetrieben, weil man dieses für burgundisches Lehen ausgab. Der Kaiser schickte den Grafen Heinrich Franz von Mannsfeld nach Frankreich, so wie der Churfürst von Pfalz den Freiherrn von Eck. Diesen aber wurde geantwortet, der König könne keinen andern Gerichtshof anerkennen, als den in Breisach errichteten, den er mit Wahrung der Rechte seines Erbes betraut habe. Auch könne die Verjährung in Angelegenheiten der Rechte seiner Souveränetät nicht in Geltung kommen. Vergebens nahmen die Beraubten die Kreishilfe in Anspruch. Ludwig dachte vielmehr auf weitern Raub. Er strebte nach dem Besitze von Straßburg, welches unschlüssig hin- und herschwankte und keine kaiserliche Besatzung einnehmen wollte. Ludwig wußte die Stände zu täuschen, und unglücklicher Weise hatte der Kaiser aus allzugroßer Sparsamkeit einen Theil seines Heeres entlassen. Ludwig XIV. aber, der es schon lange versucht hatte, daß sich Straßburg vom Reiche lossage und seiner Oberhoheit schwöre, besetzte im September 1681 theils durch List, theils durch Verrath und Drohung das deutsche Straßburg, von dem der Franzosenkönig, dem kein Recht, kein Vertrag, kein Besitz etwas galt, höhnisch behauptete, daß, nachdem ihm im westfälischen und Nymweger Frieden der ganze Elsaß als Eigenthum zuerkannt worden, auch Straßburg ihm gehören müsse. Die Uebergabe fand am 20. September unter der Bedingung statt, daß der König den Getäuschten Alles bewilligte, was sie verlangten, und für sich nichts forderte, als die Domkirche, welche seine Vorfahren gebaut, die Thore und das Zeughaus. Damit hatte er aber Alles, was er nur wünschte. Er war nicht nur im Besitz des größten Bollwerkes von Deutschland im Westen, sondern auch eines Zeughauses, das bisher als eines der berühmtesten von ganz

Europa gegolten, und dessen Waffenvorräthe allein auf sieben Millionen Gulden angeschlagen wurden. Von den Freiheiten der Bürger konnte natürlich keine Rede mehr sein. Diese erhielten endlich ihren verdienten Lohn für die Treulosigkeit, womit sie gegen die Kirche gehandelt hatten. Der Dom wurde dem katholischen Gottesdienste zurückgegeben, und der schmähliche Raub hatte wenigstens das Gute, daß er den Elsaß von den Intriguen der Protestanten säuberte.

Die gegen das Reich begangene Gewaltthat und Räuberei erbitterte aber den Kaiser in hohem Grade. Er entschloß sich, wie es sein Amt, „Allzeit Mehrer des Reiches," verlangte, gleich zum Kriege, wiewohl Brandenburg, gegenwärtig mit den Franzosen im Bunde, widersprach. Dafür stellten sich aber die Schweden, über den Verlust von Zweibrücken erbittert, ein. Sie schloßen mit Leopold im October 1682 den Tractat von Holm. Frankreich suchte wieder zu unterhandeln, und von Kaiser und Reich wurde als Ort der Zusammenkunft Frankfurt bestimmt. Aber die Unterhandlungen hatten keinen Erfolg, und die Franzosen rückten mit einem dreifachen Heere in Belgien ein. Sie eroberten im Jahre 1683 Courtrai, 1684 Luxenburg, und die Kaiserlichen konnten um so weniger Hilfe leisten, als die Protestanten in Ungarn neue Unruhen erregt hatten, die Magyaren von dem letzten Frieden Anlaß zu Aufruhr nahmen. Obgleich sie das deutsche Heer so oft aus der Sklaverei der Türken gerettet, und sie mit Hilfe desselben so manchen Sieg erfochten, verlangten sie jetzt dessen Entfernung, „weil man sich auf die Tapferkeit und Treue der Deutschen nicht verlassen könnte." Nach mancherlei Verschwörung kam es endlich zu einer offenen Empörung. Die Ungarn wählten Emerich Tökeli zu dem Befehlshaber ihres Heeres. Dieser nahm nicht nur Schemnitz, Kremnitz, Neusohl, an welchen Orten er eine Menge Goldes fand, sondern versuchte es auch im Jahre 1680, in Mähren einzufallen. Er eroberte, nachdem er sich mit der Wittwe Ragotzi's im Jahre 1682 vermählt, Mongatsch und andere Burgen, und wurde von dem Vezier von Buda zum Fürsten von Ungarn erwählt. Der Kaiser Leopold bemühte sich vergebens, die Türken zum Festhalten an dem Waffenstillstand zu bewegen. Dieser scheiterte an übertriebenen Forderungen. Der Kaiser in seiner Bedrängniß konnte aber keinen Bundesgenossen finden, als den Churfürsten Ferdinand Maria von Baiern, mit dem er im Januar 1683, und den König Johann Sobieski von Polen, mit dem er im April desselben Jahres ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß geschlossen. Aber auch die Fürsten von Sachsen und Lüneburg, sowie die sonstigen des Reiches wurden um Hilfe angesprochen. Im Februar rückten die Türken heran. Der Herzog Karl von Lothringen war zu schwach, ihnen zu widerstehen, um so weniger, als er auch einige Truppen in Böhmen und

Schwaben gelassen, um sie gegen die Franzosen zu gebrauchen. Die Kaiserlichen erlitten an der Waag einen unersetzlichen Verlust an Gepäck durch die Tataren. Schon fürchtete man für Wien. Der Kaiser floh nach Passau; ja so groß war der Schrecken, daß der spanische Gesandte dem Kaiser rieth, in Wien zu bleiben, aber mit den Türken Frieden zu schließen, und ganz Ungarn an sie abzutreten. Ein Rath, der glücklicher Weise verworfen wurde. Indeß rückte der Großvezier mit einem Heere von zweimalhundertundsiebenzigtausend Mann vor Wien. Lesli hatte gerade die aus zwölftausend Mann bestehende Besatzung noch um zwölftausend verstärkt. Dazu kamen siebentausend, die aus Studenten, Hofpersonal, Kaufleuten und Sonstigen gebildet wurden, und ein tüchtiger Commandant, Ernst Rüdiger, Graf von Stahrenberg. Die Stadt hielt sich bis auf das Aeußerste. Es kamen ihr aber in der höchsten Noth, wo sie sich noch kaum acht Tage hätte halten können, der König Johann Sobieski von Polen, die Churfürsten Maximilian von Baiern, Johann Georg von Sachsen, welche sich mit dem Heere des Herzogs Karl von Lothringen vereint hatten, zu Hilfe. Am 11. September überfielen sie das türkische Lager am Kalenberge, schlugen die Türken mit einem Verluste von siebenzigtausend Mann zurück, und machten eine unermessene Beute. Nachdem sie ein paar Tage ausgeruht hatten, verfolgten sie die flüchtigen Feinde, schlugen sie nochmals, nahmen am 10. October Barkan, am 27. October Strigonium, am 11. November Neugrad und mehrere andere Festungen. Der Großvezier Kara Mustapha büßte in Belgrad die Strafe seines unglücklichen Rathes. Sein ganzes aus zwölf Millionen bestehendes Vermögen wurde eingezogen.

Der glänzende Sieg über die Türken war keine besondere Freude für die Franzosen und einen König, der sich nicht schämte, den Titel eines Allerchristlichsten zu führen. Dieser hatte es indessen mit gewohnter List und Ränken nicht blos auf die Kaiserkrone, sondern auch auf Böhmen abgesehen. Der Kaiser erfuhr jedoch die geheimen Anschläge, und suchte sich durch Bündnisse mit den Fürsten der obern Kreise zu befestigen. Auch die Herzoge von Lüneburg, der Landgraf von Hessen und der Churfürst von Sachsen traten bei. Am Niederrhein stellten Hannover und Sachsen ein Heer von zwanzigtausend Mann auf, im obern Baiern, am Mittelrhein Hessen und Weimar. Auch Spanien und die vereinten Niederlande wollten an dem Kriege theilnehmen. Nur der Churfürst von Brandenburg war durch sein Bündniß mit Frankreich gehindert, ja die Franzosen hielten ihn sogar ab, dem bedrängten Wien Hilfe zu leisten. Sie selbst standen mit einem Heere von sechzigtausend Mann an der deutschen Gränze, und hofften auf das Unglück der Christenheit. Wiewohl nun die Anschläge Frankreichs durch den Sieg bei Wien vernichtet wurden, so

wußten sie es doch auf dem Regensburger Reichstage dahin zu bringen, daß besonders auf den Antrag des Churfürsten von Brandenburg ein längerer Waffenstillstand geschlossen wurde, wobei Straßburg einstweilen an Frankreich verblieb, und da die Niederländer und Spanier zurücktraten, mußte auch der Kaiser im August des Jahres 1684 sich in einen zwanzigjährigen Waffenstillstand fügen, worin die Franzosen Straßburg und alle Landestheile, welche sie seit dem August 1681 in Besitz genommen, behielten. Zu einem so nachtheiligen Frieden konnte der Kaiser nur durch die Bedrängniß bestimmt werden, die er im Osten von den Türken erlitt, und weil die verblendeten Stände nicht die gehörige Hilfe leisteten. Diese waren aber theilweise von Frankreich bestochen, theilweise handelten sie nur nach persönlichem Vortheil oder augenblicklichem Gewinnste. Der Kaiser führte indessen den Krieg mit den Türken fort. Im November 1683 verband er sich nicht nur von Neuem mit dem Könige von Polen, sondern auch die Venetianer traten in dem darauffolgenden Jahre bei. Auch der Pabst Innocenz XI. schickte Truppen und Geld. Die kaiserlichen Feldherren, Karl von Lothringen, Ludwig von Baden, der Pfalzgraf Ludwig von Neuburg und Maximilian Stahrenberg, rückten im Juni 1684 in Ungarn ein, eroberten Vicegrad und schlugen die Türken. Jedoch konnten sie augenblicklich Buda, das sich hartnäckig vertheidigte, nicht nehmen. Aber Neuhäusel wurde im August 1685 gestürmt, und der Herzog Karl von Lothringen schlug die Türken bei Strigonium der Art, daß sie siebentausend Mann und das ganze Lager verloren. Da ging auch Neugrad an die Kaiserlichen, Vicegrad indeß an die Türken über. Als aber im Jahre 1686 auch der Churfürst von Brandenburg dem Bunde gegen die Türken beigetreten, wurde auch Buda erstürmt. Im October desselben Jahres mußten die Türken Segedin und Fünfkirchen räumen. Am 2. August 1687 kam es zu der glorreichen Schlacht von Mohacz, wo die Christen die alte Niederlage rächten, die Türken zehntausend Mann, das ganze Lager verloren, Sklavonien wieder in des Kaisers Gewalt gerieth, auch konnte das kaiserliche Heer in Siebenbürgen in die Winterquartiere gehen.

Alle jene Siege eröffneten dem Kaiser die Möglichkeit, seinen Sohn Joseph im December 1687 in Pesth zum Könige krönen zu lassen und die Erbfolge festzustellen. Auch das folgende Jahr war noch glücklich für die kaiserlichen Waffen in Ungarn. Denn Mogatsch, die stärkste Festung Tökelis, mußte sich ergeben. Hier fanden sich ungeheure Vorräthe, und unter andern auch der Schatz Tökelis. Da unterwarfen sich der Fürst von der Walachei und die Stände von Siebenbürgen. Stuhlweissenburg, Lippa, Stephansburg wurden bezwungen, Belgrad erobert und das Entsatzheer mit einem Verluste von fünftausend Todten und zweitausend Gefangenen geschlagen.

Man konnte die siegreichen Waffen nach Servien und der Bulgarei übertragen.

In Deutschland veranlaßte der Tod des letzten Herzogs Karl von der Linie Pfalzsimmern (1685) viel Bewegung unter den auf das Erbe Anspruch machenden Fürsten, Philipp Wilhelm von Neuburg und Leopold Ludwig von Veldenz. Beide suchten ihr Recht durch Schriften geltend zu machen, aber der Neuburger erhielt sowohl beim Kaiser als bei dem Fürstencollegium die Oberhand. Es war indessen Elisabeth Eleonora, die einzige Schwester des Verstorbenen, an den Herzog von Orleans verheirathet. Sie hatte in ihrem Ehevertrage alle ihre Rechte an alle erblichen und mütterlichen Lehen, die sie in Deutschland besaß, abgetreten, nur das Allode außerhalb des Reiches sich vorbehalten. Sie ward aber durch Testament Karl Ludwigs vom 4. April 1670 ihrem Bruder zur Nachfolgerin eingesetzt, falls er keine Kinder habe. Sie begehrte daher jetzt nicht blos das Mobiliar, worunter auch Kriegsgeräth, Reichspfandschaften verstanden wurden, sondern auch alle Lehen, welche der Churfürst von der Pfalz erworben, namentlich Oppenheim, Lautrec, Simmern, Spanheim. Das gab wiederum eine Gelegenheit für Frankreich zu neuen Gewaltthaten.

Außer den Hamburger Unruhen, die indessen bald beigelegt wurden, den Händeln Dänemarks mit dem Herzoge von Holstein-Gottorp in Schleswig und Holstein, wozu der Kaiser die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg als Vermittler beorderte, die im März (1689) auf Grundlage des Rothschilder Friedens und jenes von Fontainebleau erledigt wurden, dem Streite über Simmern hatte jetzt Deutschland einige Jahre Ruhe. Aber die Franzosen benutzten den Waffenstillstand zur Anlegung neuer Festungswerke auf dem deutschen Boden, und verriethen nur allzudeutlich, was sie vorhatten. Sie befestigten Montreal an der Mosel, Hüningen und Landau am Rhein, Saarlouis an der Saar, und thaten Vieles, was mit dem geschlossenen Waffenstillstand nicht übereinstimmte. Auch beklagte sich Pfalz, daß sie die gesetzmäßige Erbfolge stören wollten. Der Kaiser suchte sich daher ebenfalls vorzusehen. Er schloß nicht nur einen Tractat mit dem Churfürsten von Brandenburg, sondern lud auch die vornehmsten Reichsfürsten zur Vertheidigung des Reiches ein. Die Sache wurde auf dem Tage zu Augsburg berathen, und dort kam es im Juli 1686 zu einem Vertrage zwischen dem Kaiser, der sechszehntausend Mann stellte, und Spanien wegen des burgundischen Kreises, welches sechstausend Mann, Schweden, dessen Contingent

nicht ausgedrückt war, Baiern, welches zehntausend Mann, dem fränkischen Kreise, der viertausend Mann, den herzoglich sächsischen Häusern, die zweitausend, und den oberrheinischen Ständen, die viertausend Mann zusagten. Die Franzosen forderten indessen im Januar 1687 durch den päbstlichen Gesandten in Wien, daß der zwanzigjährige Waffenstillstand in einen ewigen Frieden verwandelt werden möge, worin sie behielten, was sie hätten, und alle desfallsigen Klagen niedergeschlagen werden sollten. Würde dieses nicht zu Ende des Monats März bewilligt, so habe man seinen Entschluß schon gefaßt. Der König von Frankreich hatte aber bei dem damaligen Churfürsten Maxmilian Heinrich von Köln so viel erreicht, daß dieser den an Frankreich verkauften Wilhelm von Fürstenberg zum Coadjutor wählen lassen wollte, und auch das Capitel bereits in dieser Weise unterhandelt hatte. Die meisten Mitglieder waren durch Verwandtschaft oder in sonstiger Weise gewonnen. Er wurde daher im Januar 1688 mit achtzehn Stimmen gewählt, wider Willen des Kaisers, und man kann auch sagen, von ganz Deutschland. Mit dem Kaiser hatten sich schon früher Baiern, Pfalz und Brandenburg dagegen erklärt. Jetzt legten Verwahrung ein der Bischof Franz Ludwig von Breslau, der Markgraf von Baden, der Graf Königsegg. Sie beriefen sich auf den apostolischen Nuntius. Als daher Maxmilian Heinrich im Juni gestorben, wurde ein neuer Wahltag angesagt. Am Wahltage erschienen vierundzwanzig Canoniker, und von diesen wählten dreizehn Wilhelm von Fürstenberg, neun Joseph Clemens von Baiern. Beide brachten ihre Angelegenheit vor den Pabst. Da es sich bei Fürstenberg um Postulation, bei Joseph Clemens um Wahl handelte, Fürstenberg aber für den Fall nicht die erforderliche Stimmenzahl von zwei Drittel hatte, so entschied sich der Pabst für Joseph Clemens, der auch sogleich in das Churfürsten-Collegium aufgenommen wurde. Die Franzosen nahmen aber sowohl daher, als wegen der Pfälzer Angelegenheit einen Vorwand zum Kriege. Sie fielen in das Baden'sche und Würtenberger Gebiet ein, und verheerten es mit Feuer und Schwert. Sie nahmen Offenburg, Neustadt, Kaiserslautern, Alzei, Speier, Worms, Heilbronn, Trier, Oppenheim und Philippsburg nach einer Belagerung von drei Wochen am 11. November 1688. Auch Mainz erhielt französische Besatzung, weil der Churfürst die Franzosen begünstigte. Heidelberg, Mannheim, Frankenthal hatten sich ebenfalls unterwerfen müssen. Aber Koblenz konnten sie nicht nehmen. Sie zogen sich daher mit Raub und Mordbrennerei in den schwäbischen und fränkischen Kreis zurück. Blos Schöndorf im Würtenberger Gebiet hielt sich, jedoch Stuttgart wurde genommen und geplündert, wiewohl die Franzosen es bald wieder verlassen mußten. Denn der Kaiser hatte im Mai des Jahres

1689 ein Bündniß mit den Niederländern, später mit König Wilhelm III. von England und Karl II. von Spanien geschlossen, den französischen König als Feind des Reiches erklären lassen, und unter Anführung des Herzogs Karl von Lothringen ein starkes Heer gesammelt, Mainz erobert. Die Franzosen unter Melac zerstörten darauf das Schloß von Heidelberg, plünderten die Stadt, machten Worms und Speier dem Boden gleich, und verbrannten das ganze Land von Mainz bis Straßburg hin mit einer bisher nur bei den größten und wildesten Barbaren bekannten Grausamkeit. Kirchen und Tempel wurden ausgebrannt, die Gebeine der Todten aus ihren Gräbern gewühlt, Bäume und Weinberge abgehauen und den Flammen preisgegeben, die Bewohner ausgetrieben. Das war das Werk der „großen Nation, die sich so oft die gebildetste der Erde" genannt, diesmal unter einem einzigen Despoten stehend, sie wird aber zum zweiten Male wieder kommen, und das Werk von Neuem in republikanischem Fanatismus beginnen.

Während nun die Franzosen die Pfalz so schrecklich verwüstet hatten, am Mittelrhein ausgetrieben wurden, hatten sie die Städte, welche durch die Intriguen Fürstenbergs in ihre Gewalt gekommen, befestigt. Sie wurden zwar nicht ausgebrannt, aber doch hart mitgenommen. Der Churfürst von Brandenburg, Friedrich III., der nach Friedrich Wilhelms Tode 1688 in der Regierung gefolgt, rückte zu ihrer Befreiung mit münster'schen und westfälischen Truppen heran. Er schlug die Franzosen bei Neuß, nahm Linn, Rheinberg, Kaiserswerth, beschoß Bonn, das sich ebenfalls später ergeben mußte. Boufler aber besetzte Kochem, und nahm sechshundert Brandenburger gefangen.

Die Türken, welche in dem gegenwärtigen Kriege so viele Niederlagen erlitten, wünschten endlich den Frieden. Sie schickten den Reichs-Effendi und Mauro-Cordato als Gesandte nach Wien. Sie verlangten aber nicht nur alle von den Kaiserlichen besetzten Ortschaften, sondern außer dem jährlichen Tribut von zwei Millionen noch sechs Millionen als Kriegsentschädigung. Karl von Lothringen, um die Franzosen desto besser züchtigen zu können, rieth zum Frieden. Aber Ludwig von Baden widersprach, und die Franzosen stachelten die Türken zum Kriege. Sie schickten Geschütze, Generale und Ingenieure. Aber bei dem allem mußte Sigeth sich ergeben, und nur Tökeli konnte Neugrad in Servien erobern. Doch Ludwig von Baden rückte mit dem Heere heran, schlug die Türken und nahm Nissa. Jedoch auch bei Widdin, das sich ergeben mußte, und Scopia wurden die Türken geschlagen, und gewiß hätte Ludwig von Baden den Hämus überschritten, wenn nicht die Franzosen Deutschland bedroht hätten.

Während nun Ludwig von Baden in Wien aufgehalten wurde, nahmen die Türken Widdin, Nissa und Semendria zurück, Tököli Siebenbürgen. Aber die Kaiserlichen unter Ludwig von Baden trieben ihn wieder heraus. Doch ging Belgrad, dessen Befestigungen noch nicht hergestellt waren, nach einer kurzen Belagerung von acht Tagen, nachdem eine glühende Kugel in das Pulvermagazin geflogen, wieder an die Türken über. Diese konnten nun Wardein Hilfe bringen, Essec belagern, welches aber durch eine Kriegslist gerettet wurde.

Der Kaiser, für die Nachfolge im Reiche besorgt, hatte im September 1689 einen Churtag in Augsburg veranlaßt. Die Churfürsten kamen langsam zusammen, aber endlich konnte er doch seine Vorschläge machen, sowohl für die Sicherheit des Reiches, als seines Sohnes Joseph zum römischen Könige. Zugegen waren außer dem Churfürsten von Mainz die Churfürsten Johann Hugo von Trier, Joseph Clemens von Köln, Philipp Wilhelm von der Pfalz, Maximilian Emanuel von Baiern, die Abgeordneten des Churfürsten von Sachsen, der Freiherr Nicolaus von Hersdorf, von Brandenburg Sylvester Jacob von Dankelmann. Diese wählten endlich, da England und die Niederländer die Wahl förderten, Joseph zum römischen Könige, der am 1. Januar 1690 feierlich gekrönt wurde.

Als Speier im Jahre 1689 von den Franzosen unter Melac ausgebrannt war, flüchteten die Räthe mit den Kammergerichts-Acten zuerst nach Frankfurt. Nach mancherlei Berathungen über den künftigen Sitz des Reichskammergerichtes einigte man sich endlich über Wetzlar, wo am 31. Januar 1691 die erste Sitzung gehalten wurde, und das Gericht blieb bis zur Auflösung des deutschen Reiches.

Im September des Jahres 1689 starb Julius Franz von Sachsen-Lauenburg ohne Kinder. Auf das Erbe machten Anspruch der Churfürst von Sachsen, die Herzoge von Sachsen und das Haus Anhalt, Georg Wilhelm von Celle, das Haus Mecklenburg, Eleonora Charlotte von Holstein. Die Sache wurde an den Hof des Kaisers gebracht, und die Schweden besetzten Hadeln im Namen des niedersächsischen Kreises, wo sie indeß nach fünfzehn Jahren, als die Kaiserlichen das Bremische besetzten, ausgetrieben wurden.

Ein anderer Erbschaftsstreit eröffnete sich mit dem Tode Johann Wilhelms von Sachsen-Jena (4. Nov. 1690) zwischen Wilhelm Ernst von Weimar und Johann Georg von Eisenach, der jedoch bald beigelegt wurde.

Der Krieg mit Frankreich, dem auch der Herzog von Savoyen, als Gegner des ländersüchtigen und ehrgeizigen Ludwig, beigetreten, wurde jetzt an fünf Stellen fortgeführt, in Deutschland, den Niederlanden, Catalonien, Italien und zur See. In Deutschland erhielt, nachdem der Sieger in so vielen Schlachten, Karl von Lothringen, gestorben war, der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern den Oberbefehl, mit ihm verbunden waren der Churfürst Johann Georg III. von Sachsen, die lüneburgischen und hessischen Truppen. Die Jahre 1690 und 1691 gingen indessen ohne eine erhebliche That vorüber, nur daß die Franzosen die meisten Ortschaften am linken Rheinufer verloren, und die Verbündeten, welche anfangs in die Grafschaft Burgund eindringen wollten, sowohl durch den Verlust der Schlacht von Fleurus, als weil das französische Heer den Breisgau verheerte, daran gehindert wurden. Ein Versuch, auf das linke Rheinufer zu gehen, gelang eben so wenig, und das Heer litt furchtbar an Krankheiten. Im Jahre 1692 gingen der Markgraf Christian Ernst von Brandenburg und der Landgraf von Hessen bei Mannheim über den Rhein. Aber während der Landgraf die Ebernburg belagerte, drangen die Franzosen bei Ludwigsburg über den Rhein, schlugen Karl Friedrich von Würtenberg, und nahmen ihn selbst gefangen. Auch belagerten sie unter Tallard die Festung Rheinfels bei St. Goar. Diese jedoch hielt sich.

Nach vielen Unterhandlungen erhielt das Reich im Jahre 1692 einen neuen Churfürsten, und zwar in der Person Ernst Augusts, der, nachdem er Celle und Hannover verbunden, im März mit der neunten Churwürde in Wien belehnt und als Churfürst von Hannover eingeführt wurde. Der Churfürst versprach dafür, auf zwei Jahre sechstausend Mann gegen die Türken zu stellen, und bis zu dessen Ende eben so viel für den Krieg gegen Frankreich, eine Summe von fünfmalhunderttausend Joachimsthalern, und seine Stimme bei der römischen Königswahl fortwährend dem Hause Oestreich zu geben. Als Erbamt erhielt er die Würde eines E r z b a n n e r t r ä g e r s d e s R e i c h e s. Die Würde fand aber einigen Widerstand, besonders deshalb, weil der Kaiser sie eigenmächtig, ohne Zuziehung der Churfürsten, ertheilt habe. Die Katholiken beklagten sich, weil sie dadurch das Uebergewicht im Churcollegium verloren hatten. Auch im Fürstencollegium waren Mehrere, welche widersprachen, weil sie durch das Ausscheiden Verlust ihres Ansehens fürchteten, darunter vorzüglich die Bischöfe von Würzburg, Münster, Hildesheim, der Herzog von Gotha, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen, der König von Dänemark als Herzog von Holstein, der Herzog von Mecklenburg, vor allen aber Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel, der dadurch die Successionsrechte verletzt glaubte. Diese Fürsten schloßen im Jahre

1693 auf dem Reichstage zu Regensburg eine Union, welche später zu Frankfurt am Main unter dem Namen: „Die wider die neunte Chur correspondirenden Fürsten" bestätigt wurde, und viel Unruhe veranlaßte. Der Streit betraf aber nicht blos das Churfürstenthum, sondern auch das Amt. Es machte nämlich auf das Amt, dem Kaiser die Reichs-Erzfahne vorzutragen, nicht blos der Churfürst von Sachsen, als Erzmarschall, sondern auch der Herzog von Würtenberg, als Besitzer der Burg Gröningen, Anspruch. Letzterem wurde jedoch erwiedert: die Gröninger Fahne sei nicht die große des Reiches, sondern die Fahne der schwäbischen Provinz, oder die Fahne, die bei plötzlichen Bewegungen unter dem Namen des Reiches Sturmfahne bekannt sei. Aus solchen Streitigkeiten aber sieht man, wie nahe das Reich bereits daran war, in leeren Förmlichkeiten zu verschwinden. Der Streit ruhte jedoch für einen Augenblick, bis zu jener Zeit, wo das Amt eines Erztruchses wieder an die Pfalz überging, und die Würde eines Erzschatzmeisters an Braunschweig-Lüneburg, dessen Titel auch nach der Restitution von Baiern, nach dem spanischen Erbfolgekriege, hier verblieb.

Die Franzosen hatten im Jahre 1693 Heidelberg, entweder durch Verrath oder grobe Nachläßigkeit seines Commandanten, genommen und nach ihrer Art gewüthet, ja nicht einmal die Gräber geschont, sie hatten darauf Darmstadt und Würtenberg geplündert, Frankfurt in Schrecken gesetzt. Ludwig von Baden drängte sie aber wieder über den Rhein zurück, und brandschatzte den Elsaß, ohne daß es jedoch sonst zu einer namhaften That kam. Nicht viel glücklicher war das Jahr 1695, da es dem Markgrafen, der in Belgien und Ungarn beschäftigt war, an Truppen mangelte. Im Jahre 1696 aber beschloßen die Kreise nach dem Vertrage von Frankfurt, ein Heer von sechzigtausend Mann auf die Beine zu bringen, und Ludwig von Baden ging über den Main und Rhein, und eroberte im September 1697 die Ebernburg.

Der Krieg in Belgien wurde zu Anfang der neunziger Jahre im Ganzen unglücklich geführt. Ludwigs Heer siegte im Juni 1691 bei Fleurus über die unter dem Fürsten von Waldeck versammelten Verbündeten. Im folgenden Jahre nahmen die Franzosen Mons, Namur, Charleroi. Erst im Jahre 1695 nahm die Sache eine bessere Wendung; zwar bewarf Villeroi Brüssel mit glühenden Kugeln, aber die Verbündeten eroberten Namur, wo Bouflers zehntausend Mann verloren, und welches Villeroi nicht retten konnte.

In Italien stand der Marschall Catinat. Er hatte aber einen Mann gegen sich, der mit Recht als der erste Feldherr seiner Zeit

betrachtet werden kann. Es war Eugen von Savoyen. Unglücklicher Weise mangelte es ihm an Truppen. Eugen, der in so vielen Kriegsliedern gefeierte und vom Feinde auf dem Schlachtfelde gefürchtete Held, war ein geborner Prinz von Savoyen. Er hatte anfangs seine Dienste Ludwig XIV. angeboten. Aber der hochmüthige Fürst hatte wegen der Unansehnlichkeit seiner Person einen Helden von sich gewiesen, der ebenso rechtschaffen als kenntnißreich, ebenso tapfer als andächtig war, und der dem großen Könige in seinen alten Tagen viel Sorge machte. Während sein Lob in den deutschen Volksgesängen erschallt, hat die Andacht ebenfalls das Morgengebet eines der größten christlichen Helden und Staatsmänner bewahrt. Catinat siegte zwar im August 1690 über den Herzog Victor Amadeus von Savoyen bei Saluzzo. Er nahm Saluzzo, Chamberi, Susa u. s. w. Im folgenden Jahre belagerte und eroberte er Nizza, Villa Franca, Carmaniola. Er mußte sich aber vor Eugen, der unterdessen Verstärkungen erhalten, zurückziehen. Doch konnten die Franzosen den einzigen Ort, welchen sie von Savoyen noch nicht besaßen, Montmelion, mitten im Winter nach einer langen Belagerung nehmen, weil eine glühende Kugel in das Pulvermagazin gefallen. Dafür machte der Herzog aber in dem folgenden Jahre eine unerwartete Expedition nach der Dauphiné, und schreckte Lyon. Catinat rächte sich dafür später in der Schlacht von Marsaglia. Er mußte jedoch den Sieg theuer erkaufen, weil Eugen, der das Centrum befehligte, sich tapfer hielt. Er drang freilich bis in die Nähe von Turin vor, konnte jedoch nicht hindern, daß Casale, ein sehr fester Platz, sich im Juli 1695 den Verbündeten ergab. Aber im September schloß der Herzog von Savoyen im Geheimen den Frieden von Loretto, weil er hoffte, von den Franzosen bessere Bedingungen zu erhalten, als von den Verbündeten, dem endlich der öffentliche von Turin, im August 1696, und die Neutralität von Italien folgte, wornach beide Heere, die der Verbündeten jedoch, nachdem sie eine große Summe Geldes empfangen, den italienischen Boden verließen.

Der Krieg in Spanien und zur See hatte eben so wenig entscheidende Folgen. Wiewohl die Franzosen in Catalonien im Vortheil waren, St. Urgel und Barcellona eroberten, und anfänglich auch zur See Sieger, wurden sie doch am 29. Mai an der normannischen Küste in einer dreitägigen, entscheidenden Schlacht geschlagen, so daß sie es in diesem Kriege nie mehr wagten, an dieser Stelle in offenem Kampfe aufzutreten. Als aber später der französische Admiral Torvillion die vereinigte Flotte der Engländer und Niederländer, die nach dem ägäischen Meere segelte, angegriffen und zerstört hatte, rächten sich diese dafür, daß sie Dieppe, Havre, Calais, Granville und Maclou bombardirten.

Obgleich der Krieg meist auf deutschem, fast stets auf fremdem Boden geführt wurde, so hatten sich die Kräfte Frankreichs dennoch erschöpft. Der König Ludwig XIV., der sein vorzüglichstes Augenmerk hatte auf die bald erledigte spanische Krone, wünschte den Frieden, und hatte bereits dazu seine Einleitungen gemacht. Die Schweden, der König von Portugal, die Republik Venedig, ja selbst der Pabst hatten sich als Vermittler angeboten, und der König von Polen hilfreiche Hand geleistet. Endlich schien man sich zu nähern. Es war zunächst die Rede über den Ort der Zusammenkunft. Der Kaiser, der verlangte, daß Alles wieder auf den Fuß gesetzt werden sollte, wie es der westfälische Frieden bestimmt, schlug Köln, Frankfurt, Achen, Basel vor, die Spanier Antwerpen, die Niederländer, Engländer Nymwegen, Mastricht, Breda, Herzogenbusch, Delft oder Haag, Andere wieder Lüttich, Hamburg oder Holm. Man einigte sich über schwedische Vermittlung und Ryswick. Nur über die Form der Verhandlungen von Seiten des deutschen Reiches fanden zwischen dem Kaiser und den Ständen noch einige Schwierigkeiten statt. Sie wurden durch Beschluß vom 30. Mai 1697 erledigt, wodurch von den einzelnen Reichscollegien vier aus den Churfürsten, zwanzig aus dem Collegium der Reichsfürsten und vier aus den Städten nach Gleichheit der Religion ausgewählt werden sollten, die, um dem Scrupel des Ceremoniels auszuweichen, unter dem Namen Subdelegirte unter dem Vorsitze des Churfürsten von Mainz anwesend sein sollten. Die Verhandlungen boten in Ryswik ungeheure Schwierigkeiten dar, welche das Ceremoniel aufthürmte. So oft die kaiserlichen Gesandten mit denen der übrigen Mächte zusammentraten, mußten die Gesandten der Fürsten sich entfernen, weil sich ihre Anwesenheit nicht mit der Würde des Reichsoberhauptes vertrage. Es sollte ihnen aber Alles mitgetheilt, und von ihnen in eigenen Sitzungen berathen werden. Natürlich gab das unendliche Verwicklungen. Die Franzosen boten bald Straßburg, bald andere Städte als Ersatz. Die Protestanten dagegen brachten nur Religionsbeschwerden vor, von dem Raube im Elsaß, von der Deutschland zugefügten Schmach, woran sie allerdings den größten Antheil hatten, war bei ihnen keine Rede. Die Engländer und Niederländer, welche merkten, daß bei den Deutschen keine besondere Einigkeit herrschte, wünschten aber vor Allem den Frieden. Sie ermahnten daher, die den Deutschen von den Franzosen angebotenen Bedingungen anzunehmen. Die Franzosen erklärten sich jedoch nur bis zum Ende des Monats August, wo sie mit den Uebrigen fertig sein konnten, zur Rückgabe von Straßburg bereit. Die Zeit verstrich, ohne daß die Deutschen sich einigen konnten, und jene boten nun Freiburg und Breisach als Ersatz für Straßburg, und auch hiezu wollten sie nur bis zum 20. September verbunden sein.

Da wurde endlich mit den Spaniern, Engländern und Niederländern an diesem Tage der Friede unterzeichnet. Mit den Deutschen konnten die Verhandlungen nicht vorwärts kommen. Die rheinischen, schwäbischen, fränkischen Kreise wollten Ersatz und Rückgabe von Straßburg, die Protestanten dagegen hatten nur sogenannte Religionsbeschwerden im Sinne. Die Franzosen aber drohten, und man mußte sich fügen. Der Friedensschluß war endlich so weit gediehen, daß man die einzelnen Artikel durch bestimmte Notare niederschreiben konnte, als jedoch in dem vierten Artikel von der Rückgabe der von den Franzosen genommenen Orte die Rede war, und diese die Clausel eingerückt wissen wollten, daß die darin während des Krieges eingeführte katholische Religion bestehen sollte, wollten die Protestanten davon nichts wissen, und machten neue Schwierigkeiten. Die Katholiken aber traten den Kaiserlichen bei, und letztere schloßen endlich mit den Franzosen den Frieden, obgleich die Protestanten die Unterschrift weigerten. Die Franzosen bewilligten ihnen noch sechs Wochen Bedenkzeit, in welchen der würtenbergische, wetterauische, so wie der Frankfurter Gesandte unterschrieben, die übrigen sich entfernten. Aber dennoch wurde der Friede vom Reiche bestätigt.

Der in Ryswick geschlossene Friede sollte im Ganzen den westfälischen und Nymweger Frieden bestätigen, aber die genommenen Ortschaften den Churfürsten von Trier und Pfalz zurückgegeben, die Angelegenheit der Herzogin von Orleans durch einen Compromiß beigelegt werden, im Nothfalle durch eine Entscheidung des Pabstes, bis dahin jedoch sollte jene eine Summe von jährlich einmalhunderttausend Gulden erhalten. Das Herzogthum Zweibrücken und Veldenz sollte restituirt, die dem Deutschmeister, den Bischöfen von Worms, Köln genommenen Ortschaften, dem Bischofe von Lüttich Dinant, dem Herzoge von Würtenberg Mömpelgard, dem Markgrafen von Baden, den Grafen von Nassau und Leiningen und Andern das Ihrige zurückgegeben werden. Straßburg aber mit allen seinen Rechten sollte an die französische Krone fallen, dagegen Kehl dem Reiche zurückgegeben, dem Hause Oestreich Freiburg, Breisach, Philippsburg, jedoch die Werke an dem linken Rheinufer zerstört werden, ebenso jene am rechten in der Gegend von Hüningen, so wie die von Trarbach, Montreal an der Mosel, Kirburg und Ehrenburg. Beschlossen wurde ferner die Wiedereinsetzung des Herzogs von Lothringen, wogegen sich Frankreich blos Longheri und Saarlouis vorbehielt. Versprochen wurde die Wiedereinsetzung des Kardinals von Fürstenberg in das Bisthum Straßburg, des Abtes von Stablo und des Landgrafen von Hessen in Rheinfels und Katzenellenbogen.

Gegen den Frieden wurden aber viele Proteste eingelegt, die jedoch nichts änderten. Die Pfälzer Angelegenheit wurde im Jahre

1702 an der päbstlichen Rota entschieden. Es fanden sich aber auch bei Ausführung des Friedens viele Schwierigkeiten, zuerst wegen der Besetzung von Philippsburg, dann wegen Rheinfels. Bei Ersterem fragte es sich, ob dem Kaiser oder den Ständen das Besatzungsrecht zukommen sollte. Auch machten die Franzosen mit der Herausgabe der versprochenen Städte Schwierigkeiten.

Keinem schien der französische Raubkrieg mehr Vortheil zu bringen, als den Türken. Diese dachten nicht mehr daran, Frieden zu verlangen. Tökeli hatte vielmehr 1691 einen Einfall in Siebenbürgen gemacht und Friedrich August von Hannover geschlagen, ihn selbst getödtet, Ludwig von Baden dagegen den Großvezier in einer blutigen Schlacht an der Donau. Er hatte einhundert fünfundvierzig Geschütze erobert, die große Fahne und eine Menge von Kriegsvorrath. Da mußten sich Lippa und Brody ergeben, im folgenden Jahre Wardein. Die Eroberung Belgrads 1693 mißlang indessen. Dagegen wurde im December 1694 Giula von den Kaiserlichen genommen. Doch ging Lippa wiederum an die Türken verloren, weil der Churfürst von Sachsen, der den Oberbefehl über das kaiserliche Heer führte, nicht zeitig genug zu Hilfe eilen konnte, und die Türken vernichteten das in Siebenbürgen stehende Heer. Sie erlitten aber im August 1696 eine blutige Niederlage bei Temeswar.

Der Kaiser hatte sich, während in Ryswick über den Frieden unterhandelt wurde, mit Rußland und den Venetianern verbündet, und er konnte nun, nachdem in Italien der Friede geschlossen war, den Prinzen Eugen nach Ungarn senden. Dieser schlug die Türken bei Zentha (11. September 1697). Von den Türken wurden zwanzigtausend getödtet, und unter diesen der Großvezier, zehntausend gefangen. Die Christen eroberten das türkische Lager, und machten eine unermessene Beute. Da suchten die Türken endlich den Frieden nach, der auch zu Karlowitz in einem eigens dazu mit aller Schnelligkeit errichteten Palaste am 26. Januar 1699 unterzeichnet wurde. Dem Kaiser verblieb darin ganz Siebenbürgen, Slavonien und alles Land zwischen der Donau und der Theiß.

Außer den Erbschaftsstreitigkeiten über die Nachfolge in Mecklenburg, nachdem der Herzog Gustav Adolf im Jahre 1695 gestorben, und jenen über das Herzogthum Sachsen-Coburg hatte Deutschland jetzt einige Jahre Ruhe. Die ersteren ließen jedoch mannigfache Verwirrung befürchten. Es hatten nämlich auf das erledigte Erbe Anspruch gemacht Friedrich Wilhelm von der Grabover Linie und Adolf Friedrich von Strelitz. Friedrich Wilhelm ergriff Besitz, und wurde

darin nicht blos durch ein kaiserliches Patent geschützt, sondern auch durch den kaiserlichen Gesandten Eck förmlich eingeführt. Das verletzte die Direktoren des Kreises Churbrandenburg und Schweden, den Herzog von Celle. Sie ließen durch den schwedischen Obristen Klinkovström die Burg Gustrov nehmen und Eck heraustragen. Der Kaiser fühlte sich dadurch beleidigt, und die Gesandten der betreffenden Fürsten mußten Wien verlassen und Klinkovström Abbitte thun. Die Sache kam endlich durch Vermittlung des Königs von Dänemark zum Vergleiche.

Auch die neunte Chur kam wieder zur Sprache, und die Geschäfte stockten, weil die dagegen protestirenden Fürsten weder bei den Kreistagen, noch bei den Reichsversammlungen anwesend sein wollten, so lange diese Frage nicht beseitigt. Die dagegen correspondirenden Fürsten ließen sich bei dem Kaiser darüber beschweren, und drohten, wenn ihren Beschwerden nicht abgeholfen würde, selbst für ihre Sicherheit zu sorgen. Sie beschloßen, ein Heer von vierundzwanzigtausend Mann zusammenzuziehen, um mittels desselben den westfälischen Frieden, den Nymwegener, den Ryswicker und die Gesetze des Reiches zu schützen. Sie schickten Gesandte an den König von Frankreich als Garanten des westfälischen Friedens, und auf dem Tage von Frankfurt im Mai 1701 wurde sogar über ein Bündniß zwischen ihnen und dem Könige von Frankreich berathen. Der Kaiser aber, der sich bald in eine andere Angelegenheit verwickelt sah, wozu er die Hilfe und den guten Willen des Reiches bedurfte, schickte ebenfalls seine Gesandten nach Frankfurt mit dem Versprechen, er werde sorgen, daß die Rechte der Stände in dieser Sache unversehrt bleiben, und auf dem Reichstage Alles beigelegt werde.

Auch in Holstein drohte der Krieg zwischen dem Herzoge Friedrich IV., der sich auf schwedische Hilfe stützte, und dem Könige Christian V. von Dänemark, als Herzog von Schleswig, der die Befestigungen, die auf holsteinischem Gebiete errichtet wurden, als eine die Erbeinigung verletzende nicht dulden wollte. Wie aber damals keine Angelegenheit Deutschlands ohne fremde Vermittlung beigelegt werden konnte, so schritt auch hier die mit den Schweden vereinigte Flotte der Engländer und Niederländer ein, und nachdem man sich in Oldesloe über die Vorbedingungen geeinigt, kam es in Trauenthal zum Frieden.

Die wichtigste Begebenheit aber, die sich am 18. Januar 1701 ereignete, war die Erhebung des Churfürsten Friedrich III. von Brandenburg zum Könige von Preußen, der sich an jenem Tage die Krone aufsetzte. Der Kaiser und die meisten Staaten hatten hiezu ihre Einwilligung gegeben, nur der Pabst legte dagegen Verwahrung ein,

weil er Preußen als Eigenthum des deutschen Ordens und widerrechtlich säcularisirtes Besitzthum der Kirche betrachtete.

Mit dem Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts kam auch endlich eine Angelegenheit zur Entscheidung, welche schon lange in Deutschland viel Verwirrung geschaffen, und worüber man gewiß manchen Roman gelesen, wenn man den Katholiken auch nur einen Schein von Unrecht hätte beilegen können. Es war die Kalendersache. Noch immer war die von Pabst Gregor XIII. veranlaßte Verbesserung des Kalenders protestantischerseits nicht angenommen worden, und je nachdem an einem Orte die Katholiken oder Protestanten vorwalteten, gab es auch immer einen Unterschied von elf Tagen in der Zeitrechnung. Endlich siegte die Vernunft. Ein Professor der Universität Jena, Weigel, brachte es bei den Höfen von Schweden, Dänemark, dem Reichstage zu Regensburg dahin, daß sie sich zu der nothwendigen Verbesserung des Kalenders entschloßen. Das Corpus Evangelicorum, das einen so bedeutenden Einfluß geäußert auf den Ryswicker Frieden, und in dessen Macht es lag, jede noch so heilsame Maßregel durch Widerspruch, weil dadurch die Religion benachtheiligt würde, zu hindern, zog noch andere Mathematiker zu Rath, und die Protestanten ließen nach dem 18. Februar des Jahres 1700 die fehlenden elf Tage einschalten, und die Osterfeier berechnen, wie es das niceniſche Concil bestimmte.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Deutschland war seit der Trennung von der Mutterkirche bestimmt, alle Hauptfragen, die nicht nur Europa, sondern sogar andere Welttheile betrafen, auf seinem Boden entschieden zu sehen. Dagegen konnte es selbst in heimathlichen Angelegenheiten nichts thun ohne den Einfluß und die Einmischung der Fremden. Schweden und Frankreich waren nicht nur die officiellen Bürgen des westfälischen Friedens, sondern auch der sogenannten deutschen Freiheit, und diese konnte man bei jeder Anordnung, mochte sie noch so heilsam und nothwendig sein, als bedroht darstellen. Man fürchtete sogar ihre Verletzung bei der Kalenderangelegenheit, welche die Universität Heidelberg als papistisches Teufelswerk, die neuere Zeit würde sagen, als eine päbstliche Aggression, betrachtete, gegen welche man Frankreich oder Schweden zu Hilfe rufen müsse, die sich dann auch immer ein gutes Stück deutschen Landes als Entschädigung vorbehielten. Keine Erbschaftsangelegenheit, keine wichtige Anordnung der innern

Verwaltung konnte ohne Theilnahme, ohne Einspruch, ohne Intrigue von Frankreich in Deutschland verhandelt werden. Im Jahre 1693 hatte der Herzog Georg Wilhelm von Celle einige Befestigungen, angeblich zum Schutz von Lauenburg, angelegt. Der König von Dänemark glaubte sich dadurch benachtheiligt. Es kam zu einem Kriege; aber die Angelegenheit wurde nicht blos durch den Kaiser, durch den Churfürsten von Brandenburg, sondern auch unter Vermittlung der Könige von England und Schweden, der Niederländer beigelegt. Im Jahre 1694 erhob sich ein Streit über die Wahl eines Bischofes von Lüttich. Es konnte jedoch nichts entschieden werden ohne Einmischung der Franzosen. Jetzt aber war es eine wichtige Frage, welche unmittelbar den deutschen Reichsboden berührte, und worin Frankreich zum ersten Male gedemüthigt ward, ja man hätte es in der Gewalt gehabt, alles Geraubte wieder wegzunehmen. Frankreich, das sich in Deutschland zum Beschützer des Protestantismus aufgeworfen, wurde von England vorzüglich deshalb bekämpft, um sich hier die protestantische Erbfolge zu sichern. So hatten die Rollen gewechselt. Der Kaiser Leopold aber suchte nicht blos die spanische Krone für seinen Sohn am Rheine zu retten, er mußte auch Deutschland durch die Besetzung der spanischen Niederlande vor den Feindseligkeiten Frankreichs sichern.

Zur Zeit des Ryswicker Friedens hatten die Franzosen bereits ihr Augenmerk auf Spanien. Denn Karl II. war schwach, und die Franzosen eilten daher mit dem Abschlusse, um auf dieser Seite desto stärker zu sein. Es machte aber nicht blos Leopold vermöge alter Verträge und Erbrechte Anspruch auf die Krone von Spanien, sondern auch der Dauphin von Frankreich und der Churfürst von Baiern für seinen Sohn Joseph Ferdinand, Sohn einer Tochter Leopolds, welcher Margaretha Therese von Spanien zur Mutter hatte. Auch der König von Portugal, Peter, machte Anspruch. Karl II. hatte zwar im Jahre 1698 Joseph Ferdinand von Baiern zu seinem Nachfolger erklärt, aber sowohl Leopold als Ludwig hatten Einspruch dagegen eingelegt. Die Betheiligten suchten sich indeß durch Vermittlung der Engländer und Niederländer in dem sogenannten Partage-Tractat zu Haag im October 1698 zu einigen. Gemäß diesem sollte Ferdinand von Baiern Spanien und Amerika, der Dauphin das Königreich beider Sicilien und Guipuzcoa und einige Häfen, der Erzherzog Karl von Oestreich dagegen das Herzogthum Mailand erhalten. Ersterer starb jedoch in Brüssel, und die Franzosen suchten die Engländer und Niederländer von Oestreich abwendig zu machen. Aber sie verdarben ihre Sache dadurch, daß sie den König von Spanien durch eine Intrigue verleiteten, den Dauphin zu

seinem Nachfolger zu erklären. Dennoch kam es im März 1700 in London zu einem abermaligen Partage-Tractat, doch ohne Wissen von Oestreich und Spanien. Demnach sollte Spanien, Amerika und die Niederlande an den Erzherzog Karl von Oestreich, das Königreich beider Sicilien mit den italienischen Häfen an den Dauphin, das Herzogthum Mailand dagegen dem Herzog von Lothringen zufallen, Guipuzcoa mit den angränzenden Landestheilen aber an Frankreich, und der Erzherzog, so lange Karl II. lebte, nicht nach Spanien kommen, eben so wenig nach Mailand. Der Tractat sollte geheim gehalten werden, jedoch die Franzosen machten ihn bekannt, und sowohl Oestreich als Spanien legten Verwahrung dagegen ein. Karl II. wurde namentlich darüber aufgebracht, daß man noch bei seinen Lebzeiten über sein Erbe verfüge. Die Franzosen schoben indessen die Schuld auf die Engländer und Niederländer, und erschlichen endlich ein Testament, worin der Herzog von Anjou zum Könige von Spanien eingesetzt wurde. Dieser ließ sich auch wirklich im November 1700 zum Könige ausrufen. Es erfolgten nun Erklärungen von beiden Seiten, aber es war offenbar, daß nur die Waffen entscheiden könnten. Der Kaiser sammelte also ein Heer und sah sich nach Bundesgenossen um. Ludwig hatte schon eine Armee von achtzehntausend Mann an der spanischen Gränze stehen, und schloß ein Bündniß mit den Churfürsten von Baiern und Köln. Diesem traten auch die katholischen Cantone der Schweiz und Portugal bei. Die Niederländer wußten anfangs nicht, was sie thun sollten. Sie erkannten sogar den Herzog von Anjou an. Aber Wilhelm III. von Oranien und König von England, der sich hintergangen sah, suchte das Parlament zum Kriege zu bewegen. Dieses war jedoch für Frankreich gewonnen. Er löste es auf. Erst als Frankreich nach dem Tode Jacobs II. den Prinzen von Wales unter dem Namen Jacob III. als König anerkannte, erklärte sich das Parlament geneigt zu den erforderlichen Subsidien zu dem Kriege gegen Frankreich. Es kam indessen zu Friedensvorschlägen. Die Niederländer verlangten das Besatzungsrecht in Venlo, Rurmond, Stefanswerth, Luxenburg, Namur, Charleroi, Mons, Termonde. Aber der französische Gesandte erklärte, sein König könne von dem spanischen Reiche auch nicht Ein Dorf abtreten. Da wurden alle Unterhandlungen mit Frankreich abgebrochen, und es kam im September 1701 zu einem Vertrage zwischen dem Kaiser, England, den Niederlanden, der vorzüglich durch Marlborough geschlossen wurde, und worin man den Engländern und Niederländern überließ, was sie in Amerika erobern würden, übrigens jedoch die Rechte des Hauses Oestreich an die spanische Krone verfochten werden sollten, und man gelobte, mit dem gemeinschaftlichen Feinde keinen besondern Frieden einzugehen.

Der Krieg brach zuerst in Italien los wegen Mailand und Neapel. Pabst Innocenz XII. hatte schon vor einem Jahre eine Streitigkeit mit dem Kaiser gehabt wegen eines Ediktes des kaiserlichen Gesandten Martiniz und dessen Haltung in Rom. Der Pabst Clemens XI. wollte Neutralität, und deshalb keinem der Bewerbenden die Investitur ertheilen. Der Herzog Karl von Mantua erklärte sich für die Franzosen. Prinz Eugen drang über die Adda, schlug die Franzosen bei Carpi und ging über den Mincio. Auch in dem Gebiete von Brescia erlitten sie eine Niederlage. Prinz Eugen nahm nun unter mehreren Ortschaften auch Mirandula. Selbst Mailand und Neapel machte Miene, sich zu erklären. Eine Verschwörung, den Kaiserlichen Neapel zu überliefern, mißlang jedoch. Eugen belagerte Mantua, und nahm durch Ueberfall den Villeroi in Cremona gefangen, den er mit sich fortführte, ohne jedoch die Stadt behaupten zu können. Zwar mußte die Belagerung von Mantua aufgegeben werden, aber der kaiserliche Feldherr schlug die Franzosen im August 1702 bei Lutzara. Ein Streifcorps von sechshundert Mann drang sogar im September in Mailand ein, wo die Kaiserlichen mit Jubel empfangen wurden, aber mit Beute beladen zurückkehrten. Die Franzosen erhielten indessen Verstärkungen. Sie eroberten Guastalla und Borgofortum.

Im Jahre 1702 begann nun auch der Krieg in den Niederlanden. Die Franzosen standen in Gent, und suchten sich mit neuen Werken zu versehen, aber die Holländer zerstörten sie, und erklärten endlich, nachdem Wilhelm III. im März gestorben, und die Königin Anna statt seiner die Regierung führte, unter dem 15. Mai den Franzosen offen den Krieg, der zuerst im Churfürstenthum Köln ausbrach. Die Niederländer griffen Kaiserswerth an und der Churfürst von Brandenburg Saarbrücken. Dieses mußte sich ergeben, obgleich Tallard mit immer neuen Truppen über den Rhein drang. Auch mißlang den Franzosen ihr Anschlag auf Nymwegen. Die Verbündeten erhielten indessen an der Königin von England nicht nur die Hilfe eines starken Heeres, sondern auch an dem Führer desselben, Herzog Marlborough, einen ausgezeichneten Feldherrn. Dieser drängte die Franzosen aus den am Rheine von ihnen besetzten Orten zurück. Er nahm Venlo, Rurmond, Stefanswerth, und drang durch die von den Franzosen besetzten Linien unter Boufler's. Auch Rheinberg mußte sich im Februar 1703 ergeben. Zwar machte der Marquis von Bedmar einen vergeblichen Versuch auf Hülst, aber Tallard zwang den Churfürsten von Köln zur Neutralität, und nahm Greifenberg bei Trarbach. Der Kaiser suchte nun in Deutschland die Reichshilfe gegen Frankreich aufzubringen. Das hatte aber viel Schwierigkeit. Nicht blos der mit Frankreich verbündete Churfürst von Baiern widerstrebte, sondern auch die gegen die neunte Chur correspondirenden Fürsten waren

aufgebracht gegen den Kaiser. Viele Andere waren mit Gold für Frankreich gewonnen. Noch Andere waren bedenklich. Sie fürchteten den Krieg, und glaubten, daß die spanische Erbfolge das Reich gar nicht berühre. Darin waren sie aber sehr im Irrthum. Gewiß war schon aus Rücksichten der Nothwendigkeit das Räthlichste, sich an den Kaiser anzuschließen. Zwar hatten der fränkische und schwäbische Kreis auf Grund des Beschlusses von Heidenheim im November ein Heer von vierzehntausend Mann zu gegenseitiger Vertheidigung zusammenziehen wollen. Aber was konnten sie damit machen gegen eine der kriegführenden Mächte? Auch das, was sie später zu Nürnberg und Ulm beschloßen, die Verdreifachung jener Zahl, reichte nicht aus. Sie luden daher die einzelnen Kreise, den rheinischen, bairischen und die sonstigen, zur Theilnahme, und schloßen endlich mit Ausnahme von Baiern sich dem Kaiser, England und den Niederländern an. Der König von Frankreich wurde als Reichsfeind erklärt, und Ludwig von Baden ging mit einem kaiserlichen Heere an den Rhein. Er nahm Lauterburg, Kronweissenburg und belagerte Landau. Der Churfürst von Baiern aber, den der Kaiser nicht hatte gewinnen können, trat endlich als offener Feind auf. Unter dem Vorwande, sich zu sichern, nahm er Ulm und Memmingen. Er wurde ebenfalls als Reichsfeind erklärt. Ludwig von Baden, der kaiserliche Heerführer, versuchte es in einer Schlacht bei Friedlingen, in der Nähe von Hüningen, die Vereinigung der Baiern und Franzosen zu verhindern, allein die Schlacht war nicht von Entscheidung. Die Franzosen besetzten indeß Nancy, und zwangen den Herzog von Lothringen, das Land zu verlassen.

In Italien wurde der Krieg im Anfange des Jahres 1703, da der Prinz Eugen nach Deutschland zurückgekehrt war, nicht ganz glücklich für die Kaiserlichen geführt. Die Sache stellte sich aber einigermaßen besser, als der Herzog von Savoyen dem Bündnisse gegen Frankreich beitrat. Auch in Deutschland ging es besser. Rheinberg hatte sich ergeben müssen. Die Holländer unter Coehorn, „dem sogenannten Schwierigkeitsgeneral,“ eroberten im April 1703 Bonn, und zogen dann nach Antwerpen, wo sie die französischen Befestigungen in dem Gebiete von Wasen zerstörten. Aber das Heer der Niederländer, das bei Eckern stand, erlitt eine Schlappe, und nachdem sie Schlangenburg tapfer vertheidigt hatten, mußten sie sich zurückziehen. Marlborough zog an die Maas und eroberte Hui. Gerne hätte er die Franzosen in ihren Verschanzungen angegriffen. Das schien indeß den Holländern zu bedenklich. Auch an der Mosel wurde der Krieg für die Verbündeten mit Glück fortgeführt. Sie nahmen Veldenz. Trarbach wurde von den Hessen belagert, da aber Tallard mit fünftausend Mann zu Hilfe kam, mußten sie wieder abziehen.

Das Bedenklichste in Deutschland war nun die Stellung des Churfürsten von Baiern. Der Kaiser hatte, als er diesen nicht gewinnen konnte, die Grafen Schlick und Styrum nach Baiern gesendet. Letzterer schlug auch die Baiern, nahm Neuburg und Rottenburg. Aber die Baiern verbanden sich mit den Franzosen unter Marschall Villars. Der Churfürst besetzte nicht blos Regensburg, sondern wagte auch, nachdem er sich mit dreitausend Mann Franzosen verstärkt, einen Einfall in Tyrol. Er nahm Kufstein, Inspruck, Hall, Scharnitz und die Ehrenberger Klause. Jetzt aber erhoben sich die Tyroler Landleute, und warfen die Baiern mit Verlust zurück. Blos Kufstein konnten sie behalten. Die Franzosen setzten sich in Ulm, Ingolstadt, Braunau fest, und verschanzten sich der Art bei Dillingen, daß der kaiserliche Feldherr es nicht wagte, sie anzugreifen. Ja Breisach, Landau gingen verloren, und auch Augsburg mußte sich an Baiern ergeben.

Der König von Portugal, der vorzüglich deshalb gereizt war, weil Philipp von Anjou zugleich mit dem spanischen auch das portugiesische Wappen angenommen, hatte sich ebenfalls den Verbündeten angeschlossen. Er versprach, zwanzigtausend Mann zu stellen, jedoch den Krieg nicht anders als im Namen Karls III. zu führen, und nicht eher zu beginnen, als bis dieser nach Spanien gekommen. Leopold trat demnach in feierlicher Sitzung zu Wien seine Rechte an Karl III. ab, und dieser segelte über die Niederlande und England nach Lissabon. Jetzt begann auch Portugal den Krieg, und Georg von Hessen-Darmstadt, der mit der verbündeten Flotte Barcellona zu nehmen gehofft hatte, mußte zwar von da abziehen, eroberte aber Gibraltar. Schlimm stand es indessen für die Kaiserlichen in Deutschland. Der Churfürst von Baiern hatte Passau erobert, und drohte, sich mit Tallard zu vereinigen. Da faßte der englische General Marlborough einen kühnen Entschluß, der ebenso geschickt ausgeführt als vom Glücke begleitet wurde. Er stellte sich, als wollte er mit dem vereinigten Heere der Engländer und Niederländer moselaufwärts ziehen, aber er wandte sich plötzlich, zog an den Neckar und die Donau, und vereinte sich mit den Kaiserlichen. Der Churfürst von Baiern, der einem so großen Heere nicht gewachsen war, verschanzte sich mit einem Theile der Seinigen bei Dillingen, mit einem andern am Schellenberge bei Donauwörth, und suchte die Kaiserlichen von einem Einfalle in Baiern zurückzuhalten. Aber am 11. Juli des Jahres 1704 kam es zu einer blutigen Schlacht am Schellenberge, wo die Verbündeten die bairischen und französischen Verschanzungen erstürmten, und einen glänzenden, jedoch blutigen Sieg errangen, der ihnen ganz Baiern öffnete. Der Churfürst suchte jetzt zu unterhandeln.

Die Verbündeten merkten aber, daß er blos Zeit gewinnen wolle, bis sich Tallard mit ihm vereinigt hätte, was denn auch bei Augsburg geschah. Doch nun war Eugen zu den kaiserlichen Truppen gestoßen, und im August kam es zu der blutigen Schlacht bei Höchstädt. Der Sieg war anfangs zweifelhaft. Die Verbündeten litten viel durch das französische Geschütz, den schlammigen Boden, wo sie standen, endlich wurde die französische Reiterei geworfen. Tallard mußte sich ergeben. Ein Boineburg nahm ihn gefangen. Das französische Fußvolk aber hielt sich noch in seinen Verschanzungen bei Blenheim. Die Baiern vertheidigten sich tapfer. Sie wurden jedoch von Eugen zurückgeworfen, und der Sieg über die Baiern und Franzosen war ebenso vollständig als blutig, wie seit Menschengedenken, außer dem Siege über die Türken vor Wien, keiner erfochten worden. Die Besiegten verloren an dreißigtausend Mann Todte und Gefangene. Memmingen, Biberach, Augsburg und alles Land zwischen der Donau und dem Rheine ward mit Einem Schlage erobert. Blos Ulm hielt sich noch eine Zeit lang. Aber es mußte sich ebenfalls, wie Straubing, Passau, Kehlheim, Landau, ergeben. Marlborough zog im October nach Trier, und während er selbst nach London ging, um bei dem dortigen Parlamente den Krieg gegen Frankreich desto kräftiger zu betreiben, eroberten die Niederländer Saarburg, der Fürst von Hessen Trarbach. Den Churfürsten von Baiern hatte die Niederlage und der Verlust seines Landes gebeugt. Er dachte an Friede. Dieser wurde durch seine Gemahlin im Lager vor Landau dahin vermittelt, daß der Churfürst von Allem, was er besessen, blos die Präfectur München und den churfürstlichen Schatz behielt. Vorderhand blieb er aber noch beim Kriege.

In den Niederlanden hatte während der Zeit der Krieg so gut als geruht. Die Franzosen belagerten Creveceur und Dole, jedoch ohne Erfolg, ebenso die Verbündeten Namur. Nur in Italien hatte sich der Krieg desto heftiger entzündet. Die Franzosen unter Feuillade eroberten Asti, Villanova, Susa, Vercelli, eine andere Heeresabtheilung Verera in Piemont, welches der Freiherr von Freisingen tapfer vertheidigte. Auch Villa Franca mußte sich ergeben.

Während aber Oestreich durch Baiern und Frankreich in den eigenen Erblanden bedrängt war, hatten sich auch die Ungarn unter dem jungen Ragotzi wieder erhoben. Dieser, einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers überführt, war seiner Haft entflohen, und hatte die Ungarn aufgewiegelt. Sie nahmen einige Bergstädte, Zollnik, Barkan und Lippa, und schweiften bis zu den Gränzen Oestreichs umher. Der gegen sie gesendete Graf Schlick fühlte sich zu schwach. Es wurde daher Eugen nach Pesth geschickt. Er bot den Ungarn Verzeihung. Sie verlangten aber nicht blos die Herstellung

Ragotzis, sondern auch die Kirchen und Consistorien für die Protestanten zurück, Ausweisung der Jesuiten, Befreiung von Tribut auf fünfzehn Jahre und sonstige unverschämte Dinge. Die Unterhandlungen wurden daher abgebrochen. Die Rebellen verloren zwar Fünfkirchen, schweiften aber bis in die Nähe von Wien, während die Baiern und Franzosen Oestreich von der andern Seite bedrohten. Zweimal von den Kaiserlichen unter General von Heister geschlagen, wurden die Unterhandlungen unter holländischer und englischer Vermittlung von Neuem wieder aufgenommen. Der Kaiser versprach Freiheit der Religion, die Ungarn verlangten aber nicht nur, daß ihr König in Pesth residiren sollte, die Deutschen aus Ungarn entfernt würden, Ragotzi Siebenbürgen erhielte, sondern auch noch sonstige Dinge, welche der Kaiser unmöglich gewähren konnte. Der Krieg ging daher von Neuem los. Der zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufene Ragotzi nahm zwar Neuhäusel durch Verrath, wurde aber, als er Leopoldstadt belagerte, von Heister mit einem Verluste von dreitausend Mann geschlagen. Im Jahre 1705 erhielt Ragotzi neue Verstärkungen an Volk, Geld und Officieren aus Frankreich, und nahm in Oberungarn Tokai und andere Ortschaften.

Leopold, dessen letztes Friedenswerk noch eine Revision des Kammergerichtes gewesen, wurde im Monat April des Jahres 1705 von einer Krankheit ergriffen, woran er Anfangs Mai starb, und bei den Kapuzinern begraben. Seine Regierung, obgleich fortwährend, bald von den Türken und aufrührerischen Ungarn, bald von dem Ehrgeiz und der Raubsucht Frankreichs belästigt, war doch im Ganzen eine sehr glückliche zu nennen. Nie vor ihm war eine solche Menge von so großen Siegen über die Erbfeinde des Reiches erfochten worden. Auch die Reichsfürsten, obgleich sie wegen der neunten Chur mit ihm zerfallen waren, schenkten ihm Vertrauen, und er besaß an dem Herzoge von Lothringen, dem Markgrafen Ludwig von Baden, dem Prinzen Eugen Feldherren, die den größten aller Zeiten an die Seite gesetzt werden konnten. Leopold war aber nicht blos ein sehr ehrenwerther Charakter für sich, er wußte auch das Verdienst zu schätzen, und zeigte sich dankbar. Er erhob in den Fürstenstand Johann Ferdinand, Grafen von Porcia (17. Februar 1662), im April desselben Jahres Johann Georg Christian, Grafen von Ostfriesland, und später Philipp von Croy. Im Mai 1664 wurden Fürsten des Reiches Johann Friedrich von Nassau-Siegen und dessen Enkel Wilhelm Moritz und Friedrich, desgleichen die Brüder Franz Egon, Herrmann Egon und Wilhelm von Fürstenberg, im Juli 1670 Johann Adolph, Graf von Schwarzenberg, im October Albrecht Ernst, Graf von Oettingen, im Jahre 1678 der Graf Raimund von Montecuculi zur Würde eines Fürsten von Amalfi erhoben. Im Jahre 1682

erhielten die fürstlichen Insignien Georg Friedrich, Graf von Waldeck, 1686 Eugen Alexander von Taxis, zwei Jahre später Volrad von Nassau-Usingen und dessen Agnaten Georg, August, Samuel von Nassau-Idstein und Johann Ernst von Weilburg. Im Jahre 1689 erhob er Philipp zum Grafen von Montecuculi, dann Livio Odeschalci zum Herzoge von Ceri, 1696 zum Fürsten Philipp Reinhard, Grafen von Hanau, und 1697 Christian Wilhelm, Grafen von Schwarzburg, von der Sondershausener Linie.

Leopold war dreimal verheirathet. Die erste Gemahlin war Margaretha Theresia, Tochter Philipps IV. von Spanien, starb 1673; seine zweite Claudia Felicitas, Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl von Oestreich, von der Tyroler Linie, starb 1676; die dritte Eleonora Magdalena, älteste Tochter Philipp Wilhelms von Pfalz-Neuburg, starb 1720.

12. Kaiser Joseph I.

Fortsetzung des spanischen Erbfolgekrieges. Streitigkeiten mit dem Pabste wegen Parma und Ferrara. Friedensverhandlungen zwischen den Verbündeten und Frankreich. Siege der kaiserlichen Waffen gegen die Empörer in Ungarn.

Leopolds Nachfolger war sein drittgeborner Sohn Joseph I., der außer diesem Namen noch Jacob Ignatius Johann Anton Eustachius in der heiligen Taufe benannt wurde. Seine Mutter war Eleonora Magdalena Augusta. Joseph I. war ein Fürst von vielen Anlagen, und seine Regierung ließ viel Glück hoffen, wenn er nur länger gelebt hätte. Im Jahre 1687 wurde er zum Könige von Ungarn und 1690 zum römischen Könige gekrönt. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Wiedereinsetzung von Ulm, Landau, Donauwörth in ihren alten Reichsstand, so wie die Erhebung des Herzogs Marlborough zum deutschen Reichsfürsten mit der Herrschaft Mindelheim, welche ehemals zu Baiern gehörte. Jene Erhebung wurde von dem Churfürsten- und Fürsten-Collegium im Jahre 1706 bestätigt, und der Herzog in das Fürsten-Collegium eingeführt.

Der Krieg wurde in Deutschland fortwährend mit Glück gegen Frankreich fortgeführt. Nur in Italien war Eugen zu schwach gegen die überwiegende Macht der Franzosen. Zwar siegte Eugen am 16. August 1606 bei Cassano, das hinderte aber doch nicht an den Fortschritten der Franzosen in Piemont.

In Spanien war Karl III. im Jahre 1705 mit den Portugiesen

eingerückt. Die Portugiesen hatten Salvatierra, Sarcas, Alcantara, Albuquerc genommen und Vich, Figueira, Ilerda sich an Karl ergeben. Auch Barcellona wurde genommen, bei welcher Gelegenheit jedoch Georg von Darmstadt getödtet wurde.

Die Franzosen hatten sich in Belgien durch verschiedene Linien und befestigte Lager und Verschanzungen zu halten gesucht. Sie anzugreifen, hielt man bisher für ebenso unmöglich, als sie zu umgehen. Aber der Herzog Marlborough wußte alle diese Werke unschädlich zu machen. Er umging sie durch geschickte Manöver, bezwang die Feinde in offener Feldschlacht, und nöthigte sie, ihre Verschanzungen zu verlassen. Ebenso wurden die Linien der Franzosen im Elsaß bei Hagenau und Drusenheim durchbrochen, obgleich der Churfürst von Baiern den Rücken der Verbündeten durch Aufwiegelung der Bauern zu beunruhigen suchte. Allein ihre Anschläge wurden theils entdeckt, ehe sie noch reif waren, theils zu nichte gemacht. Dennoch hatte der kaiserliche General Thüngen einen harten Stand gegen die ihm an Zahl und Ausrüstung weit überlegenen Franzosen unter Villars. Er mußte sich über den Rhein zurückziehen, und die Franzosen streiften im Frühlinge 1706 bis in die Pfalz hinein. Es geschah aber jetzt gegen den Churfürsten von Baiern, Maximilian Emanuel, und den Churfürsten von Köln, Joseph Clemens, ein Hauptschlag. Sie wurden am 29. April zuerst in Wien, dann in Regensburg mit Uebereinstimmung des Churfürsten-Collegiums feierlichst in die Acht erklärt, wiewohl sich einige Fürsten darüber beschwerten, daß man ihre Stimme dabei nicht gehört. Es sollte jedoch in jener Zeit nicht blos im Westen von Deutschland um die Krone von Spanien gefochten werden, was wegen der sogenannten spanischen Niederlande für Deutschland noch von besonderem Interesse war, auch der sogenannte nordische Krieg zwischen den Kronen von Schweden, Rußland, jener von Polen, die gegenwärtig ein deutscher Churfürst, August von Sachsen, trug, spielte nach Deutschland an die Oder hinüber, und veranlaßte viel Drangsal. Karl XII., König von Schweden, war nämlich nach der Schlacht bei Frauenstadt im Februar 1706 über die Oder gegangen, und hatte im August Leipzig, Wittenberg und den größten Theil von Sachsen besetzt. Er erpreßte eine Summe von sechsmalhundert fünfundzwanzigtausend Joachimsthalern aus Sachsen und den für die Katholiken so nachtheiligen Frieden von Altranstädt zu Gunsten der schlesischen Protestanten.

In Spanien machten die Verbündeten große Fortschritte. Sie zwangen die Franzosen zur Aufhebung der mit so großem Aufwande begonnenen Belagerung von Barcellona, eroberten Rodriguez und endlich Madrid, das Philipp von Anjou mit Reichskrone und Reichsinsignien verließ. Karl wurde am 2. Juli zum Könige ausgerufen.

Leider zögerte er aber zu sehr mit seinem Heere, um sich mit den Portugiesen und Engländern zu verbinden, und obgleich er als Sieger in Saragossa einzog, so erholten sich die Franzosen doch bald wieder von ihrem Schrecken, die Portugiesen mußten Madrid verlassen, wo Philipp von Anjou von Neuem einzog.

In Italien bedrohten die Franzosen unter Feuillade Turin. Die Stadt war schon auf das Aeußerste gebracht, als Eugen ihr zu Hilfe zog, sich mit dem Heere des Herzogs von Savoyen vereinigte, am 7. September 1706 die Franzosen in ihrem Lager angriff, ihnen fünftausend Mann tödtete und eben so viele gefangen nahm, das Lager selbst mit einem großen Theile der Geschütze eroberte. Da mußten sich auch Chira, Ivrea, Novara, ja selbst Mailand ergeben. Auch Pavia, Lodi, Tortona, Alexandria, Casale fielen. Modena wurde im November erstürmt, blos die Citadelle von Mailand hielt sich noch eine Zeit lang.

Ebenso glücklich wurde der Krieg in Belgien geführt. Marlborough hatte die Franzosen im Mai geschlagen, ihnen fünftausend Mann getödtet, eben so viel gefangen genommen, ihr Lager sammt fünfzig Stück Geschütz erobert. Die Franzosen mußten Löwen, Brüssel, Mecheln, Gent, Brügges, Oudenard, ja ganz Brabant mit einem großen Theile von Flandern verlassen, welches Marlborough mittels eines darüber veröffentlichten Manifestes seinem legitimen Könige Karl III. unterwarf. Auch Ostende, Menen, Termonde, Ath mußten sich ergeben.

Der Anfang des folgenden Jahres 1707 schien den Franzosen günstiger zu sein, wie sie denn in allen Kriegen der damaligen Zeit dadurch einen bedeutenden Vorsprung gewannen, daß sie stets zuerst im Felde waren, und schon eine bedeutende Stellung gewonnen hatten, ehe noch ihre Gegner marschfertig waren.

In Deutschland führte nach dem Tode des Markgrafen Ludwig von Baden Christian Ernst, Markgraf von Brandenburg-Baireuth, das Commando. Die Franzosen aber drangen durch die Verschanzungen bei Stolhofen, und trieben im Sommer in Franken und Schwaben ungeheure Summen ein, ja sie würden auch noch weiter in Baiern vorgedrungen sein, wenn sich ihnen nicht Churfürst Georg Ludwig von Hannover entgegengestellt und der Graf Mercy die Franzosen bei Offenburg (24. Sept.) geschlagen.

Die Schweden bedrohten indeß das deutsche Reich im Osten. Sie lagen noch immer in Sachsen, und machten an den Kaiser verschiedene Forderungen, besonders in Beziehung auf Schlesien, das sie mit einem Einfalle bedrohten. Sie verlangten unter Anderm Freiheit der Religion für Schlesien, und der Kaiser, um sich nicht in einen neuen Krieg zu verwickeln, verstand sich vorzüglich unter der

Vermittlung der Engländer und Niederländer zu dem Frieden von Altranstädt. Die Protestanten erhielten darin einhundertundzwanzig Kirchen zurück, und die Städte Teschen, Hirschberg, Landshut, Freistadt, Sagan und Militsch die Erlaubniß zur Einrichtung von neuen.

In dem Jahre 1708 aber zeigte sich in Deutschland eine ähnliche Erscheinung wie im Jahre 1212. Es traten nämlich eine Menge von Knaben aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zusammen, hielten öffentliche Betstunden unter freiem Himmel, und konnten daran weder durch die Drohungen der Obrigkeit, noch der Eltern zurückgehalten werden. Nach Einigen hätte sie das Beispiel und der Feldgottesdienst der Schweden dazu gereizt. Die Sache legte sich indessen von selbst.

Die Franzosen hatten zu Anfang des Jahres 1707 ganz Oberitalien verlassen müssen, ja selbst Parma, Florenz, Genua, Lucca wurde gebrandschatzt, die Citadelle von Modena, Mailand, das ganze Herzogthum Mantua war in den Händen der Verbündeten. Der kaiserliche Feldherr Daun rüstete daher, weil es in Oberitalien nichts mehr zu thun gab, zu einem Zuge nach Neapel. Capua, Aversa, Neapel, Cajeta unterwarfen sich dem Könige Karl. Auch was von Toscana noch in den Händen der Feinde war, wurde erobert. Eugen ging mit dem Herzoge von Savoyen, Wilhelm von Sachsen-Gotha, dem Erbprinzen Friedrich von Hessen und einem Heere von fünfunddreißigtausend Mann über die Alpen, fiel in die Province ein und belagerte Toulon, mußte aber die Belagerung aufheben.

In Spanien ging es in diesem wie in dem folgenden Jahre nicht glücklich für die Verbündeten. Die Engländer unter Galloway wurden bei Almanzo geschlagen und beinahe aufgerieben. Da ging Valencia, Arragon und fast ganz Catalonien verloren. Auch die Portugiesen mußten Seopa, Maura, Alcantara, Rodriguez verlassen. Der Herzog Philipp von Orleans eroberte im Juni 1708 Tortosa, wogegen die Engländer die Insel Sardinien, Minorca für Karl in Besitz nahmen.

Es kam aber jetzt zu Mißhelligkeiten zwischen dem Pabste und dem Kaiser. Die erste Veranlassung hiezu hatte schon die Besetzung Parma's gegeben. Der Pabst hatte mit dem Banne gedroht, der Kaiser jedoch geantwortet, es handle sich hier um eine rein weltliche Angelegenheit, die nicht mit geistlichen Waffen entschieden werden könne. Der Kaiser, weit entfernt, nachzugeben, gestattete sogar, daß seine Truppen in das Herzogthum Ferrara einbrachen und Comachio besetzten. Da rüstete nun auch der Pabst zum Kriege. Er ließ Ferrara befestigen und die italienischen Fürsten zu einem Bündnisse einladen, was jedoch fruchtlos war wegen der Uebermacht der Verbündeten. Auch mußte sich der Pabst, welcher den eisernen Bestand Sixtus V.

angegriffen und mittels desselben Krieger angeworben, weil von beiden Seiten kaiserliche Truppen heranrückten, zum Frieden verstehen (in der Nacht des 15. Januar 1709), worin er Karl III. als König von Neapel und Spanien anerkannte, sein Heer entließ, dem Bündniß mit Frankreich entsagte. Der Streit um Comachio sollte friedlich beigelegt werden.

Eugen und Marlborough gewannen am 10. Juli 1708 die Schlacht bei Oudenard über die Franzosen, worin diese dreitausend Mann an Todten und siebentausend Gefangene verloren. Nachdem sie in Folge dieses Sieges auch die Werke der Franzosen bei Ypern durchbrachen, stand den Verbündeten der Weg nach Artois und der Picardie offen.

In Deutschland fand aber um diese Zeit der lange Streit um die hannöverische Churwürde seine Erledigung. Hannover wurde am 30. Juni 1708 in das Collegium der Churfürsten aufgenommen. Auch Chur-Böhmen gelangte wieder zu seinem vollen Rechte. Die Stadt Hamburg aber wurde durch die Händel, die der Pastor Krumbholz an St. Peter daselbst erregt, und Köln durch den protestantischen Cultus, welchen die preußische Besatzung daselbst eingeführt, in Bewegung gesetzt, während die Franzosen Anschläge auf Freiburg machten, zugleich jedoch auch an Frieden dachten, der, obgleich im Mai 1709 unterschrieben, dennoch einstweilen nicht zu Stande kommen sollte. Die Verbündeten schritten nun zur Belagerung von Tournay, das sich ergeben mußte, endlich von Mons. Als die Franzosen dieses zu entsetzen suchten, kam es zur Schlacht von Malplacquet, worin den Verbündeten, denen anfangs der Sieg streitig gemacht wurde, endlich durch die Thätigkeit Eugens die Oberhand blieb. Mons mußte sich daher im Monat October ergeben.

In Deutschland konnte der Krieg nicht mit dem gehörigen Nachdrucke betrieben werden. Denn wiewohl die Stände, besonders auch auf Veranlassung der Königin von England, Geld und Truppen bewilligten, so waren doch Einige läßig, und sandten weder das Eine, noch das Andere. Der Marschall Harcourt drang daher über den Rhein, und nahm mit sich fort, was er fand. Zwar rückten Mercy und La Tour durch das Baseler Gebiet in den Elsaß nach Burgund vor, aber im August kam es zur Schlacht bei Runnersheim, wo die Deutschen geschlagen wurden.

In Spanien blieben die Franzosen Meister, aber in Savoyen wurden sie von Daun geschlagen, Annecy erobert.

Im Anfange des Jahres 1710 wurde Hannover mit dem Amte eines Erbschatzmeisters vom Kaiser belehnt, Mirandula an den Herzog von Savoyen übertragen. In Belgien drangen die Verbündeten siegreich vor. Sie eroberten Douai, Bethüne und sonstige Ortschaften.

Dagegen hatten es die Franzosen in einem Streifzuge versucht, Löwen anzugreifen, theilweise sogar einzudringen, sie wurden aber von den Bürgern tapfer zurückgetrieben. Auch in Spanien stand die Sache günstiger für die Verbündeten. Die Franzosen wurden bei Saragossa geschlagen, und Karl konnte wieder gegen Madrid vordringen, welches er erobert hätte, wenn sich nur die Portugiesen thätiger gezeigt. Aber später wendete sich das Blatt, die Franzosen erlangten wiederum die Oberhand, und drangen von Neuem siegreich vor.

Es traf aber jetzt ein Ereigniß ein, das von wesentlichen Folgen war auf den ganzen Gang des Krieges. Das war der kinderlose Tod Kaiser Josephs, 17. April 1711, wodurch der bisherige Prätendent, Karl III. von Spanien, auch zu gleicher Zeit Herr der östreichisch-deutschen Erbmonarchie wurde. Das war nach den damaligen Ansichten eine völlige Störung des europäischen Gleichgewichtes und eine Gefahr für die Freiheit Europa's, die man weniger mittels treuer Beobachtung der bestehenden Verträge und Rechte, als durch ein künstliches Balancirsystem, das von nun an auch bei einzelnen Völkern in Wirksamkeit trat, zu schützen suchte. Es war dies eine natürliche Folge des neuen Dogma, doch nicht ganz ohne Analogon in der Geschichte.

Der Tod Kaiser Josephs rief Karl nach Deutschland, er lähmte die Operationen Stahrenbergs und brachte eine Wendung in die damalige Politik, die aber durch den Sturz Marlboroughs erst vollends durchdringen konnte. Die Engländer waren aufgebracht gegen Marlborough, gegen den Kanzler Godolfin und über den Ehrgeiz der Herzogin von Marlborough. Sie liebten den Krieg nicht mehr, sie suchten den Herzog zu stürzen und jenem eine andere Wendung zu geben. Sie hätten dies auch ohne Intriguen vermocht, die aber auf den Gang der Verhandlungen einen besondern Einfluß hatten. Die Krone Spaniens und die deutsche Kaiserkrone auf dem Einen Haupte Karls mit dem Besitze der östreichischen Erblande betrachtete man damals als eine Störung des europäischen Gleichgewichtes, der man sich mit denselben Kräften widersetzen müsse, womit man den französischen Uebermuth gebrochen. Die Franzosen hatten sich indessen schon längstens überzeugt, daß sie trotz ihrer Anstrengungen den vereinten Kräften der Verbündeten nicht gewachsen wären. Sie suchten diese daher zu trennen und mit Einzelnverträgen abwendig zu machen. Schon im Jahre 1705 hatten sie es verschiedene Male versucht, den Frieden zu erlangen. Dieser aber scheiterte immer an den Forderungen des Kaisers. In dem erwähnten Jahre hatten sie durch den päbstlichen Gesandten zu Wien dem Hause Oestreich einen Theil der spanischen Monarchie angeboten. Später ließen sie durch den Marquis Allegri an Karl Neapel, Sicilien und das Herzogthum Mailand anbieten,

für das Uebrige eine Geldentschädigung, wogegen dem Churfürsten von Baiern Belgien verbleiben sollte. Aber das verwarfen die Niederländer.

Im Jahre 1707 hatte Frankreich den Pabst zum Vermittler angerufen. Aber auch damals scheiterte der Versuch. Endlich im Monate März des Jahres 1709 kam es zu gewissen Präliminarien. Die Verbündeten verlangten demgemäß als Grundlage die Uebergabe von Spanien mit den dazu gehörigen Provinzen an Karl innerhalb zwei Monaten, und wenn Philipp von Anjou sich dessen weigere, sollte der König von Frankreich ihn selbst mit bewaffneter Hand herauswerfen, die Rückgabe von Straßburg und Breisach an den Kaiser, Rheinfels an Hessen-Cassel, Anerkennung des Königs von England als legitimen Herrscher und der protestantischen Erbfolge, so wie Aufhebung der bekannten Klausel des Ryswicker Friedens, Schleifung der Werke von Dünkirchen, Ausweisung des englischen Kronprätendenten aus Frankreich. Der König von Preußen sollte als König anerkannt und in dem Besitze von Neuenburg bestätigt, die spanischen Niederlande an Karl III. zurückgegeben werden, so jedoch, daß die Niederländer Furnes, Tournai, Condé und einige sonstige befestigte Orte, worüber später der sogenannte Barrieren-Tractat geschlossen wurde, zur Sicherheit behielten. Die neunte Chur sollte vom Reiche anerkannt werden, Savoyen restituirt, Exilles, Fenestrelles und Chaumont ihm überwiesen werden. Ueber die Wiedereinsetzung des Churfürsten von Baiern wurde im Allgemeinen verhandelt. Es sollte ein Waffenstillstand verkündet werden, während die Franzosen bis zum 15. Juni Namur, Mons, Charleroi, und in vierzehn Tagen Luxenburg, Condé, Tournay, Maubeuge, und bis zum 15. Juli Neuport, Furnes und Ypern zu räumen hätten. Diese Bedingungen wurden von Seiten Frankreichs zu hart befunden, besonders aber der Punkt, worin von dem alten Könige verlangt wurde, daß er seinen Enkel mit gewaffneter Hand aus Spanien austreiben sollte. Die Unterhandlungen wurden jedoch zu Anfang Januars 1710 von Neuem angeknüpft und zu Gertrudenburg fortgesetzt. Man merkte jedoch die französische List, womit sie die Verbündeten trennen wollten. Da versuchte es Tallard, der in England gefangen war, mit Bestechung und Künste die Engländer zu gewinnen. Hiezu bot sich bald Gelegenheit. Marlborough, obgleich er seine Gemahlin wiederholt zur Vorsicht gemahnt, hatte Feinde am Hofe, die ihn und seine Familie zu stürzen suchten. Endlich fiel er, und mit dem Haupte die Partei selbst. Er wurde zurückberufen und das Commando der Armee einem unfähigen Menschen, Ormond, übertragen. Marlborough bekannte sich zu den Whigs, die nach seinem Sturze an's Ruder gekommenen Tories drangen auf Frieden, der besonders durch den Tod Josephs

beschleunigt wurde. Dieser war nämlich ohne männliche Nachkommen gestorben. Da nun sein Bruder Karl, bisheriger König von Spanien, in seinen östreichischen Erblanden folgte, und sogar auch auf die kaiserliche Würde Anspruch machte, so gab dieses eine unerwartete Wendung in der bisher von den Verbündeten befolgten Politik. Sie fürchteten die Macht Oestreichs, und weil sie Frankreich für genug gedemüthigt hielten, sehnten sie sich endlich nach Frieden, dem auch, wie wir noch hören werden, Karl sich fügen mußte. Es bleibt uns indessen hier noch etwas nachzuholen über einen andern Schauplatz des Krieges, auf dem die Waffen Josephs bisher so glücklich gewesen, nämlich Ungarn. Der Kaiser Joseph hatte gleich anfangs bei seiner Regierung zum Frieden gemahnt. Das war aber fruchtlos gewesen, und die Waffen sollten entscheiden. Denn die Siebenbürger hatten im Jahre 1705 den Ragotzi zurückgerufen und zum Fürsten erwählt, die Niederländer und Engländer die Sache vergebens beizulegen versucht. Da wurde Ragotzi am 11. August an der Waag und am 11. December bei Karik geschlagen und aus ganz Siebenbürgen hinausgeworfen. Die Empörer dagegen belagerten Oedenburg und richteten im Jahre 1706 eine große Verwüstung an, mußten aber doch Oedenburg verlassen. Die Vermittlung der Engländer und Niederländer scheiterte ebenfalls an den unerhörten Forderungen der Ungarn. Ragotzi nahm nun Strigonium, das aber bald wieder von Stahrenberg erobert wurde. Indessen war Ragotzi wieder nach Siebenbürgen vorgerückt. Er wurde in Weissenburg von Neuem als Fürst ausgerufen, und die ungarische Krone selbst auf dem Tage von Onoth von den daselbst versammelten Rebellen im Juni 1707 als erledigt erklärt. Das war aber auch die ganze Großthat. Denn Siebenbürgen mußte sich nicht nur wieder unterwerfen, sondern Stahrenberg befreite auch das von Ragotzi belagerte Leopoldstadt. Im April des Jahres 1708 war eine Versammlung der ungarischen Großen in Pesth. Auch Ragotzi war dazu eingeladen. Er weigerte sich jedoch, zu erscheinen, suchte vielmehr durch einen Waffenstillstand Zeit zu gewinnen, was der Kaiser abschlug. Da trugen die Kaiserlichen unter General Heister einen großen Sieg davon bei Trentschin, in dessen Folge sich Neutra ergeben mußte und viele Rebellen sich dem Kaiser unterwarfen. Heister belagerte Neuhäusel, nahm Schemnitz, Cremnitz und Neusohl, im Juni des folgenden Jahres Vesprim und viele Burgen in der Grafschaft Zips, und als im Januar 1710 die Rebellen abermals geschlagen wurden, mußte sich auch Neuhäusel ergeben. Es folgten Hatvan, Zolnack, Erla, Eperies. Auch Cassorio wurde enger eingeschlossen. Den in die Acht erklärten Rebellen Ragotzi und Berezin blieb endlich nichts übrig, als Flucht zu den Russen. Die Uebrigen unterwarfen sich unter der Bedingung einer allgemeinen

Amnestie, Freiheit der Religionsübung. Ragozi ging endlich zu den Franzosen.

13. Kaiser Karl VI.

Fortsetzung der Friedensverhandlungen zwischen den Verbündeten und Frankreich. Friede von Rastadt. Bedrohte Stellung der Schweden in Pommern. Der Barrieren-Tractat. Glänzende Erfolge in dem Türkenkriege. Verlegenheiten wegen des Uebertrittes des Churfürsten von Sachsen zur katholischen Kirche und wegen Naumburg, so wie in der Pfalz. Angriff des Königs von Spanien auf Italien. Die Ostender Handelsgesellschaft. Belehnung mit Neapel und pragmatische Sanction. Verwicklungen wegen Polen.

Karl VI., Joseph I. Bruder und Nachfolger im Reiche, war der Sohn Kaiser Leopolds und Eleonora Magdalenens, am 1. October 1685 geboren. Er hieß Karl Franz Joseph Wenzel Balthasar Johannes Anton Ignatz, und wird uns als ein sehr reicher Fürst gerühmt. Er war bereits im Jahre 1703 zum Könige von Spanien ausgerufen, und hatte sich daselbst mit Geschick benommen. Zur Gemahlin hatte er Elisabeth Christina, eine Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche am 1. Mai 1707 in Bamberg das katholische Glaubensbekenntniß ablegte.

Nach dem Tode Leopolds hatte der Churfürst von Mainz am 20. August 1711 den Wahltag für den neuen römischen König nach Frankfurt ausgeschrieben. Man einigte sich aber zuerst über die Capitulation, und die Wahl selbst ging am 12. October vor sich, in der Karl zum römischen Könige gewählt wurde. Der neue König war damals gerade in Mailand, und erst am 19. December traf er in Frankfurt ein, wo er am 22. December feierlichst gekrönt wurde. Die Franzosen hatten es vergebens versucht, die Wahl zu stören. Denn Eugen stand ihnen entgegen. Er nahm Douai und Bouchain, und weil die Treue des Herzogs von Savoyen zweifelhaft war, besetzten die Verbündeten Cuneum, Susa und Ivrea. In Spanien jedoch hielt sich Stahrenberg nur mit Mühe gegen die ihm an Kräften weit überlegenen Franzosen.

Ormond spielte ein verdächtiges Spiel. Er wollte die Franzosen in den Niederlanden nicht angreifen, und wenn auch Eugen einige Fortschritte machte, sogar Rheims durch ein Streifcorps bedrohen ließ, so fehlte es doch an gehöriger Unterstützung, ja als der Prinz

Landreci belagerte, erlitten die Verbündeten sogar wegen der Verrätherei Ormonds eine große Niederlage, so daß Eugen die Belagerung aufgeben und ihnen zu Hilfe kommen mußte. St. Amand und andere Orte gingen verloren. In England aber neigte man sich offen zum Frieden, ja Ormond hatte bereits während der Zeit, wo Eugen Landreci belagerte, einen Waffenstillstand verkündet. Die Franzosen schickten ihre Abgeordneten nach England, die jedoch, die Umstände benutzend, jetzt andere, und zwar viel ungünstigere Anerbieten machten, als man früher selbst von Seiten Frankreichs zugestanden. Vergebens wirkte der kaiserliche Gesandte Gallas ihren Ränken entgegen. Er mußte sogar den Hof verlassen, und Stafford ward nach den Niederlanden geschickt, um auch diese zum Frieden zu bewegen. Aber die Niederländer sowohl als der Churfürst von Hannover suchten die Engländer, wiewohl fruchtlos, auf andere Gedanken zu bringen. Auch nutzte es nichts, daß Eugen selbst nach England ging. So mußte sich also der Kaiser fügen, und seine Gesandten ebenfalls zu den im Januar 1712 in Utrecht eröffneten Friedensunterhandlungen schicken. Denn die Engländer drohten, nicht nur einen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen, sondern unterzeichneten auch ein Bündniß mit Schweden, welches Karl XII. in Bender unterschrieb, und gemäß welchem er gegen eine Unterstützung von monatlich einmalhunderttausend Joachimsthalern im Falle der Fortsetzung des Krieges in Meißen und Schlesien einfallen sollte. Da fürchteten auch die Niederländer, daß ihnen am Ende die ganze Last des Krieges bleiben möchte, und neigten sich ebenfalls zum Frieden. Wirklich unterzeichneten die Engländer, Portugiesen, Preußen, der Herzog von Savoyen, die Niederländer im April den Frieden mit Frankreich. Blos der Kaiser, dem die von Frankreich gemachten Anerbieten nicht genügten, setzte den Krieg noch fort. Aber wiewohl das Reich zu dessen Fortsetzung erst vier Millionen Gulden, dann noch einmal fünf Millionen bewilligte, waren die Franzosen doch Eugen an Truppen überlegen. Sie eroberten Freiburg und Landau, und am Ende neigte sich der Kaiser selbst zum Frieden. Der Pabst übernahm die Vermittlung, und die beiden Feldherren Eugen und Villars traten zu dem Zwecke im November 1713 in Rastadt zusammen. Zwar zerschlugen sich die Unterhandlungen in diesem Jahre. Sie wurden aber im folgenden wieder angeknüpft, und so kam endlich am 6. März der Friede in siebenunddreißig Artikeln zu Stande, worin im Ganzen der westfälische und Ryswicker Friede aufrecht erhalten wurde; in demselben wurden jedoch Freiburg, Breisach und Kehl dem Reiche zurückgegeben, Landau aber mit einigen Ortschaften den Franzosen überlassen. Die Churfürsten von Baiern sollten wieder eingesetzt werden und alle ihnen genommenen Kostbarkeiten zurückerhalten. Dagegen bekam der Kaiser von dem ganzen

spanischen Erblande nur die spanischen Niederlande mit Menen und Tournay, Neapel, die Insel Sardinien und das Herzogthum Mailand. Es handelte sich nur noch um die Genehmigung des Friedens durch das Reich, welche der Kaiser zu erwirken versprach, und den er durch ein eigenes Commissionsdecret damit entschuldigte, daß die Dringlichkeit der Umstände den Abschluß verlangt hätten, übrigens nicht abgeschlossen sei ohne vorgängige Berathung mit dem Churfürsten von Mainz und den vornehmsten Ständen des Reiches. Der Kaiser verlangte daher, daß diese eine Zusammenkunft in Baden veranlaßten oder eine Deputation dorthin absendeten. So kam endlich am 7. September 1714 der Frieden von Baden zu Stande, in welchem der Rastädter bestätigt, die Churfürsten von Baiern und Köln völlig restituirt wurden.

Eine Einmischung Schwedens aber in die polnische Angelegenheit hätte beinahe die Schweden vollends aus Deutschland herausgebracht. Der Churfürst von Sachsen, den die Schweden vertrieben, kehrte nicht blos nach der Niederlage Karls XII. nach Polen zurück, sondern er hatte auch ein Bündniß mit dem Könige von Dänemark, und nach dem Tode Josephs das Reichsvicariat dazu benutzt, in die deutschen Provinzen der Schweden einzufallen unter dem Vorgeben, für die Sicherheit des niedersächsischen Kreises zu sorgen. Die Schweden mußten nicht blos Damgarten, sondern mit Ausnahme von Stettin und Stralsund ganz Pommern verlassen. Zu den Dänen hatten sich die Russen gesellt. Diese belagerten Stralsund, Penemünde und die Insel Usedom. Auch nach Mecklenburg hin zog sich der Kriegsschauplatz, indem die Dänen Wismar einschloßen. Zwar schlug der schwedische Feldherr Steinbock die Russen und Sachsen in Pommern. Aber die Dänen besetzten das Gebiet von Bremen und ließen sich daselbst Treue schwören, und wenn auch Steinbock, später verstärkt, von Neuem in Mecklenburg eindrang und die Dänen von Wismar und Rostock zurücktrieb, nach Mecklenburg vorrückte, hier einen großen Sieg errang und sich in Holstein mit Geld und Pferden versah, so erlitt er doch später eine Niederlage, und die Verbündeten drangen in Pommern vor, in der Absicht, die Schweden aus ganz Deutschland herauszuwerfen. Auch eroberten sie Stettin. Blos Stralsund hielt sich eine Zeit lang, aber die Schweden verloren einen Posten nach dem andern, und dennoch kam es, so lange Karl XII. lebte, nicht zum Frieden.

Am 15. Februar 1713 wurde Anton Florian von Lichtenstein auf Empfehlung des Kaisers in die Reihe der deutschen Fürsten erhoben.

Nach langen Unterhandlungen brachte endlich der Graf Königseck in des Kaisers Namen mit den holländischen Abgeordneten am 15. November 1715 den sogenannten Barrieren-Tractat zu Stande, in welchem zwar dem Kaiser die bis dahin sogenannten spanischen Niederlande zuerkannt wurden, den Holländern aber, um ihre Gränzen sowohl gegen Frankreich als anderweitig zu decken, das Besatzungsrecht in verschiedenen Festungen derselben. Demgemäß sollte der Kaiser ein Heer von wenigstens dreißigtausend Mann in jenen Gegenden unterhalten, die Holländer jedoch das Besatzungsrecht in Namur, Tournay, Menen, Furnes, Warmton, Ypern und Knoque haben. Termonde sollte von beiderseitigen Truppen besetzt werden.

In Deutschland machte jetzt die Uebergabe von Rheinfels von Seiten Hessen-Cassels an die betreffende Rheinfelder Linie einige Schwierigkeiten und ein Executionsmandat vonnöthen. Die Sache wurde aber wieder beigelegt, ehe es zum Aeußersten kam, und Rheinfels im Jahre 1718 geräumt.

Von größter Wichtigkeit war aber der sich im Jahre 1715 erneuernde Türkenkrieg. Die Türken waren nicht blos in das den Venetianern gehörende Morea eingefallen, sondern der Kaiser beklagte sich auch über die Verletzung des Karlowitzer Friedens. Da nun hierüber keine gehörige Befriedigung gegeben wurde, so schloß der Kaiser im März 1716 mit den Venetianern ein Bündniß, und nachdem auch der Pabst die Zehenten bewilligt, das Reich fünfzig Römermonate, sammelte sich das Heer unter Eugen in Ungarn. Die Türken machten den ersten Angriff. Im August 1716 kam es in der Gegend von Peterwardein zu einem blutigen Treffen, worin die Türken dreißigtausend Mann und ihr Lager verloren. Dadurch wurde aber nicht blos Curfa, welches Schulenburg tapfer vertheidigte, entsetzt, sondern auch Temeswar nach einer hartnäckigen Vertheidigung der Palanka, welche Eugen erstürmte, erobert. Diese Siege erregten so große Freude in der Christenheit, daß der Pabst dem Prinzen Eugen einen geweihten Hut und Degen sendete. Auch Mercy rückte siegreich vor, und die Kaiserlichen drangen noch vor Ende des Jahres in die Moldau und Walachei ein. Im Mai des folgenden Jahres 1717 wurden die Türken auf der Donau geschlagen, und im Juni begann Eugen die Belagerung von Belgrad. Als der Großvezier zum Entsatze heranrückte, wurde dieser mit einem Verluste von dreißigtausend Mann und alles Heergeräthes geschlagen, und Belgrad mußte sich ergeben (18. October). Ebenso Orsova. Da dachten die Türken an Frieden,

der am 21. Juli in einem eigens dazu erbauten Conferenzhause zu Passarowitz unterzeichnet wurde. In demselben blieben die Gränzen gegen die Moldau, Walachei und Siebenbürgen so, wie sie Jeder in Besitz hatte, die Kaiserlichen erhielten Belgrad und Temeswar, von Croatien aber so, wie sie der Karlowitzer Frieden bestimmt hatte. Dagegen sollte die christliche Religion in den ottomannischen Landen wieder ihre alte Freiheit genießen, und es dem kaiserlichen Gesandten gestattet sein, die Angelegenheit der Christen im Morgenlande bei der ottomannischen Pforte zu vertreten, die Gefangenen sollten gegenseitig zurückgegeben, die ungarischen Rebellen Ragozi, Berezin, Esterhazy aus der Türkei ausgewiesen werden. Dieser Friede wurde auf zwanzig Jahre geschlossen und mit vielen Feierlichkeiten bestätigt.

Der Uebertritt des Churfürsten von Sachsen zur katholischen Religion bei Uebernahme der polnischen Krone erregte bei den protestantischen Ständen Deutschlands manche Bedenklichkeiten. Es fragte sich aber zunächst, ob es möglich sei, daß Chursachsen noch fortwährend den Vorsitz führen könne im Corpus evangelicorum, und ob es nicht gerathen sei, diesen an Brandenburg zu übertragen. Einstweilen blieb es jedoch bei einem lebhaften Schriftenwechsel, besonders als der Churfürst am 23. October 1717 seinen Ständen die Erklärung gab, daß er in seiner Stellung nichts ändern wolle.

Eine andere Frage erhob sich, als der Herzog Moritz Wilhelm, Administrator von Naumburg, am Sonntage Jubilate des Jahres 1717 die protestantische Religion verließ und zur katholischen überging. Das protestantische Domcapitel erklärte auf Grund des geistlichen Vorbehaltes das Bisthum für erledigt, und zwang den Herzog, daß er dasselbe verließ und in seine Erblande zurückkehrte. Aber dem Herzoge wurde der Uebertritt leid, und er wollte, nachdem er im October des folgenden Jahres wieder protestantisch geworden und der geistliche Vorbehalt nicht mehr im Wege stand, wieder in sein Bisthum zurück. Der König von Preußen begünstigte seine Sache, aber der König von Polen widerstand. Nur der Tod Moritz Wilhelms im August 1718 machte den schwierigen Fragen ein Ende. Da gedachte der König von Polen und Churfürst von Sachsen vermöge alter Ansprüche der Advokatie, welche den Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen zukämen, das Bisthum mit seinem Churfürstenthume zu vereinigen. Die Sache kam indessen nach vielen Widersprüchen von Seiten der Protestanten zu einem Vergleiche, worin dem Churfürsten im Juni 1726 der „Auftrag der Administration" ertheilt wurde.

Im Jahre 1717 feierten die Protestanten im sonstigen Deutschland sowohl als auch vorzüglich in Sachsen ihr sogenanntes Reformationsfest mit gesuchtem Pomp. Es schien indessen schon damals, wie es auch im neunzehnten Jahrhunderte der Fall war, und wie es die Natur eines protestantischen Festes mit innerer Nothwendigkeit bedingt, an Angriffen auf die Katholiken nicht gefehlt zu haben. Der Pabst hatte daher das Fest vergebens zu hindern gesucht. Zwei Jahre später traf nun der Churfürst Karl Philipp von der Pfalz eine Veränderung in dem Heidelberger Katechismus, welche gewiß kein Billiger tadeln konnte, und wovon man hätte glauben sollen, daß sie ganz natürlich und gerecht gewesen wäre. Er ließ nämlich die Worte: Auf Befehl Sr. Churfürstlichen Durchlaucht und cum privilegiis Sr. Churfürstlichen Durchlaucht streichen, und die für die Katholiken kränkenden Punkte über das heilige Meßopfer wegfallen. Auch räumte er nach einem Grundsatze, der eigentlich protestantische Erfindung, den Katholiken von Heidelberg die sogenannte heilige Geistkirche ein, weil er vorgab, daß diese als Hofkapelle sein Eigenthum wäre. Dafür wollte er nun den Protestanten, die bisher das Simultaneum an der genannten Kirche besessen, aus eigenen Mitteln eine andere von gleicher Größe bauen lassen oder hiezu die Fonds gewähren. Das gab aber einen großen Lärm. Der König von Preußen nahm sich der Sache an, und suchte an den Katholiken im Halberstädtischen das Vergeltungsrecht zu üben, bis die Protestanten in Heidelberg in allen Punkten zufrieden gestellt wären, obgleich der Churfürst drohte, Heidelberg zu verlassen, und endlich wirklich, um den fortwährenden Belästigungen zu entgehen, nach Mannheim zog. Der Kaiser nahm sich der Protestanten an, er verlangte aber auch von den protestantischen Fürsten, die hie und da katholische Kirchen hatten schließen lassen, vermittels Decretes vom 12. April 1720 die Beseitigung eines sogenannten Vergeltungsrechtes in Sachen der Religion, und wollte nicht gestatten, daß die Protestanten auf dem Reichstage ein besonderes Collegium bildeten, worin sie einseitig entschieden, sondern befahl, daß alle Religionsbeschwerden durch eine eigene außerordentliche Reichsdeputations-Untersuchungs-Commission abgeurtheilt werden sollten. Das gab wieder neuen Lärm, worüber die Reichsgeschäfte stockten, weil die Protestanten daran keinen Antheil nehmen wollten. Endlich, nachdem der Kaiser erklärt, daß er ihnen durch jene Verordnung keinen Nachtheil zufügen wollte, fügten sie sich. Es schloßen aber zwei Jahre später, im Februar 1722, Lutheraner und Calvinisten eine sogenannte politische Union, wiewohl diese weder von allen protestantischen Fürsten noch Theologen gebilligt wurde. Auch über die Feier des Osterfestes

erhoben sich Streitigkeiten, ob man dasselbe nach dem Gregorianischen Cyklus oder nach astronomischer Berechnung feiern solle.

Jetzt spielte der König von Spanien, Philipp von Anjou, eine falsche Rolle. Während des Türkenkrieges hatte er Schiffe ausgerüstet, angeblich um damit die Feinde des christlichen Namens zu bekämpfen, weshalb denn auch der Pabst die Zehenten gestattete, der That nach aber sollte es einem Angriff auf Sicilien und die Länder des Kaisers in Italien gelten. Die Spanier schifften wirklich nach Sicilien hinüber, nahmen Messina und Palermo und suchten den Herzog von Savoyen auszutreiben. Dieser hatte jedoch an dem Kaiser und England kräftige Verbündete. Die Engländer vernichteten die spanische Flotte. Die Spanier wurden von den Kaiserlichen zu Lande geschlagen, und sahen sich endlich genöthigt, Sicilien und Sardinien zu verlassen. Es kam jedoch unter Vermittlung Frankreichs und Englands zum Frieden von Cambray. Nach demselben sollte der König von Spanien den Kaiser in dem Besitz von Sardinien lassen, wie es vor dem Kriege gewesen. Die Gränzen von Spanien und Frankreich sollten nach dem Beschlusse der Cortes vom Jahre 1712 und dem Utrechter Frieden festgesetzt bleiben und beide Länder nie verbunden werden, wofür der Kaiser für sich und seine Nachkommen auf alles Anrecht an jenes Land verzichtete, Philipp dagegen auf alle Ansprüche an die Besitzungen des Kaisers in Italien, Parma und Piacenza aber als Reichslehen im Falle der Erledigung dem Infanten Karl von Spanien, oder falls dieser ohne Erben stürbe, dessen Bruder zuerkannt werden; jedoch sollte dies Land nie dem gehören, der König von Spanien wäre, Livorno Freihafen sein. Der Herzog von Savoyen trat dem Kaiser Sicilien, und dieser an jenen Sardinien ab. Die Paciscenten sicherten sich gegenseitig ihre Länder, und Frankreich, England, Holland versprachen, wer sich mit dem geschlossenen Vertrage nicht zufrieden zeige, mit Gewalt der Waffen dazu zu zwingen.

Außer dem Streite über die durch den Tod Karls XII. von Schweden im Jahre 1718 erledigte Zweibrücker Erbschaft, dem der Stadt Emden mit ihrem Herrn, dem Herzoge von Friesland, setzte nichts so viele Federn damals in Bewegung, als die Errichtung der Ostender Handelsgesellschaft, welche nach China, so wie den sonstigen morgenländischen Gegenden bald bedeutende Geschäfte machte. Die Holländer sahen sich dadurch beeinträchtigt, und fanden darin eine Verletzung des westfälischen Friedens. Sie beklagten sich darüber wiederholt beim Kaiser, und die Sache wurde bald Gegenstand diplomatischer Verhandlungen zwischen verschiedenen Höfen, und da auch England und Frankreich dies Unternehmen nicht gerne sahen, mußte

sich der Kaiser, um in Europa den Frieden zu erhalten, fügen und die Gesellschaft auf sieben Jahre schließen.

Karl VI. wurde nun endlich nach langen Unterhandlungen, denen Spanien und Frankreich vergebens entgegengewirkt, vom Pabste Innocenz XIII. mit Neapel belehnt. Die Belehnung und Vorführung des Zelters geschah mit großen Feierlichkeiten im Juni des Jahres 1722, so wie auch die Krönung von Kaiser und Kaiserin im Jahre 1723.

Für Karl VI. aber gab es jetzt ein anderes Geschäft von großer Wichtigkeit. Er hatte keinen Sohn. Er erließ deshalb am 6. December 1724 die sogenannte pragmatische Sanction, worin seine älteste Tochter Maria Theresia, für den Fall er ohne männlichen Erben sterben sollte, als Erbin aller seiner Reiche und Provinzen erklärt wurde, und ließ dieses den Ständen anzeigen. In Ungarn, Brabant, Flandern, überall wurde diese Erbfolge anerkannt. Ein zwischen Spanien und dem Kaiser noch während der Verhandlungen von Cambray im Juni 1725 zu Wien geschlossenes Schutz- und Trutz-Bündniß, worin der Kaiser sich verpflichtet hatte, für die Rückgabe Gibraltars von Seiten Englands thätig zu sein, so wie dem ältesten Sohne von der zweiten Gemahlin des Königs gesicherte Anwartschaft auf Parma und Piacenza, mißfiel aber den Engländern und dem Pabste. Jene bewirkten daher im September desselben Jahres ein Gegenbündniß zwischen England, Frankreich, Preußen und Hannover. Der Landgraf von Hessen und die Schweden traten demselben bei, und ganz Deutschland und Europa spalteten sich wieder in zwei Parteien. Die Sache setzte besonders bitteres Blut bei den Engländern wegen der Ostender Compagnie, und sie beschuldigten den Kaiser, er habe sie mit Gewalt aus dem Besitze von Gibraltar setzen wollen. Der Kaiser vertheidigte sich vor dem Reiche, und beschuldigte England und Frankreich, daß sie Verwirrung suchten. Es kam jedoch zu einer Verständigung auf dem Congresse zu Soissons, woran nicht blos die Gesandten des Kaisers, von Spanien, Frankreich, England, den Niederlanden, sondern auch von Schweden, Dänemark und Rußland theilnahmen. Anfangs wurde viel darüber verhandelt, ob nicht auch das Reich seine besondern Gesandten schicken sollte. Das verlangten besonders die Protestanten. Es ging aber nicht durch, weil die Franzosen mit dem Kaiser, als Bevollmächtigten des Reiches, zu unterhandeln vorgaben.

Der Churfürst von Baiern bekam, nachdem er im Frieden von London wieder eingesetzt war, auch sein Erbamt als Erztruchses des Reiches wieder. Dieses hatte aber im Jahre 1708 der Churfürst von der Pfalz besessen. Der Churfürst von der Pfalz verlangte nun ebenso

das Erbamt eines Erzschatzmeisters des Reiches, welches an Hannover übertragen worden, zurück. Hannover weigerte das so lange, bis von Seiten des Kaisers durch ein eigenes Commissions=Decret ihm die Würde eines Erzstallmeisters übergeben wurde. Dagegen legte aber der Churfürst von Sachsen als Erzmarschall Verwahrung ein, und es wurde daher das Amt eines Erzpostmeisters in Vorschlag gebracht. Aber dieses war schon von dem Fürsten Thurn und Taxis besetzt, welches freilich nicht alle deutschen Fürsten anerkennen wollten. Eine andere Einrichtung Karls VI., welche viele Schwierigkeiten machte, war die Gründung des Erzbisthums Wien, dem Salzburg und Passau widersprachen. Der Pabst Clemens XI. zeigte sich indessen günstig, und sein Nachfolger Innocenz XIII. sandte im Februar 1723 das erzbischöfliche Pallium. Auch der Bischof von Passau stellte sich zufrieden, als ihm der Pabst unter Vermittlung des Kaisers das erzbischöfliche Pallium sandte.

Den Kaiser beschäftigte nun noch immer vorzugsweise die sogenannte pragmatische Sanction. Am 11. Januar 1732 *) erlangte er, ungeachtet Baiern, Sachsen und Pfalz widersprachen, ein günstiges Reichsgutachten für dieselbe, und sie wurde auch sowohl vom König Christian von Dänemark als von Rußland noch in demselben Jahre anerkannt.

Der Tod des Churfürsten August von Sachsen und Königs von Polen bedrohte Europa mit einem neuen Kriege. In Sachsen folgte sein Sohn Friedrich August ohne weitern Widerspruch, aber er machte auch Anspruch auf die Krone von Polen, und wenn er auch an Oestreich und Rußland Verbündete fand, so trat doch Frankreich mit Sardinien und Spanien in ein Gegenbündniß, womit sie die Ansprüche des Stanislaus Leszinski unterstützten. Dieser kam im September 1733 nach Warschau, wurde jedoch von den Russen vertrieben und mußte nach Danzig flüchten, während seine Gegenpartei den Churfürsten von Sachsen, August III., zum Könige ausrief. Die Franzosen zogen jetzt unter dem Marschall Berwick an den Rhein, eroberten Kehl, besetzten das Herzogthum Lothringen zu derselben Zeit, wo eine andere französisch=sardinische Armee sich des Herzogthums Mailand bemächtigte. Die Seemächte aber, auf deren Unterstützung der Kaiser rechnete, schloßen einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich, und von den Fürsten des Reiches wollten Churköln, Baiern, Pfalz ebenfalls keine Hilfe leisten. Die Russen nahmen unterdessen Danzig, den Zufluchtsort des Stanislaus, die Franzosen Trier und Trarbach, und die Reichsarmee unter Eugen konnte nicht

*) Pütters vollständigeres Handbuch der deutschen Reichshistorie.

hindern, daß sie auch Philippsburg besetzten. Auch in Italien erlitten die Kaiserlichen Niederlagen. Sie entzogen dem Kaiser Neapel und Sicilien, und diese Verluste machten ihn zum Frieden geneigt, der auch am 30. October 1735 unter der Bedingung zu Stande kam, daß Stanislaus Leszinski zwar seinen Ansprüchen auf Polen entsagte, aber dafür auf Lebenszeit das Herzogthum Lothringen und Bar erhielt, welches nach seinem Tode an Frankreich übergehen sollte. Der Herzog von Lothringen, Franz Stefan, erwählter Gemahl der ältesten Tochter des Kaisers, Maria Theresia, sollte dafür als Entschädigung Toscana erhalten, der spanische Infant Don Carlos das Königreich Neapel und Sicilien, der König von Sardinien die Landschaften Novarese, Nigeranesca, Tortona und andere, der Kaiser Parma und Piacenza, Frankreich, und das war es wohl vorzüglich, was den Kaiser zu einem so nachtheiligen Frieden bewog, sollte die Gewähr der pragmatischen Sanction übernehmen, wegen Polen aber die Kaiserin von Rußland und der König August als Hauptcontrahenten angesehen werden. Die Präliminarien wurden zu Wien unterzeichnet, und daselbst am 18. November 1738 der Friede definitiv abgeschlossen. Aber bevor der Friede noch feierlich abgeschlossen, wurde Karl VI. im Jahre 1737 mit den Türken in einen unglücklichen Krieg verwickelt. Die Tataren in der Krimm nämlich waren in russisches Gebiet eingefallen, und die Russen hatten deshalb mit den Türken einen Krieg angefangen. Der Kaiser war nun vermöge des Defensivtractates vom Jahre 1726 den Russen zur Hilfe verpflichtet, die aber höchst nachtheilig für Oestreich wurde. Denn obgleich die Türken anfangs Nissa verloren, mißlang jedoch der Anschlag Seckendorfs auf Widdin, jener des Prinzen von Hildburghausen auf Bagnialucka. Nur Khevenhiller war siegreich. Aber im folgenden Jahre gingen Meadia, Neu-Orsova, Semendria und Nipalanka verloren, und das kaiserliche Heer wurde von Pest und Mangel mehr als von dem türkischen Schwerte aufgerieben. Im dritten Feldzuge 1739 eroberten die Türken sogar Belgrad. Da sah sich der Kaiser zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt, in welchem Oestreich ganz Servien mit Belgrad, die östreichische Walachei, die Insel und Festung Orsova an die Türken abtreten mußte, und das Versprechen leistete, den Russen nicht weiter beizustehen.

Maria Theresia und Friedrich II., König von Preußen.

Erster schlesischer Krieg. Allseitige Verletzung der pragmatischen Sanction.

Karl VI. war im October des Jahres 1740 gestorben, und seine Tochter Maria Theresia hatte unmittelbar nach seinem Tode Besitz genommen von ihren Erbländern, so wie es in der pragmatischen Sanction festgesetzt war. Die meisten europäischen Fürsten, selbst Frankreich, erkannten sie anfänglich an. Nur Baiern hielt an seinen Ansprüchen fest. Um sich die böhmische Churstimme desto mehr zu sichern, ernannte Maria Theresia ihren Gemahl, den Herzog Franz von Lothringen, dem für den Verlust dieses Landes Toscana angewiesen war, zum Mitregenten. Die neue Kaiserwahl war auf den 1. März 1741 angesagt. Aber bevor diese noch zu Stande kam, fiel der König Friedrich II. von Preußen, der im Mai 1740 seinem Vater Friedrich Wilhelm II. in der Regierung gefolgt, im December unerwartet, und nach allgemeiner Ansicht nicht vom Rechte begünstigt, in Schlesien ein. Er besetzte den größten Theil von Niederschlesien. Zwar bot er jetzt Maria Theresia Frieden und Hilfe an, er verlangte aber einen großen Theil von Schlesien, nämlich Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau. Maria Theresia, ungeachtet ihrer Bedrängniß, verwarf das Anerbieten. Friedrich dagegen überrumpelte im März des folgenden Jahres Glogau, und schlug die Oestreicher am 11. April bei Molwitz. In Folge dieses Sieges wurde Brieg von ihm erobert.

Der feindliche Einfall Preußens in die Lande Maria Theresia's reizte auch die andern Mächte zur Verletzung der pragmatischen Sanction. Die Kronen von Frankreich und Spanien schloßen ein Bündniß mit Churköln, Baiern, Pfalz, Sicilien und dem Könige von Preußen gegen Maria Theresia, und brachten es zunächst durch ihre Unterstützung dahin, daß sich der Churfürst Karl Albrecht von Baiern um die deutsche Kaiserkrone bewarb, und diese wirklich erhielt.

Von allen Mächten, welche die pragmatische Sanction gewährleistet, blieb blos der König von England und der Churfürst von Hannover treu. Er versprach in einem Tractate vom 24. Juni 1741 Hilfe. Dagegen schickte man sich in Frankreich an, die baierischen Ansprüche mittels zweier Armeen zu unterstützen und die östreichische Macht zu schwächen. Der Churfürst von Baiern besetzte Passau mit einem französischen Hilfscorps und bemeisterte sich Oberöstreichs, während eine zweite französische Heermasse in Westfalen einrückte.

Friedrich II. von Preußen machte dagegen in Schlesien immer mehr Fortschritte, und ließ sich in Breslau huldigen, ja auch Chursachsen trat dem französischen Bündnisse bei. Selbst auf die Hilfe Hannovers war nicht mehr zu rechnen. Es trat mit seiner Stimme ebenfalls zu Karl Albrecht von Baiern über, verlangte aber dafür die Neutralität seiner Lande. Maria Theresia, von allen Seiten in Noth, von ihren Bundesgenossen treulos verlassen, mußte endlich am 9. October 1741 mit Preußen gegen den Verlust von ganz Niederschlesien Frieden schließen, der jedoch nicht von Dauer war.

Der Churfürst von Baiern, der sich am 20. October 1741 zu Linz von den oberöstreichischen Ständen huldigen ließ, wandte sich darauf nach Böhmen, eroberte Prag, und ließ sich im December daselbst ebenfalls als König von Böhmen huldigen. Maria Theresia suchte nun vor Allem die Franzosen zu gewinnen. Sie machte Anerbietungen in Paris. Aber diese wurden verworfen. Da sah sich das edelste und großartigste Weib der damaligen Zeit, die mit ihrer Standhaftigkeit auch einen reinen Charakter verband, mit Gottvertrauen genöthigt, ihre Kräfte zu sammeln. Sie erhielt einige Unterstützung von den Seemächten, und wandte sich nach einem Lande, von wo bisher so viel Drangsal über das Haus Oestreich gekommen, nach Ungarn. Sie erschien mit ihrem Sohne auf den Armen in der ungarischen Reichsversammlung, und die Großen des Landes, in edler Begeisterung, entschloßen sich zu ihrer Rettung: „Moriamur pro rege nostro!“ hieß es. Noch im December war Oestreich über der Ens von den Feinden befreit. Linz wurde im Januar des folgenden Jahres genommen, Passau besetzt und der Krieg nach Baiern selbst hinübergetragen.

14. Kaiser Karl VII. von Baiern.

Zweiter schlesischer Krieg.

Die Siege der östreichischen Heere hinderten die Churfürsten jedoch nicht, die Wahl eines neuen Kaisers zu beschleunigen. Der Churfürst Karl Albert von Baiern ward am 24. Januar 1742 unter dem Namen Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser erwählt. Die Krönung geschah am 12. Februar ebendaselbst. Aber Karls Krönung war nicht glücklich. Denn zwei Tage nach seiner Krönung in Frankfurt eroberten die Oestreicher seine Hauptstadt München. Auch das stets zweideutige Sardinien trat jetzt auf Seite Maria Theresiens, und Preußen schloß den Frieden von Breslau, worin es ganz Niederschlesien und Oberschlesien mit der Grafschaft Glatz erhielt, dagegen die katholische

Religion in statu quo zu erhalten versprach. In den Frieden wurden mit eingeschlossen der König von Großbritannien, die Kaiserin von Rußland, der König von Dänemark, die Generalstaaten der vereinigten Niederlande, das fürstliche Haus Wolfenbüttel, Chursachsen. In Italien stellte sich die Sache für Maria Theresia ebenfalls günstig. Denn durch den Breslauer Frieden gewannen die östreichischen Feldherren gegen die Franzosen unter Broglio und Bellisle freiere Hand, und diesen gelang es nur mit Noth, aus Böhmen zu entkommen.

In den Niederlanden bildete sich mit Hilfe der Engländer, Hannoveraner und Hessen eine sogenannte pragmatische Armee, die im Februar des Jahres 1743 an den Main zog und die Franzosen im Juni nach der Schlacht bei Dettingen über den Rhein warf. Unter so günstigen Umständen konnte sich Maria Theresia im Mai zu Prag krönen lassen, während die Oestreicher in Baiern neue Fortschritte machten, und ganz Niederbaiern, Reichenhall, Braunau und Straubing besetzten. Da sah sich endlich Kaiser Karl VII. zum Frieden genöthigt. Anfangs bot Frankreich die Vermittlung an. Der Kaiser zog aber die von Großbritannien und Hessen-Cassel vor. Allein Maria Theresia wollte sich bei der pragmatischen Sanction behaupten, und gewann sowohl am Oberrhein als in Italien weitere Vortheile. Dazu schloß sich Sardinien in einem neuen Tractate an Oestreich und England an, und die französisch-spanische Flotte erlitt am 22. Februar 1744 eine tüchtige Niederlage, welche eine offene Kriegserklärung an England und die Königin von Ungarn zur Folge hatte. Aber nun schloß auch der König von Preußen im April des Jahres 1744 ein neues Bündniß mit Frankreich zur Unterdrückung von Oestreich, dem im Mai Churpfalz und Hessen beitraten.

In Folge des zu Frankfurt geschlossenen Bündnisses brach der König von Preußen im August des Jahres 1744 mit mehr als hunderttausend Mann in zwei Heeresabtheilungen in Böhmen ein, während eine ebenfalls starke französische Armee in die Niederlande vorrückte. Da mußte sich Prinz Karl mit den Oestreichern zurückziehen, und Seckendorf mit den Pfälzern und Hessen konnte Donauwörth erobern und Baiern befreien. Waren nun die Oestreicher am Oberrheine unglücklich, so wußten sie sich doch in Böhmen zu behaupten. Sie trieben nicht nur die Preußen aus ganz Böhmen heraus, sondern besetzten auch die Grafschaft Glatz und Oberschlesien. Aber auch in Baiern machten die Oestreicher neue Fortschritte. Sie gewannen am 7. Februar 1745 die Schlacht bei Amberg und besetzten die ganze Oberpfalz.

Kurz darauf (20. Januar) starb Karl VII. Er hatte nur Noth und Bedrängniß von seiner Würde gehabt.

15. Franz I. von Toscana.

Fortsetzung des Krieges gegen Friedrich II. von Preußen und gegen Frankreich. Friede von Dresden und Achen. Die deutschen Höfe. Der siebenjährige Krieg. Der Pariser und Hubertsburger Friede.

Die neue Kaiserwahl war auf den 1. Juni ausgeschrieben, und da der Großherzog Franz Stefan von Toscana, Gemahl der Maria Theresia, nicht nur auf die Churstimme von Mainz, Trier, Hannover, sondern auch auf Sachsen rechnen konnte, so war seine Wahl ziemlich gewiß. Nur von Seiten des französischen Heeres, das am Rheine stand, drohte einige Gefahr für die Wahlherren. Aber die Franzosen wurden im April 1745 bei Pfaffenhofen geschlagen, und der Churfürst Maximilian Joseph, der Sohn Karls VII., suchte den Frieden nach. Er erkannte die pragmatische Sanction in allen ihren Theilen an, versprach, die Wahl des Großherzogs zum Kaiser zu unterstützen, und erhielt dafür Baiern zurück. Churpfalz und Hessen-Cassel hatten sich bereits zur Neutralität erklärt. Dagegen mißlang aber ein Versuch der Oestreicher zur Wiedereroberung von Schlesien. Das in Schlesien eingedrungene östreichisch-sächsische Heer wurde am 4. Juni bei Hohenfriedberg geschlagen, und die französische Armee in den Niederlanden unter dem Marschall von Sachsen eroberte nach der Schlacht von Fontenai Tournay, Gent, Brügges, Ostende, Neuport, Ath, und auch in Italien verschlimmerten sich die östreichischen Angelegenheiten, so daß Mailand und Parma verloren ging. Aber die östreichische Armee rückte aus Baiern an den Main, und der Großherzog Franz von Toscana wurde am 1. September mit Ausschluß von Churpfalz einstimmig zum Kaiser erwählt und am 4. October feierlich in Frankfurt gekrönt. Die Krönungsfeierlichkeiten jedoch wurden einigermaßen dadurch getrübt, daß der König von Preußen den Prinzen Karl am 20. September bei Sorr oder Trautenau geschlagen hatte.

Friedrich II. konnte im December nicht nur Dresden besetzen, sondern auch ganz Sachsen brandschatzen. Es kam indessen am 25. zum Frieden von Dresden, wornach Sachsen, außer den bereits erhobenen Contributionen, noch eine Million Reichsthaler zahlen sollte, und der Churfürst auf die im Breslauer Frieden abgetretenen Landestheile nochmals verzichten mußte, die Kaiserin-Königin aber den genannten Frieden vom Jahre 1742 von Neuem anerkannte, wogegen der König von Preußen die Gültigkeit der böhmischen Wahlstimme

für Franz bestätigte. Auch Churpfalz und Hessen=Cassel traten dem Frieden bei. Der Dresdener Frieden hatte dem Kriege in Deutschland und mit den deutschen Fürsten ein Ende gemacht. Es standen aber noch Oestreich und Frankreich in den Niederlanden einander gegenüber, und der Marschall von Sachsen hatte im Februar 1746 Brüssel erobert, dem bald die Besetzung von Mecheln, Antwerpen, Mons, Charleroi folgte. Nur in Italien waren die Franzosen im Nachtheile. Sie mußten die Lombardei verlassen. Selbst Genua mußte sich an den kaiserlichen General Brown ergeben. Auch schloßen die Russen am 22. Mai des Jahres 1746 ein neues Defensiv=Bündniß mit den Oestreichern, und die Franzosen neigten sich endlich zum Frieden, der im September, wiewohl vergeblich, zu Breda versucht wurde. Im April des folgenden Jahres konnten die Franzosen sogar einen Angriff auf das holländische Gebiet machen und ganz holländisch Flandern besetzen. Sowohl das Anrücken der Russen als der Sieg der Engländer zur See nöthigten aber die Franzosen zum Frieden, der in Achen verhandelt wurde, obgleich sie anfangs so hohe Forderungen stellten, daß sich beinahe alle Unterhandlungen daran zerschlagen hätten. Nur die Eroberung von Mastricht war ihnen günstig und beschleunigte den Frieden, der im Jahre 1748 zu Achen zuerst zwischen Großbritannien, Frankreich und den Niederlanden in Präliminarien abgeschlossen, endlich im Mai auch von Oestreich unterschrieben und letztgültig am 18. October von den Gesandten und den Seemächten unterzeichnet wurde, von Spanien am 20., Oestreich am 23., Modena am 25., Genua am 28. October, Sardinien am 7. November. Der König von Neapel und Sicilien trat nicht förmlich bei. In dem Achener Frieden wurde die pragmatische Sanction im Ganzen bestätigt, nur in Bezug auf Parma und Piacenza fand einige Aenderung statt.

Nach dem Dresdener und Achener Frieden hatte Deutschland eine Zeit lang Ruhe, die man nach damaliger Weise vorzüglich auf die Verbesserung des materiellen Wohlstandes, der Geldmittel und des Militärwesens verwendete. Preußen ging darin voran. Es bekam eine neue, aber meist von Franzosen bediente Finanzverwaltung, und die kleinern Höfe von Deutschland beeilten sich alle, in ihren verkehrten und selbstmörderischen Bestrebungen es dem großen Hofe von Versailles, wenn nicht zuvor, doch wenigstens gleich zu thun *).

*) Von den neuern Geschichtschreibern hat das XVIII. Jahrhundert mit seinen Scandalen mitunter wohl keiner classischer gegeißelt, als Schlosser in seiner Geschichte des XVIII. Jahrhunderts. Wiewohl das Buch selbst der liberalen

Wenn auch die folgenden Zeiten derartige Dinge vielleicht besser verstanden, so wurde doch das Volk hie und da in schrecklichem Drucke erhalten. An einzelnen Stellen waren die alten Stände, die sich mit dem neuen Finanz- und Militärwesen nicht vertrugen, so gut wie verschwunden. Die Höfe merkten nicht, daß sich Dinge vorbereiteten, ja sie arbeiteten wohl sogar an deren Förderung, die sie endlich in den Untergang ziehen mußten. Die höhern Stände Deutschlands wurden systematisch durch den aus England und Frankreich herübergekommenen Unglauben verdorben. Dieser schaffte geheime Gesellschaften, welche nachher auf den siebenjährigen Krieg so bedeutende Nachtheile äußerten, untergruben die Sicherheit der Throne und der Altäre, und entfernten die deutsche Solidität aus dem Familienleben.

Die Reibungen der Engländer und Franzosen in Amerika, die dortigen Gränzstreitigkeiten, der amerikanische Freiheitskrieg, so wie Familienverbindungen zwischen Frankreich und Oestreich veranlaßten zunächst eine Veränderung in der ganzen Politik. England schloß sich an Preußen an und mit Hessen-Cassel einen Subsidientractat, der ihm hessische Truppen für Amerika und preußische zur Deckung von Hannover versprach. Oestreich verließ seinen beinahe hundertjährigen Bundesgenossen, und schloß Freundschaftsverhältnisse mit seinem dreihundertjährigen finanziell erschöpften Feinde. Es war allerdings klar, zwischen Oestreich und dem Könige von Preußen, der die Noth Maria Theresia's zur Vergrößerung seines Landes benutzte und von sehr bedenklicher Moralität war, konnte kein Friede sein, und so kam es denn auch im August des Jahres 1756 zum Ausbruch eines neuen dritten schlesischen Krieges oder dem sogenannten

Siebenjährigen Kriege.

Der König war auch diesmal wiederum der Erste, der im Felde erschien, und entschuldigte seinen Angriff mit einem sogenannten sächsisch-östreichischen und russisch-östreichischen gegen ihn gerichteten Bündnisse. Friedrich rückte daher am 29. August des Jahres 1756 von mehreren Seiten in Sachsen ein. Das sächsische Heer bezog ein festes Lager bei Pirna, und dieses verschaffte den Oestreichern unter dem Grafen Brown und dem Fürsten Piccolomini Zeit, Böhmen zu decken. Im October kam es zur Schlacht bei Lowositz, welche Friedrich gewann, und in deren Folge sich die sächsische Armee als kriegs-

---

Richtung angehört, und eine ächte Fundgrube für die Demagogie ist, so leistet es doch der Wahrheit manchmal gute Dienste, der es freilich selbst nicht immer treu bleibt.

gefangen ergeben mußte. Friedrichs Angriff auf die östreichischen Staaten veranlaßte aber nicht blos, daß Rußland und Frankreich Hilfsarmeen für den Kaiser in Bewegung setzten, sondern auch, daß am 10. Januar 1757 der Reichskrieg gegen ihn, als Friedensbrecher, erklärt wurde. Die französische Armee setzte sich im Februar 1757 unter dem Marschall Grafen d'Etrées durch die Niederlande in Bewegung. Sie zog durch das Gebiet von Jülich und Köln auf Neuß zu und unter Soubise bei Düsseldorf über den Rhein, drang dann gegen das Braunschweigische vor, während der französische Gesandte am Reichstage zu Regensburg erklären mußte, daß Frankreich und Schweden, als Garanten des westfälischen Friedens, für die Aufrechthaltung desselben kämpfen würden. Die preußischen Truppen und ihre Verbündeten, vorzüglich Braunschweiger, besetzten indeß das Paderbörnische und Münster'sche. Der König Friedrich selbst drang von vier Seiten in Böhmen ein. Am 6. Mai kam es zu einer Hauptschlacht bei Prag, wo Friedrich einen großen Sieg errang, die Oestreicher in Prag einschloß. Aber der Sieg war theuer erkauft. Denn er verlor seinen bedeutendsten General Schwerin. Die Oestreicher suchten die empfangene Scharte wieder auszumerzen, und Friedrich erlitt am 18. Juni eine bedeutende Niederlage gegen Daun. Friedrich wurde dadurch gezwungen, die Belagerung von Prag aufzuheben und ganz Böhmen zu verlassen. Die Franzosen aber rückten in Ostfriesland ein, besetzten Hessen-Cassel, Göttingen und Hameln. Das Gebiet von Wolfenbüttel und Celle war ihnen bereits geöffnet, als der Herzog von Richelieu das Commando übernahm, Hannover, Braunschweig und Hildesheim eroberte. Auch die russische Armee hatte sich im Monat Mai unter Apraxin in Bewegung gesetzt, im Juli Memel genommen und am 30. August bei Großjägerndorf einen Sieg errungen, trat aber im September unerwartet zurück und räumte ganz Preußen. In demselben Monate hatten jedoch die Schweden, welche sich bei Greifswalde zusammengezogen, Anclam, Demmin, die Insel Usedom und die Penemünder Schanze, Prenzlau in der Uckermark, die Insel und Stadt Wollin besetzt, mußten sich aber ebenfalls nach dem Abzuge der Russen zurückziehen.

Die Reichsexecutionsarmee unter dem Prinzen Joseph von Sachsen-Hildburghausen trat im August ihren Zug nach Sachsen an, rückte aber sehr langsam vorwärts. Sie kam im September nach Erfurt und besetzte, durch einige Regimenter Oestreicher und Franzosen unter Soubise verstärkt, Gotha, Weimar, Jena, Halle und den Saalkreis. Friedrich rückte ihnen entgegen, die Oestreicher ihm nach. Der Herzog von Cumberland, der den Franzosen entgegenstand, mußte bis Bremerwörde zurückweichen, worauf die Franzosen Bremen, Rothenburg, Haarburg, und nach der Convention von Kloster Seven auch das

Halberstädtische besetzten. Friedrich schickte dem unter einem entnervten, leichtfertigen Führer stehenden französischen Heere anfänglich den Prinzen Ferdinand von Braunschweig entgegen, während er selbst die aus so vielen fremdartigen Elementen bestehende und keineswegs mit Begeisterung kämpfende Reichsarmee im Auge hielt. Diese war endlich bis in die Nähe von Leipzig gekommen, und sollte am 5. November, vereint mit den Franzosen unter Soubise, gegen einen Helden kämpfen, den ihre eigenen Schriftsteller vergötterten, ihre sogenannten Gebildeten als ein Muster von Regententugenden priesen. Das Zusammentreffen geschah bei Roßbach, und Soubise und die Reichsarmee wurden gänzlich über den Haufen geworfen. Ersterer ging bis Hanau, die Reichsarmee bis Franken zurück.

Friedrich wandte sich jetzt nach dem bedrängten Schlesien, das für ihn so gut wie verloren. Aber am 5. December gewann er den bedeutenden Sieg bei Leuthen, der ihm Breslau, Liegnitz und ganz Schlesien mit Ausnahme von Schweidnitz wieder in seine Gewalt brachte.

Im Januar des Jahres 1758 hausten die Franzosen im Halberstädtischen, und hatten Bremen von Neuem inne. An die Stelle des Herzogs von Richelieu war der Graf von Clermont getreten. Sie wurden aber von dem Herzoge von Braunschweig bis an den Rhein zurückgedrängt, und von den von ihnen besetzten Festungen und westfälischen Städten waren fast alle im Monate März gefallen. Auch die Schweden verloren einen Posten nach dem andern. Blos die Russen drangen bis Königsberg und Elbingen vor, welche sie eroberten. Dann fielen sie in Pommern ein. Aber Friedrich hatte neue Hilfe in England gefunden. Den Feldzug eröffnete er mit der Belagerung von Schweidnitz, welches sich am 16. April ergeben mußte. Dann ging er nach Mähren und belagerte Olmütz, während der Prinz Heinrich mit seiner Armee in Franken eindrang und Bamberg eroberte.

Der Herzog von Braunschweig war den Franzosen über den Rhein gefolgt. Er schlug den Grafen Clermont in der Schlacht bei Crefeld (23. Juni) und eroberte Roermond und Düsseldorf. Von der andern Seite aber drangen die Franzosen unter Soubise und Broglio von Neuem in Hessen vor und nahmen Göttingen. Das zwang den Herzog Ferdinand von Braunschweig, über den Rhein zurückzugehen, und gab dem französischen General Contades, der an Clermonts Stelle gefolgt, wieder Luft.

Während aber Friedrich in Böhmen stand, machten die Schweden in Pommern neue Fortschritte. Die Russen drangen in die Neumark ein und beschoßen Küstrin. Die Oestreicher wagten einen Handstreich auf Halle. Friedrich jedoch gedachte zunächst an einen Angriff der

Russen, die vorläufig am meisten seine Lande bedrohten. Er ging nach Schlesien zurück, lagerte bei Landshut, vereinigte sich dann am 23. August in der Nähe von Küstrin mit dem Grafen von Dohna, und lieferte zwei Tage später die blutige Schlacht von Zorndorf, worin die Russen geschlagen und von ihren weitern Unternehmen abgehalten wurden. Friedrich ging darauf nach Sachsen und Schlesien zurück. Aber am 14. October erlitt er durch den kaiserlichen General Daun eine höchst schmerzliche Niederlage bei Hochkirchen. An hundert Stück Geschütz und mehrere Generale gingen bei dem nächtlichen Ueberfall verloren.

Der Krieg wurde aber nicht blos in Deutschland und auf dem Meere, er wurde auch durch England und Frankreich in Ost- und Westindien geführt. Es zeigte sich jedoch jetzt wiederum ein offenbarer Beweis, wie man in Deutschland die Sache ansah, und wie auch der Protestantismus an dem Kriege sich betheiligte. Es wurden zwar von Neuem zwanzig Römermonate zur Executionsarmee bewilligt, aber dennoch widersetzte sich der Achtserklärung gegen den König von Preußen das Corpus evangelicorum, welches bei der Gelegenheit, wie bei Religionssachen, die Itio in partes wollte.

Das Jahr 1759 erneute den Krieg in Schlesien, Polen, Pommern, Thüringen, am Main, in Böhmen, Franken. Contades aber, welcher dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig mit der Hauptarmee der französischen Macht gefolgt, am 11. Juni Cassel besetzt hatte, später Minden überrumpelt und Hameln eingeschlossen, verlor am 1. August eine Hauptschlacht gegen den Herzog Ferdinand. Er mußte Minden wieder verlassen und sich nach Cassel zurückziehen. Dafür erlitt nun einige Tage später (am 12. August) Friedrich eine große Niederlage bei Kunersdorf gegen die Russen und die mit ihnen unter Laudon vereinigten Oestreicher. Die Reichsarmee aber drang in Sachsen vor und eroberte am 4. September Dresden. Dazu kam noch das Unglück bei Maxen, wo Friedrich unter dem General Fink ein ganzes Corps verlor.

Die ersten sechs Monate des Feldzuges vom Jahre 1760 waren, nachdem der König so geschwächt worden, außer Märschen und Gegenmärschen ohne Bedeutung. Beide schonten ihre Kräfte. Im Juni schlug Laudon den preußischen General Fouqué und nahm ihn mit seinen Truppen gefangen. Die Franzosen eroberten in dem darauffolgenden Monate Dillenburg, erlitten aber bald darauf einen kleinen Unfall. Friedrich suchte Dresden zu nehmen, wurde jedoch von Daun genöthigt, die Belagerung aufzuheben, und Laudon eroberte Glatz. Dagegen erfocht der König am 15. August einen glänzenden Sieg über Laudon bei Liegnitz. Fünf Tage später kämpfte die Reichsarmee bei Torgau gegen den General Hülsen. Beide Theile schrieben sich

zwar den Sieg zu, dennoch gingen Torgau und Wittenberg an die Reichstruppen über, und die Russen, welche Colberg vergebens bedroht hatten, besetzten am 9. October mit den Oestreichern Berlin, welches sie jedoch am 13. October wieder verlassen mußten.

Während jener Zeit nun war der Erbprinz von Braunschweig, um den Franzosen eine Diversion zu machen, im Cleve'schen über den Rhein gegangen und hatte Wesel belagert. Da kam es am 16. October bei Kloster Kamp zu einer blutigen Schlacht, worin die Franzosen die Oberhand behielten. In Sachsen dagegen lieferte der König Friedrich dem östreichischen Feldmarschall Daun eine Hauptschlacht bei Torgau (3. November), worin die Preußen Sieger blieben.

Das Jahr 1761 war fast ohne Hauptschlacht. Die Parteien waren müde und fürchteten einander. Zwar drang der Herzog von Braunschweig bis an den Main vor. Er mußte aber wieder zurück. Die Oestreicher eroberten im September Schweidnitz und die Russen Colberg. Der Tod der russischen Kaiserin Elisabeth, die Friedrich beleidigt hatte, brachte jedoch eine wesentliche Veränderung in den Stand der Dinge. Rußland trat im Januar 1762 vom Kriegsschauplatze zurück. Auch Schweden machte Frieden. Die russischen Hilfsvölker selbst gingen in die preußische Armee über. Friedrich konnte nun mit doppelten Kräften gegen Daun ziehen und Schweidnitz wieder erobern. Auch der Herzog von Braunschweig war siegreich gegen Soubise und d'Etrées. Groß aber waren die Verluste der Franzosen zur See und in Amerika, so wie auch der mit ihnen verbündeten Spanier in der Havanna. Alles dieses brachte endlich den Pariser Frieden zwischen Frankreich und Spanien einerseits und England und Portugal andererseits hervor, der zwar großentheils sich mit amerikanischen Gränzstreitigkeiten beschäftigte, aber für Deutschland wenigstens die Folge hatte, daß die unterhandelnden Mächte beiderseits die eroberten Plätze räumten, und mit ihren Truppen zurückzogen und auch hier den Frieden möglich machten. Nach einem Waffenstillstande von drei Monaten erfolgte denn auch wirklich am 15. Februar 1763 auf dem Schlosse Hubertsburg der sogenannte Hubertsburger Friede zwischen Oestreich und Sachsen einerseits und Preußen und seinen Verbündeten andererseits.

Der Hubertsburger Friede brachte Alles wieder auf den Stand des Dresdener vom 25. December 1745 zurück. Nur sollte Friedrich versprechen, zur Wahl des künftigen römischen Königs mitzuwirken und für Oestreich zu stimmen. Friedrich, der in jenem Kriege so oft mit dem Untergange bedroht gewesen, der sich aber durch sein Genie und Gottes Fügung gerettet, hatte zwar keine materiellen Vortheile, jedoch namenlosen Ruhm gewonnen. Er erhob den preußischen Staat in die Reihe der Hauptmächte.

Der Kaiser Franz genoß die Früchte des ersehnten Friedens nicht lange. Er starb am 18. August 1765 im sechsundfünfzigsten Jahre seines Alters. Ihm folgte der im März des Jahres 1764 erwählte römische König Joseph II. in der Würde eines deutschen Kaisers.

16. Kaiser Joseph II.

Charakteristik. Josephs erste Regierungshandlungen. Der bairische Erbfolgekrieg. Tod der Maria Theresia. Kaiser Joseph verfolgt seine unglückliche Bahn. Der Fürstenbund. Friedrichs II. Tod. Seine Verdienste um Deutschland. Aufstand in den Niederlanden gegen die Neuerungen Josephs. Unglücklicher Türkenkrieg.

Wenn gleich Joseph II. zu einer gewissen Zeit von vielen Seiten her eine unumschränkte Bewunderung gefunden, so hat sich doch gegenwärtig das Urtheil bei allen Katholiken und soliden Geschichtsforschern über ihn ebenso sicher festgestellt, als Josephs eigene Erfahrung über die Verkehrtheit seiner Regierungsmaßregeln den Stab gebrochen. Daß Joseph es ursprünglich wohl meinte, darüber ist die Frage nicht. Er war mißleitet, vom falschen Hauche eines materialistischen Zeitgeistes angesteckt und irregeleitet. Daß ihm Alles mißlang, war eine ganz natürliche Folge seines Charakters und seines Regierungssystems. Die Entwürfe Josephs forderten einen Mann von consequenter Härte und Herzlosigkeit, und das war Joseph nicht. Er war ursprünglich weich und milde, und das brachte ihn mit sich selbst in Widerspruch. Sein System, Alles nach einer eingebildeten Glückseligkeitslehre, nach den materialistischen Ansichten seiner Staatskünstler und Aufklärer umzugestalten, sich an keine Verträge, an keine bestehenden Rechte zu binden, sondern nur den Regeln der damals sogenannten Philosophie zu folgen, schuf, ohne daß er es wollte, einen bureaukratischen Tyrannen aus ihm, verwickelte ihn in viele Ungerechtigkeiten. Denn Joseph knüpfte das Ideal eines Herrschers nicht an die bestehenden Zustände, er war Revolutionär auf dem Throne, setzte sich über Alles hinweg und hielt nach einem machiavellistisch verstandenen Grundsatze, daß der öffentlichen Wohlfahrt, deren Vertreter und Diener er sei, Alles erlaubt, auch Alles für recht und gut. So kam er oft zu den furchtbarsten Härten. Die Philosophen, deren Werkzeug er war, priesen ihn, aber Joseph selbst erschrack. Er wich zurück von den Dingen, deren Ausführung nur einen vollendeten Despoten erfordert hätten. Dafür hatte Joseph

noch zu vielen Rechtssinn und Religiosität von seiner Mutter geerbt. Er konnte einen ungerechten Krieg beginnen, aber zu gleicher Zeit sich auch den Sieg aus den Händen winden lassen, wenn er bemerkte, daß dieser zu viel Blut kostete. So geschah es namentlich in dem Kriege gegen die Türken, den er aus einer hohlen Ruhmesidee begann. Weil er aber fürchtete, daß seine Gränzbewohner dadurch leiden würden, traf er solche Maßregeln, daß dieser unglücklich und schmachvoll endete und jene hundertfach litten. Für die wahre Idee der Freiheit konnte er zu einer Zeit, wo Perücke, Zopf und Paradestock regierten, die materialistischen und sensualistischen Philosophen, welche die Regierungen bethört hatten, allen Unterschied zwischen Recht und Unrecht verläugneten, keinen Sinn haben. Von seiner frommen Mutter in Achtung gegen die Rechte und Freiheiten der Völker, deren Treue ihm den Thron gerettet, erzogen, brachten ihn doch bald Verführer zu jenen Regierungsansichten, welche die verschiedenen Charaktere der Völker, deren Sitten, Rechte und Gewohnheiten gar nicht achteten, sondern alle, wie die Taxusbäume in den damaligen Lustgärten, nach Einem Schnitte ziehen wollten, was auszuführen der vollendetsten Despotie in neuerer Zeit nicht einmal mehr gelingen kann. Mit der katholischen Kirche, der Feindin jeder Tyrannei, der Förderin und Pflegerin aller wohlerworbenen Rechte, mußte daher Joseph ebenfalls, wie mit seinen Völkern, in unvermeidliche Kämpfe verfallen. Daß er hierin die Würde des Kaisers und dessen hohe Bestimmung, als Schutzherrn der Kirche, eben so wenig wahrnahm, als die eines so erhabenen Regenten und Herrn so vieler Völker, zeigte er besonders in seinem Benehmen gegen Pabst Pius VI. und gegen den Kardinal Frankenberg *). Joseph II. kam auch nach Rom. Aber er erschien hier nicht als das Haupt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, wie ein mächtiger Kaiser, sondern mit der Koketterie eines Privatmannes, eines Franklin. So wenig kannte er seine Stellung. Und das alles wurde damals absichtlich in Zeitungen gepriesen und vergöttert.

Die ersten Unternehmungen Josephs II. im Reiche waren allerdings auf die Verbesserung wesentlicher Mängel gerichtet, besonders jener, die sich in der Rechtspflege eingeschlichen **). Es gehörte dazu eine Umgestaltung des Reichskammergerichtes und des Reichshofrathes. Die Rechtspflege des kaiserlichen Reichshofrathes wurde durch ein kaiserliches Decret vom 5. April 1766 vereinfacht und verbessert. Die

---

*) Theiner, der Kardinal Johann Heinrich, Graf von Frankenberg, und sein Kampf für die Freiheit der Kirche.

**) A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. B. XII.

des Kammergerichtes aber scheiterte an den Intriguen, wozu leider die Religion den Vorwand hergeben mußte *).

Bald setzte aber eine andere Angelegenheit Deutschland in Bewegung. Das war:

Der bairische Erbschaftsstreit.

Der Churfürst Maximilian Joseph war Ende December 1777 ohne Kinder gestorben. Nach den bestehenden Rechten und den darüber vorliegenden Verträgen fiel sein Erbe an seinen nächsten Agnaten, Karl Theodor, Churfürst von der Pfalz. Wider alles Erwarten erklärten aber sowohl die Kaiserin-Königin Maria Theresia, als Joseph die Ansprüche von Churpfalz für nichtig, und suchten Baiern auf den Grund alter Anrechte mit den östreichischen Erblanden zu vereinigen. Oestreich machte nämlich Anspruch auf Niederbaiern und diejenigen Stücke von Oberbaiern, welche dereinst, in alten Zeiten, Johann von Straubing besessen, ferner auf die Herrschaft Mindelheim und einige Distrikte, die man als böhmische Lehen betrachtete. Zur Behauptung jener Ansprüche rückten gleich sechzigtausend Mann mit achtzig Kanonen in Niederbaiern ein. Zwar hatte man es versucht, Karl Theodor durch einen Vergleich zu Wien, am 3. Januar 1778, zur Abtretung seiner Lande, möglicher Weise zum Austausch zu bewegen. Karl Theodor erkannte in demselben die Rechte Oestreichs an. Aber der Herzog von Zweibrücken, als nächster Agnat und muthmaßlicher Erbe, die verwittwete Churfürstin von Sachsen, als Schwester des Verstorbenen, und der Herzog von Mecklenburg, wegen alter Ansprüche, legten Verwahrung dagegen ein. Betrachtete der östreichische Hof die Angelegenheit ganz aus dem Standpunkte der damaligen Zeit, so konnte sie Friedrich II., König von Preußen, der ruhmgekrönte Herrscher, gewiß aus keinem andern betrachten. Ein so beträchtlicher Zuwachs zu den östreichischen Landen schien ihm gefährlich. Aber auch das materielle Recht war auf Seiten des königlichen Philosophen, und der, einst Geächtete, trat diesmal für die Erhaltung der Reichssatzungen auf. Da die deshalb eröffneten Correspondenzen zu keinem Ziele führten, so rüsteten sich beide Theile zu einem Kriege, der später wegen seines geringen Erfolges, den er ungeachtet der ungeheuren Rüstungen hatte, unter dem Spottnamen des Kartoffelkrieges bekannt geworden. Aber Maria Theresia, der die Forderung wenigstens zweifelhaft scheinen mochte, wünschte den Frieden eben so sehr, als Friedrich, der alt geworden, seinen Ruhm und seine Lande nicht

*) A. Menzel, a. a. O.

neuen Gefahren aussetzen wollte. Nur Joseph wünschte den Krieg. Er mußte indessen um so eher den Vorstellungen und Bemühungen seiner Mutter nachgeben, als die Höfe von Versailles und Petersburg ebenfalls nicht geneigt waren, seinen Ansprüchen zu willfahren, und so kam es unter deren Vermittlung, am 13. Mai 1779, zu dem Frieden von Teschen, in welchem die pfalzbairischen Hausverträge bestätigt wurden. Oestreich erhielt blos die Aemter Wildshut, Braunau, Mauerkirchen, Freiburg, Mattinghofen, Ried und überhaupt den Strich Landes zwischen der Donau, dem Inn und der Salza. Die Kaiserin versprach der Vereinigung der Fürstenthümer Anspach und Baireuth mit Chur-Brandenburg kein Hinderniß in den Weg zu stellen. Der Churfürst von Sachsen erhielt von Churpfalz eine Entschädigung von sechsmalhunderttausend Gulden und einige sonstige Anrechte, Mecklenburg das Privilegeium de non appellando *).

Der Kaiser trat dem Frieden drei Tage später bei. Die Genehmigung des Reiches aber erfolgte erst im Februar 1780. Dieses Jahr erlangte noch eine traurige Berühmtheit durch den Tod der Maria Theresia. Die Kaiserin-Königin starb am 29. November im vierundsechzigsten Jahre ihres Alters **). Maria Theresia war in jeder Beziehung eine große Frau, eine wahre Landesmutter, welche auch als Regentin in guten wie in bösen Tagen den Einfluß der Moral und Religion auf die Politik, auf die innere, wie die äußere, gelten lassen wollte. Das zeigte sich besonders bei der Beraubung von Polen, wogegen sie sich sehr ernst aussprach, auch jetzt in dem letzten Kriege über die bairische Erbfolge, dessen Beendigung man ihr allein zu danken hatte. Ihre Ansichten konnten jedoch nicht immer bei den östreichischen Staatsleuten und ihrem Sohne Joseph durchdringen.

Nach dem Tode seiner Mutter war Joseph II. allein Herrscher. Nichts stand ihm jetzt mehr im Wege an die Ausführung dessen zu gehen, was er für Volksglück, Nationalreichthum und Förderung des Wohles seiner Unterthanen hielt. Aber zwei Dinge hatte man damals vonnöthen, Geld und Soldaten, und in ihrer Erwerbung wollte Joseph um so weniger nachstehen, als er sie für ein wesentliches Mittel zur Ausführung dessen hielt, was man damals als das vorzüglichste Ziel der Regierungskunst betrachtete. Auch Joseph, der

---

*) M. Ig. Schmidts neuere Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von J. Milbiller.

**) Der Tod der geliebten Kaiserin veranlaßte eine eigene Sammlung von Trauerreden, Trauergedichten, die noch in demselben Jahre in Köln bei Neuwirth unter dem Titel: Das heroische Lebensende Ihrer Kais. Königl. Apostolischen Majestät Maria Theresia, verwittibten Röm. Kaiserin u. s. w. erschien.

vermeintliche Selbstherrscher, ließ sich von dieser Strömung treiben, die zuletzt Fürst und Volk mit fortfluthete. Denn der materiellste Zeitgeist, sagt der protestantische Schriftsteller A. Menzel, hatte den Kirchenglauben überwältigt, und den beschränktesten Häuptern, welche Kronen trugen, die Ueberzeugung aufgedrungen, daß sie sich seines Kopfes bedienen mußten, wenn die Kabinetskünste mit Erfolg getrieben, und die für das Bestehen der Staaten unentbehrlichen Geld- und Militärkräfte in Schwung gesetzt werden sollten. In Folge dessen waren alle katholischen Hauptstaaten unter die Leitung von Ministern gekommen, welche, durch französische Weltbildung mit der modernen Welt- und Staatsweisheit befreundet, mehr oder weniger darauf ausgingen, aus dem Bereiche dieser Wirksamkeit Alles, was für thöricht galt, zu entfernen. Hieran schienen die katholischen Staatsordnungen im Westen und Süden Europa's viel reicher als der protestantische Norden und Osten. Denn in jenen waren die kirchlich aristokratischen Elemente des Daseins mit großer Zähigkeit in ihren aus dem Mittelalter hinübergelebten Formen beharrt, während in den protestantischen Ländern die Staatsgewalt, des Widerstandes entledigt, aller materiellen Lebenskräfte des Volkes sich bemächtigte, und nachdem sie den Adel durch die Bevorzugung im Kriegs- und Staatsdienste sich zu eigen gemacht hatte, die Vor- und Alleinherrschaft dieser Kräfte im finanziell-militärischen Absolutismus eine Gestalt gab, welche sich durch die von ihr getragenen Großthaten Friedrichs allgemeiner Nachahmung zum Muster empfahl. Zwar war den Philosophen dieses Muster wenig genehm, wenn sie dasselbe aus unmittelbarer Anschauung kennen lernten, und sich ihnen die Wahrnehmung aufdrang, daß der Eintausch des wehevollen Stockes, die Militärherrschaft, gegen den sanften Stab des Priesterthums, die Menschheit nicht glücklich gemacht hatte; doch war ihr Haß gegen das Kirchenthum so groß, daß sie die Lasten, die das Finanz- und Militärwesen auf die Schultern der Völker legten, nur im Vorübergehen bespöttelten, sonst aber die ärgste Willkührherrschaft, wofern sie in einer kirchenfeindlichen Richtung auftrat, als Fortschritt zu einem der Menschheit ersprießlichen Ziele lobpriesen! Joseph wollte nach seiner Ansicht von Volkswohl und den Pflichten eines Regenten nicht allein Alles aus seinem Kabinete thun (er arbeitete ungeheuer), sondern betrachtete sich auch nach seiner verkehrten Stellung, die er einmal angenommen, als der oberste Leiter der Gewissen. Nach seiner engherzigen Vorstellung „sollte keine fremde Gewalt, sei sie geistlich oder weltlich, in seinem Staate einwirken und (was wohl das Schrecklichste war!) Geld aus demselben ziehen". So trennte er also die Katholiken von ihrem Oberhaupte, dem Pabste, den er nach der ursprünglichen Bestimmung des deutschen Reiches und seines kaiserlichen

Berufes schützen sollte; die Ordensleute von ihrem General, die Diöcesanen von ihrem Bischofe, und stieß die ganze Ordnung des deutschen Reiches, dessen Mehrer er hätte sein sollen, um. Keine päbstliche Bulle sollte ohne seine Genehmigung publicirt werden, den Bischöfen räumte er eigenmächtig große Rechte im Dispenswesen ein. Weil er die Klöster nach seinen Ansichten von Geld-, Soldaten- und Fabrikwesen, Population, für nachtheilig hielt, setzte er denselben allerlei Hindernisse entgegen. Die reichen Abteien, sowie die Bettelorden, welche einen großen Halt in den niedern Volksklassen hatten, hob er auf, und gab das arme Volk, ohne es zu wollen, seinen Verführern preis. Seine Maßregeln erregten aber allenthalben große Unzufriedenheit, nicht nur in seinen Erblanden, sondern auch im Reiche. Zunächst war es Belgien und Ungarn, wo die Unzufriedenheit laut wurde und in offenen Aufstand ausbrach. Joseph mußte nachgeben.

Weil er für seinen Gesandten am Reichstage mehr als herkömmliche Ehre verlangte, beschwerten sich die Fürsten, und er konnte nicht durchdringen. Größer aber waren die Beschwerden, die er mit seinen sogenannten Panisbriefen veranlaßte, und womit er nicht blos katholische, sondern auch protestantische Stifter drückte. Preußen und Braunschweig wiesen die ihren Klöstern und Stiftungen zur Verpflegung Aufgedrungenen gänzlich ab. Andere halfen sich so gut sie konnten.

Als der Kardinal Bischof Leopold Firmian von Passau im Jahre 1783 gestorben, unternahm es Joseph eigenmächtig, dessen Bisthum zu trennen, die Güter, insofern sie in seinen Erblanden lagen, mit Beschlag zu belegen. Alles Handlungen wider die Reichsverfassung, welche der Kaiser zu schützen versprochen und beschworen, und die ihm das Vertrauen bei jedem wahrhaften Deutschen rauben mußten. Die deutschen Fürsten fürchteten noch größere Gewaltthaten, um so mehr, als von einer abermaligen Abtretung Baierns an Oestreich, oder dem Austausch jenes Landes gegen die östreichischen Niederlande die Rede war, was die Betreffenden vergebens abzuläugnen suchten.

Unter solchen Umständen war es für Friedrich II. nicht schwer, den Churfürsten von Sachsen, Braunschweig im Jahre 1785 zu einem Bündnisse einzuladen, worin man sich und die Reichsverfassung gegen die unrechtmäßigen Eingriffe des Kaisers zu schützen versprach. Dieses unter dem Namen des Fürstenbundes bekannte Bündniß wurde am 23. Juli förmlich abgeschlossen, und es traten nicht blos die Markgrafen von Anspach und Baden, der Landgraf von Hessen, sondern auch der Churfürst von Mainz und der Bischof von Osnabrück hinzu*).

*) Ueber den Fürstenbund: Dohm, Denkwürdigkeiten. Band III.

Das war wohl die letzte und offenbar eine der verdienstvollsten Thaten Friedrichs des Großen. Denn er starb am 17. August des Jahres 1786, ein Mann von großem Geiste und scharfem Blicke, der vorzüglichste Schöpfer preußischen Ruhmes und preußischer Größe. Für Deutschland, deutsche Sitte und deutsches Wesen ist Friedrich der Große leider das nicht gewesen, was er bei einer andern Geistesrichtung und bei einer andern Stellung hätte sein können. Doch auch so noch hat ihm Deutschland Vieles zu danken. Seine Verbindung mit den französischen Afterphilosophen konnte seinem Reiche schaden *), aber sein praktischer Tact und sein Rechtsgefühl, die manchmal rücksichtslos hervortraten, schützten ihn doch vor größern Verirrungen, und wenn auch die katholische Kirche in Schlesien viel von dem Geiste protestantischer Unduldsamkeit zu leiden hatte, so leistete er doch derselben wiederum anderweitig durch seinen muthigen Schutz der Jesuiten, durch sein Benehmen in den Nuntiaturstreitigkeiten am Rheine **), endlich durch sein Einschreiten gegen die unrechtmäßigen Versuche Josephs II. unzweifelhafte Dienste. Denn leider waren damals die geistlichen Churfürsten am Rheine nicht weniger angesteckt von den selbstmörderischen Ansichten des Zeitgeistes wie der deutsche Kaiser. Während sich in Europa allenthalben jene Richtung verbreitete, die die Churstühle gleich im ersten Sturme zertrümmerte, und die nur durch den alten Geist der katholischen Kirche und ihrer ganzen Disciplin erhalten werden konnten, wühlten die Erzbischöfe von Trier, Köln, Mainz gegen den Stuhl Petri, und unterzeichneten auf dem Emser Congresse Punktationen, deren schismatische Bedeutsamkeit nur durch ihre eigene Flucht in dem allgemeinen Strudel weggeschwemmt wurde. Die Veranlassung zu jenen Streitigkeiten gab die Errichtung einer neuen Nuntiatur in München, der sich die Erzbischöfe von Salzburg, Mainz, Köln, Trier, als einem sogenannten Eingriff in ihre Rechte, widersetzten. Zu derselben Zeit, wo sie das päbstliche Recht, stehende Nuntiaturen zu errichten, bestritten und dem päbstlichen Nuntius Pacca an dem Hofe des Churfürsten von Köln der Zutritt versagt ward, die Streitigkeit hier einen gehässigen Charakter annahm, und nicht einmal zu Gunsten des Oberhauptes der Kirche etwas gedruckt werden konnte, gewährte Friedrich II., klüger, einsichtsvoller und gerechter als seine Mitdirigenten des westfälischen Kreises, seinen katholischen Unterthanen die ungehinderte Correspondenz mit dem Oberhaupte der Kirche und dessen Nuntius. Rom zeigte sich erkenntlich

*) Ueber die innere Verwaltung des preußischen Staates unter Friedrich: Dohm, Denkwürdigkeiten. Band IV. Barruel, über den Jacobinismus. Triumph der Philosophie.

**) Denkwürdigkeiten des Kardinal Pacca.

und nahm bei dem Nachfolger Friedrichs II., Friedrich Wilhelm II., den Titel eines preußischen Königs in den römischen Staatskalender auf, was bis dahin aus bereits früher erwähnten Gründen stets verweigert worden *).

Der Fürstenbund hatte den ehrgeizigen und verderblichen Planen Josephs II. in Baiern ein Ziel gesetzt, aber dessen ungerechtes und rücksichtsloses Verfahren in den Niederlanden erregte hier einen blutigen Aufstand. Der Tumult brach zuerst im December 1786 in Löwen aus, wo die Studirenden der katholischen Theologie in einem sogenannten General-Seminar Vorlesungen hören sollten, womit ihr Bischof, der Kardinal Frankenberg, gerechten Grund hatte, unzufrieden zu sein. Der Tumult wurde zwar noch einmal gebändigt, aber im Januar 1787 erregte ein Rescript des Kaisers, wodurch er die bisher so feierlich bestätigte Verfassung ganz aufhob, einen allgemeinen Sturm in Brüssel. Es wurden durch dieses Rescript nicht nur alle mit dem belgischen Volke feierlich geschlossenen, vom Kaiser selbst beeideten Verträge beseitigt, sondern auch an sechstausend Personen, die sich bisher mit der Staatsverwaltung und Justizpflege beschäftigt und das Zutrauen ihrer Landsleute genossen hatten, ohne alle Untersuchung und richterlichen Spruch außer Amt und Brod gesetzt **). Vergebens beriefen sich die niederländischen Stände bei der Aufhebung ihrer Verfassung auf die ihnen von dem Kaiser selbst in der sogenannten joueuse entrée beschworenen Freiheiten. Der Kaiser nahm darauf keine Rücksicht.

Als die ersten Unruhen losbrachen, befand sich Joseph als Cavalier der russischen Kaiserin auf dem Chersones. Bei seiner Rückkunft hob er die joueuse entrée eigenmächtig auf. Jetzt glaubten die Brabanter den Vertrag mit ihrem Fürsten selbst gebrochen. Sie sammelten ein Heer bei Breda, und erklärten am 24. October 1789 die brabantischen Provinzen für unabhängig. Ganz Belgien kam in Bewegung, und im December war das Land für die Oestreicher verloren. Blos Luxenburg blieb. Aber wie in Belgien, so lief auch der Türkenkrieg, woran Joseph ohne besondern Grund, blos als Bundesgenosse Rußlands, theilnahm, schlecht ab. Das alles kränkte den Kaiser, dessen Gesundheit schon lange zerrüttet. Joseph verschied am 20. Februar 1790 in einem Alter von noch nicht neunundvierzig Jahren. Ihm folgte, da er kinderlos gestorben, in der Regierung seiner Erblande sein Bruder:

*) Pacca, historische Denkwürdigkeiten über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren 1786 und 1794.

**) A. Theiner, der Kardinal Johann Heinrich, Graf von Frankenberg, und sein Kampf für die Freiheit der Kirche unter Kaiser Joseph II.

17. Leopold II. *)

Nachtheiliger Friede mit der Türkei und Beilegung der belgischen Streitigkeiten. Die Unruhen in Lüttich.

Leopold, bis dahin Großherzog von Toscana, fand das Reich allenthalben in Unruhe und Verwirrung. Der böse Same hatte böse Frucht getragen. Belgien war mit Ausnahme von Luxenburg ganz verloren. Die Begebenheiten in Frankreich dienten nicht dazu, Belgien zu versöhnen. Die Ungarn waren in Unruhe, und der so unglücklich geführte Krieg mit den Türken noch in vollem Gange. Dazu drohte ein neuer mit Preußen, welches mit der hohen Pforte ein Bündniß geschlossen. Aber Leopold wünschte den Frieden, und dieser kam auch unter Vermittlung Preußens und der Seemächte am 4. August 1791 zu Stande. Oestreich verlor darin alle unter Eugen gemachten Eroberungen, und Belgien wurde durch die aus der Türkei herbeigeholten Truppen von Neuem in Besitz gebracht. Die Provinzen leisteten unter der Bedingung, daß Leopold alle ihre Privilegien und die Verfassung bestätigte, eine Amnestie bewilligte, von Neuem die Huldigung, und die in Belgien überflüssig gewordenen Truppen konnten jetzt auf Begehren des Reichskammergerichtes zur Beilegung der im Stifte Lüttich ausgebrochenen Unruhen verwendet werden. Die Stadt war nämlich noch bei Lebzeiten Kaiser Josephs (im Jahre 1789) mit ihrem Bischofe in Streitigkeiten gerathen, der Bischof selbst nach der Abtei St. Maximin in Trier geflüchtet, und das Reichskammergericht hatte die Direktoren des westfälischen Kreises, wozu Lüttich gehörte, mit der Execution gegen die empörte Stadt beauftragt. Diese Execution wurde Preußen wegen Cleve, Mark, dem Churfürsten von Köln wegen Münster und der sonstigen Lande des Erzbisthums, Churpfalz wegen Jülich und Berg übertragen. Es waltete aber keine Einhelligkeit unter den Direktoren. Preußen, statt den Executionsbeschluß zu vollziehen, suchte zu vermitteln. Dieser Mangel an Einstimmigkeit konnte nur höchst nachtheilig sein für das ganze Geschäft. Die Executionstruppen wurden aus dem Stifte herausgeschlagen. Erst später war es möglich, die Ordnung wieder herzustellen, obgleich Preußen sich dabei sehr compromittirte.

---

*) Michael Ignatz Schmidts neuere Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von Milbiller.

Die französische Revolution *).

Während das Stift Lüttich von innern Unruhen bewegt war und der Ordnung in dem gesammten Europa durch die neuen unsocialen Grundsätze, die bereits in Frankreich herrschend geworden und auch die Gränze zu überschreiten drohten, um so mehr, als man ihren wahren Charakter vielseitig verkannte und sie auch edle Männer anfangs mit sich fortrissen, die größten Gefahren bereitet wurden, versammelten sich die deutschen Churfürsten zur Wahl eines neuen Reichsoberhauptes in Frankfurt. Die Vorarbeiten nahmen am 11. August ihren Anfang, und nachdem die Wahlcapitulation bedeutend erweitert worden, theils in Folge der Unternehmungen Josephs II., theils durch die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung, wurde Leopold am 30. September des Jahres 1790 zum deutschen Kaiser erwählt. Er bekam aber gleich die Hände voll. Die rücksichtslosen, ungerechten und gewaltsamen Beschlüsse der französischen Nationalversammlung vom 4., 6., 7., 8., 11. August über die Aufhebung des Feudalwesens, und Alles, was damit zusammenhängt, in Frankreich trafen auch viele deutsche Reichsfürsten, welche Herrlichkeiten, Güter, Renten, Gülten und sonstige Gerechtsamkeiten im Elsaß und in den übrigen Theilen des französischen Gebietes besaßen. Außer der unmittelbaren Reichsritterschaft waren es besonders die Churfürsten von Mainz, Trier, Köln, die Bischöfe von Straßburg, Speier, Basel, welche nicht nur einen bedeutenden Theil ihrer weltlichen, sondern auch ihrer Diöcesanrechte verlieren sollten, Besitzungen, die ihre Vorfahren nicht nur mehr als tausend Jahre ungestört innegehabt, sondern auch selbst nach der Trennung vom Reiche durch so viele Friedensschlüsse feierlichst garantirt worden. Es verloren ferner der deutsche Orden, die Herzoge von Zweibrücken und Würtenberg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Markgraf von Baden und die Fürsten von Nassau. Sie alle forderten den Kaiser auf, ihre

*) Das ausführlichste und wohl beste Werk, worauf wir uns hier beziehen, ist das von Girtanner, Geschichte der französischen Revolution. Es bietet eine Masse von Quellen und überwiegt ein ganzes Heer von anderweitigen Schriften über die Revolution, die meist vom Parteigeiste eingegeben. Andere Werke, worauf wir hier verweisen, sind: Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Leipzig, bei Brockhaus. Ferner Bemerkungen über die französische Revolution und das Betragen einiger Gesellschaften in London bei diesen Ereignissen von Edmund Burke. Deutsch, Wien, bei Joseph Stahel.

und des Reiches Rechte wahrzunehmen. Die deshalb mit Frankreich eröffneten Unterhandlungen führten aber keineswegs zu dem erwünschten Ziele. Die Lage der Dinge in jenem Lande wurde vielmehr von Tag zu Tage bedenklicher. Auch blieben die in Paris bereits eingeführten Lehren von Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung, obgleich man den wahren Inhalt derselben erst später zum eigenen Schaden kennen lernte, keineswegs innerhalb der Gränzen des französischen Reiches. Sie bedrohten Europa mit dem Umsturz, und es war nichts weniger als ein Eingriff in fremde Nationalrechte, in das Recht, den eigenen Haushalt zu ordnen, sondern gerechte Nothwehr, wenn der Kaiser Leopold und der König Friedrich Wilhelm von Preußen im August des Jahres 1791 die Convention von Pilnitz schloßen, welche die Erhaltung des Reiches und den Schutz der bedrohten Rechte deutscher Fürsten zum Zwecke hatte. Ein Nebenzweck war allerdings die Erhaltung des Königthumes in Frankreich, als Bürgschaft jener Sicherheit. Es erschienen aber an genanntem Orte außer dem Churfürsten von Sachsen, dem Erzherzog Franz, dem Kronprinzen von Preußen, dem Prinzen von Nassau im Namen des russischen Hofes auch der Graf von Artois, der Marquis Bouillé, der ehemalige französische Minister Calonne. Was hier geschah, war der Hauptsache nach Nothwehr. Denn der Angriff auf die Rechte des Reiches in den ehemaligen Gränzen war schon vorausgegangen. Man konnte mit Recht fürchten, daß man jenseits auch die gegenwärtigen Gränzen nicht schonen würde, und es wäre in der That unverantwortlich gewesen, wenn man sich nicht gegen eine Regierung, der kein Recht etwas galt, in gehörigen Vertheidigungsstand setzte. Daß die Mittel nicht zureichten, die gerechten Ansprüche durchzusetzen, war leider ein Unglück, so wie auch, daß man die Natur des ganzen Kampfes anfangs verkannte. Die Anhänger der Umwälzung haben nicht ermangelt, sich als die Angegriffenen darzustellen, und mit pomphaften Worten die ganze Last und Verantwortlichkeit des Krieges auf die zu wälzen, welche sich nicht ohne alles Weitere von ihnen berauben lassen wollten, sondern die Pflichten ihres Amtes wahrgenommen und dem Unrechte, freilich nicht mit dem erforderlichen Nachdruck und den Mitteln, der Revolution gewehrt. Wie fast immer in den letzten Jahrhunderten, ging der Angriff nicht von den deutschen Fürsten, sondern von Frankreich aus, welches sie in ihren Rechten beeinträchtigte, ihre Unterthanen selbst jenseits des Rheines durch unsociale Lehren, Emissäre aufzuwiegeln suchte. Frankreich war es endlich zuerst, welches offiziell den Krieg erklärte *). Allerdings können die Freunde der Umwälzung sagen, daß das Benehmen der rheinischen Fürsten, welche die fran-

*) Girtanner.

zösische Emigration sich auf ihrem Boden zu einem förmlichen Heere organisiren ließen und duldeten, daß an dem Hofe der französischen Prinzen zu Coblenz ein zweites Frankreich entgegengesetzt wurde, die französischen Machthaber in Paris gereizt und ihnen einen scheinbaren Vorwand zur Kriegserklärung gegeben hätten. Aber wer durfte es den Churfürsten wohl verdenken, wenn sie mit Rücksichten auf die Pflichten der Humanität sowohl, als auch auf ihre bereits vorangegangenen Verluste, auf das Benehmen einer Regierung, die so wenig die bestehenden Rechte und Verträge achtete, und täglich die gefährlichsten, alle bestehende Ordnung zerstörenden Grundsätze verkündete, Dinge geschehen ließen, die kurz vorher noch die holländische Regierung den Belgiern gestattet hatte, und denen Vorschub leisteten, von welchen sie allein die Herstellung der Ordnung erwarteten? Unglücklicher Weise hatte es die Vorsehung anders beschlossen, und man fehlte wohl am meisten dadurch, daß man der Energie keine gleiche entgegensetzte, sich in der Kraft seiner Gegner täuschen ließ, durch Mißtrauen und halbe Maßregeln die eigene Sache schwächte und zu Grunde richtete. Alle billigen Schriftsteller lassen aber dem Kaiser Leopold wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren, daß er sich höchst gemäßigt gegen Frankreich benahm. Als die Sache immer gefährlicher wurde, schloß er am 7. Februar des Jahres 1792 zu Berlin einen Allianztractat mit dem Könige von Preußen, zu welchem auch der Kaiser von Rußland, die beiden Seemächte und Chursachsen eingeladen wurden. Leopold überlebte aber den Vertrag nicht lange. Denn bereits am 1. März starb er eines unerwarteten Todes. Mit ihm verlor Deutschland einen wohlmeinenden, rechtlich gesinnten Kaiser. Er hatte in Toscana rühmlich regiert, und würde auch vielleicht Deutschland zu neuer Blüthe emporgehoben haben, wenn er nur zu einer andern Zeit gelebt und die Vorsehung seine Tage nicht so kärglich zugemessen. Für jetzt aber hätte man statt der Künste des Friedens jene des Krieges und statt eines friedliebenden Regenten eines tüchtigen Soldaten bedurft. Denn ehe noch das Reichsoberhaupt gewählt war, brach der Krieg zwischen Oestreich und Frankreich aus, den die Nationalversammlung am 20. April in einer Erklärung voll schöner, aber lügenhafter Phrasen ankündigte. Die französischen Machthaber behaupteten darin, uneingedenk des Raubes, den sie am Reiche, an dem Besitzthume so vieler deutschen Fürsten begangen *), daß sie die Waffen blos ergriffen, um die Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen, was wohl in ihrem Sinne so viel hieß, als ungestraft rauben und plündern und das ausüben zu können, wozu sie eben Lust hatten. Sie behaupteten nach ihrer hohlen und

*) Girtanner.

heuchlerischen Theorie von Verbrüderung, die wohl Niemand weniger anerkannte, als die damaligen Gewalthaber, daß der angekündigte Krieg kein Krieg einer Nation gegen die andere sei, und daß die Franzosen ihre Brüder nie mit ihren wahren Feinden vermengen würden. (Wie hatten sie vor stark hundert Jahren den Krieg in der Pfalz geführt?) Sie behaupteten, keine Eroberung machen, das Eigenthum schonen und nichts versäumen zu wollen, um die Geißel des Krieges zu mildern. Sie verkündeten blos „Krieg den Palästen, aber Frieden den Hütten". Die Zeitgenossen haben erfahren, was alles aus diesen schönen Worten geworden, und die Blätter der Jahrbücher vermögen es nicht, die zahllosen Erpressungen, den Raub an den heiligsten Gütern der Menschheit, die Bedrückungen und Plünderung der Wittwen und Waisen, die sich in Italien sogar bis auf die Leihhäuser ausdehnten, die namenlosen Gewaltthätigkeiten zu schildern, deren sich ein Volk zu schulden kommen ließ, das seinen Brüdern die Freiheit bringen wollte, obgleich es noch gegenwärtig nach einer sechzigjährigen, blutigen Probezeit beweist, daß es jeder wahren Freiheit unfähig, und sich noch am besten bei dem Belagerungsstande befindet. Oestreichischer und preußischer Seits war es wohl nicht schwer, das gleißnerische Manifest zu widerlegen, und zu zeigen, daß man diesseits der angegriffene Theil sei, und wie man den Brüdergruß, der den Deutschen aus Frankreich hinüber gesendet wurde, eigentlich zu verstehen habe. Die Manifeste erfolgten, aber es fehlte ihnen der gehörige Nachdruck der Waffen.

Die Franzosen rückten unter Rochambeau, La Fayette und Lukner in's Feld. Jetzt fand es sich, wie kurzsichtig Joseph gehandelt hatte, daß er den Barrierentractat aufhob. Man konnte den Feinden keine hinreichende Macht entgegensetzen.

18. Kaiser Franz II. *)

Schlechter Fortgang des Krieges mit Frankreich. Große Coalition von fast ganz Europa gegen Frankreich. Der Friede von Basel. Oestreich allein auf dem Kampfplatze. Brandschatzungen der Franzosen im Innern von Deutschland. Frieden von Campo Formio und neuer Krieg, aber auch neues Unglück. Frieden zu Lüneville. Der Reichsdeputations-Hauptschluß. Große Verluste und gänzliche Umgestaltung des deutschen Reiches. Neuer Krieg zwischen Oestreich und Frankreich. Friede zu Preßburg. Der Rheinbund und Untergang des deutschen Reiches.

Leopold war unerwartet am 1. März 1792 gestorben. Die Furcht, daß die französische Nationalversammlung, welche dem Könige von Ungarn und Böhmen den Krieg erklärt, diesen auch dem deutschen Reiche erklären würde, trieb die Fürsten zur Beschleunigung der Wahl eines neuen Kaisers. Nachdem man sich über die Wahlcapitulation geeint, wurde am 5. Juli Franz, König von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oestreich, einstimmig zum Kaiser ausgerufen. Franz hielt seinen Einzug in Frankfurt, und wurde am 14. Juli 1792 feierlichst gekrönt.

Die östreichischen Truppen hatten unterdessen die Franzosen aus Belgien zurückgedrängt, und der Herzog von Braunschweig rückte mit fünfzigtausend Mann Preußen an den Rhein. Von Coblenz aus erließ er am 25. Juli eine Proclamation, deren Erfolg zeigte, wie sehr man sich in seinen Kräften verrechnet hatte, und die von den Jacobinern in ihrem Interesse trefflich ausgebeutet wurde. Denn sie mußte als ein Mittel zur Weckung des politischen Fanatismus dienen und das bereits über das Königthum beschlossene Verderben beschleunigen. Am 10. August stürmte der von den Jacobinern aufgehetzte Pöbel die Tuilerien und die Nationalversammlung, wohin sich der König mit seiner Gemahlin Maria Antoinette, einer Tochter Maria Theresia's, geflüchtet, nahm diese gefangen und behandelte sie als Verräther an dem Wohle der Nation.

Die verbündeten Armeen rückten unterdessen in Lothringen ein. Sie nahmen Lonwhy, Verdun, und schon dachte man an die Eroberung von Paris. Nach der Eroberung von Verdun zogen die

*) M. J. Schmidt, neuere Geschichte der Deutschen.

vereinten Heere in die Champagne. Hier warf sich ihnen aber der französische General Dumouriez in den Weg *). Man zauderte. Schlechte Witterung, Krankheiten, Mißtrauen vernichteten auf einmal alle Hoffnungen des mit so vielem Vertrauen eröffneten Feldzuges, dessen glückliches Resultat allerdings nur durch die höchsten Anstrengungen möglich war, was sich freilich die Emigranten eben so wenig gedacht, als die Verbündeten, die glaubten, es mit einem ordnungslosen Heere zu thun zu haben, oder in den Emigranten noch an die Tage von Roßbach erinnerten. Das hatte sich aber Alles geändert. Die Franzosen hatten einen geistreichen, tüchtigen Feldherrn an der Spitze, und mußten, was die Hauptsache war, siegen. Sie wußten, daß die Flucht nur einen schmählichen Tod beim Revolutionstribunal brachte für die Führer, und wurden durch jegliches Mittel fanatisirt. Das preußische Heer stand auf den Bergen von La Lüne. Aber statt vorwärts zu dringen, dachte man an Unterhandlungen und Frieden **). Man schloß einen Waffenstillstand, und als dieser am 28. September zu Ende ging, hob der Herzog von Braunschweig in der Nacht vom 29. auf den 30. September sein Lager auf und trat den Rückzug an. Die bereits eroberten Festungen gingen verloren, und am 23. October hatten die Verbündeten den französischen Boden an dieser Seite ganz verlassen. Dumouriez ging nun nach den Niederlanden. Hier kam es am 5. November zu der blutigen Schlacht bei Gemappes. Die Oestreicher fochten tapfer, mußten aber endlich der feindlichen Uebermacht, die immer neue Truppen in's Feld führte, weichen. Am 14. November zogen die Franzosen in Brüssel, am 28. in Lüttich und am 8. December in Achen ein.

Cüstine hatte unterdessen von Landau aus Speier genommen, wo die Franzosen das Andenken ihrer Anwesenheit erneuerten und schreckliche Verwüstungen anrichteten, wie Barbaren, selbst der alten Kaisergräber nicht schonten, die Gebeine von Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und der fränkischen Kaiser aus ihren Gräbern aufwühlten, worin sie seit Jahrhunderten gelegen, mit denselben ihren Spott trieben.

Am 28. October nahm Cüstine die wichtige Festung Mainz, fast ohne auch nur einen Schuß gethan zu haben. So sehr hatten sich Schrecken, Mißtrauen, Kopflosigkeit und in Mainz auch vor Allem Verrath verbreitet. Gleich nach Einnahme der Stadt bildete sich in derselben nach dem Muster der Pariser ein National-Convent, größtentheils mit Leuten an der Spitze, die der verblendete Churfürst und Gönner des Liberalismus, Karl von Erthal, sein Coadjutor Dahlberg

*) Denkwürdigkeiten des Generals Dumouriez.

**) v. Massenbach, Denkwürdigkeiten.

selbst herangezogen und als Universitätslehrer genährt. Sie vergaßen sich so weit gegen ihren Wohlthäter und das deutsche Vaterland, daß sie Abgeordnete nach Paris sendeten und eine Vereinigung des Churfürstenthumes mit Frankreich nachsuchten. Das war stark von den liberalen Männern, aber es sollte noch besser kommen. Hat ja doch Dahlberg selbst, der, von den Liberalen so gefeierte und von den deutschen Literaten so gepriesene Mann [den freilich — und das sollten sich Fürsten und Völker merken, Rom lange nicht anerkennen wollte *)], in Widerspruch mit der Tradition seines Geschlechtes, später, im Jahre 1806, nicht wenig dazu beigetragen, das deutsche Reich zu Ende zu führen, das Vaterland an die Fremden zu verrathen, und den deutlichsten Beweis geliefert, daß diejenigen, welche Gott nicht getreu sind, es auch den Menschen nicht sein werden.

Von Mainz wandte sich Cüstine nach Frankfurt, um die Stadt zu brandschatzen. Denn die Bewohner der deutschen Gauen, wohin nur der Fuß des Neufranken sich setzte, sollten bald erfahren, was es mit der Süßigkeit der Freiheit und dem Bruderkusse, den sie boten, für Bewandtniß habe. Wohin sie kamen, gab es ungeheure Erpressungen, Raub, Plünderung, Aufhebung der alten Verfassung, Niederlage und Unglück. Mainz sank unter den Freiheitsmännern im Jahre 1793 bis zu sechstausend Einwohner herab **). Man hätte sagen sollen, das deutsche Reich, welches durch die Neufranken bereits so manchen Verlust erlitten, und auf seine Reclamationen nur Hohn und Spott zur Antwort erhalten, das deutsche Reich, das sich so viel mit angeblichen Religionsbeschwerden des Corpus evangelicorum beschäftigt, wenn hie und da ein „Popanz“ aufgehängt worden war, hätte seine Ehre und Sicherheit gegen Frankreich eher wahrgenommen. Aber der Geschäftsgang war ein durchaus schleppender, es gab selbst bei besserer Gesinnung Formalitäten, die sich schon im Styl ausdrückten, und die Göthe „heiligen-römischen-Reiches-deutscher-Nationsperioden“ nennt. Die Kriegserklärung von Seiten des deutschen Reiches gegen Frankreich erfolgte daher erst im März des Jahres 1793, nachdem der Nationalconvent von Frankreich durch Beschluß vom 15. December 1792 erklärt hatte: „daß die französische Nation jedem Volke, das seinen bisherigen Königen, Fürsten, Grafen oder wie sie immer heißen, den Gehorsam aufkündige, Hilfe leisten werde.“

Dieser Aufruf, dem die französische Republik, wo sie nur konnte, Vorschub leistete, mußte ganz Europa unter Waffen bringen. Dazu kam nun noch die ungerechte und ungesetzliche Hinrichtung König Ludwigs XVI. am 21. Januar 1793, welche die Franzosen nicht

*) Pacca, a. a. O.

**) M. Ign. Schmidt, Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von Milbiller.

blos mit dem Königsmorde befleckte, sondern auch deren Regierung zum Abscheu der gebildeten Welt machte. Der König von Spanien, der Alles aufgeboten, Ludwig durch Unterhandlungen zu retten, sah sich durch diesen Mord vorzüglich verletzt. England und den Niederlanden hatte die Republik schon im Februar den Krieg erklärt. So erfolgte denn eine große Coalition zwischen dem Kaiser und dem Reiche, dem Könige von Preußen, England, dem Könige beider Sicilien, der Königin von Portugal, den Landgrafen von Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt, Rußland und Spanien gegen Frankreich; ja ganz Europa beinahe nahm Theil an einem Kriege, dessen glückliche Beendigung Jedem nahe gehen konnte. Aber die dämonische Kraft der neuen Giganten war der Lauheit von ganz Europa gewachsen. Am 22. Februar fiel Dumouriez in Holland ein und am 25. hatte er bereits Breda erobert. Eine Veste fiel nach der andern, und schon hielt er den Weg nach Rotterdam, dem Haag und Amsterdam für gesichert, als die Oestreicher die Franzosen bei Aldenhofen zurückwarfen und von Neuem siegreich vordrangen. Auch der Herzog von Braunschweig war siegreich. Er eroberte Breda wieder, und Dumouriez mußte Holland verlassen, um Belgien zu decken. Er verlor aber im März die Schlachten bei Neerwinden und Löwen, und in Folge derselben ganz Belgien und die in Holland besetzten Orte. Das Unglück machte ihn dem Convente verdächtig. Er selbst war wirklich mit diesem nicht zufrieden. Dumouriez hatte, wenn seinen Denkwürdigkeiten zu trauen, ein menschliches Herz. Er wollte mit dem Heere nach Paris ziehen, den Convent stürzen, und hatte deshalb mit den Oestreichern unterhandelt. Er wurde jedoch von seinen Truppen verlassen, und konnte sich blos mit einer kleinen Begleitung zu dem Heere der Verbündeten flüchten. Dieses stand indeß wieder auf französischem Boden. Die Oestreicher nahmen Condé und Valenciennes. Am Mittelrhein eroberten die Preußen Mainz, und suchten Landau zu nehmen.

Am 10. August griffen die Oestreicher die berühmten Linien der Lauter an und eroberten sie mit Sturm. Die Franzosen waren von allen Seiten in Noth. Denn auch die Spanier drangen über die Gränze und bedrohten Perpignan. Toulon fiel in die Gewalt der englisch-spanischen Flotte. Dazu wüthete der Bürgerkrieg im Innern und war Mangel an Allem. Aber die fürchterliche Schreckensregierung, die kein Bedenken kannte, auch hinter der Armee mit dem Mordbeile war und keine Wahl ließ, die jegliche Aeußerung, jeglichen Gedanken, auch der Muthlosigkeit belauschte, die Tugend und Reichthum schon allein als Verbrechen behandelte, den geringsten Zweifel an ihrer Rechtmäßigkeit wie ihrer Macht mit dem Tode ahndete, verwandelte ganz Frankreich in Ein Feldlager und stampfte Armeen aus dem

Boden. Jeder mußte Soldat sein und das Volk sich auf das erste Zeichen in Masse erheben, und ging auch die eigentliche Waffenübung noch ab, so lernte man doch bald die Kunst, dem vordringenden Feinde immer neue Truppen entgegenzustellen, die ihn endlich ermüdeten und überwältigten. Die wilde Kühnheit der Anführer der französischen Republikaner, die keine Rücksicht kannte, als den Sieg, überwand die Bedächtlichkeit und Erfahrung der alten Führer ihrer Gegner. Die fanatische Begeisterung ersetzte, was an Uebung, ja selbst an Waffen fehlte, und am Ende des Jahres 1793 hatten die Franzosen wieder überall die Oberhand, theilweise auch dadurch, daß die Feldherren der Verbündeten freilich nicht nach Einem Plane handelten.

Der Kaiser Franz ging im Jahre 1794 selbst zur Armee, und die Waffen der Kaiserlichen unter dem Prinzen von Coburg waren anfangs glücklich. Sie eroberten Landrecy, und der Weg nach Paris schien abermals offen zu stehen. Aber die Pariser Machthaber wußten neue Armeen zu schaffen, und am 26. Juni erfolgte die Schlacht von Fleurus, worin die Oestreicher anfangs siegten, aber zuletzt mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Der Prinz von Coburg wich mit der kaiserlichen Armee bis an die Maas und von da bis an die Roer. In der Gegend von Düren kam es noch einmal zur Schlacht, aber am 5. October waren die Oestreicher schon über den Rhein.

Der französische General Pichegrü hatte am 12. October Herzogenbusch erobert und stand im November an der Waal und Maas, ihm gegenüber die Britten, Holländer, Hannoveraner, Hessen und ein Corps Oestreicher. Die Holländer setzten, um dem Feinde den Zutritt zu wehren, ihr Land unter Wasser. Aber der harte Winter bahnte den Franzosen einen Weg über das Eis. Sie gewannen ganz Holland und hier neue Mittel zur Fortsetzung des Krieges. Denn die Franzosen litten an Allem Mangel. Aber die Erpressungen und Beute, die sie jetzt in Holland machten, und die sich auf mehrere hundert Millionen Gulden beliefen, gaben ihnen Kleidung, Waffen und was sie sonst bedurften, im Ueberfluß. Damit wurde der Siegestaumel der holländischen Patrioten, welche die Franzosen in's Land geführt oder mit offenen Armen empfangen, bedeutend abgekühlt. Der Erbstatthalter floh nach England, und Holland ward in eine batavische Republik nach französischem Muster umgewandelt. Die neugeschaffene Republik schloß am 16. Mai 1795 einen Allianztractat mit Frankreich, worin sie sich nicht blos gegen ihre bisherigen Freunde zum Kriege verpflichtete, sondern auch einen beträchtlichen Theil an Land verlor, und außer den bereits geleisteten kostspieligen Requisitionen hundert Millionen Gulden zu zahlen hatte. Die Holländer kauften also die Freiheit, mit ihren neuen Brüdern in jeden Krieg derselben hineingezogen zu werden, sehr theuer.

Aber nicht blos die Holländer, deren Land bereits vom Feinde in Besitz genommen, traten ab von ihrem bisherigen Bündnisse und verstärkten die Feinde, sondern auch Preußen zeigte sich lau und schloß am 5. April 1795 den Frieden zu Basel, gemäß welchem die Franzosen einstweilen das linke Rheinufer besetzten. Vergebens hatte der Kaiser Franz gewarnt: die Schande Deutschlands und den Umsturz der deutschen Verfassung in einem besondern Friedensschlusse zu unterzeichnen.

Der Friede zu Basel war aber das Zeichen zum allgemeinen Abfall. Schon durch die Demarcationslinie, welche in Folge desselben zwischen Frankreich und Preußen gebildet wurde, war beinahe das halbe Deutschland, nämlich Alles, was nördlich derselben gelegen, zur Neutralität verpflichtet. Von der Zeit an, sagt ein deutscher Geschichtschreiber, gab es kein Vaterland mehr. Nur Oestreich führte den Riesenkampf noch allein fort, der guten Sache getreu, wie es so oft gethan.

In der Nacht vom 5. bis zum 6. September gingen die Franzosen bei Duisburg, und zwar jenseits der Demarcationslinie, über den Rhein. Die Franzosen zeigten überhaupt, daß sie die Linie da, wo es ihnen Vortheil zu bieten schien, und somit auch die Neutralität gar nicht achteten. Zweimal schritten sie, allein an der Ruhr, über die Demarcationslinie, einmal mit ihrem ganzen Heere, ein anderes Mal mit einem Piket, als es galt, die Abtei Werden zu brandschatzen. Beides geschah ungeahndet. Durch jenen Uebergang über das neutrale Gebiet verloren aber die Oestreicher ihre Deckung im Rücken. Sie mußten Düsseldorf verlassen, und am 15. September konnten die Franzosen bei Neuwied, am 21. bei Mannheim über den Rhein gehen. Sie wurden indessen gegen Ende des Jahres noch einmal nach Düsseldorf zurückgedrängt.

Wie Preußen hatte auch Spanien im Juli 1795 zu Basel Frieden geschlossen, und in Italien waren die Franzosen mit dem Jahre 1796 allenthalben Sieger. Sardinien hatte im April einen Waffenstillstand schließen müssen, und Napoleon Bonaparte schlug die Oestreicher bei Lodi und zog am 14. in Mailand ein. Die Lombardei war für Oestreich verloren. Die Herzoge von Parma und Modena, der König von Neapel, der Pabst erkauften einen kostspieligen Waffenstillstand.

Auch in Deutschland erfochten die Franzosen während des Sommers große Vortheile. Sie drängten die Oestreicher von der Sieg bis hinter die Lahn zurück, und eroberten die dortigen Magazine. Aber in der Gegend von Wetzlar ging's ihnen schlecht. Sie wurden geschlagen und flohen in Einem Zuge bis Düsseldorf hin.

Die Siege der Franzosen in Italien schwächten das östreichische

Heer in Deutschland. Es mußten dreißigtausend Mann über die Alpen gehen. Der französische General Moreau fand daher keinen bedeutenden Widerstand, als er in der Nacht vom 23. bis 24. Juni bei Straßburg über den Rhein ging, um von da in das Innere von Deutschland vorzudringen. Der Prinz Karl warf sich ihm entgegen, dadurch ging aber anderweitig Frankfurt verloren. In Deutschland war allgemeine Bestürzung. Der Herzog von Würtenberg, der Markgraf von Baden schloßen einen Waffenstillstand mit den Franzosen. Ihrem Beispiele folgte der schwäbische Kreis. Aber die Franzosen ließen sich den Waffenstillstand und die angebotene Brüderlichkeit theuer bezahlen. Würtenberg mußte vier Millionen, Baden zwei Millionen Franken, der schwäbische Kreis zwölf Millionen, die schwäbischen Abteien noch über sieben Millionen Franken, außerdem Pferde, Ochsen und sonstigen Bedarf liefern. Würtenberg und Baden schloßen darauf ihren definitiven Frieden zu Paris. Aber auch der fränkische Kreis folgte mit einem Waffenstillstande, und der Churfürst von Sachsen zog seine Truppen von dem östreichischen Heere zurück. Der Vertrag ward jedoch nicht genehmigt von Jourdan und der Kreis eigens gebrandschatzt. Das Bisthum Bamberg mußte allein vier Millionen, Nürnberg zwei und eine halbe Million Franken zahlen.

Da der italienische Obergeneral, Bonaparte, bereits in Trient eingerückt, Moreau Augsburg erobert, so rechneten sie auf eine Vereinigung sämmtlicher Heermassen an der Donau, um mit denselben die östreichischen Staaten vollends zu erdrücken. Für diesmal aber bewies sich der Erzherzog Karl als Retter in der Noth. Er trieb Jourdan in mehreren siegreichen Schlachten zurück, so daß er sich kaum am Rheine für sicher hielt. Da konnte sich auch Moreau, der unterdessen von dem Churfürsten von Baiern eine Kriegssteuer von zehn Millionen Franken und sonstige Lieferungen erpreßt, nicht weiter halten. Im Januar 1797 mußte sich Kehl den Oestreichern ergeben. Aber nicht so glücklich, wie in Deutschland, war der Krieg für die Oestreicher in Italien. Bonaparte schlug das ihm entgegengesetzte Heer bei Oscoli, im Januar 1797 bei Rivoli, und Mantua mußte sich ergeben. Da schloß auch der Pabst Frieden auf sehr harte Bedingungen. Fast ganz Italien war in den Händen der Franzosen. Nur ein kleines Stück Land am Fuße der Alpen war noch von den Oestreichern besetzt. Hier stand der Erzherzog Karl, allerdings einer der ausgezeichnetsten Feldherrn seiner Zeit, aber ihm gegenüber ein nicht minder hervorragender, dazu an Kräften weit überlegener mit einem sieggewohnten Heere. Der Erzherzog suchte, so lange bis er aus Deutschland Verstärkungen erhalten, die Päße der Alpen zu decken. Aber die republikanischen Heere kannten derartige Hindernisse nicht. Sie drangen durch Kärnthen und Krain in Tyrol ein, und

trieben den Erzherzog mit seinen geringen Kräften auf der Straße von Wien vor sich her. Nur noch neun Posten war man von der Hauptstadt entfernt, und der östreichische Feldherr konnte dem feindlichen Heere kaum die Hälfte der Streitmasse entgegensetzen. Er wandte sich daher an den Patriotismus der Wiener. Da eilten Freiwillige aus allen Ständen herbei. Dennoch war man dem Feinde nicht gewachsen, und man mußte unterhandeln. Am 18. April wurde zu Leoben ein Waffenstillstand geschlossen, im Ganzen auf günstige Bedingungen, weil Bonaparte fürchtete, abgeschnitten zu werden. In den Friedenspräliminarien trat der Kaiser Belgien an Frankreich ab, erkannte die französische Republik in den von ihr bezeichneten Gränzen an, ebenso die von den Franzosen gebildete cisalpinische Republik. Der definitive Frieden sollte jedoch erst auf einem besondern Congresse festgesetzt werden. Dieser kam am 17. October 1797 zu Campo Formio zu Stande. Als Entschädigung für die Verluste in Belgien und der Lombardei erhielt Oestreich das venetianische Festland. Die venetianischen Inseln der Levante dagegen bekam Frankreich. Dem Herzoge von Modena, der sein Land an die cisalpinische Republik verlor, wurde das Breisgau versprochen. Zum Abschlusse des Friedens mit dem deutschen Reiche sollte ein Congreß in Rastadt eröffnet werden. Der Kaiser Franz II. rief in einem seinem Wortlaute nach würdevollen Schreiben die Reichsstände zu jenem Geschäfte zusammen. Leider hatte aber der Friede von Campo Formio geheime Artikel, die mit jenem Schreiben schwerlich in Vereinbarung zu bringen waren. Die französischen Gesandten stellten auf Grund derselben nicht nur die Forderung der unbedingten Uebergabe des linken Rheinufers an Frankreich, sondern ließen auch der gedemüthigten Reichsdeputation allenthalben das Uebergewicht der Sieger fühlen. Wie der alte Brennus, so legte auch der neue das Schwert in die ungerechte Wage. Die Franzosen hatten immer neue Forderungen, und stellten endlich ein Ultimatum, dessen Genehmigung sie innerhalb sechs Tagen verlangten. Die Reichsdeputation aber, welcher das Friedensgeschäft oblag, konnte sich unmöglich entschließen, das ganze linke Rheinufer abzutreten, und in die unbilligen Forderungen einzuwilligen, welche die Franzosen noch sonst stellten. Endlich im December 1798 mußte sie das Ultimatum annehmen. Aber dennoch kam es nicht zum Frieden. Hieran waren aber vorzüglich zwei Dinge schuld, nämlich die Bildung einer neuen Coalition gegen Frankreich und der an dem französischen Gesandten begangene Raubmord.

Die großen Opfer, welche Deutschland, das Reich gebracht, waren nutzlos verwendet. Die vielen Erpressungen hier wie anderwärts, hatten den Geiz und die Habsucht der republikanischen Soldaten nicht gesättigt. Sie suchten immer Vorwände zu neuen Forderungen, und

das eben so schnell Verschleuderte an Geld und Gut auf fremdem Boden wieder zu ersetzen. Sie hatten dazu ein eigenes Mittel, welches unter lügenhaften Formen allenthalben mit gleißendem Scheine ihre Absichten förderte. Sie gründeten in den eroberten Landen neue Republiken, die unter pomphaften, dem Scheine nach selbstständigen Namen, dem Wesen nach nur dazu da waren, von den Franzosen im Frieden wie im Kriege ausgesogen zu werden. Denn außer dem Namen behielten sie auch keinen Schatten von Selbstständigkeit. Allenthalben erschienen französische Commissäre zur Leerung der Kassen, zur Organisirung des Landes, zur Beitreibung unerschwinglicher Requisitionen. Wir haben schon gehört, wie sie die batavische Republik gründeten, die cisalpinische. Im Januar 1798 besetzten sie die Schweiz und gründeten die helvetische. Im Februar desselben Jahres nahmen sie einen Vorwand wahr, und der fand sich immer, bemächtigten sich des päbstlichen Gebietes und gründeten die sogenannte römische Republik. Ein französischer General, Bonaparte, war nach Aegypten gesegelt und hatte dies Land erobert. Es war zu fürchten, daß sie beinahe ganz Europa in ihrer Weise umgestalten würden. Die Pforte hatte wegen Aegypten Frankreich den Krieg erklärt. Sie erhielt an Rußland und England treue Bundesgenossen. Der König von Neapel war von Frankreich zum Verräther erklärt, ebenso der König von Sardinien. Oestreich mußte sich überzeugen, daß mit einer Regierung, welche sich an keine Verträge band, täglich mit neuer Arglist, Habsucht und Treulosigkeit um sich griff, auch kein dauerhafter Friede möglich wäre. So brach denn der Krieg von Neuem los, und wie gewöhnlich, so waren es auch jetzt die Franzosen, die zuerst im Felde erschienen. Jourdan drang in Schwaben ein. Er wurde aber zurückgeworfen.

Mit dem Wiederausbruche des Krieges ging auch der Friedenscongreß zu Rastadt auseinander. Die französischen Gesandten rüsteten sich zur Abreise. Sie wurden aber beim Dunkel der Nacht dicht hinter der Stadt überfallen, und zwei von ihnen ermordet, der dritte tödtlich verwundet, ihrer sämmtlichen Papiere beraubt. Ueber die Urheber jener That schwebt bis dahin noch undurchdringliches Dunkel. Es fehlte nicht an solchen, welche sie den Oestreichern, aber auch nicht an solchen, welche sie dem Direktorium zur Last legten, welches die That begangen haben sollte, um dadurch den Fanatismus gegen Oestreich zu hetzen. Der erneute Krieg schien anfangs für Oestreich einen guten Fortgang nehmen zu wollen. Der Erzherzog Karl drang siegreich in die Schweiz gegen die Franzosen unter Massena vor, in Italien erfocht der kaiserliche Feldzeugmeister Cray die wichtigsten Siege über die Franzosen. Der russische Feldherr Suwarov ging über

die Alpen und griff vereint mit dem östreichischen General Melas die französischen Posten an der Adda an. Am 28. April konnten die Oestreicher wieder in Mailand einziehen, und die sogenannte cisalpinische Republik war vernichtet. Suwarov rückte darauf in die Schweiz ein, und der Erzherzog Karl von Neuem an den Rhein. Er schlug die Franzosen und eroberte Mannheim. Aber unglücklicher Weise wurde der russische Kaiser des Krieges überdrüssig. Er zog seine Truppen zurück.

In Oberitalien erfochten die Oestreicher unter Melas und Cray am 4. und 5. November zwei wichtige Siege bei Savigliana und Fossano, und das ganze Land war bereits von den Franzosen gereinigt. In Frankreich selbst hielt man die Republik bereits für verloren, da erschien Bonaparte aus Aegypten, um sie zu retten. Er stürzte das Direktorium und gründete das Consulat. Er selbst wurde zum ersten Consul ernannt. Auch erfocht Moreau in Deutschland bedeutende Siege. Bonaparte ging nun am 15. Mai mit einer neuen Armee über den großen Bernhard, während eine zweite Abtheilung über den Simplon, eine dritte über den Gotthard setzte. Im Ganzen waren es einundachtzigtausend Mann. Die Oestreicher unter Melas, die sich dessen nicht versahen, lieferten am 13. Juni die Hauptschlacht bei Marengo, die für sie verloren ging. Am 14. war das Schicksal der Oestreicher in Italien entschieden. Denn Melas, in Gefahr, abgeschnitten zu werden, einem so bedeutenden Heere gegenüber, wo an Durchschlagen nicht zu denken war, mußte unterhandeln. Ganz Piemont, Genua, welches die Oestreicher erobert, die sogenannte cisalpinische Republik mußte von Neuem abgetreten werden. In Deutschland hatte leider der Erzherzog Karl das Commando niedergelegt, und Moreau stand als Sieger über den östreichischen Feldzeugmeister Cray im südlichen Deutschland. Der östreichische Feldzeugmeister konnte nach großen und schweren Verlusten sich nur auf die Defensive beschränken, ja es war zu fürchten, daß die Franzosen sich von Italien aus den Weg in das Innere der östreichischen Staaten bahnen könnten. Cray suchte daher ebenfalls einen Waffenstillstand für Deutschland nach, der am 15. Juli zu Parsdorf wirklich zu Stande kam. An einem definitiven Friedensschlusse wurde Oestreich durch seine Verhältnisse zu England gehindert. Die Feindseligkeiten nahmen daher am 18. November von Neuem ihren Anfang. Statt Cray's erhielt aber der Erzherzog Johann das Commando, und am 3. December erfolgte nach einigen Vortheilen die Schlacht bei Hohenlinden, welche unglücklich auslief, die Oestreicher verloren siebentausend Todte, elftausend Gefangene und hundert Kanonen. Die Sieger eroberten Linz und bedrohten sogar Wien. Nichts war, was sie abhalten konnte. Die Oestreicher hatten in zwanzig Tagen

vierzigtausend Mann an Todten und Gefangenen, hundertsiebenundvierzig Kanonen, an Magazinen einen nicht zu berechnenden Werth verloren. Der Kaiser, der bis dahin ohne England keinen Frieden schließen wollte, mußte sich nun bequemen. In Folge des Waffenstillstandes wurden die Citadelle von Würzburg, die festen Plätze von Braunau, Kufstein und Scharnitz, ganz Tyrol den Franzosen geräumt, ferner die ganze Linie auf dem linken Ufer der Erlaph, der Muhr, durch Graubündten bis an die französisch-italienische Armee. In dem drei Wochen später (16. Januar 1801) für Italien neuerdings abgeschlossenen Waffenstillstande erhielten die Franzosen Peschiera, Sermione, die Castelle von Verona, Legnano, Ferrara, Ancona, endlich Mantua. Die definitiven Friedensverhandlungen sollten erst zu Lüneville eröffnet werden. Die Unterhandlungen hatten hier am 1. Januar 1801 begonnen, und zwar auf Grund des Friedens von Campo Formio und der bereits zu Rastadt gemachten Zugeständnisse. Aber außer Frankreich waren es jetzt die Höfe von Petersburg, Berlin, Kopenhagen, welche ihn diktirten. Von Seiten Frankreichs wollte man Deutschland bis an den Rhein, und zwischen Rußland und Frankreich war man bereits darin übereingekommen, daß die Säcularisation der geistlichen Stifter und Güter der katholischen Kirche die Beute sei, womit man die Fürsten, die etwa auf dem linken Rheinufer verlören, mehr als hinlänglich entschädigen, ja verstärken könne. Schon lange hatte man es nämlich für erlaubt gehalten, sich auf Kosten der Schwächern schadlos zu halten, oder zu verstärken. Der westfälische Friede hatte zwar den geistlichen Fürsten und der katholischen Kirche einen gewissen Theil ihrer Rechte und ihres Besitzthums zugesichert, die sie bis dahin im Ganzen so unverkümmert genossen, er hatte aber zuerst jenes Prinzip der Entschädigung aufgestellt, was der französischen Republik um so weniger bedenklich erschien, als sie selbst einem Grundsatze huldigte, der dem sogenannten öffentlichen Wohle Alles gestattete, sich endlich an gar keine Verträge, weder mit dem Einzelnen, noch mit den Völkern banden. Preußen hatte schon in einem geheimen Vertrage vom August 1795 sich eine solche Entschädigung vorbehalten, Oestreich in dem Frieden von Campo Formio sich sogar thatsächlich mit dem Besitzthum der Republik Venedig entschädigen lassen. Hatte man aber, als die Beute nach Art des Löwen getheilt wurde, bei der man die Verluste so genau nicht nachrechnete, Einzelnen zehnfach ersetzt, was der unglückliche, nicht einmal ernsthaft geführte Krieg ihnen geraubt, so war das offenbar das Unbedeutendste bei der Sache. Das Ehr- und Rechtsgefühl war bei Seite gesetzt, auf das Mehr oder Weniger kam es nicht an. Das deutsche Reich wurde daher bei jenen Verhandlungen so wenig berücksichtigt, daß die Abgeordneten desselben

sie nicht einmal hören durften. So lange aber die Geschichte besteht, wurde die katholische Kirche nicht rücksichtsloser behandelt. Es waren ihre Feinde Atheisten, Protestanten, Schismatiker, die über sie verfügten, und sie hatte keinen sichtbaren Vertheidiger mehr in Deutschland. Sie verlor daher nicht blos ihre politische Existenz in jenem Lande, so daß man ihre Mitglieder und Diener an manchen Stellen, wo sie früher mit Anstand und in Ehren gelebt, als Heloten behandeln konnte, sondern auch ihren religiösen Halt. Sie verlor nicht blos drei Erzbisthümer und eine Reihe von Bisthümern (man hat allein vierzehn Hochstifter gezählt), vielleicht einen Grundbesitz von mehr als eintausend Millionen Thaler (dem kleinen Würtenberg allein hatte man zweihundert Millionen Gulden nachgerechnet, und was bekamen erst Preußen, Baiern?), sondern auch eine Menge von sonstigen Kostbarkeiten, Denkmalen der Kunst, des Alterthums an Bauwerken, deren Werth gegenwärtig unmöglich angeschlagen werden kann. Die Güter der Armen wurden auf das Muthwilligste verschleudert. Ja es ward, wenn man einem Zeitgenossen glauben will, der wohl wissen konnte, was damals vorging, weil er als Legationssecretär bei den Friedensverhandlungen selbst betheiligt war, eine förmliche Jagd auf die Besitzthümer der katholischen Kirche eröffnet *). Der größte Verlust aber für die katholische Kirche war nicht der materielle, sondern der geistige, die Zerstörung der Bisthümer, die Vernichtung ihrer Schulen und die Muthlosigkeit der Katholiken. Zwar versprach man, daß die geistigen Bedürfnisse derer, die man so schmählich beraubte, nicht im Mindesten leiden sollten, für neue Dotationen zu sorgen. Aber mehr als zwanzig Jahre blieben die bedeutendsten Bisthümer unbesetzt, und noch gegenwärtig undotirt, ärmlich ausgestattet. Die von ihren Hirten getrennten Heerden blieben beinahe ein Menschenalter ohne Führer zerstreut. Es konnte ihnen weder das Sacrament der Firmung gespendet werden, noch dasjenige, welches der Heiland den Verwaltern seiner Geheimnisse eingesetzt hat. Die alten Städte Mainz, Köln, Trier verloren die höchsten Zierden ihres Ruhmes, dagegen ließ sich das Kriegselend beinahe ein Menschenalter hindurch bei ihnen nieder. Einige sanken sogar zu einer unbedeutenden Stufe herunter. Ihre schönsten Gebäude wurden niedergerissen, oder in Lazarethe und Kasernen verwandelt, ihre Kunstschätze eingeschmolzen, zerschlagen, verkauft, verschleudert, der öffentlichen Betrachtung entzogen, nach fremden Ländern verschleppt. Das Werthvollste, was sich mitnehmen ließ, raubten die französischen Commissäre entweder für sich oder das sogenannte National-Museum.

*) Denkwürdigkeiten des Ritter von Lang.

Das deutsche Volk, einst so mächtig in seinem öffentlichen wie in seinem Privatleben, zählte nicht mehr. Am 9. Februar wurde der Friede unterzeichnet. Damit war eigentlich das deutsche Reich, obgleich es sich noch ein Paar Jahre fortschleppte, vernichtet. — Der Kaiser, der den Frieden von Lüneville für sich und zugleich in des Reiches Namen geschlossen, theilte unter dem 21. Februar den Friedenstractat dem Reichstage zu Regensburg mit und ermahnte zur Ratification wie zur Vollziehung der einzelnen Punkte. Die Ratification erfolgte am 6. März, und zur Ermittelung der sogenannten Entschädigung wurde eine eigene Reichsdeputation festgesetzt, bestehend aus Churmainz, Chursachsen, Churbrandenburg, Baiern, Hoch- und Deutschmeister, Würtenberg, Hessen-Cassel. Das Geschäft ging langsam von Statten. Denn einige Deputationsmitglieder sollten ihr eigenes Todesurtheil sprechen. Den Franzosen lag aber daran, Deutschland zu vernichten. Sie schloßen daher Separatverträge mit einzelnen mächtigen Fürsten. Auch trug der am 1. October 1801 zwischen Frankreich und Rußland geschlossene Friedenstractat nicht wenig dazu bei, die schon längst beschlossene Säcularisation durchzusetzen. Der Kaiser, der dadurch seinen vorzüglichsten Einfluß auf Deutschland verlor, mußte endlich einwilligen, und rief durch ein Commissionsdecret vom 2. August 1802 die Reichsdeputation zusammen. Das von Frankreich und Rußland entworfene Entschädigungsprojekt war aber der That nach weiter nichts, als die Aufhebung der bisherigen deutschen Reichsverfassung, wenn man diese auch einstweilen dem Namen nach bestehen ließ. Jenes traurige Geschäft fand endlich durch einen zweiten Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg, oder den eigentlichen Receß unter dem 25. Februar 1803 seine Erledigung. Manche Staatsregierungen Deutschlands aber hatten bis dahin nicht einmal gewartet, sie hatten sich ihren Theil, den sie sich ausersehen, schon im vorhergehenden Jahre weggenommen. Deutschland war in seinen tausendjährigen, im Ganzen glücklichen Einrichtungen vernichtet, seine Kraft gebrochen, seine alte Biederkeit dahin. Es erhielt eine andere Gestalt in seinen äußern Gränzen, in seinen inneren Landestheilen, in der Form seiner Verwaltung. Aber seine Gränzen und die Namen seiner Landesgebiete wechselten fast mit jedem Tage. Denn die Basis der Staaten, Recht und Gerechtigkeit, war verschwunden. An die Stelle derselben war Willkühr, Einbildung und Gewalt getreten. Das alte Band, was so manches Volk mit seinem Fürstenhause vereint, war durch Aufdrängung eines neuen zerrissen, Mißmuth und Mißtrauen entfernten die Einheimischen aus ihren Aemtern, und Fremde kamen und brachten eine neue Verfassung mit den unentbehrlichsten Werkzeugen, der Wohlstand, der Glanz der Städte war dahin. Aber auch die Fürsten, welche sich von nun an

durch keine Verfassung mehr gebunden glaubten, hatten ihre Unabhängigkeit verloren. Sie waren nur Satrapen der sogenannten großen Republik, Veziere des spätern Großherrn der großen Nation. Wie aber einstweilen noch die Güter der Kirche, so wurden kurz darauf auch die deutschen Landestheile als herrenloses Gut betrachtet, womit man anderweitig Beraubte für eine Zeitlang abfinden könnte, bis der Zeitpunkt gekommen, ihnen auch dieses zu nehmen. So erhielt der Großherzog von Toscana für seinen Verlust in Italien das Salzburger Gebiet, der Herzog von Modena das Breisgau, ja auch der Fürst von Oranien wurde für den Verlust seiner Statthalterschaft mit Fulda, Corwei, fünf Abteien, Probsteien u. s. w. entschädigt. Von den geistlichen Churfürsten hielt sich blos der Churfürst von Mainz. Er bekam seinen Sitz in Regensburg mit dem Titel eines Churfürsten-Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofes und Primas von Deutschland für ewige Zeiten. Man gründete ihm einen neuen Sprengel aus den zusammengelesenen Resten der ehemaligen Erzdiöcesen Mainz, Trier, Köln und einigen andern Bisthümern, insofern sie auf dem rechten Rheinufer lagen. Als Reichslande bekam er das neugeschaffene Fürstenthum Regensburg, Aschaffenburg, die Grafschaft Wetzlar, das Haus Compostella zu Frankfurt und die Besitzung des mainzischen Domcapitels, insofern darüber noch nicht anderweitig verfügt war, und zur Ergänzung seines Einkommens einen Theil an dem Rheinoctroi. Von einundfünfzig Freistädten blieben nur noch sechs, nämlich Augsburg, Lübeck, Nürnberg, Frankfurt, Bremen und Hamburg. Statt der geistlichen Churfürsten von Trier und Köln wurden vier neue weltliche eingesetzt, nämlich der Großherzog von Toscana als Besitzer von Salzburg, der Markgraf von Baden, der Herzog von Würtenberg, der Landgraf von Hessen-Cassel. Das churfürstliche Collegium bestand nun aus zehn Stimmen, worin sechs protestantische und vier katholische. Man zählte ferner im Fürstenrathe, ohne die vier Grafenbänke, fünfzig katholische, siebenundsiebenzig protestantische Stimmen. Das Collegium der Reichsstädte war ganz protestantisch. Kaiser Franz fühlte den Nachtheil, welcher dadurch den Katholiken und der katholischen Kirche zugefügt wurde; er fand ein solches Verhältniß mit seinem Eide nicht verträglich, und legte „seiner für die Erhaltung der Reichsverfassung und für die Be„schützung der katholischen Religion heilig beschwornen Pflicht gemäß“ Verwahrung dagegen ein.

Neuer Krieg zwischen Oestreich und Frankreich und Rußland.

Bei allen diesen Opfern sollte der Frieden dennoch von keiner langen Dauer sein. Während des Krieges zwischen Frankreich und England besetzten die Franzosen Hannover.

Der König von England als Churfürst von Hannover erhob darüber Beschwerde beim Reichstage zu Regensburg, der indeß, ungeachtet die Sache großes Aufsehen machte, wenig helfen konnte. Dennoch sah man abermals, was man von der Gewaltthätigkeit Frankreichs zu erwarten habe. Aber nirgendwo war Entschlossenheit und Muth als bei dem Kaiser Franz. Dieser verwandelte, als Napoleon Bonaparte sich im Jahre 1804 eigenmächtig zum Kaiser der Franzosen erhob, in einem Patente vom 11. August, zu dauerhafter Befestigung und vollkommener Gleichheit des Ranges „unter den vorzüglichsten europäischen Regenten", seine östreichischen Erblande in ein erbliches Kaiserthum und nahm den Titel eines erblichen Kaisers an. Größeres Bedenken jedoch, als die Besetzung von Hannover, die Annahme des kaiserlichen Titels von Seiten Napoleon Bonaparte's erregte die Verwandlung der italienischen Republiken in ein Königthum, und die Einverleibung desselben mit dem französischen Kaiserreiche. Die europäischen Höfe sahen neuen Gefahren entgegen. Rußland waffnete, und Oestreich rüstete zu einem abermaligen Kriege.

Im September 1805 drang ein östreichisches Heer in Baiern ein, es verlangte Theilnahme an dem Kriege gegen den allgemeinen Feind. Aber der Churfürst Maximilian von Baiern, der Herzog von Baden und Würtenberg vereinten ihre Heere mit den Franzosen. Die Oestreicher kämpften in diesem Kriege mit verzweifeltem Muth bei Ulm und Elchingen. Sie hatten aber keine guten Führer. Namentlich hatte der östreichische Oberfeldherr Mack seine Dispositionen so übel getroffen, oder er war so unglücklich, daß er sich mit einem Corps von fünfundzwanzig bis dreißigtausend Mann in Ulm einschließen ließ, und sich dort als kriegsgefangen ergeben mußte. Blos der Erzherzog Ferdinand erreichte die böhmische Gränze. Napoleon eilte nach der Capitulation von Ulm an den Inn, wo die Russen unter Kutusov und mit ihnen ein östreichisches Corps unter Merveldt standen. Sie zogen sich vor den Franzosen zurück, und Napoleon war am 12. November in Wien. Noch einmal versuchte man das Glück der Waffen. Am 2. December erfolgte die Schlacht von Austerlitz, von Napoleon die Drei-Kaiser-Schlacht genannt. Sie fiel unglücklich aus für Oestreich und seine Verbündeten. Da erschien der Kaiser Franz selbst im Hauptquartier Napoleons, um den Frieden

nachzusuchen, während der Erzherzog Karl es vergebens unternahm, mit einem Heere von Italien aus die Hauptstadt zu befreien. Vier Tage nach der Schlacht von Austerlitz wurde ein Waffenstillstand, am 26. December der Frieden von Preßburg geschlossen, den Oestreich nur mit den größten Opfern erkaufen konnte. Es mußte nicht nur bedeutende Landestheile in Italien, in seinen Erbstaaten, darunter namentlich Tyrol, das Vorarlbergische und vieles Andere an Baiern, Würtenberg und Baden abtreten, sondern auch den französischen Kaisertitel für Napoleon, den Titel eines Königs von Baiern und Würtenberg anerkennen. Letztere wurden am 1. Januar zu Königen ausgerufen. Salzburg ging an Oestreich über, und dem Großmeister des deutschen Ordens wurde auch das Letzte genommen.

Deutschland bekam durch den Preßburger Frieden abermals eine neue Gestalt. Augsburg und Nürnberg wurden aus dem Collegium der Reichsstädte gestrichen und an Baiern, ersteres jedoch mit besondern Verpflichtungen, übergeben. Preußen mußte die Grafschaft Anspach-Baireuth an Baiern abtreten, so wie die Festung Wesel an Frankreich. Es wurde ihm als Ersatz dafür Hannover versprochen, was Preußen bei der Verwirrung der Begriffe, die einmal herrschten, ohne Bedenken in Besitz nahm. Dazu mußte es das Fürstenthum Neufchatel an Berthier abtreten, Baiern dagegen das Großherzogthum Berg an Frankreich, womit Napoleon seinen Schwager Joachim Murat dotirte. Die Charakterlosigkeit des Fürsten Primas ging endlich so weit, daß er sich den Kardinal Fesch, Napoleons Oheim, zu seinem Coadjutor und Nachfolger erbat.

Das ehrwürdige heilige römische Reich deutscher Nation war nun thatsächlich todt. Die Fremden schalteten willkührlich mit seinen Landen. Es fehlte nur noch, daß es auch durch einen feierlichen Spruch für todt erklärt und begraben wurde. Das geschah am 1. August 1806. Am 12. Juli hatten nämlich der König von Baiern, von Würtenberg, die souveränen Fürsten von Regensburg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, der Herzog von Berg, die Fürsten von Nassau-Weilburg, Usingen, Salm-Salm, Lichtenstein, der Herzog von Arenberg, der Fürst von Leien ein Bündniß geschlossen, das unter dem Namen des Rheinbundes bekannt geworden, und dessen Theilnehmer sich förmlich vom Reiche lossagten. Dagegen erklärten sie den Kaiser der Franzosen, Napoleon Bonaparte, zu ihrem Protector, und verpflichteten sich auch zur Theilnahme an jedem Continentalkriege des französischen Kaisers mit einem gewissen Contingente. Der französische Geschäftsträger Bacher erschien darauf am 1. August auf Befehl des Kaisers in der Reichsversammlung zu Regensburg und erklärte: „Die oben erwähnten Fürsten und Vornehmsten des west-„lichen und südlichen Deutschlands hätten den Entschluß gefaßt, unter

„sich eine Verbindung zu errichten, durch welche sie in Sicherheit „gegen alle Ungewißheit der Zukunft gesetzt würden, und hätten aufgehört, Stände des Reiches zu sein." Kaiser Franz II., der schon den erwähnten Schritt Dahlbergs als eine Treulosigkeit gegen das Reich betrachtet und dagegen Verwahrung eingelegt, hielt es nun mit seinen Pflichten vollends unverträglich, die Krone des deutschen Reiches länger zu tragen. Er legte sie daher mittels einer eigenen Abdankungsurkunde am 6. August 1806 nieder. Damit war nun eine große katholische Idee gefallen. Man hatte freilich schon längst die Fundamente des hehren Gebäudes untergraben, einen Pfeiler nach dem andern losgerissen, und es stürzte nicht unerwartet. Sein Ruin zog das Unglück der Völker nach sich, die unter dem schmählichsten Drucke seufzten, und sich vergebens nach Frieden und Ruhe sehnten.

Krieg zwischen Preußen und Frankreich. 1806 und 1807.

Das deutsche Reich war kaum zertrümmert, als Napoleon seinen Schlag nach einem andern richtete. Das war Preußen, wogegen er einen besondern Haß hatte. Napoleon konnte es nicht vergessen, daß der preußische Minister Haugwitz seinem Glückwunschschreiben nach der Schlacht von Austerlitz unter andern Umständen auch eine andere Addresse gegeben haben würde. Denn in Preußen war neben der Partei, welche einen Anschluß an Frankreich wollte, auch eine solche, welche den Krieg gegen dasselbe verlangte. Aber unglücklicher Weise hatte es den günstigen Zeitpunkt versäumt, sein schlagfertiges Heer in dem vorigen Kriege mit Oestreich und Rußland zu verbinden, um so mit vereinter Kraft die immer größern Ansprüche des Unterdrückers zurückzuweisen. Daß es endlich zum Bruche kommen würde zwischen ihm und Preußen, wußte Napoleon nur zu wohl. Er kannte die Unternehmungen und fortwährenden Aufhetzungen einer allerdings verblendeten Kriegspartei in Preußen. Aber er war klug genug, diesen schwankenden Staat so lange hinzuhalten, bis er mit Oestreich fertig war. Dazu war nun Preußen noch in die Schlinge gegangen, sich durch Besetzung Hannovers mit seinen bisherigen Freunden, England und Rußland, zu überwerfen. Preußen aber hatte gehofft, daß Napoleon die Abtretung Hannovers von England selbst erwirken würde. Während man nun in Berlin das Heer auf Friedensfuß setzte, rüstete sich der Kaiser der Franzosen zum Kriege gegen Preußen. Er forderte als Einleitung dazu die unbedingte Ueberlassung der von Preußen an Frankreich und die Rheinbundsfürsten abgetretenen Landestheile, ferner, daß es den brittischen Schiffen die preußischen Häfen verschließe,

und das bei der Besetzung von Hannover erlassene Patent zurücknehmen sollte. Haugwitz willigte in Alles ein. Aber die Franzosen waren damit nicht zufrieden. Sie nahmen Essen, Elten, Werden als Zubehör von Cleve, und man erkannte bald, daß es darauf abgesehen war, Preußen zu demüthigen. Jetzt zeigte es sich aber, wie gefährlich der Rheinbund war für die Unabhängigkeit und Sicherheit Deutschlands. Napoleon konnte mittels desselben seine Truppen bis in das Herz des Landes vorschieben, ja es war nicht einmal eine zuverlässige Operationsbasis gegen ihn möglich. Preußen war daher strategisch verloren, ehe noch der Krieg begonnen *). Als erstes Opfer fiel jedoch der mit dem preußischen Hause verschwägerte Prinz von Oranien. Sein Land wurde theils den Hessen als Lockspeise versprochen für den Beitritt zum Rheinbunde, theils wurde er selbst wegen Weingarten würtenbergischer Unterthan. Hessen zeigte sich unterdessen unschlüssig, und Preußen beschäftigte sich ernstlich mit der zur Zeit von Napoleon eingegebenen Idee eines norddeutschen Bundes. Jetzt kam er jedoch den Franken ungelegen. Der fremde Machthaber verbot, die Städte Hamburg, Lübeck, Bremen, die er bereits für sich ausersehen, in den Bund zu nehmen. Preußen sollte aber nicht blos von Frankreich Befehle annehmen, es drohte ihm auch, bei seiner schiefen Stellung, die es eingenommen, ein Krieg mit England. Das Embargo, das auf alle preußischen Schiffe vor der Mündung der Elbe, Weser, Ems und Trave gelegt wurde, die Blockirung der preußischen Häfen durch die Engländer vernichteten seinen Handel. — Zu Berlin merkte man endlich, daß man von Napoleon hintergangen würde, und Preußen stellte ein dreifaches Ultimatum, nämlich: 1) daß die französischen Heere ungesäumt Deutschland räumen, 2) daß der Bildung eines nordischen Bündnisses von Seiten Frankreichs kein Hinderniß entgegengesetzt würde, und 3) Essen, Elten und Werden geräumt, die Festung Wesel nicht mit dem französischen Reiche verbunden werde. Napoleon beantwortete dieses Ultimatum mit der Abreise zur Armee und mit beschleunigten Truppenmärschen. Der Krieg brach aus, der so demüthigend enden sollte für Preußen, und in welchem dieses Land, in Verbindung mit den Sachsen, der Allgewalt des siegreichen Herrschers nur ein Heer von einmalhundertzwanzigtausend Mann mit einem alten, den neuen Verhältnissen durchaus nicht gewachsenen Feldherrn, dem Herzoge von Braunschweig, an der Spitze, auf einer langen Basis von zwanzig Meilen entgegenstellen konnte, und das schon verloren war, ehe die Sache noch durch das Schwert zur Entscheidung kam. Die Verblendung der Preußen war unbeschreiblich, und kam nur der Größe ihres Unglückes gleich.

*) Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Am 7. October 1806 drang das französische Heer unter Lannes, Augereau von Schweinfurt gegen Coburg und Saalfeld, das Centrum unter Bernadotte Davoust, die Cavalleriereserve unter Murat, die Garden über Bamberg, Schleiz auf Gera, der rechte Flügel unter Soult und Ney marschirte von Baireuth auf Hof. Am 8. October war der Großherzog von Berg schon im Handgemenge mit den Preußen an der Saale. Am 9. October schlug sich Tauenzien bei Schleiz, aber die Magazine von Hof gingen verloren. Am 10. October ward das hohenlohen'sche Corps unter den Befehlen des Prinzen Louis Ferdinand von dreißigtausend Mann unter Lannes und Augereau an der Saale angegriffen und geschlagen, der Prinz getödtet. Endlich am 14. October kam es zur Hauptentscheidung in den Schlachten bei Jena und Auerstädt. Die Schlachten waren beide getrennt und ohne Zusammenhang. An dem einen Orte stand Davoust gegen den König von Preußen und den Herzog von Braunschweig, an dem andern Napoleon gegen Hohenlohe. Die Preußen waren aber bereits umgangen, und das Unglück noch zu mehren, wurde der Herzog von Braunschweig gleich beim Beginne der Schlacht durch eine Flintenkugel seines Auges beraubt. Die Unordnung ward jedoch bald, hier wie dort, allgemein, und vergebens suchte der König von Preußen, dem mehrere Pferde unter dem Leibe todtgeschossen wurden, derselben zu wehren. In wenigen Stunden hatten die Preußen einen ungeheuren Verlust erlitten. Die alten Generale waren fast alle geblieben, und das Heer floh in wilder Flucht.

Am Tage nach der Schlacht trennten sich die Sachsen, die von Napoleon auf ihr Ehrenwort entlassen wurden, und sechs Tage später, am 21. October, standen die französischen Truppen schon in Potsdam. Mit den Sachsen wurde ein Waffenstillstand geschlossen.

Am 27. October hielt Napoleon seinen Einzug in Berlin. Das war das Signal der allgemeinen Auflösung in Preußen. Schon am andern Tage capitulirte der Fürst von Hohenlohe bei Prenzlau, und den Franzosen fielen zwölftausend Gefangene, darunter die Prinzen August von Preußen, Gustav von Mecklenburg, fünfundvierzig Fahnen und vierundsechzig Kanonen in die Hände. Am 29. October capitulirte ein anderes Corps. Am 31. ergab sich Biela mit dreitausend Mann bei Anclam an Murat, General Usedom bei Wismar an Savary. Nur Blücher schlug sich durch, und suchte sich in Lübeck zu setzen. Die unglückliche Stadt wurde aber von den Franzosen erstürmt und aller Wildheit und Zügellosigkeit des französischen Heeres preisgegeben. Am 7. November waren die letzten Reste des großen preußischen Heeres diesseits der Weichsel durch die Capitulation von Ratau gänzlich vernichtet, und Blücher mußte mit neuntausend vierhundert Mann ebenfalls das Gewehr strecken.

Napoleon war unterdeß in Posen. Die unglücklichen Polen ergriffen den letzten Strohhalm ihrer Rettung. Sie hofften, nachdem sie bereits als Freiwillige in den verschiedenen Kriegen Frankreichs, in Deutschland und Italien ihr Blut vergossen, Herstellung ihres unterdrückten Vaterlandes, und Napoleon wußte sie zu täuschen und in dem gegenwärtigen Kriege trefflich zu benützen. Willig erboten sie sich zu den größten Opfern.

In Preußen aber herrschte überall Verwirrung, Kopflosigkeit, Verzagtheit und Verrath. Die Festungen fielen ebenso schnell, wie sich die einzelnen Heeresabtheilungen ergeben hatten, viele ohne Belagerung oder ernstliche Vertheidigung, oder öffneten blosen Streifcorps ihre Thore. Erfurt machte den Anfang, dann folgten Cüstrin, Stettin, Spandau u. s. w. Napoleon, sagt ein deutscher Geschichtschreiber *), war bald in Berlin, Potsdam und Charlottenburg ebenso sicher, als in den Tuilerien, St. Cloud, Malmaison. Die wichtige Festung Magdeburg übergab Kleist, ohne auch nur einen Schuß gethan zu haben. Ebenso fielen Hameln, Nienburg und viele andere. Einzelne wurden fast dem Feinde aufgenöthigt, und Napoleon hatte sich mit Einem Schlage aller Länder bemächtigt vom Rheine bis zur Oder. Preußen war zertreten, und mußte für seinen Uebermuth, sich allein mit einem Feinde zu messen, den bis dahin ganz Europa nicht hatte bewältigen können, und dem es so wenig ehrenvoll unterlag, hart büßen. Nur jenseits der Weichsel hielten sich noch einige Reste des preußischen Heeres in Verbindung mit den Russen, die jetzt ebenfalls den Krieg an Frankreich erklärt. Die braunschweig-lüneburgischen Lande aber wurden von Napoleon mit dem bekannten schneidenden Style, dessen sich der Eroberer so oft mit dem bittersten Hohne gegen Fürsten und Völker bedient, und der das Erbtheil des Jacobinerthums war, in Besitz genommen. Denn das Haus Braunschweig, wie das von Oranien, habe zu regieren aufgehört. Marschall Mortier besetzte die hannöverischen Lande, Ludwig Napoleon, König von Holland, die westfälisch-preußischen Provinzen. Von Paderborn marschirte er auf Cassel. Denn der Churfürst hatte endlich die Entschlossenheit gehabt, seinen Beitritt zum Rheinbunde zu versagen. Er hatte aber vergebens auf Neutralität gehofft, und als ihm Fulda als Lockspeise hingehalten wurde, erklärt: „Er wolle lieber als preußischer Feldmarschall sterben, als fremden Raub, und sei es auch sammt einer Königskrone, aus Napoleons Händen nehmen.“ Aber zu diesem großen Verbrechen in den Augen des Drängers beging er den Fehler, sein Heer nicht mit dem preußischen zu vereinigen. Jetzt sollte er gezüchtigt werden. Es erschien eine Proclamation, worin Napoleon

*) Hormayr, allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Band III.

sagte: „Die Fürsten von Hessen seien nie müde geworden, sich in „Wort und That als Feinde Frankreichs zu zeigen.“ Die hessischen Truppen wurden darauf entwaffnet. Der König von Holland und Mortier besetzten Hessen. Der Churfürst aber flüchtete. Nun kamen die Hansestädte an die Reihe. Sie wurden mit Erpressungen aller Art heimgesucht. Der Herzog von Mecklenburg sollte den Russen den Durchgang durch Hannover gestattet haben. Er wurde daher für einen Feind Frankreichs erklärt und sein Land feindlich besetzt. Für Oldenburg fand sich ein ähnlicher Vorwand.

Friedrich Wilhelm, König von Preußen, dachte jetzt an den Frieden. Es wurden deshalb Unterhandlungen eröffnet. Sie zerschlugen sich aber an den unerhörten Forderungen oder vielmehr der Abgeneigtheit der Franzosen. Diese zogen an die Weichsel gegen die mit den Preußen verbundenen Russen. Da erließen die Polen Dombrowski, Wibicki, Repräsentanten der Städte, auf dem Grodnoer Reichstage eine Proclamation, und forderten ihre Landsleute auf zur Vertheidigung der Freiheit, zur Herstellung ihres so schmählich zerstückelten Vaterlandes. Viele in dem russischen und preußischen Heere stehende Polen verließen ihre Fahnen und stellten sich dem französischen.

Am 19. December war Napoleon in Warschau. Der Churfürst von Sachsen hatte unterdessen am 11. den Frieden von Posen geschlossen. Er trat dem Rheinbund bei. Der Churfürst von Sachsen trat aber als Mitglied des Rheinbundes in ein neues staatsrechtliches Verhältniß. Er wurde nicht blos mit dem königlichen Titel und dem neu gegründeten Herzogthum Warschau beehrt, sondern er mußte auch den Katholiken in Sachsen gleiche Rechte versprechen wie den Protestanten.

Auch die sächsisch-thüringischen Fürstenhäuser traten dem Rheinbunde bei, dann Anhalt, Schwarzburg, Waldeck, Lippe. Die Russen und Preußen setzten aber von jetzt an dem französischen Heere einen unerwarteten Widerstand entgegen. Die Schlachten an der Narev, bei Pultusk waren blutig, aber nicht entscheidend. Glücklicher war Napoleon in Schlesien. Er siegte, wenn auch nicht ganz ohne Widerstand, durch deutsche Bundestruppen, durch Baiern, Würtenberger, Badenser, die unter einem französischen Obergeneral standen. Am 5. Januar öffnete Breslau seine Thore, Glogau war schon früher gefallen, jetzt folgten Brieg, Schweidnitz. Doch zeigten sich bedenkliche Vorfälle im Rücken der französischen Armee. Es erhoben sich Parteigänger, welche derselben bedeutenden Abbruch thaten, einzelne Abtheilungen in Gefahr brachten. Aber auch im Hessischen wurde die Sache bedenklich. Der Aufstand dehnte sich bis nach Hanau und der Lahn aus. Ebenso entwickelte sich noch an andern

Stellen Preußens einige Energie. Schill zwang nicht nur den Befehlshaber von Graudenz zu entschiedenen Maßregeln, er rüstete auch ein eigenes Corps aus, womit er dem Feinde manchen Schaden that.

Im Januar erfolgte die blutige Schlacht bei Eylau gegen die Russen unter Benningsen. Das französische Heer unter Bernadotte erlitt anfangs große Verluste, allein Ney, Murat und endlich Napoleon selbst stellten das verlorne Uebergewicht wieder her. Die Russen hatten an siebentausend Mann Todte und achtzehntausend Verwundete. Die Franzosen dagegen sollen an elftausend Todte und dreißigtausend Verwundete gezählt haben. Und doch war das alles ohne Resultat!

Im April eroberten die Franzosen Danzig, das sich tapfer vertheidigt hatte. Graudenz, Glatz, Kosel hielten sich noch, und Schill und Blücher wehrten sich in Stralsund, nachdem auch der König von Schweden erkannt hatte, daß mit den Franzosen kein Friede möglich.

Nach so vielen blutigen, aber im Ganzen nicht entscheidenden Schlachten kam es endlich am 14. Juni zu der Schlacht von Friedland. Die Russen verloren zehntausend Mann an Todten, zogen sich aber geordnet über den Pregel zurück, während die Franzosen am 16. Juni Königsberg besetzten. Am 19. Juni war Napoleon in Tilsit, an der Gränze des russischen Reiches. Hier wurde zunächst ein Waffenstillstand und endlich Frieden geschlossen. Der Kaiser Alexander von Rußland und Friedrich Wilhelm von Preußen hatten eine persönliche Zusammenkunft mit Napoleon auf dem Niemen, und der Friede wurde am 7. Juli zuerst mit Rußland, am 9. Juli mit Preußen abgeschlossen. Rußland erkannte darin den Rheinbund, Ludwig Bonaparte als König von Holland, Hieronymus als König von Westfalen an. Der französische Kaiser gewährte dagegen, als einen Beweis der Freundschaft gegen Alexander, die Herstellung der Herzoge von Coburg, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin. Aber Preußen sollte den Engländern seine Häfen schließen. Dieses Land wurde in dem Frieden auf die Hälfte seines frühern Gebietes reducirt. Nur aus Achtung gegen den russischen Kaiser, erklärte Napoleon an den Senat, habe das Haus Brandenburg nicht zu regieren aufgehört. Es mußte eine harte Kriegssteuer zahlen, und wurde noch dazu durch fortwährende Einquartierungen gedrückt.

Am 9. Juli verließ Napoleon Tilsit und ging nach Dresden. Hier schuf er am 22. Juli das Herzogthum Warschau, welches dem Könige von Sachsen überwiesen wurde.

Das rechtswidrige Bombardement von Kopenhagen am 1. und 3. September durch die Engländer, welche sich der dänischen Flotte versichern wollten, zwang nun auch Dänemark zu einem Bündnisse mit den Franzosen. Aber an einer andern Seite drohte bereits das Unglück. Das war in Spanien. Hier nahm die Treulosigkeit, womit

sich Napoleon zwischen den König und den Thronfolger, zwischen Fürst und Volk stellte, um sich hinterlistiger Weise den Thron zu rauben, ein schlimmes Ende. Das kräftige Volk, in dem noch nicht alle Vaterlandsliebe, wie jene der Religion erloschen war, erhob sich mit der furchtbarsten Begeisterung und übte Rache an den französischen Drängern. Leider fanden auch viele Deutsche in diesem traurigen Kampfe als Hilfstruppen im französischen Heere einen keineswegs ruhmvollen Tod. Doch auch in Deutschland fing man an, eine letzte Kraftanstrengung zu machen. Alle Hoffnung beruhte auf Oestreich, und dieses rüstete. Napoleon, auf dem Gipfel seiner Macht, suchte sich dennoch für einen möglichen Fall durch ein Bündniß mit Rußland zu verstärken. Im September 1808 trat er mit Alexander zu einer Unterredung in Erfurt zusammen. Die Zusammenkunft war glänzend und sollte der Welt imponiren. „Machen Sie sich gefaßt," sprach Napoleon zu dem Schauspieler Talma, „vor einem ganzen Parterre von Königen zu spielen!" Es trafen dort außer den beiden Kaisern zusammen die Könige von Baiern, Sachsen, Westfalen, Würtenberg, der Großherzog von Baden, Würzburg, die sächsischen Herzoge, vierunddreißig Fürsten und Prinzen, vierundzwanzig Staatsminister und vierundvierzig der berühmtesten Generale. Aber die ganze Geschichte war doch mehr Ostentation und Prunk, als von bedeutendem Erfolge. Oldenburg trat zum Rheinbunde, und Preußen wurde auf Verwendung Rußlands von den noch binnen drei Jahren zu zahlenden hundertzwanzig Millionen Franken als Kriegssteuer zwanzig Millionen erlassen.

Der östreichisch-französische Krieg vom Jahre 1809.

Die Arglist und Gewaltthat, womit der so theuer erkaufte Friede von Preßburg von Seiten des neuen Attila verletzt wurde, die Verkürzung der östreichischen Secundogenitur in Würzburg und des Deutschmeisterthums, die Beraubung des Hauses Este in Italien, die Aufhebung des Herzogthums Breisgau, die Ertrotzung einer Kriegsstraße zwischen Dalmatien und Venedig, die Besetzung Neapels, Etruriens, Spaniens, des Kirchenstaates, die Zerstückelung des deutschen Reichsverbandes, die strenge und ungerechte Durchführung des Continentalsystemes und des Decretes von Berlin empörten alle Gemüther, die ihren Rechtssinn noch nicht verloren und nicht als Trabanten im Dienste des französischen Thronräubers standen. Oestreich erhob sich zu einem nochmaligen Versuche, den Mann, der mit den Rechten der Fürsten und Völker ein so schändliches Spiel trieb, in die gesetzlichen Schranken und die völkerrechtliche Bahn zu weisen. Der Hohn, gegen

alles Edle und Große verletzte bei dem Usurpator nicht weniger, als die Härte seiner Bedrückungen und seine schreienden Ungerechtigkeiten selbst, und die Ereignisse in Spanien bewiesen bereits, daß doch nicht aller Widerstand fruchtlos. Oestreich entwickelte nun eine große Thätigkeit. Am 9. Juni 1808 schon war ein Patent über die Errichtung der Reserven, der Landwehr, erlassen. Der Erzherzog Johann Ferdinand hatte die erfreulichsten Maßregeln zur Abwehr des Feindes getroffen, und Ungarn erbot sich zu großen Opfern.

So brach denn der Krieg aus, von dem ein neuerer Schriftsteller behauptete, ohne das Jahr 1809 wäre kein Jahr 1813, und das eiserne Joch des Militärdespotismus läge immer noch auf der Völker blutrünstigen Nacken. Jener unvergeßliche Kampf, auf den auch die preußischen Patrioten ihr Augenmerk richteten, und der so viele Deutsche und Edle mit neuen Hoffnungen erfüllte, behauptete einen so eigenthümlichen, überall so durchlaufenden Grundcharakter, daß es wohl der Mühe lohnt, ihn mit glänzenden und nachdrücklichen Farben auszumalen. Oefter, als irgend einem andern Hause, öfter, als irgend einem andern Reiche dankt die europäische Menschheit ihre Rettung den Fürsten von Oestreich, ihnen, den mit der ersten Krone der Christenheit zugleich anerkannten Schirmherrn göttlicher und menschlicher Satzung, Sitte und Bildung in Europa. Zweimal zitterte Cultur, Besitz und Glaube des Westens vor den Säbeln aus Osten, bis die heilige Fahne des Propheten zweimal im Angesichte unseres Capitols, des Stefansthurmes, beschämt und besiegt niedertauchte.

Gegen eine der größten geschichtlichen Negationen, gegen den Fanatismus des sich über den Glauben mündig erklärenden Verstandes, gegen die Reformation und gegen die gleichzeitig aufkochenden Ideen kirchlicher und bürgerlicher Freiheit, Wahlrechtes und Selbsthilfe führte Oestreich siebenzigjährigen unterirdischen, dreißigjährigen offenen Krieg — aber fünfundzwanzigjährigen, keinem andern vergleichbar, gegen die falsche Liberalität eines entarteten Jahrhunderts, gegen soldatischen Despotismus, gegen die Wiederkehr einer Alles verschlingenden Universal-Monarchie. Insonderheit durch die ein halbes Jahrtausend alte Doppellage, seinen Erbländern die gebührende Stelle im großen Staatenvereine zu sichern, und an der Spitze des heiligen römischen Wahlreiches deutscher Nation vieler königlichen Häupter Vormund zu sein, eine vollkommen mittelländische Macht, waren Oestreichs bisherige Kriege mehr europäische, als eigentlich nationale gewesen. Die einen hießen von ihrer Dauer der dreißigjährige, der siebenjährige, die andern von dem Zankapfel des Erbes, der spanischen und der deutschen Linie Habsburg, die Erbfolgekriege. Der Krieg von 1809 war und hieß vorzugsweise der östreichische.

„Aber nicht genug, er ist es auch noch in anderer herzerhebender Rücksicht. Jene universelle Stellung Oestreichs, als Erbstaat und Wahlreich, hat seine kühnsten Anstrengungen und herrlichsten Siege vielfach an die Namen mächtiger Bundesgenossen, an die Namen fremder Heere geknüpft. Nicht so 1809. Oftmals haben die Oestreicher für die Freiheit und das Gleichgewicht Aller freudig das eigene Gut und Blut darangesetzt. Als aber für sie selber die verhängnißvolle Stunde schlug, um Ehre und Selbstständigkeit, um das alte, durch Lothringen verjüngte kaiserliche Vaterhaus zu retten, da hatten sie mit sich keinen Bundesgenossen und unter sich keine Fremden. Ganz allein nahmen sie den trotzig hingeworfenen Handschuh auf und traten muthig in den Zweikampf mit dem anmaßlichen Herrn der Welt."

Nun kommt etwas, was sich so oft in der östreichischen Geschichte und auch in den Jahren 1848 und 1849 bestätigte. „In diesen Blättern, die sich mit Demuth und Liebe Oestreichs gediegenen Völkern, seiner hoffnungsvollen Jugend, seinem tapfern Heere weihen, kehrt unwillkührlich die erwärmende Wahrnehmung wieder, daß die erhabene Religiosität der Geschichte nirgendwo so majestätisch vor Augen tritt, als gerade bei diesem Geschlechte der Frömmigkeit und Treue. Rufen wir uns jene Wahrnehmung täglich und stündlich mit erlaubtem Stolze zurück: Immer, wo das Unglück am größten, war die Hilfe am nächsten, ja alles Unglück dieses erlauchten Hauses wurde stets die Grundlage größern Glückes. Die Jahrbücher der Habsburger, denen die Vorsehung eigens die erbliche Rolle aufbewahrt zu haben scheint, die furchtbarsten Zeiten nicht nur zu überleben, sondern auch die aus ihren Angeln und Fugen gerissene Welt wieder in dieselben zurückzuführen, sind in der That nur ein einziges Wunder."

An der Spitze der mit so vieler Anstrengung ausgerüsteten Heere erschien der Erzherzog Karl, der Sieger in so vielen Schlachten, von Amberg, Würzburg, Ostrach, Stockach, Zürch, Caldiero. Dieses Oestreich, sagt Hormayr, dessen vermeintliche alternde Trägheit lange die Zielscheibe unwissenden und unglücklichen Witzes gewesen ist, stellte, nachdem es sich binnen zwei Jahrzehnten beispielloser Kriege, das Erste und das Letzte auf dem Schlachtfelde, für die gemeinsame Sache des Rechtes und der Unabhängigkeit verblutet hatte, jetzt, wie mit einem Zauberschlage, auf des Kaisers erstes Wort, einschließlich der Reserven, der Landwehr und der ungarischen Insurrection, eine Vertheidigungsmacht von siebenmalhundert fünfundzwanzigtausend Mann Fußvolk und sechzigtausend Pferden, davon außerhalb seiner Landesmarken disponibel dreimalhundert sechsundneunzigtausend Mann Fußvolk und sechsunddreißigtausend Pferde. Aber das Heer, welches freilich

auch so noch an materieller Kraft von jenem Napoleons überboten wurde, hatte auch einen vortrefflichen Geist. Die Kriegserklärung erfolgte am 9. April, und an demselben Tage war auch schon Tyrol im vollen Aufstande, drei Tage später die wichtigsten Punkte daselbst besetzt. Die bairischen und französischen Truppen sahen sich von allen Seiten umringt. Einzelne feindliche Abtheilungen ergaben sich in der Ebene von Sterzing und von Hall an den bald so berühmt gewordenen Passeier Sandwirth Andreas Hofer, und Speckbacher. Zwei Divisionsgenerale mit achttausend Mann wurden mit Geschütz und Gepäck zu Gefangenen gemacht. Die für ihr altes Kaiserhaus, für die Unabhängigkeit ihrer Gesetze und Sitten mit so vieler Begeisterung kämpfenden Tyroler eroberten unter Mitwirkung des östreichischen Generals Chasteler am 24. April Inspruck. Der Erzherzog Johann stand am Isonzo dem Vicekönige von Italien siegreich gegenüber.

Das Hauptheer in Deutschland ging am 11. April über den Inn. Napoleon verließ zwei Tage später Paris und traf mit dem Könige von Baiern in Dillingen zusammen. Er äußerte, seine deutschen Truppen müßten das Beßte thun, in ihnen bestände die Kraft seines Heeres. Er werde aber zu belohnen wissen, seine treuen Bundesgenossen größer machen, als sie je gewesen.

Unglücklicher Weise konnten die Oestreicher die Vereinigung der einzelnen französischen Heermassen nicht verhindern. Sie verloren Landshut und mußten sich über den Inn zurückziehen. Sie suchten aber Regensburg zu erhalten. Am 22. April erfolgte das unglückliche Treffen bei Eckmühl, und kaum etwas später ging auch Regensburg verloren. Da eilte Napoleon mit seiner Hauptmacht auf Wien, eine andere Abtheilung unter dem Herzoge von Danzig und Wrede nach Tyrol. Am 13. Mai mußte Wien capituliren, und am 19. Mai war auch Inspruck besetzt. Der Sieger kannte nun keinen Anstand mehr. Er nannte den Kaiser von Oestreich nur den Prinzen von Lothringen. Von Schönbrunn aus forderte er die Ungarn auf, sich einen andern König zu wählen, und dictirte die Einverleibung des Kirchenstaates mit dem französischen Reiche. Aber Napoleon stand auf dem Wendepunkte seines Glückes. Seine Heere in Spanien erlitten nur Niederlagen. Ney mußte Gallizien räumen, und die mit Spanien verbundenen Engländer unter Wellington machten alle Tage Fortschritte. Auch in Deutschland fing es an, für die Franzosen unsicher zu werden. In Hessen versuchte es sogar der westfälische Gardencapitän Dörnberg, einen Aufstand zu erregen und den König Hieronymus aufzuheben. In Preußen entwich der Major Schill mit einer kriegsgerüsteten Schaar aus Berlin. Er lieferte den Franzosen manches siegreiche Gefecht und setzte mit seinem kleinen Häuflein Franzosen und Deutsche in Bewegung. Er unterlag aber doch zuletzt der

Uebermacht seiner Feinde bei Erstürmung der Stadt Stralsund durch die Franzosen, wo er im Kampfe getödtet wurde. Diejenigen von seinen Gefährten, welche in die Gefangenschaft der Franzosen geriethen, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, theils erschossen, theils in harter Gefangenschaft gehalten. Aber demohnerachtet vermehrte sich der Haß gegen die Franzosen, und Alles bereitete sich im Stillen vor zu einer allgemeinen Erhebung, die in dem sogenannten Tugendbunde ebenfalls mit vorbereitet wurde, obgleich der Einfluß desselben nach den Aeußerungen eines gewiß unterrichteten Mannes, des Ministers Stein, nicht der Art gewesen, wie man vielfach behauptet, und wie der französische Kaiser nach Art der Usurpatoren, die überall Verschwörung fürchten, vorgab *).

Napoleon suchte nach der Besetzung Wiens die Insel Lobau auf der Donau zu befestigen. Es kam aber am 21. Juni zwischen ihm und dem östreichischen Heere zu der blutigen Schlacht bei Eßlingen und Aspern. Aspern wurde zehnmal erstürmt, wieder verloren und wieder gewonnen. Dreitausend Cuirassiere fielen auf dem Schlachtfelde. Ebenso verzweifelt wurde am andern Tage bei Eßlingen gekämpft. Napoleon ritt durch die Reihen und ermuthigte seine Soldaten. Aber auch der Erzherzog Karl war überall bei der Gefahr. Die Franzosen mußten endlich weichen und verloren elftausend Todte und fünftausend Verwundete. Unter den erstern waren der Marschall Lannes, Herzog von Montebello, d'Espagne, der Führer der Cuirassiere, St. Hilaire, Albuquerque, unter den letztern die Marschälle Massena, Bessieres, die Generale Boudet, Molitor, Lasalle, Claprede, Lagrange, Lagrand. Ueberall war Muthlosigkeit im französischen Heere, Napoleon wie verzweifelt. Er sammelte neue Streitkräfte, und am 5. Juli stand er den Oestreichern bei Wagram gegenüber. Diese thaten Wunder der Tapferkeit, aber sie mußten am 6. Juli der Uebermacht weichen. Das östreichische Hauptheer nahm seinen geordneten Rückzug auf der böhmischen Straße gegen Znaim hin. Die Franzosen dachten, sie in die Defileen zu drängen. Aber die Oestreicher, seit der Schlacht von Wagram fast in ununterbrochenem, neuntägigem Kampfe, wußten ihren Rückzug ehrenvoll zu decken. Dennoch konnte Oestreich den Krieg nicht weiter führen. Am 12. Juli kam es im Lager vor Znaim zu einem Waffenstillstand, in welchem die Küsten des adriatischen Meeres, Inneröstreich, ein bedeutender Theil von Mähren und Ungarn mit Brünn, Preßburg und Raab an Frankreich abgetreten werden mußten. Auch Tyrol, Vorarlberg sollte geräumt werden. Hier hatte sich indessen der Aufstand von Neuem erhoben. Die Tyroler wollten an den Waffenstillstand nicht glauben, der immer neue

*) Leben des Ministers Stein von Pertz.

Truppen gegen sie sendete, von denen sie zuletzt erdrückt wurden. Endlich legten sie die Waffen nieder. Andreas Hofer verbarg sich. Er ward jedoch entdeckt und am 20. Februar 1810 zu Mantua als Opfer für die deutsche Freiheit erschossen.

Der verzweiflungsvolle Freiheitskampf der Tyroler hatte sich, selbst nachdem Hofer die Waffen niedergelegt, in dem unglücklichen Lande abermals erhoben. Die Franzosen verloren an zwanzigtausend Mann und wurden von allen Seiten zurückgedrängt. Oberkärnthen und Salzburg schloßen sich an die Tyroler unter dem Kapuziner Haspinger an. Die Insurgenten streiften bereits auf den östreichischen Boden, am 16. und 17. September erfochten die Tyroler unter Speckbacher und Thalguter einen entscheidenden Sieg. Leider waren aber jene Siege und großen Opfer vergebens. Die Tyroler, von aller Hilfe verlassen und von den gewaltigen Heermassen Napoleons von allen Seiten umringt, mußten die Waffen strecken. Achtzehn blühende Ortschaften waren in Rauch aufgegangen, das Land weit und breit verheert und dem unglücklicher Weise mit dem fremden Zwingherrn verbundenen Baiern unterworfen. Dennoch waren jene Heldenthaten nicht ganz umsonst. Sie waren eine hoffnungsvolle Saat für die Zukunft. Eine andere, nicht minder glänzende That war der Rückzug des Herzogs von Braunschweig durch einen großen Theil des von den Franzosen besetzten Deutschlands, ja fast mitten durch das französische Heer hindurch über Leipzig, Halle, Halberstadt, Braunschweig nach den Küsten der Nordsee und nach England hin. Der Herzog wurde in Braunschweig mit großem Jubel empfangen. Er hatte gegen eine neunfach stärkere Macht elf siegreiche Treffen geliefert, und kam mit Beute beladen am 15. August über Helgoland in London an.

Ein Einfall der Engländer in Walchern, der mit den Operationen des östreichischen Heeres in Verbindung hätte kommen sollen, brachte Napoleons Reich in den Niederlanden Gefahren, die zu einer andern Zeit von größerm Erfolge gewesen wären. Der französische Kaiser begab sich daher nach den Niederlanden und deckte Antwerpen. Aber die englische Expedition hatte keinen besondern Nachdruck und wurde von selbst aufgegeben.

Nach mannigfachen Unterhandlungen wurde endlich am 12. October zu Wien der Friede zwischen Frankreich und Oestreich unterzeichnet. Oestreich verlor in demselben zweitausend Quadratmeilen Flächenraum, vier und eine halbe Million Seelen, jede Verbindung mit dem Meere, jeden Ausweg für seinen Handel. Salzburg, Berchtesgaden, das im Teschener Frieden erworbene Innviertel und andere Landestheile erhielten die Mitglieder des Rheinbundes, besonders Baiern, Sachsen einige zu Böhmen gehörige Ortschaften, die übrigen Fürsten des Rheinbundes sämmtliche von ihren Gebieten umschlossene

Besitzthümer des deutschen Ritterordens, dessen Großmeister, Erzherzog Anton, dem Großmeisterthum entsagte. Krain, Kärnthen, der Villacher Kreis, Triest, Görz, Monfalcone, Fiume, Istrien, das ungarische Küstenland wurden durch ein napoleonisches Decret in die Provinz Illyrien umgeschaffen und dem französischen Reiche einverleibt.

So war also Deutschland nochmals unterlegen. Es seufzte unter dem schmählichsten Drucke der französischen Gewalthaber. Ihre Erpressungen, Einquartierungen, Conscriptionen drückten Alles nieder. Sein Handel erlag der Continentalsperre. Seine innere Entwicklung ward theils durch den Krieg, theils durch sonstige harte Maßregeln des Unterdrückers, der nichts kannte, für nichts Sinn und Empfänglichkeit hatte, als für den Krieg und die falsche Glorie seines Reiches, gehemmt. Kunst und Wissenschaft lagen darnieder. Sie entbehrten der Freiheit, der nationalen Pflege und der Ruhe. Dazu war Alles mit einem furchtbaren Spionirsysteme umgarnt, die Gedanken selbst verpönt, Napoleon sogar in dem vorgeschriebenen Katechismus des französischen Kaiserreichs als zweite Providenz bezeichnet. Seit dem römischen Imperatorenthum, welches durch die Barbaren, durch den Mißbrauch seiner eigenen Macht und endlich durch den Sieg des Christenthums seinen Untergang fand, hatten die Völker noch nie eine solche Sklaverei gekannt. Aber der Druck fand seinen Gegendruck. In Deutschland bereitete sich in aller Stille die geistige Macht vor, welche dereinst bei günstiger Gelegenheit als ein vorzüglicher Hebel dienen sollte, die Gewaltherrschaft des Unterdrückers zu stürzen. In Preußen waren es besonders Männer wie Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Ersterer durch einen neuen Geist, den er in der Verwaltung weckte, Letzterer durch sein Landwehrsystem und seine Verbesserungen im Kriegswesen, welche einen neuen kräftigen Geist und die Wiedererhebung des Vaterlandes vorbereiteten *).

Napoleons weitere Entwürfe und Deutschlands Druck.

Nach dem Wiener Frieden kehrte Napoleon nach Paris zurück. Er war voll neuer Entwürfe, und deutete im Senat darauf hin, daß Frankreich neuer Gränzen bedürfe, aber auch einer gesicherten Erbfolge. Am 15. December erklärte er daher vor seinen Angehörigen: Das Glück seiner Völker wolle, daß er seinem Reiche Erben hinterlasse, die er jedoch in seiner gegenwärtigen Ehe nicht hoffen könne. Er sehe sich daher genöthigt, sich von seiner geliebten Gemahlin zu scheiden. Am 7. Februar des folgenden Jahres wurde schon zu Paris das

*) Pertz, Leben des Ministers Freiherrn von Stein.

Ehebündniß zwischen Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen, und der Erzherzogin Maria Louise, Tochter des Kaisers Franz von Oestreich, gefeiert. Die Vermählung selbst geschah am 11. März zu Wien, bei welcher der alte und einzig ebenbürtige Gegner Napoleons, der Erzherzog Karl, dessen Stelle vertrat. Es war höchst bedeutungsvoll, daß Napoleon den ältesten, standhaftesten Widersacher der Revolution durch ein Familienband unschädlich, und sich und seine Nachkommen legitim zu machen suchte. Für Oestreich sollte das Opfer nur dazu dienen, den Unersättlichen wenigstens durch die Bande einer so erlauchten Verwandtschaft auf dem Wege völkerrechtlicher Ordnung zu halten. Aber leider waren jene Versuche vergebens, und Napoleon stürzte in sein eigenes Verderben. Es erfolgte eine Gewaltthätigkeit nach der andern. Der Preßburger Friede hatte die Unabhängigkeit der batavischen Republik und des deutschen Reiches garantirt. Aber kaum etwas mehr als sechs Monate, so war die batavische Republik vernichtet, und statt derselben das Königreich Holland decretirt, ebenso die Auflösung des deutschen Reiches und die Gründung des Rheinbundes. Gleich in den ersten Jahren nach dem Wiener Frieden von 1809 sah Deutschland abermals neue Veränderungen. Holland wurde, als eine „Anschwemmung des Meeres an den französischen Boden", mit Frankreich vereint, und die Gränzen des großen Reiches bis an die Elbe ausgedehnt. An Vorwänden zu jenen Gewaltstreichen durfte es freilich nicht fehlen, aber die waren für einen Mann wie Napoleon leicht gefunden, da Holland keine Nation mehr ausmache und den englischen Handel begünstige, nur durch eine ganz neue Ordnung der Dinge zu retten, die holländische Seemacht dagegen unentbehrlich sei zu des Kaisers großen Entwürfen, und namentlich auch für die „Freiheit der Meere". Um deutsche Distrikte an sich zu reißen, bedurfte es freilich einer größern Lüge und einer etwas stärkern Gleißnerei. Um die Verdienste des Fürsten Primas um Frankreich zu belohnen, hieß es, und zugleich dem Worte allen Zweifel zu nehmen, daß das französische Reich jemals die Rheingränze überschreiten werde, erhält dieser Fulda und Hanau. Seine Staaten wurden zum Großherzogthum Frankfurt erhoben, aber zu gleicher Zeit Eugen, Napoleons Stiefsohn, bisheriger Vicekönig von Italien, zu seinem erblichen Nachfolger ernannt. Weil es der Krieg mit England, der Tyrannin der Meere, gebiete und die Hansestädte ohnmächtig seien, erklärte der französische Kaiser eine große Strecke Deutschlands bis an die Elbe mit Frankreich vereint, so Oldenburg, einen großen Theil des Herzogthums Berg, das Herzogthum Aremberg, die Hansestädte.

Deutschland kam von Tag zu Tag in größere Noth. Die Decrete von Berlin und Mailand über die Continentalsperre, gemäß welchen

die Einführung aller Colonialwaaren verboten war, jene von Trianon und Fontainebleau, endlich die Gewaltmaßregeln gegen England hatten seinen ganzen Handel vernichtet, den Lebensunterhalt vertheuert, die fortwährende Einquartierung den ruhigen Bürger gedrückt und gequält, und der Ehrgeiz des Tyrannen ließ wenigstens vor der Hand keine Ruhe hoffen. Die Dotationen der fremden Generale, die fortwährenden Requisitionen, Bestechungen hatten das Land ausgesogen. Nirgendwo war ein freies Wort. Alles wurde belauscht, und die Staatsgefängnisse füllten sich mit Gefangenen. Dazu die fortdauernden und immer schärfer werdenden Aushebungen. Damit es aber auch bei allen diesen Dingen an Täuschung nicht fehle, und Napoleon, der so oft mit Worten gespielt, nicht aus der Art schlüge, errichtete er eine Schifffahrtsschule, nachdem er die Schifffahrt vernichtet. Er hatte den Gewerbfleiß in's Stocken gebracht, aber er setzte hohe Preise auf die Erfindung neuer Maschinen. Er verbot, vertilgte mit besonderm Pomp alle Colonialwaaren, dafür jedoch verherrlichten wiederholte Beschlüsse den Waid, die Cichorie, die Runkelrüben. Bewegliche Colonnen durchstreiften das Land, die widerspenstigen Conscribirten in Ketten zu der siegreichen Armee zu führen. Kaiserliche Decrete verordneten die Aushebung von sechstausend sechszehnjährigen Knaben, um die Mündel der französischen Garden vollzählig zu machen. Kaiserliche Decrete verschenkten die Hand jeder reichen Erbin an die bereitwilligsten Werkzeuge der Tyrannei oder an narbenvolle Krüppel. Während Alles seufzte und knirschte, wurde dem Heere unaufhörlich geschmeichelt. Freilich theilte das alles Deutschland, das unterjochte Land, mit dem siegreichen Frankreich. Aber es war natürlich, daß man in jenem Lande den Druck mit großer Erbitterung hinnahm.

Während nun fast die ganze Welt Napoleon zu Füßen lag, wagte es doch ein alter Priester, sich seinen Befehlen zu widersetzen. Pabst Pius VII., dessen Land bereits von französischen Truppen besetzt, der selbst mit Gefangenschaft bedroht war, endlich gewaltsam hinweggeführt wurde von dem apostolischen Stuhle, verweigerte nicht nur standhaft die Vereinigung des Erbes Petri mit dem französischen Reiche, sondern auch die Bestätigung der von dem Gewaltherrn ernannten Bischöfe. Zwar suchte Napoleon durch Beschlüsse eines sogenannten Nationalconciles die päbstliche Macht zu brechen. Aber alle diese Plane schlugen fehl. Napoleon mußte jetzt zuerst erkennen, daß es außer der Gewalt der Bajonnette auch noch eine geistige Macht gebe, die er nicht bewältigen könne. Es war namentlich ein deutscher Weihbischof, Caspar Max von Droste-Vischering, Bruder des nachmals so berühmt gewordenen Clemens August, welcher hier zuerst ein muthiges Wort gesprochen.

Der russisch-französische Krieg im Jahre 1812. Vernichtung des französischen Heeres auf den Eisfeldern von Rußland und Erhebung Deutschlands im Jahre 1813.

Napoleon stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht. Seine siegreichen Heere verbreiteten sich über ganz Europa. Nur in Spanien stand es schlimm. Er selbst war mit dem mächtigsten Kaiserhause verwandt, und hatte sich dadurch eine Art von Legitimität verschafft. Seine Brüder und Anhänger waren mit neuen Königsthronen und Fürstenthümern versorgt. Aber seine Tage waren bereits gezählt, und seine Stunde schlug in einem Gottesurtheile auf den Eisfeldern von Rußland.

Die fortwährenden Besetzungen der preußischen Oderfestungen von Seiten des französischen Heeres, der Einfall französischer Truppen in Schwedisch-Pommern, die großen Rüstungen in Danzig, die Wegnahme von Oldenburg, die Forderungen Napoleons zur Handhabung seines Continentalsystemes, die Gründung des Herzogthums Warschau veranlaßten bittere Erörterungen zwischen Frankreich und Rußland, die endlich zu einem offenen Kriege führten.

Am 9. Mai 1812 reiste Napoleon von Paris ab. Am 16. Mai traf er in Dresden mit seinem Schwiegervater, dem Kaiser Franz von Oestreich, und dem Könige von Preußen zusammen. Oestreich und Preußen sollten vermöge einer besondern Uebereinkunft zu dem bevorstehenden Kriege mit Rußland jeder ein besonderes Hilfscorps stellen.

Im Juni ging Napoleon über den Niemen. Er hatte ein glänzendes, sieggewohntes Heer von viermalhunderttausend Mann zu Fuß und siebenzigtausend Pferden. Außerdem siebenzehnhundert Kanonen. Fast alle Völker des europäischen Continentes waren in seinem Gefolge vertreten. Auf dem linken Flügel standen die Preußen unter Macdonald, im Mittelpunkte eine ungeheure Masse Reiterei unter dem Könige von Neapel, die Garden unter Lefevre und Mortier, die Corps von Davoust, Oudinot, Junot, die Baiern auf dem rechten Flügel unter König Hieronymus von Westfalen, die Würtenberger unter Vandamme, die Sachsen unter Reynier, und unter dem Fürsten Poniatowski die Polen, endlich das östreichische Hilfscorps unter Schwarzenberg. Augereau stand an der Küste, Victor hatte die Reserven. Außerdem aber wurde in Frankreich noch von Napoleon eine Nationalgarde gebildet, und zwar in einem dreifachen Heerbann. Der erste sollte die Mannschaften enthalten vom zwanzigsten bis sechs-

undzwanzigsten Jahre und die Stärke von sechzigtausend Mann. Man sieht, daß Napoleon die Wichtigkeit des bevorstehenden Krieges wohl erkannte, daß er entweder einen außerordentlichen Widerstand, oder einen Aufstand in seinem Rücken, oder ein sonstiges Unglück fürchtete. Die Vorsehung vereitelte jedoch alle seine Berechnungen.

Der russische Kaiser hatte mit seinen Garden in Wilna gelagert, das schon am 28. Juli von Napoleon besetzt ward. Am 17. und 18. August stand das französische Heer vor Smolensk, welches sich nach einem zweitägigen, hartnäckigen Widerstande ergeben mußte. Das russische Heer aber vernichtete alle Vorräthe in seinem Rücken und wich gegen Moskau. Die Franzosen hinter ihnen her bis zur Moskwa. Hier setzten sich die Russen hinter ihren Verschanzungen bei Borodino, und es kam zu einer höchst blutigen Schlacht. Die Polen begannen am 7. September den Sturm auf die russischen Redouten, an dem endlich das ganze Heer theilnahm. Der Sturm kostete aber fünfzigtausend Todte, und beide Heere wichen in ihre Stellungen zurück. Erst am fünften Tage brach Napoleon weiter auf zur Verfolgung des russischen Heeres. Am 14. September stand er in der Nähe des von seinen Einwohnern größtentheils verlassenen Moskau. Schon bei Ankunft der Franzosen war die Stadt hie und da im Brand. Das Feuer wurde aber absichtlich genährt, und Rostophine, der russische Statthalter, hatte nicht blos Mordbrenner zu jenem Zwecke aus dem Zuchthause entlassen, sondern auch alle Löschwerkzeuge fortgeführt. Am 17. September prasselte das Feuer an mehr als fünfhundert Stellen zugleich durch die Stadt, und die Franzosen begannen zu plündern. Das vermehrte die Unordnung und mit dieser die Unsicherheit. „Wir sind verloren," rief Berthier, „die Armee hat keinen Rückzug mehr!" Napoleon hatte sich unterdessen mit Unterhandlungen hinhalten lassen. Er wurde aber getäuscht und verlor eine kostbare Zeit. Da mußte er endlich auf den Rückzug denken. Am 22. October verließen die letzten Franzosen unter Mortier Moskau, nachdem sie den Kremel in die Luft gesprengt. Moskau, rief Napoleon, ist auf ein Jahrhundert vernichtet. Er dachte aber nicht an das Schicksal seines Heeres. Das Fußvolk hatte kein Brod, die Reiterei kein Futter. Dagegen Feinde überall. Der eben beendete Krieg mit den Türken führte den Franzosen ein neues Corps in den Rücken. Der Weg durch die öde Wüste war allenthalben mit Menschen, Pferden und sonstigen Vorräthen bedeckt, und zu dem Schwerte der Russen kam der harte Winter. Tausende wurden niedergemacht oder erfroren. Bei dem Uebergange über die Berezina war das Unglück gräßlich. Dreißigtausend Mann gingen hier verloren. Was sich rettete, kam theilweise noch auf den weiten Schneefeldern um. Das Elend war unbeschreiblich. Hätten die Russen nicht ebenfalls

von Kälte, Hunger, Ermüdung gelitten, so wäre von dem ganzen französischen Heere kaum Ein Mann nach Deutschland gekommen. Napoleon entfloh auf einem Schlitten nach Paris, wo er im December 1812 ankam, nachdem er den Oberbefehl an Murat hinterlassen. Das französische Heer litt noch dazu an Krankheiten, die Obergenerale wurden schwierig, der gemeine Soldat entmuthigt. Von den Bundesgenossen aber benutzte zuerst der preußische General York die Gelegenheit, sich von dem französischen Dränger loszumachen, und mit den Russen eine Convention zur Rettung des Vaterlandes zu schließen. Schweden nahm ebenfalls an dem Kriege Rußlands gegen Frankreich theil, und Schwarzenberg zog langsam gegen die östreichische Gränze. Preußens König, noch in der Gewalt der Feinde, mußte zwar öffentlich den Schritt Yorks mißbilligen, aber die Stimme des Volkes sprach sich für ihn aus, und der glückliche Erfolg rechtfertigte die allerdings gewagte That.

Am 8. Februar 1813 mußte sich Warschau an die Russen ergeben, und am 13. Februar zersprengte Winzigerode die Sachsen bei Kalisch. Murat schien das Commando einer beinahe aufgelösten Armee nicht besonders zu behagen. Er eilte nach Neapel und überließ den Oberbefehl an Eugen, Vicekönig von Italien. Die Franzosen hatten an fünfzig Generale, hundertundzwanzigtausend Mann, das meiste Geschütz, fast alles Gepäck und darunter auch die Beute von Moskau verloren. In Frankreich war Verzweiflung, in Deutschland aber wagte man es wieder im Stillen zu hoffen. Doch wehe dem, der damals noch seine Hoffnung laut werden ließ!

Napoleon von Außen von Rußland und dessen Verbündeten bedroht, in Paris von einer Verschwörung, forderte vom Senate neue Truppen. Es wurden zuerst dreimalhundert fünfzigtausend Mann bewilligt, und als der Abfall des Generals York bekannt wurde, nochmals einmalhundert achtzigtausend Mann zum Ersatz jener Verluste, „welche das Heer auf seinem glorreichen Rückzuge von Moskau einzig „und allein durch die frühzeitige und unerhörte Strenge des Winters „erlitten."

Das Unglück der Franzosen wirkte aber in Deutschland wie ein elektrischer Schlag. Stein und York, welche den preußischen König wie einen Gefangenen betrachteten, riefen das Volk zu den Waffen *). Berlin allein stellte zehntausend Freiwillige. Blücher trat wieder in Thätigkeit. Scharnhorst und Gneisenau waren aus England zurückgekehrt und wirkten an dem großen Werke der Befreiung, welches in Preußen mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. Wer nicht mit in den Krieg ziehen konnte, gab Geld und Gut, selbst

*) Pertz, Leben des Ministers Stein.

Frauen und Jungfrauen arbeiteten mit Begeisterung an der Errettung des Vaterlandes, zogen verkleidet in den Krieg. Der Major Lützow errichtete ein eigenes Jägercorps, welches dem Feinde großen Schaden that, und die Fortschritte der Russen unter dem greisen Feldherrn Kutusov hatten endlich das Bündniß von Kalisch (16. Februar 1813) zwischen Preußen und Rußland möglich gemacht. Am 5. März zog der russische General Repnin in Berlin ein, und am 10. März konnte Friedrich Wilhelm sein Volk in einem begeisterten Aufrufe zur Theilnahme an der großen Sache der Befreiung und dem heiligen Kriege auffordern. Mecklenburg schloß sich gleich anfangs dem Bündnisse an. Aber auch sonst im Rücken der Feinde regte es sich.

Oestreich suchte indessen die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen, und Napoleon zum Frieden zu bewegen. Dieser wollte jedoch von keiner Mäßigung wissen. Er dachte die Schmach abzuwaschen, und Rache zu üben an seinen Feinden. Kutusov erklärte, vorzüglich auf Betreiben Steins, von Kalisch aus die Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands und die Auflösung des Rheinbundes.

Der französische Kaiser sah sich schon im Monat März an der Spitze eines neuen Heeres, und erklärte verhängnißvoll am 31. März auf die ihm gemachten Friedensvorschläge: „Wenn auch die Feinde „auf dem Montmartre ständen, würde er dennoch kein Dorf von „seinem französischen Reiche abtreten.“ Ein Jahr später, gerade an diesem Tage, standen die Verbündeten wirklich auf dem Montmartre, und der Senat erklärte Napoleon Bonaparte und sein ganzes Geschlecht der Krone verlustig.

Die Russen unter Witgenstein, der nach Kutusov das Commando führte, die Preußen unter Blücher, York und Kleist hatten Napoleon unterdessen bis an die Elbe zurückgedrängt. Am 2. Mai trafen die Heere bei Lützen aufeinander, wo die Tapferkeit und der Siegesmuth der Russen und Preußen gleich anfangs über die weit überlegenen Kräfte ihrer Gegner den Sieg errangen. Erst Napoleon stellte die Schlacht wieder her, und dreißigtausend Todte bedeckten von beiden Seiten das Schlachtfeld, ohne eine wesentliche Entscheidung. Die Verbündeten hatten sich in eine feste Stellung bei Bautzen, Hochkirchen und Würschen zurückgezogen. Am 21. und 22. Mai kam es hier ebenfalls zu einer nicht entscheidenden Schlacht, obgleich die Franzosen auch hier das Feld behaupteten. Die Verbündeten hatten aber in beiden Schlachten gezeigt, daß man dem alten Gegner endlich seine Kunst abgelernt, und daß ihre Streitkräfte wohl im Stande seien, ihm Achtung einzuflößen.

Oestreich bemühte sich noch immer um den Frieden. Es kam am 4. Juni zu einem Waffenstillstande, worin die Franzosen zum

erstenmale gezwungen wurden, von ihren besetzten Distrikten namentlich Breslau zu räumen. Nur Hamburg fiel ihrer Rache anheim. Es mußte achtundvierzig Millionen Franken zahlen für seinen zu frühen Aufstand, Geißeln stellen, und die ersten Bürger wurden gezwungen, an den Befestigungswerken mitzuarbeiten. Auch das Lützow'sche Corps sollte die Rache des übermüthigen Feindes fühlen. Es wurde ungeachtet des Waffenstillstandes umzingelt und großentheils niedergemacht.

Oestreich tritt den Verbündeten bei, deren Siege bei Großbeeren, an der Katzbach, Kulm, Dennewitz und zuletzt in der Völkerschlacht bei Leipzig.

Nachdem die Unterhandlungen zu Prag zu keinem Ziele geführt hatten, trat endlich Oestreich offen zu den Verbündeten über, und legte dadurch das entscheidende Gewicht zur Befreiung Deutschlands in die bis dahin noch schwankende Wagschale. Die Verbündeten wußten den Beitritt Oestreichs wohl zu schätzen. Sie stellten ihre Heere unter den Oberbefehl des kaiserlichen Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg. Nach Aufhebung des Waffenstillstandes, am 10. August, standen sie dem französischen Dränger, an Truppen weit zahlreicher, gegenüber. Aber dieser hatte seiner Seits den Vortheil einer größern Centralisation. Er konnte seinen entscheidenden Schlag bald hiehin, bald dorthin wenden, und rechnete sicher auf die Fehler der Verbündeten. Diese hatten ihre Truppen folgender Maßen vertheilt. Unmittelbar unter Schwarzenbergs Befehl stand die Hauptmacht der Oestreicher, der Russen unter dem Großfürsten Konstantin und Witgenstein, der Preußen unter Kleist. Aber rechts von ihm der alte Blücher, Gneisenau, York, ein russisches Corps unter Sacken, St. Priest, Langeron. Dann der Kronprinz von Schweden und ein Corps Preußen zur Deckung Berlins. Der General Walmoden stand Davoust gegenüber an der Elbe. Die von den Franzosen seit dem Tilsiter Frieden besetzten Festungen waren noch immer in ihren Händen.

Napoleon gedachte jetzt einen Hauptschlag auf Berlin zu führen. Er sandte den General Oudinot dorthin ab. Der Tag des Einzuges war schon bestimmt, die Listen zu Erpressungen angefertigt. Aber der Kronprinz von Schweden und unter ihm Bülow und Tauenzien, machten den ganzen Plan zu Schanden, und trieben Oudinot in der Schlacht von Großbeeren in wilder Flucht zurück. Napoleon wandte sich nun mit der Hauptarmee nach Dresden. Das benützte Blücher und schlug den französischen General Macdonald an der Katzbach

derart, daß er sein Heer vernichtete. Seit dieser Schlacht erhielt Blücher den Namen des Marschalls: Vorwärts.

Nicht so glücklich waren die Verbündeten bei Dresden. Sie wurden mit großem Verluste zurückgeworfen und zogen sich nach Böhmen. Aber bald darauf erlitt der französische General Vandamme durch die Verbündeten die Niederlage bei Kulm. Alles Geschütz, alle Generale, Vandamme selbst fielen in die Hände der Verbündeten. Nur wenige Reiter konnten von einem Corps von dreißigtausend Mann entgehen. Zur Rache dafür sollte nun Ney Berlin nehmen. Aber Bülow und Tauenzien schlugen ihn am 8. September in der Schlacht bei Dennewitz, und die Franzosen verloren achtzig Kanonen und an zwanzigtausend Mann.

Ein Streifcorps unter Czernitschef verjagte den König Hieronymus von Westfalen aus Kassel, und Tettenborn überrumpelte Bremen. Durch die Uebereinkunft zu Ried am 8. October hatte sich auch Baiern von Napoleon getrennt, und machte sich bereit, sich ebenfalls der Sache der Befreiung Deutschlands anzuschließen, nachdem es leider gar zu lange dem Unterjocher gedient. Dieser hatte unterdessen einmalhundert achtzigtausend Mann und eintausendsechshundert Stück Geschütze um Leipzig zusammengezogen, und die entscheidende Stunde rückte immer näher. Der Oberbefehlshaber der verbündeten Heere, Fürst Schwarzenberg, erließ daher nachstehenden Aufruf an seine Krieger: „Des heiligen Krieges wichtigster Augenblick ist da. Tapfere „Krieger! Bereitet euch zum Kampfe! Das Band, welches mächtige „Völkerschaften einem großen Zwecke verbindet, schlingt sich auf dem „Schlachtfelde fester und inniger. Russen! Preußen! Oestreicher! Ihr „kämpft für Eine Sache, für Europa's Freiheit, für die Unabhängig„keit Eurer Staaten, für die Unsterblichkeit Eures Namens. Jeder „für Alle! Alle für Einen! Bleibt in dem entscheidenden Kampfe „diesem männlich erhabenen Rufe getreu und der Sieg ist Euer!"

Am 15. October kam es in der Gegend um Leipzig zu der entscheidenden mehrtägigen Völkerschlacht. Im Anfange schien sich das Glück auf Napoleons Seite zu neigen. Schon sandte er Siegesboten nach Dresden und in Leipzig ertönte das Glockengeläute. Aber die Verbündeten rückten mit neuem Muthe heran. Es wurden Dörfer gewonnen und verloren, und am 18. October senkte sich Napoleons Stern. Gegen Abend war sein Heer vollends geschlagen. Der Brand von achtzehn Städtchen und Dörfern leuchtete dem französischen Heere zur Flucht. Auf dem Hügel von Probstheida, wo kurz vorher noch so heftig gestritten, empfingen die Monarchen Alexander, Franz, Friedrich Wilhelm von Schwarzenberg die frohe Botschaft des allgemeinen Sieges. Die Nacht vom 18. auf den 19. October hatte Napoleon in Leipzig zugebracht, und am 19. October zog sich sein

geschlagenes Heer in wilder Flucht über Leipzig zurück. Morgens gegen zwölf Uhr stürmten die Preußen in die Stadt, und nun drängte sich Alles nach der zu früh, absichtlich oder durch einen Irrthum, gesprengten Elsterbrücke. Einige suchten sich durch Schwimmen zu retten. Macdonald trug sein Pferd hindurch, aber Poniatowski ertrank. An dreihundert Kanonen, eintausend Munitionswagen, dreitausend andere Fuhren, fünfzehntausend Gefangene und zwanzigtausend Verwundete und Kranke fielen in die Hände der Sieger. Ein Theil der sächsischen Truppen war noch auf dem Schlachtfelde, die badensischen und hessischen in der Stadt übergegangen. Dreizehn französische Generale, darunter Lauriston, Reynier, Bertrand, Charpentier, wurden auf dem Marktplatze den mit ihren Feldherren Schwarzenberg, Blücher, Benningsen, Barclai de Tolly, Witgenstein versammelten Monarchen als Gefangene vorgeführt, und der Siegesjubel war allgemein.

Der Rückzug der großen französischen Armee ging unter fortwährenden großen Verlusten über Erfurt nach Mainz. Die Würtenberger fielen nun ebenfalls ab, und bei Hanau versuchten es die Baiern unter Wrede, den Flüchtigen den Rückzug abzuschneiden. Sie wurden aber zurückgeworfen.

Am 2. November hatte Napoleon mit Ausnahme der Festungen das rechte Rheinufer verloren. Die verbündeten Monarchen aber hielten eine Berathung in Frankfurt über die weitere Fortführung des Krieges und die zu treffenden Maßregeln.

Von den durch die Franzosen besetzten Plätzen mußte sich jetzt einer nach dem andern ergeben. Am 11. November fiel Dresden, zehn Tage später Stettin, ungefähr um dieselbe Zeit Danzig, endlich Wittenberg und Torgau. Der Rheinbund war aufgelöst und das Königreich Westfalen vernichtet, die Hansestädte für frei erklärt, aber noch litt Hamburg unter Davoust. Der König von Sachsen war bei der Erstürmung von Leipzig als Gefangener nach Berlin geführt worden, der Fürst Primas geflohen. Zur Regierung der besetzten Länder wurde eine eigene Centralverwaltung unter dem Freiherrn von Stein angeordnet, und von allen Seiten strömten Freiwillige herbei.

Nicht minder glücklich war das deutsche Heer in Italien unter Hiller, Nugent und Bellegarde gewesen. Der Vicekönig mußte sich allenthalben zurückziehen, und Murat, König von Neapel, suchte sein Königthum dadurch zu retten, daß er sich den Verbündeten anschloß. Rom war zu Anfang des Jahres 1814 befreit. Der Pabst konnte nach langen Leiden frei dahin zurückkehren. Holland und die Schweiz waren noch vor dem Schlusse des Jahres 1813 von den Franzosen gesäubert. Der Erbstatthalter kehrte als souveräner Fürst nach den Niederlanden zurück.

Schweden hatte es versucht, den ihm verheißenen Theil, Norwegen, von Dänemark zu erkämpfen. Es kam indessen zum Frieden und Schwedisch-Pommern für eine Zeit lang an Dänemark. Die Verbündeten machten von Frankfurt aus Napoleon ehrenvolle Anträge. Sie erklärten unter dem 1. December: „Ihr Wunsch sei, Frankreich „groß und stark zu wissen und glücklich. Frankreichs Größe und „Stärke sei eine Hauptgrundlage des europäischen Staatenbundes. „Ein großes Volk möge nur ruhig sein, wenn es auch glücklich sei. „Darum wünschten sie, daß Frankreichs Handel und Nationalreichthum, daß Künste und Wissenschaften mehr und mehr emporblühen, „daß es jeglicher Friedenswohlthat in reichster Fülle genießen möge. „Sie sicherten ihm eine Ausdehnung zu, die es unter seinen Königen „niemals besessen. Denn ein tapferes Volk sinke deshalb nicht herab, „weil es Unfälle erfahren in einem harten und blutigen Kampfe, in „dem es muthig gestritten." Sie boten Frieden an auf Grundlage der Unabhängigkeit Spaniens, Italiens, Deutschlands, Hollands, wogegen Belgien und das linke Rheinufer Frankreich verbleiben sollten.

Diese Bedingungen wurden jedoch von Napoleon verworfen. Er rechnete auf Fehler der Verbündeten. Aber am 1. Januar 1814 setzten ihre Heere über den Rhein, und Frankreich sah sich von sechs Armeen zugleich bedroht. Denn ganz Europa hatte sich gewaffnet. Von den Pyrenäen drängten die Engländer und die ihnen verbündeten Spanier und Portugiesen; von Italien her die Oestreicher unter Bellegarde; durch die Schweiz rückte Schwarzenberg, unter ihm Oestreicher, Baiern, Würtenberger, Preußen, Russen; am Mittelrhein standen Blücher, York, Kleist, und die russischen Heerhaufen unter Sacken, St. Priest, Langeron; an Niederrhein und Schelde Bülow, Winzigerode, Engländer, Holländer. Napoleon, der verhältnißmäßig geringe Streitkräfte hatte, suchte den Rücken der Verbündeten zu beunruhigen, und veranlaßte dort den Parteigängerkrieg, den er in Spanien und Deutschland schätzen gelernt. Vor Ausgang Januars standen Blücher und Schwarzenberg an der Seine, kaum fünfundzwanzig Meilen von Paris. Napoleon rechnete auf sein Genie. Am 26. Januar schlug er sich zu Chalons an der Marne und trieb die Russen zurück, am 1. Februar Blücher bei Brienne. Allein seine Hoffnung, die Verbündeten zu trennen, wurde nicht erreicht. Er wandte sich rückwärts nach Troys. Die Verbündeten ließen ihre Hauptarmee durch die Champagne nach Paris rücken. Napoleon aber erkämpfte den Sieg bei Montmirail, fünftausend Russen wurden gefangen oder vernichtet. Am 11. und 14. Februar suchte er Blücher bei Chateau Thierry zu erdrücken. Aber es gelang nicht, obgleich die Preußen empfindliche Verluste erlitten. Am 18. Februar kämpfte Bonaparte bei Montereau mit dem Kronprinzen von Würtenberg, den er nach heftiger Gegenwehr

zurückdrängte, während Augereau den Rücken der Verbündeten bedrohte. Unterdeß kam es zu Unterhandlungen bei Chatillon, in denen die Verbündeten abermals noch ehrenvolle Anträge für Napoleon machten. Dieser, von seinem Irrthume verblendet, erwiederte übermüthig: „Mit Gefangenen unterhandle ich nicht!“ Dennoch war er voll böser Laune, und ließ diese auch seinen Generalen fühlen, welche sich bald dafür rächten. Am 10. März schlug Napoleon die Schlacht von Laon gegen Blücher. Sie endete aber unglücklich. Am 20. März erschien er bei Arcis sur Aube. Er hatte jedoch Mühe, seine Stellung zu behaupten, und Tags darauf versuchte er, sich Schwarzenberg in den Rücken zu werfen. Während aber Napoleon diesen Entschluß ausführte und sich wiederum den deutschen Gränzen nahte, rückten die Verbündeten auf Paris. Lyon, die zweite Stadt des Reiches, war schon erobert, und am 30. März standen die Verbündeten vor der Hauptstadt des französischen Reiches. Am 31. März mußten Marmont und Mortier Paris übergeben. Da hielten nun Alexander, Friedrich Wilhelm, Schwarzenberg, Blücher und die sonstigen Generale der verbündeten Heere ihren Einzug in eine Stadt, die Europa so viel Drangsal bereitet. Der Senat aber sprach Napoleons Absetzung aus, verkündete eine neue Verfassung und Ludwig XVIII. als legitimen Erben des Thrones des heiligen Ludwig. Napoleon war in Wuth, als er von der Uebergabe von Paris hörte, jedoch von seinen Marschällen verließ ihn einer nach dem andern. Marmont hatte schon am 4. April eine Convention für sich und sein Heer geschlossen. Am 11. April kam es endlich zwischen Napoleons Bevollmächtigten, Caulaincourt, Ney, Macdonald, einerseits, dem Fürsten Metternich, Hardenberg und dem Grafen Nesselrode, als Bevollmächtigten der Verbündeten, andererseits zu einem Vertrage, in welchem Bonaparte dem Throne entsagte, aber den Kaisertitel nebst zwei Millionen Franken jährlicher Einkünfte, so wie die Insel Elba als souveränes Eigenthum behielt. Bei seiner Abreise dorthin offenbarte sich jedoch die Volksstimme im südlichen Frankreich gegen ihn. Er konnte sich nur mit Mühe vor Mißhandlungen retten.

Die Verbündeten schloßen vorab am 30. Mai einen Frieden mit Ludwig XVIII. zu Paris, der für Frankreich gewiß noch sehr ehrenvoll war. Es behielt namentlich den Raub der Kunstschätze so vieler Länder, den man in der Freude des Herzens zurückzufordern unterließ. Seine Gränzen blieben unverkürzt, ja es gewann sogar die Grafschaft Mömpelgard von Deutschland.

Während Alexander, Friedrich Wilhelm, Metternich, Blücher zufolge Beschlusses des Pariser Friedens nach London gingen, wo sie festlich empfangen wurden, eilte Kaiser Franz in seine Erblande zurück. Am 16. Juni hielt er einen freudenvollen Einzug in Wien. Hiehin

sollten alle betheiligten Mächte Abgeordnete senden, um den definitiven Frieden für das europäische Festland abzuschließen.

Der Wiener Friede.

Die Eröffnung des Congresses zu Wien war anfangs auf den 1. August festgesetzt. Sie wurde aber bis zum 1. October verschoben.

Der zu Wien eröffnete Congreß, an dem offiziell nur die Unterzeichner des Pariser Friedens theilzunehmen hatten, vereinte aber fast alle Fürsten, hohe Herren und Celebritäten von ganz Europa. Die Stadt schwamm in Festen. Die feierliche Eröffnung sollte am 1. November stattfinden. Die Verhandlungen rückten jedoch langsam vorwärts, und die verschiedenen Interessen ließen sich schwerlich vereinen. Besonders aber zeigte sich die sächsische und polnische Angelegenheit schwierig und drohte mit einem neuen Zerwürfnisse. Da gab auf einmal die Leichtfertigkeit des Königs von Neapel, Joachim Murat, das Zeichen eines neuen Krieges, Napoleon entwich von Elba. Das unter Ney gegen ihn geschickte Heer ging zu ihm über. Bald darauf ward er zum zweiten Male Kaiser in Paris. Die gemeinsame Gefahr brachte jedoch eine Einigung unter den zu Wien versammelten Monarchen zu Stande, und der Congreß, der freilich seinen definitiven Abschluß erst nach dem zweiten Pariser Frieden fand, nahm einen raschern Fortgang in seinen Verhandlungen. Er wurde endlich in hunderteinundzwanzig Artikeln und siebenzehn besondern Tractaten abgeschlossen *). Deutschland erhielt darin eine neue Gestalt. Die ersten vierzehn Artikel des Wiener Friedens beschäftigten sich mit Polen. Der fünfzehnte Artikel nahm dem Könige von Sachsen nicht nur das im Tilsiter Frieden ihm zuerkannte Herzogthum Warschau, sondern auch fast die Hälfte seines Landes, welches an Preußen überging. In den folgenden Artikeln erhielt dagegen Preußen nicht nur alle in jenem Frieden verlornen Landestheile von Posen, Danzig, seine frühern Besitzungen an der Elbe, Weser und dem Rheine zurück, sondern auch einen beträchtlichen Zuwachs links und rechts des Rheines aus den ehemaligen Stiftern Köln, Trier, Lüttich, dem Herzogthum Jülich, Berg u. s. w. In dem sechsundzwanzigsten bis dreiunddreißigsten Artikel wurde Hannover zum Königreiche erhoben, und erhielt von Preußen Hildesheim, Goslar, Ostfriesland u. s. w. Im vierunddreißigsten bis sechsunddreißigsten Artikel wurden die Herzoge von Holstein, Oldenburg, Mecklenburg-Strelitz, Schwerin,

*) Hormayr's allgemeine Geschichte der neuesten Zeit.

Weimar zu Großherzogen erhoben. Die Artikel vierundvierzig und fünfundvierzig vereinten das Großherzogthum Würzburg, das Fürstenthum Aschaffenburg mit Baiern, an welches von Seiten Preußens die ehemalige Markgrafschaft Anspach und Baireuth abgetreten wurde, wogegen das Innviertel und Tyrol bereits am 3. Juni in einem besondern Vertrage zu Paris von Baiern an Oestreich zurückgegeben wurde. Als Entschädigung dafür bekam Baiern namentlich auch den Bezirk des Donnersberges, Zweibrücken, Kaiserslautern, und auf dem rechten Rheinufer das Amt Redwitz, Hamelburg, Biberstein, Brückenau u. s. w., von Hessen Amorbach und sonstige Landestheile. Luxenburg wurde in ein Großherzogthum umgewandelt und dem Hause von Nassau-Oranien in den betreffenden Artikeln fünfundsechzig bis einundsiebenzig zuerkannt. Dagegen bekam Oestreich in Italien Alles zurück, was es in den letzten Kriegen verloren hatte, und noch dazu das Venetianische. Denn Alle verstärkten sich und nahmen das Erbe der Revolution ohne weitere Bedenklichkeiten hin. Wer einzig verlor an materiellem Besitz, war die katholische Kirche. Sie sollte die Kosten eines fünfundzwanzigjährigen Krieges zahlen, den sie nicht veranlaßt hatte. Vergebens wurde von Seiten des apostolischen Stuhles die Herstellung des deutschen Reiches und der geistlichen Churfürsten beantragt, so wie gegen die Verletzung so vieler Rechte Verwahrung eingelegt.

Statt des gefallenen deutschen Reiches wurde nun der sogenannte deutsche Bund gebildet. Ihm gehören zwölf Artikel an, nämlich Artikel dreiundfünfzig bis vierundsechzig, und die Acte vom 8. Juni in der Beilage IX. Deutschland war demnach in neununddreißig souveräne Staaten getheilt.

Am 13. März 1815 sprachen die auf dem Wiener Congresse versammelten Hauptmächte die Acht aller europäischen Völker gegen Napoleon aus, erklärten ihn, als Störer der allgemeinen Ruhe, dem öffentlichen Strafgerichte preisgegeben. Sie verbanden sich, den Pariser Frieden aufrecht zu halten und die Ruhe Europa's mit vereinten Kräften zu schirmen.

Abermaliger Krieg der Verbündeten gegen Napoleon *).

Napoleon war in zwanzig Tagen siegreich, fast wie in einem Triumphzuge, nach seiner Landung in Frejus von Stadt zu Stadt gezogen und in Paris angekommen. Hier fand er die Dinge doch wesentlich verändert. Er mußte sich während der hundert Tage, die

*) Hormayr, a. a. O.

er für diesmal auf dem Kaiserthrone saß, zu Manchem bequemen, worein er sich schlecht zu finden wußte.

Murats treuloses Spiel in Italien lief bald zu Ende. Anfangs machte er einige Fortschritte, drang durch den Kirchenstaat bis Modena und Carpi vor, mußte sich aber vor dem östreichischen Heere zurückziehen, und wurde am 2. Mai bei Tolentino vollends geschlagen. Neapel jedoch sah sein altes Königshaus wieder. Nach einem höchst abenteuerlichen Zuge in Frankreich, Corsica, Calabrien wurde endlich Murat gefangen und am 13. October standrechtlich erschossen.

Napoleon hatte den Plan des neuen Krieges noch zu Paris entworfen. Er wollte Blücher über den Rhein treiben und die Engländer auf ihre Schiffe. Denn die Lücke zwischen beiden, welche das russische Heer füllen sollte, das auf dem Marsche begriffen, stand noch offen. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni verließ er die Hauptstadt, und am 14. Juni fand er an der Maas und Sambre sein ganzes Heer vereint. Es war einmalhundert fünfzigtausend Mann stark mit vierhundert Kanonen. Die Garden waren auf vierzigtausend Mann verstärkt, ihre Adler bis zum Siege in Trauer gehüllt. Der Tag des Kampfes war nicht ohne Absicht gewählt. „Zweimal," sagte Napoleon zu seinen Kriegern, „hat der heutige Tag das Schicksal „Europa's bestimmt. Es ist der Jahrestag von Marengo, der Jahres„tag von Friedland. Damals, wie nur gar zu oft, waren wir groß„müthiger, als wir sollten. Wir ließen die Fürsten auf ihren Thronen, „die jetzt Frankreichs Unabhängigkeit bedrohen. Die Unsinnigen! Sie „und Wir, sind wir nicht noch die Nämlichen? Wagen sie es neuer„dings, den französischen Boden zu entweihen, wohlan dann, so „sollen sie auf diesem Boden ihr Grab finden!"

In der Nacht vom 14. zum 15. Juni brach Napoleon unerwartet, ohne Kriegserklärung, über die Sambre gegen Charleroy hin *). Er drängte Ziethen zurück. Blücher sammelte die zerstreuten Schaaren und stellte sich dem Feinde entgegen. Er rechnete aber auf Bülow und Wellington, der auch Hilfe verheißen hatte. Die Preußen standen auf den Höhen von Ligny, dieses Dorf in der Mitte, rechts St. Amand, links Sombref. Napoleon stürmte am 16. Juni St. Amand und dann auf das Centrum. Fünf Stunden hielt Blücher den Angriff aus, er nahm sogar St. Amand wieder. Er hoffte auf Wellington und Bülow. Dieser aber war theils durch die schlechten Wege aufgehalten, und Wellington, der sich eines so frühen Angriffes ebenfalls nicht versah, war mit Ney im Kampfe bei Quatrebras. Die französischen Cuirassiere und Grenadiere der Garden umgingen

*) Pertz, Leben des Ministers von Stein.

Ligny. Blücher warf sich ihnen entgegen, stürzte jedoch mit seinem getödteten Pferde, und entging nur durch ein seltenes Glück der Gefangenschaft. Die Preußen mußten weichen. Ney hatte es aber nicht vermocht, Wellington ganz von Bülow abzuschneiden. Denn der englische Feldherr, unter ihm die Prinzen von Weimar, von Oranien, der Herzog von Braunschweig, der im Kampfe fiel, thaten Wunder der Tapferkeit. Der 17. Juni war Ruhetag, aber der 18. Juni entscheidend. Während nämlich Napoleon die Preußen in voller Flucht glaubte und ihnen den Marschall Grouchy nachschickte, „sie in den Rhein zu werfen," und fürchtete, Wellington möchte ihm keine Schlacht mehr anbieten, zogen die Preußen den Engländern schon zu Hilfe. Als jedoch Napoleon die Engländer bei Waterloo erblickte, rief er freudig: „Ha! so habe ich sie denn doch noch, diese Engländer!" Aber bald stand er grimmig und blaß da, dieser Eisenmann, den Blick starr in die Schlacht hinein. Wellington, der bereits zehntausend Mann verloren, jedoch immer noch Stand hielt, seufzte: „Ich wollte, die Nacht käme oder die Preußen!" Da vernahm er um fünf Uhr Nachmittag die ersten Kanonenschläge, und freudig rief er aus: „Nun, da ist ja der alte Blücher!" Napoleon vermuthete Grouchy. Es war aber Bülow, der mit zwei Brigaden nahte und gleich an dem Kampfe mit theilnahm. Die Franzosen stürmten mit neuer Kraft, jedoch auch die Preußen. Sie warfen die alte Garde aus dem Dorfe Planchenoit heraus, und da hieß es nun bald: Alles ist verloren! Mit Einbruch der Nacht trafen Wellington und Blücher bei der Meierei zusammen, von welcher Napoleon die Schlacht geleitet hatte, und die jetzt den Namen von Belle Alliance erhielt. Die Preußen übernahmen die Verfolgung. In dem Städtchen Genappe hatte Napoleon in seinem Wagen ruhen wollen. Aber es fehlte wenig, so wäre er hier von den Preußen gefangen worden. Er entsprang in der Nacht zu Fuß ohne Hut und Degen. Sein Wagen, sein Krönungsmantel, nebst vielen Kostbarkeiten, darunter auch die Insignien des schwarzen Adlerordens, wurden von den Preußen erbeutet. Das ganze französische Heer war vernichtet. Ueber dreihundert Kanonen und zwanzigtausend Gefangene geriethen in die Gewalt der Sieger. Napoleon sah, daß er keinen Widerstand mehr leisten konnte, und dankte ab. Er suchte sich auf das Meer zu retten, aber am 10. Juli war er ein Gefangener der Engländer, die ihn nach St. Helena, achthundert Meilen von Europa entfernt, in Verwahrung brachten, wo er am 18. October, am Jahrestage der Schlacht von Leipzig, ankam.

Als die Schlacht von Belle Alliance für die Franzosen einen so unglücklichen Ausgang genommen, erschienen Abgeordnete derselben bei den siegreichen Feldherren Blücher und Wellington, und ersuchten

sie, von der weitern Verfolgung abzustehen, da ja schon der Feind beseitigt. Diese aber ließen sich nicht beirren. Zu dem glaubten sie, daß aus dem ersten Pariser Frieden noch Manches nachzuholen sei, was damals in der Freude des Sieges und der wiedererlangten Ruhe versäumt worden. Sie rückten daher vorwärts. Davoust, Grouchy, Vandamme, Dupont hatten von Neuem sechzigtausend Mann gesammelt und damit den Montmartre besetzt. Vandamme stand bei Meudon und Issy. Aber er wurde am 2. und 3. Juli durch die Preußen geschlagen. Da erklärte der General Guilleminot im Namen Davoust's, daß man Paris übergeben und sich hinter die Loire zurückziehen wolle, wo sich Davoust denn auch mit seinem Heere Ludwig XVIII. unterwarf.

Während der Zeit nun waren die andern Verbündeten, die Russen unter Czernitschef, in Frankreich eingedrungen, und Ludwig XVIII. hielt am 9. Juli seinen abermaligen Einzug in Paris.

Der neue Friede wurde diesmal, nicht allzu voreilig, erst am 20. November zu Paris abgeschlossen. Im Ganzen blieben darin die Gränzen Frankreichs, wie sie 1790 gewesen. Aber Landau und Saarlouis sollten an Deutschland fallen, Hüningen geschleift werden. Die Franzosen mußten alle geraubten Kunstschätze und Merkwürdigkeiten, die sie aus den überwundenen Ländern zur Zeit mitgenommen hatten, zurückgeben, als Kriegsentschädigung siebenhundert Millionen Francs in fünfzehn verschiedenen Raten zahlen. Zur Entrichtung jener Summe war eine Frist von fünf Jahren bestimmt, und bis dahin sollten, um die Ruhe zu sichern, einmalhundert fünfzigtausend Mann der Verbündeten in Frankreich verbleiben, die festen Plätze Condé, Valenciennes, Bouchain, Cambray, Lequesnoy, Maubeuge, Landrecy, Avesnes, Rocroy, Givet, nebst Charlemont, Mezieres, Sedan, Montmedi, Thionville, Longwy auf Kosten Frankreichs besetzt werden.

Neuer Bundesvertrag und heilige Allianz.

Zugleich mit dem allgemeinen Frieden wurde auch ein neuer Bundesvertrag zwischen Oestreich, Rußland, Preußen und England abgeschlossen, dem auch Ludwig XVIII. beitrat. Sein Zweck war die Aufrechthaltung der Tractate und die Ausschließung der Familie Bonaparte vom Throne Frankreichs auf ewige Zeiten *). Aber schon am 26. September hatten der Kaiser Alexander von Rußland, Franz von Oestreich, Friedrich Wilhelm von Preußen mit eigener Hand eine

*) Binder, Fürst Clemens Metternich und sein Zeitalter.

Urkunde, die sogenannte heilige Allianz, unterzeichnet, welcher später alle Fürsten, mit Ausnahme Englands, wegen seiner besondern Verfassung, des Pabstes und der hohen Pforte, beitraten. Es sollten demgemäß auch die Pflichten der christlichen Liebe ihren Einfluß auf die innern und äußern Verhältnisse der Völker, so wie der Monarchen unter sich ihre Geltung haben. Aber das Ganze, besonders unter dem Einflusse der Frau von Krüdener entstanden, hatte eine pietistische Färbung, und war mit Elementen durchwebt, denen die solid christliche Unterlage fehlte. Hätte man in der That die Grundsätze des Christenthums und des christlichen Lebens, wie es allerdings noth, und wodurch die Erscheinungen des Jahres 1848 nicht möglich geworden, in jenem Bunde allein vorherrschend sein lassen, so würde man auch die gerechten Ansprüche der Kirche erhört haben, und es wäre kein Grund gewesen, warum der Pabst einem Verein seinen Beitritt hätte versagen sollen, der so sehr mit seinem heiligen Amte übereinstimmte. Jetzt aber durfte man es dem Oberhirten der Kirche nicht verdenken, wenn er einem Bündnisse, das blos einen heiligen Namen an sich trug, in der That aber so viele Punkte der christlichen Gerechtigkeit verletzte, durch seinen Beitritt auch nicht einen Schein von Billigung geben wollte.

Literatur und Kunst.

Zum zweitenmale waren jetzt deutsche Heere mit ihren Verbündeten in die Hauptstadt des allgemeinen Feindes der öffentlichen Ruhe, der Wohlfahrt und Freiheit der Völker eingezogen, und hatten sein Land besetzt. Das erwachte Selbstbewußtsein hatte sich bewährt, und für die vielen Unterdrückungen gerächt. Man konnte daher auch in Deutschland nach dem so ehrenvoll erkämpften Frieden wieder daran denken, die vielen Wunden, welche ein fast fünfundzwanzigjähriger unglücklicher Krieg, mit so außerordentlichen Lasten und Beschwerden, dem einst so großen Vaterlande geschlagen, zu heilen. Aber wenn auch die durch den Druck, Schmach und Mißhandlung endlich wieder erwachte Kraft des deutschen Geistes bereits vor dem Kriege, in der sogenannten „Sturm- und Drangperiode“, eine Richtung eingeschlagen, welche sich von der blinden Vergötterung des Fremden losgemacht, und eine Literatur geschaffen, die sich in ihrer Art, in Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit, in klassischer Behandlung der Form kühn der altgriechischen an die Seite stellen kann, so war deren Blüthezeit doch schon vorüber, und hatte bei dem allem das nicht erreicht, was man unter andern Umständen zur Hebung des Volksgeistes hätte erreichen können und sollen. Man fühlte das. Aber leider blieb der Riß und die Spaltung. Die protestantisch-

pietistische Richtung setzte das Streben nach Wiederbelebung des vaterländischen Geistes in Deutschland, in der sogenannten Deutschthümelei und Burschenschaft, nicht blos der Verspottung aus, sondern brachte auch neue Gefahren über das deutsche Vaterland. Der Spalt, welchen die Kirchentrennung des XVI. Jahrhunderts durch Deutschland gezogen, drohte sich von Neuem zu erweitern, die Gemüther zu verwirren, auf schwärmerische und gefährliche Wege zu bringen. Der solide Geist der ächten Romantiker, eines Friedrichs von Schlegel, des an der deutschen Erhebung in Kunst, Literatur und Staatsverfassung so betheiligten Mannes, Hallers, in seiner Restauration der Staatswissenschaft, Adam Müllers, Gentz, des Verfassers so vieler Manifeste im letzten Kriege, sah freilich mit klarem Bewußtsein den Weg zum Bessern. Sie kehrten zu der katholischen Kirche zurück und fanden bald den richtigen Halt, während manche Andere von einem protestantischen Kaiserthume, oder wohl gar von einer Einigen, untheilbaren deutschen Republik träumten, oder uneingedenk der ganzen Geschichte vom Turnerwesen die Rettung erwarteten, und in dem bald folgenden Reformationsfeste auf der Wartburg 1817 das traurige Andenken der Trennung zu verewigen, Deutschland, wie im Jahre 1848, zu verkleinern suchten. Wie Luther zu Wittenberg die päbstliche Bulle wider ihn, sammt dem canonischen Rechte verbrannt, so wurden damals mißliebige Schriften von einer burschenschaftlichen Clique in's Feuer geworfen, und in dem sogenannten Wartburgfeste Grundsätze verkündet, welche dem Wiederaufbau des großen Vaterlandes nicht besonders förderlich sein konnten. Es bleibt uns aber hier noch etwas nachzuholen und in einen kurzen Zusammenhang zu bringen, was wir oben wegen der großen fortwährenden Bewegungen nicht konnten, von denen eine die andere verdrängte, die aber unter sich einen so innigen Verband hatten, daß wir sie füglich nicht trennen konnten, nämlich eine kurze Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte im XVIII. und XIX. Jahrhundert, so wie einen kurzen Bericht über die Wiederbelebung der deutschen Kunst.

Die theologischen Zänkereien über Lutheranismus, Calvinismus, Majorismus, Synergismus, Adiaphorismus und die sonstigen höchst betrübenden Händel im protestantischen Deutschland, die Entmuthigung und Lähmung im katholischen hatten auf lange Zeit die deutsche Wissenschaft und Kunst, welcher der Protestantismus den Todesstoß versetzt, auf einen höchst kläglichen Standpunkt gebracht. Dazu kam nun der Krieg, der dreißig Jahre hindurch in Deutschlands Eingeweiden wüthete, seine besten Kräfte verzehrte und das Land zum Sklaven der Fremden machte. In jener Zeit erlosch das Nationalbewußtsein. Man vergaß, verachtete oder mißkannte das Vater-

ländische, das alle seine Geltung verloren, und überall wendete man sich zum Fremden, und zwar zunächst zu den Franzosen. Selbst die Muttersprache blieb nicht mehr rein. Der Styl der Gerichte, Behörden, sogenannten Gebildeten war ein furchtbares Gemisch von deutschen, lateinischen, französischen Brocken und erreichte einen hohen Grad von Geschmacklosigkeit.

Die ersten Hoffnungen des Wiedererwachens deutscher Poesie nach dem Untergange des Meistergesanges, der unter Hanns Sachs seine höchste Blüthe erreicht, zeigten sich in der vaterländischen Begeisterung eines Martin Opitz und der schlesischen Schule. Martin Opitz war geboren am 23. December 1597, gestorben 1639. Gleichzeitig mit ihm blühte der Jesuit Spee (1591 bis 1635), dessen Lieder noch heutiges Tages einen guten Klang haben. Neben ihnen der Jesuit Jacob Balde (1603 bis 1668) und Johann Scheffler, bekannter unter dem Namen Angelus Silesius. Die Sachen eines Hoffmannswaldau und Lohenstein sind kaum genießbar, und was Weckherlin, Gryphius, Flemming geleistet, müssen wir mehr in die spezielle Literaturgeschichte verweisen. Sie waren nothwendige Mittelglieder in der Geschichte der deutschen Literatur. Diese konnte sich aber erst zu einem selbstständigen Standpunkte erheben, als sich Männer wie Klopstock, Lessing, Göthe, Herder, Wieland, Schiller auf dem Schauplatze zeigten, und sowohl durch ihre eigenen Leistungen, als ihre Kritik eine Literatur gründeten, die in ihrer Art vielleicht kaum ihres Gleichen haben möchte, wenigstens von keiner übertroffen wird. Sie war aber eine protestantische und gleichsam der Gegensatz zu der mittelalterlichen. Der Erste, welcher durch seine schneidende und treffende Kritik den ungeheuren Wust des XVIII. Jahrhunderts aufräumte, den falschen Geschmack des XIX. Jahrhunderts läuterte, war Gotthold Ephraim Lessing (1729 bis 1781). Gleich von seinem Auftreten an nahm die deutsche Literatur einen bedeutenden Schwung. Seine lichtvolle Darstellung, seine schneidende Kritik hatten manchen Wahn vernichtet, und mußten dem hohlen französischen Wesen, was bis dahin Literatur und Kunst auf deutschem Boden beherrschte, den Garaus machen. Denn die Deutschen glaubten damals durchaus nicht, auf selbstständigen Füßen stehen zu können. Wer seinen Blick nicht nach Frankreich richtete, wandte sich an englische oder italienische Vorbilder. Man zweifelte selbst an der Gewandtheit und Kraft der Sprache. Da kamen Klopstock und Voß (Ersterer 1724 bis 1803) und zeigten, was sich mit der deutschen Sprache, ihrer Kraft und Gewandtheit machen ließ. Herder (1744 bis 1803), Göthe (1749 bis 1832), Wieland (1733 bis 1813), Schiller (1759 bis 1805), der Halberstädter, der Göttinger Dichterkreis, die Jacobi, Schlegel, Novalis, Zacharias Werner und die sonstigen Romantiker zeigten

eine Universalität des Genies, eine Correctheit der Darstellung und Gewandtheit in der Form, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können. Zwar geschah das alles nicht plötzlich, und die deutsche Literatur kam nicht vollendet, wie Minerva, aus dem Haupte Jupiters, sondern erst nach manchen Kämpfen, Schritt vor Schritt. Es hatten sich bei dem ersten Aufschwunge deutschen Geistes in der Literatur, welche der politischen Erhebung lange vorauseilte, gegen Anfang der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, noch ehe Lessing kam, zwei Schulen gebildet, welche den Geschmack zu beherrschen suchten, und jene heilsame Reibung veranlaßten, woraus endlich das Wahre hervorging. Es waren die Schweizer und die Leipziger. Die Leipziger stand unter der Dictatur des Professors Gottsched, die Schweizer unter Bodmer und Breitinger. Offenbar herrschte in der letztern mehr Geist, eine freiere Bewegung, wenn sie gleich nicht ohne eine gewisse Schwärmerei und Sentimentalität war. Gegen Ausgang des Jahrhunderts gesellte sich eine dritte hinzu, die Berliner mit Ramler und endlich Nicolai, dem „Jesuitenriecher", und seiner allgemeinen deutschen Bibliothek. Die freiere Bewegung drang aber um so eher durch, als die deutsche Literatur weder in ihrer Jugendperiode, noch später in ihrer Reife, irgend eine entschiedene Unterstützung fand bei einem der deutschen, meist nach französischem Muster zugeschnittenen Höfe. Selbst die Höfe von Mannheim und Weimar, wo sich Herder, Schiller, Göthe, Wieland und so viele andere Heroen der deutschen Literatur, in dem deutschen Athen oder der benachbarten Universität Jena, vereint fanden, konnten keinen entschiedenen Einfluß äußern. Friedrich II. in Berlin und der deutsche Kaiser Joseph II. in Wien, die Ideale so vieler falschen Philosophen und Schriftsteller, thaten nichts für die deutsche Literatur und Kunst, und wir können dies als kein geringes Glück betrachten. Denn offenbar hätten beide noch eine falschere Richtung eingeschlagen. Friedrich II. war zu sehr für die Franzosen eingenommen, und das ließ ihm vor Allen Klopstock entgelten. Der philosophische König verachtete die deutsche Literatur, obgleich ihm Vater Gleim durch seine Grenadierlieder doch manche Dienste geleistet. Er betrachtete die deutschen Gelehrten, wie das leider nur gar zu häufig der Fall war, als geistlose Pedanten, die er nicht einmal seines Umganges würdigte. Das mußte unglücklicher Weise Garve erfahren, sonst ein solider Schriftsteller und ein Mann von Geist. Lessing, von protestantischer Inconsequenz verfolgt, fand zwar eine Beförderung in Wien, aber der spießbürgerliche Joseph war wohl bei seiner Geistesrichtung und hausbackenem Treiben eben so wenig geeignet, etwas Ersprießliches für die deutsche Literatur und Kunst zu thun. Mehr leisteten in jener Beziehung die Höfe von Mannheim und Mainz, und die Bemühungen des Coad-

jutors Dahlberg und des Churfürsten Erthal in Mainz, jener sonst von undeutscher Gesinnung, aber ein Beschützer der damaligen Literatur. Sie schufen eine neue Universität im Sinne der Zeit, und sammelten in seltener Verblendung die vorzüglichsten Lichter protestantischer Gelehrsamkeit, darunter Forster und den Geschichtsschreiber Johannes Müller, um sich herum. Wieland fand sogar an Dahlberg einen Gönner in Erfurt. Jene Literaten hatten aber schon damals, gegen Ausgang des XVIII. Jahrhunderts, nicht blos verschiedene Dichtervereine gebildet, wie der Halberstädter unter Gleim, der Göttinger unter Voß, Stolberg, Bürger, Hölty, sondern auch Cliquen, worin sie sich statt der Höfe schützten, und mitunter auch wohl ihre literarischen Speculationen förderten *). Sie hatten sich ihre eigenen Organe geschaffen, worin sie sich gegenseitig lobten oder vernichteten. Wieland hatte sein attisches Museum, Schiller und Göthe den Musenalmanach, die Berliner die allgemeine deutsche Bibliothek. Dazu kam nun noch ein zahlreicher Briefwechsel, woran besonders Göthe, Lavater, Zollikofer, Garve und andere Heroen der damaligen Zeit den lebhaftesten Antheil nahmen. Denn das Briefschreiben und Briefvorlesen spielte in jenen Tagen, wo man mit Gefühlen tändelte, wo man, wie in dem Hause des churtrierischen Kanzlers La Roche, behaupten konnte: „Von nun an werden alle Kriege mit der Feder abgethan," eine bedeutende Rolle, und es ist uns leicht erklärlich, wie dies die Form eines Romanes erschaffen konnte, wie die „Leiden des jungen Werthers". An der Spitze jener briefschreibenden Clique, besonders mit Göthe, standen Merk und Leuchsenring, die sich in dem Hause des genannten Kanzlers versammelten und eine erkünstelte Begeisterung vorbereiteten. Ein soliderer Kreis aber zog sich später im Hause der Fürstin von Galizin in Münster zusammen. Hamann, der Magus des Nordens, Göthe, die beiden Jacobi, Herder, Stolberg schaarten sich um die geistreiche Frau, die Freundin des niederländischen Philosophen Hemsterhuys, der sich, nach ihrer Rückkehr zur Kirche, Overberg, Catercamp, die beiden nachher so berühmt gewordenen Freiherren von Droste-Vischering (der Eine noch als Weihbischof von Münster bekannt, der Andere später gefeiert als Erzbischof von Köln) zugesellten. Sie haben einen großen Antheil an der geistigen Wiedergeburt des Vaterlandes. Man kann sagen, daß in den Trauertagen, wo Alles verzagte, in dem Kreise der geistreichen Fürstin von Galizin, der sogenannten heiligen Familie in Münster, der erste Hoffnungsstrahl einer bessern Zeit aufging, wenigstens für die Katholiken **). Auch

*) Schlosser, Geschichte des XVIII. Jahrhunderts.

**) Catercamp, Leben der Fürstin von Galizin.

war das, was Overberg und früher schon der Minister von Fürstenberg für das Volksschulwesen geleistet, von soliderer und nachhaltigerer Art, als die Bemühungen eines Basedow, Pestalozzi und die Leistungen des Philantropin in Dessau, und man kann sagen, das wahrhaft Gute, was später an dem sogenannten preußischen Volksschulwesen war, habe man aus den Leistungen des ehemaligen münsterschen Ministers Fürstenberg und Overbergs erlernt *).

Hatten die Gründung der Universität Berlin im Jahre 1809, die begeisternde Rede Fichte's an die deutsche Nation nicht wenig zur Hebung deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft beigetragen, so war doch von der protestantischen zersetzenden Richtung, der sie huldigte, von dem anmaßenden norddeutschen Wesen, das sich auch nach dem Süden verbreitete, der protestantischen Propaganda für den Unglauben und die Zernichtung aller positiven Elemente, welcher sich die Schule der Romantiker vergebens entgegenzustemmen suchte, auf die Dauer kein Heil zu erwarten, und die Rettungsmittel, welche man außer der Kirche und wohl gegen die Kirche ergriff, zeigten sich bald als unzulänglich.

Bildende Kunst.

Während nun die deutsche Wissenschaft in dem deutschen Norden sich zu einer neuen, wenn auch nicht gerade erquicklichen, Blüthe heranbildete, die noch gegen Ende des Ministeriums Altenstein in Preußen so viel vergiftete Früchte trug, daß die Altmeister selbst in Angst geriethen, wurden fast gleichzeitig die ersten Keime zur neuen Entwickelung deutscher Kunst, freilich an einer Stelle wahrgenommen, wo man das nicht gesucht hätte, in Köln und in Rom. In Köln waren es besonders die Betrachtung der altdeutschen Gemälde, die dortigen Sammlungen, die Bemühungen eines Boisserée und der helle Geist Friedrichs von Schlegel, welche schon früher vom Jahre 1806 an auf die ganze Bedeutsamkeit der dort vorhandenen Kunstwerke aufmerksam machten, und ungefähr zehn Jahre später versuchten zuerst einige deutsche Künstler, Cornelius, Schadow, Veit, Overbeck, Schlotthauer, in dem Palaste des preußischen Consuls Bartholdi in Rom die Herstellung der großartigen Monumentalmalerei, nämlich des Fresco **). In Deutschland aber sah es damals traurig aus. Die deutschen Städte, namentlich die rheinischen, welche noch unmittelbar bis vor der französischen Revolution so viel von

*) Leben Overbergs von Krabbe.

**) Correspondenzblatt des Kreisvereines für die Rheinlande und Westfalen zu Düsseldorf. VI. Jahrg. Nr. 1.

ihren Schätzen und Denkmalen deutscher Größe besessen, waren leer und ausgeplündert, oder wurden dies doch noch immer mehr, und obgleich nach dem Vorgange Friedrich Schlegels, ein Mann von so universellem Genie wie Göthe, in einer eigenen Zeitschrift: Kunst und Alterthum am Rhein, auf die vorhandenen Schätze Kölns und der deutschen Schule mit so vielem Geiste aufmerksam gemacht, so waren die Aussichten in Deutschland vor der Hand noch sehr trostlos, und diejenigen talentvollen Künstler, welche zur Wiederherstellung deutschen Künstlerruhmes so viel beitragen sollten, fanden sich zunächst nicht blos durch die Betrachtung der großartigen Kunstwerke Roms in edler Begeisterung gehoben, sondern hier auch den geeigneten Boden ihres Wirkens. Erst zu Anfang der zwanziger Jahre des XIX. Jahrhunderts kehrten sie als vollendete Meister nach dem Vaterlande zurück, und verbreiteten durch ihre Schöpfungen und theilweise auch ihre Schulen in München, Wien, Frankfurt, Düsseldorf von Neuem den Ruhm der deutschen Kunst durch die ganze Welt.

Der Congreß zu Achen (1818).

Der Wiener Friedensschluß, der unter den vorhandenen Umständen leistete, was er nur leisten konnte, war weit entfernt gewesen, die Wünsche Aller zufrieden zu stellen. An den eben so glücklich beendeten, als begeistert begonnenen Freiheitskriegen hatte aber auch die deutsche Jugend mit ihren Phantasien einen regen Antheil genommen. Der allseitige Druck, die gemeinsam überstandene Gefahr, die mit nicht weniger gemeinsamer Kraft überwunden war, hatte zugleich das Bedürfniß nach einer innigern Verbinduug und nach Einheit des deutschen Volkes rege gemacht, ein Bedürfniß, welches der Wiener Friede bei seiner Rücksicht auf die einmal gewonnene Landeshoheit der deutschen Fürsten leider nicht befriedigen konnte. Dazu kam nun noch der Wunsch einer Volksvertretung. Im Namen der Freiheit war das Volk von den Fürsten zu den Waffen gerufen worden. Im Namen der Freiheit hatte man geblutet, und wenn gleich an einzelnen Stellen noch Bruchstücke von alter Verfassung vorhanden waren, so hatte der Wiener Friede bis dahin doch nichts gegeben, als Versprechungen. Es wurde daher in der Journalistik manche Stimme laut. Die Deutschthümler, im Dienste der protestantischen Propaganda, bemächtigten sich der Jugend, wie einiger Universitätslehrer, und die Demagogie konnte jenes bei den jugendlichen Gemüthern um so leichter, als der so siegreich durchgeführte Freiheitskampf noch im frischen Andenken war, Frankreich selbst unter Ludwig XVIII. sich einer sogenannten Charte zu erfreuen hatte. In

Deutschland waren meistens die alten Stände gefallen, und wenn gleich der Artikel XIII. der Bundesacte eine neue ständische Verfassung in Aussicht gestellt, so gab es doch keine festgesetzten Rechte mehr zwischen Fürst und Volk. Am Rheine aber erhoben sich mehrere Stimmen für die Herstellung einer Volksvertretung, und man glaubte sich hiezu um so mehr berechtigt, als Preußens König selbst unter dem 2. Mai 1815 eine sogenannte Repräsentativ-Verfassung versprochen *). Ob sich die Leute, welche hiebei thätig mitwirkten, ihrer Sache klar bewußt waren, ob sie sich für die alte deutsche Ständeverfassung oder das neue französische Repräsentativsystem aussprachen, mochte damals nicht genau unterschieden werden. Ihre Bestrebungen wurden von den Monarchen nicht gebilligt, und sogar mit burschenschaftlichen Verschwörungen verwechselt, und so mußte denn auch bald darauf der Coblenzer Joseph Görres, der spätere Vertheidiger der Freiheit der Kirche, der damals in seinem rheinischen Merkur der Sache der Wiedererhebung des Vaterlandes und der bürgerlichen Freiheit so große Dienste geleistet, wie ein Hochverräther das Land verlassen, und sich nach Frankreich retten.

An andern Stellen scheiterten die Versuche einer Verfassung ebenso. Unter den deutschen Fürsten, welche ihren Unterthanen zuerst den Entwurf einer neuen Verfassung vorlegten, war der König von Würtenberg schon im Januar 1815 vorangegangen. Aber sein Versuch scheiterte und machte viel Lärm. Es folgte Sachsen noch in demselben Jahre, dann Weimar und Hannover, Churhessen, Darmstadt, Nassau, Baiern, Baden. Aber der Parteigeist bemächtigte sich besonders im südlichen Deutschland der eröffneten Bühne und es kam zu höchst unerquicklichen Debatten **).

Sowohl dieser Dinge wegen, mehr aber noch die Bemühungen Frankreichs, der lästigen und kostspieligen Besatzungen der fremden Heere loszuwerden, die nach dem Pariser Frieden zwar zunächst noch fünf Jahre hier verbleiben sollten, aber wenn die Verhältnisse es gestatteten, nach Uebereinkunft der Monarchen schon nach einer dreijährigen Frist wieder herausgezogen werden konnten, veranlaßten im Herbste des Jahres 1818 den Congreß zu Achen ***). Von Seiten Oestreichs erschienen hier der Fürst Metternich, der Baron Vincent und der Hofrath Freiherr von Gentz, der Verfasser so vieler Manifeste †), von Seiten

*) Buchholz, Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien. Band VII. Görres, in Angelegenheiten der Rheinprovinzen und eigenen. Deutschland und die Revolution.

**) Buchholz, a. a. O.

***) Binder, Leben des Fürsten Metternich.

†) Vermischte Schriften des Freiherrn von Gentz.

Rußlands der Fürst Lieven, die Grafen Nesselrode und Capo d'Istria, die russischen Gesandten, Pozzo di Borgo aus Paris und Alopäus aus Berlin; von Seiten Englands Wellington, Castlereagh und Canning, von Seiten Preußens Hardenberg, Bernstorf und Humboldt. Es kamen aber auch noch persönlich die Kaiser Alexander von Rußland und Franz von Oestreich, der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Von Seiten Frankreichs erschienen der Herzog von Richelieu, Raineval und Monnier. Wie zur Zeit des Wiener Congresses, Wien, so schwamm auch Achen in Lustbarkeiten. Alles eilte dorthin, Künstler aller Art, aber auch Leute, deren man bei der Unterhandlung vorzüglich bedurfte, Geldleute und Banquiers. Der Kaiser Franz weilte mit Rührung in der alten Kaiserstadt und dem Dome zu Achen. Die Verhandlungen gingen aber um so leichter vorwärts, als sich Wellington, der Generalissimus des Besatzungsheeres, und Alexander für die Räumung Frankreichs gleich anfangs aussprachen, und eine Erleichterung in Betreff der zu zahlenden Kriegssteuer förderten. Richelieu erreichte seinen Zweck. Die Räumung wurde beschlossen, und nachdem Wellington selbst in Frankreich eine große Heerschau über die verbündeten Truppen gehalten, ausgeführt.

Ueber die Maßregeln, die man gegen das Umsichgreifen des revolutionären Geistes in Deutschland zu treffen gedachte, wurde jedoch nichts Bestimmtes bekannt. Sie erregten daher um so mehr Mißvergnügen, und wurden von gewissen Seiten desto trefflicher ausgebeutet. Da hörte endlich Deutschland eine That, wie sie in seinen Jahrbüchern nur selten vorkommt, nämlich den an dem russischen Staatsrathe von Kotzebue begangenen Meuchelmord durch den Studenten Karl Ludwig Sand. Kotzebue hatte nämlich von Weimar und Mannheim aus, wo er sich zuletzt aufhielt, einzelne Berichte über den damaligen Stand der politischen Literatur in Deutschland für Alexander geschrieben, und in jenen Berichten denn auch sich über die Bestreben der sogenannten Deutschthümelei frei und offen ausgesprochen. Dafür sollte nun der Mann, der sonst gewiß nie ein Diener der Despotie gewesen, und namentlich sich mannhaft gegen Napoleon ausgesprochen, büßen. Ob die That Sand's im Einverständnisse mit sonstigen Verschwornen geschehen, wird behauptet und geleugnet. Sie wurde vielfach entschuldigt und in mildem Lichte dargestellt, um so eher als das ganze Benehmen des Studenten nicht ohne eine Art von religiöser Schwärmerei war. Er zeigte keine Reue, ja in dem Augenblicke selbst, wo er den mörderischen Dolch zückte, rief er: Ich bin gekommen, die Reformation zu erfüllen. Auch soll sich, wie Einige behaupten *), unter seinen Papieren ein Aufsatz mit

*) Buchholz, a. a. O.

der Ueberschrift gefunden haben: Todesstoß dem Kotzebue, worin die Ausdrücke vorkamen, um „die Freiheit und Einheit in Deutschland „zu schaffen, die Reformation zu vollenden und nur Einen Staat „bestehen zu lassen.“

Die Beschlüsse von Karlsbad.

Die in Deutschland vielfach lautgewordene Sympathie für den Verbrecher, deren sich sogar ein protestantischer Professor der Theologie, wie de Wette, in einem von ihm an Sand's Mutter geschriebenen Briefe verdächtig machte, veranlaßte von Seiten Preußens strengere Maßregeln gegen die Universitäten. Schon auf dem Congresse zu Achen hatte der russische Staatsrath Stourdza ein eigenes Buch über die von Seiten der damaligen Universitäten drohende Gefahr zur Betrachtung vorgelegt. Jetzt urtheilte man ziemlich allgemein, daß der protestantische Theologe Sand, gegen dessen Sitten man bisher nichts einzuwenden gefunden, nicht aus eigenem Antriebe gehandelt, sondern nur als Werkzeug einer weit verbreiteten Verschwörung und eines gefährlichen Bundes, dem man mit allem Ernste und großer Umsicht entgegentreten müsse. Es kam daher im Sommer des Jahres 1819 in Karlsbad zu einem neuen Congresse, wohin sämmtliche deutsche Bundesstaaten Abgeordnete zu schicken eingeladen waren, und um so dringender, als man gewisse Artikel in die Bundesacte aufnehmen müsse, sowohl um den Mißbrauch der Presse zu hemmen, als die etwa verderblich werdenden Universitäten zu überwachen. Die Seele jener Conferenzen aber war der östreichische Staatskanzler Metternich, und sein Lebensbeschreiber, Dr. Binder, bemerkt darüber: „Die dort verhandelten Beschlüsse haben mächtiger und heilsamer ge„wirkt, als wir es uns in einem Momente, wo wir noch die beengenden „Verlegenheiten fühlen, und alle erlangten Vortheile nur erst ober„flächlich berechnen können, vielleicht selbst gestehen dürfen. Dennoch „werden sie sowohl, als die sich daran schließenden Wiener Con„ferenzen, von dem falschen Zeitgeiste häufig verkannt.“ Die Resultate der Wiener Conferenzen wurden in der Wiener Schlußacte in fünfundsechzig Artikeln urkundlich niedergelegt, und am 8. Juni in der Bundesversammlung zu Frankfurt angenommen. Als Mittel, den Geist der Umwälzung zu bewältigen, wurde der Bundesversammlung unter andern vorgeschlagen eine Central-Untersuchungs-Commission, die ihren Sitz in Mainz hatte, die Suspension von Arndt und der beiden Welker in Bonn, die Anordnung von Universitäts-Bevollmächtigten, die Beschränkung der Presse für alle Schriften unter zwanzig Bogen.

Die Congresse zu Troppau und Laibach.

Hatte man durch Maßregeln, die Einzelnen vielleicht zu ängstlich schienen, den Geist der Revolution in Deutschland gedämpft, so erhob derselbe von Neuem in Spanien, Neapel und sonstigen Staaten Italiens sein Haupt. Oestreich, vermöge seiner eigenthümlichen Lage, konnte denselben besonders in Italien nicht unbeachtet lassen. Es wurde vielmehr bald zum Handeln aufgefordert. Die östreichischen Heere in Italien und Tyrol wurden auf Kriegsfuß gesetzt, und der Staatskanzler erklärte in einer besondern Note an die europäischen Höfe die Souveränetätsrechte der italienischen Fürsten, die besonders durch die neapolitanische Revolution verletzt wären, mit allen Kräften zu schützen. Weil aber die Cabinette sich über die in Italien sich erhebenden Fragen anfangs nicht zu einigen schienen, so versammelten sich Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm im October des Jahres 1820 zuerst in Troppau, wohin Frankreich und England ebenfalls Abgeordnete sendeten. Oestreich, Rußland, Preußen erneuerten die heilige Allianz, und erkannten damit auch das Prinzip der Intervention an für alle jene Fälle, wo es sich um Erhaltung der bestehenden Ordnung in Europa und der Verträge von 1814 und 1815 handelte. Sie luden auch Frankreich und England zu jener Erneuerung ein. König Ferdinand von Sicilien aber, den die Sache besonders betraf, wurde durch ein eigenes Schreiben des Kaisers Franz nach Laibach eingeladen, wo auch die übrigen Verbündeten sich einfanden. Er kam am 8. December in Laibach an, wo die Unterdrückung der neapolitanischen Revolution mit Gewalt der Waffen von Seiten Rußlands, Oestreichs und Preußens beschlossen wurde, und wenn England und Frankreich auch vermöge ihrer besondern Verfassung nicht ausdrücklich theilnahmen an jenen Beschlüssen, so gaben sie doch stillschweigend ihre Einwilligung. Ferdinand selbst genehmigte die Intervention gegen die Carbonaria, und am 4. Februar 1821 gingen bereits zweiundfünfzigtausend Mann Oestreicher über den Po. Am 5. März hatten die Feindseligkeiten ihren Anfang genommen, aber am 24. März waren bereits die Oestreicher Herr in Neapel. Die mit so vieler Prahlerei, Feigheit und Niederträchtigkeit eingeführte Constitution wurde wieder abgeschafft und die alte Ordnung hergestellt.

Neue Revolution in Italien.

Es war auf dem Congresse zu Laibach, als eines Morgens Alexander mit einer Depesche in der Hand bei dem Fürsten-Metternich

vortrat. Sir, hier ist wieder eine Revolution! Die Carbonaria hatte sich in Piemont erhoben. Alexander bot nun gleich ein Hilfscorps zur Unterdrückung des Aufstandes an. Aber die in der Lombardei stehenden östreichischen Truppen hatten bereits Befehl, Piemont zu besetzen. Rasches Handeln war besonders vonnöthen. Denn die mit der Carbonaria verbundenen Verschwörer hatten sogar Mailand überrumpelt und den Vicekönig, Erzherzog Rainer, zur Flucht gezwungen. Der ganze Krieg dauerte aber kaum sechs Tage. Die Empörer mußten sich unterwerfen, und die Conferenzen zu Laibach wurden am 13. Mai 1821 geschlossen.

Verlegenheiten durch den griechischen Aufstand.

Bald nach jenen Begebnissen erhoben sich jedoch zwei andere Revolutionen, die sowohl ihrer Natur, als ihrem Umfange nach von größerer Bedeutsamkeit waren, nämlich die von Griechenland und jene von Spanien. Erstere führte namentlich eine Reihe von Verwicklungen herbei, um so eher, als Religion, Humanität, Bildung und so manche Wünsche des Herzens derselben leicht das Wort reden konnten. Rußland hatte noch besondere Gründe, sich dem Aufstande anfänglich nicht abgeneigt zu erklären; ja der Adjutant des Kaisers, Ypsilanti, hatte sich sogar an die Spitze desselben gestellt. Der östreichische Staatskanzler, für diesmal mit England einig, bewog aber Alexander, an den zu Laibach angenommenen Grundsätzen festzuhalten, und als die ottomannische Pforte sich zu Maßregeln hinreißen ließ, wodurch besonders Rußland beleidigt wurde, vermittelte Metternich es dahin, daß die von Rußland gestellten Forderungen durch die Türken anerkannt wurden.

Congreß zu Verona.

Die erwähnten Angelegenheiten Griechenlands, wie eines neuen Aufruhrs in Spanien, veranlaßten den Congreß zu Verona, der am 15. und 16. October 1822 eröffnet ward. Alexander, Friedrich Wilhelm, Franz, die Könige von Neapel und Sardinien, so wie viele andere italienische Fürsten waren persönlich anwesend. Der östreichische Staatskanzler führte den Vorsitz in den Conferenzen, und ihm beigeordnet war der bekannte östreichische Publicist Freiherr von Gentz, als Protocollführer. Frankreich, welches am meisten bei der Unterdrückung des spanischen Aufstandes betheiligt war, wünschte die Intervention, aber seine Abgeordneten waren selbst in diesem Punkte

unter sich nicht einig. Chateaubriand sprach sich sogar gegen die Intervention aus, in der griechischen Angelegenheit schwankte Alexander. Aber dennoch ging der Antrag Montmorencys in der spanischen durch, und die Intervention wurde beschlossen. In der griechischen hielt sich endlich Alexander an Metternich. Die Pforte sollte jedoch zur genauen Erfüllung der Verträge angehalten werden, und Metaxa, Abgeordneter der griechischen Insurgenten, erhielt keinen Zutritt zum Congresse. Oestreich theilte jenen Beschluß der hohen Pforte mit, und erklärte, im Falle der Verweigerung der gerechten Forderungen Rußlands zur Unterstützung derselben ein beträchtliches Corps an die Gränzen rücken zu lassen.

Concordate und neue Gestaltung der katholischen Kirche in Deutschland.

Der Congreß hatte endlich die schwierigen Aufgaben, so gut es ging, gelöst. Der König von Preußen begab sich nach demselben zu einer Zusammenkunft mit dem Pabste. Die drei Minister von Oestreich, Rußland und Preußen aber erließen am 14. December ein Manifest, worin sie die Grundsätze der heiligen Allianz von Neuem bestätigten, und sich entschieden gegen den Geist der Revolution aussprachen. Leider hatten die Monarchen und ihre Regierungen selbst jenem Geiste in manchem Punkte gehuldigt. Sie hatten manches Erbe desselben ohne alle weitern Bedenken in Besitz genommen und behalten, was ihnen der Lüneviller Frieden, die Rheinbundacte, der Pariser und Wiener Frieden, ohne Rücksicht auf die Rechte der Völker und namentlich der Kirche, nach den materiellen Grundsätzen der Stärke, Arrondirung u. s. w. zugeworfen. Die Völker hatten ihre alten Verfassungen verloren, mit denen sie eine tausendjährige Geschichte durchlebt, das festeste Band zwischen ihnen und ihren Beherrschern war zerrissen. Sie hatten nicht blos vielfach neue Landesherren bekommen, sondern wurden auch nach Grundsätzen verwaltet, in denen sie nicht aufgewachsen, die ihrer eigenen Natur widerstrebten, mit Reichen verbunden, womit sie sich nicht organisch verbinden konnten *). Das erregte mannigfache Unzufriedenheit, und später zeigte schon der erste Stoß, wie schwach manche Schöpfung gewesen war. Die katholische Kirche in Deutschland, die in der Revolution am meisten gelitten, deren Bisthümer zertrümmert, deren tausendjährige Rechte, Stiftungen, Wohlthätigkeitsanstalten und Bildungsschulen vernichtet, auf deren Kosten sich Alles verstärkt,

*) Görres, die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse zu Verona.

seufzte noch immer nach einer schwachen Existenz in jenem Lande. Denn noch waren die feierlichen Versprechungen, sie durch Errichtung und Dotation neuer Bisthümer und Domcapitel einigermaßen zu entschädigen, mit Ausnahme von Baiern, in keinem deutschen Lande wirklich geworden. Baiern hatte am 5. Juni 1817, nachdem ihm so schöne Besitzungen, wie die Bisthümer Regensburg, Würzburg, Eichstädt, Bamberg, Freisingen, Speier, von dem Sieger zugetheilt worden, ein Concordat mit dem päbstlichen Stuhle geschlossen. Die Katholiken fanden zwar darin keine volle Entschädigung, aber sie konnten es mit Rücksicht auf die durchlebten Bedrängnisse einigermaßen für gut halten, wenn es auch in mancher Beziehung nur dürftig leistete, was man zu fordern berechtigt gewesen wäre. Aber dennoch wurde das Concordat durch die Intriguen eines Mannes, den die Baiern sich aus dem aufgeklärten Norden aufgehalst, des bekannten Feuerbach *), in einem angehängten Religionsedicte illusorisch gemacht.

Am 25. März 1821 folgte Preußen mit seinem Concordate, am 26. März 1824 Hannover wegen Hildesheim und Osnabrück, Sachsen im Jahre 1827. Durch die Bulle Provida solersque vom 16. August 1821 und jene Ad dominici gregis custodiam vom 11. April 1827 wurde die Vereinigung der Katholiken von Würtenberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Hessen-Cassel, Nassau und Frankfurt zu einer oberrheinischen Kirchenprovinz mit dem erzbischöflichen Sitze in Freiburg, den Bisthümern Rottenburg, Mainz, Limburg, Fulda bestätigt **). Die Sache hatte aber langwierige Unterhandlungen gekostet, und veranlaßte so vielen Widerspruch, daß sie sogar lange wenig Hoffnung gab, zu Stande zu kommen. Die Katholiken, obgleich in Baden die Mehrzahl des Landes, mußten sich daher in jener Provinz manche Bedrückungen gefallen lassen, ihre Bischöfe wurden den kirchenfeindlichen Verordnungen eines sogenannten Oberkirchenrathes untergeordnet und die kirchliche Disciplin vielfach gelähmt.

Geheime Gesellschaften.

Während nun Deutschland sich in seiner neuen Gestaltung ruhig fortentwickelte, seine Nachbarstaaten rundum mit Empörung und Verschwörungen bedroht waren, die hie und da nur mit Gewalt der Waffen unterdrückt werden konnten, fehlte es auch auf seinem Boden nicht an geheimen Gesellschaften, welche seine Unterlage durchwühlten,

*) Anselm von Feuerbach, hist. polit. Blätter. XXX. 2. Heft.
**) Müllers Lexicon des Kirchenrechts.

die Sicherheit der Throne und die Ruhe der Völker gefährdeten. Sowohl die Ergebnisse der Central-Untersuchungs-Commission in Mainz, als die von Köpenik brachten über das Treiben der Burschenschaften an den deutschen Universitäten, namentlich aber des sogenannten „Männerbundes“ und des Bundes „der Jüngern“ höchst trostlose Aufschlüsse. (Und doch waren dies im Ganzen nur Kindereien gegen jene großartigen Thorheiten, mittels welchen manche Regierungen an ihrem eigenen Verderben arbeiteten!) Es ging aus jenen Untersuchungen deutlich hervor, daß in Deutschland eine Verschwörung bestehe, welche, mit dem Auslande, namentlich mit der Carbonaria in Italien und den sonstigen Ländern in Verbindung, seine Verfassung gewaltsam umzustürzen suchte, und die sich nicht blos der Verführung der deutschen Jugend an den Universitäten bediente, sondern auch kein Mittel scheue, wenn sie es nur für zweckfördernd hielt, selbst Meineid und Dolch nicht *). Die Aufklärungen der Köpeniker Untersuchungen setzten die Bedenklichen in Angst. Jene staatsgefährlichen Verbindungen knüpfen aber auch zu gleicher Zeit den Faden an das Jahr 1817 an, und für deren spezifisch-protestantischen Charakter zeugen nicht nur das Wartburgfest, die That Sands, sondern auch viele andere Dinge, mochte man nun für Deutschland die Eine ungetheilte Republik oder das Kaiserthum wollen. Glücklicher Weise machte die Wachsamkeit der Regierungen, und namentlich auch der preußischen, die freilich bei jenem Treiben am meisten bedroht war, jene Versuche zunichte. Es kam aber im Jahre 1848 eine andere Zeit, wo sie im größern Style wiederholt wurden, und wenn auch nicht als geheime Verschwörung, doch als parlamentarisches Heil den Katholiken aufgedrungen werden sollten.

Bewegungen in Deutschland seit der Julirevolution in Frankreich (1830).

Nicht ohne Vorbereitungen rückten das Jahr 1830 und seine großen Erschütterungen auch für Deutschland heran. Die deutschen Kammern in Baden, Würtenberg, Baiern und an sonstigen Orten hatten bereits viel Lärm verursacht. In Frankreich aber hatten die sogenannten Liberalen es nach einem fünfzehnjährigen Parteikampfe dahin gebracht, daß sich mit den Kammern nicht mehr regieren ließ **). Der Versuch, dem Uebel durch sogenannte Ordonnanzen abzuhelfen,

*) Buchholz, a. a. O.

**) Jarkes vermischte Schriften. Polignac, historische, politische und moralische Studien. Deutsch, Regensburg bei Manz.

scheiterte in den Julitagen 1830, und die offene Empörung zu Paris siegte. Die Regierung wurde gestürzt, die alte Dynastie vertrieben, und an ihre Stelle eine neue, in dem sogenannten Bürgerkönigthum, auf den Thron gesetzt. Die Umwälzung stürzte sich gleich anfangs auf Belgien, wo sie lange vorbereiteten Stoff fand und ebenfalls ihr Ziel erreichte. Es war zu erwarten, daß sie auch Deutschland nicht unversucht lassen würde. So wurden denn auch nacheinander noch in demselben Herbste Preußen, Braunschweig, Chur-Hessen, Hessen-Darmstadt, Sachsen und die sonstigen kleinern Landestheile von der Bewegung ergriffen.

Am 31. August zerstörte der Pöbel in Achen die Cocqueril'sche Fabrik; aber die Meuterer, denen es nur um Plünderung zu thun schien, wurden zu Paaren getrieben und als Verbrecher den Gerichten überliefert. Ebenso schnell waren die Unruhen gedämpft, die einige Schneidergesellen im September in Berlin veranlaßten. Aber bedeutender war die Gährung in Sachsen, in Leipzig und Dresden. Ob sich hier das Volk besonders über die Regierung zu beklagen hatte, darüber werden wohl die Geschichtschreiber in Verlegenheit sein, wenn sie davon Thatsachen aufführen sollten; aber groß war die Erbitterung, weil die Regierung am 25. Juni die Demonstration zu Gunsten des Reformationsjubiläums untersagt hatte, da man aus Erfahrung wußte, daß es hiebei an wüthenden Ausfällen gegen die Katholiken und vielleicht auch die Regierung nicht gefehlt haben würde. Am 2. September kam es in Leipzig zu einem offenen Aufruhr, der am 14. September sich bereits als etwas mehr als einen Pöbelauflauf bewies. Man verlangte außer der Befreiung der Tumultuanten Absetzung des Präsidenten, Verminderung der Abgaben, Entfernung der bisherigen Polizeisoldaten, an deren Stelle natürlich ein für den Dienst der Unordnung sehr bequemes Institut, Bürgerwehr. Schlimmer noch ging's in Dresden her. Die versammelte Rotte warf der dortigen katholischen Geistlichkeit die Fenster ein, steckte das Rathhaus in Brand und rief: Dies sei die Illumination, welche der Stadtrath bei der Jubelfeier der Augsburgischen Confession vergessen hätte! Die entgegenrückenden Truppen wurden mit einem Steinhagel zurückgetrieben. Man sieht indessen, daß man auch hier keineswegs den gehörigen Ernst brauchte, und die Ruhe wurde nach den verlangten Concessionen wieder hergestellt, und wie Menzel sagt, „noch „mehr befestigt, als der Neffe des Königs, Prinz Friedrich August, in „dessen liberale und protestantische Gesinnung man das größte Ver„trauen setzte, die Abstellung der Beschwerden versprach."

In Braunschweig hatte es schon vor der Julirevolution gegährt, und hier in der That der Herzog Karl so großen Anlaß zu Beschwerden gegeben, daß ihn der Bundestag selbst fallen ließ. Der Herzog

hatte sich viele Gewaltthätigkeiten, Beleidigungen der Stände, selbst der angesehensten Männer, erlaubt. Am 15. August kam er als Flüchtling aus der Julirevolution von Paris, wo er bis dahin weilte, um sich wieder neue Gelder zu sammeln, und mit diesen nach London zu gehen. In Braunschweig aber gab es bald ernste Verwickelungen. Der Herzog floh anfangs September aus dem Lande, und nachdem das Braunschweiger Schloß in Brand aufgegangen, wurde der Bruder des vertriebenen Herzogs, Wilhelm, als Regent ausgerufen, und dieser sogar von der deutschen Bundesversammlung bestätigt. Der Verbannte versuchte zwar später eine Gegenrevolution, aber die mißlang.

Wie in Braunschweig, so gab es auch in Hessen-Cassel gerechte Gründe zu Beschwerden. Der alte Churfürst Wilhelm I., der während seiner Flucht aus dem Lande und der ganzen Zeit des westfälischen Königthums, sieben Jahre lang, geschlafen zu haben behauptete, nach Andern „auf Urlaub gegangen zu sein", wollte nichts von dem anerkennen, was in dieser ganzen Zeit geschehen. Er nahm daher, worüber am Bundestage manche Beschwerde geführt wurde, die während jener Zeit verkauften Domänen ohne alle Entschädigung zurück, versetzte Personen und Zustände — Alles wieder in den vorigen Stand, so daß Obristen mit einem Male wieder Subalterne wurden. Das erregte natürlich große Unzufriedenheit. Als der alte Churfürst im Jahre 1821 gestorben, folgte ihm sein Sohn Wilhelm II. in der Regierung. Unter ihm wurden zwar die altfränkischen Formen und Zöpfe abgeschafft, der Churfürst gab aber durch mannigfache Bedrückungen, durch sein Verhältniß zur Gräfin Reichenbach und die Trennung von seiner geachteten Gemahlin Anlaß zu offenem Murren. Keine Regierung war damals verhaßter, als die hessische. Wer von den Fremden Cassel meiden konnte, umging es. Im September des Jahres 1830 kam es auch hier zum Ausbruche. Der Churfürst mußte die Stände zusammenberufen, welche namentlich auf Abschaffung der verhaßten Mauth dringen sollten, die in Hanau gestürmt wurde. Im October trat die Ständeversammlung wirklich zusammen. Es kam aber in Hanau besonders wegen Brodaufschlag und in Cassel zu neuen Unruhen.

In Hessen-Darmstadt veranlaßte der Druck der harten Abgaben Unzufriedenheit, die besonders in den Dorfgemeinden in einen offenen Aufruhr losbrach. Bewaffnete Banden durchzogen das Land, wurden indessen, nachdem sie sogar die Bundesversammlung in Frankfurt geängstigt, und diese baden'sche und würtenbergische Truppen gegen sie beordert, jetzt von den hessischen Truppen bewältigt, wobei es jedoch nicht an Militärexcessen fehlte.

Der Geist der Unruhe zeigte sich zwar durch ganz Deutschland,

aber Oestreich, Baiern, Baden, Würtenberg blieben vor der Hand noch ruhig. Die kleinern Staaten, Weimar, Altenburg, Gotha, Hildburghausen, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß, Mecklenburg-Schwerin, wurden etwas geängstigt, ihre Fürsten mußten Concessionen machen, und der Herzog von Oldenburg suchte sein Volk durch eine Proclamation zu beschwichtigen. In Hamburg erhob sich der Pöbel gegen die Juden, in Frankfurt aber blieb es ruhig.

Das Jahr 1831 beschäftigte Oestreich mit Bezwingung der verschiedenen Insurrectionen in Italien, in Modena und dem Kirchenstaate. Aber auch in Hannover, Sachsen, Hessen entstanden neue, zuweilen blutige Aufläufe, und weil sich, namentlich im südlichen Deutschlande, manche lebhafte Theilnahme für die polnische Insurrection zeigte, und in diesem Sinne sogar Bittschriften an die deutsche Bundesversammlung eingereicht wurden, erklärte Letztere unter dem 27. October: „Da der Bundesversammlung gemeinschaftliche Vor„stellungen und Adressen über öffentliche Angelegenheiten des deut„schen Bundes eingereicht worden sind, eine Befugniß hiezu aber in „der Bundesversammlung nicht begründet ist, das Sammeln der „Unterschriften zu dergleichen Adressen vielmehr nur als ein die Auc„torität der Bundesregierungen und die öffentliche Ordnung und Ruhe „gefährdender Versuch, auf die gemeinsamen Angelegenheiten und Ver„hältnisse Deutschlands einzuwirken, ungesetzlich, mit der Stellung „der Unterthanen zu ihren Regierungen und dieser Letzteren zum „Bunde unvereinbaren Einfluß zu üben, anzusehen ist, so erklärt „die Bundesversammlung, daß alle Adressen der Art als unstatthaft „zurückzuweisen sind.“

Eine solche Adresse, mit vierhundert vierundsiebenzig Unterschriften von Bürgern aus Darmstadt versehen, worin um Abwendung der Cholera durch schnelle Beendigung des russischen Vertilgungskrieges gegen Polen gebeten wurde, war dem Bundestage übersendet worden. Der Bundestag aber betrachtete diese Angelegenheit ganz nach den frühern Grundsätzen, und wenn gleich Oestreich milde gegen die Polen verfuhr, so ergriff doch Preußen strenge Maßregeln. Die Bewohner von Posen, welche an dem Aufstande theilnahmen, wurden als Hochverräther erklärt, und alle Sendungen von Geld und Waffen durch Preußen mit Beschlag belegt.

Da der Bundestag die Integrität Deutschlands wegen der belgischen Ansprüche auf Luxenburg für bedroht hielt, so bestätigte derselbe nicht nur das Haus Nassau-Oranien in seinem Besitze, sondern hielt auch ein Heer in Bereitschaft, Luxenburg gegen Belgien zu behaupten. Holland erklärte sich aber auch nun endlich bereit, die freie Rheinschifffahrt, welche es bis dahin siebenzehn Jahre wider die Bestimmungen des Wiener Friedens verhindert, zu gestatten.

Das Jahr 1832 war ein höchst unruhiges Jahr für Deutschland. Zwar kam es weniger zu offener Empörung, aber überall zu politischen Demonstrationen in den Kammern, und vor Allem auf dem Constitutionsfeste zu Hambach, einem Schlosse bei Neustadt an der Hardt (27. Mai), wo sich Tausende, mitunter auch Franzosen, Polen und Deutsche aller Zungen versammelten. Das Fest konnte jedoch nichts weniger als ein deutsches betrachtet werden, das bewiesen die Reden, das bewiesen die dort verkündeten Tendenzen. Es war ein Fest der französischen Revolutionspropaganda. Es fehlte freilich nicht an deutschen Bannern, unter denen man das deutsche Volk von Neuem vereinen wollte; aber die Wirkung eines Festes, wie das Hambacher, konnte den Riß nur größer machen. Als Hauptredner zeichneten sich aus Siebenpfeifer und Dr. Wirth. Der Eine Redacteur der „deutschen Tribüne", der Andere des „Westboten". Sie waren weder über die Hauptfragen, noch über die Mittel einig. Männer von ganz entgegengesetzten Tendenzen. Der Eine erwartete von der französischen Hilfe für die deutsche Freiheit gerade in eben dem Maße, als der Andere dagegen warnte. Siebenpfeifer hielt eine heftige Rede, worin er ein Panorama der Umgegend entwarf. „Worms!" hieß es darin. „Noch steht die Kirche dort, wo Luther gepredigt, aber noch „steht der römische Despot mit deutschen Fürsten durch Verträge im „Bunde, und noch ist kein politischer Luther aufgestanden, der das „Scepter zerbrochen der absoluten Könige, der die Völker erlöst von „der Schmach und politischen Knechtschaft."

Die Reden waren so heftig und mitunter so abgeschmackt, daß viele der gekommenen Fremden nach Hause eilten. Sie veranlaßten aber eine gewaltige Bewegung in Deutschland, und hatten nicht nur zahlreiche Verhaftungen, strenge Censurmaßregeln zur Folge, sondern der Bundestag hielt es auch für nöthig, durch besondere Anordnungen, namentlich gegen den Mißbrauch der Presse, die bereits in einigen Staaten Deutschlands eingeführte Preßfreiheit, ebenso gegen mögliche Steuerverweigerung durch die Kammern, einzuschreiten. Es wurden daher nicht blos mehrere Zeitschriften unterdrückt, in Baden die Preßfreiheit aufgehoben, sondern auch gegenseitig Hilfe zugesagt, ein strengeres Augenmerk auf die Universitäten und Fremden gerichtet.

Das Attentat von Frankfurt (3. April 1833).

Es war aber eine bewegte Zeit, die Revolution sprudelte in vielen Köpfen, und sowohl dieses als die Beschlüsse der Bundesversammlung vom 28. Juni, die fortwährenden Verhaftungen in Folge des Hambacher Festes, die Bewegungen in den süddeutschen Kammern

brachten endlich ein unsinniges Attentat hervor. Es war die Erstürmung der Haupt- und Constabler-Wache in Frankfurt (am 3. April 1833) durch Studenten verschiedener Universitäten, denen sich einige verzweifelte Menschen aus allen Klassen angeschlossen hatten. Das Attentat, das dem Sturze der deutschen Bundesverfassung gelten sollte, wurde jedoch bald unterdrückt, und hatte somit keine andere Folge, als neue Maßregeln gegen die Universitäten.

Der deutsche Zollverein.

Der in den damaligen europäischen Verhältnissen liegende Gährstoff, der sich durch die französische Julirevolution allenthalben entwickelt, wurde aber jetzt um so eher unterdrückt, als sich auch in Frankreich und Belgien die Dinge von Neuem consolidirten, Polen an seinen Wunden darniederlag, die italienischen Staaten allenthalben zu ihren Verfassungen wieder zurückkehren mußten, und bei vielen nichts übrig geblieben, als bittere Reue. Deutschland konnte jetzt eine Reihe von Jahren ungestört seine Sorgfalt auf materiellen Wohlstand wenden, und zwar mit desto größerm Glücke, als manche seiner Zollschranken bereits durch einen großartigen Verein gefallen waren, von dem man hoffen durfte, daß er früh oder spät ganz Deutschland umfassen würde, und das ersetzte, was der Mangel seiner politischen Einheit noch immer vergebens wünschen ließ. Preußen schloß schon im Jahre 1830 zunächst mit Baiern, Würtenberg den sogenannten deutschen Zollverein, dem nach und nach im Verlaufe von kaum drei Jahren Hessen-Darmstadt, Sachsen, die sächsischen Herzogthümer und Baden folgten.

Schlimme Lage der Katholiken und geistiger Umschwung der Dinge in Deutschland.

Der Lüneviller Friede hatte die katholische Kirche in Deutschland schonungslos geplündert, ihre Bisthümer und Stiftungen zertrümmert. Die napoleonischen Kriege und Bedrückungen hatten das Werk der Ungerechtigkeit vollendet, spätere Friedensschlüsse dasselbe nur bestätigt. Die neuen Herren der säcularisirten Landestheile, wo man bis dahin nur die katholische Religion gekannt, waren mit geringer Ausnahme fast sämmtlich protestantisch, und alle in der falschen Zeitrichtung des Materialismus, die katholischen des Josephinismus, aufgezogen. Sie beeilten sich nicht zum Abschlusse eines neuen Concordates, zur Besetzung der verwaisten Kirchen. Zwar hatte Napoleon schon zu

Anfang des Jahrhunderts neue Bischofssitze gegründet in Frankreich und in den mit Frankreich vereinten deutschen Landestheilen des linken Rheinufers, und die Sache, so gut es ging, im bureaukratischen Sinne geordnet. Denn er, der sich so oft prahlerisch darauf berief, die Religion und Altäre wieder hergestellt zu haben, betrachtete die Kirche doch nur als eine Polizeianstalt, deren Nothwendigkeit ihn freilich sein praktischer Sinn deutlich erkennen ließ. Eine Achtung für die höhere Geisteswelt durfte man von Napoleon nicht erwarten. Die Ideologen waren ihm verhaßt, obgleich ihm die Auctorität der katholischen Kirche allerdings imponirte. Gerne hätte er den Pabst zum zweiten Fürsten der Erde gemacht, wenn Napoleon nur der Erste gewesen wäre und Pius der unbedingte Förderer seiner Entwürfe, wenn Napoleons Laune nicht mit ihm in ähnlicher Weise verfahren wäre, wie mit Dahlberg und seinem neugegründeten Fürstenthume. Denn daß Bonaparte auch der Kirche kein Wort hielt, wie er es den Völkern nicht gehalten, zeigte er darin, daß er dem Concordate, welches er mit Rom abgeschlossen hatte, sogenannte organische Artikel beifügte, wodurch dieses in manchen Punkten aufgehoben wurde. Jene organischen Artikel waren gleichsam das Vorbild zu dem spätern Religionsedicte in Baiern, womit man ebenfalls das Concordat illusorisch machte. Napoleons Einfluß wirkte aber auch noch nach seinem Sturze, fast ein Menschenalter hindurch, verderblich für die katholische Kirche in Deutschland. Als Vollender der Revolution hatte er nicht nur das deutsche Reich, der Kirche das weltliche Schwert des Schutzes zerbrochen, die Bischofssitze zertrümmert, die Schulen vernichtet, eine Muthlosigkeit unter den Katholiken verbreitet, daß manche sich fast scheuten, ihre Religion offen zu bekennen, und das ganze katholische Leben lähmte, sondern auch die Katholiken in Deutschland rechtlos gemacht. Denn die Bestimmungen des Rheinbundes, obgleich sie den Katholiken in manchen Ländern buchstäblich auch Einiges gewährten, kamen doch thatsächlich, besonders nach Vertreibung der Franzosen aus Deutschland, nur den Protestanten zu Gute. Die Franzosen hatten sich zwar allenthalben, wo sie den Fuß hinsetzten, beeilt, in dem nördlichen und mittlern Deutschlande die noch etwa vorhandenen katholischen Klöster, welche in der Zerstreuung den wenigen Katholiken als Sammelplatz und zur seelsorgerlichen Pflege dienten, einzuziehen, die Katholiken dagegen mit dürftigen Versprechungen abgefunden oder hingehalten. Die Zeiten waren unruhig und bedrängt, und als die Franzosen das Land verlassen mußten, war für nichts gesorgt. Am Rheine, in Köln, Bonn, Coblenz, Trier, Neuß u. s. w., hatten überall die Protestanten nicht blos das Heimathrecht erworben, sondern sie hatten auch meistens katholische Klosterkirchen als Geschenk bekommen. So ging es den armen Katholiken in Sachsen nicht.

Diese verloren zwar das Ihrige, aber sie konnten noch nicht einmal bis in die letzten Jahre das Heimathrecht in der münzer'schen Stadt Mühlhausen erhalten, und was jüngst in Mecklenburg vorgefallen, ist uns leider zu bekannt. Die protestantischen Regierungen fanden daher im Jahre 1813 die Sachen aufgeräumt, und sie fanden, unterstützt von der protestantischen Bureaukratie, gewiß keine besondern Reize, das zu thun, was eine angeblich katholische Landesregierung hätte thun sollen, und wenn sie etwas thaten, betrachteten sie das als eine besondere Gnade, die man, weil das ganze Verhältniß verrückt war, hoch anrechnete, und wofür man freilich die Protestanten zwanzigfach entschädigen müsse. Kamen die Katholiken in Sachsen zu einem Stückchen von Recht, was sie allenfalls, wenn ein Gerichtshof dafür gewesen wäre, zwangsweise hundertfach hätten eintreiben können, dann mußten die Protestanten dafür am Rheine und in Westfalen ebenfalls reichlich bedacht werden.

Die schlimmsten Nachtheile aber zeigten sich in der Disciplin. Wenn gleich der Strom der Revolution die reformatorischen Bestrebungen vieler katholischen Fürsten in Deutschland weggeschwemmt hatte, sie selbst mit verschlungen, die allgemeine Noth wieder beten lehrte, so war doch viel böser Same gesät, die Giftpilze schoßen üppig empor. Abgesehen davon, daß der Krieg kein besonderer Förderer der Sitten ist, hatte auch das katholische Leben viel an seinem äußern Halt verloren. Die Bilder des Heilandes am Kreuze auf Wegen und Stegen waren zerschlagen, die Heiligen an Häusern und Kirchen heruntergerissen, die zarte Scheu vor Verletzung Andersdenkender hatte sogar die Frohnleichnamsprozession verboten, die schön gegliederte Hierarchie in der Kirche war zerstört, die Glocken der Ordensleute, welche das Volk so manchmal zum Gebete gerufen, verstummten oder waren in Kanonen umgewandelt, manche Pfarrkirche stand ohne Dach oder hatte nicht das Nöthigste, die katholischen Familien, welche dem Fremden nicht dienen wollten, waren aus ihren Aemtern entfernt und allen Einflusses beraubt, dagegen das Land mit fremden Abenteurern, vielfach dem Freimaurerorden Angehörigen, der selbst unter den Protestanten anfangs für Napoleon so thätig war, überschwemmt. Diese Verhältnisse änderten sich noch lange nicht, auch nachdem die Fremdherrschaft in Deutschland gestürzt war. Da wurde Deutschland mit Einem Male wie aus dem Schlummer geweckt durch ein Ereigniß, dessen ganze Tragweite die dabei betheiligte Regierung sich freilich leicht hätte vorhersagen können. Es war dies die am 20. November 1837 erfolgte

Wegführung des Erzbischofes Clemens August von Köln.

Die Gefangennehmung des Erzbischofes Clemens August von Köln *) und die Wegführung desselben nach Minden gab nicht blos ein großes Aufsehen in Deutschland, sie wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die Gemüther aller treuen Katholiken, selbst die schläfrigen wurden wach. Die deutsche Bureaukratie mit ihrem Indifferentismus hatte eine Hauptschlacht verloren. Denn die Sache des Gefangenen, dessen man sich vorzüglich darum bemächtigt, weil er in Bezug auf die gemischten Ehen, die hermesischen Lehren sich nicht zu einem unkirchlichen Werkzeuge brauchen lassen wollte, wurde nicht blos in Rom als eine wichtige Angelegenheit der katholischen Kirche betrachtet, sondern auch ganz Europa sprach sich gegen die Gewaltmaßregeln der preußischen Regierung aus, die sich vergebens damit zu decken suchte, als habe der von der Welt so zurückgezogene Erzbischof mit zwei revolutionären Parteien in Verbindung gestanden, eine von seinen Feinden ersonnene Beschuldigung, wofür sich, trotz einer langwierigen Untersuchung, vielfach angewandter Polizeimaßregeln, auch nicht der mindeste Grund vorfand, und die auch später von der Regierung selbst widerrufen wurde. Allerdings waren die Reibungen zwischen dem frommen Erzbischofe und der preußischen Regierung kurze Zeit vorher auf einen empfindlichen Standpunkt gediehen und auch die Katholiken davon mannigfach berührt worden. Sie hatten nicht blos offene Thatsachen vor Augen, die ihnen, wie die bereits oben erwähnten, hinlänglichen Grund zu gerechten Beschwerden gegeben hätten, sondern auch das sogenannte rothe Buch hatte noch kurz vorher Dinge aufgehüllt, welche der preußischen Regierung allerdings unangenehm sein mochten, deren Wirklichkeit sie aber nicht läugnen konnte, und über welche sich zu beschweren nichts weniger als Revolution war.

Wie aber das Blut der Märtyrer die junge Saat des Christenthums befruchtete, so dienten auch die Gewaltmaßregeln der preußischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln, denen bald andere gegen den Erzbischof Dunin von Posen in derselben Angelegenheit folgten, den Katholiken zu einem Warnungszeichen; sie zeigten, was

*) Die Gefangennehmung des Erzbischofes von Köln und ihre Motive. Frankfurt bei Osterrieth. — Urkundliche Darstellung der Thatsachen, welche der gewaltsamen Wegführung des hochwürdigsten Freiherrn von Droste, Erzbischofes von Köln, vorangegangen und gefolgt sind, nach der römischen Staatsschrift übersetzt. Regensburg bei Manz 1838.

ihnen bevorstand, brachten die kirchenfeindlichen Ränke an's Tageslicht, und der heldenmäßige Kampf der beiden Erzbischöfe war der erste Schritt zu der Wiedererhebung der lang unterdrückten katholischen Kirche in Deutschland. Schon im Februar des folgenden Jahres stand die preußische Regierung von ihren Forderungen in Betreff der gemischten Ehen ab. Sie gestattete bald darauf freie Correspondenz zwischen den Bischöfen und dem Oberhaupte der Kirche. Eine große geistige Bewegung hatte sich durch ganz Deutschland verbreitet, als deren wissenschaftlichen Stützpunkt sich zunächst der alte Görres in seinem Athanasius *), die Herausgeber der historisch-politischen Blätter, welche die katholische Geschichtsforschung von Neuem zu Ehren brachten, gezeigt hatten.

Das Jahr 1840 bedrohte Europa und vorzüglich Deutschland mit einem abermaligen Brande, und zwar wegen einer Angelegenheit, die zunächst Asien und Afrika betraf. Der Vierbundtractat und die Denkschrift der Generalconsuln von Rußland, Preußen, Oestreich und England zu Alexandria, welche sie dem dortigen Vicekönige überreichten, hatte Syrien dem Vicekönige zu nehmen und dem türkischen Sultan zurückzuerobern verheißen, Frankreich aber von der Vermittlung ausgeschlossen. Die gereizte Stimmung des französischen Kabinets brachte jedoch auch den alten Streit über Frankreichs natürliche Gränzen wieder zur Sprache, und es hätte wenig gefehlt, so wäre die türkische Frage, ob nämlich der Vicekönig Syrien verlieren oder behalten sollte, am Rheine entschieden worden. Aber die Deutschen sangen fleißig:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,"

und Ludwig Philipp, „der Bürgerkönig," der sich nur mit den Geldleuten halten wollte, war durchaus der Mann nicht, sich für eine Idee zu schlagen, die ihn vielleicht gerettet hätte und Europa von dem Auswuchs befreit, der acht Jahre später doch losbrach. Die mit den Engländern verbundenen Oestreicher erstürmten unter Anführung eines öſtreichischen Erzherzogs, Friedrich, Beirut und gaben Syrien und das heilige Land, da der Vicekönig keinen Widerstand zu leisten vermochte, leider, ohne die mindeste Garantie für den Schutz ihrer christlichen Mitbrüder im Libanon, an die hohe Pforte zurück, welche dieses Land nicht nur stets übel verwaltet, sondern auch ihren feigen

*) Regensburg bei Manz. 1838. Die Triarier. Regensburg bei Manz. Zum Jahresgedächtniß des 20. November ebendaselbst.

Muth zunächst an den dortigen Christen abkühlte. Die Viermächte hatten zwar dem Sultan ein Land wieder gewonnen, das er weder zu verwalten, noch zu behaupten gewußt, vergebens aber verwendete sich das Oberhaupt der katholischen Kirche für den Schutz der christlichen Brüder im Libanon, die unter dem Vicekönige wenigstens einiges Recht genoßen. Die damalige Politik wußte nichts dafür zu thun, und wir glauben, daß in der Beziehung Oestreich noch Manches nachzuholen hätte.

Der Kölner Dombau.

Erfreulicher als der in seinen Folgen so traurige Sieg der östreichischen Waffen vor Beirut und im Libanon war eine andere friedlichere Erscheinung in Preußen, die aber bald in ganz Deutschland, Frankreich und Belgien, selbst jenseits des Meeres ihren Anklang fand, und auf Kirchenbau, kirchliches Leben und Kunst in Deutschland von großem Einfluß war. Es war die Wiederaufnahme des im XVI. Jahrhundert in's Stocken gerathenen Kölner Dombaues. Schon gleich nach den deutschen Freiheitskriegen hatten sich begeisterte Männer für die Wiederaufgreifung, ja die mögliche Vollendung des Domes zu Köln ausgesprochen. Die fortwährenden und im Ganzen glücklichen Restaurationen vom Jahre 1825 an und mannigfache Bemühungen hatten endlich die Sache reif gemacht. Es bildete sich am 13. April des Jahres 1841 zu Köln ein Dombauverein *), welcher die Sache mit eben so großer Begeisterung, als Geschicklichkeit aufgriff. Preußens König, Friedrich Wilhelm IV., betrachtete den Bau als eine Ehrensache Deutschlands und seiner Krone. Er weckte die Theilnahme bei allen deutschen Stämmen, und der Kölner Dom sollte das Symbol sein „deutscher Einheit, Macht und Herrlichkeit".

Nachdem die Restaurationen am Chore vollendet, wurde am 4. September 1842 unter großen Feierlichkeiten der Grundstein zum Fortbau des berühmtesten Bauwerkes von Deutschland gelegt, und zwar an dem südlichen Portale. Außer dem Erzbischof-Coadjutor von Köln, Johannes von Geissel, und einem zahlreichen Klerus der Erzdiöcese, so wie dem sonstigen Deutschland, nahmen an der hohen Feier Theil der König Friedrich Wilhelm von Preußen, dessen Gemahlin Elisabeth von Baiern, der König Ernst August von Hannover, der Großherzog Friedrich Franz Alexander von Mecklenburg, der Erzherzog Johann von Oestreich, die Prinzen Wilhelm, Karl,

*) Vorbericht zum Kölner Domblatt.

Albrecht, Friedrich, August von Preußen, Karl von Baiern, der Fürst Metternich *).

Am 4. September des Jahres 1842 hatten sich die verschiedenen Stämme des deutschen Volkes in verschiedenen Vertretern wieder nach langer Zeit zu einem gemeinsamen Werke versammelt. Es galt dieses Mal einem Friedenswerke, einem Wunder deutscher Ehre und Kunst, dem die Zeit der Kirchenspaltung hemmend in den Weg getreten, und welches sie in dem gegenwärtigen Stande als ein trauriges Zeichen der Nachwelt hinterlassen, das aber jetzt zu neuen Hoffnungen berechtigte. In dem großen Lager in der Nähe von Brühl zu Euskirchen, welches die genannten Fürsten gleichzeitig zur Heerschau vereinte, sprach der Erzherzog Johann, nachmaliger Reichsverweser, einen Trinkspruch, welcher damals die Begeisterung aller deutschen Gemüther entflammte, mit neuen Hoffnungen erfüllte, deren Verwirklichung aber einstweilen noch in der Ferne liegt. „Kein Preußen und kein Oestreich! Ein freies Deutschland!“ hieß es damals, und man wagte wiederum zu hoffen.

Der König Ludwig von Baiern war zwar bei der Grundsteinlegung nicht anwesend, aber er betheiligte sich deshalb mit nicht geringerer Begeisterung an dem Bau. Würtenberg, dessen König ebenfalls fehlte, hielt mit seinen Beiträgen nicht zurück. Es sandte Geld und Werksteine. Man fühlte das Erheben einer neuen Zeit. Die vielen Dombauvereine, die sich allenthalben in Köln unter verschiedenen Namen bildeten, begannen bald zu einer Zeit, wo es noch kein Vereinsrecht gab, wo alle Genossenschaften, die nur einigermaßen ein freies Leben entwickelt, mit allerlei Chicanen überwacht und unterdrückt wurden, die Freiheit des Gedankens und der Rede auf dem Kunstgebiet zu entwickeln, ein parlamentarisches Geschick und eine Geistesrichtung zu bilden, die auf eine bessere Zukunft deuteten. Deutsche Kunst, deutsche Art und deutscher Sinn kamen wieder zu gerechter Würdigung, zu Ehren, und man konnte auf dem Wege freierer und friedlicher Entwickelung, wissenschaftlicher Erörterung, künstlerischer Betrachtung wieder eine Restauration hoffen im Gegensatze zu jener, die seit dem Jahre 1817 mittels geheimer Verbindungen, burschenschaftlicher Umtriebe oder maurerischer Bestrebungen versucht worden.

*) Kölner Domblatt. Dienstag, den 6. September 1842.

Die Wallfahrt nach Trier und der ohnmächtige Sturm lichtfreundlicher und protestantischer Secten gegen die Bekenner der alten Kirche in Deutschland.

Das katholische Bewußtsein war seit dem Ereignisse vom 20. November 1837 in fortwährender Steigerung begriffen. Der Kölner Dombau, den man allgemein als ein Versöhnungswerk betrachtete, trug ebenfalls nicht wenig dazu bei, es zu heben. Ein Blick in das Domblatt zeigt deutlich, wie es sich allenthalben regte; da erhob sich im Herbste des Jahres 1844 auf rein religiösem Gebiete eine neue großartige Bewegung im Westen von Deutschland, welche ganz geeignet schien, der in Indifferentismus versenkten Welt ein abermaliges Zeugniß entgegenzusetzen. Es war dies die Wallfahrt nach Trier zur Verehrung und Begrüßung des katholischen Symbols kirchlicher Einheit, des heiligen Rockes. Die Feierlichkeit begann am 18. August, am Feste der heiligen Helena, und dauerte bis zum 6. October. Die Gesammtzahl der hier nach und nach versammelten Pilger betrug 1,050,833 Köpfe. Das war für Trier und die katholische Christenheit eine höchst freudenreiche, durch keinerlei Unordnung getrübte, für so Viele eine heilige Zeit *)!

Hatte nun die Trierer Wallfahrt den lebendigsten Beweis geliefert, daß die katholische Kirche ihre alte Kraft noch nicht verloren auf die Gemüther der Menschen, so sollte doch anderweitig auch wahr werden, was der hochwürdigste Bischof Arnoldi von Trier bei der rührenden Schlußfeier verkündete: „Seid versichert, der Teufel will auch seinen Theil haben!" Ein verkommener Mensch in dem fernen Schlesien, Johannes Ronge, suspendirter Kaplan, schrieb einen frechen Absagebrief an den Bischof von Trier, der sich erkühnt hatte, eine derartige fromme Begeisterung zu gestatten. Ein anderer, in seiner Weise ebenso abgeirrter Priester, Johannes Czersky aus Schneidemühl in Posen, hatte bereits thatsächlich, um seinen Haushalt einzurichten, auf den Rath eines protestantischen Oberhofpredigers eine sogenannte deutschkatholische Kirche gegründet, die einen kurzen Rumor in den Zeitungen machte. Denn obgleich Beide sich über das neuaufzustellende Dogma gar nicht einigen konnten, vorzüglich deshalb, weil sie keines hatten, so erhob sich doch mittels protestantischen

---

*) Die Ausstellung des heiligen Rockes in der Domkirche zu Trier im Herbste des Jahres 1844 von J. Marx.

Schutzes ein allgemeiner Sturm gegen die Katholiken, besonders in den gemischten Gegenden Deutschlands *). Lichtfreunde und symbolgläubige Prediger sammelten Gelder und Ehrenbecher für die neuen Apostel, die mit Jubel und Ehrenkränzen eingeholt, und Festessen, wobei es natürlich an Toasten gegen die „Alte" nicht fehlen durfte, gefeiert wurden. Fast alle Zeitungen mit ihren Judengehilfen standen in ihren Diensten. Die protestantischen Magistrate gaben ihre Rathhäuser, die Prediger ihre Kirchen, Kanzeln und Schulen, die Gemeindevertreter die Gelder der öffentlichen Kassen für Versammlungen her, worin die altkatholischen Mitbrüder, von denen jene auf keinerlei Weise gekränkt worden, geschmäht und als Gegenstände des Hasses geschildert wurden. Während nun die Katholiken schon der Mehrzahl nach, die erste Bekennung von Deutschland, nirgendwo zu ihren wohlbeanspruchten Rechten gelangen konnten, fand ein Häuflein von Wühlern, von denen Einzelne sogar, wie dies Robert Blum vorgeworfen wurde, das Vaterunser verlernt, alle Unterstützung. Die Damen eilten, wie das in der freien Stadt Frankfurt geschah, mit Blumen und Kränzen den neuen Aposteln entgegen. Ja die bestehenden Gesetze und Verträge schienen einzig gegen die Katholiken gerichtet zu sein, weil die Herren, welche das Staatsschiff lenkten, noch nicht wußten, was es eigentlich werden wolle „mit der neuen Bewegung innerhalb der katholischen Kirche", richtiger, gegen dieselbe. Aber der wilde Sturm brauste im Ganzen an den Katholiken unschädlich vorüber. Die Kirche hatte andere Stöße bekommen und war nicht gefallen. Die gefeierten Reformatoren, die, wie Johannes Ronge, an einzelnen Stellen sogar unter dem Schutze der Kanonen und von Cuirassieren verkündet hatten: „Rom muß fallen!" Doviat, ein ehemaliger protestantischer Theologe, noch jung an Jahren, der sich aber rühmte bei Champagner und Rehbraten Weltgeschichte machen zu können, und Baden, das Paradies der deutschen Liberalität, aufzuklären gekommen war, alle sämmtlich mit Huß und Luther wenigstens auf Eine Linie gestellt, verschwanden spurlos in Amerika oder unter dem demokratischen Comité in London. Gewisse Leute merkten, daß man den Pechkranz auf das eigene Strohdach geworfen, und daß sich Deutschland nie mehr blamirt habe, als in dem Jahre 1845. Die Bessern unter den Protestanten schämten sich ihrer Thorheit. Man sah aber damals schon, Deutschland war für eine Revolution reif. Denn das Recht hatte keine Stätte mehr, weil das Schwert der Gerechtigkeit in den Händen des Indifferentismus schartig geworden. Das zeigte sich denn auch bei der Unterdrückung der katholischen Schweizercantone durch die Radikalen (1847). Unglück-

*) Zeichen der Zeit von W. Prisac. VI Hefte. Neuß bei Schwan. 1845.

licher Weise ließen sich damals das mächtige Oestreich, das mächtige Preußen durch eine Handvoll Demagogen in der Schweiz, durch englische Umtriebe in ihren wohlbegründetsten Rechten kränken, und setzten der Revolution, der auch Frankreich durch seine Unentschlossenheit diente, statt der Gewalt der Waffen nur unmächtige Protestationen entgegen. Da sah denn die Rotte der Umwälzung schon im November 1847, wie stark sie war, und was sie im Frühjahr 1848, einer Zeit so voll Schande und Schmach, wagen durfte und konnte.

Discite justitiam moniti, non temnere divos.

Namen- und Sachregister.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

J.

K.

N.

P.

Q.

R.

V.

W.

X.

Y.

Z.

C Walter.